

Hendrik Conscience
Jakob von Artevelde.

Historischer Roman.

Unter Mitwirkung des Verfassers

deutsch von

O. L. B. Wolff.

Erster Band.



Leipzig

Verlag von Carl W. Vord.

1849.

Niederländische
B i b l i o t h e k.

Erster Band.



Hendrik Conscience.
Jakob von Artevelde.

Erster Band.



Leipzig
Verlag von Carl B. Gorch.
1849.

Walt Whitman
Poetry



Conscience

*Groffte der Koninklijke Akademie
te Antwerpen.*

Hendrik Conscience.

Jakob von Artevelde.

Historischer Roman

aus dem

Blämischen unter Mitwirkung des Verfassers

von

G. F. D. Wolf.

Erster Band.



Leipzig

Verlag von Carl D. Sack.

1849.

X
2011-11-11
11:11:11

Dendrik Conscience.

Gegen das Jahr 1811 verließ ein junger Aspirant in der damals kaiserlichen französischen Marine den Seebienst, und erhielt eine Anstellung bei den Schiffswerften zu Antwerpen. Bald darauf vermählte er sich mit einer Bürgerstocher in seinem Wohnorte, und als die Franzosen 1815 Antwerpen auf immer verließen und Alles wieder auf den Friedensfuß gesetzt wurde, kam er auf den Gedanken, sein bescheidenes Einkommen durch einen, zu jener Zeit noch ganz unbekannten Erwerbszweig zu vergrößern; er kaufte nämlich abgetakelte und außer Gebrauch gesetzte Schiffe, zerlegte sie und verkaufte die einzelnen noch brauchbaren Theile wieder an Schiffsbauer. Dies Unternehmen war von glücklichem Erfolge begleitet und setzte ihn in den Stand, seine Speculationen auch auf andere Gegenstände auszudehnen, was ihm um so lieber sein mußte, als seine Ehe war mit Nachkommenschaft gesegnet worden. Bereits am 3. December 1812 hatte ihm seine Gattin einen Knaben geschenkt, der

sich im Laufe der nächsten Jahre als ein garted, fränkliches, sinniges, zum Nachdenken geneigtes, mitunter auch wohl etwas mürrisches Kind still entwickelte und in der Taufe den Namen Hendrik (Heinrich) erhalten hatte. Leider starb die Mutter schon, als derselbe eben sein siebentes Jahr erreicht. Ein mutterloses Kind fühlt sich nur zu leicht auf sich selbst verwiesen, dies mochte wohl mit dem kleinen Hendrik der Fall sein; ein neuer Erwerbszweig jedoch, dem sich der Vater zwei Jahre später hingab, fing indessen an ihn dermaßen zu beschäftigen, daß seine jugendliche Seele bald die Kinderspiele, wie die Kinderleiden darüber vergaß. — Statt mit Schiffstrümmern ferner zu handeln, war der ehemalige Marine-Aspirant nämlich auf den Gedanken gekommen, Trümmer geistigen Lebens im Handel umzusetzen, und hatte seine Magazine mit altem Papiere und namentlich mit alten Büchern, die er gleichfalls als Maculatur erstand, bis in die obersten Räume hinauf gefüllt. Dem Knaben bot sich nun eine überaus reiche Gelegenheit dar, seinen Hang zum Lesen zu befriedigen; Berge von Büchern lagen vor ihm aufgehäuft da. Er versäumte Nichts, sondern las unaufhörlich; jedes Buch, dessen Außeres oder dessen Titel ihn reizte, wurde nicht eher wieder hingeworfen, als bis es gleichsam ein alter Bekannter war. Mit derselben unermüdblichen Begierde wurde

Alles von ihm verschlungen; Gedichte, Romane, kurz Werke des Gefühls und der Einbildungskraft zogen ihn jedoch bei Weitem nicht so an, wie naturgeschichtliche, physikalische, geographische und andere streng wissenschaftliche Schriften. Das Gefährliche, das in einer so unbewachten und unregelmäßigen Lectüre verborgen lag, übte aber keinen nachtheiligen Einfluß auf ihn; theils der reiche Wechsel, theils seine zarte Jugend schützten seine Seele vor dem verderblichen Hauche verbotenen Wissens.

So verfloßen einige Jahre; da faßte der Vater plötzlich einen Widerwillen gegen das Stadtleben, kaufte ein Stück Land in der Nähe von Antwerpen, baute dort mit eigenen Händen eine Art von Einsiedelei und bezog dieselbe mit seinen beiden Söhnen. Das Gebäude war von einem großen Garten umgeben. Mit der Außenwelt kamen die Bewohner desselben gar nicht in Berührung, denn die nöthigen Lebensbedürfnisse wurden ihnen in das Haus gebracht, und die zwei Knaben waren ganz auf sich selbst verwiesen, wenn ihr Erzeuger, wie das häufig geschah, sie auf Wochen, ja auf Monate lang verließ, um in belgischen oder französischen Häfen abgetakelte Schiffe aufzukaufen. Während solcher Perioden mußten die beiden Söhne für Haus und Heerd sorgen und sich in die Arbeiten für den Garten, wie für die Küche, theilen.

Diese Einsamkeit wirkte, wie das nicht anders sein konnte, ganz eigenthümlich auf den jungen Conscience; wie früher einer Menge von Büchern, so wandte sich sein strebender Geist jetzt nur einem Buche zu, aber einem erhabenen, das noch kein Mensch auf Erden sich rühmen kann, bis zu Ende gelesen zu haben, dem der Natur. Der mächtige Einfluß, den sie auf ihn ausübte, war ungeheuer und tritt uns aus allen seinen Schriften fortwährend entgegen. Aus ihr schöpfte er jene warme Liebe für alles Erschaffene, jene innige und tiefe Gottesfurcht, jene reine Freude am wirklich Schönen und Erhabenen, die Allem, was seine Seele hervorbringt, den Stempel echter Liebendwürdigkeit und Humanität aufprägt.

Drei Jahre waren ihm in dieser Einsamkeit vorgezogen, da verheirathete sich sein Vater wieder. Die beiden, in fast gänzlicher Freiheit des eigenen Willens herangewachsenen Brüder widersetzten sich den Befehlen der strengen, auf ein geregeltes Leben dringenden Stiefmutter, und es blieb am Ende nichts übrig, um den steten Zwistigkeiten und Klagen ein Ende zu machen, als sie in eine Erziehungsanstalt nach Antwerpen zu senden. Hier wachte in Hendrik die Liebe zu wissenschaftlichen Bestrebungen wieder auf und er beschloß, sich dem Lehrfache zu widmen. Die belgische Revolution von 1830 unterbrach ihn jedoch

in seinen Studien; ihre Ereignisse übten einen mächtigen Zauber auf seine jugendliche, von vaterländischer Begeisterung überwallende Seele; er verließ die Schule und das elterliche Haus, und nahm als Freiwilliger Dienste in der Brigade des Generals Niellon. Nachdem er mehreren Treffen und auch der unglücklichen Schlacht von Löwen beigewohnt, brachte er es binnen sechs Dienstjahren nur bis zum Sergeant-Major, aber er war zugleich der Dichter des Regiments, und in den französischen Liedern, die er für dasselbe verfasste, mochte wohl Manches vorkommen, das ihn bei seinen Kameraden, aber nicht bei seinen Oberen beliebt machte, welche der damals in belgischen Heere nur zu oft sich offenbarende Geist der Insubordination stören mußte. Das Flämische war zu jener Zeit zum verachteten Volksdialecte herabgesunken, und Conscience hatte damals nur geringe Ahnung davon, daß er einst dazu berufen sein würde, der Bedeutendsten Einer zu werden, die diesem edlen, altgermanischen Idiom Rang und Würde einer Schriftsprache wiedergeben sollten. Ganz unbewußt war er dessen jedoch nicht, denn in einem Briefe vom 1. März 1830 schrieb er seinem Freunde J. A. de Vact, demselben, der sich später ebenfalls als ein Führer der flämischen Partei auszeichnete: „Ich sende Dir hier einen prosaischen Aufsatz.... ich hatte ihn zuerst für mich in der

Sprache unseres Landes verfaßt. — Ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich finde in dieser Sprache etwas wahrhaft Romantisches, Geheimnißvolles, Tiefes, Energisches, ja sogar Wildes. Gewinne ich je einige Kraft, so werfe ich mich kopfüber in die vlämische Literatur. Es ist das ein Traum, der mich bezaubert und sobald nicht schwinden wird; mein vaterländisches Gefühl nährt diesen Willen.“ — Wie trefflich hat er Wort gehalten!

Die strenge Reform, welche in der belgischen Armee stattfand, veranlaßte ihn, seinen Abschied zu fordern. Das väterliche Haus, in das er nun zurückkehrte, bot ihm jedoch keine unabhängige Stellung dar, und er ging nach Antwerpen, um sich dort ein Unterkommen zu suchen. Seine Bemühungen blieben aber ohne Erfolg. Entmutigt durch unfruchtbare Anstrengungen und finster in die Zukunft blickend, die ihm nichts Erfreuliches darzubieten schien, fühlte er sich eines Tages auf das Höchste aufgeregt, und sein Geist beschloß in straffer Spannung den Kampf gegen die Ungunst der Verhältnisse. Er nahm sich vor, ein Buch in vlämischer Sprache zu schreiben. Eine Stelle in Guicciardini's Beschreibung der Niederlande gab ihm die Idee, eine Reihe von Scenen aus der Zeit der spanischen Oberherrschaft zu entwerfen. So entstand sein Wunderjaar. Dieser Versuch fand eine günstige Aufnahme in Belgien, trug aber dem Dichter nur geistige Früchte,

denn als er später mit dem Drucker abrechnete, war er diesem nach Abzug aller Kosten, statt des Gewinnes, noch eine, für seine Verhältnisse unerschwingliche Summe schuldig. — Jetzt drangen noch dazu seine Eltern in ihn, welche nur die schlimme Seite dieses unglücklichen Ausganges seiner Speculation sahen, sich ernstlich um eine Versorgung zu bemühen. Sein Vater fühlte sich um so mehr dazu veranlaßt, als sich die Familie seit der zweiten Heirath bedeutend vergrößert hatte und er sich außer Stand gesetzt sah, noch länger für den bereits erwachsenen Sohn zu sorgen.

Mit schwerem Herzen verließ nun eines Abends, nach einem Gespräche mit den Seinigen, in welchem er viel Bitteres hören mußte, der talentvolle Jüngling auf immer das väterliche Haus. Seine ganze Habe bestand in zwei Francs und einigen Kleidern, die er, in ein Tuch geschlagen, unter dem Arme trug. Von trüben Gedanken gequält, richtete er seine Schritte nach Antwerpen, nicht wissend, was er beginnen sollte. Da begegnete ihm in der Nähe der Stadt ein alter Schulcamerad, der, als er seine Geschichte erfahren, ihm Trost zusprach und ihn in das Haus seiner Eltern führte. Diese nahmen sich, auf des Sohnes Jureken, seiner thätig an und sagten für ihn auf unbestimmte Zeit in einem Wirthshause der Vorstadt gut, sodas für seine nothwendigsten

Lebensbedürfnisse gesorgt war. Von nun an schienen ihm hellere Sterne zu leuchten. Der berühmte Maler Wappers interessirte sich für ihn und wirkte ihm eine Audienz bei dem Könige aus, damit er diesem sein Buch überreiche. Fast wäre auch hier wieder die Hoffnung des jungen Conscience an einem geringfügigen Umstande gescheitert; er besaß nämlich keinen Anzug, in welchem er vor dem König erscheinen konnte; allein sein Gönner Wappers, der nichts halb thun wollte, half ihm hier mit seinen eigenen Kleidern aus. Obrist Joly — jetzt General — führte ihn nun zu dem Könige, der ihn huldreich aufnahm und ihm eine Unterstützung bewilligte. Dadurch ermuntert, ergriff Conscience von Neuem die Feder und veröffentlichte bald darauf sein zweites Buch, *Phantasia*, welches jedoch ganz das Schicksal der ersten Arbeit theilte, und zwar literarischen Erfolg, aber zugleich einen nicht geringen Saldo, den der Verfasser dem Buchdrucker nach der Abrechnung zu leisten hatte, mit sich führte. Eine magere Anstellung bei dem Provinzialarchiv, mit einem Gehalte von 500 Francs, welche ihm zu Theil ward, gab ihm jedoch die Kraft, auf der einmal betretenen Bahn zu verharren. Er nahm seine Nächte zu Hülfe und schrieb einen historischen Roman in drei Bänden: *De Leeuw van Vlaenderen*. — Dieses Werk fand eine überaus günstige

Aufnahme in Belgien, und machte seinen Verfasser beliebt im ganzen Lande; aber trotzdem war der materielle Gewinn, den er von dieser vierzehnmönatlichen Arbeit zog, nach Abzug aller Kosten, die Summe von — — sechs Francs (1 Thlr. 18 Ngr.). — Conscience's Talent, Geist, Fleiß, Vaterlandsliebe und Begeisterung für die Freiheit, wie er sie in demselben offenbarte, fanden allerdings die rühmlichste Anerkennung, erweckten ihm aber zugleich Haß und Verfolgung von Seiten der französischen Partei in Belgien, die in ihm einen der bedeutendsten Vorkämpfer des Blamischen erblickte, dieses Element um jeden Preis niedergedrückt wissen wollte, und ihr Streben durch die damaligen staatlichen Verhältnisse Belgiens unterstützt und befördert sah.

Von Neuem trübte sich nun der Horizont des Armen. Der schlechte materielle Erfolg seiner Unternehmungen hatte ihn in Geldverlegenheiten gestürzt, und er mußte sich voll Schmerz gestehen, daß die Feder nicht das Mittel sei, ihm eine sorgenfreie Lage zu bereiten. Er litt im Stillen und faßte plötzlich den Entschluß, die Schriftsteller-Laufbahn aufzugeben und sich von seiner Hände Arbeit zu ernähren. Mit bewunderungswürdiger Charakterstärke verwirklichte er diesen Plan, verdingte sich bei einem Gärtner als Gehülfe und führte dieses Leben standhaft dreizehn Mo-

nate lang durch. Die Natur, der er nun wieder näher getreten, war sein einziger, aber auch sein kräftigster Trost. — Indessen sein Gönner und Freund Wap- pers verließ ihn nicht, sondern lenkte von Neuem die Aufmerksamkeit des kunstsinigen Königs Leopold auf ihn. Conscience erhielt das Amt eines Grefsiar bei der Academie der schönen Künste zu Antwerpen und sah sich nun vor jedem Mangel geschützt. Von Neuem ergriff er jezt die Feder, und es folgten nun rasch auf einander Hugo van Graenhove, eine Geschichte aus dem Mittelalter (deutsch von dem Verfasser dieser Skizze), seine Avondsonden, Het Boek der Natuer, — seine Geschichte Belgiens, Lambrecht Heusmans u. s. w. — Alle diese Leistungen erfreuten sich des verdientesten Beifalls, wurden in mehre fremde Sprachen übersetzt und erwarben ihrem Verfasser einen europäischen Ruf; natürlich war auch ihr materieller Ertrag günstiger, als dies bei seinen früheren Arbeiten der Fall gewesen.

Gendrik Conscience ward aggregirter Professor an der Universität Gent, Professor und Lehrer der vlämi- schen Sprache und Literatur bei den königlichen Kin- dern, Ritter des belgischen Leopolds-, des preussischen rothen Adler- und des bayerischen St. Michaelsordens, sowie Mitglied des königlichen Instituts zu Leyden.

Jakob von Artevelde.



I.

Der Freitagsmarkt in Gent ist einer derjenigen Plätze, deren Anblick allein den Dichter in vergangene Zeiten des Ruhms und der Volksgröße zurückversetzt. Diese Ebene liegt da wie ein unermessliches Blatt, auf welchem die ganze Geschichte der flämischen Gemeinen geschrieben steht. Auf dieser Bühne von Flanderns Glück und Unglück, von Flanderns Macht und Erniedrigung hat der Grund hundert Mal gehbt unter den Tritten der wühlenden Menge; sein Veden hat das Blut unserer Väter in wüthenden Bürgerkriegen getrunken, die Lust hallte dort wieder von jauchzenden Siegesrufen, von rasendem Mordgeschrei, von Liebesgesängen für den Fürsten, Verfluchungen der Tyrannen und glühenden Wünschen für Vaterland und Freiheit.

Was auch immer das Gemüth der tropigen Gentier bewegen mochte — sei es Freude, Leid oder Zorn — das Volk strömte stets aus allen Straßen nach dem Freitagsmarkt, als nach dem Plage, der Jedem zugehörte, und wo selbst der Bettler, wenn er Bürger von Gent war, sagen konnte: dies ist mein Eigenthum.

Durch lange Gewohnheit hatte das Volk sich eingebildet, daß auf dem Freitagsmarkte jeder Bürger, gleich viel ob arm oder reich, über die Angelegenheiten der Gemeinde und des Landes sagen könne, was er wolle, ohne daß es der Obrigkeit gestattet sei, den Genuß dieser Freiheit zu beschränken oder Jemanden besonders zu bestrafen für Etwas, das sich auf dem Freitagsmarkte ereignet hatte. In der Meinung der Menge galt dieser Platz daher als ein freier Boden, auf dem Niemand zu gebieten habe denn das Volk allein; was man in keiner andern Straße oder auf keinem andern Markte thun und aussprechen durfte, das sagte man laut und that es öffentlich auf dem Freitagsmarkte.

Bei Aufständen oder zur geselligen Vertheidigung von des Volkes beeinträchtigtem Rechte versammelten sich hier die bewaffneten Mitglieder der Keerringen oder Gilden, bereit als eine eifersüchtige und mannhafte Gemeinde die Freiheit zu rächen, und wenn sie auch nur dem Scheine nach angegriffen worden war. Hier auch, vor dem Giebel des Hochhauses, schwor Gent seinen Fürsten Treue und legten diese den Eid ab, Flanderns Rechte nicht zu schänden.

Im vierzehnten Jahrhundert hatte der Freitagsmarkt ein ganz anderes Aussehen als jetzt; die St. Jakobskirche, von allen andern Gebäuden abgesondert, beherrschte den ganzen Plan, ohne daß ein einziges Haus ihre Aussicht bis an die Leije verhinderte. Dieser Tempel war von einer runden Mauer umschlossen, innerhalb welcher sich der Kirchhof mit seinen einsamen Gräbern

ausbreitete; vier Fußpfade durchkreuzten den Gottesacker, über die man bei Tage wie bei Nacht gehen durfte, sei es um vor dem Beinhause zu beten, sei es um seinen Weg abzukürzen. Vor dem Giebel der Kirche, in einiger Entfernung, doch gleichfalls in der Mitte des Marktes, stand der Collatiezolder, ein altes Gebäude mit rundem Thurm, wo die Dechanten der Gilden zu allgemeinem Rathe, Collatie genannt, sich versammelten, um über alle Zustangelegenheiten zu beschließen. Eine eiserne Gallerie, der Ring geheiß, umschloß das Thürmchen wie ein Gürtel auf der Hälfte seiner Höhe. Jedes Stück Tuch, Leinwand oder Barchent, welches Freitags zu Markt gebracht wurde, und von dem die Kinder oder Geschwornen der Gilden urtheilten, daß der Stoff verfälscht oder schlecht genug gearbeitet sei, um dem Ruhme des Genter Gewerksleißes Abbruch zu thun, ward zur Schande für seinen Verfertiger öffentlich auf den Ring gehängt. Die Häuser rings um den Freitagsmarkt sowohl wie in den andern Stadtvierteln waren meist von Holz aufgeführt und mit Stroh gedeckt; einige derselben, die Wohnungen bemittelterer Bürger, hatten ein Ziegeldach und einen Giebel von Backsteinen, zwischen welchen hölzerne Bindebalken in großen Quadraten hindurchliefen. Die Fenster waren in Spitzbögen oder sonst vielgestaltig, alle jedoch durch einen aufsteigenden Pfeiler in zwei Hälften geschieden und durch geschickt eingefügte Glascheiben verschlossen. — Es wäre thöricht zu glauben, daß das für diese Wohnungen verwandte Baumaterial ihnen ein geringes Ansehen hätte geben

müssen; dies mochte allerdings der Fall sein bei den niedrigen Häusern, welche Arbeitern oder armen Bürgern als Wohnung dienten; aber die immer sehr hohen Bürgerhäuser entfalteten genugsam Pracht und Kunst, zum Beweise, daß Reichthum und Geschmack ihren Bau geleitet hatten. Diese Pracht bestand in erhabenem Bild- und Laubwerk, mit welchem alles sichtbare Holz des Giebels gleichsam überdeckt war, und in den ausgefuchten Formen der verzierten Fensterbögen, unter welchen allerlei geschnitztes Laub- und Blätterwerk sich zu ringeln schien. Trotz dieser reichen Bauart und dem künstlichen Schmuck boten die Häuser von Gent dem Blicke des Beschauers nichts Gefälliges dar; über die ganze Stadt herrschte der braungraue Ton des verwitterten Eichenholzes und die fahle Aschfarbe des halb vermoderten Strohes.

In einem Winkel des Freitagsmarktes, nach dem Wairstege zu, stand eine Art von Schloß, aus schwerem schlechtem blauem Schieferstein aufgebaut. In dem Vorgiebel desselben, der auf seiner ganzen Breite mit Gesteinen gekrönt war, prangten schöne spitzböigige Fenster; an jeder Ecke des Giebels hing ein Thurm, Drommer oder Kessel genannt, der mit Schießlöchern versehen war. In diesem Schlosse wohnte das edle Geschlecht von Utenhove.

Solcher besessiger Häuser, die man Steine nannte, gab es viele in Gent; sie gehörten fast alle Edelleuten zu und waren dem Stadtrecht nicht unterworfen, indem sie als fürstliche Lehen unmittelbar von dem Grafen abhingen.

Es läßt sich denken, daß solche Steine, mitten in den Gemeinen aufgeführt, nichts Anderes waren als Festungen, aus denen die Lehns Herren das Volk beherrschten und unaufhörlich dessen Freiheit und Entwicklung bedrohten oder es niederhielten, wo es noch nicht aus seiner ursprünglichen Unmündigkeit sich erheben hatte. Bei den eigentlichen alten Herrenlehen auf dem platten Lande war dies auch wirklich der Fall; aber in der Stadt Gent hatte der Geist des Gewerbleißes und der Volksmacht schon lange Alles durchdrungen, sogar die felsenhähnlichen Mauern der Steine. Die edeln Geschlechter waren dort in die Bürgerschaft getreten und redliche Glieder der Gemeinde geworden, dem Volke rathend und helfend bei der Entwicklung der Arbeit und der Freiheit. So war es gekommen, daß die Genter Edelleute — obwohl hinsichtlich ihrer Schlösser, als ihres unbeweglichen Eigenthums, unabhängig von der Schöffenbank — sich selbst hinsichtlich ihrer Personen unter das allgemeine Recht der Stadt Gent gestellt hatten. Sie nahmen in völliger Gleichheit an den Lasten und Pflichten Theil und genossen gleich Jedem die Vorrechte und den Schutz der mächtigen Gemeinde.

Wohl gab es einige Edelleute, ja sogar ganze Geschlechter, welche diesem Vorbilde nicht gefolgt waren. Diese beklagten es sehr, daß das Volk so drohend sein Haupt gegen die Macht der Lehensherren erhebe, und da Frankreich damals noch das Land war, wo die Ritterschaft in ihrem vollen Glanze prangte und das Volk unwiderstehlich unterdrückte, so hatten sie ihre Hoffnung

und ihre Neigung auf Frankreich gewandt, wähnend, daß von dort eine Macht ausgehen werde, die dem Hochmuth des Volkes Gränzen setzte. In Flandern nannte man diese Welleute, sowie überhaupt Alles, was französisch gekannt war, spottweise die *Leliaerds* (die Anhänger der Lilien, des französischen Wappens).

Ursprünglich war es jedem Bürger verboten, in einem Stein zu wohnen; Ritter allein durften in einem besetzten Hause ihren Aufenthalt nehmen; aber im vierzehnten Jahrhundert war der Reichthum der Genter Bürger schon so hoch gestiegen, daß einige sich auch Steine gebaut oder von herabgekommenen adeligen Familien gekauft hatten.

Der Freitagsmarkt war nicht immer der Schauplay der Freude und des festlichen Gewühls; es giebt auch in Flanderns Geschichte trübe Blätter, die von des Volkes Elend und Erniedrigung erzählen.

Der 25. December im Jahre unsers Herrn 1337 war ein kalter widerlicher Tag; seit vierzehn Monaten wüthete eine gräßliche Hungernoth im reichen Flandern. Diese Plage, hundert Mal schlimmer als Pest und Krieg, hatte die Lebensäfte des Volkes aufgetrocknet und selbst die früher niemals entmuthigten Genter so ihrer geistigen wie ihrer körperlichen Kraft beraubt, daß ihnen keine Stärke mehr zu bleiben schien, um sich ein besseres Loos zu wünschen. Der Tod nahte sich ihnen wie ein Schlaf der Ermattung; er raffte täglich wie ein schleichendes Ge-

ippenst Hunderte von Schlachtopfern hinweg, und dennoch betrachteten ihn die unglücklichen Bläminger mit jenem stumpfen zweifelhaften Blicke, welcher verkündet, daß selbst die Liebe zum Leben in uns erstorben ist.

War es schon in Gent gräßlich, die verhungerten Arbeiter mit eingesunkenen Augen und verwildertem Antlip wie stumme Schatten durch die Straßen schwan-
ken zu sehen, so zeigte sich dies noch entseflicher in dem Schicksal der armen Dorfbewohner, die bis dahin ihren Wohlstand und selbst Ueberfluß im Spinnen und Weben von Wolle oder Flachß gefunden hatten. Dort eilte der fürchtbare Hungertod von Wohnung zu Wohnung, um den Arbeiter auf seinem ruhenden Webstuhl zu treffen, während derselbe Frau und Kinder vor seinen brechen-
den Blicken mit mörderischen Schmerzen kämpfen sah; dort folgten Krankheit und Pest der Hungersnoth auf dem Fuße nach, um noch die zu rauben, welche jene am Rande des Grabes gelassen hatte. Es gab Gemeinen, in denen die entseflichste Stille herrschte, als ob der Tod keinen einzigen Bewohner verschont habe, und wo in der That die Leichen ganzer Familien wie vergessen liegen geblieben waren. Man sah auf den Feldern Frauen und Kinder wie rasende Thiere die Kräuter aus dem gefro-
renen Boden reißen und tödtlich getroffen hinsinken, die trügerische Nahrung im krampfhast verzerrten Munde. Ach! nichts war schrecklicher als der Anblick dieses hoff-
nungslosen Kampfes einer fleißigen und zahlreichen Bevölkerung gegen Seuche, Pest, Kälte und Hun-
gersnoth.

An jenem Tage zeigte der Freitagsmarkt auch in seiner ganzen Gräßlichkeit das Elend des Volkes. Auf demselben Plage, wo die Bürger von Gent so manches Mal in jauchzendem Gewühl ihren Wohlstand und ihre Freiheit gefeiert hatten, lagen sie jetzt erschöpft, gelähmt und abgezehrt, den bewußtlosen Blick auf den Boden gerichtet.

Am Fuße von St. Jakobs Kirchhofsmauer saßen viele Frauen und Kinder zusammengekauert, um sich vor dem schneidenden Winde zu schützen; sprachlos lagen sie da wie ein Haufen versteinelter Leichen, vor den Mauern, hinter denen ihr Grab vielleicht schon gähnte; keine Klage, keine Bewegung als allein der laute Ruf, den eine Mutter auf die Lippen ihres erstarrenden Kindes drückte, oder die Stimme eines Knaben, der mit dem Gesichte im Schooß versteckt die Worte Brod, Brod! aussprach, als ob der Boden ihn hätte erhören können. Bei dem Gotteshause zu St.-Jan-in-de-Olie (St. Johannes im Delberge) trauerten solche Haufen leidender Frauen und längs allen Häusern, die sich von St. Jakobs nach der Relje hingen, konnte man die verhungerten Bürger sehen, ebenso niedergedrückt wie die Frauen und das Antlitz ganz in ihr Regentuch versteckt.

Warum kamen sie denn auf einen Markt, um dort mit der bitteren Kälte zu kämpfen, während ihre Wohnungen ihnen zum Mindesten Schutz, wenn auch nicht vor dem wüthenden Hunger, doch vor dem schneidenden Nordwinde darboten? Der Freitagsmarkt? Dort lebte das Volk von Gent ganz und gar, dorthin hatte es stets

seine Freude gebracht, es brachte jetzt auch sein Glend und sein Leid dahin.

Unter dem Thürmchen vor dem Hochhause und weiter den Markt hinauf nach der Seite der Leije zu änderte sich dieses gräßliche Schauspiel der Hoffnungslosigkeit und des tödtlichen Schmerzes; hier waren in zahlreichen Häusern die Bürger versammelt, in deren Herzen noch Feuer genug lebte, um Jorn zu nähren oder Rettung zu suchen. Hier schossen noch aus manchem Auge drohende Strahlen der Rachsucht gegen die Ursache von des Volkes Glend; hier sah man Häufte sich krampfhaft ballen; hier hörte man blutige Drohungen und bittere Spottreden auf die Feigheit der Bläminger.

„Sind wir Genter?“ rief ein trotziger Blaufärber in dumpfer Wuth. „Wir Genter? Ach, wir vergehen vor Hunger, unsere Kinder sterben wie junge Hunde, unsere Frauen liegen da am Kirchhofe wie das Schlachtvieh, das seinen Tod erwartet, und wir, wir stehen hier machtlos und fluchend.“

„Aber, Lieven Gomynne, was können wir thun?“ bemerkte ein Anderer mit muthlosem Ton. „Es ist keine Nahrung im Lande, wer soll uns denn Arbeit geben?“

„Was Ihr da sagt, Simon, ist eine Feigheit; die Gemeine darf ihre Bürger nicht Hungers sterben lassen!“ murkte ein Dritter.

„Ach!“ seufzte Simon, „die Gemeine hat viel gethan in dieser elenden Zeit; vor vierzehn Tagen hat sie noch eine Anleihe aufgenommen und tausend Pfund an die Gilden ausgetheilt. Unsere Härbergilde hat hundert

siebenunddreißig Pfund davon bekommen, und Ihr wißt es, Lieven, denn das Stadtviertel zum Dubenborgh hat auch hundert Pfund erhalten.“

„Dort, dort ist Geld genug!“ rief ein Balkmüller, indem er drohend auf den Utenhovestein wies, „aber es gehört Ruth dazu, um es herauszuholen, Ruth! und wir sind feigherzige Schufte.“

Diese Worte überraschten die Zuhörer auf eine sonderbare Weise, und sie betrachteten den Balkmüller mit schmerzlichem Unwillen.

„Schweig!“ rief Lieven Comyne. „Ihr und Simon, Ihr wißt nicht, was Ihr sagt. Betteln, Plündern, was ist das für eine Sprache? — Ja, ich segne auch die Hand, die durch eine milde Gabe diesen armen Frauen und Kindern zu Hülfe kommt und sie labt; aber was wir Männer, wir Genter haben müssen, ist das ein Almosen? Ist es Geld, das wir mit Gewalt rauben sollen? Sind wir denn Bettler oder Diebe? Nein, nein! Arbeit muß es sein, Arbeit und Nahrung. Ich will kein anderes Brod essen, als das ich im Schweiße meines Angesichts verdienen kann. So spricht ein Mann.“

„Ja, ja! so spricht ein Mann, der gegessen hat!“ antwortete der Balkmüller; „aber ein leerer Magen ist taub. Darum, das Schöntreden kann wenig helfen. Keine vierzehn Tage mehr und es wird sich anders gemacht haben in Gent; — und dann wollen wir einmal sehen, wie viel Stücke und wie viele Maß Wein in den Stelen versteckt liegen.“

„Ein schlechtes Mittel!“ seufzte Simon, „das steht und nur vom Rande in den Graben.“

„Als ob es möglich wäre tiefer zu fallen!“ antwortete der Walmüller lachend.

„Ha!“ rief Lieven zornig diesem zu; „seid Ihr es nicht, der gestern im Löwen-zum-Brunnen mit dem französischen Kaufmann getrunken und geplaudert hat?“

„Ja, wohl bekam es mir; dergleichen findet man jetzt nicht alle Tage.“

„Ah! dann begreif ich, wo Ihr das tolle Geschwäg gelernt habt; — und nun erinnere ich mich, Ihr habt fünf Jahre in Frankreich gewohnt mit denjenigen, die sich erkaufen ließen, die vlämische Weberei nach Amiens zu bringen. Ihr dürft nach Eurer Stadt Operen nicht zurückkehren und Ihr seid selbst kein Bürger von Gent, Ihr steht unter Ribaudenrecht!“

Der Walmüller entbrannte bei diesem Vorwurf in bestigem Zorn; dies sah man deutlich an der Röthe, die seine Wangen färbte. Da aber Lieven ein sehr starker Mann war, der mit einem einzigen Faustschlag seinen schwächeren Gegner zu Boden strecken konnte, so schluckte dieser seinen Aerger hinunter und antwortete spöttisch:

„Bacht sie mit Schmalz, Eure gnädigen Herren, die Euer Schweiß und Blut in Turnieren und Gastmählern verprassen und vergeuden; kriecht zu ihren Füßen und laßt Euch treten, bis alles Volk ausgestorben ist; dann habt Ihr nicht mehr, als Ihr verdient.“

„Er spricht von den Reliaerds,“ bemerkte ein Zim-

mermann, „und er hat Recht; wir wollen denen schon ihre Rechnung machen!“

„Warum zeigt er denn auf Utenhovestein?“ versetzte Lieven Gomyne. „Wißt Ihr denn, Ihr weggelaufener Dyerling, wer Ser Jan von Utenhove ist?“

„Er ist ein Ritter und Bedrucker des Volkes,“ murzte der Wallmüller.

„Bedrucker des Volkes?“ wiederholte Lieven mit steigender Erbitterung. „Er ist Dechant der St. Georgengilde; er ist mein Mitgeselle in der Färberei und Hinder unserer Gilde; er hat eine Schule gestiftet für die Kinder unserer armen Gesellen; er hat ein Gotteshaus für unsere armen Färber gebaut; er hat schon beinahe die Hälfte seiner Güter verpfändet, um für unsere Junft die Hungernöth zu mildern; er hat vielleicht fünfhundert armen Bürgern das Leben gerettet, und gegen solchen Mann wollt Ihr zur Rache rufen?“

„Seht,“ sagte der Zimmermann, „dort steht er vor seinem Stein und schwaht mit Lüste, dem Spinner.“

„Ja wohl, seht doch!“ rief Lieven, „er reicht dem armen Gesellen freundschaftlich die Hand.“

„Ja, das ist Einer unter Tausenden,“ spottete der Wallmüller.

„Man sieht deutlich,“ entgegnete Lieven, „daß Ihr kein Genter seid und weit her kommt. Weil Ihr in Frankreich das Volk ohne Freiheit von den Lehns Herren und Rittersn unterdrückt saht, niedergebeugt unter der Last der Willkür und verarmt durch die Verfälschung des Geldes, wollt Ihr uns hier vorführen, was Ihr dort

gehört habt. Aber nennt mir einen einzigen Genter Ritter, der sich nicht geehrt fühlt, ein Mitglied einer Gilde zu sein, oder der sich weigerte, einem Zunftgenossen die Hand zu drücken, wenn sie ihm angeboten wird!"

„Ja,“ antwortete darauf ein Strohecker, „das ist wahr, so weit es die Vaernewyds, die Goethals, die Verlegheins und Andere betrifft, welche von Vater zu Sohn Bürger von Gent gewesen sind. Aber wie ist es mit den Reliaerds?“

„Die Reliaerds, die sind weder Genter noch Vlamingen.“

„Und was sind sie denn?“

„Nun, Jan, sie sind Franzosen,“ antwortete Lieven. „Sieht man sie je in Gent? Sie laufen nach Paris, um dem französischen Könige zu folgen und zu dienen. Ja, die helfen das Böse schmieden, durch das Flandern jetzt ausgefogen und verarmt wird. Aber komme nur der Tag der Erlösung, und sie werden erfahren, was es heißt, sein Vaterland an den Fremdling zu verkaufen.“

„Der Tag der Erlösung wird eben so gewiß kommen, wie gebratene Schweine vom Himmel fallen“, scherzte der Valkmüller; „ich weiß aber doch nicht, wenn ich Euch so reden höre, gegen wen oder gegen was Ihr zu Felde ziehen wollt.“

„Gegen wen?“ rief Lieven Gomme. „Wer hat die englischen Kaufleute in Flandern festgehalten, und wer ist Schuld, daß König Eduard die Einführung der englischen Wolle in Flandern verboten hat? Wer hat so unsere Tausende von Webstühlen zum Stillstehen und

das nahrungslöse Volk an den Bettelstab und zum Verhungern gebracht? — Das hat der König von Frankreich gethan, und der soll binnen Kurzem erfahren, was der vlämische Löwe vermag, wenn er aufsteht.“

„Ach! also gegen Frankreich?“ sagte der Wollmüller lachend. „Dann beklage ich Euch. Vergesst die Geschichte von Nicolaß Janneten nicht. Ihr habt vielleicht Lust, im Hemde, barfuß und mit dem Stricke um dem Hals in's Feld zu ziehen.“

Er mußte wissen, daß diese Worte die Genter höchst erzürnen würden, denn er hatte sie noch nicht halb ausgesprochen, als er sich schon eilig entfernte, bereit zu laufen, sobald ihn Jemand verfolgte. Wirklich wollte ihm auch der Strohecker nach, um ihm Hals und Beine auf dem Freitagsmarkte zu zerbrechen. Aber Pieter hielt denselben zurück und sagte: „Laß ihn gehen, Jan, er ist nicht der Mühe werth; ich werde ihm schon heute Abends im Löwen zum Brunnen seine Rechnung schreiben. Ich weiß es nicht, aber es sollte mich nicht wundern, wenn dieser fortgelaufene Overling ein bezahlter Spion der Franzosen wäre.“

„Ich sehe in Allem nur noch keine Hülfe,“ seufzte Simon. „Der Streit zwischen Frankreich und England kann noch Jahre lang währen. Bis es entschieden sein wird, ob Philipp oder Eduard die französische Krone trägt, können alle Weber, und was von der Weberei in Flandern leben muß, vor Hunger und Elend gestorben sein.“

„Ich sage Euch, daß das nicht geschehen wird,“ rief Pieter Commune heftig. „Die Rolandsglocke wird stür-

men, noch ehe die Woche zu Ende ist. Wir werden zeigen, daß das Genter Blut nicht lügt, wenn man es auch jetzt glaubt. Wir werden mit dem Könige von England anfangen, dann wird bald Nahrung genug im Lande sein. Daß nur Einer komme, Einer, der Muth und Verstand hat, zu rufen Klandern den Löwen: Nahrung, Nahrung! und Ihr sollt sehen, wie der Freitagsmarkt bewaffnete Genter ausspeit. Hier stehen wir wohl sechshundert auf dem Markte; wir sind bereit zu den Waffen zu greifen; Klandern ist bereit sich aus seinem schwachvollen Schlafe zu erheben. Nur ein einziges Wort, nicht wahr? Nun denn, dieses Wort“

„Seht,“ sagte Simon, indem er mit dem Finger vorwärts zeigte, „dort an der Serbobindbrücke kommt der weise Mann; o, daß er dieses Wort sprechen möchte!“

Derjenige, welcher mit dem Namen des weisen Mannes bezeichnet wurde, kam von fern auf den Freitagsmarkt zugeschritten. Er war ein Bürger von mehr als mittlerer Gestalt, aus dessen Gesichtszügen schon bei dem ersten Anblick hervorleuchtete, daß Vernunft und Weisheit ihm in der That reichlich von Gott bescheert waren. Unter seiner breiten, mit Runzeln durchzogenen Stirn, besäthet von dichten Augenbrauen, glänzten seine braunen Augen, welche voll Ruhe nichts andeuteten als Ueberlegung und Frieden des Gemüthes, deren Blick aber bei der geringsten Anregung gleichsam Feuer strahlte. Seine Nase, mit großen beweglichen Nasenlöchern, verkündete Kraft und Muth, während seine minder scharf geschnittenen Lippen Güte und inniges Mitgefühl verriethen.

Nach der Kleidung zu urtheilen, mußte dieser Bürger reich sein; denn er trug einen Mantel und ein Wams von schwarzem Sammet mit rother Seide gefüttert. Die Kappe, welche seinen Kopf bedeckte, war von dunkelbraunem Tuch, seine Beinkleider vom schönsten rothen Genetier Tuch, und seine Schuhe von gelbem Corduan. Da sein Mantel sich auf der rechten Seite öffnete, so konnte man sehen, daß er am Gürtelriemen eine leberne Tasche trug und auf dieser ein Dolchmesser.

Sobald dieser Mann aus dem Zuvelfsteg auf den Freitagsmarkt trat und sein Auge von dem Anblick des schrecklichen Volkbelendes getroffen wurde, schien ein plötzliches Zittern ihn zu ergreifen und Bitterkeit lagerte sich auf seinem Antlitz. Dennoch ging er, aber langsam, vorwärts, den jetzt flammenden Blick auf den Boden gerichtet.

Um dieselbe Zeit kam ein Stadtriband aus dem Wolvesteg auf den Markt. Er hielt eine arme Frau, die ein Kind auf dem Arme trug, an der Schulter und riß sie mit Gewalt fort. Die unglückliche Mutter weinte heftig, während sie wie wahnsinnig ihren Mund und ihre Wangen auf das Antlitz des Kindes drückte und dessen Füße in ihren Busen barg. Es war ein schrecklicher Anblick, diese halb wahnsinnige Frau so gewaltsam gegen die Kälte und die Hungerdnoth kämpfen zu sehen, welche das Kind selbst in ihren Armen zu tödten drohten. Der Riband achtete nicht auf diesen verzweiflungsvollen Streit; die Mutter schien auch nicht zu wissen, daß man ihr Gewalt anthat. Sie ließ sich ruhig fortschieben und ging mit schwankenden Schritten neben ihrem Führer her. In

der Mitte des Marktes ward der Ribaud von dem weißen Manne aufgehalten mit den Worten: „Ribaud, zerrt die arme Frau nicht so! Was hat sie denn Böses gethan?“

„Ja, ich kann nicht dafür, Meister,“ sagte der Ribaud ehrfurchtvoll. „Es ist eine Frau aus Vestrem, die in Gent bettelte. Ich muß sie, ich mag wollen oder nicht, aus der Stadt schaffen, und Ihr seht, Meister, daß sie nicht gehen will.“

Eine mitleidige Stimme hatte das Ohr der Mutter berührt. Jetzt hob sie das Haupt empor und zeigte ein abgemagertes Antlitz, das trotz der fahlen Farbe des Hungers noch Spuren früherer Schönheit offenbarte.

„Ach! Meister,“ rief sie dem weißen Manne zu, „ich bin eine arme Strumpfstickerin aus Vestrem. Mein Mann und mein kleines Neßken sind gestern Nacht vor Hunger gestorben; ihre Leichen liegen noch unbegraben in unserer Wohnung. Ich floh, um mein liebes Agnettesken vor dem Hungertode zu retten. Seht, da ist es; aber es muß auch sterben; denn man jagt uns fort. Gott, Gott! ach! läge ich doch schon erfroren, dann fühlte ich die Schmerzen in meinen Eingeweiden nicht. Aber mein Agnettesken, mein Kind . . .“

Sie unterbrach ihre Klage, um die Hüßchen des schon gefühllosen Kindes noch tiefer in den Busen zu stecken. Plötzlich aber, als ob Etwas sie überrascht habe, hielt sie inne und zeigte dem weißen Manne das arme Geschöpf, während heiße Thränen ihr aus den Augen strömten.

„Seht, seht, Meister!“ rief sie mit einem gellenden Schrei; „mein Kind, mein Agneeteken ist todt!“

Dann wandte sie sich mit einem wahnsinnigen bitteren Lachen zu dem Ribaud und sagte: „Nun kommt, nun führt mich aus dem Thor, damit ich Agneete zu ihrem Brüderchen lege. Morgen wird doch Alles mit uns vorbei sein.“

„Ribaud!“ sprach der weise Mann, „Ihr könnt Eures Weges gehen; ich will für die Frau sorgen, Eure Pflicht ist gethan.“

Während der Ribaud, damit wohl zufrieden, nach dem Wolvestieg zurückkehrte, nahm der weise Mann das arme Weib bei der Hand und führte sie nach der Ecke des Hochhauses.

„Mutter!“ sagte er mit einer Stimme, die vor Mitleid zitterte, „weint nicht so bitterlich und beruhigt Euch; Euer Kind ist nicht todt. Kommt nur mit mir; wir wollen Euer Agneeteken heilen und die Pein in Euren Eingeweiden stillen. Ich werde Euch Beide vor Hunger und Kälte schützen. Ihr habt doch schon zu viel ausgehalten, nicht wahr?“

Die halb wahnsinnige Mutter schien diese Worte nicht ganz zu begreifen, betrachtete aber dennoch den weisen Mann mit funkelnden Augen und mit einem ehrfurchtsvollen Lächeln der Dankbarkeit, als ob Gott selbst ihr Führer gewesen wäre. So ließ sie sich sprachlos in ein Fuchslager neben dem Hochhause bringen. Auf die Bitte des weisen Mannes eilte hier Alles zu seinem Dienste herbei. Er ließ die Frau in einiger Entfernung

von dem Feuer sich niederlegen und sie mit Brod und Wein erquicken. Mittlerweile hatte er das erstarrte Kind in die Arme genommen und ließ es jetzt von der Frau des Hauses mit warmen wollenen Decken über den ganzen Leib reiben. Die arme Mutter war aufgestanden und sah mit ängstlicher Erwartung diesen Bemühungen zu. Sie war jedoch körperlich so angegriffen, daß ihr Mund nur unverständliche Töne hervorbrachte.

Plötzlich entfuhr ihr ein Schrei; sie riß das Kind aus den Armen ihres Retters und stürzte vor ihm auf die Kniee nieder, mit so unsinniger Freude ihm Dank zujauchzend, daß sich selbst auf der Wange des weisen Mannes eine Thräne des Mitleids zeigte. — Agneceten hatte die Augen aufgeschlagen und ihr erster Blick war wie ein beseligender Strahl in das Herz der Mutter gedrungen. — Der Tod hatte sich wieder von dem Kinde entfernt. An der Eile, mit welcher der weise Mann diese Rettung hatte bewerkstelligen lassen, wie an seinen ungeduldrigen Bewegungen merkte man leicht, daß er Eile hatte, um seinen Weg fortzusetzen. Nachdem das gute Werk vollbracht war, sprach er leise einige Worte mit dem Herrn des Hauses und sagte dann zu der armen Frau, welche wie bewusstlos ihr Kind fortwährend küßte und streichelte: „Gute Frau, Ihr könnt hier bleiben mit Eurem Kinde, und wenn Ihr nach Bestem gehen wollt, so soll Euch Reisegeld und was Ihr sonst braucht, gegeben werden. Habt nur guten Muth, liebe Frau.“

Die arme Mutter sprang auf und küßte sprachlos die Hand des weisen Mannes, bis dieser nach einem

allgemeinen Grufe das Haus verließ und wieder auf den Freitagsmarkt ging.

Hier sah er sich von Neuem aufgehalten durch die Handwerker, welche bisher bei dem Hochhause gestanden und sich jetzt mit vielen Anderen vor dem Tuchlager versammelt hatten.

„Nun, Wber Jakob,“ rief Kieven Comyne, „hat das feige Spiel noch nicht lange genug gewährt? Soll der letzte Bläminger auf der Straße sterben wie ein Hund? Wird Niemand kommen, der Verstand und Muth genug hat, um das Land zu retten? Und Ihr selbst, Wber Jakob von Artevelde, Ihr, der weise Mann von Gent, könnt Ihr die Frauen dort am Kirchhof liegen sehen, ohne daß Ihr saget: Es ist Zeit, es muß Blut oder Arbeit geben!“

„Blut, Blut!“ murrte Artevelde in sich selbst hinein, indem er den Blick zum Boden schlug. Dann das Haupt wieder emporrichtend sprach er: „Fordert nicht Blut, Ihr Genossen; es ist früh genug, wenn die unerbittliche Nothwendigkeit uns zwingt, es zu vergießen.“

„Es muß doch einmal ein Ende nehmen,“ sagte ein Weber; „es muß Arbeit und Nahrung geben, oder die Rolandsglocke soll Sturm läuten, daß der Thurm davon bebt.“

„Nein, nein,“ sagte Artevelde, „es soll besser gehen. Ich weiß das Mittel, um Blandern seine alte Freiheit und Nahrung wiederzugeben; aber vorher müssen wir erst wieder Genter und Bläminger sein dürfen, einträchtig und überzeugt von dem Rechte unserer Sache, mit

männlichem Muth und vlämischer Geduld das geschändete Recht rächend, ohne selbst Gewaltthätigkeit oder Unrecht zu üben."

Die ganze Schaar Handwerker hatte sich rings um Jakob von Artevelde zusammengedrängt, um seine Worte zu vernehmen. Was er sagte, schwellte ihnen die Brust an und machte ihnen die Augen von Hoffnung und Begeisterung funkelnd; Niemand entgegnete jedoch Etwas auf seine Rede und man sah ihn fragend an, als ob man weitere Aufklärung erwarte. Er setzte nun seiner ersten Rede hinzu: „Ist wirklich noch reines Gentisches Blut in Euren Adern? Würdet Ihr es wagen, den Schwur zu thun, hier am Orte zu sterben oder frei zu werden, wie es unsere Väter waren?"

Ein verwirrtes Gemurmel von zernigten Reden und Bethuerungen, nebst einem ungestümen Emporstrecken der Hände oder Ballen der Fäuste, beantwortete seine Frage.

„Wohl denn, Genossen!" entgegnete Artevelde gelassen, „wenn Ihr es wollt, so wird Flandern Freiheit und Nahrung haben. Es wird an unserer Erlösung gearbeitet. Seid inzwischen getrost und habt vlämischen Muth."

Nach diesem Gruße schritt Artevelde zwischen den Handwerkern hin, die ihn ehrerbietig durchließen und ihm nachsahen, bis er hinter der Ecke der Wandgalerie verschwand.

Er war ihnen jedoch kaum aus den Augen, als ein verwirrtes Gewühl unter ihnen Statt fand. Alle be-

wegten sich mit Ungestüm und schienen einen wichtigen Plan zu fassen, bis daß Lieven Gomyne plötzlich die Worte: „Freiheit und Nahrung!“ mit mächtiger Stimme wie einen Aufruf über den Markt sandte und jauchzend nach der Lange Wunte lief. Dies war wie ein Zeichen, das Jeder verstand. Andere begaben sich über die Serbobinsbrücke entweder nach dem Steendam oder nach Overschelde. Viele begaben sich zu den sitzenden Frauen und Kindern und riefen ihnen von ferne mit freudigem Tone zu: „Freiheit und Nahrung! Freiheit und Nahrung!“

Plötzlich erblickte man, wie wenn die Posaune des Erzengels diese Todten aus ewigem Schlafe erweckt hätte, die zusammengelaureten Frauen und Kinder ihre Glieder ausstrecken, aufstehen und sich unter die wimmelnden Haufen der Handwerker mischen.

Bald nachher fand ein ungewöhnliches Wogen von Menschenköpfen auf dem Freitagsmarkte statt; man ging von einem Haufen zum andern, erzählte sich überall, was der weise Mann gesagt habe, und rief: „Freiheit und Nahrung!“ Andere liefen in die angrenzenden Straßen, um die Neuigkeit nach allen Vierteln der Stadt zu tragen, und binnen Kurzem strömte das Volk, gleich einer einbringenden Fluth, aus allen Gassen nach dem Freitagsmarkte. Sie hatten keinen Hunger mehr, diese Bläminger; sie fühlten sich durch die Worte: Freiheit und Nahrung! gesättigt. Ein Stern der Hoffnung war vor ihren Augen aufgegangen, Muth und Kraft erfüllten ihre Herzen, und aus denselben Augen, welche Stun-

den lang leblos auf den Boden gerichtet waren, zuckten nun mächtige löwenmuthige Blicke.

Tropdem ließ sich indessen nicht bemerken, daß dieses zusammenströmende Volk die Absicht habe, sich Gewaltthätigkeiten zu überlassen. Im Gegentheil, die wildesten Gemüther selbst sprachen hier von Geduld und von Ehrfurcht vor eines Jeden Recht. Gewiß, sie mußten etwas Besonderes im Sinne führen; denn nachdem sie einige Zeit verwirrt und mit brausendem Lärme sich unter einander bewegt hatten, begannen sie, Jeder nach der Silde, zu der er gehörte, sich in große abgesonderte Schaaren zu ordnen. Man sah Lieven Comynne mit begeistertem Anblick noch immer hin und wieder laufen und wie ausgelassen Jeden ermutigen zu dem Unternehmen, das man erproben wollte.

Artervelde schritt unterdessen eilig durch die Magdalenenstraße bis nach dem Calanderberge, wo seine Wohnung lag. Diese bestand aus zwei hohen Häusern aus Backsteinen, mit schönen spitzbölgigen Fenstern, deren hölzerne Träger überall mit schönem Schnitzwerk geschmückt waren. Zu der Eingangsthür führte eine kleine steinerne Treppe. Durch diese Eigenthümlichkeit sowohl wie durch den Reichthum der Zierrathen unterschied sich dieß Haus von allen benachbarten Wohnungen. Es mußte auch in die Tiefe einen bedeutenden Raum einnehmen; denn hinten führte eine kleine Thür ziemlich weit in den Pardenhof hinaus. Mitten auf dem Markte, den man den

Galanterberg nannte, und der damals wohl dreimal größer war, als er jetzt ist, stand eine hohe Linde, und Artevelde's Wohnung gegenüber erhob sich eine berühmte Herberge, der Fuchs genannt.

Sobald Artevelde an seine Thür geklopft hatte, öffnete ihm eine Dienstmagd. Er ging quer durch ein großes Vorzimmer, welches früher als Tuchlager gedient zu haben schien, und begab sich dann in ein hinteres Gemach, in welchem vier Personen bei seiner Ankunft von ihren Stühlen aufstanden und ihn freudig und ehrerbietig begrüßten. In Ueberlegungen vertieft sagte er jedoch nur leicht hin einige Worte, und sich dann ausschließlich an einen kräftigen Jüngling wendend, der nicht fern vom Kamine saß, sagte er: „Wier Ghelnoot van Lens, be-
liebe es Euch, mit mir zu gehen; während ich Mantel und Kappe ablege, werde ich Euch etwas Wichtiges sagen.“

„Ah! ist es so!“ rief Ghelnoot eifrig; „hat der plämische Leu endlich den Staub von seinen Wädhnen geschüttelt? Wird er die Zähne weisen?“

„Kommt, kommt,“ sagte Artevelde ihm winkend, „Ihr werdet es erfahren.“

Ghelnoot konnte ungefähr sechsundzwanzig Jahre alt sein. Er war ein Mann mit großen blauen Augen und dunkelblondem Haar, von langer und ungemein kräftiger Gestalt, aber mit offenem Gesicht, auf dem herzliche Fröhlichkeit beständig glänzte. Bei dem ersten Anblicke schon konnte man das Bild des ächten Blämingers und vor Allem des Ginters in ihm erkennen: mächtig von Gliedmaßen, stolz in der Haltung, doch

immer bereit, zu lachen, zu scherzen und zu jabeln, so lange keine außerordentliche Rührung sich seiner bemächtigte und Ernst oder Gram in ihm hervorrief, arglos und sanft, wie ein Kind, im gewöhnlichen Leben, aber wüthend und unverzagt, wie ein Löwe, sobald Unrecht, Hohn oder Unterdrückung sein trotziges Gemüth verwundete.

Die im Gemache zurückgebliebenen Personen waren zwei Frauen und ein Jüngling von ungefähr zwanzig Jahren. Die eine Frau war die Gemahlin Jakob von Artevelde's. Ihre Gesichtszüge, ihr Benehmen und ihre Sprache, kurz Alles in ihr verkündete ihre edle Herkunft. Sie gehörte in der That zu dem ritterlichen Geschlechte von Trongene und war eine Tochter Seghers von Cortragyn, Marschalls von Flandern, welcher früher die Gefangenschaft des Grafen Guido theilte und jetzt wieder auf Antrieb des Königs von Frankreich in einen Kerker des Kastells zu Rupelmonde 'geworfen worden war. Neben ihr saß ihre Tochter, ein junges, kaum der Kindheit entwachsenes Mädchen, mit feurigem Blick, schwarzen Augen, schlanker Gestalt und sehr zarten Gesichtszügen. In ihr schienen sich Einfachheit und Kraft des Gemüthes vereinigt zu haben; denn in ihrer Sprache und ihren Geberden offenbarte sich eine stolze, doch anmuthige Freiheit, welche bewies, daß sie eine sehr sorgfältige Erziehung genossen und wenigstens geistig kein Kind mehr sei. Ihre ganze Kleidung bestand in einem Samar von hellblauer Seide, welcher vom Hals bis an die Füße ging. Eine Haube von weißem Finnen um-

schloß ihr Haupt, Wangen und Kinn, so daß nur das zierliche Oval ihres Gesichtes unbedeckt blieb. Sie trug Schuhe von schwarzem Leder, welche von stählernen Schnallen über den Fuß festgehalten wurden.

Ihre Mutter hatte dieselbe Kleidung, nur mit dem Unterschiede, daß ihr Samat dunkelfarbiger und aus reichgeblühtem Damast geschnitten war.

Diese schöne Jungfrau, das einzige Kind Jakob's von Artevelde, hieß Beerte, nach der heiligen Pharaïdis, deren Reliquien damals in der Kapelle unter den Mauern des Gravensteins verehrt wurden.

Der Jüngling, der nicht fern von ihr saß, war Lieven Denny, Sohn des verbannten Ogherhaect Denny, Dechanten der Weberzunft, der zu gleicher Zeit als Oberdechant an der Spitze aller Genter Zünfte stand. Der junge Lieven, dessen einziger Sohn, konnte sich rühmen, der reichste Erbe von Gent zu sein; denn sein Vater hatte sich ungemeine Schätze mit dem Tuchhandel erworben. Es schien, als ob die Natur und das Schicksal den Jüngling mit allen ihren Gaben überschüttet hätten. Seine schönen, vielleicht etwas zu weichen Züge waren der Spiegel einer reinen liebevollen Seele; etwas Poetisches und Sehnsüchtiges lag in seinem langsamen Augenaufschlag, aber seine breite Stirn und seine stark gewölbte Brust bezeugten auch zur selben Zeit männlichen Muth und geistige Kraft.

Beerte von Artevelde war seine Spielgenossin gewesen. Jezt liebten sie einander unter den Augen ihrer Eltern mit inniger Reigung, in der Erwartung, daß

Lieven's Vater binnen kurzer Zeit seine Einwilligung geben werde.

Als Jakob von Artevelde in das Gemach trat, war Lieven damit beschäftigt gewesen, Weerle das schöne Gedicht von dem Ritter mit dem Schwane zu erzählen, und die Mutter hatte sich zu ihnen neben der Esse bei dem Feuer hingesezt, um zuzuhören. Die Jungfrau bat ihn jezt, in seiner Erzählung fortzufahren; aber Lieven war zu sehr gestört worden durch Artevelde's eigenthümlichen Ausdruck und dessen geheimnißvolles Thun. Er vermuthete, daß sich Wichtiges zugetragen habe, und lehnte die an ihn gerichtete Bitte freundlich ab, um in tiefes Nachdenken zu versinken. Die Rückkehr seines Vaters, die Befreiung Flanderns, ja selbst seine Liebe konnten hier in die Wage gelegt werden; denn er vermuthete mit Recht, daß bei dem geringsten Funken, der unter das aufgeregte Volk geworfen würde, eine verheerende Flamme in allen vier Ecken von Flandern aufschlagen möchte. Vielleicht würde er jezt Etwas von seiner Hoffnung und seiner Angst der verwunderten Weerle mitgetheilt haben; aber ihm wurde keine Zeit dazu gelassen, da Artevelde und Ghelnoot von Lens sogleich wieder in das Gemach zurückkamen.

Jakob näherte sich seiner Gattin und sagte zu ihr: „Cathelyne, habe die Güte, Jacquemyne zu befehlen, daß sie ein großes Feuer im oberen Gemache nach der Straße zu anzünde und die Thür nach dem Paddenhoef verschließe; ich erwarte viele Freunde, die binnen einer Stunde hier sein werden. Jacquemyne muß mich benachrichtigen, wenn Jemand kommt.“

Während Artervelde mit seiner Frau nach der Thür des Gemaches ging und dort noch eine Weile leise mit ihr sprach, stand Ghelnoot bei der Esse und rieb sich lächelnd die Hände, wie Jemand, der sich sehr über eine gute Nachricht freut. Rieven und Beerle sahen ihn fragend an, erhielten jedoch keine Antwort.

„Aber, Mher Ghelnoot,“ rief Rieven, „wenn man Euch sieht, sollte man meinen, Ihr wolltet uns verbessern, was vorgeht. Als ob ich nicht wüßte, daß man damit beschäftigt ist, den Klöppel der Rolandsglocke loszumachen.“

Beerle erschrak sichtbar bei diesen Worten. „Roland! Roland!“ rief sie; „davor bewahre uns Sanct Rieven! Ha, darum hat Sanct Vertulf auf seinem Schloß heute Nacht geklopft.“

„Sanct Vertulf hat Recht,“ sagte Ghelnoot, „obwohl es scheint, daß Roland nicht mit dabei sein wird. Man hofft es mindestens; aber Ihr kennt den Burschen; er ist sehr hochfahrend und schweigt nicht, wenn man will. Desto besser, denn er ist ein Meistersänger, dessen Rieder Euch das Blut durch die Adern jagen und die Brust schwellen, so daß Ihr wähnt, Ihr könntet seinen Thurm auf dem Arme tragen. Das thut dem Herzen gut, und man fühlt, daß man ein Bläminger ist.“

„Ach!“ seufzte Beerle ängstlich, „ist es wirklich wahr, daß man wieder kämpfen wird? Die Männer! Man möchte sagen, sie dürsten Einer nach des Andern Blut. Ich begreife es nicht, Mher Ghelnoot, daß Ihr, der Ihr stets so gut und so fröhlich seid, nun plötzlich so

bitter und böse reden könnt, daß Eure Worte mir tödtliche Furcht einjagen.“

„Ihr seid mit Unrecht so ängstlich, Veele!“ sagte Ghelnoot lachend; „in Gent ist noch nicht ein so großer Mangel an Männern, daß Euer Freund Lieven Euch verlassen müßte, um jezt schon mit der Sanct Jorisgilde seinen ersten Schuß thun zu müssen.“

Die Jungfrau fühlte sich durch diese lezten Worte gekränkt; sie warf einen flüchtigen Blick auf Lieven, als ob sie sagen wollte: „Duldet Ihr den Hohn?“ Aber der Jüngling stand plötzlich auf und sprach mit dumpfer Stimme, roth vor Aerger: „Aber Ghelnoot, wenn der Stadttrompeter Versemier vom Thurm herab Sturm bläst, so werde ich mit meinem Bogen bereit stehen und beweisen, daß ich auch mit dem Tode zu scherzen weiß. Aber ich freue mich nicht im Voraus auf Blutvergießen; denn die ich treffen kann, oder die mich tödten können, sind Menschen . . .“

„Nun, nun, ereisert Euch nicht,“ fiel ihm Ghelnoot lachend in die Rede; „ich weiß, daß das flämische Herz in Eurer Brust mannhaft schlägt; doch Jeder versteht es auf seine Weise. Ich sehe nun schon seit einem Jahre die bitterste Hungernoth in Flandern wüthen; man hat unsere alten Freiheiten beinahe ganz vernichtet, hat Bürger von Gent gegen Recht und Gesetz eingekerkert, hat Euren Vater verbannt, weil er freimüthig sprach; wir werden zum Besten Frankreichs aufgeopfert und erniedrigt wie ein feiger Sklavenhaufe, und da meint Ihr, daß ich mich hinstellen werde und weinen, jezt, wo der

Genter Löwe seine Tapen aufhebt und sich anschickt, seine Ketten zu zerbrechen? Ha, ha, das wäre doch wunderbarlich!"

Artevelde nahte sich in diesem Augenblicke dem Feuer und setzte sich in den Sessel, den seine Frau so eben verlassen hatte. Er schien noch ganz in Gedanken vertieft und sagte freundlich: „Es ist draußen erschrecklich kalt, Kinder; möge Gott die Leidenden in Flandern behüten!"

Beerle schlug ihren Arm um seinen Hals und fragte schmeichelnd: „Sag' einmal, Vater! Mher Ghelnoot hat uns so ängstlich gemacht, das heißt, mich allein, den Lieven nicht — ach! so ängstlich! Er spricht von der Rolandsglocke und von Krieg und Blut. Das ist doch wohl nicht wahr, daß man in Gent stürmen wird?"

„Mher Ghelnoot hat nicht wohl daran gethan," antwortete Artevelde; „ängstige Dich nicht, Beerle; der alte Roland wird schweigen."

„So, Beerle," lachte Ghelnoot; „es ist nicht christlich von Euch, daß Ihr mir zur Last legt, was Lieven gesagt hat. Ich bin es nicht, der vom Roland sprach."

Artevelde wandte sich nun zu dem jungen Denny und sagte: „Lieven, Euer Vater kehrt aus seiner Verbannung zurück."

„Mein Vater!" rief der Jüngling mit frohem Erstaunen.

„Ja, aber dies Wort sei Euch genug; Ihr werdet bald die Erklärung desselben bekommen."

„Wann werde ich ihn sehen?"

„Das hängt von gewissen Umständen ab. Jedenfalls früher, als Ihr selbst zu hoffen wagt."

„Wie das möglich ist? Mein Vater ist wohl unrechtmäßig, aber doch gesetzlich durch den Grafen und die Webbe von Gent vor fünf Jahren aus Flandern verbannt worden.“

„Er wird dennoch zurückkehren, sage ich Euch.“

„Und kommt mein lieber Großvater Segher denn nicht auch wieder?“ fragte Beerte betrübt. „Gott, wie wird er von der Kälte leiden in den gräßlichen Kerkern des Rupelmondesteins!“

„Ich hoffe, daß der alte Marschall die Männer von Gent noch zum Siege führen wird,“ antwortete Artervelde; „doch für jetzt genug von Dingen, die nicht lange geheim bleiben werden. Laßt uns von anderen reden. Wie war es mit der Einkleidung der Nonne zu Be-teghen? War Deine Ruhme Amelberga wohlgemuth, als sie der Welt für immer Lebenswohl sagen mußte?“

„Es war so schön und so prächtig,“ antwortete die Jungfrau; „aber Amelberga hat vor dem Altare so bitterlich geweint, daß man sie unterstützen mußte, als man ihr die Nonnenkleider anlegte. Die Aebtissin sagte nachher, es sei freudige Rührung gewesen, und das scheint auch wahr zu sein; denn ich habe Amelberga später gesehen, und sie war ganz vergnügt. Aber horcht einmal . . . im Schornstein! was mag das sein?“

Alle horchten zugleich aufmerksam auf ein Geräusch, das man deutlich durch die Oeffe vernehmen konnte. Es war wie das Brausen eines fernen Meeres; etwas Unbegreifliches, aber Gewaltiges; denn Artervelde ward

bleich, warf einen besorgten Blick auf Ghelnoot und seufzte: „Gott! vielleicht zu spät!“

„Sanct Pieren stehe uns bei!“ rief Veerte mit einem Schrei der Angst, als sie ihren Vater so erschrocken sah; „was ist's, was ist's?“

„Nichts, nichts!“ sagte Artevelde bitter; „es ist ein Wagen, der ohne Kutscher fährt und vielleicht zertrümmert werden wird.“

Raum hatte er dies geäußert, so kam seine Gattin heringeeilt und rief: „Rasch, Jakob, rasch! Im Gange bei der Hinterthür erwartet Dich Jemand, der Dich augenblicklich sprechen muß. Er sagt, Flanderns Glück hänge davon ab.“

Artevelde stand auf und eilte dorthin. Er fand dort den Oberschöffen der Keure, Ser Maes Van Baerne: wold, der ganz erschrocken vor ihm stand.

„Nher Jakob!“ sagte dieser eilig, „keinen Aufschub mehr, oder der Plan mißglückt unfehlbar. Der Freitagsmarkt wimmelt von Volk, das die Luft erfüllt mit dem Rufe: «Freiheit und Nahrung!» Sie haben ihre Dechanten aufgesucht und schreien, daß sie mit dem weisen Manne berathschlagen wollen. Horcht! es ist als ob der Lärm sich näherte. Es ist die höchste Zeit; denn bleibt das Volk sich selbst überlassen, so fließt Blut in Gent.“

„Wohl denn, so laßt uns dem Volke auf dem Freitagsmarkte erklären, was geschehen muß, dann wird es wieder ruhig werden.“

„Rein, nein! Um Alles in der Welt nicht auf dem Freitagsmarkt! Außerhalb des Reichbildes von Gent

muß es geschehen. Denn seht, wenn der Versuch mißglückte, so würde Gent wieder mit unerträglichen Strafen heimgesucht werden und ich, der Oberschöffe, sowie alle meine Amtsbrüder, den Kopf dadurch verlieren. Es ist nutzlos, die Stadt ohne Grund in solche Gefahr zu bringen."

"Ihr habt Recht, indessen laßt mich machen; ich nehme alle Verantwortlichkeit auf mich allein. Aber habt Ihr mit Euren Amtsgenossen gesprochen und sie über ihre Meinung ausgesprochen, besonders diejenigen, die wegen ihres Ritterthums vor solcher kühnen That zurückschrecken möchten?"

"Ja, Alles ist wohl auf unserer Seite; die Mehrzahl ist für uns; nur Vier oder Fünf scheinen unzufrieden mit dem Plane. Thut, was Ihr wollt; wir werden Euch im Stillen behülflich sein. Ich eilte hierher; denn sie sind vielleicht schon in der Magerleinstraße. Rasch dann zur Zusammenkunft. Macht jedoch, daß das Volk ruhig und ohne Gewaltthaten wieder auseinander geht."

Während Artevelde mit dem Oberschöffen von Gent sich unterredete, verließ eine große Menschenmasse den Freitagemarkt unter dem donnernden Rufe: „Freiheit und Nahrung!“, der wie die Stimme des Sturmwindes der wogenden Menge vorauseilte. Die Walker zogen mit ihren Dechanten durch die Lange Munte, die kleinen Gilden längs dem Wandelslege, und die Weber durch die Koningstraße über den Zandberg. Sie hatten sich so vertheilen müssen, weil eine einzige Straße unmöglich so viele Menschen aufnehmen konnte. Je weiter

sie kamen, desto schrecklicher hallte der Ruf: „Freiheit und Nahrung!“ über die Stadt hin; denn die Zünfte antworteten sich jezt aus drei entfernten Straßen zugleich.

Auf ihrem Wege schloß hier und dort ein erschreckter Bürger eilig Thüren und Fenster. Die Meisten standen jedoch auf ihren Thürschwellen mit weit geöffneten Augen und blickten erstaunt die vorüberströmende Menge an. Sie konnten nicht begreifen, was alle die Zunftmänner so unbewaffnet im Sinne hatten, und erkundigten sich bald bei dem Einen, bald bei dem Andern, wohin sie gingen. Die Antwort: „Zur Berathung mit dem weisen Manne“, befriedigte ihre Neugier nicht; sobald also der Zug an ihnen vorüber war, eilten die Nachbarn überall ängstlich zusammen und befragten sich über die Ursache des Auflaufes, wie sie es nannten.

Die Ersten, die auf dem Galanderberge anlangten, waren die Weber, deren Weg der kürzeste gewesen war. Raum hatten sie sich jedoch vor der Herberge zum Fuchß theilweise aufgestellt, als die Walkmüller, denen die kleinen Gilden folgten, sich in der Mägeleinstraße zeigten. Sobald der Galanderberg mit so vielen Menschen bedeckt war, als er irgend aufnehmen konnte, rief man mit verdoppeltem Geschrei den weisen Mann. Ein Trompeter, der bei dem Dechant der Weber stand, setzte jedoch sein kupfernes Horn an den Mund und sandte einige weit-schallende Töne über den Markt. Bei diesem Zeichen hörte das Rufen plötzlich auf und die größte Stille herrschte augenblicklich. Mittlerweile sammelten sich die Dechanten und Geschwornen der Gilden und begaben

sich nach dem Hause Jakob's von Artevelde. Einer derselben schritt voraus, um die Treppe hinaufzusteigen und an die Thür zu pochen; aber er hatte nicht Zeit dazu; denn Artevelde öffnete in diesem Augenblicke selbst und kam zu ihnen herunter. Bei seinem Erscheinen erhob sich ein freudiges Murmeln in der Versammlung; kein Einziger sprach jedoch ein lautes Wort. Nur in der Tiefe der angrenzenden Straßen hörte man noch einzelne Stimmen: „Freiheit und Nahrung!“ rufen.

Als Jakob zu den Dechanten gekommen war, grüßte er sie freundlich und fragte: „Was wünscht Ihr von mir, lieben Freunde?“

„Nher von Artevelde,“ antwortete der Dechant der Schiffer, der den Auftrag hatte ihn anzureden, „wir kommen zu Euch, um uns Rathes zu erholen. Man hat uns gesagt, daß Ihr durch Eure Weisheit und Eure großen Reichthümer im Stande wäret, Flandern Wohlfahrt und Freiheit zurückzugeben. Hier sind wir, bereit, Euch zu folgen und zu gehorchen; sagt uns, was wir thun sollen.“

„Freunde!“ sprach Artevelde, „ich bin ein geborner Genter. Das ist genug gesagt, um Euch zu beweisen, daß es mir nicht an Muth fehlt, unserer Stadt und dem Lande zu nützen. Ich bin bereit, mein Leben und mein Vermögen zum Opfer zu bringen, um diejenigen zu unterstützen, die sich an die Spitze der Genter stellen wollen, damit Flandern von der Hungernoth erlöst und aus seiner Erniedrigung gerettet werde.“

„Niemand ist geeigneter, als der weise Mann von Gent, ein so mühseliges Werk zu unternehmen,“ erwie-

berte der Dechant der Schiffer, während seine Genossen durch Worte und Geberden ihre volle Zustimmung zu erkennen gaben.

Artevelde blickte einen Augenblick auf den Boden; dann das Haupt wieder erhebend, fragte er: „Wollt Ihr mir treue Freunde und Genossen sein in allen Dingen und mich nicht verlassen am Tage der Gefahr?“

„Im Namen Aller, die hier versammelt sind,“ antwortete der Dechant der Schiffer, „geloben wir redlich, Euch in Allem zu unterstützen und Leben und Gut daran zu wagen. Wo Ihr es befehlt, werden wir unser Blut vergießen für das Vaterland, und Euer weiser Rath soll unser einziges Gesetz sein; darauf gebe ich Euch die Hand.“

Alle Dechanten legten nach einander ihre Hand in Artevelde's Hand, als einen Eid unverbrüchlicher Brudertreue.

„Wohl denn!“ hub Jakob an, „es ist gesagt. Nahrung und Freiheit sollen wieder in Flandern ausblühen. Veruft alle Eure Genossen und überhaupt Jeden, der Bürger von Gent ist, übermorgen nach der Ebene der Wyloke um drei Uhr Nachmittags. Dort wollen wir öffentlich berathen, was geschehen muß, und ich werde Euch erklären, wie mir dünkt, daß Flandern unmittelbar sich erheben könne aus seinem Elend und seiner Erniedrigung, vielleicht ohne daß ein einziger Tropfen Blutes vergossen wird. Geht nun zu Euren Genossen und empfiehlt ihnen Friede und Ruhe. Eine einzige Gewaltthat würde hinreichen, uns Alle zu verderben. Das Glück oder das Elend des Vaterlandes liegt also in Euren Händen.“

Die Dechanten gaben ihm die Versicherung, daß bis zum nächstfolgenden Tage Alles still bleiben sollte, und grüßten ihn mit freudigem Danke, bis er in seiner Thür verschwunden war. Dann ging Jeder zu den Genossen seiner Zunft und theilte ihnen die Versprechungen und den Rath Artevelde's mit, ausdrücklich befehlend, daß man sich still und ruhig halte bis zum Tage der allgemeinen Versammlung in der Dylcke.

Die Zunftgenossen empfingen die Nachricht mit großer Freude und sprachen feurig mit einander darüber. Ein ungestümes Wogen entstand in der Menge, weil Jeder seine Freunde aufsuchte, um über die Angelegenheit zu reden; aber nicht ein einziger Schrei wurde aus ihrer Mitte gehört, und bald nachher sah man Alle, auf Anrathen der Dechanten, fröhlich, aber friedlich längs den verschiedenen Straßen nach ihren Stadtvierteln heimkehren.

Eine Viertelstunde später befand sich Niemand mehr auf dem Calanderberge, als einige Bürger, welche sich vor der Thür der Herberge zum Tuchs mit einander unterhielten und aufmerksam Artevelde's Wohnung betrachteten. Nacheinander sahen sie viele vornehme Personen der Stadt, Bürger, Schöffen und Edelleute, längs dem Baddenhoef nach der Wohnung des weisen Mannes gehen und fragten einander, was das zu bedeuten habe. Bald darauf hörte jedoch die Ursache ihrer Neugier auf, indem Niemand mehr kam, worauf sie nun auch ihres Weges gingen.

Der Calanderberg blieb nun still, als ob dort sich Nichts zugetragen habe.

II.

Der für die Versammlung in der Byloke bestimmte Tag war gekommen. Eine Stunde vor der festgesetzten Zeit sah man bereits aus allen Vierteln der Stadt die Bürger von Gent sich in Menge nach dem Ufer der Leije begeben, um von dort den Weg einzuschlagen, der nach dem Sammelort führte. Um sich eine Idee von dem großen Zusammenfluß des Volkes bilden zu können, hätte man an einem der Thore stehen müssen, durch welches die Einwohner von Vuitenkuipe in großen Haufen nach der Stadt zogen. So konnte z. B. das Thor unter dem rothen Thurne eine halbe Stunde lang die Menge nicht fassen, welche Sanct Vaesstede verließ, um in der Byloke gegenwärtig zu sein. Dasselbe trug sich an dem Wallthore zu, durch welches ein Theil der Einwohner von Sanct Pieters kam, während ein anderer Theil unter dem Ketelthore durchging.

Der Grund, weshalb alle Einwohner von Gent, und selbst der Herrschaft Vuitenkuipe, gezwungen waren, durch die Stadt zu ziehen, lag darin, daß es damals nur eine Brücke gab, um über die Byloke-Leije und die Houtlei zu kommen. Alle mußten nothwendig durch das Kuipgat und über die Dordeelbrücke.

Um dieselbe Stunde verließ Ger Jan Van Steenbeke, Schöff der Keure, seinen Stein in der Opperscheldestraße. Er richtete seine Schritte nach der Predi-

tersbrücke, wo er einem Schöffen von diesem Stadttheile begegnete.

„Seid gegrüßt, Mher Zoetaerde,“ sagte er, neben seinem Amtsgenossen herschreitend; „wollt Ihr auch sehen, was man dort ausmachen wird?“

„Ja wohl, Ser Van Steenbefe,“ antwortete der Andere; „Gott weiß es; aber es ist möglich, daß es der Gemeine viel Gutes bringt. In jedem Falle muß man es hören und sehen, um darüber urtheilen zu können.“

„Ha, Ihr glaubt, daß die Gemeine durch Aufruhr und Volkssturm zu retten sei!“

„Mit größerem Rechte könnte ich Euch fragen, warum Ihr von Aufruhr sprecht, da es doch nicht den mindesten Anschein davon hat. Betrachtet dies Volk; dort geht es lachend und fröhlich, ohne Waffen. Es giebt sogar Einige darunter, die Frau und Kinder mitnehmen. Ich habe meine eigenen bereits mit Verwundung gefragt, ob wir nicht vielleicht alle zusammen hingehen, um Sanct Nieven's Umgang zu sehen.“

„Das ist Alles nichts, Mher Zoetaerde, „das Volk trägt nicht selten ein Schaafsfell, aber der Löwe steckt darunter, und wenn der Löwe sein Schaafsfell abwirft, dann heißt er Freund und Feind, und zerreißt selbst seine eigenen Eingeweide.“

„Euer Gleichniß, Ser Van Steenbefe, ist in der That artig,“ sagte Zoetaerde lachend; „das Volk wäre wirklich unglücklich, wenn es stets das Schaafsfell tragen müßte; man würde ihm nicht die Zeit lassen, viel Wolle zu bekommen.“

„Sagt, was Ihr wollt, Mher Bortærde; es ist äußerst unvorsichtig, die Menge zusammenzurufen, damit sie über ihre eigenen Angelegenheiten berathe. Sie versteht nichts davon und kennt nur eine Sprache — Gewalt.“

„Ich glaube doch, daß Ihr Euch diesmal täuscht; der weise Mann wird dafür sorgen.“

„Ich verstehe, er will die Bundesgenossenschaft mit England vorschlagen, gegen den Willen seines gesegneten Fürsten. Glaubt Ihr, daß der König von Frankreich das dulden werde?“

„Nun, wenn er es nicht dulden will, so kann er es doch nicht hindern. Er braucht sich um unsere Angelegenheiten gar nicht zu bemühen; sie gehen ihn gar nichts an; Jeder in seinem Lande!“

„Ihr macht die Rechnung ohne den Wirth, Mher Bortærde; hier läßt sich leicht von dem Könige von Frankreich und dem Grafen sorglos sprechen; aber wenn ein Heer von sechzigtausend Mann in Flandern eingerückt kommt, was werdet Ihr dann thun?“

„Nun, was hat man zu Kortryk gethan in der Schlacht der goldenen Sporen? Dort waren noch mehr. Glaubt nicht, daß ich Lust am Kriege habe, bei Leibe nicht! Wenn meine Arbeit verrichtet ist, so sitze ich gerne behaglich vor einem guten Feuer und schwape; aber das giebt's nicht her. Ich bin schon sechzig Jahre alt, Ser Van Steenbeke, sechzig am Sanct Lieven's Abend geworden, und doch würde ich meinen Guten-

tag *) noch ergreifen, um mit unseren jungen Gefellen dem Feinde entgegen zu ziehen.“

Ser Van Steenbeker lächelte spöttisch und sagte: „Es würde Euch wenig nützen; Frankreich ist gegenwärtig mächtig genug, um Flandern mit einem Streiche zu zerschmettern.“

„Möglich,“ antwortete Zoetaerde ärgerlich; „das ist jedoch Etwas, das man erst abwarten muß. Aber beantwortet mir eine Frage, Ser Van Steenbeker. Wenn man Euch sagte: Ihr müßt sterben! und Ihr Euch selbst überzeugtet, daß es unmöglich sei, dem Tode zu entgehen, und man ließe Euch alsdann die Wahl, vor Hunger in gräßlichen Krämpfen zu versterben, oder auf dem Schlachtfelde mit dem Schwerte in der Faust den Tod zu finden; was würdet Ihr wählen?“

Bei dieser Frage wurde Ser Van Steenbeker sichtlich verlegen. Er wußte nicht recht, was er darauf antworten sollte. Deshalb nahm er die Gelegenheit wahr, um sich von seinem Gefährten zu entfernen, gerade als dieser von dem herbeiströmenden Volke durch das Kuipgat gedrängt wurde.

Als sie an der Dordeelbrücke vorüber waren, erwiderte Steenbeker, als ob er die an ihn gerichtete Frage vergessen habe: „Wer sagt Euch, daß Aher Jakob von Artevelde, den Ihr, Gott weiß warum, den weisen Mann genannt habt, nicht aus Herrschsucht handelt, und das

*) Eine bekannte Waffe der alten Bläutnaer, eine Art Pike, unserem Morgenkern ähnlich.

Volk gegen seinen geseglichen Fürsten aufhebt, um selbst eine Zeit lang die Herrschaft in die Hände zu bekommen, ich sage, eine Zeit lang; denn das Volk zerschmettert gewöhnlich seine Abgötter, sobald es dieselben so hoch gehoben hat, als es ihm möglich ist.“

„In dem, was Ihr sagt, Ser Van Steenbeker, liegt eine betrübte Wahrheit; aber man muß von zwei Leiden das kleinste wählen. Laßt uns erst klandern von der Hungersnoth erlösen, nachher wollen wir es überlegen und besprechen. Ihr könnt mir einwenden, daß nicht bloß ein Mann, ein Abgott des Volkes, wie Ihr ihn nennt, das Leben dabei verlieren werde, sondern daß selbst dreißigtausend durch diesen Versuch aus der Welt geschafft werden. Nun denn, lieber dreißigtausend Menschen verloren, als daß das ganze vlämische Volk durch Hungersnoth in das Grab steige oder erschöpft und mit verdorbenem Blute als eine für immer entartete Nation hinschmachten solle.“

„Ach, Ihr glaubt, er werde mit Euch von Mitteln sprechen, um die Hungersnoth zu vertreiben; nein, er will Euch aufbringen und aufheben gegen unsern Fürsten. Er wird viel von Freiheit schwätzen; denn Freiheit ist der Honigseim, womit er das arme Volk als eine leichtsinnige Fliege in seinen Netzen fängt.“

„Wir werden es hören. Was mich betrifft, so habe ich Erfahrung genug in der Welt, um zu wissen, daß Freiheit eine sehr schöne Sache ist für Menschen, die gegessen haben; aber in diesem Augenblicke sind Nahrung und Arbeit nothwendiger. Wo das Volk im Schweiße

seines Angesichts ein behagliches Auskommen findet, da läßt die Freiheit nicht lange auf sich warten. Wenn der weise Mann und mit Worten allein abspeisen wollte, so würde ich, Pieter Joetaerde, Goldschmiedemeister und Schöffe dieses Theils der Stadt Gent, mich auch wohl unter die Linde stellen und beweisen, daß Freiheit allein den Bauch nicht füllt Aber seht, die Byloke ist gedrängt voll und kaum anzukommen; indessen man wird und wohl einen Durchgang eröffnen.“

Die Byloke, nach welcher Artevelde die Volksversammlung zusammenberufen hatte, war eine große viereckige, ringsum mit Mauern beschlossene Ebene. An ihrer östlichen Seite erhob sich die Abtei der Byloke mit ihrer schönen und prächtig gebauten Kapelle, und neben derselben das Hospital der Brüder und Schwestern vom gemeinen Leben, in welchem ein Theil der Stadtkranken gepflegt wurde.

Mitten auf der Ebene stand eine hohe Linde, und am Fuße derselben war ein Damm mit Erde aufgeworfen und mit Bretern eingezäunt.

Ein eigenthümliches Schauspiel entfaltete sich auf dieser ausgedehnten Ebene. Sie war ganz mit Menschen bedeckt, so daß man nur mit Mühe hier und da zwischen der wimmelnden Menge den Boden erblicken konnte. Dennoch gewahrte man unter der Menge keine Verwirrung. Jeder schien seines Gleichen aufgesucht zu haben; denn selbst an der Kleidung konnte man bemerken, daß eine gewisse Ordnung dem Volke als Regel gebient hatte, um auf der Byloke seinen Stand einzunehmen.

In der Nähe der Abtei befand sich ein zahlreicher Haufen Bürger, mit langen Kollern von Sammet oder feinem Genter Tuch, bei denen Schwarz oder Dunkelblau die herrschenden Farben waren. Um die Lenden trugen sie einen Riemen oder Gürtel mit einer Tasche von Corduan und einem Dolche oder Messer an derselben. Einige hatten auch Mäntel umgeschlagen, die auf einer Seite ganz offen waren. Hier stand der weise Mann, umgeben von der Mehrzahl der Schöffen von Gent und den Kaufleuten und vornehmen Bürgern. Sie unterhielten sich ruhig mit einander, die festgesetzte Stunde erwartend. Weiter hin im Winkel des Hospitals und längs der Südmauer hatten sich alle Gilden aufgestellt, welche zur Weberei gehörten. Vor dem Hause von Sanct Agneets befanden sich die Walkmüller, während der Rest der Ebene von den Genossen der zweiundfunfzig kleinen Gilden eingenommen worden war.

So sehr hatten sie sich jedoch nicht nach Rang und Stand abgeschieden, daß die Grenzen der verschiedenen Zünfte und der vornehmen Bürger sich deutlich abgesteckt zeigten; im Gegentheil, es war ein fortwährendes Wogen, welches die ganze Masse zu einem gleichartigen Haufen zu machen schien, trotz dem daß jede Gilde ihren Mittelpunkt an einem bestimmten Plage gewählt hatte.

Es hatte dies Niemand gerathen oder befohlen, aber die Zünfte waren so gewohnt, sich immer zusammenzuhalten, daß sie es selbst auch da thaten, wo Nichts darauf ankam.

Eine Anzahl Frauen und Kinder hatte sich auch er-

kühnt, aus Neugier dieser Versammlung beizuwohnen. Sie saßen oder standen in den Ecken, welche die vorspringenden Pfeiler der Mauer bildeten, deren Rücken ganz belastet war mit Knaben des verschiedensten Alters.

Man konnte an dem frohen und aufgeregten Volke nicht bemerken, daß eine bittere Kälte herrschte. Nur seine Winterkleidung und die entblätterte Linde deuteten die rauhe Jahreszeit an.

Die Kleidung aller Derjenigen, welche durch ein Handwerk ihr Brod verdienen mußten, war beinahe dieselbe. Ein kurzer Koller oder geschlossenes Oberkleid fiel ihnen bis an die Kniee herab. Der Gürtelriemen war von rauhem ausgezacktem Leder, ohne Tasche, jedoch bei Vielen mit Messer, bei noch Mehreren mit Handwerksgewand, wie zum Beispiel Hämmern, Kellen, Handbeilen oder Schiffshaken, versehen. Wie alle anderen Bürger trugen sie eine Kappe von Tuch auf dem Kopfe und Strümpfe von Tuch, die von den Schuhen bis an die Kenden reichten. Die Männer von Akerghem, Voerhem und anderen Kirchspielen der Vuiten-Kuiper konnte man fast alle erkennen an schwarzen und weißen Bierdecken, die bis an die Hälfte des Beines in ihre Strümpfe gewebt waren. Hellgrün, Hellroth und Hellbraun bildeten die vorherrschenden Farben in der Tracht der Männer.

Die Frauen der Zunftgenossen — andere befanden sich nicht auf der Byloke — trugen ein langes Gewand von dunkelrothem oder dunkelblauem Tuch, das bis auf die Füße herabhing, eine Schürze von grober Leinwand

und ein Regentuch von reinem weißem Linnen, das auf verschiedenartige Weise rings um den Kopf in Falten befestigt war.

Die dritte Stunde klang von dem Thurme der Abtei herab. Artevelde wollte sich eben der Linde nähern und die Erhöhung besteigen, um zu dem Volke zu reden, als sich plötzlich am Eingang der Bysle ein größeres Wogen in der Menge zeigte und ein verwirrtes Geräusch von Stimmen sich von dorthier vernehmen ließ. Es war der Oberdechant der Wilden, Geeraert Denys, der mit seinem Sohne Kieven die Ebene betrat und von den Zunftgenossen mit Freude begrüßt wurde. — Daß dieser Bürger, der um seines steten freimüthigen Redens willen verbannt worden, jetzt zurückkehren durfte und vor den Augen der Schöffen von Gent selbst sich auf der Bysle zeigte, war ihnen bereits ein Zeichen der Volksmacht und Befreiung. Obwohl Geeraert Denys früher nicht sehr beliebt gewesen, ja sich sogar wegen seines schroffen Hochmuthes den Haß vieler zugezogen hatte, so gab dieser Umstand ihm doch ein großes Gewicht in der Meinung der Menge, und sie jauchzte, als er hindurchging, wie über einen Sieg.

Die Empfindungen und Gefühle, welche in Geeraert Denys' Herzen vorwalten mochten, konnte ein sinniger Mann deutlich in seinen Gesichtszügen lesen. Seine Stirn war hoch und schmal, jedoch weit genug, um, wenn auch nicht Größe und Weisheit, doch Ueberlegung und Schlaueit zu umfassen; seine kleinen schwarzen Augen, fast immer halb geschlossen, um den feurigen, aber falschen

Blick zu verhüllen, verkündeten Verstellung und Egoismus, während seine schmalen Lippen, durch ein beständiges bitteres Lächeln zusammengezogen, Haß und Verwegenheit andeuteten. Uebrigens war er von mittlerer Gestalt, stolzer Haltung und gewandt in Rede und Benehmen.

Anstatt nach der Stelle zu gehen, wo sich Artevelde mit den vornehmsten Bürgern befand, drang Weeraert überall durch die Schaaren der Junftgenossen, Jedem freundlich die Hand drückend und Jedem insbesondere etwas Angenehmes sagend. Diejenigen, die ihn und seinen früheren Hochmuth kannten, erstaunten über die große Leutseligkeit des Oberdechanten. • Es gab selbst Einige, die sich spöttisch zuflüsterten, daß die Verbannung ihm gut gethan habe.

Als er sich den Webern näherte, erhob sich ein neuer Jubel. Man grüßte den Dechanten laut auf allen Seiten und empfing freudig seinen Händedruck. Nachdem Weeraert Denys alle diese Beweise der Volksgunst mit einem gewissen Stolze eingesammelt hatte, ging er zu Artevelde, wie Jemand, der da sagen will: Nun könnt Ihr anfangen.

Artevelde's Gruß war freundlich, aber kurz; er hatte den Oberdechanten bereits am Mittag gesprochen; jezt begnügte er sich damit, ihm lächelnd einige Worte zu sagen, und ging dann unmittelbar auf die Linde zu.

Als das gesammte Volk ihn den kleinen Hügel ansteigen sah, und sein ehrfurchtgebietender Blick die Ebene zu messen schien, stieg ein langer Ruf: „Heil, heil dem

weisen Manne!“ gen Himmel, und es währte geraume Zeit, ehe die jauchzende Menge wieder still ward. Wer in diesem Augenblicke das Gesicht von Geeraert Denny gesehen hätte, würde ein bitteres Lächeln auf demselben bemerkt haben. Im Inneren dieses Mannes kämpften Haß und Mißgunst, und um diesen Kampf zu verbergen, lachte er, wenigstens glaubte er, er lache, während sein Antlitz doch nichts zeigte als Bitterkeit.

Sobald gängliche Stille auf der Ebene herrschte, erhob Artevelde seine klare, mächtige Stimme und sprach zu dem Volke mit wenigen, aber ausdrucksvollen Worten:

„Genossen und Freunde!“

„Viele von Euch glauben, daß wir uns hier allein deshalb versammelt haben, um auf Mittel zu sinnen gegen die Hungerdnoth, welche unserm unglücklichen Vaterlande seine letzten Kräfte zu rauben droht. Gewiß ist dies das erste Ziel, das wir erreichen müssen; aber ich bitte Euch, Freunde, habt eine höhere Ansicht von dem Riesenwerk, welches wir unternehmen. Flandern muß nicht allein Nahrung haben, sondern zu gleicher Zeit Macht und Freiheit, um seine Arbeit und seine Rechte gegen die Willkür vertheidigen zu können.

„Um Euch die Kraft der Mittel begreiflich zu machen, welche ich Euch darstellen werde, als fähig Flandern seine vorige Größe und seinen Ruhm zurückzugeben, ist es nöthig, daß ich die Ursachen unserer Erniedrigung mit Euch untersuche. Schenkt mir Eure ganze Aufmerksamkeit, Genossen!“

Tiefe Stille herrschte in der zahllosen Menge; Alle richteten ihre Augen unbeweglich auf den Redner; die Fülle und Biegsamkeit seiner Stimme hatte bereits eine Art von Zauber auf die Zuhörer ausgeübt.

Arcevelde fuhr folgendermaßen fort:

„Unsere Väter besaßen große und zahlreiche Freiheiten; sie hatten sie mit ihrem Blute und ihrem Gelde bezahlt oder sie von guten Fürsten als Belohnung für ihre Treue und Anhänglichkeit erhalten. Der Gewerbsfleiß des Volkes ist ein Kind der Freiheit, ein Kind, das da stirbt, wenn seine Mutter es verläßt. Wenn daher aller Erwerb in Flandern darniederliegt und vernichtet wird, wenn Tausende seiner Kinder des gräßlichen Hungertodes sterben, so ist meiner Meinung nach nicht der Mangel an englischer Wolle Schuld daran, sondern daß in Flandern die Freiheit ihr Kind verlassen hat, daß das Volk die Macht nicht mehr besitzt, seine Arbeit zu beschützen und zu vertheidigen.

„Erinnert Euch, wie es früher war. Jede flämische Gemeinde hatte ihr geschriebenes Recht, in welchem ihre Pflichten gegen den Fürsten und die Pflicht des Fürsten gegen die Bürger klar und redlich ausgesprochen waren. Graf und Volk, beide riefen unter dem blauen Himmel Gott zum Zeugen, daß dieses Recht nie geschändet werden solle. Jetzt aber ist das Recht der Gemeinden eine Fuge geworden, während im Gegentheil das Recht des Fürsten in den Händen der französischen Könige sich verstärkt hat durch alle und entriffenen Freiheiten.

„Wie kommt es, daß wir, die Nachkommen derjeni-

gen, welche im Westen zuerst die Verkündiger der Freiheit waren, und so feigherzig in neue Fesseln haben schlagen lassen? Ist das flämische Blut vielleicht ausgeartet in unsern Adern? Wären wir ein gesunkenes Volk, das der Freiheit unwürdig geworden ist? Nein, nein, Freunde! Die Söhne des alten Flanderns sind keine Bastarde, sie sind die Schlachtopfer einer höllischen Verschwörung, die ich vor Euren Augen enthüllen will; — aber heute, ich hoffe es, Brüder, heute werden sie sich erheben, ihre Ketten zerbrechen, den Löwen von Gent als das Zeichen der Erlösung begrüßen und mit dem einzigen Worte: Wir wollen! das Gebäude zertrümmern, unter welchem die Tyrannei unsere Freiheiten in das Grab gelegt zu haben glaubt“

Artevelde hatte diese letzten Worte mit sichtbarer Begeisterung gesprochen; auch ward er plötzlich durch schallenden Jubel und den Ruf: „Flandern den Löwen! Freiheit und Nahrung!“ der aus allen Winkeln der Byloke donnernd gen Himmel flog, unterbrochen.

Gleich darauf ward es wieder still, und Artevelde fuhr fort:

„Wer hat uns unserer Freiheiten beraubt, und durch welche Mittel hat man in uns die wachsame Aufmerksamkeit getödtet? Ach, es ist ein Jahrhundert langer Betrug, ein feiler Verrath von dreihundert Jahren. Der französische Hof hat die flämischen Gemeinen zuerst mit Schrecken erschrecken sehen, weil er fürchtete, daß wir den anderen Völkern das Streben nach Freiheit mittheilen würden. Später hat er obendrein und wegen unse-

res Reichthums und unserer Wohlfahrt beneidet. Er glaubte eine Zeit lang, uns durch Uebermacht erdrücken zu können, aber er erfuhr zu seinem Schaden, was ein Bürger vermag, der sein Vaterland, seine Habe und seine Freiheit vertheidigt. So lange unsere Fürsten uns erkannten und uns anhängen, wie wir ihnen, so lange sich die flämischen Grafen unabhängig erhielten von fremdem Einfluß und fremder Thorheit, war Flandern unüberwindlich; nichts konnte uns zurückhalten auf der Bahn des Wohlstandes und der freien Entwicklung, die wir uns eröffnet hatten. Aber wo es der Tyrannei an Macht und Muth fehlt, da bedient sie sich des Verathes und der Falschheit. So ging es auch hier. Frankreichs Könige haben mit teuflischer Berechnung, kein Mittel verschmähend, die Kinder unserer Grafen nach Paris kommen lassen und sie nach ihrem Willen erzogen in Unkenntniß von Flanderns Sprache und Sitten. Sie vergifteten das flämische Blut in den Adern derselben und machten sie zu französischen Höflingen, bereit für Frankreichs Größe zu wirken, selbst auf Kosten des Glückes ihrer Unterthanen, welche Gott ihrem Schutze anvertraut hatte. Wie war es doch leicht, uns unsere Freiheiten zu entreißen, da man es im Namen von Fürsten that, die wir ehrten um ihrer Väter willen Aber dies ging noch nicht rasch genug. Die Wunden der Gemeinen verharteten zu bald wieder, weil zu viel Lebenskraft in ihren Körpern war. Fürst und Volk waren noch, wenn auch nicht durch gegenseitige Liebe, doch durch gemeinschaftliche Interessen mit einander verbunden. Die-

sed Land mußte zerrissen werden. Man säete Zwist und Aufruhr; man stand wechselseitig dem Volke gegen dem Grafen und dem Grafen gegen das Volk bei. Es erzeugte sich Haß und mit dem Haße Zwietracht und Schwäche.

„Damals war es, wo die Könige von Frankreich, unter dem Scheine der Freundschaft, unsere Grafen nach Paris lockten und sie dort verrätherisch zwangen, gewaltiam unsere Sklaverei zu besiegeln. Wißt Ihr, Brüder, wo das Grab unserer Freiheit sein würde, wenn sie sterben könnte? Zu Paris in den Kerkern des Louvre. Dort hat Graf Ferrand die Abtretung des wallonischen Flanderns unterzeichnet; dort Graf Gwode den schändlichen Vertrag von Melun bestätigt; dort Graf Ruprecht von Bethune das feige Bündniß der Ungerechtigkeit unterzeichnet; dort unser gegenwärtiger Graf Ludwig die unmittelbare Oberherrschaft Frankreichs über Flandern anerkannt; dort hat derselbe von Neuem unsere Städte Nyffel (Nelle), Douay und Orchies an Frankreich abgetreten; dort mit einem Worte hat er die Vernichtung unserer Freiheiten beschworen.

„Seit diesem letzten Ereignisse hat man nicht allein unsere Vorrechte mit Füßen getreten, man hat uns auch die Kraft geraubt, Etwas zu unternehmen, um das väterliche Erbe wieder zu gewinnen. In der Schlacht der goldenen Sporen entdeckte Frankreich, worin unsere Macht bestand: die flämische Bürgerschaft hatte die französische Ritterschaft vernichtet. Demzufolge mußten die Gemeinen entwaffnet werden, nicht durch Gewalt, sondern durch List. So geschah es; wehrlos wurden wir zu den Füßen

der Könige von Frankreich hingeworfen; sie konnten mit uns nach ihrem Willen thun und ärteten nun die Früchte hundertvierzigjähriger Verführung unserer Fürsten und abscheulichen Meineids.

„Wir mußten bald erkennen, daß selbst die wenigen Scheinfreiheiten, die man uns gelassen hatte, weiter nichts als Lügen für unsere Herren waren. König Eduard von England begann Philipp von Valois die Rechte auf die Erbschaft der französischen Krone streitig zu machen. Uns ging dieser Zwist nichts an, und doch zwang der König von Frankreich unsern Grafen, die englischen Kaufleute gegen Gesetz und Recht in Blandern festzuhalten und sie nach Frankreich in den Kerker zu führen. Ach! Blandern ward das unschuldige Opfer dieser Gewaltthat. König Eduard verbot zur Vergeltung die Ausfuhr englischer Wolle nach Blandern. Er ließ unsere Küsten durch bewaffnete Schiffe bewachen, verhinderte die Einfuhr unserer Tücher in sein Land, brachte den Wollstapel nach Holland und ermunthigte die angränzenden Nationen, uns, wenn es möglich wäre, unsern Gewerbefleiß zu rauben. Ein Jahr verging, seit dieser Schlag uns getroffen hat, und siehe da, in Blandern herrscht die gräßlichste Hungernoth!

„Was that unser Graf, durch dessen Schuld das Unglück Blandern getroffen hat? Auf den Rath Frankreichs berief er eine Tagesfahrt der Gemeinen zu Brügge, und es hatte den Anschein, als wolle man dort Mittel auffuchen, um die vlämischen Gilden wieder zu beleben. Verrath! Man bemühte sich, unsere Abgesandten zu

überreden, Frankreich noch mehr zuzugestehen. Ein einziger Bürger, — ha, es war ein Bürger von Gent! — wagte dort die Stimme zu erheben, um zu beweisen, daß man die großen Beziehungen zwischen Flandern und England wieder herstellen müsse. Der dieß sagte, war ein berühmter Ritter, welcher vierzig Jahre lang seinem Fürsten treu gedient hatte; er war sogar der Busenfreund des Grafen Ruprecht von Bethune gewesen. Dieß Alles konnte ihn doch nicht vor Verrath und Unrecht schützen. Ein Befehl des französischen Fürsten warf den Marschall von Flandern, den alten greisen Segher de Cortrayn, in einen Kerker von Rupelmondestein. Ihr wißt, was Gent gethan hat, um die Befreiung seines edlen Mitbürgers zu erlangen. Der Graf verwarf lange Zeit das Flehen unserer Abgesandten. Endlich, als unsere Bitten, als vielleicht das Gefühl seiner Ungerechtigkeit ihn rührten, sagte er, als wäre es eine gnädige Antwort gewesen: Geht nach Paris und fragt den König, ob er es erlaubt.

„Freiheit, Erniedrigung! Eine flämische Gemeinde muß in Paris das Recht ihres Mitbürgers vertheidigen, vor dem Fremdling knien und das Recht erbitten als eine Gnade! So tief sind wir gesunken, Freunde, Mitbürger! Aus dieser Tiefe sollen wir uns heute ruhmwürdig erheben, wenn noch das Blut unserer Väter durch unsere Herzen strömt und wir uns erinnern dürfen, was wir sind, Flämingen und Genter!“

Ein donnerndes Rufen schlug bei diesen Worten gen Himmel. Man konnte in diesem verwirrten Schreien

und Jauchzen nicht deutlich verstehen, was die Menge rief. Nur hier und da hörte man die Losung: „Flan- dern den Löwen! Freiheit und Nahrung!“ sich über allen Lärm erheben.

Gheraert Deneys sagte unterdessen mit falschem Lächeln zu denen, die rings um ihn standen:

„Das sind wohl schöne Worte, aber es sind nur Worte. Wenn man Flantern so retten will, so wird nicht viel herauskommen.“

Wenige hatten diesen Spott des Oberdechanten gehört, indem sich Jeder jezt mit voller Aufmerksamkeit wieder Artevelde zuwandte, welcher fortfuhr:

„Genossen! Ich habe ausführlich von den Ursachen unserer Erniedrigung zu Euch geredet. Ich hatte einen besonderen Grund dazu. Es giebt in Gent viele, sehr viele Bürger, welche glauben, daß wir kein Recht haben, gegen den Inhalt der Verträge zu handeln, welche unsere Grafen besiegelten“

„Es sind Reliaerds, wir wollen sie ermorden!“ rief eine rohe Stimme.

Diese Worte übten sichtbar einen peinlichen Eindruck auf Artevelde aus; denn er beugte das Haupt betrübt auf die Brust. Gleich nachher warf er aber wieder seinen ruhigen Blick über die Ebene und fuhr fort:

„Woraus dieses Gefühl auch entspringen möge, ich ehre es. Aber sind wir es, Bürger, die den Eid gebrochen haben, um des Fürsten Recht zu kränken? Wie kommt es denn, daß wir alle unsere Rechte verloren? Nein, nein! Jedes Mal, wo in den Kerkern des Louvre

ein Vertrag unterzeichnet wurde, brachen unsere Grafen, und nicht wir, den feierlich geschworenen Eid. Ach! ich klage unsere unglücklichen Fürsten nicht an. Erst ward ihnen das Blut verfälscht; dann wurden sie mit Gewalt gezwungen, und waren eben sowohl wie wir die Opfer der Gewalt und des Verrathes.

„Man spricht von Bündnissen, welche unsere Grafen in unserem Namen eingingen. Aber diese Bündnisse haben keinen Werth. Sie wurden im Kerker erpresst; ihr Bestehen bezeugt Frankreichs schändliche Herrschsucht, nicht unsere Pflicht. Ihr, die Ihr unser Recht bezweifelt, gebt Ihr zu, daß ein freies und mannhafte Volk sich zu ewiger Sklaverei verdammen lasse, aus Ehrfurcht vor Bündnissen, welche der Kerkermeister und der Büttel schließen? So gebt denn auch zu, daß ein Mörder, welcher einem Reisenden sein Geld abnimmt, indem er ihm das Messer an die Kehle setzt, dieses Geld mit vollem Rechte besitze! . . . Und reichte dies Alles noch nicht hin, um die Furchtsamsten von unserem Rechte zu überzeugen; so giebt es ein Gesetz, dem weder Fürsten noch Völker entgehen können, eine Macht, so groß, daß die heidnischen Griechen sie zu einer Gottheit machten, die alle anderen Götter beherrschte: — es ist die Nothwendigkeit! die Nothwendigkeit, Haudern zu retten, ehe die Hungernoth es in eine Wüste verwandelt.

„Nun, Genossen, habe ich Euch unser Recht dargestellt, jetzt will ich zu Euch von den Mitteln reden, um es geltend zu machen. Fürwahr, Ihr werdet Euch wundern über deren Einfachheit; aber ich hoffe, daß Ihr zu

derselben Zeit ihre wunderbare Macht begreifen werdet. Auf folgende Weise, meine ich, wird Flandern wieder zu Freiheit und Nahrung gelangen.

„Vor unserer Erniedrigung beruhte alle Macht der Gemeinen auf unserer unübertrefflichen Kriegseinrichtung; man wußte in Flandern, daß ein Herz, um die Freiheit zu lieben, nicht hinreicht, daß man auch eine Waffe haben muß, um sie zu vertheidigen. Wohl denn, Genossen! Morgen früh bringe jeder Bürger von Gent seinen Gutentag, seinen Kreuzbogen oder sein Schwert wieder an das Licht der Sonne; er mache wieder Bekanntschaft mit den alten Freunden unserer Väter und setze sie in guten Stand. Die Gemeinde wird ihren armen Bürgern auf ihre Kosten Waffen schenken. Jedes Stadtviertel wird wie ehemals Angetheilt in Hunderte und Zehnten unter Centeniers und Constabler; über die ganze Macht der Gemeinde von Gent stellt man vier Hauptleute und einen Oberhauptmann vom Volke erwählt. So haben wir mit einem Male die Macht wieder, auf welche sich unsere Väter stützten. Auf den ersten Ruf werden wir wie eine eiserne Mauer zwischen den Tyrannen und unseren Rechten und erheben; man soll im Couvre unsere Knechtschaft nicht mehr unterzeichnen; nein, nein! allein auf unseren Leichen mit dem Blute des letzten Blämingers soll die Freiheit erliegen können. Aber auch das wird sie nicht; denn sie ist wie der Vogel Phönix, welcher sich stets aus seinem Grabe mit neuen Kräften wieder erhebt!

„Als erste That der freien Gemeinde von Gent er-

Kären wir feierlich unter Gottes Himmel, daß wir alle die im Louvre von unseren Grafen erpreßten Verbindlichkeiten nicht anerkennen als Früchte der Falschheit und des Meineides. Wir senden aus Gent den Ruf der Freiheit und Erlösung über ganz Flandern, und ich sage es Euch, denn ich weiß es nur zu gewiß, aus allen Gegenden wird der Ruf: „Flandern den Löwen! Freiheit und Nahrung!“ Euch antworten als ein Zeichen des Erwachens. Brügge und Ypern sind bereit; sie erwarten nur unseren brüderlichen Ruf.

„Ach, Genossen! wenn Flandern auf diese Weise sechzigtausend Mann an seine Grenzen senden kann, dann wird man zwei Mal hinschauen, ehe man dem stolzen Löwen einen Maulkorb zu zeigen wagt.

„Sobald wir diese Macht besitzen, wird an uns die Reihe sein, Forderungen zu machen und ihnen Geltung zu verschaffen bei Allen, welche unsere Rechte verlegt haben. Nicht allein unsere Freiheiten müssen wir alle zurückerhalten, sondern auch das wallonische Flandern muß wieder mit dem gemeinsamen Vaterlande vereinigt werden. Ja, Genossen, mit Gottes Hülfe werden wir Ryssel, Douay und Orchies befreien aus den Händen der Fremden. — Dies war es, was ich Euch über Freiheit und Macht zu sagen hatte. Jetzt höret, was Arbeit und Nahrung betrifft

„Die Könige von Frankreich und England rüsten sich, einen blutigen Krieg gegen einander zu führen; das Schwert Flanderns wird unendlich schwer wiegen in dieser Waage; selbst unbewaffnet und ausgehungert

flößt das vlämische Volk noch Schrecken ein. Ihr wißt, welche ungewöhnliche Mühe sich die beiden Fürsten gegeben haben, um unsere Hülfe zu behalten oder zu gewinnen. Nun denn, wir wollen Flandern für einen freiem neutralen Boden erklären, dessen Bewohner weder für noch gegen Frankreich, weder für noch wider England sich entscheiden.

„Niemanden von uns ist unbekannt, daß der Graf von Geldern im Namen des Königs Eduard zwanzigmal erklärt hat, das Verbot auf die Wolle solle augenblicklich aufgehoben werden, sobald die Vläminger sich verbindlich machten, nicht im französischen Heere gegen England zu kämpfen. Hat man diesen Vorschlag dem schlafenden Flandern gemacht, wie wird man sich nicht beeilen, dasselbe Anerbieten dem erwachten Flandern mit Freude zu wiederholen! Dann wird es Arbeit und Nahrung im Ueberfluß geben; denn während die anderen Völker in einem langen Kriege sich erschöpfen, werden wir friedlich und eifrig arbeiten an der Entwicklung unseres Gewerbsfleißes. Demgemäß wollen wir mächtig sein und uns des Wohlstandes erfreuen, so müssen wir muthig und standhaft unsere Neutralität behaupten. Wir fordern Niemanden heraus, wir greifen Niemanden an; aber jedes Volk, jeder fremde Fürst, der den Fuß auf unseren Boden setzt, sehe in uns einen Feind und fühle, was der vlämische Löwe vermag!

„Dies ist, Genossen, der Rath, den Ihr von mir verlangt habt. Weiß Jemand von Euch etwas Besseres zu Flanderns Heil, der sage es.“

Raum hatte Artevelde die Linde verlassen, so stieg der Ruf: „Heil, Heil dem weisen Manne! Freiheit und Nahrung! Glandern den Löwen!“ mit unendlichem Jubel gen Himmel; das frohe Geschrei wurde mehrere Male wiederholt und währte noch lange, obwohl bereits ein anderer Redner unter der Linde stand und mit der Hand Stille winkte.

Unterdeffen war Artevelde nach seinem ersten Plaze zurückgekehrt und empfing die Dankagungen der Schöffen und anderer vornehmer Bürger. Ghelnoot von Vens fiel ihm um den Hals und lachte unter heißen Thränen; Pieter Denny hatte Artevelde's Hand ergriffen und stand mit gesenktem Haupte neben ihm, zitternd vor Eifer und Bewunderung.

Der Sprecher, der den Hügel unter der Linde nach Artevelde bestiegen hatte, war Gheraert Denny. Es währte ziemlich lange, ehe das Volk sich wieder so weit beruhigt hatte, daß er von demselben verstanden werden konnte. Endlich richtete jedoch Jeder seine Blicke auf den wartenden Oberbedanten, und mit einer Stimme, welche, obwohl klar, doch nichts von dem besaß, was die Herzen rührt; im Gegentheil, der Eifer gab ihr etwas Hartes, und nicht selten schlug sie über, begann er:

„Genossen! was man Euch da gesagt hat, kann im Grunde schön sein; aber nach meiner Meinung hat es einen Fehler; unter dem Scheine von großer Macht birgt es Schwäche und Furcht. Die Gemeine von Gent, das Land Glandern müssen auf andere Weise zeigen, daß sie die Unterdrückung des Volkes zu bestrafen wissen. Was

sollen wir zum Beispiel thun, wenn unser Graf zurückkehren will? Sollen wir dann wieder dem Tyrannen schmeicheln und uns durch Listen fesseln lassen? Sollen wir wieder kriechen unter der Hand, die uns gegeißelt hat? Laßt uns Flandern mit einem Schlage von seinen Unterdrückern erlösen; man erkläre den Grafen der Krone für unwürdig; wir wollen einen Fürsten nach unserem Sinne wählen. Ferner giebt es in Gent viele Bürger, die als Feinde des Volkes bekannt sind und es stets mit dem Grafen und mit Frankreich gehalten haben; dieses Unkraut muß ausgerottet werden; es sind Schlangen, die unsere Freiheit bald vergiften würden. Das Volk leidet Hunger; wohlan, man taxire und verkaufe die Güter der Reliaerds und theile den Ertrag unter das bedürftige Volk aus; dann kann es wenigstens warten, bis die versprochene Wolle nach Gent kommt.“

Diese Worte erweckten unter einigen kleinen Gilden und unter den Wollmüllern ein Jauchzen, welches sich endlich auch auf die anderen Zünfte ausdehnte.

Ermuthigt durch solchen Beifall des Beifalls fuhr Gheraert mit erhobener Stimme fort:

„Und ich höre hier nicht sprechen von der Obrigkeit von Gent, die sich zur Mitschuldigen der Tyrannen gemacht hat, um einen Bürger zu verbannen, welcher freimüthig sprach. Ich sage das nicht um meinetwillen; denn ich bin stolz darauf, das Opfer meiner Liebe zum Volke geworden zu sein. Aber sollen wir uns führen und regieren lassen von Männern, die so feigherzig in der Person Gues Oberbedienten das Bürgerrecht von

Gent geschändet haben? Fort mit allen diesen Elenden! Das Volk muß sich Schöffen wählen, die Muth haben und Leben und Habe wagen für die Gemeine. — Ihr wollt die alte Kriegseinrichtung wieder einführen; das ist gut; aber soll nicht Alles auf eine machtlose Prahlerei hinauslaufen, so wählt einen Oberhauptmann, der würdig sei, Euch zu befehlen, einen Mann mit stählernem Gemüth und eisernem Arm, der vorwärts zu gehen wagt, ohne sich umzusehen. Wenn Ihr leichtsinnig genug wäret, solchen die Macht in die Hände zu geben, welche die Furcht unter dem Namen der Vorsicht verbergen, dann würdet Ihr wahrscheinlich bald unter Eurer eignen Schwachheit erliegen. Nein, nein! Das Haupt der ganzen Gemeine muß ein Mann sein, der nicht erschrickt, wo es nöthig ist, sein eignes Blut und das Blut Anderer für die Freiheit des Vaterlandes zu vergießen. Dies ist der Rath, den ich Euch gebe.“

Das Volk jauchzte von Neuem lebhaft dem abtretenden Redner zu, wahrscheinlich nicht, weil es seine Reden ganz gut hieß; aber er sprach von Freiheit, und das war genug. Außerdem war die Menge so aufgereggt, daß sie wohl jedem anderen Redner ebenso zugejauchzt haben würde. Nichtsdestoweniger ist es wahr, daß unter den kleinen Gilden von Gent viele einzelne Männer waren, die durch langes Leiden erbittert ganz die Rachsucht des Oberdechanten theilten.

Der Abend begann schon sichtlich einzubrechen, und unter den Versammelten fing eine Bewegung sich zu gestalten an, als ob Viele die Anstöße verlassen wollten,

in der Meinung, es sei nun Alles abgemacht. Plötzlich aber entstand wieder eine große Stille auf der Ebene. Artevelde stand von Neuem unter der Linde und sprach:

„Freunde! schenkt mir noch einen Augenblick Gehör; die Versammlung gehe noch nicht auseinander. Ich habe mit Freunden gehört, daß Meister Gheraert Denys in der Hauptsache mit mir übereinstimmt, hinsichtlich der Mittel, um Flandern Nahrung und Freiheit zu schenken. Aber obwohl ich seinen stolzen Muth und seine innige Volksliebe verehere, so kann ich doch nach meinem Gefühl und zum Besten des Vaterlandes nicht Alles gut heißen, was er gesagt hat.

„Ich nehme als einen ewigen und unwiderlegbaren Grundsatz an, daß derjenige, welcher die Rechte Anderer gewaltsam verlehrt, selbst die Freiheit nicht verdiene, ja ihr größter Feind sei. Fern sei von mir der Gedanke, dies auf meinen muthigen Freund, Mher Gheraert Denys, anzuwenden; aber ich hörte, wenn auch, Gott sei Dank! nur aus einem einzigen Munde, Worte, welche mich mit Schrecken erfüllten. Ich glaubte ein blutiges Schwert zu sehen, das die Freiheit bedrohe. — Wie! der erste Gebrauch, den wir von unseren wiedergewonnenen Kräften machen, sollte Tyrannie und Mord sein, als Mittel, unseren Ansichten mit Gewalt Geltung zu verschaffen und die unserer Mitbürger zu verdrängen? Wenn unsere Feinde uns einen Rath geben könnten, so würden sie uns unfehlbar zu solcher Gewaltthat antreiben. Sie würden sagen: Vergießet Einer des Anderen Blut;

schwächt Euch heimlich durch Haß, durch Unverträglichkeit und Zwang — und wenn Ihr nach langen Zweifelteilen, nach ermattendem Bürgerkriege erschöpft niedersinkt, dann werden wir Euch den Fuß auf die feuchende Brust setzen können und spottend herabschauen auf die sinnlose Menge, welche nicht weiß, daß Eintracht die Festung der Freiheit ist. — Genug von diesem Irrthum; ich weiß, daß die ganze Gemeinde darüber denkt, wie es Bürgern ziemt, die von ihrer Macht und ihrem Rechte überzeugt sind.

„Man hat gefragt, was wir thun sollten, wenn unser geseglichter Fürst nach Gent käme? Wenn er als Graf von Flandern kommt und nicht als Frankreichs Feldherr; wenn er mit uns die freie Neutralität des Vaterlandes vertheidigen will, nun, dann empfangen wir ihn mit Ehrfurcht und Freude, dann werden wir ihn mit Liebe und Anhänglichkeit umgeben; wir würden ihm Blämisch lehren und ihn zum Bläminger machen, ihm durch sechzigtausend zu seinem Dienste bewaffnete Unterthanen eine Krone anbieten, die wohl die Krone von Frankreich demjenigen aufwiegt, der sie mit Muth zu tragen weiß. Vergesst nicht, meine Freunde, daß Graf Ludwig gegen den Willen seines Vaters mit Gewalt nach Frankreich gebracht und dort erzogen worden ist, damit er uns nicht kennen lerne, wie wir wirklich sind. Vergesst auch nicht, daß das Heldenblut unserer Fürsten durch seine Adern strömt. Will er sich losreißen von Frankreich und Flanderns Graf sein, zu Flanderns Ruhm, zu Flanderns Größe, so komme er“

Eine Stimme erhob sich nicht weit von Artevelde und rief ihm zu:

„Aber wenn der Graf zurückkommt an der Spitze eines feindlichen Heeres?“

„Dann werden wir das feindliche Heer in unserem freien Boden begraben,“ antwortete Artevelde mit Nachdruck, „und selbst dann noch wollen wir unsern Grafen fragen, ob er ein Bläminger sein will. Bildet Euch doch nicht ein, daß die Rechte des Fürsten nothwendig verletzt werden müssen, um das Recht der Gemeinde handhaben zu können. Wenn sie mit Redlichkeit auf beiden Seiten geehrt werden, so stehen sie einander nicht feindlich entgegen. Beachtet es wohl, Genossen! Mit dem Könige von Frankreich allein haben wir zu thun; unser unglücklicher Graf steht zwischen dem Fremdling und uns, damit wir auf ihn unseren Haß laden und gegen ihn unsere Kräfte vergeuden. Laßt Euch nicht betrügen; Ihr müßt tiefer sehen, wer heimlich dahinter steht und zu wessen Vortheil alle diese Anschläge gegen uns berechnet sind. Einige meinen, man müsse die Obrigkeit von Gent erneuern. Warum diesen Schimpf gegen sechsundzwanzig der mächtigsten Bürger von Gent, die Ihr gestern noch segnetet wegen der großen Opfer, die sie Euch in dieser schrecklichen Hungersnoth brachten? Warum ungerecht handeln gegen die Nachkommen derjenigen, die zuerst in Flandern das Ritterthum mit dem Bürgerthum vereinigten und dadurch unser Vaterland zu einem bewundernswürdigen Vorbilde für freie und gerechte Nationen gemacht haben? Wolltet Ihr jetzt so undankbar

sein, zu vergessen, daß Diejenigen, die man als unwürdig verbannen will, stets an Eurer Spitze standen, wenn für Freiheit und Volksrecht gekämpft werden mußte? Nein, das könnt Ihr nicht!

„Die Schöffen haben einen Bürger von Gent verbannt; sie haben es gethan in Folge der bestehenden Gesetze. Diese Gesetze waren ungerecht, die Richter waren es nicht. Uns kommt es zu, diese willkürlichen Gesetze zu verändern und zu verbessern.

„Uebrigens weiß ich nicht, wie jeder unserer Schöffen denkt über das, was wir thun wollen; aber ich bin Bürge für die ächte Freiheiteliebe der Mehrzahl der Mitglieder unserer Obrigkeit.

„Alle nutzlose Ausübung der Macht ist schädlich; sie erbittert die Gemüther und bringt die beste Sache zum Fall. Mein Gefühl widersetzt sich daher gegen alle Gewalt“

„Und die Reliaerds, diese feigen Knechte Frankreichs!“ rief dieselbe Stimme, die den Redner bereits unterbrochen hatte. „Sollen wir jetzt die Gelegenheit vorübergehen lassen, sie zu richten wegen ihres Verrathes?“

Artevelde schien sich nicht sehr durch diese heftigen Fragen stören zu lassen; er richtete nicht einmal den Blick nach der Gegend, aus welcher sie zu ihm drangen, und beantwortete sie mit solcher Ruhe, daß es schien, sie wären in seinem eigenen Geiste entsprungen.

„Und was die Reliaerds betrifft, so sage ich: die Gemeinde hat keine Macht über die Gedanken ihrer Bür-

ger; sie darf allein die Thaten bestrafen, wenn sie dem allgemeinen Besten schädlich sind. Wir haben Gesetze; sind diese nicht streng genug, so müssen wir sie strenger machen. Es ist Sache der Schöffen dieser Abtheilung, über Anschläge gegen das Land und die Freiheit zu Gericht zu sitzen, wie über jedes andere Verbrechen.

„Versteht mich wohl, meine Freunde! Wenn Ihr meinen Rath befolgt, so wird das alte Gent ein Beispiel geben, welches spätere Jahrhunderte noch bewundern müssen. Wir werden alle unsere Bande zerreißen, die Freiheit auf einen unerschütterlichen Altar setzen, die Hungersnoth vertreiben und hunderttausend Gutentags zum Schutze in unserem Lande aufpflanzen. Andere Völker, minder als wir an Freiheit und Recht gewöhnt, würden, um solches Werk zu verrichten, Ströme Blutes vergießen und wie losgelassene Tiger wüthen, bis daß die Freiheit, mißhandelt und besleckt, ihnen selber Ekel einflößt. Wir dagegen, wir stürzen die Knechtschaft mit dem einfachen Worte: Wir wollen! Als niedergedrückte Sklaven legen wir uns zur Ruhe, als mächtige freie Bürger stehen wir auf; — und um das Riesenwerk zu vollführen, soll kein Stoß gethan, kein Scheltwort ausgesprochen werden. So müssen wir, in dem Vaterlande der Volksmacht und der Freiheit, die Erlösung verkündigen.

„Noch ein Wort! Myer Geeraert Denys hat Euch in seiner kräftigen Rede gesagt, daß der Oberhauptmann, den Ihr wählen sollt, ein Mann sein muß mit stählernem Gemüth und eisernem Arm, ein Mann, der,

wo es die Noth fordert, sein Blut und das Blut Anderer zu vergießen wagt Ja, Genossen, wo es die Noth fordert, aber sonst nicht. So meint es Mher Denys gewißlich auch; sein Rath ist daher ein weiser und guter Rath, den ich Euch zu befolgen bitte. Wählt Euch solchen Mann zum Führer Eurer Schaaren, Ihr werdet wohl daran thun. Ich halte es auch noch für nöthig, Euch zu erinnern, was Euer Oberhauptmann als Obrigkeit sein muß. Er sieht nach allem Rechte mit den Schöffen der Keure im Rath; aber täuscht Euch nicht über seine Macht; er ist in Allem, was er thut oder befehlen will, den Beschlüssen dieser Schöffenbank unterworfen; er ist Euer Feldherr, nicht das Haupt der Gemeinde; gleich dem geringsten Bürger muß er den Aussprüchen der Obrigkeit von Gent gehorchen.

„Man hat auch gesagt, daß die armen Mitglieder der Gilden noch viel leiden werden, bevor die versprochene Welle nach Flandern kommt. Freunde! ich bringe Euch eine gute Nachricht. Eine Anzahl reicher Bürger, von denen viele hier unter Euch gegenwärtig sind, werden morgen ansehnliche Summen in die Kasse der Gemeinde als Darlehen einschießen. Der Betrag dieser kräftigen Hülfe ist größer als irgend Jemand hoffen durfte. Von morgen früh an sollen die Vorsteher der Zünfte zu jedem Zunftgenossen in das Haus gehen und ihm geben, was er braucht, um mit Weib und Kindern fröhlich Arbeit und Nahrung abwarten zu können. Morgen früh soll auch eine Gesandtschaft nach Antwerpen zu dem Grafen von Geldern gehen, und von da nach Dordrecht, um

dort auf Kosten der Gemeinde von Gent alle Wolle aufzukaufen, die daselbst lagert. Diese Wolle soll an die Bürger als Darlehen ausgetheilt werden; sie können sie in besseren Zeiten zurückzahlen.

„Und nun, Freunde und Genossen! seid Ihr bereit, Eurer Obrigkeit und den Hauptleuten, die Ihr erwählen werdet, in jeder Gefahr mit Gut und Blut Beistand zu leisten? Willigt Ihr ein in das, was man unternehmen will zu Eurer Befreiung? Wohl denn, so erhebt gleich mit die Hand zu Gott, als Zeichen des Eides der Brudertreue und der Eintracht zwischen uns.“

Es wäre unmöglich zu schildern, was sich unter dem Volke begab, als Artevelde dort mit gen Himmel gehobener Hand die Befreiung Flanderns zu beschwören schien. Unter dem Einflusse seiner Stimme hatte die Versammlung mit beengter Brust zugehört und stille Thränen der Rührung vergossen; als aber jetzt der Redner selbst sie aus ihrer tiefen Bewunderung weckte, hoben sich Tausende von Händen gen Himmel, und ein rasendes Jauchzen stieg über der Menge empor, welche, wie die Bogen eines aufgestürzten Meeres, durcheinander wühlte und wimmelte. Es war ein wildes Stampfen mit den Füßen, ein unaufhörliches Geschrei von: „Heil dem weisen Manne! Freiheit und Nahrung! Flandern den Löwen! Bewahret flämischen Muth!“ daß man weder hören noch sehen konnte.

Um sich den Beweisen der Reizung seiner Mitbürger

zu entziehen, hatte sich Artevelde in die Abtei der Bploke begeben.

Da es jetzt beinahe dunkel geworden war, verließen gleich darauf ganze Haufen Volkes die Ebene, um über die Dorbeelbrücke nach der Stadt zu ziehen. Man konnte an dem aufsteigenden „Freiheit und Nahrung!“ hören, wie weit die Menge auf ihrem Wege vorgeschritten war, und es währte nicht lange, so schwebte derselbe Ruf wie Sturmwolken über der ganzen Stadt.

Unmittelbar nachdem Artevelde unter dem allgemeinen Zujauhen sich von der Linde entfernt, hatte sich Geeraert Deyns durch das Volk gedrängt und die Bploke verlassen, ohne selbst seinen Sohn Lieven davon zu benachrichtigen. Der Oberbedient war also der zurückkehrenden Menge voraus und konnte ohne Hinderniß sich nach der Fremineurenbrücke begeben, wo er über die Reije ging. Er schritt dann über den Router, eine Art von Weidenplatz, welchen viele Fußwege durchkreuzten; dann wandte er sich um die Ecke der Dagstege und erblickte darauf in halber Finsterniß das Walthor, welches sich mit seinen schwarzen Mauern und hohen Gebäuden von dem halb dunklen Himmel abhob.

Das Walthor war eins der befestigten Stadthore von Gent; an den beiden Ecken längs der Außenseite erhoben sich zwei hohe Thürme, mit einander verbunden durch die Mauern eines großen und plumpen Gebäudes, unter welchem die Oeffnung des Thores angebracht war. Hier bewahrte man die Maschinen und Kriegswerkzeuge der Stadt, wie z. B. den großen Bogen von Gent, die

Sturmböcke, die Wurfmaschinen u. s. w. Die Stadtribauden mit ihrem Könige oder Hauptmann wohnten dort, um die Maschinen zu bewachen. Diese Ribauden, nur vierundzwanzig an der Zahl, waren die einzigen bezahlten Soldaten, welche die Stadt Gent bei Friedenszeiten in ihrem Dienste hielt. Zog das Heer aus, so mußten die Ribauden die Wagen mit Proviant und Kriegswerkzeugen begleiten. Nach Gent zurückgekehrt änderten sich aber ihre Pflichten. Dann mußten sie selbst die schlechten Herbergen, Badstuben und Häuser der Unzucht bewachen und ihre Aufmerksamkeit auf Bettler, Landstreicher, Diebe und Mörder richten, kurz auf Alle, die das Bürgerrecht nicht genossen und daher unter Ribaudenrecht standen. Durch ihr Amt veranlaßt waren die Ribauden von Morgens bis Abends und oft auch während der Nacht in allen Tabernen und Bierhäusern zu finden; man kannte sie als die größten Trinker von Gent, zugleich aber auch als die fröhlichsten Gefellen, immer bereit zu lachen, zu singen und zu schlemmen. Ihr Hauptmann führte den Titel König, der wahrscheinlich in früheren Zeiten diesem Amte aus Spott gegeben worden war, doch jezt selbst in Schöffensbriefen und anderen Urkunden anerkannt und gebraucht wurde.

Geeraert Denvs trat nun in das Gewölbe des Walthores und klopfte dort linker Hand an eine dicke kleine Thür. Ein Ribaud öffnete ihm und er fragte:

„Ist Myer Muggelyn, Euer König, hier?“

Auf die bejahende Antwort des Ribauds sagte der Oberdechant:

„Führt mich zu Eurem Könige, ich muß ihn sprechen.“

Zu gleicher Zeit ließ er ein Geldstück in die Hand des Ribauden gleiten, der ihn rasch auf einer dunklen steinernen Treppe hinauf brachte. Hier eine Thür öffnend, sagte derselbe:

„Tretet hinein, Meister, Ihr werdet den König dort finden.“

Der Ribaudenkönig saß hinten in der Kammer bei einer großen eisernen Lampe, auf einem schlechten Stuhle, und war damit beschäftigt, ein Paar alte Weinkleider zu flicken. Eine schwere Kanne stand vor ihm auf einem Tische, und dabei ein leerer gläserner Becher. Dieser wunderliche König trug auf seinem Angesicht die unverkennbaren Beweise eines wüsten und schwelgerischen Lebens. Nase und Wangen waren glänzend roth und hin und wieder mit Purpurflecken besprenkelt; ein thierisches Lachen, ohne Gefühl und Feinheit, gab seinem Gesichte etwas Abstoßendes, während seine niedrige und überhängende Stirn, die seine Augen fast ganz verbarg, eine unedle, habgüchtige Schlaueit zu verrathen schien. Uebrigens war er lang von Gestalt und stark von Gliedern.

Sobald er den Oberdechanten erkannte, rief er, ohne seine Arbeit fahren zu lassen:

„Sieh da, Mher Geeraert Denny! Was hat sich zugetragen, daß Ihr den Ribaudenkönig in seinem Hofe zum Walthor besucht? Nehmt einen Stuhl und setzt Euch.“

„Nun, Muggelyn!“ sprach der Oberdechant, „es hat sich zugetragen, was Ihr mir heute Mittag bei dem Ketelshere gesagt habt.“

„O, ich wußte es wohl, nicht wahr? daß man Hauptleute wählen will?“

„In der That. — Es würde noch so schlimm nicht sein, wenn nicht einige unverständige Bürger in Gent Jakob von Artevelde zum Oberhauptmann ernennen wollten. Was meint Ihr von solcher unbegreiflichen Dummheit?“

„Ha, ha! Mher Denys! Es ist mir ganz gleichgültig, wer Oberhauptmann wird, und ich glaube, der weise Mann wird dies Amt vielleicht besser verwalten, als irgend ein Anderer.“

„Aber, Muggelyn! er ist feigherzig und furchtsam, und wird sich davonmachen bei der ersten Gefahr.“

„So! glaubt Ihr das wirklich?“

„Gewiß! er hat da in der Byloke eine Rede gehalten, aus der man deutlich sieht, daß er nicht tapfer genug ist, um an der Spitze einer Gemeinde, wie die von Gent, zu stehen.“

„Das muß man erst abwarten, Mher Denys! und auf jeden Fall, was kümmert das mich?“

„Wie, Muggelyn! was das Euch kümmert? Wenn Ihr überzeugt wäret, daß man das Gedeihen und die Freiheit der Gemeinde verspielt; wenn Ihr überzeugt wäret, daß ein herrschsüchtiger Veträger das Volk irreführt, um sich über seine Mitbürger zu erheben: würdet

Ihr dann nicht erzürnt aufstehen und streben, das Vaterland zu retten?"

„Ja, Mher Denys!“ scherzte der Ribaudenkönig; „ich würde doch nicht eher aufstehen, als bis meine Hosen gestickt wären.“

„Nein, nein!“ entgegnete Denys, „Ihr redet nicht, wie Ihr es meint, Muggelyn. Das Vaterland verlangt, daß alle guten Bürger wachen und wirken, um einen verderblichen Anschlag zu verhindern, und Ihr dürft auch Eure Hülfe nicht verweigern bei der Ausführung dieser heiligen Pflicht.“

Der Ribaudenkönig betrachtete den Oberbedienten mit halb spöttischem Lächeln, und antwortete:

„Ach, Mher Denys! was redet Ihr mit dem armen König Muggelyn von Freiheit und Ehre der Stadt Gent, während er damit beschäftigt ist, seine Hosen zu flicken, und schon anderthalb Stunden vor einer leeren Kanne trauernd sitzt! Der Wirth zum Hirsch unter dem Glockenthurm hat wohl noch ein halbes Jahr bei mir gut. Ich versuchte bereits, ihn mit Freiheit und Ruhm und Vaterland zu bezahlen; aber der habgierige Schelm will von dieser Münze nichts wissen.“

Der Scherz und die unverschämte Habsucht, mit welcher der Ribaudenkönig ihm antwortete, erregten großen Aerger bei Denys. Er hatte mehr Verstand und Schlauheit bei Muggelyn erwartet, und war nun verbrießlich, daß er kein Mittel sah, um dieses Gespräch nach seinem Wunsche zu leiten.

„Also, Muggelyn!“ sprach er, „ist es nutzlos, im

Namen des Vaterlandes und der Freiheit Euch um Beistand zu bitten? Es scheint, daß diese edlen Worte keine Kraft äußern auf Euer Gemüth.“

„Von allen den Worten, die man spricht, giebt es nur vier, die ich gut verstehe,“ antwortete der Ribaudenkönig, „nämlich: Geld, Würfel, Weiber und Wein. Für das erste will ich die drei andern noch vergessen, denn man kann sie doch nicht stets zusammen haben. Aber, Mher Denys, warum so viele Umwege brauchen bei dem, was Ihr mir sagen wollt? Kommt, sagt es gerade heraus! Ihr seid doch nicht zu mir nach dem Walthore gekommen, um Euch mit mir über solche unbedeutende Dinge zu unterhalten?“

„Nun denn!“ entgegnete der Oberbedient verdrießlich; „Ihr seid kein Genter, Muggelyn! daher rührt Euch der Ruhm und das Gedeihen unserer Stadt nicht eben sehr. Mit mir ist das anders; mir pocht das Herz vor Zorn, wenn ich sehe, daß man das Glück seiner Vaterstadt seiner Herrschsucht opfern will, und ich bin bereit, weder Geld noch Mühe zu sparen, um die gute Sache zu retten.“

„Ich beginne zu verstehen,“ sagte Muggelyn grinsend.

„Und da Ihr wenig von schönen Redensarten haltet, so werdet Ihr wahrscheinlich Eure Hülfe nicht verweigern, wenn dreißig Pfund dabei zu verdienen sind.“

Als Muggelyn diese Worte vernahm, ließ er vor Ueberraschung die Hosen von seinen Knien gleiten, und seine Augen begannen ungemein zu funkeln.

„Ich habe es nicht recht verstanden,“ sagte er.

„Dreißig Pfund!“ wiederholte Denys, „aber unter der Bedingung, daß die Gemeine gerettet werde.“

„Dreißig Pfund!“ murmelte der Ribaukenkönig.

„Verdoppeltes Jahrgeld und vierundzwanzig Unterthanen mehr!“ setzte der Oberdechant seinem ersten Versprechen hinzu, während er wirklich eine Hand voll Geld auf den Tisch legte.

„Das heißt reden!“ rief der Ribaukenkönig, fröhlich aufstehend und Denys die Hand drückend. „Es ist wunderbar, wie sich mein Verstand auf einmal öffnet; jetzt begreife ich ganz gut, was Ihr wollt. — Laßt sehen, man wird Hauptideute wählen, wie ich Euch schon heute Morgen gesagt habe. Der Hauptmann, der im St. Jankirkspiel gewählt wird, ist Oberhauptmann. So ist es stets gewesen und so wird es noch sein. — Ihr, Mher Denys, Ihr wohnt im St. Jankirkspiel; Ihr seid dort der reichste Bürger, Oberdechant der Zünfte von Gent, mächtig durch Einfluß, Verwandte und Freunde; Eure Vaterlandsliebe ist bekannt, Eure Verbannung bezeugt dieselbe. Demgemäß werdet Ihr nach Recht und Vernunft Oberhauptmann werden müssen. Unglücklicherweise wohnt im St. Jankirkspiel auch ein Mann, den Ihr nicht leiden könnt, ein Schelm, ein Scheinheiliger, ein herrschsüchtiger Betrüger, ein Volksverführer, ein Verräther, ein Geizhals, der Artevelde heißt und nahe daran ist, zum Oberhauptmann gewählt zu werden. Das ist es, nicht wahr, Mher Denys? O, ich begreife die Sache ganz gut!“

Der Ribaukenkönig lachte vergnüglich, wie Jemand,

der von der Schlaueheit seiner Rede überzeugt ist und zeigen will, daß er sich selbst nicht im Mindesten täuscht. Dieses Lachen machte die Schamröthe in des Oberbedienten Gesicht aufsteigen; doch bezwang er sich und antwortete mit erkünsteltem Lächeln:

„Ja, so ist es beinahe!“

„Wann wählt man die Hauptleute?“ fragte der Ribaukenkönig.

„Auf St. Pharaitsababend, zufolge den Schöffen, welche in der Byloke waren.“

„Also binnen sechs Tagen; die Zeit ist kurz, Mher Denys!“

„Der Lohn aber um desto schöner, Muggelyn!“

„In der That, Ihr seid ein edelmüthiger Mann, und für solche Belohnung würde ich durch das Feuer gehen, um Euch einen Dienst zu leisten; denn seht Ihr, Mher Denys, die Gemeine giebt mir einen Jahrgehalt, der wohl ausreichte, um mich hier in meiner Wohnung im Balthor mit Bohnen und Rüben fett zu machen; aber sie hat vergessen, daß trinken sehen von früh Morgens bis spät Abends ein gefährliches Beispiel ist. Darum muß ich selbst meine Hosen flicken und vor Durst fast sterben bei der Arbeit.“

„Helst mir die Stadt vor den Anschlägen eines Herrschsüchtigen behüten, und wenn es uns glückt, so soll es Euch nie fehlen, um stets fröhlich sein zu können. Ihr habt viel Einfluß auf das Volk; Ihr kennt die Gesinnung der meisten Junstgesellen, sogar die Geheimnisse der Hausgefinde . . . Nun denn! Ihr müßt dies Alles

benutzen, um die Wahl des ehrgeizigen Betrügers scheitern zu machen."

"Und Euch wählen zu lassen?"

"Wenn Artevelde mir durch seine List nicht mein Recht stiehlt, so kann es Niemand anders werden als ich."

"Und Ser Van Steenbeker?"

"Laßt den in Ruhe, Muggelyn! er ist ein bekannter Verräther."

"Er hat aber viele und mächtige Freunde!"

"Das giebt es nicht her; von der Seite haben wir nichts zu befürchten."

"Gut! aber laßt sehen, was wir thun können!"

"Ich wundere mich, Muggelyn, daß Ihr so fragt; Ihr müßt sogleich von Schenke zu Schenke gehen und Euch überall bemühen, die irreführten Bürger über ihre wahren Interessen aufzuklären; Ihr müßt Eure Bekannten auffuchen und Euch aller Derjenigen bedienen, auf die Ihr Einfluß habt, Jedem sagen, was mit seinen Gedanken übereinstimmt, und machen, daß sich alle Bürger überzeugen, die Wahl des herrschsüchtigen Jakob bringe sowohl der ganzen Gemeinde, wie jedem Einzelnen Schaden. Schmeichelt dem Einen, droht dem Andern mit seinen Interessen . . ."

Hier hielt Geeraert Denys plötzlich inne und betrachtete misstrauisch und verdrießlich den Ribaucentkönig, über dessen Antlitz sich ein sonderbares Lächeln zog.

"Nun, Muggelyn!" rief Denys, "meint Ihr Euer Geld zu verdienen, indem Ihr Spott mit dem Oberhaupten der Gilden treibt? Oder habe ich mich betro-

gen, und seid Ihr ein erbärmlicher Schwächer, der sich mächtig glaubt und nicht einmal Verstand genug hat zu begreifen, was man thun muß, um dem Volke die Augen zu öffnen?“

„Welche Bremse sticht Euch denn so plötzlich, Mher Denys?“ sagte der Ribaudenkönig, ohne zu erschrecken. „Euch verspotten? Bei Sanct Lieven! ich bewundere Euch im Gegentheil. Ihr seid ein erfahrener Meister in dem Fach, das Volk über sein Bestes aufzuklären. Begreife ich Euch nicht? Ich muß überall sagen und beweisen, daß Jakob von Artevelde ein herrschsüchtiger Vetrüger sei, daß er das Volk aus Eigennutz aufwiegelt und daß man dumm und thöricht handeln würde, wenn man sich durch einen solchen Großprahler verleiten ließe.“

„Daß er keinen Muth hat, Muggelyn, und bei der ersten Gefahr die Gemeinde im Stiche läßt.“

„Daß er es insgeheim mit den Feliærds hält und sich mit ihnen verbündet hat, um die kleinen Junksleute noch mehr zu drücken, als dies schon geschehen ist.“

„Ach, Muggelyn! man muß mit Vorsicht zu Werke gehen. Euch, der Ihr Verstand genug habt, brauche ich wahrlich nicht zu lehren, wie man, um sein Vaterland und die Freiheit zu retten, nicht kindisch sein darf, um zu ängstlich auf die Mittel zu sehen, die man anzuwenden hat, um ein gutes Werk zu thun.“

„Verstanden, Meister! Den Feliærds werde ich sagen, daß er insgeheim den Plan hat, den Grafen um sein Erbe zu bringen und die Güter der Ritter zu confisciren.“

„Ja, Muggelyn! Und den englisch Gesinnten, daß er dem Könige angeboten hat, ihm Flandern auszuliefern, wenn man ihn zum Marschall von Flandern machen wollte.“

„Recht! Den französisch Gesinnten, daß er Flandern an England verkaufen will. Es ist überflüssig, Mher Denny, daß Ihr noch länger davon mit mir redet. Das Mittel, dessen wir uns bedienen wollen, ist so alt, wie die Welt, und man müßte erst gestern geboren worden sein, um es nicht zu kennen. Wer das Opfer desselben wird, nennt es eine Ehrensündigung; aber bei Licht betrachtet ist es doch nur eine Waffe, die man gebraucht, wenn der Feind zu groß und zu mächtig ist. . . . Es versteht sich von selbst, nicht wahr? daß ich von Euch alles mögliche Gute sagen und beweisen muß, daß Ihr allein in Gent den nöthigen Muth und Reichthum und die Liebe des Volkes besitzt, um mit Ehre und Nutzen Oberhauptmann zu sein. Dies wird mir nicht schwer fallen; denn ohne Euch zu schmeicheln, Mher Denny, es fehlt Euch nichts, um ein würdiger und vor allen Dingen ein schlauer Feldherr zu sein; aber es ist noch Eines, was mir im Kopfe herumgeht. Meint Ihr, daß man mir und meinen Helfers Helfern Glauben schenken werde, wenn wir solche Dinge von dem weisen Manne erzählen?“

„Laßt Euch das nicht abhalten, Muggelyn. Man glaubt den Worten nicht, aber sie geben zu denken; sie machen die Leute irre, flößen Mißtrauen ein und vernechten jedenfalls die Neigung, die man ihm schenkte. — Sechs Tage sind wenig, in der That! Aber für einen

Mann, wie Ihr, Muggelyn, reicht diese Zeit hin, um einen Betrüger zu entlarven und ihn Jedem in seinem wahren Lichte zu zeigen.“

„Es ist gut, Meister; ich will thun, was ich kann; aber Ihr selbst werdet unterdessen nicht schlafen, hoffe ich. Ihr habt so viele Freunde und Bekannte, denen an Eurer Erhebung gelegen sein muß.“

„Sorgt nicht deshalb; Muth und Thätigkeit sind Eigenschaften, die mir nicht so fremd sind, wie dem Ehrsuchtigen, den wir bekämpfen wollen. . . . Nun, Muggelyn, hängt eilig Euren Mantel um und verliert keinen Augenblick. Morgen gegen Abend werde ich wiederkommen, und wenn ich sehe, daß wir schon einiges Feld gewonnen, werde ich Euch neuen Muth mitbringen.“

„Das ist auch die Hauptsache, Aber Denny!“ sagte der Ribaukenkönig mit Nachdruck. „Man hat so viel Einfluß, als man Wein hat, seine Worte damit zu unterstützen.“

„Also bis morgen thut Euer Bestes, Muggelyn, und behüte Euch Gott!“

Der Ribaukenkönig nahm die Lampe und leuchtete dem Oberdechanten die Treppe hinab. Als er in seine Kammer zurückkehrte, murmelte er lachend:

„Das ist kein kleiner Scheinheiliger. Es fehlt wenig und der Teufel selbst ist nicht schlimmer. Das ist eine fette Kuh, die sich da auf meiner Weide eingesunden hat und gemolken zu werden verlangt. Wohl! wohl! damit wissen wir umzugehen. Dreißig Pfund! Ah, Muggelyn, das wäre ein Leben! Aber, Freund! es ist dies Mal

kein Speck für deinen Schnabel; es würde leichter sein, die Keiße auszutrinken, als zu machen, daß der Oberdechant zum Oberhauptmann gewählt werde Hält er denn den Ribaudenkönig für dumm genug, um offen zu Werke zu gehen gegen Jemanden, der ihn binnen sechs Tagen machen und zerbrechen kann und ihn höchst wahrscheinlich aus dem Lande jagen würde? Nein, nein! Ich werde den Vogel ohnedies schon rupfen. Er scheint mir blind genug, um Alles zu glauben, was ich ihm sage. Auf jeden Fall will ich aber gehen und mich erkundigen, was das Volk spricht und denkt über diese Sache“

Bei diesen Worten gürtete der Ribaudenkönig sein Schwert um, warf die Regenkappe über den Kopf, wickelte sich in einen alten Mantel von braunem Luch und stieg die dunkle Treppe hinab, um sich nach dem St. Landkirchspiele zu begeben.

III.

In der Kerfstraet neben der St. Janölkirche stand ein neugebautes Haus, welches vielleicht das einzige in Gent war, das so deutlich den Hochmuth offenbarte, den einige reich gewordene Bürger damals zu zeigen begannen. Man konnte es nicht einen Stein nennen, und doch würde ein Fremder es niemals für die Wohnung eines Bürgers gehalten haben. In der That, es hatte einen zwiefachen Charakter; denn obwohl aus schweren Stücken Schiefer aufgemauert und von ansehnlicher Größe, hatte man ihm die Form der gewöhnlichen Häuser in Gent gelassen, mit niedrigen Fenstern, die auf die Straße gingen, um die Vorkammern als Magazine gebrauchen zu können, und den Giebel schmückten zahlreiche Verzierungen, welche die ächten Steine nicht zu haben pflegten. An beiden Ecken des Gebäudes dagegen waren mit ausgehauenen Steinen zwei Thürme oder Kessel aufgeführt, wie die Ritterwohnungen sie zeigten, allein mit dem Unterschiede, daß sie sich hier aus dem Giebel erhoben und keine Schießlöcher hatten.

Es war nicht zu verkennen, daß dies Haus einem Bürger zugehören mußte, der aus Uitelkeit sich eine ritterliche Wohnung hatte bauen wollen, den jedoch die Scham zurückgehalten, sich ganz und gar über seinen Stand zu erheben. Dadurch war dieses Haus ein Gemisch von adeligem und bürgerlichem Baustol, auf jeden

Fall gewann es dadurch nichts an Schönheit; denn die Ueberladung desselben mit geschmacklosen Verzierungen bewies noch mehr als alles Uebrige, daß es des Eigenthümers Absicht gewesen, Andere an Pracht zu übertreffen und einen ungewöhnlichen Reichthum zu entfalten. Ueber der Hausthür prangte das Wappen der Weber: gilde, ein rothes Schild mit silbernem Löwen zwischen zwei goldenen Weberspulen, und darunter mit großen Buchstaben die Aufschrift: „Gerrart Denys, Wollenwebermeister.“

Neben diesem sonderbaren Hause erhob sich die schöne St. Jankirche mit ihren stattlichen Thürmen. Der Kirchhof zog sich daneben hin, und aus den Fenstern konnte man beinahe senkrecht auf die Gräber sehen, so wie auf das Beinhaus, in dessen Mauer einige hundert Todtenköpfe ausgehauen waren.

Das Innere des Hauses machte denselben Eindruck, wie das Aeußere. Die Vorkammern waren mit Stücken Tuch von verschiedener Farbe und verschiedenem Werthe angefüllt; im Hinterzimmer strahlte aus Allem der Reichthum entgegen. Die Sessel waren daselbst mit Corduan oder mit Sammet überzogen und mit goldenen Nägeln beschlagen; die Tische und der übrige Hausrath zeigten überall sehr schönes Schnitzwerk.

Wenige Tage nach der Zusammenkunft in der Byloke, spät am Nachmittage, befand sich Lieveu Denys mit seiner Mutter in dem Hinterzimmer ihrer prächtigen Wohnung. Alles, was diese einfache Frau umgab, stach sehr seltsam von ihrem bürgerlichen Wesen und ihrer gerin-

gen Kleidung ab. Obwohl sie hier als Herrin gebot, so würde man sie doch eher für eine Dienstmagd gehalten haben. Sie saß auf einem jener kostbaren Stühle unter dem Schornstein und spann Flachs an einem schnurrenden Rade, während ihr Sohn neben ihr an einem Tische damit beschäftigt war, einige Rechnungen durchzugehen.

„Wie glücklich ist es, Lieben!“ sprach die Mutter, „daß Du in St. Baesstede in die Magisterschule gegangen bist. Es giebt Alerken, die nicht so gut schreiben und rechnen können wie Du. Wir können dem Himmel dafür danken; denn wenn Du die Geschäfte nicht besorgtest, so würden sie bald in einer schönen Verwirrung sein. Dein Vater, der hochmüthige Thor, kümmert sich um nichts mehr.“

„Wozu sollte er es auch, Mutter?“ antwortete Pieven. „Er hat sein ganzes Leben gesorgt und gearbeitet, da ist es recht, daß er nun auch ausruhe, um so mehr, da ich recht gut dazu passe.“

„Habe ich dergleichen in meinem Leben gesehen!“ entgegnete die Mutter; „das geht nach der Byloke, und spricht und rast über Sachen, wovon er eben so wenig versteht, wie mein unschuldiges Spinnrad da! Er hat das Geld mit saurer Arbeit gewonnen, und es wäre besser, daß er es nun genösse, ohne sich viel Leid und Kopfbrechen zu suchen. Das läßt sich verbannen wie ein Schelm, um seinen freien Schwatz zu haben über Dinge, die uns nichts angehen!“

„Ach, Mutter! Ihr redet immer so; aber das geschieht nur zum Spaß, nicht wahr?“ antwortete Pieven.

„Es ist doch die Pflicht jedes guten Bürgers, der Gemeine so nützlich wie möglich zu sein. Der Vater hat jetzt Mittel und Zeit im Ueberflus; was kann er also Besseres thun, als für das allgemeine Wohl mitwirken?“

„Ich weiß wohl, Lieven, daß man bei Dir schlecht ankommt, wenn man nicht immer vom Vater schön redet; das macht Dir Ehre, Kind; aber ich kenne ihn schon so lange; ich weiß zu gut, was ihm im Kopfe steckt und was nicht drin steckt. Es wäre besser, Du ständest mir bei, ihn von seinen Grillen zu heilen; denn verlaß Dich darauf, womit er sich jetzt abgiebt, das wird noch ärgere Folgen haben, als ihn aus dem Lande zu verbannen.“

„Nein, nein, Mutter! Eure Furcht ist ungegründet; der Vater ist wohl auffahrend und hastig, aber es gebricht ihm auch nicht an Vorsicht und Klugheit. — Und wenn er sich auch wirklich in Gefahr bringt, so geschieht es doch nur aus Vaterlandsliebe und aus Liebe zur Freiheit, und das ist doch wahrhaftig löblich.“

„Ja, ja!“ sagte Frau Dennyß, die Achseln zuckend, „ich weiß nicht, wo Ihr Leute die Worte hernehmt, um dies thörichte Treiben herauszupucken. Sage mir nur zum Beispiel, warum Dein Vater jetzt schon seit sechs Tagen vom Morgen bis zum Abend auf den Weinen ist und nach dem Abendessen wie ein verfolgter Dieb aus dem Hause läuft, um ganze Nächte wegzubleiben. Seine Augen stehen ihm ganz verwildert im Kopfe, und er schläft vor Müdigkeit ein, wo er sich hinsetzt. Glaubst Du nun, daß er sich bloß aus Vaterlandsliebe so abmatte und seine Gesundheit zerstöre?“

„Aber, Mutter, Ihr wißt es ja selbst, daß große Dinge im Werke sind; Alle in der ganzen Stadt laufen so hartnäckig herum; es muß dafür gesorgt werden, daß das Volk in seiner Wahl sich nicht betrüge und daß die Hauptleute tüchtige und muthige Bürger seien. Noch eine Stunde, und Jeder weiß, wie die Wahlen ausgefallen sind; dann wird Alles wieder friedlich und still werden; es ist eben eine Zeit der Gährung und der Leidenschaften.“

„Aber, Lieven!“ rief die Mutter verwundert, „wie bist Du noch einfältig, Junge! Weißt Du, warum Dein Vater sich die Beine ablauft und in fünf Nächten kein Auge zugethan hat? Er bildet sich ein, man werde ihn zum Hauptmann des St. Janskirchspiels wählen!“

„Zum Oberhauptmann?“ fragte Lieven ungläubig.

„Ja, zum Oberhauptmann,“ antwortete Frau Denys; „und nun frage ich Dich, ob das nicht ein thörichtester Wahn ist, da es doch Niemand anders werden kann als Wber Jakob von Artevelde; das hört man ja überall im ganzen Kirchspiel aussprechen.“

„Was Ihr da vom Vater sagt, ist unmöglich, Mutter! Nicht, als ob er dies Amt nicht eben so gut wie jeder Andere bekleiden könnte und nicht das Recht hätte, ein solches Zeichen des allgemeinen Vertrauens zu erhalten; aber er weiß für gewiß, daß kein Anderer, als der weise Mann, ernannt werden wird. Was sich in der Byloke zugetragen hat, läßt Niemanden daran zweifeln. Wohnten wir in einem der vier andern Kirchspiele, so würde ich selbst glauben, daß man den Vater zum Haupt-

mann wählt, aber zum Oberhauptmann? Gewiß, Mutter, daran denkt er gar nicht."

"Und ich sage Dir, Lieven, er brennt darauf; mit Dir spricht er nicht darüber, denn er liebt Dich sehr und weiß, daß es Dich betrüben würde. Vielleicht meint er auch, daß Du die Dinge bereits zu gut durchschauest; mich im Gegentheil betrachtet er als eine gutmüthige, einfältige Person, und läßt hier und da ein Wort gegen mich fallen, aus dem ich recht wohl merken kann, wo ihn der Schuh drückt. Wenn er nur jetzt in seinem Hochmuth nichts sagt oder thut, was Veerle's Vater mit Recht erzürnen kann."

"Ach nein, Mutter!" seufzte Lieven betrübt, „das wird nicht geschehen."

"Wer weiß, Lieven! Wenn er aber durch seinen thörichten Leichtsin die Sache hier in Verwirrung bringt, so soll er sehen, mit wem er zu thun bekommt. Ich werde dieser Grillen müde, Kind; das muß ein Ende nehmen. Seit wir unser altes Haus in der Lange Munte verlassen haben, um, gegen meinen Willen, in diesen Stein zu ziehen, ist unsere Wohnung eine Hölle von Unzufriedenheit und Verdruß geworden. Dein Vater ist krank, Lieven, er ist wirt im Kopfe, und kann ich ihn heilen, sei es ihm lieb oder leid, so werde ich es nicht unterlassen."

Möglich stand Lieven überrascht von seinem Stuhle auf, um auf eine Stimme zu horchen, die im Vorge- mach unversämte Worte zu der Dienstmagd sprach. Ehe er jedoch noch einen Schritt thun konnte, um die

Ursache des Lärms zu erfahren, erschien im Hinterzimmer Jemand, der lech vorging, während er sehr schnell mit sich selbst redete:

„Na, es scheint, als ob mein Freund Geeraert seinen Dienstboten nicht gelehrt habe, was sie einem Könige schuldig sind; mich warten zu lassen zwischen den einsältigen Haufen Tuch! Wäre es noch bei einer Kanne Wein! Ach, von Wein zu reden, ich glaube, der Oberbedient muß in dieser Stunde schrecklichen Durst haben. Wenn ihm jetzt die Kehle nicht brennt, da kann er es sein ganzes Leben lang aushalten, ohne zu trinken.“

Mit einer Art von trauriger Neugier betrachteten Lieven und seine Mutter den Mann, der dies murmelnd, die Hand in die Seite gestemmt, sich ihnen taumelnd näherte.

„Was wollt Ihr von uns?“ fragte Lieven in einem Ton, der deutlich zeigte, dieser Besuch sei ihm nicht angenehm.

„Ha, ha!“ lachte der Andere, „hätte man mir denn ohne mein Wissen meine Gestalt verwechselt, daß man den fröhlichen Ribaudenkönig nicht mehr kennt?“

„Nun denn, was verlangt Ihr?“ wiederholte Lieven.

„Wenn ich mich nicht täusche, seid Ihr der Sohn meines würdigen Freundes Dennyß,“ sprach der Ribaudenkönig mit seinem beständigen Lachen; „Euer Vater ist also nicht hier?“

„Nein, nein!“ rief die Mutter, „er ist nicht hier; wollt Ihr ihn sprechen, so kommt in ein paar Stunden wieder.“

„Ach! Ihr meint, daß ich ihn nöthig habe!“ entgegenete der halbbetrunkene Muggelshyn. „Er ist es, der mich nöthig hat! Ich nehme mir hier einen Stuhl, Frau, und während ich seine Rückkehr erwarte, möchte ich wohl Etwas trinken; denn ich habe schrecklichen Durst von all' dem Laufen und Rennen für unseren Freund. Füllt die Kanne nur voll, ich thue Euch schon zweimal Bescheid.“

Ich sah nie so rothen Mund,
Noch auch so liebliche Augen,
Als sie hat, die mich hat verwund't.

Kommt, bringt die Kanne, ich singe Euch das ganze Lied; es wird Euch die Zeit verkürzen.“

Frau Denny stemmte die Arme in die Seite und glaubte den Ribaudenkönig mit Scheltworten aus dem Hause treiben zu können; aber jezt sah sie ihren Sohn plötzlich erbleichen und vor Zorn zittern wie ein Schilfrohr; sie schwieg daher und näherte sich Lieven, um ihn zu beruhigen, allein der Jüngling rief mit unterdrückter Wuth dem verwunderten Muggelshyn zu:

„Ribaud, Ihr seid hieher gekommen ohne Urlaub und bleibt hier gegen unsern Willen? Wißt Ihr, welche Strafe darauf steht, so die Wohnung eines freien Bürgers von Gent zu schänden?“

„Ist das der Wein, oder mindestens das Bier, mit dem Ihr mich tractiren wolltet?“ scherzte Muggelshyn.

„Es ziemt sich nicht zu spotten,“ fuhr Lieven fort; „ich sage es Euch nicht zum zweiten Male. Entfernt Euch schnell, oder ich hole Zeugen herbei. Wenn Ihr also nicht wollt, Mher Muggelshyn, daß die Obrigkeit sich da-

mit Bemühe, so geht Eures Weges und laßt uns in Frieden!“

„Nun, so behaltet Euren Wein, und möge er sich in Essig verwandeln; aber erlaubt doch, daß ich mich etwas ausruhe; ich habe Schmerz in den Beinen, junger Herr. Das kommt davon, weil ich wegen der verfluchten Wahlen für Euren Vater herumlaufen muß. Au weh! Euer Vater müßte mir einen solchen Stuhl zum Geschenk machen.“

Der erzürnte Jüngling konnte sich nicht länger halten und mühte sich ab, sich aus den Armen seiner Mutter, die ihn festhielt, loszureißen.

„Ihr gemeiner Ribaud!“ rief er, „wir wollen doch sehen, ob Ihr einen Genter Bürger ungestraft in seiner Wohnung verhöhnen dürft! Verweilt noch einen Augenblick, und ich werfe Euch aus der Thür! . . . Fort! sage ich.“

„Nun, bei Sanct Lieven!“ antwortete der Ribaudenkönig, indem er aufstand; „Ihr seid noch barscher, als der Wirth im Hirsch unter dem Glockenthurm. Ich wollte mich ja nur erholen, indem ich die Rückkehr meines Freundes Denys erwartete. Es scheint, daß Ihr keinen Spaß versteht, junger Herr. Schon gut! Jeder ist Herr in seinem Hause. Ihr brauchtet nicht so große Augen zu machen, um mich daran zu erinnern. Sagt also nur Eurem würdigen Vater, daß der Ribaudenkönig Muggelyn ihn heute Abends um sieben Uhr in seiner Wohnung zum Walthore erwarten wird. Ich werde ihm den Wein wiedergeben, den Ihr mir so

gütig eingesehenst habt. Seid begrüßt, und bleibt in Frieden!"

Bei diesen letzten Worten war der Ribaudenkönig bereits aus der Thür und ging mit wankenden Tritten die Treppe hinunter.

So wie er fort war, brach Frau Denys in einem Strom von Schimpfworten gegen den unverschämten Ribaud aus. Lieven sagte nichts, sondern bedeckte sein Gesicht mit den Händen und legte es, in peinliche Betrachtungen versunken, auf das Rechnungsbuch vor ihm.

Als die Mutter durch eine Fluth von Klagen und Drohungen ihr Herz etwas erleichtert hatte von dem Jorn, der es bedrückte, sagte sie mit scharfem Ton zu ihrem Sohne:

„Nun, Lieven! was meinst Du zu diesem Besuch? Ist es nicht sehr ehrenhaft für uns, daß ein Ribaud hierher kommt, sich den Freund Deines Vaters nennt und unser Haus zu einer Taberne macht? Als ich Dir sagte, daß er sich durch seinen dummen Hochmuth immer tiefer hineinbringen würde, da hatte ich Unrecht, nicht wahr? Da läuft nun der Oberbedient der Gilden von Gent mit Ribauden herum; man möchte in den Erdboden sinken vor Schaam!"

„Mutter, was der Trunkenbold gesagt hat, ist falsch!" rief Lieven, das Haupt emporhebend. „Der Vater mag den Ribaudenkönig kennen, daran ist nichts Wunderbares; aber daß er Etwas gemein mit ihm habe, das leugne ich, das ist unmöglich."

„Gut, ich wünsche, daß Du Dich nicht täuschst;

aber was bedeutet dann seine Rede, daß er wegen der Wahlen für Deinen Vater herumgelaufen sei?"

„Es steht ihm frei, wegen der Wahlen herumzulaufen, für wen er will; dazu braucht er des Vaters Erlaubniß nicht.“

„Und dann, daß er Deinen Vater um sieben Uhr am Walthore erwarten will? Dein Vater geht also mitunter in das schmutzige Ribaudenneß. Das ist etwas Schönes für einen Bürger, den Sohn ehrlicher Eltern! Aber laß ihn nur zu Hause kommen, ich will's ihm schon sagen, daß ihm die Augen übergehen sollen. Und sollte Alles kopfüber kopfunter gehen, ich will ihn schon lehren oberhauptmannen und ribauden.“

„Erzürnet Euch nicht vorher, liebe Mutter!“ bat Lieveu wehmüthig; „wir wollen den Vater selbst darum befragen, und dann werdet Ihr hören, daß der unverschämte Muggelyn nicht wußte, was er schwappte. Warum denn den Vater auf das bloße Wort eines Trunkboldes hin verdächtigen? Wir werden nicht lange mehr zu warten haben; denn die Wahlen müssen bereits vorbei sein. . . . Hört! da geht die Thür! das ist der Vater.“

Die Dienstmagd trat ein und sagte:

„Frau, da ist Aher Jan Galevoet, der Dechant der Zwillichweber.“

„Bitte ihn, hereinzukommen!“ antwortete Frau Demyß mit sichtbarem Mißvergnügen.

Als die Magd wieder fort war, sagte sie zu ihrem Sohne:

„Der Galevoet ist auch Einer von denen, die in

Sanct Jané Tollhause sitzen müßten. Er und Dein Vater sind zwei Narren unter einer Kappe. Er kommt auch nur, um Deinen Vater aufzuheben.“

Jan Galevoet trat mit einer allgemeinen, doch kalten Verbeugung herein, warf seine Kopfbedeckung ab, nahm einen Stuhl und setzte sich unter den Schornstein, während er einen Gruß murmelte.

Der Dechant der Zwillichweber war kurz von Gestalt und hatte in seinem ganzen Wesen nichts, das die Aufmerksamkeit erregen konnte, als ungemein kleine Augen, eine platte Stirn und große dünne Ohren, die am Kopfe angelehnt zu sein schienen. Man würde dieses Gesicht für den äußeren Abdruck der Unbedeutendheit und des Stumpfsinns angesehen haben, hätten seine gekniffenen Lippen, sein spitzer Blick und sein geziertes Benehmen nicht eine Mischung von Einbildung und Dummheit errathen lassen.

Nachdem er sich behaglich bei dem Feuer hingesezt, rief er erzürnt:

„Ach, Ver *) Denys! so kann es nicht bleiben!“

„Was kann nicht so bleiben?“ fragte sie.

„Ich sage Euch, es darf nicht so bleiben!“ wiederholte der Dechant der Zwillichweber, indem er mit dem Fuße in die Asche stieß.

„Sachte, Aher Galevoet!“ lachte Frau Denys; „gegen wen oder gegen was zieht Ihr denn zu Felde? Gute Rede würde für uns verständlicher sein, wenn es

*) Mittelämisch für Frau.

Guch beliebte, und zu sagen, in welchen Dorn Ihr tratet?"

„In welchen Dorn? In einen großen Dorn! Aber seid versichert, Ver Denys! es kann nicht so bleiben! — Wird Herr Denys nicht bald nach Hause kommen?"

„Das müßt Ihr besser wissen als ich, denn Ihr kommt ja von den Wahlen!"

„Wahlen! Wahlen!" rief Galevoet, von Neuem in die Asche tretend; „sind das Wahlen, Ver Denys? Versführungen und Verleumdungen von herrschsüchtigen Betrügnern! Das ist's, nichts anders!"

„Aber erklärt Guch doch, Mher Galevoet!" fiel Eie-
ven ihm in die Rede; „wir verstehen Guch nicht."

„Was! Ihr versteht mich nicht? Ich spreche doch gutes Flämisch!"

„Es ist in St. Michielskirchspiel wohl nicht nach Eurem Sinn gegangen?" sagte Frau Denys ungeduldig.
„Das begreife ich wohl; es kann nicht nach Jedes Wunsch ausfallen, und diejenigen, denen es mißlingt, die müssen sich darüber nicht so ärgern; es ist nicht der Mühe werth."

„Nicht der Mühe werth? Das werden wir hören, sobald Herr Denys nach Hause kommt. Man scheint ihn durch schändliche List im St. Januskirchspiel unterdrückt zu haben. Die Wallmüller haben dort, wie überall, wieder ihren alten Haß gegen die Weber ausgelassen; aber so darf es nicht bleiben, und sollte Roland in das Spiel kommen. Was! soll der Dechant der Weber, der Oberdechant der Bünste von Gent, zurückgesetzt werden um

eines Schwägers willen, der nichts kann als schönreden? Im St. Janskirchspiel soll man einen andern Hauptmann als Mher Denys wählen dürfen?“

„Nun denn! was habe ich Dir gesagt?“ fragte Frau Denys ihren Sohn; „da hast Du's ja! Mher Denys muß Oberhauptmann werden: hast Du in Deinem Leben so Etwas gehört?“

Da sie sah, daß Lieven besiegt und gleichsam beschämt die Augen niederschlug, wandte sie sich zu Galevoet und sagte spöttisch:

„Es wäre besser, Mher Galevoet, man ließe meinen Mann zufrieden, und setzte ihm nicht dergleichen Pöffen in den Kopf. Vielleicht wolltet Ihr zum Hauptmann in St. Michiels erwählt werden, und da mögt Ihr Euch selbst darum bekümmern, ohne hier Herrn Denys aufzuheben und ihn noch dümmer zu machen, als er schon ist.“

„Ja, Ver Denys! wenn Artevelde gewählt wird, da werdet Ihr sehen, wen das am meisten verbrieft; dann werde ich noch wie ein Schaf neben Mher Denys aussehen. Macht Euch nur auf ein schreckliches Unwetter gefaßt; er ist im Stande, vor Wuth ein Unglück anzurichten, und er hat Recht; solchen Hohn erträgt man nicht, ohne daß das Blut vor Zorn aufflammt.“

„Ha, ha!“ lachte Frau Denys, „wenn das wahr ist, so sieht man Euch Beide heute noch Hand in Hand nach Sanct Jans Tollhause wandeln; denn, bei meinem ehelichen Wort! Ihr seid alle Beide verrückt.“

„Ich weiß wohl, Ver Denys!“ sagte Galevoet erjürnt, „daß die Frauen von Gemeindefachen nichts be-

greifen; ich thue auch besser, über so wichtige Dinge zu schweigen, bis der Oberdechant zurückkommt. Euer Spott wird weder ihn noch mich zurückhalten, für Freiheit und Vaterland zu thun, was Noth ist, und müßten wir Leben und Gut daran setzen. Es geht doch zu weit; man möchte sein Herz fressen, wenn man es ansieht! Einen Großprahler zum Oberhauptmann machen, einen Herrschsüchtigen, der nichts will, als die Gemeinde in den Abgrund stürzen und sich selbst über Andere erheben!"

Lieven's Stirn röthete sich vor Zorn; bitteres Lächeln spielte um seine Lippen, während er fragte:

„Von wem spricht Ihr denn so heimlich, Mher Gallevoet? Wer ist denn der Herrschsüchtige, auf den Ihr so unbarmherzig schimpft?"

„Wer?" rief der Dechant der Zwillingweber; „fallt Ihr denn aus der Luft, Lieven? Auf wen sollte ich denn mit Recht schimpfen, wenn es nicht auf Jakob von Artevelde wäre?"

„Und Mher von Artevelde ist nichts als ein Großprahler?"

„Und ein Betrüger, der das Volk irre führt!"

„Und ein Habsüchtiger?"

„Und ein unvernünftiger Wütherich, der uns in die Hände der Reliaerds liefern wird!"

Das Uebermaß des Zorns, welches den Jüngling bei diesen Worten ergriff, beruhigte ihn plötzlich; die Röthe verschwand von seinem Antlitz und machte einem Ausdruck des Mitleids, vielleicht der Verachtung, Platz. Er sagte mit Nachdruck:

„Es thut mir weh, Wher Galevoet! einen Freund meines Vaters so reden zu hören. Es ist jezt bereits ein Jahr, daß Flandern mit der schrecklichsten Hungersnoth zu kämpfen hat. Seit einem Jahre schon schreit das Volk nach Erlösung und Nahrung; Niemand fühlte während der ganzen Zeit in sich Verstand und Muth genug, um das Vaterland zu retten. Nun kommt ein Mann, der es wagen durfte, Leben und Gut zu verpfänden für das allgemeine Beste. Er ruft das Volk aus seiner Muthlosigkeit empor; er entwirft einen riesenhaften Plan, um Flandern durch eine einzige That Gedeihen und Nahrung zu geben, und beweist mit wunderbarer Beredsamkeit, daß Gott ihn mit Geisteskräften begabt habe, die nöthig sind, um das edle Werk zu vollbringen. Das Volk jauchzt ihm zu als dem Retter seines Vaterlandes und freut sich über seine sichere Erlösung. . . . Und in solchem Augenblick wagen es einige Bürger in unglaublicher Verblendung, gegen ihn Rache zu rufen und von Verrätherie zu sprechen. Daß man von dem weisen Manne zu sagen wagt, er sei ein unvernünftiger Wütherich! Unvernünftig? Er, der seine Veleidiger zerschmettern kann mit der Macht seines Geistes! Wütherich? Wher Jakob von Artevelde, der den Muth hat, die Rache und den Haß aller Feinde der Freiheit und des Vaterlandes auf sich zu laden, und der sein Haupt auf den Richtblock legt, zum Pfande für Flanderns Freiheit! Ach! wenn Frankreich mächtig genug wäre, um die Gemeine wegen ihres Ausstandes zu bestrafen, wer würde das erste Schlachtopfer sein? Ihr doch wohl nicht,

Mher Galevoet! Nein, es ist der weise Mann, dessen Blut strömen würde, um für Glandern zu büßen!"

„Böhl gesprochen, Pieven!" rief die Mutter triumphirend; „Mher Galevoet mag das in die Tasche stecken; das wird ihm lehren, Deinem Vater den Kopf mit Thorheiten und Grillen vollzustopfen."

Der Dechant der Zwillichweber hatte lachend die Worte des Jünglings angehört, obwohl sie ihn innerlich verdrossen.

„Oho, Pieven!" antwortete er; „Ihr behaltet die Lehren Mher Jakob's sehr gut. Es scheint, daß Ihr auch ziemlich viel schöne Worte kennt; aber das macht es Alles nicht aus. Ihr sprecht etwas kühn, Jüngling, und ich könnte mich beleidigt fühlen durch Eure höhnischen Reden; aber ich will es gern vergessen, indem ich bedenke, daß Ihr von öffentlichen Angelegenheiten wenig versteht. Ihr werdet später noch lernen, daß der Schein trügt und Worte nichts als Worte sind; zum Beispiel, man hat Mher Jakob gerathen, mit einem ganzen Heer Rupelmondestein zu belagern, um Segher de Cortrazyn mit Gewalt aus dem Kerker zu befreien; er will es aber nicht, und sagt, daß dieser Zug Alles in Gefahr bringen würde. Segher de Cortrazyn ist sein eigener Schwiegervater, und doch wagt Mher Jakob nicht, dessen Befreiung zu versuchen. Ist das nicht eine unerhörte Freizheit?"

„Daran erkenne ich das edle Gemüth des weisen Mannes," rief Pieven, wie von Bewunderung ergriffen; „Ihr glaubt also, daß er das Volk aus dem Schlafe

wach gerufen, um seinen Schwiegervater aus dem Kerker zu holen? Ihr kennt ihn nicht. Flandern will er retten, die Hungerdnoth aus unserm Lande treiben. Ach, wenn er die Befreiung Flanderns auf das Spiel zu setzen wagte um seines Schwiegervaters willen, das wäre eine Feigheit! Es giebt enge Seelen, die ein solches Opfer nicht begreifen und Aher Jakob hassen, weil er an Geist und Herz zu groß ist für das Maas ihrer kleinen Leidenschaften. Sie mögen tadeln und schelten; er wird nicht auf das achten, was tief unter ihm wühlt — sondern Flandern retten, wie er es gesagt hat.“

Der Dechant der Zwillichweber stand erzürnt von seinem Stuhle auf und sprach mit heftigem Tone:

„Das geht zu weit! Wie könnt Ihr Euch erlauben, mir so Hohn zu bieten! Junger Mann, Ihr vergeßt, was Ihr mir schuldig seid; denn wenn Ihr so auffahrt gegen einen Freund Eures Vaters, und ihn eine enge Seele und was sonst noch zu nennen magt, dann sagt Ihr dasselbe von Eurem Vater; er denkt darüber noch schlimmer als ich. Hätte ich nicht Mitleid mit Eurer Unbesonnenheit, ich verliesse dieses Haus augenblicklich und würde keinen Fuß mehr über dessen Schwelle setzen!“

Lieven erschrak über die Wirkung seiner Worte, und fühlte, daß er in der That zu weit gegangen sei.

„Verzeiht, Aher Galevoet!“ sagte er, „ich habe mich vielleicht zu heftig ausgedrückt; aber es geschah bloß, weil Ihr von dem Vater sagtet, er nähme Theil an dem Hasse gegen den weisen Mann. Es scheinen da allerlei Zuträ-

gereich gemacht zu werden. Mein Vater ist ein Freund von Mher Jakob!"

„Ein Freund von Mher Jakob?“ lachte Galevoet; „ich glaube wahrhaftig, Lieben, Ihr verliert den Verstand. Ihr werdet es hören, wenn Euer Vater nach Hause kommt, wie er nach Rache schreit gegen den Herrschsüchtigen, der ihn seines Rechtes beraubt, um uns Allen den Fuß auf den Nacken zu setzen. Aber wartet. . . .“

Der Dechant der Zwillichweber wollte in seinen Beschuldigungen gegen Artervelde fortfahren, hörte jedoch die Bordertbür öffnen und sagte:

„Ach, da ist er! Jetzt werdet Ihr schon andere Dinge hören.“

Es war in der That Geeraert Denny, der in das Vorgemach trat und dort bei dem ersten Schritte das Dienstmädchen rauh aus dem Wege stieß. Auf seinem Antlitz hatte sich ein tiefer Verdruß gelagert, und seine Augen schienen vor Wuth zu glühen. Sobald er sich jedoch der Thür des Hinterzimmers näherte, verschwand plötzlich der zornige Ausdruck von seinem Gesicht; ein gemachtes Lächeln nahm dessen Stelle ein, das, wenn es auch nicht minder bitter war, doch natürlich genug schien, um seinen Hausgenossen zu verbergen, welche Leidenschaften in seinem Busen wühlten. In das Zimmer tretend, grüßte er Jeden leichtthin, indem er Kappe und Mantel abwarf.

„Nun, Mher Geeraert!“ fragte Galevoet aufstehend, „wie ist es gegangen im St. Janskirchspiele? Da ich Euch lächeln sehe, fange ich an zu zweifeln. . . .“

„Nher Jakob von Artevelde ist fast einstimmig zum Oberhauptmann erwählt worden,“ antwortete Geeraert kalt.

„Habe ich es nicht vorausgesagt? In St. Michiels ist es Pieter van den Hovene, ein Ritter!“

„In St. Jakobs Willem van Baernewynd, der Bruder des Oberschöffen.“

„Wiederum ein Ritter, Oberdechant! Das heißt Volksmacht!“

„In St. Nicolaes hat man Ghelnoot van Lens gewählt; in St. Maertens Ackerghem Willem van Huse.“

„So!“ rief Galevoet wüthend, „Ghelnoot van Lens, der ganze Tage bei Artevelde im Hause steckt, Willem van Huse, den Vorsteher der Walfmüllergilde! Mich dünkt, daß man der Weberei etwas zu vermessen in's Angesicht schlägt. Es ist eine abscheuliche Verschwörung; aber es soll nicht dabei bleiben! Nein, und müßte die halbe Stadt in Flammen aufgehen, es soll nicht so bleiben, sage ich!“

„Es ist nun einmal so,“ bemerkte der Oberdechant; „man muß abwarten, was daraus wird, Nher Galevoet! Obendrein gehört ja doch Nher Artevelde immer zu den Webern.“

Denys' kühles Benehmen überraschte den Dechanten der Zwillingweben, und er fühlte sich um so mehr verletzt, als ihn Lieven und dessen Mutter triumphirend anblickten.

„Wie!“ rief er dem Oberdechanten zu; „man hat Euch eines Rechtes beraubt, das Euch zukam; man hat

Euch einen blutigen Schimpf zugesügt, und Ihr seid nicht wüthend? Oder habt Ihr mich zum Besten?“

„Ich bin durchaus nicht erzürnt, Freund Galevoet!“ sagte Denys mit noch größerer Ruhe; „hätte man mich zum Oberhauptmann gewählt, so würde ich allerdings den Weg eingeschlagen haben, auf welchem die Gemeine Freiheit und Macht finden kann; aber das Volk hat zu entscheiden und hat nach seinem Willen gehandelt.“

„Und das könnt Ihr ertragen?“ fragte Galevoet erstaunt und verleht; „Ihr lasset Euer Vaterland durch Betrüger erniedrigen, den Webern durch die Walfmüller auf den Kopf treten, und Euch selbst so verkennen? Ach, Denys! Denys! ich habe besser von Euch gedacht. Jetzt, da er mächtig wird, zieht Ihr Euch zurück und laßt Eure Freunde süßen? Das ist doch auch kein Beweis des stählernen Herzens und des eisernen Arms, von dem Ihr gewohnt seid zu reden?“

„Sobald das Volk seinen Irrthum einsieht, werdet Ihr Denys erkennen, Mher Galevoet. Er wird sich opfern für das Glück Derjenigen, die jetzt ihr Vertrauen einem Andern geschenkt haben, und auf diese Weise zeigen, daß Großmuth ihn besetzt.“

„Und jetzt! jetzt!“

„Jetzt will er sich die Dinge ansehen.“

Der Dechant der Zwillingweben trat wüthend auf den Heerd, daß die Asche wie Rauch zwischen seinen Füßen emporstog. Er konnte nicht begreifen, was im Herzen des Oberdechanten vorgegangen sei, da er ihn noch am Morgen so harte Drohungen gegen Artevelde hatte

austoßen hören und ihn jetzt gefühllos gegen den ihm zugefügten Hohn fand. — Er vermuthete hier Heuchelei oder Spott und sagte, indem er die Kappe aufsehte und nach der Thür ging:

„Schon gut, Aher Geeraert Denys! Wenn Ihr auch die gute Sache verleugnet und verläßt, es giebt in Gent, Gottlob! noch genug Männer, welche die Nacht haben, ihr Vaterland zu retten und die Betrüger zu entlarven. Seid versichert, man wird Euch nicht um Erlaubniß bitten. Wenn Ihr das Herz verloren habt, so mögt Ihr Euch auch zu den Feigen gesellen; Ihr seid um kein Haar breit von Eurem Wege abgewichen. Es wird lange währen, ehe Ihr mich hier wiedersehet . . .“

Bei diesen Worten öffnete er die Thür und verließ das Gemach. Geeraert Denys stand eilig von seinem Stuhle auf und folgte ihm in das Vorzimmer, wo sie von Neuem in einen langen Wortwechsel geriethen.

Anfangs konnten Frau Denys und ihr Sohn noch sehr wohl die Vorwürfe hören, welche Galevoet dem Oberbedienten machte; aber was dieser mit minder lautem Tone ihm antwortete, verstanden sie nicht. Endlich flüsternten Beide nur, so daß man im Zimmer nichts mehr hören konnte als ein anhaltendes Gemurmel. Nachdem Eleven eine geraume Zeit gelauscht hatte, aus Furcht, daß der Streit im Vorzimmer ärger würde, wandte er seine Aufmerksamkeit wieder ab und sagte freudig zu seiner Mutter:

„Seht Ihr nun wohl, daß Alles unwahr ist, und daß der Vater die Leidenschaft des heftigen Galevoet nicht theilt? Ich wußte wohl, daß ich mich nicht täuschte. Um

das unverschämte Geschwätz des betrunkenen Muggelghn will ich mich gar nicht kümmern; denn das hat sicherlich weder Grund noch Wahrscheinlichkeit.“

Frau Denys zuckte lächelnd die Achseln.

„Ach, Mutter!“ sprach Pieven, „das ist nicht recht, daß Ihr jetzt noch zweifelt.“

„Ich bewundere Dich, Pieven! Du bist ein guter Sohn, und ich will Dich nicht noch mehr fränken; aber warte nur ein Bißchen; der Tag ist noch nicht zu Ende, obwohl der Abend dämmert; es wird gleich ein Ungezwitter aufsteigen, das sobald nicht vorüberzieht, sondern Donner und Bliß mit sich führt. Glaube mir!“

„Ja, wenn Ihr den Vater wieder erzürnt, indem Ihr ihm Vorwürfe macht und ihn um Dinge fragt, auf die er nicht antworten will. Ihr wißt, wie müde er sein muß; laßt ihn heute Abend in Ruhe; ich bitte Euch darum, Mutter!“

„Du brauchst mir den Rath nicht zu geben, Pieven! Als ich bei seinem Eintreten das freundliche Lächeln auf seinem Antlitz merkte, wußte ich schon, was die Glocke geschlagen hatte. Ich werde mich sobald wie möglich aus dem Staube machen. Suche Du ihn zu beruhigen, wenn er aufbraust; gegen Dich ist er doch nicht so barsch, wie gegen mich. Morgen wird sich schon ein Wort mit ihm reden lassen. — Und daß dieser dumme Calvoet . . .“

Gerade als ihr dieser Name entschlüpfte, trat Geeraert Denys wieder in das Gemach. Das Lachen war jetzt von seinem Antlitz verschwunden, und man konnte nichts als Verdruß und Jern auf demselben bemerken.

„Frau!“ rief er, wüthend die Hand erhebend, „Du sollst dies Vellen gegen Mher Galevoort lassen, oder es wird Dich gereuen! Wenn man nicht weiß, wie man Leute in seinem Hause empfangen muß, so lernt man es. Es ist keck und unfreundlich von Dir, Frau, daß Du meine Freunde so plump ausschiltst; aber ich weiß es ja, von Dir läßt sich nichts Besseres erwarten!“

„Es beginnt schon zu stürmen,“ murmelte Frau Denys zwischen den Zähnen; „wer das Unwetter fürchtet, der mache sich aus dem Staube!“

„Was murmelst Du da, böses Weib?“ fiel ihr der Oberdechant in die Rede, in der deutlichen Absicht, einen heftigen Wortzwist zu beginnen. Aber die Frau schien ganz und gar keine Neigung dazu zu fühlen; sie nahm ihr Spinnrad vom Boden auf, als wolle sie das Zimmer verlassen, und sagte:

„Siehst Du, Geeraert, wenn Du wieder den Teufel jagst und mich als eine Dienstmagd behandeln willst, so laufe ich aus dem Hause zu meiner Schwester, und dann versuche, ob Du mich bereden kannst, wiederzukommen.“

„Seht Euch, Vater!“ sagte Lieven bittend, „und ruht Euch aus; denn Ihr seid schrecklich ermüdet. Vielleicht haben sich die Dinge nicht ganz so gemacht, wie Ihr es wünschtet; aber wenn man aus voller Ueberzeugung seine Pflicht als ein guter Bürger that, so darf man sich nicht zu sehr darüber ärgern.“

Geeraert Denys antwortete nicht, obwohl er Lieven's Rath befolgte und einen Armstuhl zum Feuer hinstellte. Dann ließ er sich in dem bequemen Sessel nieder und

schwieg, bis die Dienstmagd mit einer angezündeten Lampe kam und dieselbe auf den Tisch setzte. Mit gebieterischem Tone sagte er nun, während er dieselbe von sich entfernte:

„Was hat die schlechte Dirne hier zu thun? Ich will allein sein, Frau! und laß mir Niemanden in das Zimmer kommen, oder ich werfe ihn aus der Thür. Auch laß mich das nicht zweimal sagen!“

Frau Denny beeilte sich, mit der Magd das Zimmer zu verlassen. Pieven packte seine Schreibereien zusammen, legte sie sammt dem Rechnungsbuche auf ein Schreibpult am andern Ende des Zimmers und wollte dann ebenfalls fortgehen; aber sein Vater hielt ihn zurück mit den Worten:

„Dir gilt es nicht, was ich gesagt habe, Pieven! Nimm das Licht vom Tische und arbeite nur an Deinem Vulte weiter. Ich will versuchen ein Bißchen zu schlafen; Sorge unterdessen für das Feuer, daß es weder zu kalt noch zu warm hier werde.“

„Ich will schon darauf achten,“ antwortete Pieven, vergnügt über den ruhigeren Ton von seines Vaters Stimme. Diese günstige Aenderung ermutigte ihn, sein Herz von einem Gedanken, der ihn bedrückte, zu entlasten. Er fragte daher:

„Vater, darf ich Euch Etwas sagen, ehe Ihr schlaft?“

„Gewiß, Pieven! Was ist's?“

„Vor einer Stunde ist Muggelyn, der Ribandenkönig, hier gewesen, um Euch zu sprechen.“

„Nun, ist das so wunderbar?“

„O nein, Vater! aber er nannte Euch seinen Freund, und machte gar keine Umstände, als ob er sehr vertraut mit Euch wäre.“

„Er war betrunken, sicherlich! Das geschieht ihm nur einmal in der Woche; aber es dauert von Montag bis zum Sonntag. Hast Du denn geglaubt, was Dir der dumme Ribaud sagte?“

„Nein, gewiß nicht, Vater! Ich habe ihm die Thür gezeigt und ihm gedroht, ihn bei der Schöffensbank zu verklagen.“

„Das hättest Du nicht thun sollen, Lieben! Der Ribaudenkönig gehört zu Denjenigen, welche denken, ich sei mehr als irgend ein Anderer dazu geeignet, der Gemeinde als Oberhauptmann zu nützen, und hat sich wahrscheinlich Mühe gegeben, auch Andere von seinen Gedanken zu überzeugen. Mag er sich nun täuschen oder nicht, Zuneigung, möge sie kommen, woher sie wolle, darf man nicht rauh zurückweisen.“

„Es ist wahr, Vater! ich bin vielleicht zu heftig gewesen. Seine rohen Redensarten machten mich böse. Er hat auch noch gesagt, daß er Euch heute Abend um sieben Uhr im Balthore erwartet; Ihr geht aber nicht hin, nicht wahr, Vater?“

„Was sollte ich dort, Lieben? Der Trunkenbold hat das gesagt, gleich allem andern Unsinn, den er auskramt. Ist das Alles, was Du zu sagen hattest?“

„Ja, Vater! Ich freue mich, daß es nicht wahr ist. Schlaft nur ruhig; ich werde gut auf das Feuer Acht geben.“

„Recht! Halte Dich still und mache kein Geräusch. Ich werde rasch einschlafen; denn die Augen fallen mir wider Willen zu.“

Lieven begab sich leise zu seinem Pult und setzte seine Arbeit fort. Von Zeit zu Zeit wandte er die Blicke nach seinem Vater und bemerkte betrübt, daß derselbe nicht einschlafen könne, indem er sich fortwährend im Stuhl hin und her drehte und dann und wann die Augen öffnete, um sie eben so vergeblich wieder zu schließen.

Endlich nach einer halben Stunde bewies das hörbare Athmen seines Vaters, daß derselbe Ruhe genoss und fest eingeschlafen war. Jetzt erst ging Lieven auf den Fußspitzen zum Feuer und legte Holz hinzu, worauf er sich wieder zu seinem Pulte begab und fortarbeitete.

Wohl eine gute Stunde lang herrschte die vollkommenste Stille im Zimmer, und Lieven, in eine lange Rechnung vertieft, hatte seit geraumer Zeit sich nicht um das Feuer bekümmert, als ihn plötzlich ein dumpfer Laut störte und ihn die Blicke auf seinen Vater richten ließ. Was der Jüngling sah, mußte entsetzlich sein; denn er wurde bleich und starrte, wie von einer schrecklichen Erschütterung gefesselt, nach dem Kamin hin.

Das Antlitz seines Vaters war in der That abscheulich anzusehen. Die weit geöffneten Augen standen ihm unbeweglich und verwildert im Kopfe; die krampfhaft geöffneten Lippen zeigten seine fest zusammengebißnen Zähne; über seine Stirn und seine Wangen liefen zitternde Falten, und seine Haare sträubten sich empor. Auf dies Alles warf die flackernde Flamme einen rothen

Bluschein, der alle Schattenlinien noch stärker hervorhob und dem Gesicht des Oberdechanten etwas Teufliches und Entsefliches verlieh.

Erschreckt war Lieven von seinem Stuhle aufgesprungen; aber dieser Anblick hatte ihn selbst so überrascht, daß er keinen Schritt vorwärts zu thun wagte und unbeweglich stehen blieb. Ein heftiges Zittern ergriff ihn, als er die folgenden Worte aus seines Vaters Munde fallen hörte:

„Hier Roland! Roland! . . . Ermordet ihn! . . . Ah! ha! Rache! . . . Kennt Ihr den Dechanten der Weber? Ihr spottet seiner? Blut! Blut! . . . Er sterbe! . . . Schleppt seine Leiche durch die Straßen! . . . Tretet ihn mit Füßen! . . . So, so! . . . Ha, das ist gut! Ribaud! Ribaud! hierher! Dort läuft noch Einer! . . . Den auch! Fahrt fort! fahrt fort! . . .“

Sowie der Oberdechant diese Worte sprach, wurde sein Gesicht noch gräßlicher, und er bewegte Hände und Füße mit außerordentlicher Kraft. Der zitternde Lieven hatte nicht die Macht, sich zu rühren, bis sein Vater bei den Worten: „Dort läuft noch Einer!“ aufstand und die Hand aufhob, als zeige er dorthin. Die Furcht, er könne in das Feuer fallen, riß den Jüngling aus seinem Schrecken empor. Er lief zu dem Kamin, faßte seinem Vater bei dem Arme, um ihn zu wecken, und sagte:

„Vater! Vater! Ihr träumt.“

Geeraert Denys öffnete die Augen und betrachtete eine Zeit lang seinen Sohn verblödet und ängstlich, indem er sich schmerzlich die Stirn rieb.

„Was ist mir geschehen? Ich bin wie gelähmt in allen meinen Gliedern; der Schweiß tropft mir von der Stirn.“

„Ihr habt geträumt, Vater!“ antwortete Pieven; „o, so häßlich geträumt.“

„Habe ich denn gesprochen?“ fragte Demus erschreckt. „Was habe ich gesagt?“

„Ich weiß es nicht, Vater! Es war von Blut und von Jemand, den man ermordete, — von einer Leiche, die man durch die Straße schleifte.“

Der Oberbedient verstummte eine Zeit lang, wie Jemand, der Etwas näher zu bezeichnen sucht. Endlich sagte er:

„Ach, jetzt weiß ich, woher es kommt. Nher Joos Apare hat mich heute Morgen in der Meerminne bei Ser Geeraert's - Leuselöstein wohl eine Stunde lang unterhalten von einem Kornhändler, den man vor Zeiten zu Brügge ermordet hat. Dieser Joos Apare kann Einem erzählen, daß man glaubt, es zu sehen. Wenn er Einem schildert, wie die blutige Leiche des Kaufmanns durch die Straßen geschleppt wurde, dann steigen Einem die Haare zu Berge.“

„Das wird es sein, Vater!“ sagte Pieven beruhigt; „Ihr rieft auch einen Nibaud.“

„Natürlich, weil Du mir, ehe ich einschlief, von ihm gesprochen hattest.“

„In der That! ich dachte nicht mehr daran. Setz Euch nur wieder in Euren Stuhl, Vater, und schlaft von Neuem; Ihr habt so wenig Ruhe gehabt.“

Geeraert Denys besann sich einen Augenblick und fragte dann wie zerstreut:

„Was ist die Uhr, Lieven?“

„Nach der Uhr von Sanct Jan muß es jetzt etwas mehr als halb sieben sein.“

„Ich muß ausgehen, Lieven.“

„Jetzt noch, Vater?“

„Ja, ich habe Myer Joos Apate mein Wort gegeben; binnen weniger als einer Stunde bin ich wieder zurück. Sage Deiner Mutter, daß sie Essen für mich bereit halte.“

Während Geeraert Denys diese Worte sprach, bekleidete er sich mit Mantel und Kappe und verließ das Gemach. Lieven begleitete ihn bis auf die Straße mit tiefer Betrübniß, und kehrte dann in das Haus zurück, um seine Mutter aufzusuchen. Wohl fuhr es ihm durch den Kopf, daß sein Vater vielleicht zu dem Ribaud gehe; aber sein zartes, liebendes Herz verwarf diesen Gedanken mit Kraft, und als er in die Küche zu seiner Mutter kam, hatte er den Zweifel bereits ganz besiegt und verbannt.

Ende des ersten Bandes.

Hendrik Conscience
Jakob von Artevelde.

Historischer Roman.

Unter Mitwirkung des Verfassers

deutsch von

O. L. B. Wolff.

Sechster Band.



Leipzig

Verlag von Carl B. Voss.

1849.

Niederländische
B i b l i o t h e k.

Zweiter Band.



Hendrik Conscience.
Jakob von Artevelde.

Zweiter Band.



Leipzig
Verlag von Carl P. Fork.
1849.

Sondrik Conscience.

Jakob von Artevelde.

Historischer Roman

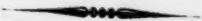
aus dem

Nämischen unter Mitwirkung des Verfassers

von

C. F. D. Wolff.

Zweiter Band.



Leipzig

Verlag von Carl D. Gerh.

1849.

K&L Univ. Bldg.
Perth

IV.

An einem Sonntagmorgen war die berühmte Laverne, der goldene Schwan neben Serbraemöstein in der Onderstract, voll Handwerker und Bürger, welche unter fröhlichem und lautem Gespräch an langen Tischen saßen und tranken, oder den steinernen Krug in der Hand von einer Seite des Zimmers nach der andern gingen, um ihren Freunden den heilsamen Trank zuzutragen. Man hörte dort mit bewundernswürdiger Freiheit über die wichtigsten Dinge reden und streiten. Jeder sprach, ohne die mindeste Rücksicht zu nehmen, seine Gedanken aus, mochten sie den Grafen, den König von Frankreich oder den Magistrat von Gent schmähen oder nicht.

In diesem Geräusch und Gewühl lief die dicke Wirthin lachend hin und her, um ihre Gäste zu bedienen, während ihr Mann bei der Kellertreppe sich bereit hielt, um auf das geringste Zeichen Wein oder Bier in großen zinnernen Gefäßen heraufzuholen.

Im goldenen Schwan befanden sich auch einige Personen, welche man an ihrer abweichenden Kleidung und ihrem Stillschweigen augenblicklich als Fremde erkannte.

Im hintersten Winkel saß sogar ein junger Mohr, mit pechschwarzem Angesicht, dickem und krausem Kopshaar und einem goldenen Ring in der Nase.

In der Nähe des Einganges verweilten ungefähr zehn Burschgesellen, welche ungemein lustig ausfahen und für sich allein mehr Lärm machten, als alle Uebrigen zusammen. Sie ließen ihre Becher wiederholt mit Wein füllen und sangen hin und wieder ein fröhliches Lied, dessen mächtiger Schall bis auf die Straße drang.

Einer von ihnen endete das Volkslied:

„Rach Osterland wollen wir fahren,
Rach Osterland wollen wir ziehn,“

als ein kräftiger Geselle, den man an seinen blauen Händen als einen Färber erkennen konnte, jauchzend in die Schenke trat und rief:

„Frisch, Wirthin! auf! vom besten Wein!“

„Lieven, Lieven Gomyne!“ riefen die Andern, ihre Becher zu ihm emporhebend, „hier, Beschaid gethan!“

Die Wirthin reichte dem Eintretenden den verlangten Wein, und sich zu seinen Freunden begebend, rief er mit ausgelassener Freude:

„Heil, Heil dem freien Gent! Heil dem weisen Manne! Flandern den Löwen!“

Alle Gäste in der Schenke, selbst die Fremden, wiederholten begeistert diesen Ruf.

Lieven's Antlitz offenbarte alle Kennzeichen tiefgefühlter Freude. Ein heiteres Lachen glänzte fortwährend auf demselben, während seine Augen wie helle Krystalle funkelten.

„Wir glaubten, wir wären schon ganz fröhlich,“ sagte einer der Sänger; „aber es scheint, Lieven, als verstndet Ihr es noch besser, als wir.“

„Das glaube ich wohl,“ rief der junge Blaufärber; „schon da ich den Mohren sehe, macht mich Freuden- thränen weinen. Ach! der Afrikaner mu aus meinem Becher trinken.“

Indem er dies sagte, lief er wirklich auf den Mohren zu und bot ihm sein irdenes Trinkgef an, mit raschen Worten zu ihm redend:

„Seht Ihr wohl, Mher der Mohr? Im freien Gent sind alle Menschen Brüder, wei oder schwarz, das ist ganz gleich. Trinkt mit Eurem Freunde Lieven, und erzählt in Eurem Vaterlande, was für gute Jungen die Genter sind! Kommt Ihr nicht aus dem Morgenlande mit den beiden Kameelen, die auf dem Freitagsmarkte stehen?“

Obwohl der Afrikaner nicht verstand, was jener ihm sagte, so la er doch auf dem Gesichte des jungen Mannes, der ihn anredete, da diesen ein wohlwollendes Gefühl und keinesweges Spottsucht dazu trieb. Mit freundlichem Lächeln zeigte der Schwarze seine glänzend weien Zähne und nahm den Becher aus der Hand des Genter; doch gab er ihn eben so rasch wieder zurück und schüttelte den Kopf, zum Zeichen, da er nicht trinken wolle.

„Wein ist ihm verboten,“ bemerkte ein alter Bürger; „so will es Mahomed's Gesef.“

„Nun, so lat Bier bringen!“ rief Lieven dem Wirth zu.

„Das mag er auch nicht trinken,“ sagte der alte Bürger.

„Da müssen die Schenken in Afrika wenig Nahrung haben,“ scherzte Lieven; „aber das schadet nichts; der Mohr soll wissen, daß ich sein Bruder bin.“

Er schlug den Arm um den Nacken des erstaunten Afrikaners und küßte ihn auf die Wange, unter dem lauten Händeklatschen und Jauchzen Aller, die es sahen.

„Wohl gethan! wohl gethan, Lieven!“ riefen seine Freunde, als sie ihn den Mohr verlassen und zu ihnen zurückkommen sahen; sie waren jedoch erstaunt, nachdem er sich ihnen genähert hatte; denn obwohl er noch lachte, blinkten dennoch Thränen in seinen Augen.

„Was ist das?“ sagte Einer; „Du thatest es doch von ganzem Herzen. Nimm Dich nur in Acht, daß Du heute nicht noch verrückt wirst, Lieven!“

„Das wäre nicht unmöglich,“ antwortete der junge Blausärber, sich hinsetzend; „ich werde wirklich noch verrückt vor Freude; ich kann Euch gar nicht sagen, was ich fühle; ein König kann nicht so hochmüthig sein, wie ich es jetzt bin. Ich ging über den Freitagsmarkt; wenn ich da so sehe, wie viele fremde Kaufleute jetzt in Gent sind und welche unbegreiflichen Reichthümer unser Jahrmarkt ausbreitet; wenn ich das Genter Volk in allen Straßen jauchzen und singen höre, dann pocht mir das Herz und ich möchte vor Freude tanzen.“

„Er hat Recht,“ rief ein Strohbüddelgeselle von einem andern Tische herüber; „wir haben Elend und Hunger genug gelitten. Jetzt ist Freiheit und Nahrung in

Gent. Fröhlich müssen wir sein und Gott freudig danken.“

„Nun wißt Ihr, warum ich so aufgerännt bin,“ entgegnete Pieven Gomynne, mit Stolz auf den Strohdeder zeigend; „Jan, Ihr wart dabei, als es geschah; Ihr wißt wohl noch, in der Hungersnoth. — Wir standen an einem kalten Morgen bei dem Hechhause und klagten über das Loos der armen Frauen und Kinder, die erstarrt auf dem Freitagemarkte lagen.“

„Ob ich es weiß?“ antwortete der Strohdeder. „Ja wohl weiß ich, wovon Ihr reden wollt, und werde es mein Lebtag nicht vergessen.“

„Wer hat es gesagt,“ versetzte Pieven, „daß ein Genter Junstgenosse vom Schweiß seines Angesichts, und nicht von Almosen oder geraubtem Gut leben müsse? Wer hat den weisen Mann angerebet und gesagt: «Es ist Zeit, Mher Jakob; es muß Blut oder Arbeit geben!» Wer hat zuerst in Gent «Freiheit und Nahrung» geschrien, als das Zeichen der Befreiung? Das hat Pieven, der Blausärber, gethan!“

„Es ist wahr,“ sagte der Strohdeder, „ich habe es gesehen und gehört; denn ich war dabei, als Mher Jakob zu uns sagte: «Es wird Freiheit und Nahrung in Flandern wiederkehren!»“

„Nun denn!“ fuhr Pieven fort, „als der erste Karren mit Wolle von Dortrecht gekommen war, ist ihm das Volk von Gent singend und tanzend auf der Straße von Antwerpen entgegengezogen. Ich, ich habe damals Thränen vergossen vor übermäßiger Freude. Das ist

noch gar nicht lange her, und es herrscht bereits Ueberfluß in Gent; die Hungersnoth ist vergessen, und der Jahrmarkt, den man jetzt eröffnet, wird einer der schönsten und reichsten sein, die wir je gesehen.“

„Das Tuch ist gestern um drei Grote gestiegen,“ bemerkte ein Weber. „Man sagt, daß nicht weniger als dreitausend Stück feines Genter Noth für Deutschland und Frankreich verlangt werden; aber wir haben es nicht, wir haben nichts mehr; die Kaufleute, die zu dem Jahrmarkt gekommen sind, bestellen fast alles feine Noth.“

Lieven gab nicht Acht auf diese Unterbrechung, sondern setzte seine Rede fort:

„Es ist wahr, der weise Mann hat unsere Erlösung bewirkt und uns Freiheit und Nahrung geschenkt; aber der arme Plausfärbergeselle Lieven Gomyne wird sich noch auf seinem Sterbebette freuen, daß er Theil gehabt an dem großen Werke; dieser Gedanke wird ihn trösten und aufrichten bis an das Grab.“

Lieven hatte eine ergreifende Stimme und eine Beredsamkeit, die aus seinem tiefen Gefühle entsproß. Was er jetzt mit stolzer Begeisterung sagte, bewegte die Zuhörer tief, und es herrschte nach seinen Worten eine ernste Stille. Diese Stimmung war an solchem frohen Tage nicht natürlich; auch änderte sie sich bald, als ein Meister Zimmermann aufstand und die Anderen, den Becher in der Hand, zum Trinken aufforderte, mit den Worten:

„Heil Wbet Jakob von Arvelde! Heil dem tapfern Gefellen Lieven Gomyne!“

Alle thaten Bescheid und setzten sich dann wieder hin.

„Aber,“ bemerkte ein Böttcher, „wenn das schöne Wetter in Gent nur dauerhaft ist! Es scheint, daß der französische König sich anschickt, um mit einem furchtbaren Heere gegen Flandern zu ziehen, und es muß wohl Etwas daran sein, da die Flandern und die Franzosen von Bierbriet sich gerühmt haben, sie werden dieser Tage mit ihren Schwertern an die Thore von Gent schreiben, daß wir Bauern und Feiglinge seien.“

„Mögen sie nur bald kommen!“ lachte Lieven; „sie sollen schon schmecken, welcher Unterschied zwischen dem Wasser der Leije und dem der Schelde ist. Unsere Gulentags stehen schon lange hinter unseren Thüren und rosten . . . Und was bedeutet die Besetzung von Bierbriet? Einige hundert Reiter! Bei dem ersten Stoße wirft Gent zehn Mal so viel um.“

„Man sagt, es seien vor drei Tagen dreitausend französische Soldaten hineingezogen.“

Lieven wollte Etwas antworten; da sah er aber den Strohecker aufstehen und das Zimmer verlassen. Er rief ihn zurück und sagte:

„Warte noch, Jan, ich gehe mit; bleibe noch einen Augenblick!“

„Nein, nein!“ antwortete der Strohecker; „es ist Zeit; man wird gleich den freien Jahrmarkt ausrufen, und ich will dabei sein. Das sieht man nicht alle Tage.“

„In der That! ich hätte fast die Stunde vorbeigehen lassen,“ sagte Lieven, und näherte sich der Wirthin: um zu bezahlen.

Die anderen Gäste standen gleichfalls auf, und nach dem Jeder seine Beche bezahlt hatte, gingen sie Alle zusammen aus dem Hause, wandten sich um die Ecke der Wandelftze nach dem Freitagsmarkt und drängten sich durch das Volk durch, um die Mitte desselben zu erreichen.

Der Anblick, welchen der Freitagsmarkt jetzt in seiner weiten Fläche dem Beschauer darbot, war heiter und schön und machte das Herz vor Freude klopfen. Die ganze Ebene war von dem umherziehenden Volke bedeckt, das in Familien getheilt, Vater, Mutter und Kinder, von der einen Seite nach der andern zog und wartete, bis von dem Hochhause herab der freie Jahrmarkt ausgerufen wurde. Junge Junggesellen liefen singend haufenweise über den Markt und begrüßten sich von ferne mit dem Ruf: „Freiheit und Nahrung! Haltet vlämischen Muth!“ Aus allen Winkeln erhob sich Gesang und Jauchzen, während unter den minder ausgelassenen Bürgern ein heiteres Gemurmel und Geschwätz herrschte. Alle Bürger und Junggenossen hatten ihre Sonntagskleider angelegt und schritten nicht ohne Stolz neben ihren geschmückten Frauen und Kindern einher. Auf dem Antlitz eines Jeden glänzte Freude und Zufriedenheit; Heiterkeit und Muth klangen in jeder Stimme. Auf dieses Bild des beglückten Volksgewinmels sandte eine helle Sonne heiteren Glanz und beleuchtete mit ihren Strahlen dieses bunte und farbenfatte Schauspiel.

In der Mitte des Marktes und rund um den Sanct Jakobskirchhof bis ans Sanct Jan-ten-dulle standen lange Reihen von Buden, Zelten und hölzernen Läden, zum Theil noch geschlossen und jedenfalls ohne ausgelegte Waaren. Man sah hier Kaufleute aus allen Ländern, ja selbst aus dem Orient, wie man das merken konnte an zwei Kameelen, welche neben dem Thürmchen des Collatieföllers knieten und von ihren Herren abgeladen wurden. Da waren Oesterlinge von der Ostsee, Deutsche aus Köln, Florentiner aus Florenz, und Männer vieler anderen Nationen mehr, so daß man bei den Läden und Buden die verschiedensten Sprachen hören konnte.

Die rasche Wiederkehr des Handels und Gewerbfleißes erfreute die Genter auf das Höchste. In ihrem Entzücken über den unverhofften Reichtum des Jahrmarktes brachten sie den fremden Kaufleuten und deren Dienern ganze Kannen Weins aus den umliegenden Tavernen: vorzüglich umringten sie die Engländer und Franzosen mit den Beweisen ihrer Freundschaft; die Ersteren aus Dankbarkeit, weil die Einfuhr englischer Wolle wieder freigegeben war; die Anderen, um ihnen begreiflich zu machen, daß Flandern keinen Haß gegen das französische Volk hege, obwohl es jetzt um der Freiheit und der Nahrung willen sich gegen den französischen König gewaffnet habe. Nichts war ergötzlicher zu hören und zu sehen, als die Genter Bürger, wie sie in gebrochener Rede und mit vielfältigen Geberden dies Alles den Fremden begreiflich zu machen suchten. Diese ver-

sprachen sich bei dem Anblick einer solchen Menge und bei der Freundlichkeit, welche ihnen Jeder erwies, einen guten Markt, und nahmen herzlich an der allgemeinen Gerechtigkeit Theil.

Man konnte keine andern Bewaffneten in der Menge erblicken, als die sechzehn Reifigen des Sanct Jakobskirchspiels, welche mit ihrem Hauptmann, Ser Willem van Baernevoel, ruhig über den Markt wandelten, und die Ribauden mit Muggelyn, ihrem Könige, denen die Aufsicht über die Seiltänzer und Gaukler, welche ihre Zelte und Gerüste in der Nähe der Banteloobrücke aufgeschlagen hatten, übergeben worden war.

Vor dem Thore des Hochhauses standen zweiundzwanzig Reifige; es war die Wache des Sanct Jankirkspiels. Sie war mit Jakob von Artevelde, dem Oberhauptmann, gekommen, der sich nun mit den Schöffen der Stadt Gent und den Hauptbedienten der Zünfte auf dem Obersaale des Hochhauses befand, um, sowie die Stunde läme, den freien Jahrmarkt auszurufen.

Während Alles auf dem Markte jauchzte, sang und sich herumtrieb, stand Artevelde, der große Bürger von Gent, mit über die Brust geschlagenen Armen und betrachtete dieses Schauspiel aus einem Fenster. Das Antlitz des weisen Mannes war in diesem Augenblicke wie von einem unbekannten Lichte beglänzt. Seine Augen funkelten von edlem Stolz; seine Brust hob sich in tiefer Rührung, und es schien selbst, als ob ein leichtes Zittern seine Glieder durchschauerte.

Was Jakob von Artevelde das Herz bewegte, kann

nur der empfinden, der im Stande ist zu begreifen, welchen seligen Genuß ein Held genießen muß, der sein Vaterland frei und glücklich sieht und sich sagen darf: „Es ist mein Werk!“ Hier war es so. Dieses Volk, das singend über den Markt zog, das den Wein der Freude vor allen Tavernen trank, das die Luft mit Jubel erfüllt; diese Frauen, die mit ihren Kindern jetzt so geschmückt und froh umherwandeln; die Zunftgenossen, so gesund, so glücklich: Artervelde hatte sie gefunden, ringend mit Sklaverei und Hungersnoth, erschöpft und muthlos in einen Abgrund von Elend versunken. Jetzt feierten sie ihre Erlösung und ihre Freiheit; jetzt flogen ihre Freuden: und Danklieder gegen Gott in die Höhe; jetzt umarmten sie einander vor Entzücken, und dies Alles geschah vor den gerührten Blicken desjenigen, der durch die Macht seines Geistes das Wunder ihrer Erlösung bewirkt Lebend vor Seligkeit starnte er in Selbstvergessenheit auf sein edles Werk und wischte eine glänzende Thräne von seiner Wange, während sein klopfendes Herz ihm noch mehr Größe und Ruhm für das geliebte Vaterland prophezeite.

Alle, welche ihn umgaben, besonders aber sein Freund Ser Thomas van Vaerneveld, sahen und begriffen, was in diesem feierlichen Augenblicke in der Brust des weisen Mannes vorging. Sie fühlten es ebenfalls tief; denn sie hatten ihm mit ganzer Liebe geholfen bei der Befreiung des Volkes und des Vaterlandes, und je mehr ihre Bewunderung für diesen heldenmüthigen Bürger erregt wurde, desto mehr fühlten sie sich selbst

erfreut über ihren Antheil an dem großen Werke. Dennoch aber sprach Keiner seine Rührung in Worten aus. Den ehrerbietigen Blick auf Jakob von Artervelde gerichtet, betrachteten sie stumm sein edles, von Rührung bewegtes Antlitz, als den Spiegel der Weisheit und des Heldennuthes.

Vielleicht wäre der weise Mann noch sehr lange einsam vor dem Fenster stehen geblieben, und hätte dort mit gerührtem Gemüthe den schönsten Lohn empfangen, der je einem Menschen auf Erden zu genießen vergönnt ist; aber jetzt strömte eine neue Fluth aus der Sanct Jakobskirche auf den Markt. Die zweite Messe war zu Ende und die Thurmglöcke tönte schallend über das Kirchspiel; die Stunde der Verkündigung war erschienen.

Man öffnete das große Fenster des Hochhauses, und zwei Trompeter zogen dort mit schmetternden Klängen die Aufmerksamkeit der Menge auf sich. Dann trat Servan Baernewyck mit dem Oberhauptmann und den Schöffen vor, und Jan van Loven, erster Schreiber der Reure, las den gräflichen Freibrief des Jahrmarktes mit lauter Stimme dem Volke vor.

Diese Verlesung dauerte ziemlich lange; die Menge achtete beinahe nicht auf die helle Stimme Jan van Loven's, indem sie denselben Freibrief vielleicht schon zwanzig Mal unter gleichen Umständen hatte verlesen hören.

Sobald der oberste Schreiber geendet hatte, trat er zurück und verschwand im Saal. Dann traten die Schöffen bis an die Lehne des Fensters, und der Oberschöffe

rief nun feierlich zu dem Volke, während die tiefste Stille herrschte:

„Im Namen des Grafen von Flandern und der Stadt Gent verkündige ich zu dieser Stunde den freien Jahrmarkt. Es soll ein Jeder während dieser Marktfreiheit, zufolge der Gesetze von Gent, frei gehen, fahren, kommen, wiederkehren und handeln dürfen mit jeder Art von Gütern, aus welchen Ländern oder von welchen Völkern sie auch sein mögen, ausgenommen die Verbannten des Grafen und der freien Lande von Flandern.“

Von Neuem ließen hierauf die Trompeter ihre Instrumente schmettern.

Kaum war dieses Zeichen gegeben, als auch das Volk sich mit lärmendem Jauchzen nach der Mitte des Marktes drängte, wo jetzt ein lautes Geräusch entstand. Vom Hochhause herab sah man überall die Läden sich öffnen und alle Kaufleute eilig ihre Waaren zur Schau legen: seidene Stoffe von jeglicher Farbe, Tuch aller Art, Sammet, Damast, Gewürze aus dem Morgenlande, in Gold und Silber gefaßte Juwelen, Zinn- und Glasgeschirr, Schnitzwerk, Waffen, kurz Alles, was Kunst und Gewerbfleiß Auserlesenes hervorbringen konnten, wurde den Gentern und Fremden hier zum Kauf angeboten. Etwas ferner hinter St. Jakob lockte man die Kinder an durch Lackerbissen und Spielwaaren, und nach der Paudeloobrücke zu hörte man bereits die Trommeln und Pfeifen der Gaukler und Springer.

Die meisten Schöffen und Dechanten hatten das Hochhaus verlassen, um sich auf den Markt zu begeben.

Artevelde wollte auch die Treppe hinabsteigen, da hielt ihn aber der Oberschöffe zurück und führte ihn in den fernsten Winkel des Gemaches.

„Nher Jakob!“ sagte derselbe, nicht ohne eine gewisse Traurigkeit; „ich habe gesehen, wie Ihr am Fenster von edler Freude ganz hingekissen waret; mein Herz pochte auch sehr bei dem Anblick des Volksglückes; aber, theurer Freund, es war mir nicht vergönnt, diese Freude ganz ungetrübt zu empfinden“

Artevelde kannte den festen Muth des Oberschöffen, und es überraschte ihn also sehr, seinen Freund einen solchen Umweg einschlagen zu sehen, um ihm Etwas mitzutheilen. Er fürchtete daher, daß es eine schlechte Nachricht sein müsse.

„Sprecht doch rascher, Ser van Vaerneuyd!“ fiel er ihm in die Rede. „Ihr erschreckt mich.“

„Ein furchtbares Ungewitter zieht sich über unseren Häuptern zusammen,“ entgegnete der Oberschöffe; „während wir uns hier an der Freude des Volkes ergötzen und alle Gefahr vergessen, wird vielleicht in dem Augenblicke, wo ich dieses sage, der Untergang Flanderns beschlossen und in's Werk gesetzt.“

Artevelde betrachtete seinen Freund mit fragender Miene; dieser fuhr fort:

„Es kam so eben ein geheimer Bote von Ryssel nach meinem Stein; ihn hat Ser Sander, unser treuer Freund in Frankreich, geschickt. Hört, Nher Jakob, was dort vorgeht, und Ihr werdet einsehen, daß wir am Rande eines Abgrundes stehen, ohne es zu wissen. Ein

mächtiges französisches Heer ist an unseren Gränzen versammelt; man hat die Festungen im wälischen Flandern besetzt; fünfhundert französische Reiter sind unter dem Schein, als wären sie flämische Parteigänger, in Dierliet eingerückt."

"Ich sehe noch nicht, was wir zu fürchten haben," bemerkte Artevelde; „ich wünsche und erwarte schon lange einen Angriff, die Freiheit von ganz Flandern muß daraus hervorgehen, und obendrein dürfen wir nicht, ohne das Recht zu verlegen, gewaffnet im Felde erscheinen, wenn man uns nicht erst feindlich angegriffen hat. Man versuche das Mindeste gegen Gent oder gegen Flandern, und wir rücken eben so rasch mit einem Heere nach Ruyselmonde, um den alten Segher de Cortrazyn zu befreien. Laßt die Franzosen uns nur anfallen; sie können uns keinen besseren Dienst erweisen!"

"Das ist es auch nicht, was mich bekümmert macht, Myer Jakob! Aber laßt mich Euch weiter mittheilen, welchen mächtigen Plan Frankreich gegen uns entworfen hat. An einem der nächsten Tage soll das große Heer in Flandern einfallen und die Besatzung von Dierliet das Grundgebiet von Gent verwüsten; in demselben Augenblicke aber, wo wir das Volk zu den Waffen rufen, wird die Nachricht eintreffen, daß die Fläminger wegen Ungehorsams gegen den König von Frankreich in den Bann der heiligen Kirche gethan seien. Wird das Volk die Waffen nicht demüthig niederlegen vor dem furchtbaren Gebot im Namen des Papstes? Wird es nicht aus Ehrerbietung und Gottesfurcht den Nacken bringen

unter Frankreichs Willen? Gesezt auch, wir wenden den ersten Angriff des Feindes ab. Wir sind nicht weit von der heiligen Woche; es wird keine Messe in Glandern gelesen werden; Niemand wird zur Beichte oder Communion gehen dürfen. Glaubt Ihr, daß Glandern Widerstand bis nach Ostern leisten kann? O, der französische König ist arglistig und böse; er fürchtet unsere Waffen und bekämpft uns durch die Religion!“

Artevelde hatte mit tiefem Nachdenken den Worten des Oberschöffen zugehört. Vielleicht ergriff auch ihn ein Gefühl von Angst, obwohl man auf seinem ruhigen und sinnigen Antlitz nichts davon merken konnte.

„Sollte der heilige Vater zu diesem Verdammungs-urtheil besonderen Befehl gegeben haben?“ fragte er. „Das scheint mir unmöglich.“

„Das ist auch nicht nöthig,“ antwortete Ser van Baernewyk. „Als der französische König von dem Papst ersucht wurde, einen Kreuzzug gegen die Heiden zu unternehmen, versprach er es unter der Bedingung, daß die Vläminger ihm Treue schwören sollten. Die Gemeinen von Glandern, welche damals keine Macht hatten und dieses Opfer für das Heil des Christenthums bringen wollten, haben den Eid in die Hände des Papstes abgelegt, und der heilige Vater verlieh den Königen von Frankreich eine Bulle, kraft welcher sie Glandern bei dem mindesten Ungehorsam durch die französischen Bischöfe in den Bann thun können. Die französischen Könige haben den Kreuzzug nicht unternommen, dagegen aber seit 1309 die Bulle des Papstes heimlich

behalten. Diese heimliche Waffe bringt man jezt an den Tag, und Gott weiß, wie sie uns treffen wird.“

Ser van Baernewyck betrachtete den weisen Mann, der mit gebeugtem Haupte den Boden anstarrte. Er ließ ihm noch einen Augenblick Zeit zur Ueberlegung, und fragte dann:

„Nun, Mher Jakob, habe ich nicht Ursache, bekümmert zu sein über das Unglück, das von allen Seiten gegen uns losbricht?“

Artevelde richtete das Haupt empor und antwortete:

„Philipp von Valois wagt vielleicht seine Krone bei diesem Spiel; vielleicht bahnt er Eduard von England den Weg, auf welchem dieser den französischen Thron bestiegen wird. . . . Was Ihr mir da mitgetheilt habt, ist gewiß wichtig, Ser van Baernewyck; aber mit Gottes Hülfe wird Flandern sich durcharbeiten und seine Freiheit behalten.“

„Und unser Eid, Mher Jakob, sollen wir den brechen? Soll Flandern uns folgen auf dieser gefährlichen Bahn?“

„Unser Eid? Im Gegentheil, wir müssen ihn selbst mit den Waffen aufrecht erhalten,“ sprach Artevelde. „Die flämischen Gemeinen haben in Zeiten des Unglücks aus Gottesfurcht den Königen von Frankreich Treue geschworen, bedingungsweise eigentlich nur der Krone Frankreich für einen bestimmten Zeitraum, und keineswegs Personen, die durch eine falsche Auslegung des falschen Erbgesetzes den Thron bestiegen. Der Pann ist unrechtmäßig; wir berufen uns deswegen auf den Papst selbst, und der heilige Vater wird uns Recht

geben; denn wir sind selbst gegen unsere Pflicht unserm Eide treu. Philipp von Valois ist nicht König von Frankreich; Eduard von England allein kommt die französische Krone zu. Begreift Ihr, was das heißt, Sir van Baerneuyck?"

Der Oberschöffe ergriff gerührt Artevelde's Hand und blickte ihm stumm in die Augen.

„Was wir hier zu fürchten haben,“ fuhr der weise Mann fort, „ist der nachtheilige Eindruck, den das Ausrufen des Bannes auf die Bürger von Gent ausüben kann. Nun denn, ich werde morgen früh zu dem Volke reden, und dessen Gemüth waffnen gegen eine Nachricht, die es aus meinem Munde selbst vernehmen soll. Versammelt Ihr unterdessen heute gegen Abend die Schöffen auf dem Schöffenhause. Wir wollen sogleich Aher Jan van den Boesche nach Luik (Lüttich) senden zu dem großen Gottesgelehrten daselbst, um uns Rathes zu erholen über die Verufung an den Papst. Die Geistlichkeit ist mit uns; wir wollen daher den Dechanten der Christenheit ersuchen, zu dem Bischof von Doornik (Tournai) zu gehen, um Aufschub des Urtheils zu erlangen, bis der Beschluß über unsere Verufung da ist. Was auch geschehe, der Zweifel über das Fortbestehen des Bannes wird Flandern retten. Morgen schon befehle ich eine Waffenschau des ganzen Heeres auf dem Rouer. Wir werden bereit sein, Freund Maes; aber wir haben Zeit genug; man kommt nicht in einem Tage von Ryssel nach Gent, namentlich wenn es unterwegs noch Vlamingen giebt.“

„Ich bewundere Eure Weisheit,“ sagte der Oberschöffe. „In der That, auf diese Weise verliert Frankreich schreckliche Wasse alle ihre Kraft. Doch weiß ich nicht, ob wir auch auf die anderen Städte Flanderns rechnen können. Durch die Ertheilung von verderblichen Privilegien an Brügge und Ypern scheint der Graf die meisten Bläminger von uns abgezogen zu haben; vielleicht wird Gent dem Unretter allein Troß bieten müssen.“

„Möglich!“ antwortete Artevelde; „obwohl ich überzeugt bin, daß Flandern wie ein Mann aufstehen wird bei der Annäherung des französischen Heeres. Auf jeden Fall werde ich an der Spitze meiner heldenmüthigen Genter nicht zaudern, dem französischen Heere entgegenzuziehen, mit der Hoffnung auf einen ruhmvollen Sieg; und sollte hier der Erfolg das gute Recht Lügen strafen, so rufen wir Eduard von England zu Hülfe, um uns den Ueberfall des flandrischen Bodens rächen zu helfen. Er verlangt es nicht besser! O, Philipp von Valois weiß nicht, welches gefährliche Spiel er wagt; er weiß nicht, daß Flandern vielleicht den ächten König von Frankreich nach Paris führen wird!“

„Hab' Dank, Mher Jakob!“ sprach der Oberschöffe, von Neuem seinem Freunde die Hand drückend; „Ihr habt mir Ruhe und Muth wiedergegeben. Eine düstere Zukunft hatte sich vor meinem Geiste ausgebreitet; Euer mächtiges Wort hat ein hoffnungsvolles Licht vor meinen Augen entstehen lassen. Wohl denn! Vorwärts für Freiheit und Vaterland! Ich gehe, um Alles für die

Versammlung der Schöffen zu besorgen und Mher van den Bodeke von seiner Sendung zu benachrichtigen.“

Bei diesen Worten wollte der Oberschöffe den weisen Mann rasch verlassen, aber der Letztere faßte ihn bei der Hand, führte ihn an das Fenster und sagte:

„Seht, Ser van Baernewyck, wie vergnügt und heiter das Genter Volk sich auf dem Markte dort ergeht. Vielleicht wird es binnen einigen Tagen schon sein Blut für die Freiheit vergießen müssen und manche dieser Frauen ihren Gatten, viele dieser Kinder ihren Vater zu beweinen haben. Es wäre ein Unrecht, nicht wahr? diese innige Freude zu zerstören, da man nicht weiß, ob nicht gar schon morgen Schrecken und Betrübniß an ihre Stelle treten. Laßt die muthigen Bürger wenigstens eine Stunde reiner Freude genießen, Freund! Stören wir jetzt mindestens die allgemeine Heiterkeit noch nicht!“

„Was wollt Ihr damit sagen, Mher Jakob?“

„Daß Ihr Niemanden auf der Welt Etwas mittheilt von dem, was Ihr wißt, als erst am späten Nachmittage. Denn wie geheim es auch bleibe, es verbreitet sich doch wie der Wind unter dem Volke.“

„In der That, dieser Tag ist der schönste, den wir seit unserer Ermannung erlebt haben; ich will ihn auch nicht stören.“

„Habt Ihr vor Mittag noch dringende Sachen zu besorgen, Ser van Baernewyck?“ fragte Arrevelde.

„Rein!“ war die Antwort. „Ich hatte mir vorgenommen, einmal über den Jahrmarkt zu gehen; aber die wichtige Botschaft hat mir die Lust daran vertrieben.“

„Kommt, kommt,“ rief Artevelde, mit freundlichem Lachen seinen Freund nach der Treppe führend; „Alles hat seine Zeit, Ser Raes! Vielleicht bekommen wir noch Arbeit genug; heute sei ein Ruhetag; geht mit mir; meine Frau und Tochter erwarten mich dort unten mit Nher Ghelnoot und dem Sohne des Oberbedienten; wir wollen zusammen plaudernd den Jahrmarkt sehen; die Freude erheitert den Geist; vielleicht bekommen wir noch bessere Gedanken!“

Während dieser Worte waren sie die Treppe hinuntergestiegen und hatten die Thür des Hochhauses erreicht.

„Wohl!“ sagte der Oberschöffe; „ich nehme Guern Vorschlag mit Vergnügen an; aber wie wollen wir mit der Wache von Sanct Jan durch das Volk kommen?“

„Meine Wache bleibt hier stehen,“ antwortete Jakob. „Ihr findet es unvorsichtig, nicht wahr? Die bezahlten Mörder, die man gegen mich aussendet? O, die Genter sind meine beste Wache, und ich sage mit tiefgefühltem Stolz: die Zeit, um Jakob von Artevelde zu treffen, wäre wirklich schlecht gewählt, wenn er mitten unter dem Genter Volk sich befindet. Kommt! Keine Furcht! Gott beschützt uns Alle!“

Nicht weit von dem Hochhause, bei der Ecke der Langen Munte, fanden sie Frau Cathelyne van Drongene, Jakob's Gattin, mit ihrer Tochter und ihrer Dienerin stehen. Ghelnoot van Rens schwatzte und lachte mit einem Fleischermeister aus seiner Nachbarschaft.

Lieven Denny gab der schönen Veerle die Hand und sein Herz klopfte vor Stolz und Freude, wenn er die

Vorübergehenden bewundernde Blicke auf die schöne Jungfrau werfen sah. Und in der That, etwas Zauberhaftes, gleich einem Nebelkreise von Glück und Liebe, umgab die junge Beerle in diesem Augenblicke; ihr Antlitz glänzte mit dem hellen Lächeln, welches einer Freude vorausgeht; ihre dunkeln, schwarzen Augen streiften funkelnd über den Markt; stolz richtete sie den schlanken Hals empor, als ob sie fühle, daß Arctvelde's Blut durch seinen Patriotismus auch in den Adern seiner Tochter veredelt sei. Gewiß, sie bedurfte, um schön und reizend zu sein, weder prächtiger Kleider, noch reicher Juwelen, obgleich sie dieselben jetzt trug. Ein Gewand von himmelblauer Seide umwallte faltenreich ihre schlanken Glieder; eine künstlich gearbeitete goldene Kette glänzte auf ihrer Brust; ihre Kopfbedeckung von feinem weißen durchsichtigen Zeuge zierte ihr Haupt und ihren Hals, während sie die holde Röthe ihrer Wangen erhob.

Lieven Denys stand neben ihr mit einer ganz andern Haltung; ihm pochte das Herz und Stolz erfüllte dasselbe; dennoch wagte er nur dann und wann die Augen zu Beerle zu erheben, und blickte meistens träumend vor sich nieder. Es war, als ob er sich gefürchtet hätte, irgend Jemanden in der Welt merken zu lassen, was in seinem Herzen vorgehe, und als ob er besorge, durch die Augen einen Theil der seligen Nührung zu verlieren, welche ihn jetzt mit süßer Gewalt gefangen hatte. Nicht selten stieg ein dunkles Roth in seinem Antlitz auf, wenn ein Vorübergehender durch langes Anschauen in seine Seele dringen zu wollen schien, um dort die Tiefe seines

Entzückens zu messen. Dann und wann, wenn irgend ein Lieb zu Ehren ihres Vaters aus der Nähe emporstieg, drückte Veerle unbewußt Pieven's Hand, so daß dieser vor süßem Schreck zusammenbebt. Der tieffühlende Jüngling würde seine Veerle gern auf Kosten seines Lebens aus dem Gedränge fortgeführt haben; es schmerzte ihn tief, sein Gefühl unterdrücken zu müssen, um die Gluth, die ihn besetzte, vor Spott und Entheiligung zu bewahren, und dennoch, hätte man ihm Schätze geboten für diesen Tag, er würde sie ausgeschlagen haben. Wandelte er nicht Hand in Hand mit der schönen Veerle, der Tochter des weisen Mannes, vor Aller Augen dort? Und war ihm dieß nicht ein Pfand, daß sie ihm allein, und keinem andern Manne auf Erden zur Gattin bestimmt sei? . . .

Nachdem sie den gewohnten Gruß und einige freundliche Worte mit dem Oberschöffen gewechselt hatte, rief Frau von Artevelde ihre Dienerin zu sich und ging zwischen ihrem Manne und Ser van Baerneveld den Markt hinauf, während Veerle mit Pieven ihr folgte. An der andern Seite der Dienerin schritt Ghelmoet van Lens, der Hauptmann von Sanct Nikolaas, der nichts that als lachen und scherzen mit Allem, was er sah.

Überall, wo der weise Mann mit seinen Hausgenossen sich zeigte, öffnete das Volk ehrfurchtsvoll seine Reihen und sprach frohe Grüße aus, während die Jungfrauen und Jünglinge einander die schöne Veerle zeigten. Sie näherten sich gleich darauf den Buden und blieben einige Zeit vor einer schönen Handlung von allen Ser-

ten golddurchwirkter Lücher stehen. Frau Artevelde hatte bereits mehr als einmal ein Stück mit Gold und Silber durchmengt, besehen und angefaßt. Artevelde, der unterdessen mit dem Kaufmanne sprach, hörte plötzlich hinter seinem Rücken eine Stimme sagen:

„Was? Er würde mich nicht erkennen? Ich wette, was Ihr wollt, und ich werde ihn anreden, daß Ihr es Alle seht und hört; wartet nur, bis er sich umdreht.“

Diese Stimme mußte Artevelde aufgefallen sein; denn er wandte sich mit freundlichem Lächeln zu den Handwerkern, die hinter ihm standen, ging dann gerades Weges auf Einen von ihnen zu, reichte ihm die Hand und sagte:

„Ah, guten Tag, kühner Freund! Ich freue mich, Euch zu treffen. Erinnert Ihr Euch noch, daß Ihr mir sagtet, es müsse Blut oder Arbeit geben?“

Pierre Gomyne's Hand zitterte vor Rührung in der des weisen Mannes und er blickte ihm sprachlos in die Augen, während ein Ausdruck des Glückes sein Antlitz gleichsam erleuchtete.

„Arbeit ist da,“ fuhr Artevelde fort, „Blut noch nicht! Aber wenn Flandern es verlangt, wird das gute Genter Blut ihm nicht fehlen, nicht wahr, Genossen?“

„Blut fehlen für das Vaterland?“ murzte der junge Blaufärber in höchster Aufregung; „in Gent? Das wollen wir sehen! Laß Versemier vom Glockenthurm herab nur rufen: Feind! Feind! und Ihr werdet die Genter Löwen brüllen hören vor Freude!“

„Bis Flandern und ruft, müssen wir ruhig und

fröhlich den Wohlstand genießen, den Gott uns geschenkt hat," sagte Artevelde; „aber das Herz muß wacker bleiben, wie es das Eure ist, kühner Gefelle!"

„Ihr habt gesagt: Haltet vlämischen Muth!" antwortete Jan, der Strohdeder, der hinter den Anderen stand und kräftig auf seine Brust schlug; „dies Wort ist hier eingeschrieben."

Artevelde ließ Lieven's Hand los, um die des Strohdeders zu ergreifen.

„Noch Einer von meinen Freunden!" sagte er lachend.

„Ihr erkennt mich also auch noch?" rief Jan voll Freude und Stolz.

„Sind wir nicht allesammt Söhne von Gent, die geschworen haben, einander beizustehen mit Gut und Blut für Flanderns Befreiung?" antwortete Artevelde. „Brüder in Freuden! Brüder in Leiden! Brüder selbst bis in den Heldentod!"

Lieven Comyne hatte sich umgewandt, um sein Angesicht zu verbergen; schon lange kämpfte er gegen das mächtige Gefühl, das ihn ergriffen; aber jetzt fühlte er sich überwunden, und die Thränen stürzten ihm plötzlich aus den Augen.

Der weise Mann betrachtete den muthigen, gefühlvollen Mann mit Bewunderung; er schlug ihm auf die Schulter und sprach:

„Freund! Ihr heißt Lieven Comyne, glaube ich, und Ihr wohnt bei der St. Veerlekapelle. Wenn Flandern das Leben eines Helden zu seiner Erhaltung fordert, werde ich mich Eurer erinnern."

„Dank! Dank, Aher Jakob!“ antwortete Pieren mit erstickter Stimme; „ich werde warten, aber ich rechne auf Euer Wort! . . .“

Beerle zupfte in diesem Augenblicke ihren Vater bei dem Arme und sagte:

„Aber, Herr Vater! Ihr laßt uns so allein; das ist nicht wohlgethan; seht einmal, welch ein schönes Stück goldenes Lakon die Mutter da hat!“

Artevelde drückte nochmals die Hand von Pieren Gomyne und dessen Genossen, und wandte sich dann zu der Bude.

Der entzückte Plausfärber Pieren wischte sich plötzlich die Thränen aus den Augen und rief wie verrückt:

„Kommt, kommt, Gesellen! Ich gebe vier Stübchen Wein im goldenen Schwan; trinken, trinken, denn es brennt mir das Herz! Wir wollen noch einmal tüchtig den frohen Tag feiern. Haltet vlämischen Muth! Haltet vlämischen Muth!“

Mit diesen Worten sprang er voraus nach der Wandelfsteerge und machte seinen Freunden jauchzend Bahn durch das Volk.

Als Artevelde sich umwandte, verließ seine Gesellschaft gerade die Bude; er sah, daß seine Frau ein Stück golddurchwirktes Tuch ihrer Dienstmagd Jacquemyne zu tragen gab, und sagte freundlich scherzend:

„So, so, Cathelyne! Das Angeld mag nicht gering sein! Was zahlst Du dafür?“

„Nichts!“ antwortete Frau Artevelde, „es ist ein Markteschenk von Ser van Naernewoud.“

„In der That, Ser Maed!“ sagte Jakob, „Ihr erinnert mich daran, daß alle Freunde heute Geschenke machen.“

„Aber ich bin Wittwer!“ lachte der Oberschöffe; „da seid Ihr des Gegengeschenkens quitt.“

„Das wollen wir doch sehen,“ antwortete Artervelde, während er seine Tochter zur Bude führte; „Beerte, Du hast Geschmack! Wähle mir einmal ein Stück golddurchwirktes Tuch für Jungfrau Christina van Baerneuyck.“

Die Wahl ward rasch getroffen und der Handel abgeschlossen. Artervelde öffnete seine Geldtasche und bezahlte, worauf er das Geschenk gleichfalls Jacquemyne auf den Arm legte, und dann plaudernd mit seiner Gesellschaft längs den Buden fortwandelte. Bei dem Thürmchen, wo die Kameele mit ihren langen Hälsen über die Zelte hinaustragen und die Neugier des jauchzenden Volkes anregten, blieb Beerte vor einem Laden stehen, auf welchem alle köstlichen Juwelen des Orients zur Schau lagen. Ein Türke mit seinem afrikaniſchen Sklaven saß ruhig daneben und schlürfte ein warmes Getränk aus einer silbernen Schaal ein; an seiner andern Seite stand ein Dolmetscher.

Beerte hatte bereits mehrere reiche Stücke nach einander aufgenommen und aufmerksam betrachtet, bis sie endlich unschlüssig zu sein schien, welchen von zwei Perlenkränzen sie wählen solle; der eine war schwer und ohne Zweifel sehr kostbar, der andere dagegen kleiner und leichter. Da sie den Dolmetscher fragte, was diese Juwelen kosteten, erhielt sie zur Antwort:

„Der größere kostet zehn Pfund Groot, den kleineren wird man für drei Pfund lassen.“

„Nun denn!“ sprach Beerle, sich zu Lieven wendend und ihm den größeren Kranz zeigend; „Ihr sucht schon so lange nach einem Marktgeschenk für mich; hier ist eins, das mir gefällt! Seht zu, ob der Kaufmann sich nichts von seinem Preise will abdingen lassen.“

Lieven Denys ließ Beerle's Hand fahren und senkte das Haupt, um die Röthe zu verbergen, welche ihm Stirn und Antlitz bedeckte.

„Es ist zu theuer, Beerle!“ seufzte er betrübt, „so viel Geld habe ich nicht in meiner Tasche.“

„O!“ rief Ghelnoot van Lens, „soll der Wunsch der schönen Beerle um solcher Ursache willen unerfüllt bleiben? Ich muß ihr auch ein Marktgeschenk machen; so will ich denn das Haloband kaufen; Lieven findet schon etwas Anderes.“

Ein krampfhaftes Zittern ergriff Lieven; er warf einen blickenden Blick auf Ghelnoot, der ihn erschauert ansah und die Ursache dieses plötzlichen Zorns nicht begreifen konnte.

Mittlerweile hatte Beerle wieder Lieven's Hand angefaßt, und fühlend, wie der Jüngling zitterte, begriff sie auch, was in seinem Gemüthe vorging. Sie sprach daher, wie verwundert:

„Gi! Ihr versteht mich nicht, oder ich habe Euch das Unrechte gezeigt. Meint Ihr, daß ich die schweren Perlen um den Hals schlingen wolle? Das ist ein Kranz für eine alte Matrone! Die lieben kleinen Perlen will

ich haben Und Mher Ohelnoot! ich würde doch auf keinen Fall ein erstes Marktgeschenk von Jemanden andern als von Lieven allein annehmen. Hört Ihr? Kauft es nur, Lieven! Ich hänge es gleich um den Hals.“

Der getröstete Jüngling drückte ihr die Hand und hob muthig den Kopf auf; während Ohelnoot freundlich lachte, bezahlte Lieven das Juwel und gab es Beerle, die es auch sogleich um den Hals schlang. Dieser Beweis der Auszeichnung und Liebe rührte den Jüngling tief, und verbannte gänzlich die Eifersucht, welche sich seiner eben so gewaltig bemächtigt hatte. Er ging zu Ohelnoot, nahm ihn bei der Hand und sagte:

„Mher von Lens! Ihr müßt mir verzeihen; es giebt ein Gefühl, das sich meiner wider Willen bemächtigt; aber ich meine es nicht so; also denkt nicht mehr daran und laßt uns gute Freunde sein!“

„Was das Letztere betrifft, auf immer und ewig, Lieven! Denn trotz allen Euren unbegreiflichen Grillen seid Ihr doch ein kühner und braver Bursche. Habt Ihr aber wieder Lust aufzubrausen, so müßt Ihr so gut sein und mir das etwas früher sagen! Nun, nun, das schadet aber nichts; ich weiß es schon nicht mehr, bis Ihr wieder einmal böse geworden seid wegen eines unschuldigen Wortes. Kommt jetzt aber rasch; denn seht, dort steht Mher Jakob.“

Lieven und Beerle folgten Ohelnoot zu den Uebri- gen, die vor einem Waffenladen ihrer warteten. Nach- dem sie einige Worte über Lievens Geschenk mit einan- der gewechselt hatten, wollten sie rasch weiter gehen, um

die Springer und Gaukler zu sehen. Plötzlich hörte man aber von Weitem, in der Richtung des Steendamms, das Getrappel eines trabenden Pferdes, und unmittelbar darauf strömte das Volk nach jener Seite, als ob es ahne, daß sich dort etwas Wichtiges begeben müsse.

Der Reiter, der mit verhängtem Zügel über die Kettenbrücke sprengte, traf mit dem dichtgedrängten Volke zusammen, und sah sich genöthigt, sein Roß anzuhalten. Sein Antlitz glühte vor Ermüdung; der Schweiß strömte von dem rauchenden Leibe seines Pferdes herab. Mann und Thier waren mit Staub bedeckt und keuchten athemlos.

Das Erste, was der Reiter that, als er wieder etwas Athem geschöpft hatte, war, daß er sich in den Steigbügeln aufrichtete und mit erhobenen Armen ausrief:

„Wehe! Wehe über Gent!“

„Woher kommt Ihr?“ rief man von allen Seiten.

„Von Rupelmonde!“ war die Antwort; „ich muß den Oberhauptmann sprechen; wo finde ich ihn?“

„Er ist auf dem Markte!“ rief man ihm zu.

Ein Junstigeselle ergriff den Zügel des Pferdes und sagte, ihm durch das Volk Bahn machend:

„Kommt! Ich will Euch zu dem Oberhauptmann führen.“

Tiefe Trauer zeigte sich auf dem Antlitz aller umherstehenden Bürger; leise fragten sie einander:

„Sollte Segher de Kortragyn getödtet sein?“

Die Junstigenossen liefen dagegen mit steigender

Wuth dem Voten nach, und begleiteten ihn, wie eine Wolke, bis in die Nähe des Oberhauptmanns.

Jakob von Artevelde ging mit Ser van Baernevoet ihm entgegen und erhielt von ihm ein versiegeltes Pergament. Ehrfurchtsvoll zog sich das Volk zurück und bildete rund um den Oberhauptmann einen weiten Kreis; Aller Augen blieben jedoch fest auf ihn gerichtet.

Der weise Mann öffnete das Schreiben, ohne daß sein Antlitz die mindeste Bewegung verräth. Kaum hatte er jedoch das unglückliche Blatt entfaltet und gesehen, was es enthielt, als er todtensbleich wurde, tief den Kopf senkte, und krampfhaft die Hand des Oberschöffen ergreifend, zu diesem mit dumpfer Stimme sagte:

„Der Marschall von Gent enthauptet! Die Leiche Segher's de Gortrazyn in einem bleiernen Sarge aus Kupelmondestein gebracht!“

In diesem Augenblicke hörte Artevelde einen peiniglichen Schrei aus einer Frauenbrust aufsteigen und über den Markt bringen.

„Um Gottes willen, Ser van Baernevoet!“ seufzte er, „bringt meine Frau nach Hause; es ist ihr Vater!“

Der Oberschöffe begriff, daß der Freitagsmarkt der Ort nicht sei, wo Frau Artevelde die Bestätigung ihrer schrecklichen Vermuthung erhalten dürfe; er ließ den niedergedrückten Artevelde mit der Hand vor den Augen stehen und gab Ghelnoot und Pieven dessen Verlangen zu erkennen.

Während man die beiden Frauen fort und durch die Menge über den Markt führte, stand das Volk, mit

Thränen in den Augen und sprachlos, um Artevelde geschaart. Es fühlte, welcher Schmerz die Brust des weisen Mannes zerreißen mußte, und ehrte seine Pein, um diese selbst nicht durch einen einzigen Nachschrei zu stören. Plötzlich erhob Artevelde das Haupt und horchte lächelnd auf ein fernes Geräusch. Die Menge blickte gleichfalls erstaunt nach oben. Da hörte man Versemier auf dem Glockenthurme: „Feind! Feind!“ blasen, und unmittelbar darauf die eiserne Stimme des Roland Sturm läuten, daß ihre Klänge über die ganze Stadt hin schallten.

Es war ein schrecklicher, aber erhebender Augenblick, als die Frauen und Kinder weinend und wehklagend sich nach allen Seiten hin vom Markte entfernten, während die Männer mit aufgehobenen Armen: „Heil! Heil!“ riefen und sich jubelnd um ihren Oberhauptmann scharrten, als habe der alte Roland ihnen ein Fest verkündigt.

Plötzlich, indem noch Jeder zweifelhaft die Ursache des Sturms zu errathen suchte, kam ein Stadtbote von dem Glockenthurme zu Artevelde geeilt, und sagte hastig:

„Oberhauptmann! Versemier sieht eine Wolke Reiter auf der Straße von Bierliet nach der Stadt heransprengen; sie sind jetzt in der Gegend von Everghem!“

„Ha, Freunde!“ rief Artevelde mit mächtiger Stimme; „das sind die Reliaerts von Bierliet! Jetzt wollen wir den ermordeten Segher rächen! Auf, Genter! zu den Waffen, zu den Waffen!“

Dieser Ruf war noch nicht einmal ganz seinem Munde entflohen, als auch schon alle Männer durch die

angränzenden Straßen den Markt verließen, um ihre Waffen zu holen.

Einige Augenblicke nachher sah man aus denselben Straßen die Gefellen mit Gutentags, Kreuzbögen oder Schwertern herbeieilen. Der Zufluß wurde binnen Kurzem so groß, daß der Freitagsmarkt gleich darauf von Fahnen und Pongornen (Fähnlein) von verschiedener Farbe und Gestalt bedeckt zu sein schien. Jeder gesellte sich zu dem Fähnlein seiner Gilde, und je nachdem neue Genossen hinzukamen, bildete man regelmäßige Glieder, wie man es stets unter solchen Umständen zu thun gewohnt war.

Mittlerweile sprengte in jedem Stadtviertel ein Reiter durch die Straßen, das Blutbanner in der Hand, und schrie: „zu den Waffen! zu den Waffen!“ um die Bürger, welche zu dem Herre der Zünfte gehörten, nach dem Freitagsmarkte zu rufen.

Während nun die Zünfte sich zum Kampfe rüsteten, stand Artevelde mit den Hauptleuten der Kirchspiele, den Schöffen und Dechanten neben dem Hochhause. Zu langen Berathungen fehlte es an Zeit; auch war der Plan des Oberhauptmanns bald gebildet. Obwohl er voraussah, daß die Reiter von Bierliet aus die Stadt bei dem Ruibelhore angreifen würden, indem sie auf den andern Seiten durch die Arme der Schelde und Leije daran verhindert waren, so ertheilte er dessenungeachtet den Befehl, eine starke Wache nach jenem Thore zu senden.

Er selbst stellte sich an die Spitze des größten Freirechtsheils und zog über die Ser Bodinsbrücke durch das

Grauwthor, und so zum Muideithor hinaus, bis er sich mit seiner Schaar auf der Straße von Biervoliet befand. Dort ließ er quer über den Weg die Weber ihre Gutentags mit dem untersten Ende in die Erde pflanzen und in dichten Gliedern gleichsam eine eiserne Mauer bilden, welche keine Reiterei zu durchbrechen vermochte.

Dann rief er dem Heere zu:

„Genossen, habt guten Muth! Sie, die uns anfallen werden, haben sich berühmt, sie würden an die Thore von Gent schreiben, wir seien Feiglinge. Wir wollen ihnen nun zeigen, wie man in Gent solches Geschwäg beantwortet Haltet Euch alle still, und schweigt!“

Nachdem er diese wenigen Worte gesagt hatte, führte Artevelde die eine Hälfte seiner Streiter höher hinauf neben der Straße in ein Gebüsch, und gab Ghelnoot von Lens den Befehl, sich mit der anderen Hälfte jenseits des Weges ebenfalls in einen Hinterhalt zu legen.

Raum war diese Anordnung ausgeführt, als sich auch schon die Reiter in der Ferne zeigten. Da sie nur einen kleinen Haufen Bürger auf der Straße halten sahen, so sprengten sie desto kühner vorwärts und glaubten die Weber mit ihren Gutentags durch einen einzigen Anfall über den Haufen zu werfen. Als sie daher bis auf einige Bogenschüsse wirklich genäht waren, gaben sie ihren Pferden die Sporen und jagten ungestüm auf die Spitzen der Gutentags zu. Durch dieses heftige Anprallen kam allerdings einige Unordnung unter die Weber, und schon jubelten die Reiter, wie über einen Sieg.

Da brachen aber die übrigen Gefellen mit Jakob von Artevelde und Ghelnoot von Lens aus ihren Hinterhalten hervor, griffen den Feind auf beiden Seiten an, und warfen in wenigen Augenblicken Alles zu Boden, was sie erreichen konnten.

Als die hintersten Reiter das sahen, riefen sie: „Verrath! Verrath!“ und flohen, so schnell sie nur konnten, vom Schlachtfelde auf der Straße nach Brüssel fort. Sie ließen ungefähr zweihundert ihrer Genossen zurück, von wohl tausend Blämingern umzingelt, welche kurzes Spiel mit ihnen machten und sie haufenweise zu Boden streckten.

Die Reiter wehrten sich wüthend, bis ihre Zahl fast gänzlich geschmolzen war, und sie sich zwischen den Pferden und Leichen nicht mehr vertheidigen konnten. Nun kehrten sie ihre Schwerter um, den Griff in die Höhe gehoben, und baten um Gnade.

Der Kampf hörte auf; man entwaffnete die Reiter, und stellte sie, nebst den noch übrigen Pferden, unter die Obhut einer starken Wache.

Nach kurzer Rast, und nachdem die Stadt-Wundärzte, Meister Spelliaerde und Arnold von Kerne, mit ihren Gehülfen, die Verwundeten verbunden hatten, ließ Artevelde zum Abzug blasen.

Sobald das Heer sich wieder in Gliedern auf der Straße geordnet hatte, rief Artevelde seinen Leuten zu:

„Genossen! was wir so eben gethan haben, verlohnt sich nicht der Mühe, um davon zu reden; jezt aber haben wir freie Hand; man hat uns zuerst angegriffen,

und uns bleibt das Recht, uns zu rächen. Bereitet Euch nun zu einem ernstern Kriege vor; wir wollen jetzt selbst das Nest Biedervliet heimsuchen."

Er gab darauf den Befehl zum Abzuge, und das Genter Heer zog nun singend mit der Beute und den Kriegsgefangenen durch das Muiderthor in die Stadt.

V.

Sechs Stunden Weges von Gent, im zeeländischen Flandern, lag das Städtchen Biervliet, welches die Ebene ringsherum mit seinen festen Wallthürmen und hohen Mauern beherrschte. Obwohl von geringem Umfange, war es jedoch sehr stark, und man rühmte es als eine fast unbezwingliche Feste. Diesen Platz hatte der König von Frankreich auf den Rath des Grafen erwählt, um von hier aus die Genter zu belästigen, und sie zu zwingen, einen Theil ihrer Macht nach dieser Seite zu wenden, während er längs der hennegauischen Grenze mit dem großen französischen Heere in Flandern einfallen würde.

Anfangs war Biervliet der Zufluchtsort gewesen für alle Verbannten, Feliærds und französischen Landläufer, welche unter dem geheimen Schutze Frankreichs sich dort versammelten und dem Anscheine nach als unabhängige Parteigänger handelten.

Man konnte also nicht sagen, daß Philipp von Valois oder der Graf die Bläminger angreife, und die Genter, durch diese List gehindert, konnten in dem Entstehen dieser feindlichen Macht keinen Grund zum rechtmäßigen Kriege finden, so lange dieselbe das Grundgebiet ihrer Stadt nicht anfiel.

Während der letzten Tage waren plötzlich fünfhundert Reiter in Biervliet eingezogen, offenbar um mit den

Reliaerds vereinigt den König von Frankreich bei dem Angriffe auf Gent, welchen er unternehmen wollte, zu unterstützen. Diese fremden Söldner und Ritter gaben sich gleichfalls für eine freie Schaar aus; doch konnte man an ihrer Zahl und ihrer Ausrüstung unfehlbar wahrnehmen, daß sie noch kürzlich im französischen Heere gestanden hatten.

An und für sich selbst konnte Dieroliet, so stark seine Besatzung auch sein mochte, den Gentern nicht die mindeste Furcht für ihre Freiheit einflößen. Aber das Vorhandensein eines solchen Mittelpunktes lockte alle Reliaerds und Unzufriedenen der flämischen Städte an, und erweckte bei den Gentern die Besorgniß, daß sich rings um denselben eine mächtige Partei gegen ihre wiedergewonnene Freiheit bilden werde. Dies um so mehr, als durch Frankreichs Geld unter den Parteigängern großer Ueberschuß herrschte, und Viele, in Hoffnung auf ein lustiges Leben und großen Gewinnst, angezogen wurden, sich zu den Reliaerds zu gesellen.

Arvelde hatte bereits die Zunahme der Besatzung von Dieroliet mit Kummer und Verdruß beobachtet; aber da er es sich zur festen Regel gemacht, das Gesetz und Recht der Gemeinde nicht zu überschreiten, blieb er unthätig gegen die feindliche Macht, überzeugt, daß die Reliaerds ihm dereinst selbst Veranlassung geben würden, sie zu vernichten.

Dies war jetzt durch den Anfall auf Gent ganz nach seinen Wünschen geschehen. Die Gemeinde konnte sich nun gegen ihre eigenen Feinde vertheidigen, und da diese als

Freigänger unter Niemandes offenem Befehle und Schutze standen, durfte man sie bekämpfen, ohne den Rechten des Grafen Abbruch dadurch zu thun. Der König von Frankreich hatte sich also in seinen eigenen Rehen gefangen und der Genter Gemeinde das unbestreitbare Recht verschafft, selbst außerhalb ihres Grundgebietes Krieg zu führen.

Der weise Mann ließ sich diese Gelegenheit nicht ent-
schlüpfen, um, wie er gesagt hatte, das Nest der Reliaerds zu überfallen. Sechs Tage waren kaum verstrichen, als er bereits mit viertausend unverzagten Gentern vor Bier-
vliet erschien, und nach einem hartnäckigen Gefecht mit der feindlichen Reiterei seine Zelte im Angesicht, doch außerhalb des Reiches der Festung aufschlug.

Er wollte zuerst die Besatzung durch Hungerdnoth zur Uebergabe zwingen, und ließ in dieser Absicht die Stadt umzingeln und auf allen Wegen streng bewachen. Sehr bald sah er jedoch ein, daß dieses Mittel ihm nicht glücken würde, indem die Reiterei der Reliaerds fast täglich Ausfälle machte und das Genter Fußvolk mit Leich-
tigkeit durchbrach, um Lebensmittel und selbst Hülfs-
schaaren in die Stadt zu bringen. Zwar fielen dabei allerdings blutige Scharmühen vor, und die Reliaerds verloren viele Reiter; die Belagerung selbst ward aber nicht merklich dadurch gefördert.

Artevelde schien sein Verweilen vor Biervliet absicht-
lich zu verlängern und sich keinesweges zu beeilen, um die Feste entscheidend anzugreifen. Er befand sich näm-
lich hier in der Nähe von Westländern, und benutzte die
Gelegenheit, um die anderen Städte zum Widerstande

und zum Bündniß mit den Gentern zu vereinigen. Dieser Versuch glückte ihm auch vollkommen. Täglich trafen Abgeordnete von Brügge, Ypern, Thourout, Dixmude, Beurne und anderen Gemeinen in seinem Lager ein, um sich mit ihm heimlich über die Bedingungen des Bündnisses zu verständigen. Außer Artevelde befanden sich vor Biervoliet noch sieben der gewandtesten Schöffen von Gent, und diese reisten nach allen Richtungen, um den vaterländischen Muth überall anzufeuern, wo die Anhänger Frankreichs denselben noch unterdrückt hielten. Binnen Kurzem bestand zwischen allen Städten Flanderns ein mächtiges Bündniß, bei welchem jede geschworen hatte, sich zu erheben und die Waffen zu ergreifen, sobald der Fremdling es wagte, seinen Fuß auf flämischen Boden zu setzen. Die Stadt Gent wurde als der Mittelpunkt der Vereinigung anerkannt, deren Anordnungen man bis auf Weiteres Folge leisten würde.

Sobald Artevelde seinen geheimen Entwurf ausgeführt sah, begann er ernstlich auf die Mittel zu denken, um sich Biervoliet's zu bemächtigen. Seine Streiter murrten täglich über ihre Unthätigkeit, und er fürchtete mit Recht, daß ihr Vertrauen und ihr Muth geschwächt werden würden, wenn man ihnen noch länger den so feurig gewünschten Kampf verweigerte.

Er beschloß also zur großen Freude der Genter, einen allgemeinen Sturm zu unternehmen, mit seinen Kriegern die Festungsmauern zu ersteigen und sich durch einen entscheidenden Versuch zum Herrn der Stadt zu machen.

Am Morgen des Tages, an welchem der Sturm gegen die Festung bestimmt war, herrschte eine ungewöhnliche Thätigkeit in der einen Hälfte des vlämischen Lagers. Hier waren die Ribauden hinter den Zelten beschäftigt, den großen Vogen und die anderen Belagerungswerkzeuge fertig zu machen, während einige Knapen die Pferde fütterten, welche vor dieselben gespannt werden sollten. Nicht weit davon setzten die Zimmerleute schwere Sturmleitern zusammen, und von allen Seiten trug man Stücke Holz, Stricke und lange Haken herbei, nach dem Plage, wo die Werkzeugmeister mit ihren Knappen sich befanden.

In verschiedenen Winkeln des Lagers standen zahlreiche Karren mit Reisholz und Buschwerk, welche man in den Maldeghem'schen und Eccloo'schen Wäldern gefällt hatte, da man auf der polderartigen Ebene von Vierliet wenig Gehölz antraf. Die Junst der Wallmüller, welche bei dem Angriffe den Vortrab bilden sollte, beschäftigte sich mit dem Abladen der Karren; jedem Gesellen wurde ein starker Ast gegeben, mit dem Befehl, diesen bei dem Sturme vor sich her zu tragen und auf der bezeichneten Stelle in den Stadtgraben zu werfen.

Unter dieser durcheinander wühlenden Menge liefen viele Händler umher mit Wein und allerlei gedörrtem Fleisch und Fisch, welche sie den Gentern zum Kauf anboten. In Erwartung des Kampfes wurde fröhlich auf den Sieg gezechet und manches Muth weckende Kriegslied gesungen.

Dieser Theil des Heeres sollte den Angriff machen, und stand unter dem unmittelbaren Befehl Jakob's von Artevelde und Ghelnoot's von Lens. Er war meist aus Balkmüllern und Mitgliedern der kleinen Zünfte zusammengesetzt *).

Die andere Hälfte bestand aus den Mitgliedern der Weberzunft, nebst den berühmten Schützen der St. Jorisdgilde, und war dem Befehle des Oberbedienten Geeraert Denys anvertraut. Sie sollte keinen Antheil am Sturm laufen nehmen. Da die Blämlinger keine Pferde vor Biercollet hatten, so ließ sich voraussehen, daß die Reiterrei der Reliaerds während des Sturms einen mächtigen Ausfall wagen und versuchen würde, die Stürmenden von hinten anzugreifen. In diesem Falle konnte es der Besatzung nicht schwer werden, die Genter in Verwirrung zu bringen und vielleicht zu einem schimpflichen Abzuge zu zwingen. Artevelde traf daher Maßregeln gegen ein derartiges Ereigniß und bestimmte, daß nur die Hälfte seiner Kriegsmacht die Mauern erklettern solle. Die andere Hälfte unter Geeraert Denys stellte er dem großen Thore von Biercollet gegenüber auf, um die Stürmenden vor jedem Ausfall zu beschützen und, wenn es sich nöthig machte, ein Treffen im offenen Felde zu liefern. Ihr wurde zugleich befohlen, aus ihrem Lager

*) Die Zünfte von Gent waren in drei Hauptgilden eingetheilt, die der Weber, die der Balkmüller und die der kleinen Zünfte. In dieser letzteren waren als diejenigen einbezogen, welche weder zu den Webern, noch zu den Balkmüllern gehörten, wie z. B. Metzger, Bäcker, Schmiede, Zimmerleute, Kupferschmiede, Krämer u. s. w.

ein wachsames Auge auf den Sturm selbst zu haben und, wo es sich nöthig machte, hülfsreich bei der Hand zu sein.

In diesem Theile des Lagers sah man wenig Bewegung. Die Schützen der St. Jorisgilde probirten die Kraniche an ihren Vogen; die Targenträger standen neben ihnen in Bereitschaft mit dem Duckelschilde, welches jedem Schützen vor den Leib gehalten werden mußte, oder halfen ihnen ihre Rüstung anlegen, während man vor den übrigen Zelten hin und wieder einzelne Haufen zum Zeitvertreib mit Gutedags und Schwertern setzten sah.

Geeraert Denys hatte die Deschanten, die Centeniers und die Constabel *), die unter seinem Befehle standen, vor seinem Zelte versammelt und ihnen Artervelde's Befehl mitgetheilt. In diesem Augenblicke sandte er sie zu ihren Reuten zurück und sagte ihnen noch:

„Also, Gefellen, ich kann es Euch nicht genug einprägen, was Ihr auch sehen mögt, folgt stets dem Banner von St. Joris. Ich werde stets neben demselben verweilen und Euch führen, wohin es sich gehört. Laßt Euch durch keine Reiterei aus Euren Gliedern locken . . . und daß mir Niemand in dieser Hinsicht meine Befehle vergesse! Geht jetzt zu Euren Genossen und wahret vlämischen Muth!“

*) Kraniche, ein eisernes Instrument, mit welchem die hölzernen Kreuzbogen gespannt wurden. Targe (Tartsche), Schild, welchen ein Knappe vor einem Schützen trug. Centenier, Anführer über hundert Mann. Constabel, Oberster von zehn Mann, in der Stadt Waffenmeister.

Sobald die Anführer sich entfernt hatten, sagte der Oberdechant Etwas zu einem Webergesellen, der fünf oder sechs Schritte von ihm Wache stand, und ging dann in sein Zelt. Hier setzte er sich auf eine Bank und heftete die Augen in tiefem Nachdenken auf den Boden. Wahrlich, Freude mußte Geeraert Denys' Seele erfüllen; denn auf seinem Antlitz schwebte ein Lächeln . . . ein Lächeln voll Gift und höllischer Lust, so bitter und hässlich, daß man schon bei dem bloßen Anblick seiner boshaften und gehässigen Züge aus Angst vor Verrath und Mordmord gebebt haben würde.

Er war kaum einen Augenblick allein geblieben, als der Vorhang seines Zeltes zur Seite gezogen wurde; Jan Galevoet, der Dechant der Zwillschweber, trat geheimnißvoll herein und sagte zu dem Oberdechanten:

„Ihr habt mir so eben in das Ohr geflüstert, ich solle rasch zu Euch kommen. Habt Ihr gute Nachrichten?“

„Außerordentlich gute,“ antwortete Geeraert, sich entzündet die Hände reibend. „Seht Euch, Galevoet, und sprecht leise, man möchte uns hören; auf jeden Fall habe ich befohlen, daß man Niemanden meinem Zelte sich nähern lasse. Ach! Wartet Jan, heute noch wird Glandern von seinem Verführer und Tyrannen befreit werden. Ich hätte das große Werk allein ausführen können, um dies Verdienst mit Niemanden zu theilen; aber Ihr seid mein Freund, und wir haben bis jetzt gemeinschaftlich für das Vaterland gewirkt.“

„Das ist wahr; ich bin Euch dankbar für Euer Wohlwollen, aber ich glaube, Ihr schmeichelt Euch mit

einer falschen Hoffnung, Wher Geeraert; es scheint mir unmöglich, im Augenblick eines Sturmlaufens an Flanners Rettung zu denken. Was seid Ihr denn Willens zu thun?"

„Kommt näher, Galevoet, und bewundert das Glück dieses Gedankens. Der herrschsüchtige Tyrann führt die Stürmer an; Ihr wißt, was ein Sturm sagen will; durch die Schnelligkeit und die Kraft selbst, die dazu nöthig sind, entsteht eine allgemeine Verwirrung, in welcher sich weder Befehle mehr geben, noch empfangen lassen. Glaubt Ihr, Galevoet, daß, wenn die Reiterei von Biercollet die Stürmer ungehindert überfallen kann, viele ihr entwisphen werden?"

„Aber wir sind hier, um das zu verhindern,“ bemerkte Galevoet.

„Und wenn wir es nun geschehen ließen?“ fragte Denys.

„O, es wäre ein schöner Verrath, so viele Genter in's Verderben zu stürzen,“ seufzte der Dechant der Zwillischweber.

„Artervelde würde aber auch von der Welt verschwinden!“ entgegnete der Dechant mit siegreichem Lächeln.

Galevoet kämpfte in seinem Innern mit einem Gefühl des Abscheues; er schwieg einen Augenblick und antwortete dann:

„Es ist aber ein abscheulicher Mord, Wher Geeraert!“

Ulm die Lippen des Oberdechanten zeigte sich ein Ausdruck des Mitleids oder der Verachtung, und er sagte mit Ungebuld:

„Ihr habt also nicht mehr Muth noch Verstand, Galevoet, als jeder unserer Gesellen? Ihr würdet für das Glück unseres Vaterlandes nichts unternehmen wollen, als was der gemeine Mann löblich nennt? Ihr fühlt Euch nicht stark genug, um für die Freiheit Alles zu opfern, Leben, Ansehen und Ehre? Ihr würdet zurückweichen vor dem, was man in den gewöhnlichen Verhältnissen eine Missethat nennt? Ihr wißt nicht, daß die Liebe zum Vaterlande Alles rechtfertigt, selbst den Mord?“

Bei diesen Worten hatte Geeraert's Antlitz einen solchen fremdartigen und abscheulichen Ausdruck angenommen, daß Galevoet erschrocken zurückfuhr und verwirrt antwortete:

„Nein, nein! Solche Grundsätze heiße ich nicht gut! Was mich vor mir selbst beschämen kann, das thue ich nicht.“

„Kindergeschwätz!“ sagte Demy's spottend. „Oho, Freund Jan, Ihr wißt es noch nicht recht. Ihr wollt einen Grund haben, um Euch vor Euch selbst zu entschuldigen; jeht, wo die Leidenschaft Euch nicht blendet, verlangt Ihr ein Mittel, um Euer furchsames Gewissen zu befriedigen! Wohl denn! das will ich Euch geben.“

„Furchtsam?“ murmelte der Dechant der Zwillichweber zornig. „Wenn mir ein Anderer das sagte, so würde er es gleich zu bereuen haben. Der Feind soll es bald merken, ob Jan Galevoet dem Tode in die Augen zu sehen wagt oder nicht!“

„Ja, ja! das weiß ich lange!“ fiel ihm der Ober-

dechant in die Rede. „Wen giebt es in Blandern, der nicht solchen Muth hätte? Aber ich sehe, weshalb Ihr mich nicht begreift. Laßt mich Euch meinen wunderbar Augen Plan enthüllen, und Ihr werdet nicht mehr mit Eurem tugendhaften Gewissen in Zwiespalt sein.“

Bei diesen Worten schob er mit dem Finger hinter seinem Rücken den zusammengebundenen Vorhang des Zeltes etwas zurück und sagte:

„Seht, bemerkt Ihr dort den Weinhändler, der mit seinem Schubkarren neben meinem Sohne Lieveu steht? Er ist ein Sendling des Ser Kaneel, des Befehlshabers der Kaliaerds von Vierollet. Nun hercht! Sobald Ihr Alles wißt, werde ich nach Abrede den Mann in mein Zelt rufen und ihm sagen, was er Ser Kaneel überbringen müsse, damit unser entscheidendes Unternehmen gegen den Tyrannen glücke. Es besteht in Folgendem: Der Oberhauptmann beginnt die Wälle zu erstürmen; da man drinnen seinen ganzen Plan kennt, so leistet man ihm an dieser Stelle unbezwinglichen Widerstand. Hierdurch bis zur Raserei aufgebracht, laufen seine Krieger mit Muth gegen die Festung an und versuchen es, ihre Leitern aufzurichten. Nun sprengen einige Reiter aus dem großen Eingangsthore in das Feld; ich greife diese Feinde nach Artevelde's Befehl an; sie weichen; wir verfolgen sie und kommen auf diese Weise den Stürmern aus dem Gesicht. Mittlerweile macht der ächte Kern der Reiterei einen Ausfall aus dem Thore, und sprengt in vollem Rennen nach der Stelle, wo der Oberhauptmann mit seinen Banden die Wälle zu erklettern sucht.

Jeder von ihnen hat Befehl, dem Tyrannen nach dem Leben zu zielen, und selbst die Anderen zu schonen, um ihn allein zu treffen. Man hofft, daß mit Artevelde's Tode der Sieg unschliefbar erschoten ist. Er soll demgemäÙ heute noch fallen.“

„Aber was Ihr da vorhabt, ist verderblich und unbesonnen,“ rief Galevoet; „daß man den herrschsüchtigen Volksversführer in Stücke hacke, daß man bedwegen selbst einige Genter aufopfere, dagegen würde ich nichts haben; ja, ich würde sogar, aus Liebe zu meinem betrogenen Vaterlande, unbedingt die Hand dazu reichen; aber den Sieg den Leliaerds in die Hände spielen und vielleicht den feigen Ludwig von Nevers als Sieger in Gent einziehen sehen, nein, niemals! Lieber sterbe ich auf der Stelle!“

„Gut gesprochen, Freund Galevoet!“ antwortete Denys mit seinem falschen Lachen. „Ich bewundere Eure Vaterlandsliebe; aber ich bitte Euch, glaubt nicht, daß dieses edle Gefühl minder feurig in meinem Busen weile. Doch, laßt mich fortfahren: Sobald Artevelde tödtlich getroffen ist, giebt Muggelyn mit seinem Fähnlein ein Zeichen nach unserem Zelte zu; ich lasse hier unsern treuen Gefellen Boudin Stichel zurück, der in einem Athemzuge zu mir gelaufen kommt, um mir die glückliche Nachricht zu bringen. . . . Wißt Ihr, was wir dann thun? Wir lassen den kleinen Haufen Reiterei in die Hölle fahren, wenn er will, und wenden uns plötzlich mit jauchzendem Kriegsgeschrei nach der Festung; wir stürzen rasend auf Ser Ranceel und auf seine Banden,

Alles niederwerfend, was sich und entgegenstellt, befreien die Balkmüller und die kleinen Jünste und vernichten die Reliaerds im offenen Felde bis auf den letzten Mann. Der Tyrann ist getödtet, die Schlacht gewonnen und man rühmt uns als Befreier des Vaterlandes!“

„Ha, ha!“ lachte Galevoet mit froher Bewunderung; „wie man sich täuschen kann! Zuerst schien es mir ein schändlicher Verrath, und es ist die geschickteste Kriegsglist!“

„Allerdings! Wir opfern einige Leute, um den Feind ganz und gar in das Netz zu locken und des Sieges sicher zu sein. Bei dieser Gelegenheit befreien wir die Genter Gemeinde von dem Unterdrücker, der ihre Kräfte in leerer Prahlerei vergeudet.“

„Und Ihr seid sicher, daß es glücken werde, wie Ihr es beabsichtigt?“

„Unsehlbar! Was Euch betrifft, Mher Galevoet, ich habe Euch mit Euren hundert Mann ganz hinten aufgestellt; Ihr waret damit unzufrieden, weil Ihr meine Absicht nicht kanntet. Nun seht, was Ihr zu thun habt! Sobald wir gegen den verstellten Angriff ausziehen, müßt Ihr Sorge tragen, Euch stets kraftvoll anzuschließen und die Glieder, die vor Euch ziehen, zu verhindern, den Sturm beobachten zu können. Sollte nun das Gerücht aus dem Streite zu Euch dringen und einige Eurer Leute veranlassen wollen, weil der Oberhauptmann in Gefahr sei, sich nach jener Seite zu begeben, so müßt Ihr Euch mit aller Gewalt dagegen stemmen. Das ist das Einzige, was ich von Euch verlange. Es ist nicht

viel; Ihr thut nicht mehr, als was ich jedem Anderen dort befohlen habe."

"Ich bedaure, Aher Denny, daß mir nicht verstatet ist, mehr zu diesem wackeren Unternehmen beizutragen. Jedenfalls danke ich Euch, daß Ihr an mich gedacht habt."

Der Oberbeschant ergriff eifrig Galevoet's Hand und sagte zu ihm, während seine Augen siegreich strahlten:

"Morgen sind wir Herren in Gent, Freund Jan! und dann wollen wir zeigen, was wir unter Freiheit und Volksmacht verstehen. Wir vertreiben alle unsere feigherzigen Schößen; wir verbannen die Reliaerds und die Freunde des Tyrannen aus dem Lande, und ziehen ihre Güter ein zum Besten der Gemeinde. Dann bewaffnen wir alle Genter, mögen sie wollen oder nicht, und zwingen ganz Flandern, unserem Vorbilde zu folgen. Darauf ziehen wir gegen Frankreich, und thut es Noth, so rufen wir England zu Hülfe. . . . Binnen acht Tagen seid Ihr vielleicht schon Hauptmann von St. Michiels, Aher Galevoet."

"Wie! vielleicht?"

"Ich meine, daß es auch wohl einige Tage länger währen kann, da eine so gründliche Umwälzung Zeit fordert, Hauptmann von St. Michiels und Stadtschultheiß, Freund Galevoet!"

"Wohl zu verstehen, daß ich es nicht annehme, wenn Aher Geeraert Denny nicht zum Oberhauptmann gewählt wird."

"Ich danke Euch für Eure Anhänglichkeit, Aher

Galevoet; ich hoffe, daß Gert mich nicht zweimal verkennt, und ich werde zeigen, daß ein Mann mit stählernem Gemüth und eisernem Arm besser geeignet ist, einer freien Gemeinde zu befehlen, als ein furchtsamer Wortbrüchiger, dessen einziges Verdienst nur in seiner unerjättlichen Herrschsucht besteht.“

Der Dechant der Zwillingweber fuhr mit der Hand an die Stirn, wie Jemand, dem ein Gedanke aufsteigt.

„Es ist gut, daß ich mit Euch davon rede,“ sagte er; „wir wollen die Schöffen absetzen und die Veliaerds verjagen; aber was fangen wir mit Ser van Steenbeeke an? Ich sehe Euch fast täglich mit ihm sprechen; er scheint Euer guter Freund geworden zu sein. Wie das möglich ist, begreife ich nicht. Er ist doch wohl der feurigste Veliaerd und der wärmste Anhänger Frankreichs, den ich in ganz Flandern kenne. Sollen wir ihn verschonen?“

„Er ist es, der mir die Mittel verschafft hat, mich mit dem Befehlshaber von Pierrelie zu verständigen — und trotz dem wird der Grite, den wir verbannen, Ser van Steenbeeke sein.“

„Ach!“ sagte Galevoet verwundert, „warum bezeugt Ihr ihm dann so große Freundschaft?“

„Weil ich die Kraft beübe, meine eigenen Gefühle des Hasses und des Abscheues zum Besten des Vaterlandes zu bezwingen und zu vergessen, Mher Jan. Ser van Steenbeeke ist ein Veliaerd; ich verabscheue ihn aus Herzensgrund; aber er haßt Artevelde eben so feurig, wie wir. Ich schmeichle ihm, um ihn auf der rechten Bahn zu erhalten und ihn unterdessen selbst zu bewachen.

Wenn ich ihn sehe, kocht mir das Blut; aber doch bezwinge ich mich und bin freundlich gegen ihn, weil das Beste der Gemeinde es verlangt."

"Also keine Gnade für Ser van Streunbecke?"

"Nein! Alle Schöffen müssen fort, sage ich Euch. Wir wollen Männer wählen, welche gleich und muthig und wahrhaft vaterländisch gesinnt sind."

"Ich muß Euch doch noch Eins fragen, ehe ich zu meinen Mannen zurückgehe. Euer Sohn stand dort oben bei dem Weinschenken. Weiß Eieen Etwas von unserem Plane?"

"Kein Wort!"

"Ich meine aber, daß Euer Sohn schrecklich arteveldisch gesinnt aussieht und überall das Lob des Betrügers verkündet. Ich traue ihm nicht sehr; Ihr müßt ihn anders bekehren und ihn zwingen, dem Volke die Augen über seinen wahren Vorthail zu öffnen, statt daß er zum Besten unseres Unterdrückers zu wirken sucht."

Sowie Galeroet den Namen Eieven's ausgesprochen hatte, zeigte sich auf dem Antlitz des Oberbedienten ein Ausdruck der Ungeduld und Trauer. Seine Stimme nahm ebenfalls einen anderen Ton an; er antwortete:

"Laßt mir meinen Sohn in Frieden, Freund Jan! Er weiß noch nicht, was er thut; seine Neigung für den Tyrannen hat eine Euch bekannte Ursache, die man entschuldigen muß. Darum mag er denken, was er will. Ich wünsche ihm Zeit zu lassen, um durch Erfahrung sich selbst zu bilden. — Uebrigens, wüßte er auch etwas von unserem Plane, so würde er ihn doch nicht hindern kön-

nen. Er steht in der St. Jorisdigilde und wird also nie weit von mir entfernt sein Geht nun zu Euren Zelten und trefft Eure Anstalten wohl, damit Niemand sein Glück verlasse.“

„Wir haben noch Zeit. Man kann doch nicht Sturm laufen, ehe die anderen Karren mit Reichholz von Ecloo angekommen sind. Ich wollte noch mit Euch sprechen von dem Ribaudenkönige; es scheint mir“

„Nein, nein, Freund Calervoet! Der ist durch feste Bande an mich geknüpft. Nun geht in Frieden, Hauptmann von St. Michiels.“

„Und seid Gott befohlen, Oberhauptmann von Gent.“

Beide Freunde drückten einander entzückt die Hand und jubelten bereits im Voraus über die Früchte ihres bösen Anschlages.

Raum war der Dechant der Zwillichweber fort, so trat Geertaert Denvs einen Augenblick vor sein Zelt. Der Weinhändler, der es rasch bemerkte, nahte sich ihm und that, als ob er ihm das Eine und das Andere zum Kauf anbiete. Der Oberdechant rief ihn hinein, und beide verschwanden im Zelte.

Während man so in dem anderen Theile des Lagers auf seinen Tod sann, stand Arvelde ruhig vor seinem Zelte und betrachtete die Festung. Sein Antlitz war still und gelassen; allein sein männlicher Blick zeigte einige Ungeduld, während er über das lange Ausbleiben der Karren unzufrieden war.

Nicht weit von ihm befand sich ein Trompeter, der ihn nie verlassen durfte, selbst nicht mitten im schrecklichsten Gefecht.

Schon lange hatte Artevelde dort gestanden und war viele Mal auf- und abgeschritten, als Ghelnoot von Lens zu ihm kam und sagte:

„Oberhauptmann! die Karren mit Reichholz sind keine zehn Bogenschüsse mehr von hier.“

„Endlich!“ sagte Jakob, mit einem Ausdruck des Vergnügens. — „Wie sind unsere Leute, Mher von Lens?“

„Wie wahre Genter!“ lachte Ghelnoot. „Ihr werdet sie klettern sehen wie die Katzen und sechten wie die Löwen. Es wird einen schönen Staub aufwirbeln, Oberhauptmann; ich wollte, wir wären schon dabei!“

Artevelde drückte seinem Freunde die Hand und sagte:

„Immer guten Muthes, Ghelnoot, selbst vor einem Sturme! Es ist wahrlich keine geringe Sache, Biervoliet mit Reitern anzugreifen, ohne Sturmböcke und Fallthürme. Wir brauchen Gottes Hülfe und ächt flämischen Muth; aber weder das Eine noch das Andere soll uns fehlen. Heute Nachmittag muß das Nest erobert sein; denn der König von Frankreich ist mit seinem Heere bereits in Doornick eingezogen. Wir müssen die Hände frei haben, um den Franzosen einmal eine tüchtige Lection geben zu können, wenn sie wirklich die Absicht haben, Gent anzugreifen.“

„Zweifelt Ihr denn an ihrem Kommen?“ fragte Ghelnoot gleichsam verächtlich.

„Gewiß zweifle ich daran,“ antwortete Artevelde. Ich möchte selbst wetten, daß der König von Frankreich keinen Fuß auf flämischen Boden setzen wird. Er hätte es gethan, wäre ihm seine List mit dem Parnie gelungen, weil er hoffte, uns dadurch zu entwaſſnen und unsere volle Unterwerfung binnen einigen Tagen zu erreichen. Jetzt aber, da unsere Verufung an den Papst feinem hinterlistigen Verſuche alle Kraft geraubt hat, weiß er nicht mehr, was er thun ſoll, und fürchtet nicht ohne Grund, König Eduard werde die Gelegenheit wahrnehmen, um in Frankreich einzufallen.“

„Aber,“ bemerkte Ghelnoet, „der Schöffe Ser van Steenbecke ſagte eben noch in meinem Beſein, er wiſſe es ganz gewiß, daß der König ſeit geſtern gegen Gent in Aumarſch ſei.“

„Ser van Steenbecke geht nicht in ehrlichen Schuhen, Mher von Lens; ich weiß mehr davon. Die Nachricht, welche er verbreitet, iſt ungegründet; er ſpricht nur ſeine eigenen Wünſche darin aus. Einen Ueberfall haben wir obendrein nicht zu fürchten; die Brücken über die Reiſe und Schelde ſind überall abgebrochen; bei dem Baſſe von Deynze befindet ſich der Hauptmann van Vaernevoet; auf der Straße von Audenaerde iſt der Deſcant Willem Wvens gelagert; alle Durchzüge ſind beſetzt, und Gent ſelbſt iſt ſicher genug bewahrt durch unsere muthigen Genoffen van Huſe und van den Hovene. Laßt den König von Frankreich nur kommen! So bequem gelangt er nicht nach Gent.“

„Aber ſeh, Mher Jakob,“ ſprach Ghelnoet plöz-

lich, dorthin zeigend, „wie man dort oben auf der Mauer der Festung Alles zusammenbringt an der Stelle, wo wir stürmen müssen! Sollten die Schelme riechen, wo wir hinaufklettern wollen? oder ist Verrath mit im Spiele?“

Artevelde richtete nachdenklich seinen Blick auf die Festung und schien nochmals die Erstürmung in allen ihren möglichen Wechselfällen zu überrechnen. Nachdem er dies gethan, klopfte er Ghelnoot auf die Schulter und sagte:

„Es ist Zeit, daß wir beginnen, Freund! Geht zu den Karren, und wenn sie noch nicht ganz abgeladen sind, so beschleunigt die Arbeit. Sendet mir einen Boten, wenn sie gethan ist.“

Ghelnoot von Lens lief vergnügt und lachend nach dem Lager und verschwand hinter den Zelten. Er war kaum einige Augenblicke fort, so meldete auch schon ein Geselle dem Oberhauptmanne, Alles sei fertig.

„Zu den Waffen!“ rief Artevelde dem Trompeter zu, der in seiner Nähe auf seine Befehle wartete.

Dieser setzte sein Instrument an den Mund und ließ einige lang ausgehaltene Töne über die Ebene hallen. Aus allen Ecken des Lagers, auch in der anderen Abtheilung, wurde auf dieselbe Weise geantwortet.

Unmittelbar darauf sah man die Kämpfer in Menge vor den Zelten erscheinen und sich, so viel wie jezt thunlich war, in Gliedern oder wenigstens in Reihen um ihre Standarten schaaren. Sie nahmen ungewöhnlich viel Platz ein wegen des Sturmwerkzeuges, mit dem fast Jeder beladen war.

Voran und am Nächsten nach der Festung zu stand das zahlreiche Corps der Walfmüller, von denen Jeder so viel Reisholz trug, als es seine Kraft erlaubte. Das große Banner ihrer Gilde, zwei gekrönte goldene Rarden auf rothem Felde, erhob sich mitten aus ihren Schaaren. Diese Gefellen hatten ihre Gutentags bei den Zelten stehen lassen, und mußten, nachdem sie die Büsche in den Gräben geworfen hatten, zurücklaufen, um ihre Waffen zu holen, und von der Seite wieder zum Sturme kommen. Hinter ihnen befanden sich die Strohecker, Ziegelhecker und Zimmerleute mit Leitern, Sturmhaken, Stricken und Allem, was weiter nöthig war, um die Erstiegung auszuführen. Diesen folgten die übrigen Gilden und Zünfte, in geschlossenen Gliedern aufgestellt und nicht durch Sturmwerkzeug gehindert: die schöne Gilde von Sanct Sebastian mit ihren langen Schwertern, die Megger mit ihren glänzenden Peilen, die Fischhändler mit ihren gestreiften Kollern und langen Lanzen, die Bäcker, ganz in Weiß gekleidet und den schweren Gutentag kraftvoll führend, die Brauer, ebenso bewaffnet, aber mit halb weißen, halb rothen Kollern, und so ferner in der Tiefe des Lagers der größte Theil der kleinen Zünfte von Gent.

Die Ausrüstung aller Gefellen ohne Unterschied war ziemlich dieselbe. Sie trugen ein Panzerhemd, aus eisernen Ringen gebildet, die mit Riemen auf ein ledernes Kleid genäht waren, und darüber ein Koller von Tuch, welches bei jeder Gilde in Farbe und Schnitt anders war. Ihr Kopf war gegen die Schwerter der Reiterei durch

einen eisernen Sturmhut geschützt, sowie ihr rechter Ellenbogen durch einen kleinen runden oder dreieckigen Schild, auf welchem zwei kleinere Schilde mit den Farben von Flandern und von Gent glänzten.

Ueber dieser dicht zusammengebrängten Heeresmacht flatterten die zahlreichen Standarten der Gilden von Gent, und noch mannichfaltiger waren die rothen Pongoenen oder Fähnlein, von denen je hundert Mann eines führten.

An dem rechten Flügel des Lagers hatte man die Sturmwerkzeuge hervorgeführt. Es waren Springböcke und Wurfmaschinen, aus schweren Balken gezimmert und gebraucht, um große Steine über die Mauern zu schleudern. Das wunderlichste Werkzeug, das man hier bemerken konnte, war jedoch der berühmte Stadtbogen von Gent. Vier Pferde zogen mit Mühe dieses schreckliche Werkzeug. Man konnte jedes Mal, wenn man den Niesenbogen abschoss, zwanzig Pfeile so schwer wie Kanzen mit einem Schuß über die Mauern einer Festung senden. Die anderen Werkzeuge, sämmtlich auf Rädern, waren gleichfalls mit Pferden bespannt, und ihnen folgten Wagen, mit Steinen und Pfeilen beladen.

Bei den Sturmwerkzeugen befanden sich die weißen Kaproenen, eine Bande muthiger Gefellen, welche freiwillig im Heere dienten und ihm stets folgten, selbst wenn ihre Pflicht als Mitglieder der Gilden sie nicht zu den Waffen rief. Als Kennzeichen trugen sie eine Art von saltiger Filzmütze, die man eine Kaproene nannte.

Neben ihnen, und ganz besonders bei dem Sturmzeug thätig, sah man die lustigen Ribauden mit ihrem

Könige Muggelton, ganz in Weiß gekleidet. Ihr Banner war, sicherlich aus Scherz, von grober Sadcleinwand. — Sie hielten jezt mit Ungeduld die Pferde am Zügel, um auf das erste Zeichen, nach des Oberhauptmanns Befehl, neben den Stürmenden vorwärts zu eilen und einen Hagel von Pfeilen und Steinen auf die Mauer der Festung zu senden.

Sobald Artevelde mit mächtigem Blicke die Schaa- ren übersehen und Alles in Bereitschaft gefunden hatte, begab er sich mit seinem Trompeter an die Spitze der St. Sebastiansgilde und ließ zum Sturme blasen.

Das ganze Heer bewegte sich nun in tiefstem Schweigen. Obwohl fast erliegend unter dem Gewicht ihrer Last, liefen die Wallmüller doch in einem Zuge nach dem Graben und warfen das Wuschwerk hinein, so daß derselbe an der angewiesenen Stelle ganz gefüllt wurde und man in ziemlicher Ausdehnung trockenen Fußes hinübergehen konnte.

Raum hatten die Wallmüller den Graben verlassen, um ihre Gutentag zu holen, als die Ziegelbeker und Zimmerleute sich dem Fuße der Mauer näherten und ihre Leitern an dieselbe legten.

Einige Mitglieder der St. Sebastiansgilde versuchten zuerst die Mauern zu ersteigen, ehe noch die Hälfte der Leitern angelegt sein mochte; die Belagerten stürzten jedoch diese tapferen Genter unter einer Wolke von Steinen wieder von den Leitern hinunter, so daß die Letzteren sich mit großem Verluste gezwungen sahen, davon abzuziehen, bis der allgemeine Sturm beginnen würde.

Nicht weit von dem Graben ließ Arctoclide einen Karren umwerfen, erklimmte denselben, um Alles überschauen zu können, und gab alsbald den Befehl, die Feste in ihrer ganzen Breite zu berennen. Auf dieses Zeichen ließen die Ribauden die Springböcke und den großen Stadtbogen spielen, so daß die Pfeile und Steine mit Blitzschnelle durch die Luft fuhren und sie mit einem schneidenden Pfeifen erfüllten. Alle Gilden eilten jetzt vorwärts und warfen sich mit Wuth auf die Leitern, bei dem Erstiegen derselben einander so dicht folgend, daß der Körper des Ersten allen Uebrigen als Brustwehr diente. Bei heftigem Lärm und wüthendem Kriegsgeheul sah man die verwundeten oder erschlagenen Gefellen von den Leitern herabfallen und die Mauer entlang verschlümmelt oder todt auf den Boden stürzen. Bereits hatten Einige den Oberwall der Festung erreicht; doch waren sie eben so rasch von dem Feinde wieder hinabgeschleudert worden. Wie blutig und mörderisch die Bestürmung auch sein mochte, dennoch deutete Alles darauf hin, daß die Genter binnen Kurzem in ziemlicher Anzahl die Mauer erstiegen haben würden, um den Feind dort hinreichend zu beschäftigen, so daß das ganze Heer ungehindert ihnen nachfolgen und die Festung erklimmern könnte.

In diesem Augenblicke öffnete sich das Thor von Bierliet und die Zugbrücke wurde niedergelassen. Ein kleiner Haufen Reiterei sprengte in das offene Feld und rückte gegen das Corps an, welches Geeraert Denny befehligte. Der Oberdechant zog ihm mit seinen Mannen

entgegen; die Reiter wichen jedoch, obwohl sechtend, Schritt für Schritt zurück und lockten durch dieses Mittel die Weber ziemlich weit von dem Sturmplatze fort.

Durch sein tolles Geschrei regte Geeraert Deyns seine Mannen zu rasendem Jauchzen an und entzündete dadurch eine solche Kampflust in ihnen, daß sie den schwarzen Feind beinahe blindlings verfolgten.

Mittlerweile öffnete sich das Thor von Miervliet zum zweiten Male; die ganze Reiterei der Keliærds erschien im Felde und sprengte mit gefälltem Speer und gehebenem Schwerte auf die stürmenden Genter ein.

Auf dem Karren, auf welchem er stand, sah Artevelde mit Bestürzung diese unerwartete Wolke von Feinden sich nähern. Er ließ rasch zum Abzug blasen und so viel wie möglich ein starkes Carré bilden; aber noch ehe diese Bewegung nach seinem Willen ausgeführt war, stürzte sich die ganze Macht der Keliærds zerschmetternd auf seine Banden.

Der erste Stoß war schrecklich; mehr als hundert Bläminger fielen sterbend nieder, und man mußte fürchten, daß es sehr bald um die Stürmenden geschehen sein würde. In diesem entscheidenden Augenblicke hob Artevelde sein Schwert empor, sprang von dem Karren herab, stürzte sich den Keliærds entgegen und rief kraftvoll seinen zurückweichenden Mannen zu:

„Gent! Gent! Haltet blämischen Muth! Wer ein Bläminger ist, folge mir! Vorwärts! vorwärts!“

Dieses rufend, hieb er drei oder vier Reiter nieder, und drang dann mitten in den Feind. Durch sein Vor-

bild ermutigt, machten die Genter einen neuen Versuch, und einem Theile derselben glückte es, mit dem Oberhauptmanne den Feind zu durchbrechen. Die Stellung dieser unverzagten Kämpfer wurde jedoch bald höchst bedenklich. Es schien, als ob die Reiter es hauptsächlich auf Artevelde abgesehen hatten; denn die anderen Banden verlassend, umzingelten sie plötzlich den Oberhauptmann und hieben unter lautem Jubelgeschrei die Männer, welche ihn umgaben, nieder.

Artevelde hatte bereits eine leichte Wunde am Kopfe erhalten, und das Blut lief ihm die Wangen hinunter. Sicherlich würde er bald der Uebermacht des Feindes erliegen sein, denn alle Speere und Schwerter waren auf ihn gerichtet; aber der mächtige Ghelnoot von Lens stand dort neben ihm, wie ein unbezwinglicher Riese, gleichsam im Blute wathend und mit seinem Schwerte, das er im Kreise schwang, Alles niederschlagend, was er erreichte. Unter seinem kräftigen Arme flogen die Speere entzwei, wie trockene Zweige, und er zermalnte die Körper der Reiter selbst unter ihren eisernen Harnischen. Der heldenmüthige Genter verspottete mitten in diesem wilden Kampfe noch die Feinde, und rief ihnen mit höhnischen Worten zu, daß sie sich des Oberhauptmannes nicht bemächtigen würden. Er war ganz im Blute bedeckt und schnaubte wie ein wüthender Löwe.

Allein, wie wunderbar tapfer sich auch der mannhaftige Ghelnoot zeigte, er täuschte sich doch über den wahrscheinlichen Ausgang dieses schrecklichen Kampfes. In der That, wie der Streit sich jetzt zeigte, konnte

nichts weder den Oberhauptmann noch ihn vom gewissen Tode erretten. Sie waren auf allen Seiten eingeschlossen durch eine undurchdringliche Schaar von Feinden, während die überraschten Genten auf anderen Stellen ebenfalls gedrängt wurden und Mühe genug hatten, sich selbst in der Verwirrung zu vertheidigen.

Mittlerweile hielt Geeraert Denys seinen Trupp noch immer damit beschäftigt, ein Scheingefecht gegen den kleinen Haufen Reiter zu führen. Seine Krieger hatten den großen Ausfall der Veliaerds wohl bemerkt und hörten jetzt das entsehlliche Kriegsgeschrei gleich fernem Donner durch die Luft zu ihnen dringen. Viele Genteniere und Gonstabel begannen Argwohn zu hegen und vermutheten mit Recht, daß der Angriff, den sie zurückwiesen, nur eine Kriegslift sei, um die Stürmenden ihres Schutzes zu berauben. Ein gleiches Gefühl herrschte unter den Gefellen; doch wagten sie, da beschimpfende Strafe darauf stand, nicht ihre Glieder zu verlassen. Obendrein trieb der Dechant der Zwillichweber, der den Nachtrab führte, die Streitenden immer vorwärts, während Geeraert Denys durch sein unaufhörliches Geschrei jeden Rath und jede Bemerkung unmöglich machte.

Nieven Denys befand sich am Ende der dritten Schaar der St. Jorisgilde. Seine Haltung war seltsam unter solchen Verhältnissen; er war bleich und zitterte sichtbar, während er fortwährend die Augen nach der Seite des Sturmplazes gerichtet hielt, obwohl er diesen nicht sehen konnte; nicht für sich hegte er solche Furcht; in seinem liebenden Herzen sprach eine geheime Stimme, welche

ihm sagte, daß Artevelde in Lebensgefahr schwebte und vielleicht schon zerschmettert unter den Hufen der Pferde da liege. Dieser Gedanke bereitete ihm furchtbare Qualen. Das Bild seiner angebeteten Veerle und die blutige Leiche ihres Vaters zeigten sich wechselseitig vor seinen inneren Blicken, und von diesen gräßlichen Erscheinungen erfüllt schritt er in dumpfer Selbstvergessenheit vorwärts, ohne auf das zu achten, was sich rings um ihn her ereignete.

In diesem Augenblicke nahte sich der Trupp einer Art von aufgeworfenem Deich, vor welchem sich ein schmaler Graben hinzog. Der junge Lieven, dessen Höhe gewahrend, ließ sich plötzlich von seiner Angst fortreißen und lief bis an die Hüften in das Wasser, um den Deich zu ersteigen. Als er ihn erklimmen hatte, warf er einen Blick auf den Sturmplatz und sah die Reiterei in vollem Gefecht mit Artevelde's Truppen. Der Anblick der flüchtenden Bläminger bewies ihm, daß der Feind die Oberhand hatte.

Allein seiner grenzenlosen Liebe für den weissen Mann Gehör gebend, stieß er einen schneidenden Schrei aus und rannte dann in vollem Laufe durch das Wasser zu der Standarte von St. Joris zurück. Hastig sah er sich nach seinem Vater um; da er aber diesen nicht rasch genug gewahrte, so riß er dem Bannerträger die Standarte aus den Händen, eilte mit derselben vorwärts und rief nun mit voller Kraft:

„Mannen, Mannen! vorwärts! Folgt mir! Man ermordet den Oberhauptmann! Unsere Brüder! unsere Brüder! rasch! rasch!“

Alle Schaaren und selbst die Anführer jauchzten Lieve's That vollen Beifall zu; Jeder wandte sich um, und Alle folgten ihm in vollem Laufe.

Als Geeraert Denys bemerkte, daß man seinen Befehlen nicht gehorche, und es ihm unmöglich geworden sei, sein Heer zurückzuhalten, strengte er selbst alle seine Kräfte an, um der St. Jorisgilde zuvorzukommen. Dies gelang ihm auch. Er nahm seinem Sohne die Standarte aus der Hand und lief mit derselben nach dem Sturmplatze, als ob er sich beeile, Artevelde Beistand zu leisten.

Die Genter bedurften übrigens der Ermuthigung des Oberbedienten nicht, um ihren Brüdern hilfreich beizuspringen. — Wie ein losbrechendes Ungewitter stürzten sie zu gleicher Zeit mit rasendem Rachegeheul unversehens auf die feindliche Reiterei, und da sie dieselbe von hinten anfielen, und nach ihrer Gewohnheit mit den Gutedags oder den Schwertern den Vierden die Weine zerschlugen, so fiel von jedem ihrer Hiebe ein Reiter zu Boden. In weniger als einem Augenblicke änderte sich das Gefecht in ein gräßliches Schlachten um; die Sturm Laufenden, jetzt durch ihre Brüder befreit, griffen den Feind mit erneuter Wuth an, und dieser, in einen sich immer enger ziehenden Kreis eingeschlossen, ward erst zusammengebrängt und dann von allen Seiten unwiderstehlich bekämpft. Während derselben Zeit hatten noch zwei flämische Helden, quer durch die Vierde hindurch, sich einen Weg zu Artevelde gebahnt, und standen dort fechtend vor ihm. Dies waren Lieve Denys und der Blausärber Lieve Gompne, welche ihn vorn beschützten,

während Ghelnoot und seine Genossen von der Seite und hinten, die letzten Anstrengungen des verzweifelten Feindes vereitelten. Gleich darauf bohrten sich Kieven Gomme und der junge Denny mit anderen tapferen Gefellen durch die Reiterschaar, welche Artevelde noch umzingelt hielt, befreiten den Oberhauptmann und führten ihn mitten in das flämische Heer.

Artevelde erkletterte rasch einen Haufen tochter Pferde, hielt das Schwert in die Höhe, so daß das ganze Heer ihn sah, und rief mit begeisterter Stimme:

„Heil Gent! Heil Gent! Unser ist der Sieg! Haltet flämischen Muth!“

Eben so rasch sprang er wieder von den Pferden hinunter; während ein unbeschreiblicher Jubel seinen Worten folgte, sagte er etwas zu Ghelnoot und zog sich dann einige Schritte hinter den Kampfplatz zurück. Hier sammelte er schnell eine starke Schaar und eilte mit derselben von dem Schlachtfelde fort.

Die Reiter, welche diese Bewegung merkten, glaubten, es seien Flüchtlinge, und schöpften neuen Muth. Als sie aber sahen, daß der Oberhauptmann mit seiner Schaar nicht weit von dem Stadthore Halt machte und dort ein Viereck bildete, bemächtigte sich ihrer große Furcht. Für sie gab es jetzt keine Rettung mehr; Flucht war eben so unmöglich, wie der Sieg, seit ihnen der Zugang zu der Brücke von Biervliet abgeschnitten war.

Dieses glückliche Manöver von Seiten Artevelde's beschleunigte sichtbar die Entscheidung der Schlacht. Die Griffe der Schwerter wurden allmählig hier und dort

in die Höhe gehoben, und die Beliaerds begannen um Gnade zu flehen. Bald nachher gaben sich auch die Uebrigen gefangen, und auf das donnernde Kampfschrei folgte jetzt der ungemischte Siegesruf der frohen Bläminger.

Artevelde verließ die Brücke und näherte sich dem jubelnden Heere. Der erste, der ihm hier entgegenkam, war Geeraert Denys; der Oberbedient drückte Artevelde freundlich die Hand und sprach mit erheuchelter Freude:

„Ich wünsche Euch Glück zu dem Siege, Oberhauptmann!“

„O, Wher Denys!“ sagte der weise Mann, „es war Zeit, daß Ihr zu unserer Befreiung kamt; wo bleibt Ihr denn so lange?“

„Man hatte mich getäuscht, ich bekenne es!“ antwortete Geeraert demüthig; „man hatte ein Corps Reiterei gegen mich abgesandt, und während ich dies verfolgte, überfiel man Euch. Glücklicher Weise entdeckte mein Sohn Lieven die Kriegerlist; außer Athem eilten wir hieher und vernichteten rasch den Feind.“

„Dieser Mißgriff darf Euch nicht betrüben, Wher Denys!“ sagte Artevelde, nach dem Schlachtfelde gehend; „der beste Feldherr ist der Täuschung ausgesetzt.“

Der Oberbedient sah dem Oberhauptmann mit falschem Blicke nach, und ein Lächeln mordsüchtiger Bosheit umspielte seine Lippen.

„Du sollst meiner Rache doch nicht entgehen!“ murmelte er heimlich.

In diesem Augenblicke kam sein Sohn Lieven zu ihm geeilt und umarmte ihn feurig. Der Oberdechant gab ihm seinen Kuß zurück und sagte:

„Lieven! Lieven! Du hast Dich eines schweren Vergehens schuldig gemacht, und ich sollte Dich wenigstens acht Tage mit den Schandeisen an den Händen vor meinem Zelte stehen lassen; dennoch vergebe ich Dir wegen des guten Erfolges Deiner Vermessenheit; laß es aber nicht wieder geschehen, denn sonst sehe ich mich genöthigt, Dich auf immer aus der St. Jorisgilde zu verbannen.“

„Ach, Vater!“ rief Lieven Denys, mit vor Troß funkelnden Blicken; „ich habe den Oberhauptmann und vielleicht das Vaterland gerettet. Schandeisen an den Händen! Aber ich würde heute lachend sterbend; ich bin jung, Vater, und kann noch nicht viel leisten; allein den Befreier von Gent, den weisen Mann, gerettet zu haben, ist eine That, welche in meinem Leben Epoche macht!“

„So, so!“ sagte Geeraert, mit unterdrückter Wuth, „es scheint, daß der Uebermuth Dich betrauscht hat. Wer Dich so sähe, sollte wahrlich glauben, Du hättest die Welt umgekehrt.“

Er bemerkte nun, daß dieser Scherz seinen Sohn tief schmerzte, gab ihm daher die Hand, und fuhr fort:

„Du hast Dich jedenfalls heldenmüthig betragen, das gestehe ich Dir gern zu. Begieb Dich nur nach Deinem Zelte und reinige Dich von dem Blute. Ich muß jetzt für die Verwundeten sorgen. Halte Dich ruhig, Lieven, und rühme Deine That nicht zu sehr; es würde Dir nachtheilig sein.“

Bei diesen Worten ließ er seinen Sohn stehen und begab sich auf das Schlachtfeld, wo die meisten Genter damit beschäftigt waren, die Verwundeten, sowohl Freunde wie Feinde, unter den Pferden hervorzuziehen und sie nach dem Orte zu bringen, wo die Wundärzte mit ihren Gehülfen sich befanden.

Ungefähr hundert Schritte weit davon standen die Fleischer und Bäcker in einem großen Viereck aufgestellt, und innerhalb desselben befanden sich die gefangenen Reliaerds, deren Pferde, von den Sattlern bewacht, an die Pfähle der Zelte gebunden waren.

Artevelde, obwohl auf das Äußerste ermüdet von dem heftigen Kampfe, und aus einer Wunde am Kopfe blutend, ging von einem Orte zum andern, um durch seine Gegenwart Jedem zu ermuntern und die Verwundeten zu trösten. Zu gleicher Zeit hatte er ein wachsames Auge auf die Festung und das Thor, vor das er die Gilde der Rüfer und Weinmesser als Wache gesandt hatte. Erst nachdem alles dies besorgt war, begab er sich zu Meister Spelliaerde, dem Stadtschirurgus, und ließ sich das Haupt untersuchen und verbinden. Der Arzt hielt die Wunde nicht für gefährlich und meinte, sie würde binnen wenigen Tagen von selbst heilen.

Der Chirurgus hatte kaum einen kleinen Verband um Artevelde's Kopf befestigt, so kehrte derselbe auch schon erstaunt nach dem Schlachtfelde zurück, wo sich eine ganz besondere Bewegung bemerken ließ. Alle Genter standen auf oder stiegen auf die gefallenен Pferde, um besser unterscheiden zu können, wer dort in der Ferne

auf der Straße nach Gent in vollem Rennen herankam.

Ehe noch Jemand dem Oberhauptmann melden konnte, was so die allgemeine Neugier weckte, erschienen zwei Reiter auf dem Schlachtfelde. Es waren dies Meister Augustyn, der Stadtschreiber von Gent, begleitet von einem königlichen Boten, den man augenblicklich als solchen an seinem Wappenzeichen und seinem Stabe erkannte. Meister Augustyn sprengte mit frohem Antlip voraus und rief den Gentern zu:

„Der Oberhauptmann! der Oberhauptmann!“

Man wies ihn nach dem Zelte, wo Artevelde bei dem Meister Spelliaerde stand; aber eben so rasch umringte man den Stadtschreiber von allen Seiten und fragte ihn, was er Neues bringe?

„Friede! Friede! Gefellen!“ schrie er eifrig; „Gent hat gesiegt! Heil, Heil dem freien Gent!“

Als man nun sein Pferd bei dem Zügel faßte, um mehr zu erfahren, sagte er:

„Laßt los! der Oberhauptmann wird es Euch gleich selbst verkündigen. Seid indessen froh und heiter, denn es ist eine gute Nachricht.“

Man machte ihm nun Platz, und er ritt mit dem Herolde zu Artevelde, der ihm bereits einige Schritte weit entgegengekommen war. Meister Augustyn konnte noch nicht zehn Worte zu dem Oberhauptmann gesagt haben, als dieser schon seinem Trompeter ein Zeichen gab, den Kriegsrath und die Deschanten zusammenzurufen, und mit den beiden Reitern sich nach seinem Zelte

begab, wohin sich die Schöffen und die Dechanten der Gilden auf die ersten Klänge der Trompeten ebenfalls augenblicklich verfügten.

Mittlerweile liefen die Genter haufenweise auf dem Schlachtfelde zusammen und unterhielten sich mit ungeheurer Neugier über die Ankunft des Meisters Augustyn und des Heroldes. Jeder wollte rathen, welcher Art die Nachricht sein möchte; aber so viel sie auch suchten und sich einbildeten, es lief immer auf den Gedanken hinaus, der König von England müsse Frieden mit dem Könige von Frankreich geschlossen haben. Dieses sicherte wohl die Arbeit und die Nahrung in Flandern; aber was wurde dann aus der Freiheit? Sollten die Genter sich entwaffen lassen und sich wieder, wie früher, vor Frankreichs Willkür beugen? Diese und mehrere andere Fragen legten sie einander vor, während sie warteten, bis ihnen der eigentliche Stand der Dinge bekannt gemacht würde.

Endlich nach einer langen Viertelstunde sahen sie den Oberhauptmann mit den Schöffen und den Dechanten aus dem Zelte treten. Das große Banner von Gent wurde auf dem Schlachtfelde aufgepflanzt und ein Belagerungswerkzeug daneben aufgestellt. Artervelde's Trompeten blies zur Versammlung. Die Standarten und Banner der Gilden stellten sich in Schlachtordnung auf, und alle Gefellen bildeten, nach Anweisung ihrer Dechanten und Hundertmänner, geschlossene Glieder ringsum Artervelde. Den Rüsfern ward der Befehl zugesertigt, ihre Wache vor dem Thore nicht zu verlassen.

Sobald Stille herrschte, bestieg Artevelde das Belagerungswerkzeug; er hielt ein Pergament mit großen Siegeln in der Hand und gab dem Heere ein Zeichen, daß er reden wolle. Während Freude und Stolz aus seinen Blicken strahlten, wies er mit dem Finger auf das Pergament und sagte:

„O, Gefellen! Ehre sei dem tapferen Gent! Seht, was ich hier in der Hand halte, ist nicht allein der Friede; es ist die Anerkennung des unabhängigen Handels, der Sieg der Volksthefreiheit über Unterdrückung und schändliche List, die Niederlage des Fremdlinges, der ruhmvolle Triumph unserer Vaterstadt! — Hört, unter welchen Bedingungen der König von Frankreich uns Frieden anbietet! Jubelt in Eurem Herzen, denn unsere Feinde weichen vor Eurem Heldenmuth! Hört, es ist ein Friedensantrag, den Frankreich selbst Euch macht!

„Erstens, die Brämingen sollen Handel treiben dürfen mit Kaufleuten jeder Nation; die fremden Kaufleute dürfen in Brändern mit ihren Familien ungestört und frei wohnen.

„Zweitens, die Brämingen dürfen Handelsverträge abschließen mit England und allen anderen Völkern, wie es ihnen gut dünkt.

„Drittens, der König von Frankreich soll nie gestatten, daß sein Heer den fremden Boden betrete, noch sollen die Brämingen des Königs bewaffnete Feinde in großer Anzahl in ihrem Lande empfangen.

„Viertens, die Brämingen sollen nie gezwungen werden können, die Waffen zu ergreifen, als nur, um

ihr eigenes Grundgebiet zu vertheidigen und dessen Neutralität aufrecht zu erhalten.

„Fünftens, wenn der König von England diesen Frieden annimmt, soll er sich verbindlich machen, nie Krieg in Flandern zu führen und seine Länder dem blämischen Handel öffnen.

„Dies sind, Genossen! die Grundbedingungen von Frankreichs Vorschläge; der Graf von Flandern hat sie bereits angenommen und wird kommen und Hof halten in Gent, wenn wir ebenfalls damit übereinstimmen. Wer hat aber diese Bedingungen gemacht? Ist es Philipp von Valois, oder das freie Gent, das gesagt hat: So soll es sein, und anders nicht! Hier bleibt kein Zweifel über unsern Beschluß; wir können nicht verwerfen, was wir selbst aufgestellt haben. Wir werden also, Freunde! von unserem Feinde selbst anerkannt als ein unabhängiges Volk, das ohne irgend eine Vermittelung mit allen Nationen Bündnisse schließen darf. Wir behalten unsere Waffen, um unseren Boden zu beschützen, und auch die geringste Verletzung dieses Friedens, an wem es immer sein möge, zu rächen. Unser Fürst Ludwig zeigt sich bereit, die Liebe der freien Bläminger zu gewinnen, und wird binnen wenigen Tagen seinen Wohnsitz unter den Gentern nehmen. Gott sei innig dafür gedankt, daß er uns diesen schönen Sieg geschenkt hat! Wir haben unsere alte Freiheit wieder gewonnen; wir werden sie zu bewahren und zu vertheidigen wissen. Und naht jetzt, Genossen, die Arbeit, der Handel, der Reichtum, der Friede! Gent wird unter

den Städten strahlen, wie eine prächtige Sonne; und wenn man von Freiheit und von Volksmacht spricht, wird man ehrfurchtsvoll auf unsere Vaterstadt zeigen, als auf den Ort, wo blämischer Löwenmuth und ächte Volksmacht weilt Heil Gent! Freiheit und Nah- rung! Flandern den Löwen!"

Mit diesem Rufe endete Artevelde seine Rede. Ein verwirrtes Jauchzen, ein ungeheures Siegesgeschrei stieg aus dem Lager gen Himmel empor. Man sprang vor Freude; man umarmte sich einander; man vergoß Thränen der Rührung; denn jeder begriff die Bedeutung dieses Friedens, durch welchen Frankreich seine übermüthigen Forderungen fahren ließ, und der Graf von Flandern zu Allem, was die Genter gethan hatten, seine volle Zustimmung gab. Sie waren also mehr als je frei, und obendrein durch die Macht, Bündnisse zu schließen, ganz von Frankreichs nachtheiligem Einflusse erlöst.

Das Jubeln würde noch lange kein Ende gefunden haben, hätte der Trompeter nicht wieder geblasen, um die Aufmerksamkeit des Heeres zu wecken. Sobald die Stille wieder hergestellt war, erschien Augustyn auf dem Sturmbocke, und rief dem Lager zu:

„Von wegen der Obrigkeit der Stadt Gent! Gefellen, es muß heute ein fröhlicher Tag sein, um unseren Sieg und die Rückkehr unseres Grafen zu feiern. Die Hundertmänner sollen sogleich zu den Wagen gerufen werden, um Wein zu empfangen. Jeder Gefelle erhält eine doppelte Maasß nebst zwei Tagen Sold als Friedensgeschenk. Des Königs Vote begiebt sich nach der

Festung, um dort den Waffenstillstand auszurufen und das Thor öffnen zu lassen. Die unbewaffneten Bürger von Biercollet dürfen ungehindert nach unserem Lager kommen und dasselbe verlassen, dort kaufen und verkaufen. Wir inzwischen sehen keinen Fuß über die Brücke, und was auch geschehen möge, der Oberhauptmann befehlt, daß derjenige, welcher bei dem ersten Trompetenschlag sich nicht dort stellt, wohin er gerufen wird, aus dem Lager entfernt werden soll. Jeder kehre nun nach den Zelten seiner Gilde zurück, und trinke zur Folge des Wunsches der Obrigkeit von Gent, dem siegreichen Vaterlande zu Ehren!"

Mit noch gewaltigerem und lauterem Jubelgeschrei lief das Heer wie ein verwirrter Schwarm auseinander, und Jeder begab sich jauchzend nach dem Plaze, wo seine Gilde gelagert war.

VI.

Einige Tage nach dem Treffen von Bierliet begab sich der Oberschöffe, Maes van Baernewyck, nach Brügge, von wo er den Grafen in das Gentische Lager brachte. Unter dem Klang der Trompeten und dem Singen von Freudenliedern zogen die flämischen Schaaren, mit dem Grafen von Flandern an der Spitze, in Gent ein, dessen Bewohner ihren Fürsten voll Eifer und mit ungewöhnlicher Pracht empfingen. Vor dem Hochhause auf dem Freitagsmarkte schwur Ludwig von Neuem, die Freiheiten des Genter Volkes zu ehren, und die Gemeinde legte gleichfalls in seine Hände den Eid der Treue und des Gehorsams ab.

Der Graf, mit seinem Gefolge von Rittern und Rathsherren, schlug seinen Hof im Gravensteen auf.

Während der ersten Tage war die Freude der Genter über den glücklichen Ausgang ihrer Bestrebungen sehr groß. Sie hatten sich jetzt mit ihrem Fürsten versöhnt; Friede, Handel, Gewerbleiß und Gedeihen verbreiteten Leben und Wohlstand in ihrer Stadt; die Gemeinde hatte ihre frühere Macht wieder gewonnen; sie blieb gewaffnet gegen jeden Angriff, und die Zukunft versprach dem Vaterlande Ruhm und Größe.

Dem weisen Rathe, dem Heldenmuth Arctvelde's verdankte man dies Alles; auch kannte jetzt die Dankbarkeit der Genter für ihren Oberhauptmann keine Gränzen.

mehr; wo er sich nur zeigte, stieg ein lauter Jubel in die Höhe, und man verbeugte sich bei seinem Vorübergehen mit tiefgefühlter Ehrfurcht vor dem Manne, dessen Scharfsinn wie durch einen Zauberschlag Reichthum, Macht und Freiheit dort hervorgerufen hatte, wo einige Monate früher Hungernöth, Sklaverei und Verzweiflung herrschten.

Mittlerweile war jedoch der mißgünstige Geeraert Denys wachsam geblieben und hatte im Dunkeln gewirkt, um durch allerlei Mittel viele Personen gegen Artevelde aufzureizen, oder sie zur Widerspenstigkeit gegen ihn zu bestimmen. Haß und Neid schärften seinen Verstand und begabten ihn mit einer rastlosen Thätigkeit. Wo irgend ein Genter ein einziges Wort der Unzufriedenheit über den Gang der Sachen fallen ließ, da war augenblicklich Denys selbst oder einer seiner Helfershelfer bei der Hand, um mit höllischer List das Feuer anzuschüren, Leidenschaften zu erregen, ehrgeizige Hoffnungen zu nähren, und Artevelde durch schändliche Erfindungen alles dessen zu bezüchtigen, was als schlecht irgend Jemandes Mißvergnügen erregt hatte.

So bildete sich im tiefsten Dunkel heimlicher Bosheit eine Partei gegen den großen Bürger von Gent, eine Partei, zusammengesetzt aus Menschen, welche die widerstrebendsten Leidenschaften und die feindseligsten Gedanken befehlten, die aber in diesem Augenblicke übereinstimmten, einander den Judaskuß zu geben, um gemeinschaftlich Artevelde's Sturz herbeizuführen.

Diese Aider und Feinde des weisen Mannes be-

griffen wohl, daß ihre feigen Anschläge ihnen für's erste in Gent nicht glücken würden; eine einzige Hoffnung blieb ihnen übrig, die Ausführung seiner großen Pläne zu hindern und vielleicht noch alle Früchte seines Sieges zu vernichten; sie wußten nämlich, daß einige Städte von Westfländern auf den Grafen erbittert waren, sowohl wegen des Friedens selbst, als wegen der Aufrechterhaltung gewisser Vorrechte, die er aus den bösen Freigkeiten (twade vryheden) für sich behalten hatte. Dieses Mißvergnügen benutzend, sandten sie Leute aus, um das Volk der Städte von Westfländern zum Widerstande zu reizen, und verbreiteten dabei allerlei schädliche Gerüchte über die angebliche Falschheit und die meineidigen Absichten des Grafen. Zu gleicher Zeit versäumten sie nicht, durch heimliche Mittel den Fürsten glauben zu machen, Artevelde sei an Allem Schuld, so daß sie mit dieser doppelten Waffe sicher wähten ihr Ziel zu erreichen und dem Einflusse des weisen Mannes merklichen Abbruch zu thun.

Wirklich erfuhr man auch bald darauf, daß viele Städte Westfländens es verweigerten, sich mit dem Grafen zu versöhnen und den Frieden anzunehmen. In einigen Gemeinden war sogar die Widersetzlichkeit so hoch gestiegen, daß man einen verdetblichen Bürgerkrieg zu fürchten begann, um so mehr, als ein Theil von Westfländern drohte, sich auf Gent zu werfen.

Artevelde täuschte sich nicht über die echte Quelle, aus der dieses Uebel entsprang; er sah deutlich, daß die Feinde seiner Politik sich der Sendlinge des Königs von

Frankreich bedienten, welche seit dem Frieden in großer Zahl Flandern durchzogen, um Uneinigkeit zu säen und Zwistigkeiten anzuregen. Er hatte jedoch genug Vertrauen auf seine Macht, um nicht zu früh über diese geringen Untriebe Besorgniß zu hegen, und wartete, bis der Graf selbst die Hülfe der Genter Gemeinde forderte, damit alle Theile Flanderns der fürstlichen Oberherrschaft wieder unterworfen würden.

Als dies geschah, zog Artevelde mit einigen Schöffen und Dechanten der Stadt Gent durch ganz Flandern und erreichte durch seine unwiderstehliche Beredsamkeit, daß binnen Kurzem alle Gemeinen nicht allein den Frieden annahmen und dem Grafen Treue schwurten, sondern sich auch innig mit Gent verbündeten, um des Landes unabhängige Neutralität zu vertheidigen.

Der große Bürger mußte mit außerordentlichem Scharfsinne begabt sein; denn was er auch unternahm, nie vergaß er dabei, die anderen Vortheile im Auge zu behalten, die es seinem Vaterlande noch bringen könnte. Während er nun alle flämischen Städte bereiste, um dem Grafen den rechtmäßigen Besitz seiner gesetzlichen Oberherrschaft zu verschaffen, benutzte er die Gelegenheit, überall eine bewaffnete Bürgerwehr einzurichten und festzustellen, wie viele Mannen eine jede Gemeinde auf den ersten Ruf zum großen flämischen Heere senden solle, wenn die Vertheidigung des Landes die Bildung eines solchen Heeres nöthig mache. Die Heereemacht, die sich die Gemeinden verpflichteten im Fall der Noth zusammenzubringen, belief sich auf die ansehnliche Zahl

von sechzigtausend Kriegern. Zugleich veranlaßte Artevelde, daß die Stadt Gent von Neuem als Mittelpunkt der vaterländischen Bewegung und als Wahrenin des gemeinen Rechtes anerkannt wurde.

Kaum hatte der weise Mann diese wichtige Sendung ausgeführt, als ein Boie die Nachricht nach Gent brachte, daß König Eduard von England mit einer ansehnlichen Flotte vor Sluis erschienen sei, und sich anschide, an der flämischen Küste zu landen. Diese Nachricht brachte den Grafen in große Verlegenheit; zwar glaubte er nicht, daß Eduard mit Flandern Krieg führen wolle; denn man wußte wohl, daß die Engländer nur den Durchzug verlangten, um das französische Heer im wallonischen Flandern anzufallen; aber, ein Freund Frankreichs, und ein heftiger Feind der Engländer, zitterte er vor Wuth und Betrübniß bei dem Gedanken, daß Flandern, den Friedensbedingungen zuwider, dem Feinde gestatten würde, seinen Boden zu betreten, um Philipp von Valois dadurch zu schaden. Er hatte um so mehr Ursache, dies zu fürchten, als sich in Gent selbst eine starke englisch gesinnte Partei befand und über die Ankunft des Königs jubelte. Selbst im Rathe der Schöffen befanden sich Mitglieder, die den Wunsch äußerten, Eduard ungehindert durch Flandern ziehen zu lassen, und wie gewöhnlich, versäumten Artevelde's Feinde diese Gelegenheit nicht, ihm Verdruß zu bereiten. Sie wußten, wie viel ihm daran lag, daß Flandern eine unerschütterliche Neutralität behaupte, und bemühten sich daher, den Rath zu überreden, den Durchzug zu gestatten. Der Oberhaupt:

mann widerlegte jedoch ihre Gründe so siegreich, daß die Schöffen ihm den Befehl gaben, sich im Falle der Noth gewaltsam der Landung der Engländer zu widersetzen.

Noch an demselben Abende zog Artevelde aus Gent mit dem größten Theile der bewaffneten Junstigenossen. Früh am anderen Tage, vor Sonnenaufgang, stellte er sein Heer längs der Küste auf und ließ durch einen Gerold König Eduard daran erinnern, daß in Folge des von ihm selbst angenommenen Vertrages Flandern ein freier neutraler Boden bleiben müsse. Zugleich erklärte er ihm, daß die Genter Willens seien, selbst auf Kosten ihres Blutes dieser Neutralität Achtung zu verschaffen.

Der König kam darauf in einem Boote an das Land und gab sich Mühe, Artevelde auf andere Gedanken zu bringen. Er sah jedoch bald ein, daß dies eine Unmöglichkeit sei. Voll Bewunderung von Artevelde's Bestand und Weisheit kehrte er nach seiner Flotte zurück, ließ die Segel aufziehen und ging nach Antwerpen, den unbesiegbaren Boden Flanderns mit Ehrfurcht verlassend.

Das Glück, das die Unternehmungen des Oberhauptmanns beständig krönte, und die rasche Zunahme seines Ansehens in allen Städten Flanderns, wo man die Anhänger seiner Politik zu Tausenden zählte, vermehrten seinen unbegrenzten Einfluß auf die Genter Gemeinde. Zwar hatte er nicht das Recht, daselbst etwas ohne vorübergehenden Befehl des Rathes der Schöffen zu gebieten; auch überging er nie seine gesetzliche Obrigkeit; aber die meisten erkannten so sehr die Macht seines Geistes und die Tiefe seiner weisen Vorsicht an, daß

ein Rath, ein Wort von ihm selten anders betrachtet wurde, denn als ein Urtheil, worauf wenig oder gar nichts zu antworten war. Diese Unterordnung unter den großen Bürger entsproß jedoch nicht aus dem Mangel an Verwandtheit derjenigen, welche als Gesetzgeber über die Angelegenheiten der Gemeinde zu entscheiden hatten; im Gegentheil, noch nie hatte Gent eine Schöffenversammlung gesehen, in welcher so viele ausgezeichnete Männer und erfahrene Politiker saßen. Dies erkannten auch die Fürsten, welche mit der Stadt Gent wie mit einem mächtigen Reiche über die wichtigsten Interessen zu verhandeln hatten, bei jeder Gelegenheit an.

Der große Einfluß Artevelde's und ganz besonders die vollständige Unabhängigkeit der Genter Gemeinde schienen dem Grafen auf das Höchste zu mißfallen, nicht deswegen, daß er persönlich nach Oberherrschaft gestrebt hätte, sondern weil der König von Frankreich, als dessen Lehensmann und Unterthan er sich betrachtete, ihm täglich Ritter zusandte, um ihn zu allerlei zu veranlassen, dem sich Gent stets auf das Entschiedenste widersetzte. Der Graf, in ritterlichen Ansichten aufgewachsen, konnte es nicht ertragen, daß sein Ansehen in Flandern so beschränkt ward. Mehr als einmal hatte Philipp von Valois ihm gerathen und ihn gebeten, die Gemeinde durch List für seine Pläne zu gewinnen, das heißt mit anderen Worten, sie zu betrügen; aber der Graf war im Grunde seines Herzens ein rechtlicher Mann und konnte sich damals nicht dazu entschließen, obwohl ihn der Hochmuth der Bürger von Gent auf das Tiefste kränkte und verletzete.

Seine französischen Höslinge gaben sich dagegen alle Mühe, ihn für den König zu gewinnen, und da sie, die Einrichtungen des Landes nicht kennend, Artervelde alle Schuld beimaßen, so strengten sie alle ihre Kräfte an, ihn bei der Obrigkeit und dem Volke verdächtig zu machen, um seinen Einfluß zu vernichten oder zu vermindern.

Dies gab plötzlich seinen Feinden neuen Muth, und Lästerung und Ehrenschandung, unter der Leitung heimlicher Aufseher, begannen jetzt das Haupt zu erheben. Die widersprechendsten Gerüchte wurden nun täglich gegen ihn in Umlauf gebracht. Bald hatte er heimlich mit dem Könige von Frankreich unterhandelt; dann wieder sich von dem Könige von England bestechen lassen; endlich sollte er die Absicht haben, den rechtmäßigen Fürsten vom Throne zu stoßen, um den letzteren selbst zu bestreiten; sein häusliches Leben ward auf das Schändlichste dargestellt, seine Verwandten und Freunde um seinetwillen eben so abscheulich verleumdete, und man ging sogar so weit, daß man ihn der verächtlichsten Laster, ja selbst der lächerlichsten Fehler bezüchtigte.

So begannen zu den Füßen des großen Mannes der feigste Neid und die gemeinste Mißgunst den Boden aufzuwühlen. Ohne indessen die Angriffe der Eifersucht und der Erbärmlichkeit nur eines Blickes zu würdigen, ließ er seine Neider im Schmutze ihrer Ohnmacht fortwühlen und bekümmerte sich nur um die Mittel, Flandernd Gedeihen und Größe zu befördern.

Mittlerweile war König Eduard nach Deutschland gerückt, wo er eine große Anzahl von Bundesgenossen

gegen Frankreich gewonnen hatte und selbst von dem Kaiser mit dem Titel: „Vicarius des deutschen Reiches“ geismückt worden war. Dieses Ehrenamt stellte einen Theil von Flandern, welchen man das kaiserliche Flandern nannte, unter seinen Befehl, und gab ihm zugleich einen großen und geseglichen Einfluß auf die anderen Provinzen der Niederlande. Da er nun auf diese Weise seine Macht vergrößert sah, so rüstete er sich öffentlich, um einen entscheidenden Krieg mit Frankreich zu beginnen, bis nach Paris vorzubringen und Philipp von Valois der Krone zu berauben.

Der französische König begann jetzt ernstlich Furcht zu hegen und unterließ seinerseits nichts, um Bundesgenossen zu gewinnen. Es schmerzte ihn sehr, sich der Hülfe Flanderns beraubt zu sehen; denn dieses Land war damals mächtig genug, um allein die Waagschale zum Vortheil des einen der beiden Könige sinken zu machen. Deshalb hielt sich Philipp von Valois, der im Grunde seines Herzens wohl fühlte, welches geringe Recht Frankreich auf Flanderns Freundschaft habe, nicht für sicher, daß die Bläminger ihren thatsächlichen Beistand Eduard verweigern würden.

Er sparte demgemäß keine Bemühungen irgend einer Art, um zu seinem Vortheile in Flandern eine Aenderung der öffentlichen Meinung hervorzubringen, und weder Geld noch List, um seinen Zweck zu erreichen. Die vlämischen Städte wimmelten von französischen Sendlingen, welche manchen Bürger durch Geschenke und Versprechungen wankend machten.

So wuchs die Partei der Flanderns und der französischen Gesinnungen in kurzer Zeit merklich unter der geheimen Leitung des Ser van Steenbeker, und zu ihr gesellten sich natürlich die Reider Artevelde's, Denny an der Spitze, obwohl diese beiden Parteien im Grunde einander tödtlich haßten.

Während der König von Frankreich über die Berichte aus Flandern sich freute und, obwohl mit Unrecht, zu hoffen begann, daß die Gemeinen sich bald für ihn und gegen Eduard erklären würden, entwarf Artevelde mit tiefer Berechnung einen Plan, welcher Frankreich viel zu schaffen machen mußte.

In dem Augenblicke nämlich, wo Philipp von Valois sich eines baldigen Sieges sicher glaubte, schlug Artevelde plötzlich im Rathe der Schöffen vor, daß die Gemeinen von Flandern eine Gesandtschaft zu dem Könige von Frankreich schicken sollten, um die Städte Anssel, Douai und Orchies zurückzufordern; er bewies unwiderleglich, daß Wälsch-Flandern durch Betrug und unrechtmäßige Gewalt von dem Grundgebiete des Vaterlandes losgerissen worden und daß Frankreich nur durch Verrath und Verrath so lange im Besitze dieses ansehnlichen flämischen Gebietes geblieben. Zugleich wies er nach, welche schändliche Freigebigkeit es sei, so viele Brüder, durch Muttersprache und gleiche Abstammung, unter der Herrschaft des Fremdlinges zu lassen, da man jetzt die Macht besitze, das verletzte Recht geltend zu machen und alle Fläminger von ausländischer Herrschaft zu befreien. Was auch einige Mitglieder des Rathes der Schöffen

dagegen vorzubringen versuchten, Arrievelde's Vorschlag ward mit Eifer angenommen, und wenige Tage nachher erklärten die bedeutendsten Städte Flanderns, daß sie bereit seien, durch Gesandte und im Fall der Noth durch Waffenmacht Gent's patriotisches Verlangen zu unterstützen.

Dieser Beschluß, durch ein Heer von sechzigtausend Mann befestigt, wirkte wie ein jermalmender Donnerschlag sowohl auf den Grafen, wie auf den König von Frankreich. Wälsch-Flandern abtreten? Die Frucht hundertjähriger List und politischer Berechnung verlieren? Das drohende Flandern noch mächtiger machen? — Dazu konnte Philipp von Valois sich nicht entschließen.

Was den Grafen betrifft, so war dieser im vollen Sinne des Wortes ein Franzose. Er betrachtete sich selbst auch nicht anders. Flandern war für ihn nur ein Lehen, das ihm nicht mehr am Herzen lag als die Grafschaften Rethel und Nevers, die er gleichfalls in Frankreich besaß. Kein Wunder also, daß er das Gedeihen und die Macht Flanderns als ein beklagenswerthes Uebel betrachtete, sobald dadurch der Größe seines vermeintlichen Vaterlandes Frankreich Abbruch geschehen konnte.

Die Gesandtschaft der vlämischen Städte begab sich nach Paris, um dort in kräftiger Sprache die Zurückforderung von Wälsch-Flandern geltend zu machen. Der französische Hof durfte es nicht wagen, die Gesandten abzuweisen. Er zog daher vorzüglich die Verhandlungen eine Zeit lang in die Länge, ohne dieselben zur Entscheidung zu bringen. Dies konnte jedoch nicht lange

währen; die Abgeordneten wurden ungeduldig und begannen bereits von Waffen und von Krieg zu reden und eine drohende Haltung anzunehmen. Der König wußte nicht mehr, durch welches Mittel er diesem nachtheiligen Verlangen entgegen solle; denn weigerte er sich, es zu erfüllen, so stellte er sich ein Heer von sechszigtausend Flämingern feindlich gegenüber, gerade in demselben Augenblicke, wo er alle seine verfügbare Macht gebrauchte, um den Engländern und ihren Bundesgenossen Widerstand zu leisten.

Endlich beschloß man, zu einer Mißthat seine Zuflucht zu nehmen. Flanderns Macht beruhte auf Artevelde's Weisheit und auf der Liebe und Eintracht, mit welcher die große Mehrzahl des Volkes seinem Rathe folgte. Konnte man nun diese Stütze der flämischen Volksgröße umreißen, so würde auch wohl der Tempel selbst in Trümmer stürzen, man hoffte es wenigstens. Ein schändlicher Anschlag wurde entworfen; der französische König rief den Mordmord zu Hülfe; der Dolsch bezahlter Mordmörder sollte das edle Blut Artevelde's vergießen.

Wirklich ward er in kurzer Zeit mehrere Male von unbekannten Menschen mit dem Mordstahle bedroht, und sein Leben war mehr als einmal in Gefahr. Die Gemeinde von Gent vergrößerte seine Leibwache, und auf den Wunsch seiner Freunde zeigte er sich nur mit großen Vorsichtsmaßregeln öffentlich. Diese Anschläge auf Artevelde's Leben erbitterten übrigens das Volk in Gent dermaßen, daß stets einige hundert bewaffnete Junstage

nossen vor seiner Thür standen, um ihn überallhin zu begleiten. Weder Rathschläge noch Bitten konnten diese Leute davon abbringen; sie hatten geschworen, den Oberhauptmann zu bewachen, und würden Jeden, der ihm etwas Böses hätte zufügen wollen, augenblicklich vernichtet haben.

Obwohl Ludwig von Nevers nur als ein unterthäniger Diener Frankreichs betrachtet werden kann, so läßt sich doch nicht annehmen, daß er an den Mordplänen irgend Antheil gehabt habe. Wahrscheinlich war dies nur das Werk seiner französischen Höflinge, oder der Sendlinge Philipp's, oder auch derer, die Artevelde's Größe beneideten, vielleicht auch aller dieser Feinde zusammen. Nichts destoweniger wuchs im Herzen der Bürger ein tiefes Mißtrauen gegen den Grafen, welchem man, wegen seiner bekannten Anhänglichkeit an Frankreich und an die Politik dieses Reiches, die Verantwortlichkeit dieser Anschläge zum größten Theile zuschob.

Wie dem auch sei, die Haltung der Gent'ser Bürgerschaft und die Maßregeln, welche Artevelde selbst traf, ließen Frankreich nicht die mindeste Hoffnung, sich auf eine so schändliche Weise von dem Oberhauptmanne befreien zu können.

Auf Philipp's von Valois Verlangen, der nicht mehr wußte, wie er der Forderung der Gemeinen ausweichen sollte, beschloß Graf Ludwig, seine Zuflucht zu sanfteren Mitteln zu nehmen. Um dies auszuführen, ließ er an einem bestimmten Tage den Oberhauptmann von Gent heimlich ersuchen, zu ihm nach dem Gravensteen zu kommen.

Artevelde zeigte sich bereit, den Wunsch seines Fürsten zu erfüllen; aber er setzte die Schöffen der Stadt davon in Kenntniß, damit man diesem Besuche keine andere als die wahre Ursache zuschreibe. Auf diese Weise wurde die Einladung des Grafen auch dem Gentischen Volke bekannt, und alle Gemüther entsetzten sich, aus Furcht, daß ein Anschlag gegen Artevelde dahinter verborgen sei.

Der Gravensteen lag über der Reije, in einem Theile der Stadt, welchen man die Alte-Burg nannte und welcher als fürstliches Lehensgut unmittelbar von der gräßlichen Gerichtbarkeit abhing, ohne der Schöffenbank von Gent unterworfen zu sein. Dieser Steen war eine bedeutende Feste, welche Pauderwyn mit dem eisernen Arme im Jahre 868 erbaut hatte, als einen Schutzort gegen die Einfälle der Normannen. Er hatte eine runde Gestalt und war von außerordentlich hohen Mauern umgeben, die zwischen den vorspringenden Thürmen überall von Schießlöchern durchbohrt waren. Die Lieve bespülte ihm auf der einen Seite und umgab ihn auf der anderen mit ihrem abgeleiteten Wasser, so daß man nur über die steinerne Brücke und durch ein einziges enges Thor in die Feste gelangen konnte.

Der finstere und trübe Ton, mit welchem die Zeit diesen Aufenthaltsort der Lehensherren überzogen hatte, sowie die Rauheit und Schwere seines Baustyls machten einen eigenthümlichen Eindruck auf den Beschauer, welcher, aus dem lebendigen Gent heraustretend, einen

schüchternen Blick auf dieses ansehnliche steinerne Gebäude warf; ein Gefühl der Kälte und Angst beklemmte sein Herz, und es war ihm, als habe ihn ein Zauber zurückversetzt in die Zeiten der Knechtschaft und Unterdrückung des Volkes, deren Erinnerung in den gewerbsfleißigen flämischen Gemeinen schon seit Jahrhunderten erloschen war.

Die niedrigen und elenden Häuser rings um das gräßliche Schloß, die Armuth und der Schutz der dort wohnenden Unterthänigen, die tödtliche Stille, die hier herrschte, vermehrten noch den peinlichen Eindruck, und wenn man sich endlich von diesem letzten Aufenthalte der lebherrlichen Macht entfernte, fühlte man die Brust so beengt, als hätte man Stickluft eingeathmet.

Oben auf der Festungsmauer wandelten die Schildwachen wie stumme Schatten hin und wieder. Selbst am hellen Tage störte hier nichts die Stille, welche den gefürchteten Lehnsherrn umgab; nur dann und wann ward dieselbe unterbrochen durch das eintönige und wiederhallende Gebell der Jagdhunde innerhalb des Steens.

An dem Tage, an welchem Artervelde dort erscheinen sollte, boten die Straßen rings um die gräßliche Wohnung einen ganz anderen Anblick dar. Eine Menge Genter Bürger und Zunftgenossen standen dort in Haufen versammelt, sich laut mit einander unterhaltend. Andere, welche bewaffnet waren, wandelten in kleinen Gruppen die Straßen ein und aus; denn da sie sich nicht auf dem Grundgebiete der Stadt befanden, so war es ihnen nicht erlaubt, hier mit Waffen zu verweilen. Um jedoch ihre

Abſicht ausführen zu können, thaten ſie, als zögen ſie nur vorbei, entfernten ſich indeſſen nicht weit von dem Veerleplaß, auf den das Thor des Steens hinausging. Innerhalb der Feſtung mußte man nicht ohne Argwohn ſein; denn man hatte das Fallgatter vor dem Thore niedergelaſſen und die Waſchen auf den Mauern verdoppelt.

In dem Winkel des Plages, gegen Wenemaers neue Kirche zu, ſtritt man ſich beſonders lebhaft über die Urſache, welche die Genter Bürger nach dieſer Seite der Stadt gelockt hatte.

„Ja!“ rief ein Fleiſchergeselle, „Ihr mögt ſagen, was Ihr wollt, aber laß ſie nur Wther Jakob ein einziges Haar auf ſeinem Haupte krümmen, und Ihr findet morgen in der Alten-Burg nicht zwei Steine mehr auf einander.“

„Wir wollen die franzüſiſchen Herren lehren in der Liebe ſchwimmen!“ murrte ein Anderer.

„Aber,“ antwortete mit erheuchelter Kälte der Oberdechant Dennyß, der ſich bei dem Hauſen befand, „ich möchte doch wiſſen, Gefellen, wer Euch das nur wieder in den Kopf geſetzt hat! Unſer gnädiger Fürſt hat Wther Artevelde zu ſich entboten; das iſt ja ein Verweis der Verehrung und der Neigung, und Ihr ſieht hier und droht und flucht, als ob unſer Graf der Mann wäre, einen ſeiner Untertanen betrügeriſch in eine Falle zu locken und ihn dann vor ſeinen Augen ermorden zu laſſen! Wer von Euch wagt zu ſagen, daß er das in der That denkt?“

Niemand antwortete auf dieſe Frage, wie ſich das

Denns wohl denken konnte, anders, als mit größtem oder geringeren Zeichen der Ungeduld; zum Theil aus Ehrfurcht, welche man seinem hohen Amte schuldig zu sein glaubte, theils weil keiner der Zuhörer solche ausdrückliche Beschuldigung gegen den Grafen vorbringen wollte.

Ein einzelner Geselle nur schien erzürnt und murmelte mit dumpfer Stimme seinem Nachbar zu:

„Nun, bei Sanct Kieven! Seit wann ist denn der Oberdechant ein Freund des Grafen oder ein Veliard geworden? Da steht etwas dahinter, das wahrlich nicht sauber ist!“

„Es wäre besser,“ hub Denns wieder an, „Ihr ginget Alle zusammen nach Hause; denn durch dieses unruhige Gewühl thut Ihr unserm Oberhauptmanne großen Schaden. Wißt Ihr, was man dort, bei Sanct Beerte, sagt? Man beschuldigt Nher Artevelde, daß er selbst durch seine Anhänger die Nachricht von der gräßlichen Einladung und die Furcht vor Verrath unter der Gemeine hat austreuen lassen. Ich glaube es nicht; allein man setzt hinzu, daß er schon lange den Fürsten bei den Gentern verhasst zu machen sucht, damit der Graf fortziehen solle und er allein den Herrn über uns spielen könne.“

In diesem Augenblicke gefellte sich ein junger Vlaender zu dem Haufen und hörte die letzten Worte des Oberdechanten. Man sah deutlich auf seinem Gesichte, daß ein tiefer Unwille sich seiner bemächtigte; doch unterdrückte er denselben und schien nur aus bloßer Neugier zuhören zu wollen.

„Deshalb, Gefellen!“ fuhr Dennyß fort, „werdet Ihr mit allen diesen Verräthen eurer Neigung unsern Oberhauptmann so verwöhnen, daß er das Volk am Ende höchst geringschätzt. Man sagt schon, daß er die Bürgerschaft verläßt und seine Tochter einem französischen Ritter zur Gattin angeboten habe. Es ist wahrscheinlich nur ein Gerücht; aber achtet doch darauf, daß Myer Jakob Könige und Grafen als seines Gleichen behandelt und sich nichts Geringeres wähnt, als ob er eine Krone auf seinem Haupte trüge. Das ist auch für Myer Artevelde selbst gefährlich, und sollen wir einmal gelehrt oder unterdrückt werden, so ist es doch besser, daß dies durch unsern geseglichten Fürsten geschieht, als durch Jemanden, den wir zu dem gemacht haben, was er ist, bloß um uns einen hochmüthigen Tyrannen auf den Nacken zu setzen.“

„Das ist wahr,“ fiel ihm ein Weber in die Rede; „zum Beispiel, wer giebt dem Oberhauptmanne von Gent das Recht, ganz Flandern Befehle zu ertheilen, als wäre er der Graf selbst, und die Gemeinen zu bewaffnen? Wer giebt ihm das Recht, geheime Beziehungen mit dem Herzoge von Brabant und dem Grafen von Hennegau zu unterhalten, ohne die Obrigkeit von Gent darum zu befragen? Wer gab ihm endlich das Recht, den guten König von England zu Sluis so barsch zu behandeln und ihn durch seinen Troß vielleicht für immer zum Feinde Flanderns zu machen?“

Als er diese Worte hörte, erblaßte der junge Blausärber, und ein flammender Blick schoß aus seinen Augen; dennoch aber beugte er das Haupt und sagte nichts.

„Und jetzt,“ sprach Denys weiter, „was geht nun jetzt wieder vor? Ihr steht hier vor dem Gravensteen, dem Fürsten mit einem Aufmarsch oder einer Belagerung zu drohen? Das muß ihn stark gegen uns erbittern; so lautetete doch der Friede nicht. Daraus kann eine große Uneinigkeit zwischen dem Fürsten und der Gemeinde von Gent sich entwickeln. Sieht es nicht aus, als hätte man Recht, zu sagen, Mher Artevelde habe diesen Zwist allein angefaßt, in der Absicht, den Grafen aus dem Wege zu schaffen und ihn zu zwingen, wieder nach Frankreich zu fliehen? Und wenn Ihr so Mher Artevelde Veranlassung gebt, zu wähnen, daß er mehr sei, als der Graf, wer könnte sich dann wundern, wenn er einmal Lust bekäme, selbst Graf von Flandern zu werden?“

Der Weber, der mit dem Oberdechanten gekommen war, steckte nun seinen Kopf mitten in den Kreis, als wolle er Jeden zur Verschwiegenheit ermahnen.

„Wißt Ihr, was ich habe erzählen hören von Jemanden, der behauptet, dabei gewesen zu sein?“ flüsterte er. „Es scheint, daß Mher Jakob zwischen vier Mauern ein sehr fröhlicher Mann ist und mehr Wein trinkt, als er vertragen kann. So soll er auch kürzlich bei einem Bürger es so weit getrieben haben, daß er sich um den Verstand getrunken, und dabei soll auch ausdrücklich von ihm erklärt worden sein, er wolle Graf von Flandern werden und uns Alle . . .“

Zitternd, wie ein Schilfrohr, und weiß, wie Leinwand vor Farn, sprang nun der Blausärber herbei und rief dem Weber zu:

„Nacht, daß Ihr fortkommt, oder ich zertrete Euch unter meinen Füßen, Ihr niederträchtiger Verleumder!“

Seine brennenden Blicke auch auf die Uebrigen werfend, fuhr er außer sich vor Wuth fort:

„Wißt Ihr, was Ihr alle zusammen seid, die Ihr so schändlich den Oberhauptmann begeistert? Zeige Hunde, welche die Sonne anbellten, weil ihr Licht sie blendet! Ohnmächtiges Ungeziefer, das sich an den Leib eines Riesen hängt, in der Hoffnung, ihn durch tausend giftige Bisse zu tödten! Ihr habt also schon ganz vergessen, wer Flandern vor Hungersnoth und Unterdrückung rettete, wer das Gold durch die Straßen von Gent strömen ließ, wer unserem erniedrigten Vaterlande Freiheit und Ansehen gab? Der Held, der Befreier ist ein Herrschsüchtiger, ein Tyrann, ein Trunkenbold, nicht wahr? Weil seine Größe Euch erdrückt, beschmutzt Ihr seinen Namen; weil Ihr weder sein Haupt noch sein Herz erreichen könnt, nagt Ihr, wie neidisches Gewürm, an seinen Füßen. Undankbare Ratterbrut, die Ihr seid! — Mögen auch Dechanten dabei stehen, es ist Pöbel Co-myne, der das sagt.“

Der Oberdechant ward ganz verlegen über diesen Ausfall, und wußte nicht, was er darauf antworten sollte, da er es nicht für rathlich hielt, seine scheinheiligen Lasterungen öffentlich zu bekennen. Er murmelte einige Worte, aus denen man nur entnehmen konnte, daß er sich mit einem solchen verrückten Menschen nicht in einen Streit einlassen wolle, wandte sich um und verließ den Platz längs der Hoofbrücke.

Lieven Gompne, noch bebend vor Wuth, sah dem Oberbedienten nach, bis dieser verschwunden war. Dann sich wieder zu dem erschrocknen Weber wendend, rief er aus:

„Jetzt kommen wir Beide dran! Wißt Ihr, was man mit einer Schlange thut, welche Gift auf ihre Wohlthäter speit? Man dreht ihr den Hals um und tritt sie!“

Bei diesen Worten sagte er in der That den Weber mit beiden Händen am Halse, wie mit einer Kneipzange, warf ihn halb erwürgt zu Boden und gab ihm noch einen Tritt in die Seite. Er ließ ihn jedoch wieder aufstehen und verspottete lachend die Reden, welche dieser zu seiner Vertheidigung vorbrachte.

„Geht!“ sprach Lieven Gompne verächtlich, „Eure Freiheit bezeugt, daß Ihr ein Glenker seid.“

„Wollen wir den Schelm in der Liebe ertränken?“ fragten die Umstehenden, die der That des Blausärbers Beifall zujauchzten.

Sie hatten den Weber bereits angepackt und zogen ihn mit Gewalt nach dem Rande der Liebe fort, um ihn ohne Gnade hineinzuwersfen; aber jetzt stieg von der Grafsenbrücke aus der Ruf: „Heil! Heil dem Oberhauptmann!“ in die Luft, und jeder begab sich nach jener Seite des Platzes, ohne sich um den Weber weiter zu kümmern.

Jakob von Artevelde kam allein durch das Volk hergeschritten.

Seine Wache, von acht und zwanzig Mann, hatte

er auf dem Fischmarke zurückgelassen, um sich seinem Fürsten nur zu nähern, wie es sich für einen Unterthan geziemte. Groß war jedoch seine Verwunderung, ja selbst seine Betrübnis, als er auf dem Beerleplage all dieses jauchzende Volk auf ihn zuströmen sah, und aus den Worten und Ausrufungen der Menge merkte, daß sie sich dort versammelt habe, weil sie der Rechtlichkeit des Grafen mißtraue. Er blieb einen Augenblick stehen und sagte zu dem Volke, welches ehrfurchtsvoll und still zuhörte, sobald es merkte, daß er reden wolle:

„Lieben Freunde! Was giebt es denn, das Euch wie-der so aufregt? Warum versammelt Ihr Euch so unehrerbietig vor dem Grafenhofe? Das ist nicht recht gehandelt von Euch!“

Ein Schmied, der mit nackten Armen und den Hammer in der Faust vor ihm stand, antwortete darauf mit rauhen Worten:

„Recht gehandelt oder nicht! Wenn unser Oberhauptmann nicht binnen zwei Stunden aus der Höhle der Liliaerds und Franzosen zurück ist, so machen wir das steinerne Nest dem Erdboden gleich, mit Allem, was darin sein mag! Es währt schon lange genug, Aher Jakob, und wenn sie Euch auch einmal wirklich an den Leib könnten, wie sie es möchten, sie sollen es doch nicht sein, die dem Könige von Frankreich die frohe Bähr von Jakob's Tode bringen.“

„Ihr beleidigt unseren edlen Fürsten mit Unrecht durch dieses Mißtrauen, Gefellen!“ antwortete Arterveldt. „Dürfen wir unseren Grafen verantwortlich ma-

hen für die Missethaten von Fremdlingen, die aus anderen Landen hieher gesandt sind? Nein, das wäre ein großes Unrecht von unserer Seite. Wir sind unserem rechtmäßigen Fürsten mehr Ehrfurcht schuldig. Ihr seid Alle meine guten Freunde, nicht wahr? Nun denn, so hört auf meine Stimme! Verlaßt diesen Platz und geht mit vollem Vertrauen nach Hause; Eure Furcht ist ungegründet; geht, ich werde Euch dankbar sein für diesen Beweis Eurer Reigung!"

„Oberhauptmann! werdet Ihr über den Freitagsmarkt gehen, wenn Ihr nach Hause kehrt?“ fragte der Schmied. „Versprecht Ihr uns das, so wollen wir fortgehen.“

„Das will ich thun,“ antwortete Artevelde.

„Gut!“ sagte der Schmied, „wir werden dort bis zum Abend warten. — Nach dem Freitagsmarkt! nach dem Freitagsmarkt!“

Dieser Ruf, welchen die Umstehenden wiederholten, lief wie ein Signal über den ganzen Platz, während die Menge über die Grafenbrücke und längs dem Kraenlei nach dem Freitagsmarkte sich begab. Einige Augenblicke nachher befand sich in der Nähe der gräflichen Residenz Niemand mehr, als einige friedliche Bürger, die aus Neugier stehen geblieben waren.

Der Wächter über dem Thore des Gravensteens hatte schon das Zeichen gegeben; das Fallgatter ward aufgezogen, und Artevelde von zwei Dienern empfangen

und nach einem Saale geführt, in welchem sich der Graf nebst verschiedenen anderen Personen befand.

Ludwig von Nevers war ein Mann von mittlerem Alter, wohlgebaut und von angenehmen Gesichtszügen; etwas Feines und Edles lag in seinen Geberden und seiner Sprache. Man konnte sehen, daß fürstliches Geblüt und fürstliche Erziehung ihm Leib und Geist geschmückt hatten mit ritterlicher Bildung und würdevoller Haltung. Seine verwischten Gesichtszüge jedoch, der träge Aufschlag seiner Augen und die Magerkeit seiner Glieder ließen vermuthen, daß es ihm, wenn er auch alle anderen Gaben besaß, doch wahrscheinlich an männlichem Willen und Kraft des Gemüthes fehle.

Bei Artevelde's Eintritt warfen die Höslinge und Rathsherren, sämmtlich Fremdlinge, höhnische und forschende Blicke auf den berühmten Bürger von Gent; aber der Graf stand von seinem Sessel auf und ersuchte Alle, den Saal zu verlassen. Sobald sie in Folge dieses Befehles durch die Seitenthüren verschwunden waren, ging der Fürst auf Artevelde zu, faßte ihn freundlich bei der Hand, führte ihn zu den Sesseln, und sagte ihm auf Französisch, daß, wie er wußte, der Genter Bürger vortrefflich sprach:

„Willkommen, Oberhauptmann meiner guten Stadt Gent! Es ist schon lange, daß ich über verschiedene Dinge mit Euch Rath pflegen wollte; denn man erzählt sich Wunder von Eurer großen Weisheit; einige Hindernisse haben mich aber bisher davon zurückgehalten. Jetzt ist es mir indessen vergönnt, mit Euch allein zu sein; Ihr

seht es, mein Vertrauen ist groß; ich hoffe, daß Ihr eben so redlich sein werdet; setzt Euch in diesen Sessel; ich will als Freund mit Euch reden.“

Arcevelde leistete der Einladung des Grafen einige Zeit lang Widerstand; endlich setzte er sich vor dem Fürsten nieder und sagte:

„Mein gnädiger Herr will es so; wohlan denn! redlich werde ich sein, und möge mein Wunsch sich erfüllen, daß diese feierliche Zusammenkunft den Ruhm meines Fürsten und die ewige Größe meines Vaterlandes zur Folge habe!“

„Ich hoffe es gleichfalls,“ entgegnete Ludwig. „Hört nun, was ich Euch sage, Oberhauptmann; der Ruhm Eurer Weisheit ist in ferne Lande gedrungen; der König von Frankreich hat selbst mehr als ein Mal in meiner Gegenwart gesagt, daß er die größten Opfer bringen würde, um einen solchen Mann in seinem Rathe zu haben, obwohl Ihr ein Bürgerlicher seid, wenn ich mich nicht irre.“

Auf dem Antlitz des weisen Mannes zeigte sich ein schwer zu deutendes Lächeln.

„Ich habe weiter keine Absichten dabei, wenn ich Euch dies sage,“ fuhr der Graf fort; „ich wollte Euch nur beweisen, daß der mächtigste Fürst Europa's selbst Eure Verdienste zu schätzen weiß. Was mich betrifft, so bedaure ich, daß ein Mann, wie Ihr, vom Schicksale an die Spitze einer unruhigen und aufrührerischen Menge gestellt wurde, und sich gezwungen sieht, seine Fähigkeiten gegen die gesetzliche Obrigkeit seiner Fürsten an-

zuwenden bis dasselbe veränderliche Vell ihn in den Roth zieht und wie tolle Hunde zerreißt; denn ist dies nicht stets das Loos der Abgötter der thörichten Menge? Jetzt haltet Ihr Euch schon für sehr geehrt mit dem Amte des Oberhauptmanns einer Stadt, die Euch den lächerlichen Gehalt von drei Stüber Groten wöchentlich giebt; würdet Ihr Eurem Vaterlande, Eurem Fürsten und Euch selbst nicht weit größeren Vortheil bringen, wenn Ihr ein Amt bekleidetet, das Eurer würdig ist, zum Beispiel das eines Marschalls von Flandern?“

Der Graf betrachtete den weisen Mann, als wollte er eine Antwort aus ihm herauslocken: — ein Ausdruck der tiefsten Betrübniß hatte sich auf Artevelde's Gesicht gelagert, und er blickte, wie niedergeschmettert, auf den Boden.

„Meint Ihr nicht, Mher von Artevelde,“ fragte der Graf, „daß Flandern Eure Ernennung zum Marschall mit Freude vernehmen würde? Woher kommt es, daß dieser Gedanke Euch zu verdrießen und zu schmerzen scheint?“

„Um Gottes Willen, redet nicht mehr davon, Herr Graf; Ihr verwundet mich bis in das tiefste Herz!“

„Warum?“

„O, möge Gott den strafen, der dem Grafen von Flandern solche Worte in den Mund gelegt hat! Ich bin Bläminger und Bürger von Gent; um alles Gold Frankreichs und die französische Krone selbst würde ich das nicht vergessen.“

Es ist möglich, daß Ludwig es wirklich rechtlich meinte, da des Oberhauptmanns feurige Worte ihn mehr verwunderten, als erzürnten; deshalb erwiderte er mit großer Ruhe:

„Ihr versteht mich nicht, Mher von Artevelde; oder zweifelt Ihr vielleicht an meiner Aufrichtigkeit?“

„Keinesweges,“ antwortete Jakob gefasster; „ich begreife, daß mein gnädigster Herr, als Ritter und nach den Ansichten, die man in Frankreich darüber hegt, es für einen Bürgerlichen als ein großes Glück betrachten muß, wenn dieser seinen niedrigen Stand verlassen und im öffentlichen Leben höher steigen kann; aber man hat Euch getäuscht, Herr Graf; in Flandern ist das nicht der Fall; man braucht hier weder Ritter noch Lehnsherr zu sein, um seinem Vaterlande mit Ehren dienen zu können und von der Gemeine geliebt und geachtet zu werden, im Verhältniß zu dem Guten, das man für des Landes Ruhm oder Wohlfahrt stiftet. — Ich bin bereit, zu Euren Diensten zu thun, was sich mit Flanderns Wohl, und also mit meinem Gewissen verträgt; weder Versprechungen noch Ehrenämter können mich aber auch nur einen Schritt von der Bahn verlocken, die ich zu wandeln habe. Also, wenn Eure Versuche kein anderes Ziel haben, als mich zu etwas Anderem zu machen als einem Bürger von Gent und einem Vertheidiger der Freiheit der Gemeinen, o dann gebt Euch keine Mühe, gnädiger Herr! sie ist unnütz.“

„Ich weiß nicht, zu welcher Art von Volk Ihr Leute gehört,“ versetzte der Graf ungeduldig. „Man will

Euch Gutes thun, Euch mit Ehre und Reichthum überladen, und Ihr erzürnt Euch darüber. Versucht man mich denn zu täuschen, um in mir den Wunsch zu erwecken, Eure hohen Verdienste zu erkennen und zu belohnen?“

„Mit Eurer Erlaubniß, Herr Graf!“ sagte Artevelde; „ich werde nie etwas Anderes sein, als ein treuer Diener der Stadt Gent und des Landes Flandern; aber könnte ich Euch den Beweis liefern, wie sehr ich bereit bin, Euch zu dienen, so würde ich es als ein wahres Glück betrachten. Sagt mir daher, Herr Graf, was ich thun kann, um mir Eure Gunst zu erwerben.“

Ludwig von Nevers betrachtete diese Frage als einen halben Sieg und antwortete mit freundlichem Tone:

„Ich will nichts, als was redlich ist, Oberhauptmann. Erstens, Ihr sollt die flämischen Gemeinden anregen, unserem natürlichen und verehrten Oberherren, dem Könige von Frankreich, Weisland zu leisten gegen seinen ungesättigten Feind, Eduard von England. — Und um dem Könige jezt nicht mit ungegründeten Forderungen lästig zu fallen, sollt Ihr die flämischen Städte bewegen, ihre Forderung von Baelsch-Flandern, das doch durch ehrliche und rechtliche Verträge abgetreten worden ist, zurückzunehmen; es ist nicht mehr als billig, daß treue Vasallen ihren Oberherren vertheidigen gegen einen herrschsüchtigen Fremdling, der nichts Geringeres will, als ihn seiner Krone berauben; ebendrein verlangt Flanderns Bestes, daß es sich auf die Seite des Stärksten stelle; Ihr seht doch wohl, daß Eduard dem Philipp von

Valois nicht Krieg erklären kann, ohne sich überall in Europa nach Bundesgenossen umzusehen; und ist Flandern nicht Frankreich ewige Dankbarkeit schuldig für den Schutz, welchen dieses mächtige Land ihm immer verliehen hat? Verdient Frankreich wohl den feurigen Haß, den Flandern so unrechtmäßig gegen dasselbe hegt und der in Eurem Hause, Oberhauptmann, erblich zu sein scheint?"

„Und ist dies Alles, was man von mir verlangt?“ fragte Artevelde, in tiefes Nachdenken versunken.

„Dies ist für den Augenblick wohl das Wichtigste, doch ist es noch nicht Alles,“ fuhr der Graf fort. „Erkennt mit mir an, Oberhauptmann, daß Flandern durch Aufruhr und Gewalt sich in den Besitz von Freiheiten gesetzt hat, die schädlich für sein Gedeihen sind und hier zu Lande die mißbräuchliche Einrichtung eingeführt haben, daß die unedle und dumme Menge allein gebietet zur Erniedrigung alles ritterlichen Blutes; — Freiheiten, die hier einen Fürsten zum demüthigen Untertban seiner Untertbanen machen würden, wenn ein Fürst ein so schändliches Joch sich auferlegen könnte. Ein solcher Zustand ist gegen alles natürliche Recht und ruft zu Gott um Rache, zu Gott, welcher seinen Zorn sichtbar genug zeigt in der Unruhe, dem Aufruhr und dem Blutvergießen, die nicht aufhören, Flandern heimzusuchen. Seht, wie es in dem schönen Frankreich ist; dort wenigstens ist der Fürst Herr und Gebieter, wie es dem gesegneten Regenten eines solchen Reiches geziemt; dort darf es ein unedler Bürger nicht wagen, sich einem Rit-

ter gleich zu wädhnen; es ist das Land der Höflichkeit, der glänzenden Waffenthaten und der schönen Minnelieder. In dem Gehorsam gegen den König und Landesherren findet das Volk dort seinen Frieden und sein Glück. Hier im Gegentheil ist jeder Bürger ein Feind des Fürsten, und man möchte sagen, daß jeder Vlaming die Widersetzlichkeit mit der Muttermilch eingesogen habe. In diesem Zustande verächtlichen Bürgerhochmuthes kann Flandern nicht länger beharren; des Fürsten Ansehen muß wieder hergestellt werden, dadurch, daß solche Gemeinderechte, welche sowohl der Wohlfahrt des Landes, als der Obrigkeit des geseglichen Herrn Abbruch thun, theils beschränkt, theils abgeschafft werden. — Ihr, Oberhauptmann, könnt viel dazu beitragen, dieses nützliche Ziel zu erreichen; Euer Einfluß ist groß; das Volk liebt Euch und wird in Folge Eures Rathes leicht einsehen, was billig und recht ist, und sollte es Euch anfangs an der nöthigen Macht fehlen, so würde meine Hülfe und der Beistand des Königs von Frankreich Euch stark genug machen, um die Widerspenstigen in Respect zu erhalten. — Bedenkt doch nur, wie viel schöner und edler Eure Sendung alsdann sein wird, da sie in der ganzen weiten Welt Euch die Gunst und Achtung vor Königen und Rittern erwerben muß.“

Arretvelde saß noch fortwährend mit gesenktem Haupte vor dem Grafen und hielt sein Gesicht abgewendet, um den Ausdruck des Unwillens zu verbergen, welcher, ohne daß er es wollte, auf seinem Antlitz zu lesen war. Selbst als der Fürst schwieg, blieb er in derselben Haltung sitzen,

wie wenn er des Grafen Rede nicht für geendet halte. Ludwig fragte ihn nun:

„Was ich da sage, Oberhauptmann, ist das nicht wahr und gegründet? Habe ich zu viel von Eurer Ergebenheit erwartet, wenn ich hoffe, daß Ihr mir Eure Hülfe und Euer Ansehen leihen werdet, um das Ansehen, das mir zukommt, wieder zu erhalten?“

Entschlossen hob Artevelde plötzlich den Kopf empor, und während sein Auge von unterdrücktem Eifer und Zorn flammte, sprach er:

„Herr Graf! was ich zu antworten habe, kann ich ohne Eure gnädige Erlaubniß nicht sagen. Wahrscheinlich wird es mir nie wieder vergönnt werden, so allein mit meinem Fürsten zu sein. Mein Herz ist voll: voll Zorn, voll Unwillen, voll Betrübniß; aber die Ehrfurcht, die ich meinem Landesherrn zolle, gestattet mir nicht, freimüthig meine Meinung auszusprechen über Euer Versuch und die Gründe, auf welche sich dasselbe stützt.“

„Redet ohne Furcht,“ sagte der Graf lächelnd.

„Und wenn Euch etwas darin verlegend schiene für Euch selbst oder für den König von Frankreich, würdet Ihr mir demungeachtet Erlaubniß geben, bis zu Ende zu reden, aus Rücksicht auf meine persönliche Ehrfurcht?“

„Ich gebe Euch volle Freiheit, Mher von Artevelde; sprecht nach Eurem Gutdünken und sagt, was Ihr wollt. Es wird mir angenehm sein, selbst über die politischen Ansichten eines Mannes, dessen Weisheit man überall rühmt, ein Urtheil fällen zu können.“

Jakob von Artevelde betrachtete den Fürsten mit freiem Blicke und sprach nun folgendermaßen zu ihm:

„Gnädiger Herr! Irrthum ist der Menschheit Theil; Fürsten und Völker sind Misgriffen über die höchsten Interessen gleich sehr preisgegeben. Es beleidige Euch also nicht, wenn ich beweise, wie abscheulich man Euch über uns Fläminger und über Euch selbst getäuscht und hintergangen hat. Herr Graf! Ihr habt gewiß oft Chroniken lesen gehört, welche Flanderns Geschichte erzählen und berichten, wie wir, unedle Bürger und halsstarrige Leibeigene, mit schmachvoller Hoffahrt unseren Fürsten den Gehorsam verweigert und die Ritterschaft erniedrigt haben. Ich weiß, daß man Euch in Eurer Jugend am französischen Hofe viele Schriften und Chroniken vorlas — Chroniken, die in französischer Sprache abgefaßt waren und falsch sind, geschrieben auf Befehl der Könige von Frankreich, um die Söhne der flämischen Grafen zu verderben und Franzosen daraus zu machen Erzürnt Euch nicht, gnädiger Herr! der Verweis wird mit Eurer Erlaubniß folgen Statt aller Antwort will ich Euch sagen, was die Chroniken unseres Vaterlandes Euch erzählt haben würden, hätte man den Grafen von Flandern nicht verhindert, die Sprache seiner Vorfahren zu lernen. Man hat Euch vorgelogen und fälschlich bewiesen, daß Flandern seine Verrechte und Volkstheilheiten gewaltsam seinen Fürsten entrißen habe; Täuschung und Betrug! In früheren Zeiten waren die Grafen von Flandern Fläminger mit Herz und Seele, die hier mit uns von Kindesbeinen an die vaterländische

Luft einathmeten, die unsere Sprache sprachen, die uns kannten, wie wir waren, und uns liebten, weil wir so waren, wie wir waren, und nicht anders. Sie sahen, daß Flandern dazu bestimmt sei, ein Land der Arbeit und des Handels zu sein; sie fühlten, daß die Freiheit hier Wunder des Volkseißes, der Macht und des Reichthums erzeugen konnte, und gaben, zu ihrer eigenen Größe und zur Wohlfahrt ihrer Unterthanen, Vorrechte und Freiheiten, welche den arbeitenden Gemeinen die Früchte ihrer gewissenhaften Thätigkeit sichern mußten. Euer seliger Vorfahr, Baudewyn der Junge war es, der die Wollenweberei hier in Gent stiftete und ihr die Vorrechte gab, durch welche sie zu einer Quelle der Volksmacht, des Reichthums und des Ruhmes für ganz Flandern wurde. Dies ist beinahe dreihundert und achtzig Jahre her! — Ihr seht es, gnädiger Herr, der Gewerbsleiß und die Freiheit sind nicht mehr jung in Flandern. Was man uns in Frankreich mit bitteren Worten als eine grobe Mißthat andichtet, ist, daß wir unedlen Bürger es wagen, Waffen zu führen, nicht mehr und nicht minder, als die Ritter allein in Frankreich es thun dürfen. Aber wer hat uns diese Waffen in die Hand gegeben? Dieselben Waffen, welche man uns jetzt vorwirft ergriffen zu haben, um dem Willen unserer Fürsten Widerstand zu leisten? Vor dreihundert Jahren standen die Edlen und Ritter von Flandern gegen ihren gesetzlichen Grafen Baudewyn mit dem Parte auf, und wollten ihn seiner Krone berauben, um sie einem herrschsüchtigen Lehensherrn auf das Haupt zu setzen. Der

Graf rief sein Volk zu Hülfe; das Volk verlangte und erhielt Waffen, ... und mit unbezwinglichem Heldemuthe zerschmetterte es die Feinde seines guten Fürsten. Also durch einen Beweis ihrer Liebe zu ihren Grafen erhielten die Bläminger das Recht, Waffen zu führen, und sie wußten dieselben so mannhaft und so treu zu tragen, daß der selige Baudewyn van Ryssel im Jahre 1063 Flandern als eine Belohnung für seine Liebe und Anhänglichkeit den herrlichen Frieden schenkte. Ihr kennt sicherlich diesen herrlichen Frieden, gnädiger Herr! Er ist das Grundgesetz, welches mit wenigen Veränderungen alle unsere Freiheiten enthält. Ach, Herr Graf! in den glücklichen Zeiten der Eintracht und Neigung zwischen Fürst und Volk segneten die Bläminger täglich den Namen ihres Grafen; sie liebten ihn als den gemeinsamen Vater des Landes, und wo er erschien, da eilte Alles mit liebevoller Verehrung auf seinen Wink herbei, und man sandte bei seinem Durchzuge Lob- und Danklieder gen Himmel.“

„Das muß lange her sein, wie Ihr sagt,“ fiel der Graf halb lächelnd Artevelde in die Rede. „Wenn es wahr ist, daß die Bläminger ehemals ihren Fürsten liebten und ihm unterthänig waren, wie kommt es denn, Oberhauptmann, daß sie jetzt nichts als Haß gegen ihn nähren und ihn als einen gebornen Feind des Volkes betrachten? Ich möchte diese schwierige Erklärung wohl aus Eurem Munde hören.“

„Ich werde sie Euch mit Eurer Erlaubniß geben, Herr Graf! Flandern drohte bei seiner gewerbsleißigen

Bevölkerung und dem Schutze, den es durch die Fürsorge seiner Fürsten fand, ein mächtiges Land zu werden, und zwar nicht allein durch seine musterhafte Thätigkeit und seinen blühenden Handel, sondern auch durch den Heldenthum des deutschen Stammes, der es bewohnte. Freiheit hat etwas Anziehendes und in Frankreich selbst begannen die Leibeigenen und Vasallen die Blicke hoffnungsvoll nach Flandern zu richten und das Haupt emporzuheben. Die Eifersucht und der Argwohn der französischen Könige wurden dadurch geweckt. Von diesem Augenblicke an beschloffen sie, diese drohende Grafschaft zu vernichten, sie zu beherrschen oder Frankreich einzuverleiben, um dort nach Wohlgefallen die Freiheit und die Bürgermacht unterdrücken und zerstören zu können. Es ward mehrere Male Gewalt versucht; aber dieses Mittel glückte nicht. Darauf beschloß man, die vlämischen Grafen ihren Unterthanen zu entfremden, Grelleute und Bürger unter einander zu Blutsfeinden zu machen, Haß zu erregen und Uneinigkeit zu säen, um durch schlaunen Betrug und schändliche List das beneidete Flandern zu erschöpfen und zu lähmen. Diese Politik des Verraths und Betrugs beginnt bereits mit dem Jahre 1200. Um diese Zeit ließ Frankreich durch Versteckung die Erbin der gräflichen Krone, die junge Johanna, heimlich aus demselben Steene, wo ich jetzt die Ehre habe zu meinem gnädigen Herrn zu reden, entführen. Sie ward am französischen Hofe erzogen, in französischer Sprache und Sitte unterrichtet, mit freiherrlichen Gedanken genährt, damit sie, wenn sie später nach

Flandern als Gräfin zurückkehrte, dort als ein Werkzeug Frankreichs und als eine Fremde gehaßt wurde. Sie erhielt einen Gemahl von der Hand des Königs von Frankreich. Dieser Gemahl, ein Sohn des Königs von Portugal, sollte gleichfalls der Helfershelfer der französischen Fürsten sein; es scheint jedoch, als ob er dies später als eine seiner Ritterlichkeit unwürdige Rolle betrachtete; denn er weigerte sich, länger als ein Werkzeug zu Flanderns Untergange zu dienen. Er ward in den Kerkern des Louvre eingesperrt, und nach zwölf Jahren der schmachvollsten Gefangenschaft verkaufte man ihm seine Freiheit gegen den abscheulichen Vertrag von Melün, in Folge dessen der gequälte und halb wahnsinnige Graf unsere Städte Nyssel und Douai als Unterpfand den Franzosen ausliefern mußte. — Ist dies vielleicht der redliche Vertrag, von welchem die französischen Chroniken reden? — Ich fahre fort. Gräfin Johanna hatte eine Schwester, Margaretha genannt, welche auch aus dem Gravensteen entführt und mit ihr in Frankreich erzogen wurde. Da Johanna kinderlos blieb, so mußte Margaretha die Krone Flanderns erben. Die französischen Könige, deren wachsender Schlaueit nichts entging, vermählten Margaretha mit einem französischen Edelmann, Guy de Dampierre. Jetzt hatte der französische Hof freie Hand und nahm die unnütze Maske ab. Auf Befehl des Königs — der König von Frankreich gab damals Befehle in Flandern — legte der Graf, als gehorsames Werkzeug des Fremden, Hand an die Landesherrschaft; daraus entstand Auflauf, Aufruhr, Haß und

Bürgerkrieg. Das wachsame Frankreich unterstützte bald die Gemeinen, bald den Grafen, und hegte sie unaufhörlich gegen einander an. Auch dieser Graf ward des erniedrigenden Spieles müde; er wagte zu klagen und Widerstand zu leisten; man lockte ihn verrätherisch mit seinem Erben Robrecht nach Paris und sperrte ihn dort im Louvre ein. Der Tod befreite ihn aus seiner Gefangenschaft; aber sein Nachfolger und Sohn Robrecht bezahlte für ihn und für sich selbst in den Kerker des Louvre. Vielleicht im Angesicht eines Giftkelches wurde das schändliche Bündniß der Ungerechtigkeit unterzeichnet, durch welches man zu erklären und zu verlangen wagte, daß Flandern Frankreich für jährlich 22,000 Pfund Parisis zinspflichtig bleibe. Ist das vielleicht der ehrliche Vertrag?"

Der Graf betrachtete den redenden Artevelde mit Bewunderung und schien durch dessen mächtiges Wort und volle eindringliche Stimme unwiderstehlich beherrscht zu sein. In tiefes Nachdenken versunken schüttelte er das Haupt, wie Jemand, der sich Gewalt anthut, um nicht zu glauben, was er hört. Artevelde wartete vergebens auf eine Bemerkung des Fürsten und fuhr dann fort:

„Gnädiger Herr Graf! es bleibt mir noch der schmerzlichste Theil meiner Erklärung übrig; aus Ehrfurcht vor Euch würde ich ihn wohl verschweigen. . . .“

„Fahrt fort,“ antwortete der Graf; „ich kann mir denken, wovon Ihr reden wollt; aber ich wünsche Eure Gedanken ganz zu kennen. Fürchtet nichts; heute vergesse ich meinen Namen und Rang, um Euch zu hören.

Wenn auch nicht Alles wahr sein mag, was aus Eurem Munde fließt, so ist es doch eigenthümlich und bedeutend."

Artevelde fuhr nun fort, wie er begonnen hatte:

„Und Ihr, mein gnädiger Herr! wißt Ihr, daß Euer seliger Vater bis auf sein Todebette darüber klagte, daß Ihr gegen seinen Willen und trotz seinen unaufhörlichen Vorstellungen außerhalb Flanderns gezogen wurdet? Ihr wißt es vielleicht nicht; man hat es Euch verborgen, und doch ist es wahr. Auch Ihr müßtet ein Franzose sein und die Blämingen nicht kennen; auch Ihr müßtet ein Werkzeug in den Händen der französischen Könige werden, die Freiheit des Volkes hassen und die Liebe Eurer Unterthanen entbehren, damit Volk und Fürst, einander entfremdet, beide ohnmächtig seien ausländischer List und schändem Betrüge gegenüber. Auch Ihr habt in Eurem edlen Herzen Unmuth empfunden über diese moralische Sklaverei; aber die Kerker des Kouvore haben Euer redliches Gemüth unterdrückt; auch Ihr seid verrätherlich eingesperrt worden und habt im Gefängniß geseufzt; auch Ihr habt Eure Freiheit erkaufte durch ein Bündniß, in welchem Ihr einwilligtet, Flandern unter die Herrschaft französischer Bevollmächtigter zu stellen, so oft es der König für gut fände; ein Bündniß, durch welches Ihr Frankreich die Städte Kassel, Douai und Orchies abtratet als Kaufpreis Eurer Freiheit. Ist das vielleicht der ehrliche Vertrag, welchen der König von Frankreich gegen uns anführt?“

Bei diesen letzten Worten Artevelde's wurde der Graf plötzlich roth vor Zorn; er sprang auf, betrachtete

den Sprecher mit scharfem Blicke und schien in dessen Zügen zu forschen, ob er ihn habe verhöhnen wollen oder nicht. Das ruhige und unveränderte Antlitz des weisen Mannes löste ihm jedoch eher Achtung als Unwillen ein. Da er sich indessen durch den Sinn von Arnevelde's Worten tief verletzt fühlte, so konnte er sich nicht rasch bezwingen und schritt daher mehrere Male heftig im Saale auf und ab. Jakob war aus Ehrerbietung aufgestanden, rührte sich indessen nicht, sondern wartete, bis der Graf selbst wieder das Wort an ihn richten würde.

Ludwig von Nevers beruhigte sich langsam, näherte sich endlich wieder Arnevelde und gab ihm ein Zeichen, sich von Neuem zu setzen.

„Die Wahrheit, Herr Graf, ist eine rauhe Jungfrau, nicht wahr?“ sagte Arnevelde. „Es sieht aus, als wollte sie höhnen und die Ehrfurcht verletzen, und sie reißt oftmals alte Wunden auf, die von Neuem wieder bluten. Verzeiht mir, gnädiger Herr! ich habe sie nicht zu dem gemacht, was sie ist.“

„Ach, ja wohl!“ seufzte der Graf und warf sich in seinen Sessel. „Nochmals, Oberhauptmann! ich will Euch bis zu Ende anhören. Was auch die Folgen sein mögen, ich vergesse diesen Tag nie. Wunderbarer Bürger, der Ihr seid! was gab Euch die Macht, so unwiderstehlich Jedem zu beherrschen? Wer lehrte Euch so gewaltig den Schleier von vergangenen Zeiten abreißen und Dinge erklären, die mich verstummen machen?“

„Ruhiger Gifer nach Wahrheit und warme Liebe

für mein Vaterland, Herr Graf!" antwortete Artevelde.

„Aber,“ fuhr Ludwig fort, „was ist denn nach Eurem Urtheil Frankreichs Wille? Was wird denn nach Euren Gedanken die Folge dieser listigen Anschläge sein, wenn sie glücken?“

„Gnädiger Herr!“ sagte Artevelde, „Ihr befehlt mir, Bunden noch schmerzlicher zu berühren. Darf ich es thun? Gebt Ihr mir die Erlaubniß, Euch redlich zu antworten auf Eure Frage?“

Auf ein bejahendes Zeichen des Grafen fuhr er nun also fort:

„Was Frankreich will? Es will Flandern besitzen, um dort den Gewerbefleiß und vor Allem die Volksrechte zu vernichten, um dort nach Wohlgefallen Brandschazungen zu erheben, um unsern heimatlichen Boden als ein besiegtes Land mit seinem Lande zu verbinden, und den deutschen Stamm, der es bewohnt, langsam zu unterdrücken. Das will es. Wünscht Ihr auch die Mittel zu kennen, die es dazu anwendet? Nun, Herr Graf, sucht die Lösung dieser Frage nicht weiter, als in der Geschichte Eures eigenen Lebens. — Der vorige König von Frankreich, Philipp der Lange, gab Euch seine Tochter zur Gemahlin. Warum aber, meint Ihr wohl, hat man Euch zehn Jahre lang unter allerhand schlaun Vorwänden gehindert, Euch unserer gnädigen Gräfin, Eurer Gattin, zu nähern? Darf ich es Euch sagen, Herr Graf? Es geschah in der Hoffnung, Ihr würdet kinderlos sterben; alsdann würde man unsere Gräfin mit einem mäch-

tigen und treuen französischen Vasallen vermählen, und Flandern gehörte mit vollem Rechte der Krone Frankreich, da es dann durch Erbschaft einer Tochter der französischen Könige anheimfiele und durch Heirath unter die Herrschaft eines französischen Fürsten gestellt würde. Auf diese Weise, gnädiger Herr! stürbe der letzte Tropfen flämischen gräflichen Blutes mit Euch aus; Euer Grab würde den letzten Zweig unserer alten Fürsten in sich aufnehmen und wir Kraft eines sogenannten gesephten Rechtes auf ewige Zeiten fremder Zwingherrschaft anheimfallen.“

„Abscheulich!“ rief der Graf; „es ist nicht möglich! Ihr umgaukelt meine Sinne!“

„Es ist abscheulich und wahr!“ wiederholte Artervelde. „Enguerrand de Marigny ist der Rathgeber, der diesen höllischen Plan ausgedenkt hat. Wenn mein gnädiger Herr sich erinnern will, wie genau meine Worte zusammenpassen mit demjenigen, was er selbst weiß, so wird er gewiß sich nicht weigern, zu glauben, daß ich nicht ohne Grund so rede. — Und was wird nun das Ende von dem Allem sein, wenn es Frankreich glückt? — Ihr hofft, Herr Graf, daß Eure Kinder nach Eurem Tode über uns herrschen werden? Das Gegentheil hofft der französische Hof. Flandern muß nach seinem schändlichen Plane durch Heirath oder Tod einem anderen mächtigen französischen Vasallen anheimfallen. Man streitet sich bereits insgeheim, wer es sein soll. . . . Wahr- scheinlich der Herzog von Burgund.“

Artervelde schwieg, um zu sehen, welchen Eindruck

seine Worte auf das Gemüth des Grafen ausübten; aber Ludwig saß, mit geenktem Haupte, wie zerschmettert durch diese wichtige Eröffnung, da, und blickte selbst den Redner nicht mehr an. Jakob fuhr nun fort:

„Ihr klagt über den Haß, den wir gegen Frankreich hegen? Ihr seid im Irrthum. Die Bläminger hassen das französische Volk nicht. Im Gegentheil, das französische Volk setzt seine Hoffnung in die Bläminger, um dereinst seine Freiheit zu erhalten, und auf das französische Volk hofft Holland, um das Recht seiner Freiheit gegen spätere Bedrückung beschützt zu sehen. Warum wollen die Könige von Frankreich uns vernichten? Geschieht es nicht aus Furcht, daß das Beispiel unserer Macht und unseres Gedeihens die französischen Bürger veranlasse, sich zu empören gegen das eiserne Scepter der Lebeherrschaft? Wenn wir etwas in Frankreich hassen, so sind es die Feinde der Freiheit, diejenigen, welche seit dreihundert Jahren Holland verderben wollen, um der Macht der Gemeinen den Todesstoß zu geben, nicht das französische Volk; denn das sehnt sich nach dem Augenblicke, wo es mit uns sich erheben kann, um die Ketten zu zerbrechen, mit denen man die Völker in ewiger Kindheit gefesselt zu halten hofft. — Ihr fragt mich, gnädiger Herr, wie es kommt, daß die Bläminger ihre Fürsten zu hassen scheinen. Ach! seit mehr als hundert Jahren sind unsere Grafen nur Abgeordnete Frankreichs, deren Auftrag ist, uns unserer Freiheiten zu berauben, und heimlich zum Bürgerkriege anzuhetzen, unsern Gewerbefleiß zu tödten und unser Vaterland, er-

niedrigt, gelähmt, zerstückelt und ausgefogen, der Habsucht der französischen Politik zu überliefern. Wenn hier Haß und Entfremdung herrschen, wo Liebe und Vertrauen sein müßten, wer trägt die Schuld? Ich berufe mich auf Euer ritterliches Gemüth, auf die Stimme Eures Gewissens, Herr Graf! Erkennt mit mir an, daß, wenn in dieser Sache Missethäter und Betrüger sich finden, sie nicht auf Blanderns Boden wohnen. Ihr habt mich gefragt, ob ich nicht Frankreich dienen wolle, um die Freheiten Blanderns beschränken zu helfen. Eure Güte hat mir erlaubt, darauf eine klare und deutliche Antwort zu geben. Ich habe vielleicht zu kühn gesprochen; aber mein gnädiger Fürst hat es so gewollt."

Der Graf sagte schmerzlich sein Haupt mit beiden Händen und seufzte:

„Wenn Ihr Wahrheit sprächet, o, wehe mir! dann wäre ich umringt von Hinterlist, Falschheit und Betrug! Ein Spielball in der Hand des Königs! Seid Ihr dessen sicher, was Ihr sagt? O, erklärt mir, daß Ihr zweifelt, daß Ihr das Alles nur aus dem Munde von Personen vernommen habt, die dem Könige und mir feindlich sind Ihr schweigt, Oberhauptmann? Ihr seid also überzeugt, daß es so ist und nicht andere?"

„Es ist so," antwortete Arctsch mit unerischütterlicher Ruhe.

„Gott, Gott!" rief der Graf; „es ist schrecklich! Aber Ihr, tapferer Bürger, Ihr, der mich im Tiefsten meiner Seele erschreckt hat und mir einen gähnenden Abgrund vor meinen Füßen zeigte, gleichviel, ob wahr

oder unwahr, was würdet Ihr thun, um diesem Abgrunde zu entinnen, wenn Ihr an meiner Stelle wäret? Laßt sehen, ob Ihr eben so wohlberedt im Rathen, wie im Anklagen seid!“

„Was ich thun würde, Herr Graf? Ich würde mich zum Beschüper der öffentlichen Freiheiten in Flandern erklären; ich würde mich an die Spitze des Volkes stellen, nicht um dessen Fortschritt zu hemmen, sondern um ihn zu leiten; ich würde meine Interessen als Fürst vereinigen mit denen der Gemeinen, den Gewerbefleiß zur Blüthe bringen, den Handel durch alle Mittel nach meiner Grafschaft ziehen und so als Vater und Wohlthäter des Landes die Liebe meiner Unterthanen gewinnen; ich würde ein Bündniß schließen mit Brabant, Hennegau, Limburg und Lüttich, um gleiches Gewicht und gleiche Münze einzuführen, um Handelsfreiheit und gemeinschaftliche Verteidigung zu befestigen; ich würde die Niederlande zu einer allgemeinen Bundesgenossenschaft überreden, und dann, wenn in dieser mächtigen Verbindung die alte Gallia Belgica Cäsar's wieder auflebte mit einer Macht von hunderttausend heldenmüthigen Kriegern, dann würde ich ruhig herabbliden von dem gräflichen Stuhle von Flandern auf den königlichen Thron von Frankreich Als wichtigster und mächtigster Theil dieser Bundesgenossenschaft würde Flandern immer deren Haupt bleiben; meine Krone sollte über ganz Europa ihre Strahlen senden; das Gold sollte aus allen Winkeln der Welt nach meiner Grafschaft strömen, und hier, auf dem Boden der Freiheit

- und der Volksgröße, sollte ein Fürst herrschen, den die Könige mit Achtung und Ehrfurcht zu begrüßen sich gezwungen sehen sollten Was ich Euch vorschlage, ist kein Riesenwerk, Herr Graf! Es bedarf zu dessen Ausführung nur eines guten Theils männlichen Willens und fürstlichen Muthes Ha! Herr Graf! wenn Gott Euch das große Vorhaben einflößte, so Euren eigenen Ruhm mit der Größe unseres schönen Vaterlandes zu verbinden, dann würde ich meine Gedanken, mein Gut und mein Blut Eurem Dienste widmen; alle Bläminger sollten freudig sterben zu Eurer Vertheidigung und, ich schwöre es Euch, Ihr binnen Kurzem einer der mächtigsten Fürsten Europa's werden. Nun denn, gnädiger Herr! jetzt kennt Ihr meinen Rath. Wollt Ihr das leitende Haupt werden des fleißigsten und freiesten Stammes der abendländischen Völkererschaften? Soll Flandern unter Eurem väterlichen Gesetze und Eurer Leitung diese glänzende Laufbahn durchwandeln? Oder soll es seine Erhebung allein in dem Bürgermuth seiner Bewohner suchen müssen? Redet, Herr Graf! Das Urtheil, das Ihr fällen werdet, ist wichtig, und wird über Flanderns Schicksal, vielleicht über das Eure entscheiden.“

Während Artevelde dieses Gemälde von Flanderns möglicher Größe in raschen Zügen entworfen hatte, trug sich plötzlich eine eigenthümliche Veränderung in Ludwig's Haltung und Antlitz zu. Er hatte das Haupt stolz emporgehoben und seine Augen funkelten von edlem Feuer. Aber als ihm Artevelde nun so unerwartet eine Zusim-

mung oder eine Weigerung abforderte, fiel der Zauber-
schleier von seinen Augen und es breitete sich plötzlich ein
eigenthümlicher Ausdruck der Muthlosigkeit oder der Ver-
zweiflung über sein Gesicht. Er blieb lange Zeit in Ge-
danken versunken und sagte dann mit dumpfem Tone,
wie Jemand, der zerstreut ist und mit sich selbst spricht:

„Es kann nicht sein; es wäre ein Verbrechen, das
der König blutig rächen würde; mein Eid bindet mich —
und meine Grafschaften Reithel und Revers! — Und
meine Gattin! Mich mit Bürgern gegen die Ritterschaft
verbinden? Vielleicht Schuld sein an dem Untergange
des ganzen Adels? Den Fluch von ganz Frankreich, von
allem edlen Blute auf mich laden? Nein, nein! das
kann nicht sein!“

Sich dann emporrichtend, mit der deutlichen Ab-
sicht, diese Unterredung zu enden, sagte er Arvelde bei
der Hand und sagte wohlwollend:

„Oberhauptmann! ich glaube an Eure Redlichkeit;
habt Ihr auch allzu kühn gesprochen in Gegenwart Eu-
res Fürsten, ich verzeihe es Euch gern; aber was Ihr
mir gerathen habt, muß ich verwerfen. Ich bin ein treuer
Ritter und will es bleiben; der König von Frankreich
ist mein gesetzlicher Oberherr und hat meinen feierlichen
Eid zum Pfande. Was auch mit mir geschehe, ich werde
in seinem Dienste sterben. — Ich hatte gehofft, Euren
Bürgerstolz besiegen zu können durch freundliche Worte
und durch das Versprechen eines höheren Amtes. Ich
begreife jetzt erst, daß dies nutzlos war und daß Ihr
unvermeidlich ganz anders als ein Ritter über die Dinge

urtheilen müßt, indem Eure Ansichten unendlich von den unsrigen abweichen. — Ich habe mich geirrt; es thut mir sehr leid. — Oberhauptmann! Ihr seid auf mein Ritterwort gekommen, geht eben so ungehindert wieder fort, und gebe der Himmel Euch bessere Gedanken!“

Arctoveldt verbogte sich ehrfurchtsvoll und antwortete:

„Ich danke Euch, gnädiger Herr, für Eure Güte. Auch mir hatte diese feierliche Audienz eine lockende Hoffnung eingeflößt. Ach! ich muß dieses wohlthätige Gefühl für immer aufgeben. Es sei! Was mich betrifft, so werde ich ohne Furcht noch Rücksicht mein Leben der Größe meines Vaterlandes widmen, und mit Gottes Hülfe vollbringen, was ich der Gemeinde gelobt habe. Glück und Friede, Herr Graf!“

Nach diesen Worten folgte der Oberhauptmann dem Hösling, welcher auf den Ruf des Grafen in den Saal trat, und befand sich gleich darauf wieder außerhalb des Steens auf dem Veerleplage. Er ward auf dem Freitagsmarke von den dort wartenden Kunstgenossen mit anhaltendem Jubel begrüßt; allein er dankte der Menge nur durch ein Zeichen mit der Hand und begab sich, von seiner Wache begleitet, mit raschen Schritten nach seiner Wohnung.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von H. A. Brockhaus in Leipzig.



Hendrik Conscience

Jakob von Artevelde.

Historischer Roman.

Unter Mitwirkung des Verfassers

deutsch von

C. L. B. Wolff.

Dritter Band.



Leipzig

Verlag von Carl B. Fock.

1849.

Niederländische
B i b l i o t h e k .

Dritter Band.



Hendrik Conscience.

Jakob von Artevelde.

Dritter Band.



Leipzig

Verlag von Carl P. Joch.

1849.

Hendrik Conscience.

Jakob von Artevelde.

Historischer Roman

aus dem

Flämischen unter Mitwirkung des Verfassers

von

W. F. D. Wolf.

Dritter Band.

Leipzig

Verlag von Carl D. Sord.

1849.

Kellie Hill
Perth

VII.

Am Sanct Martinstage des Jahres 1339 war zu Brüssel auf dem Goudenberge vor der Altenburg eine große Bewegung von Rittersn, Bürgern und bewaffneten Gildesbrüdern, welche auf- und abgingen, als ob sie etwas Außergewöhnliches vorhätten. Selbst in der Barande, die sich hinter dem Hertogenhofe und über einen Theil des Borgenbal hinczog, konnte man viele Fremde, von fürstlichen Dienern geleitet, haufenweise umherwandeln sehen. Entfernte man sich von der Altenburg, um nach dem Cantersteen hinabzugehen, so bemerkte man hier und da vor den zahlreichen Herbergen Pferde, welche abgewartet wurden, oder Wagen und Sänften, welche man von dem Schmutze, der daran klebte, reinigte. Dazwischen liefen Knechte und Mägde umher, welche den neugierigen Nachbarn, die gassend umherstanden und das Reisegeräthe anstarrten, auf ihre vielen Fragen kaum Antwort gaben. Von allen Seiten hörte man:

„Nun, Goelcken Lieb, wie heißt der Ritter, der heute im rothen Drachen übernachtet? Aus welchem Orte kommt der alte Klerikus her, dessen Kopsjånste dies

ist? Spricht er Niederländisch? Ist er ein Wallone? — Wie viele Gäste beherbergt Ihr heute, Goeseken?"

„Vierzehn, die Diener abgerechnet.“

„Ich würde schon einen florentinischen Gulden für Eurer Trinkgeld geben, Wouter, wenn ich einen hätte. Sind auch viele Ritter und gute Leute im Kaiser eingekittet? und im Schild von Ungarn? — Wouter, Junge, habt Ihr den König von England schon gesehen? Nein! Nun, dann lauft rasch die Gantstriede hinauf. Die Herzoglichen fischen im Glutinc. Der König steht dabei und sieht zu. Die Barande und der Herrenweinberg sind voll Fremde.“

Wouter, der Stallknecht aus dem rothen Drachen, setzte seinen Wassereimer nieder, und sich den fragenden Nachbarn nähernd, sagte er hochmüthig:

„Die Leute aus dem rothen Drachen brauchen dem Könige von England nicht nachzulaufen, um etwas Neues zu sehen. Verstehet Ihr mich, Jan Messerschmied? Wir erwarten hier einen Mann, der weder vor Herzogen noch vor Königen zu weichen braucht, obgleich er weder Edelmann noch Ritter ist.“

Die Nachbarn steckten rasch die Köpfe zusammen und fragten mit gesteigerter Neugier:

„Wie? Ist es doch wahr? Wer sollte das sein? Wer ist es denn?“

„Wer es ist?“ sagte Wouter; „wer? Jakob von Artevelde ist es!“

„Artevelde?“ rief man verwundert, „Artevelde? Der Capitain von Gent?“

„Der blutdürstige Tyrann?“ sagte der Messerschmied hinzu.

„Was schwappt Ihr da von Tyrannen?“ fragte der Stallknecht.

„Ja!“ antwortete Jan der Messerschmied hierauf; „Ihr könnt Euch nur hüten, daß Ihr ihm nicht unter die Füße kommt, Wouter, und daß Ihr fliehet, wenn er etwas befehlt; denn er würde Euch mit seinem Dolche niederstoßen, als ob Ihr ein Hund wäret, weder mehr noch weniger.“

„Ist er ein solcher Mann?“ seufzte Wouter erschrocken.

„Na! Ihr müßt nur einmal erzählen hören, was er schon für unschuldige Menschen, Ritter und Bürger, zu Gent und in Flandern, hat umbringen lassen, weil sie bei seinem ersten Wink nicht zu seinem Dienste herbeiliefen. Ja! Ja! Wouter, betrachtet ihn lieber nicht; denn wenn er es übel nähme, so würdet Ihr es wahrscheinlich Niemanden mehr klagen können.“

„Er will Euch bange machen, Wouter!“ sagte ein Fuhrmann; „das ist Alles erlogen, was er da erzählt.“

„Erlogen?“ rief der Messerschmied. „Erlogen? Ich weiß es von Jan Melisven, dem Knappen, der mir seinen Dolch zu schleifen brachte, und der hat es aus dem Munde eines französischen Ritters gehört.“

„Und dennoch sind es Lügen,“ antwortete der Fuhrmann. „Bin ich nicht vor vierzehn Tagen mit dem Dechanten Arnoud Voc nach Gent gefahren, um Euch für die Stadtdienerschaft zu holen? und blieb ich nicht eine ganze Woche in Gent? Nun, dort weiß man nichts

von Allem, was Ihr gesagt habt, und dort hätte es doch geschehen sein müssen!“

„Das ist doch wunderbar,“ fiel ihm der Stallknecht in die Rede. „Seit gestern sind hier zwei Genter Bürger, die mit den Anderen zu Hofe gehen sollen, und was die so ganz still im Winkel sich einander von Capitain Artevelde erzählen und schwagen, das ist auch nicht freundlich. Ich stand zwischen meinen Pferden und hörte es. Wenn es wahr ist, was diese Bürger sagen, so muß der Artevelde ein Erzschelm sein.“

„Solche Lästermäuler und Reider giebt es auch in Gent,“ bemerkte der Fuhrmann; „aber sie werden sich wohl hüten, Mher Artevelde offen anzugreifen; man würde ihnen auf der Stelle den Hals brechen.“

„Mag es sein, wie es wolle!“ sagte der Stallknecht; „wenn er mich nicht zwischen meinen Pferden heraußholt“

In diesem Augenblicke erschien die Wirthin auf der Schwelle des rothen Drachens und rief mit scharfer und jerniger Stimme:

„Wouter! Wouter! Was steht Ihr da wieder und schwagt mit den Nachbarn, während wir bis an den Hals in Arbeit stecken! Will der Faulpelz gleich einmal fortfahren, die Kopfsänfte zu reinigen?“

Der Stallknecht ließ die Nachbarn stehen und kehrte beschämt zu seiner Arbeit zurück.

„Goedele!“ rief die Wirthin der Magd zu, „geh' nach der Küche und hilf Godelieve die Hühner rupfen und das Kraut schneiden; aber spute Dich, Kind!“

Das Mädchen wies mit dem Finger nach Gouden-
berg zu und sagte:

„Seht, Der Walgaerde! dort kommen unsere bei-
den Gäste die Gantschiede herunter.“

„So gehe rasch in die Speisefammer und decke den
Tisch, Goedele!“ sprach die Wirthin. „Unsere Gäste
werden frühstücken wollen. Spute Dich!“

Während die Magd hineingegangen war, um den
Befehl auszuführen, erwartete die Wirthin ihre Gäste,
empfang sie mit lachendem Gesicht und freundlichen Wor-
ten und führte sie in ein Nebengemach, wo der Imbiß,
bestehend aus kaltem Fleisch, Eiern, Wein und Bier,
bereits aufgetragen war. Nachdem sie einen Blick auf
den Tisch geworfen hatte, um sich zu versichern, daß es
dort an nichts fehle, ging sie nach der Thür, mit dem
gewöhnlichen Wunsche: „Wohl bekomme es Euch, meine
Herren!“ und wollte das Gemach verlassen; plötzlich je-
doch, als ob ihr etwas einfalle, wandte sie sich wieder
zu den Gästen und sagte, auf einen Steinkrug zeigend:

„Mit Eurer Erlaubniß, meine Herren! Ich empfehle
diesen Wein Eurer besonderen Aufmerksamkeit. Als
Fremde wird es Euch vielleicht angenehm sein, sagen
zu können, daß Ihr Wein aus des Herzogs Weinberge
getrunken habt.“

Die Gäste wunderten sich darüber, und Einer von
ihnen sagte:

„Das soll also Wein sein von den Reben, die wir
heute Morgen in der Warande sahen? In der That,
ich bin neugierig, zu wissen, wie der Brüsseler Wein

schmecken mag. Wir danken Euch herzlich, Wirthin! Aber wie kommt Ihr zu diesem Tranke?"

„Ach!“ antwortete die Wirthin, „mein Mann hat vor vier Jahren einen hübschen Theil Pfennige vorgeschossen, um des Herzogs Schulden bezahlen zu helfen, und man hat ihm dafür von diesem Weine auf Abschlag gegeben. Er ist gut, meine Herren! Wenn man es nicht schmeckte, würde man es nicht glauben, daß sich hinter Goudenberg auf Vorgenbal so edler Wein bauen läßt.“

Bei diesen Worten verneigte sie sich und ging aus dem Gemach.

Sobald die beiden Gäste allein waren, begannen sie stillschweigend zu frühstücken. Es war nichtlich, daß ernste oder trübe Gedanken sie zerstreut machten; denn es verfloss eine geraume Zeit, ehe Einer von beiden Folgendes zu seinem Gefährten sagte:

„Also glaubt Ihr, Mher Denny! daß ihm auch dieses Unternehmen wieder glücken werde?"

„Ich zweifle durchaus nicht daran, Ser van Steenbeke!“ antwortete der Andere.

„Und die Gesandten von Brugge und Ypern? Hat er sie auch schon verführt, daß sie nicht sehen wollen, wo er hinaus soll mit dieser teuflischen Neuigkeit?"

„Man möchte verzweifeln, Ser van Steenbeke! Sie sind rein verblendet über den herrschsüchtigen Artevelde. Er hat ihnen schon wieder mit seinem losen Geschwätz den Kopf so angefüllt, daß sie auf nichts hören und böß werden, wenn man ihnen das Rechte zeigen will. Sie scheinen selbst mit Gleichgültigkeit, ich könnte fast sagen,

mit Verachtung meine Worte anzuhören, als ob es in Gent keinen einzigen Mann von Ansehen mehr gäbe, seitdem dieser Volksbetrüger aufgestanden ist! — Ich habe also nicht viel sagen können; es ist gefährlich, solchen Leuten mit Gewalt die Augen zu öffnen; das könnte unsern Plan für immer mißglücken machen. Aber Ihr, Ser van Steenbecke! Ihr habt wahrscheinlich besser Euern Zweck erreicht bei den Rittern von Brabant und Flandern!“

„Ach! dort war nichts zu machen, Mher Dennyß! Der Oberhauptmann hat sein Spiel zu gut angelegt. Ich weiß nicht, wie er es anfängt; aber alle Ritter, die zu der Tagfahrt gekommen sind, rühmen ihn als ein Wunder von Weisheit. Ich begreife es nicht; es ist, als hätte er Jeden bezaubert. Wißt Ihr, was ich anfangen zu denken, Mher Dennyß? — Ich fange an zu denken, daß wir in der That zu Wenige, zu schwach und zu ungewandt sind, um gegen einen Mann zu kämpfen, dessen Arglist und wachsame Thätigkeit uns vernichten wird. Sollten wir nicht in der That zu klein und er zu groß sein?“

Bei diesen Worten stammte Dennyß' Antlitz vor Wuth auf, und er knirschte sichtlich mit den Zähnen, während um seinen Mund der Haß krampfhaft zuckte.

„Ha!“ rief er, „seid Ihr aus solchem Stoff? Ich nicht, Ser van Steenbecke! Mögt Ihr vor der schweren Arbeit zurückweichen; was mich betrifft, so werde ich mein Ziel verfolgen und es erreichen, das schwöre ich Euch! Er zu groß für mich sein? Habt Ihr noch nie

gesehen, daß das schwache Geisblatt endlich doch die junge Eiche ersticht, an die es sich mit unübertwindlicher Geduld hängt?"

„Ich bewundere Euren Muth, Mher Dennyß! Aber trotz dem werden wir ihn heute doch nicht hindern, ein Bündniß gegen Frankreich zwischen Flandern und Brabant zu schließen. Was sollen wir dann hier thun?"

„Mag er das Bündniß schließen!" rief Dennyß; „darum wird er doch meiner Rache nicht entgehen; ich kann warten, lange warten, bei der Gewißheit, daß ich ihn doch einmal treffen werde."

„Und unser unglücklicher Graf, Mher Dennyß, wird also die Demüthigung erleiden müssen, wider seinen Willen ein Bündniß schließen zu sehen zwischen seinen Unterthanen und Fürsten, welche feindlich gesinnt sind gegen unsern natürlichen Oberherrn und König von Frankreich."

„Was? Oberherrn? Der König von Frankreich unser Oberherr?" rief Dennyß. „Wo nehmt Ihr solche Gedanken her? und was kümmert mich Euer gnädiger Graf und sein ganzes Gespann von Höflingen und Schmeichlern? — Was ich will? Ich will allein den Tyrannen, den herrschsüchtigen Brähler Artevelde stürzen und vernichten, um unsere Stadt Gent und das Vaterland aus der Erniedrigung zu retten. Aber um Gottes willen, redet mit weder von dem Grafen noch von dem Könige, die nicht den Muth, nicht die Macht besitzen, einen ehrslosen Emporkömmling aus dem Wege zu schaffen."

„Die Worte giebt Euch der Zorn ein, Rhet Tenys!“

„Der Zorn? Nein, die kalte Vernunft und das Gefühl gekränkten Rechtes.“

„Wäre ich dessen gewiß, Oberdechant, so würde ich mich nicht länger mit Euch gegen den Oberhauptmann verbinden. Wüßte ich, daß Ihr ein so heißer Feind unseres gnädigen Grafen seid, als Ihr es jetzt in Eurem Verdrusse zeigen zu wollen scheint, so brähe ich alle Beziehung zwischen uns ab.“

Ungebuldig rückte der Oberdechant auf seinem Stuhle hin und her und sagte mit verbissener Wuth:

„Heißer Feind! Wer spricht davon, Ser van Steenbeke? Ich sage Euch, daß es mich schmerzt, unsern Graf sich so feige unter der Gewalt eines ehrfürchtigen Schwärzers beugen zu sehen, und wäre ich auch ein Feind des Grafen, während Ihr eine unbegrenzte Liebe für ihn hegt, wie sollte das unser Zusammenwirken hindern?“

„Es würde dasselbe unmöglich machen und abbrechen.“

„Ganz und gar nicht! Was ist Euer Zweck? Ihr wollt Artevelde's Einfluß vernichten, um die Oberherrschaft des Grafen wieder hergestellt zu sehen, wollt möglicher Weise der Ritterschaft den Sieg über das Volk verschaffen, oder uns mit Frankreich gegen England vereinigen. Es ist mir ganz gleichgültig, aus welchem Grunde Ihr gegen Artevelde kämpft, und so müssen die Beweggründe meines Hasses gegen ihn Euch auch gleichgültig sein. Laßt uns für's Erste unseren ganzen Verstand und unsere ganze Kraft gemeinschaftlich verwenden,

um unsern beiderseitigen Feind zu vernichten. Nachher wollen wir uns um die Beute streiten, wenn es Euch gefällt; und mißfällt Euch diese Erklärung, so sagt es. Ich werde schon allein die Mittel finden, auszuführen, was ich mir vorgenommen habe.“

„Schon gut!“ antwortete Ser van Steenbecke mißvergnügt. „Reden wir nicht länger darüber. Ich werde ebenfalls thun, was mir beliebt, und für meine Ueberzeugung wirken, aber nicht mehr gemeinschaftlich mit Euch, Oberdechant.“

Denns hatte sich durch seinen unbegwinglichen Haß fortreißen lassen, und sah wohl ein, daß er Gefahr lief, einen bedeutenden Bundesgenossen zu verlieren. Er änderte daher plötzlich seinen Ton und sagte:

„Aber, Freund van Steenbecke, Ihr sucht mehr in meinen Worten, als darin steckt; der Aerger über das Mißglücken unseres Versuches ließ mich auch Dinge sagen, die ich eigentlich nicht so denke. Verzeiht mir die kleine Auswallung; wir müssen gemeinschaftlich wirken, bis wir unser Ziel erreicht haben. Ihr seid Ritter, ich bin Bürger; aber haben wir nicht dieselben Ursachen, alle unsere Kräfte daran zu setzen, um den Tyrannen zu stürzen? Liegt die Bürgerschaft, liegt das Volk nicht unter ihm eben so erniedrigt da, wie die Ritterschaft? Müssen wir nicht Alle seinen Befehlen nachgeben und uns vor ihm beugen? Sind nicht Graf und Untertanen, Beide, seine demüthigen Diener?“

„Ach! das ist leider nur zu wahr,“ seufzte van Steenbecke.

„Nun denn! Wer abwartet, der trägt den Sieg davon. Seine Angelegenheiten stehen nicht so gut, wie Ihr wähnt, und wir werden vielleicht schon binnen Kurzem seinen Fall sehen.“

„Hofft Ihr das in der That?“

„Ob ich es hoffe? Ihr wißt doch, daß der König von Frankreich erklärt hat, er werde Flandern durch die Bischöfe in den Bann thun lassen, wenn es sich mit England gegen ihn verbündete. Das vorige Mal hat der Oberhauptmann den Blich der Kirche abgewendet, indem er allerlei Entschuldigungen bei dem Papste geltend machte. Diesmal wird es ihm nicht gelingen; man weiß in Frankreich gewiß, daß der Bann unter keinem Vorwande aufgehoben werden wird; dann kommt unsere Zeit, Freund van Steenbecke. Wenn Niemand in Flandern mehr in die Kirche gehen darf, Niemand mehr Messe lesen und Beichte hören wird, dann werden wir schon zu verstehen geben, daß Artervelde die Schuld an dem Untergange so vieler Christenseelen hat; und folgt darauf Krieg, so werden wir dem Volke schon deutlich machen, wer die eigentliche Ursache der Brandschattungen, Plünderungen und anderer unvermeidlicher Unglücksfälle sei. Leidende und Unzufriedene schenken nur zu leicht Gehör; das Volk wird des Oberhauptmanns müde werden; je höher er gestiegen ist, desto tiefer wird er fallen, und wir werden uns überzeugen, daß, so gering wir auch sind, wir den Tyrannen endlich doch in den Sumpf der öffentlichen Verachtung gestürzt und dort erstickt haben.“

„So weit werden wir nie kommen, Freund Dennyd.“

„Fürchtet Ihr das?“

„Ach! ich wage es nicht, solchen Sieg zu hoffen, wenn ich überlege, wie lange wir schon thätig sind, ohne daß wir seinen mächtigen Lauf haben hemmen oder nur in Etwas hindern können.“

„Ihr wollt, die Frucht soll reifen, ehe der Sommer da ist.“

„Nein, aber ich gebe den Muth auf, weil ich die Frucht noch nicht einmal angefaßt sehe.“

„O, Ihr täuscht Euch, Ser van Steenbeke; die Frucht hat nicht allein schon angefaßt, sondern sie ist bereits auch ziemlich groß und kann bei der ersten günstigen Gelegenheit zur Reife kommen. Hört Ihr denn nicht in Gent und anderswo unter den Rittern wie unter dem Volke Stimmen gegen Artevelde sich erheben und ihn anklagen und die Rache gegen ihn aufrufen?“

„Ja wohl! Doch was vermögen die wenigen Stimmen gegen die große Menge, welche Artevelde in den Himmel heben würde, wenn sie so hoch reichen könnte?“

„Es ist ein Anfang, nur ein Anfang, Ser van Steenbeke! Laßt mich nur gewähren; ich werde ihm schon Hindernisse in den Weg werfen, eine Grube nach der andern zu seinen Füßen graben, und ihm so viele Feindseligkeit zusammenbrauen, daß er den Verstand darüber verlieren soll. Wenn Ihr mir dabei helfen wollt, so würde das desto besser sein.“

„Und worin sollte diese Hülfe bestehen? Ich begreife Euch nicht.“

„Ich will es Euch erklären; aber ich sage Euch vorher, Eure ritterlichen Gedanken müßt Ihr bei Seite lassen. Vergesst nicht, daß wir unser Ziel erreichen müssen und daß es auf die Mittel nicht ankommt.“

„Ich höre,“ sagte van Steenbeek.

Denys beugte den Kopf über den Tisch und wollte nun die ganze Falschheit seines Herzens seinem Gefährten entwickeln; allein er hatte keine Zeit dazu, indem die Wirthin in das Zimmer trat und zu ihren Gästen sagte:

„Meine Herren! unser Knecht, den ich nach dem bläuischen Thore gesandt hatte, kommt eben zurückgelaufen und meldet, daß die Genter Gesellschaft bereits mit dem Wagen bei der Sanct Nikolauskirche ist; Eure Freunde werden also binnen wenigen Augenblicken im rothen Drachen absteigen.“

Als sie dies gesagt hatte, ging sie wieder fort und machte die Thüre zu.

Der Oberbedient stand eilig auf und wollte hinaus.

„Wo wollt Ihr hin?“ fragte van Steenbeek.

„Ich gehe dem Oberhauptmann entgegen, um ihm die Hand zu drücken,“ antwortete Denys mit einem selbstzufriedenen falschen Lächeln.

„Solche Scheinfreundschaft ist doch nicht ehrlich,“ murzte sein Gefährte.

„Wollt Ihr denn, daß ich ihm Tag für Tag ins Gesicht schreie: Ich bin Euer Feind, damit er mir mißtraut und sich vor mir in Acht nimmt? Nein, nein! Ihr handelt anders, das weiß ich; Ihr greift ihn offen an; aber was nützt das? Wenn Ihr im Schöffengerathe

oder sonst irgendwo eine Beschuldigung gegen Artevelde vorbringt, so sagt man: Ja, wir wissen es wohl, er ist sein geschworener Feind, der wird nichts Gutes von ihm sagen — und man glaubt Euch nicht. Ich dagegen, Ser van Steenbecke, ich bin, wenn auch nicht in den Augen des Oberhauptmanns, doch in denen des Volkes Artevelde's guter Freund, und wenn ich etwas gegen ihn sage, so glaubt man es mir leicht. Wißt Ihr denn nicht, daß die Stimme von Jemanden, der seinen Freund bei Anderen anklagt, unheilbarere Wunden schlägt, als ein in Gift getauchter Dolch? Ihr lacht über solche ernste Wahrheit?“

„Zu guter Stunde, ich hätte es beinahe vergessen; aber Ihr erinnert mich daran, und Ihr gebt mir wohl auch den Schlüssel dazu, glaube ich. Euer Sohn und Eure Frau kommen heute mit der Frau und Tochter des Oberhauptmanns, um eine Vergnügungsreise nach Brüssel zu machen. Ich habe vernommen, daß Ihr selber Mher Ghelnoot von Lens ersuchtet, als Schützer der Frauen mitzukommen und sie in Brüssel herumzuführen. Ich begreife die innige Freundschaft wohl, die zwischen den Eurigen und Artevelde's Familie besteht; aber was bedeutet die Gegenwart von Mher Ghelnoot?“

Ein schlaues Lächeln war die Antwort des Oberdechanten.

„Ihr wißt doch wohl,“ fuhr van Steenbecke fort, „daß sonderbare Gerüchte über Mher Ghelnoot und Jungfrau von Artevelde in Brüssel umlaufen? Ich weiß, daß diese Gerüchte falsch sind; aber“

„Kommt, kommt!“ rief Dennyß, mit triumphirendem Blicke. „Das wußte ich nicht, als ich Wber Ghelnoot bat, meine Frau zu begleiten; aber Ihr zeigt mir da Etwas, das wirklich nicht zu versäumen ist; ich danke Euch Ihr geht also dem Oberhauptmann nicht entgegen?“

„Um Alles in der Welt nicht!“

„Also auf Wiedersehen!“

Als Dennyß aus dem rothen Drachen kam und mit einigen Schritten die Ecke des Cantersteens erreicht hatte, sah er die Genter Gesandtschaft von fern mit drei großen Wagen bei der Kapelle von Sancta Magdalena zu den Socken herantrollen. Zwei dieser Wagen waren unbedeckt, der dritte allein bedeckt. In dem ersten Fuhrwerke auf der vordersten Bank saß Galevoet, der Dechant der Zwillichweber, und Pieter Zoetaerde, Schöffe des Gedeelde von Gent; hinter ihnen Jakob Wäsch mit Glacs van Belleghem, Schöffen der Keure. In dem zweiten Wagen befanden sich Jakob von Artevelde, Maes van Baernewyck, der Oberschöffe, Ghelnoot von Lens, Hauptmann des Sanct Nikolauskirchspiels, und Meister Augustyn, der Stadtschreiber von Gent.

Der dritte Wagen, welcher bedeckt war, gehörte eigentlich nicht zu der Gesandtschaft. Er führte frohe Hoffnung und süße Liebe. Auf seiner vordersten Bank saßen Dieren Dennyß zwischen seiner Mutter und Frau Cathelyne von Artevelde, während in der Tiefe des Wagens Christine van Baernewyck, mit der schönen Beerle Hand in Hand, entzückt über diese fröhliche Reise sprachen.

Zu jenen Zeiten waren die Wege sehr unsicher gemacht durch Landstreicher und Räuber. Niemand konnte ohne große Gefahr eine Reise unternehmen, wenn er nicht eine starke Begleitung mit sich führte. Kein Wunder daher, daß einige Gattinnen und Töchter der Gesandten diese Gelegenheit benutzten, um in ihrer Gesellschaft einen Ausflug nach Brüssel zu machen.

Die Nachricht, daß der berühmte Capitain von Gent im rothen Drachen herbergen würde, hatte eine große Menge Volks auf den Weg, den die Gesandtschaft nehmen mußte, gelockt. Jetzt liefen die neugierigen Brüsseler neben den Wagen her und bemühten sich, zu entdecken, wer von diesen Männern wohl Artevelde sein möchte. Nach seiner hochmüthigen Haltung würde man Galevoet, der auf der vordersten Bank des ersten Wagens saß, leicht als das Haupt der Gesandtschaft ansehen können; aber seine breiten platten Ohren und sein dummes Aeußere sagten dem Volke deutlich genug, daß hinter solchem zurückstößendem Antlitz kein großes Gehirn zu finden sei.

An der Ecke des Cantersteens stand die Menge so dicht gedrängt, daß man beinahe nicht hindurch konnte, und nur mit Mühe erreichten die Wagen die Thür des rothen Drachen, wo die Wirthin die Umstehenden als grobe und ungeschliffene Leute ausschalt, und drohte, ihnen einige Eimer Wasser auf den Kopf gießen zu lassen, wenn sie nicht von ihrem Hause wegingen.

Die Gesandten stiegen eilig aus dem Wagen und schritten quer durch das Volk in die Herberge hinein. Als aber der dritte Wagen der Thür des rothen Drachen

sich näherte, zeigte sich plötzlich der junge Herr van Gaesbeke, der Liebingsknappe des Herzogs Johann von Brabant, um den Frauen aus dem Wagen zu helfen. Auf seinen Befehl machten die Brüsseler ehrfurchtsvoll Platz, und nachdem er den Frauen gesagt hatte, daß er damit beauftragt sei, ihnen in der herzoglichen Stadt als Führer zu dienen, gab er ihnen, Einer nach der Andern, die Hand und führte sie in die Herberge. Nachdem jede von ihnen einige Worte mit ihrem Gatten oder Vater gewechselt, und in frohen Worten ihnen ausgedrückt hatte, wie schön sie das bergige Brabant fänden, wurden sie mit Lieven Denys und dem jungen Hofjunker in ein Nebengemach geführt. Die Männer blieben in dem gemeinsamen Saale und ordneten ihre Kleidung, während sie sich eine Kanne Brüsseler Bier vorsetzen ließen.

Ser van Steenbeke hielt sich von dem Oberhauptmanne entfernt, ohne daß sich Jemand darüber wunderte, da sie Alle wußten, daß sie feindlich gegen einander gesinnt seien. Denys hatte dagegen Artevelde die Hand gereicht und schien mehr als Andere mit ihm in freundschaftlichem Tone zu sprechen. Er bemerkte zwar wohl, wie kühl und gleichgültig der Oberhauptmann ihm antwortete; er fühlte sich durch diese stille Verachtung tief verwundet, unterdrückte jedoch seinen Aerger und spielte seine falsche Rolle fort.

Ghelneot van Lens plauderte und scherzte mit einem verkrüppelten Manne, der am Herde saß. Gleich darauf hob er seine Kanne in die Höhe und rief:

„Auf, Genossen! ich trinke zur Ehre unseres Wir-

thes! Wißt Ihr, wer es ist, der dort so schweigsam bei dem Feuer sitzt? Es ist Robrecht Walgaerde, der Bannerträger des Ser van Grimberge, welcher in der Schlacht zum Hellefline Wunder der Tapferkeit verrichtete. Gebt mir die Hand, Robrecht; Ihr habt vielen Blämingern die Knochen gegerbt, nicht wahr? Aber Ihr seid ein kühner Mann!"

Die Gesandten tranken mit frohem Eifer zur Ehre des Wirthes. Jakob Masch allein blieb unbeweglich sitzen und betrachtete den Verstümmelten mit dem Ausdruck der Betrübniß.

„Aber Masch!“ rief Ghelnoot, „nach dem Kriege sind alle tapferen Männer stets gute Freunde.“

„Er ist es, der meinem Bruder den Todesstreich gab,“ antwortete der Schöffe.

„Gutem Bruder?“ fragte der Wirth. „Mit Verlaub, wie hieß er?“

„Pieven Masch war sein Name.“

„Zürnt mir nicht,“ sagte der Wirth; „Guer Bruder hat mich in der Schlacht so verstümmelt, wie Ihr mich seht; ich verwundete ihn am Kopfe. Wir lagen Beide Wochen lang in demselben Bette im Sanct Johannis-Gotteshaufe. Er ist als mein bester Freund gestorben; ich war es, der ihm weinend die Augen schloß. Und wie konnte es anders sein? Wir blieben einander ja nichts schuldig! . . . Nun seht, mein Herr! ich hebe meinen Becher auf zum theuren Andenken meines seligen Freundes, Gures Bruders.“

Betrübt ergriff Jakob Masch seine Kanne und sprach:

„Zu Eurer Ehre, tapferer Nobrecht Walgaerde!“

In diesem Augenblicke kamen die Frauen in vollem Lauf aus dem Nebengemach. Der junge Hofknappe hielt Jungfrau Christine van Baernewynd bei der Hand, während Lieven Denys aus Verschämtheit über sein Glück erröthete, als er mit seiner geliebten Veerle vor den Gesandten erschien. Frau Artevelde folgte mit Lieven's Mutter.

„Herr van Gaedbeke,“ sagte der Oberhauptmann, „ich empfehle die Frauen Eurer Fürsorge. Ihr wißt, was Euer Herr Vater mir versprochen hat; ich bin sicher, daß Brabants schönster Junker weiß, wie man auf Reisen die Zeit am Angenehmsten verbringen soll.“

„Laßt Euch das nicht kümmern, Mher Artevelde!“ antwortete der Knappe; „ich bin auf Befehl des Herzogs stets der Führer aller Frauen. Während Ihr Herren Euch an den Hof begeben, werde ich mit meiner Gesellschaft ganz Brüssel durchkreuzen und ihnen alles Sehenswerthe zeigen: Warande, Dudenburg, Kirchen, Steene, Hospitäler und Thore, und wenn noch Zeit bleibt, so wollen wir in einem der herzoglichen Wagen nach dem Nieuwen-Bosch fahren; laßt mich nur gewähren!“

Er grüßte die Gesandten höflich und wollte mit seiner Gesellschaft den rothen Drachen verlassen; aber Veerle, ihn zurückhaltend, eilte auf Ghelnoot von Lens zu, faßte diesen freundlich bei der Hand und sagte zu ihm:

„Nein, nein, Mher Ghelnoot! Ihr gehört nicht zur Gesandtschaft; Ihr müßt mit uns gehen. Wir sind gekommen, um uns zu vergnügen, und da darf uns doch

der fröhlichste Mann in ganz Gent nicht entwischen? Rein, nein! ich lasse Euch nicht los; Ihr müßt mit!"

Wber von Lens wollte sich entschuldigen, um bei den Gesandten bleiben zu können. Man sah deutlich, daß er nicht große Lust hatte, mit den Frauen umherzuwandeln. Als ihn jedoch Geeraert Dennyß auch an sein Versprechen erinnerte, leistete er nicht länger Widerstand und folgte dem Hofjunkler und Lieven, der sie bei dem Hinausgehen darauf aufmerksam machte, daß sie versprochen hätten, seinen Vetter, Jakob Dennyß van Geeraertsberge, und dessen junge Frau aus dem gekrönten Schwerte abzuholen und sie mitzunehmen.

Raum hatten die Genter einige fröhliche Bemerkungen gemacht über den Ausdruck der Freude, der die Gesichter der Frauen belebte, als bereits in der Herberge ein herzoglicher Wappenbote erschien, der sie ersuchte, ihm an den Hof zu folgen. Sie warfen ihre Mäntel um, wünschten ihrem Wirthse Lebewohl bis auf Weiteres und verließen mit dem Wappenboten das Haus.

Die Dudenborg, der Palast der Herzöge von Brabant, stand oben auf dem Goudenberge gegen das Vortgenthal zu. Sie war ursprünglich nur ein starker Steen mit hohen Thürmen und festen Mauern; in den lezten Zeiten hatten jedoch die Herzöge sie sehr vergrößert und neue geschmackvolle Gebäude daran aufführen lassen. Was indeß auf den ersten Anblick das Merkwürdigste schien, war der weite Turnierhof, in welchem Stochspiele

und Ritterkämpfe gehalten wurden. Diese Ebene, die sich vor dem Giebel des Palastes erstreckte, war von einer Einfassung von behauenen Steinen, aus welcher viele schlanke Säulen in die Höhe stiegen, umgeben.

Innerhalb des Palastes zählte man einige zwanzig prächtige Gemächer, welche des Herzogs Hausgesinde und Gefolge bewohnte. Der große Staatsaal lag im Erdgeschoße, nicht weit von der Hauptthür. Sein Schmuck bestand hauptsächlich in einem sehr kunstreichen Ramin und in Wänden von geschnitztem Eichenholze, in welchen der brabantische Löwe zwischen allerlei anderem Bildwerke wohl hundertmal gezählt werden konnte.

In diesem Saale wurde die Tagsahrt gehalten.

Der Herzog von Brabant, Johann der Dritte, saß an dem oberen Ende mit dem Könige von England, auf etwas höheren Stühlen. Neben ihnen standen zahlreiche Ritter, unter welchen sich die Herren van Leefdale, van Grimberge und van Gaesbeke durch die ungemeine Pracht ihrer Kleidung auszeichneten. Längs den Seiten des Saales im Kreise hatten die Abgeordneten der Städte von Brabant: Brüssel, Antwerpen, Leuven, Leuw's, Hertogenbosch, Nyvel und Thienen; sowie die der Städte von Flandern: Gent, Brügge, Yperen, Kortrijk, Audenaerde, Aelsst und Geertoberge, ihre Sitze eingenommen. Vor dem Herzoge stand eine Tafel, an der zwei Schreiber, deren Hände auf aufgerollten Pergamenten ruhten, sich bereit hielten, die Vorgänge und Reden aufzuzeichnen. Eine eben solche Tafel für die Abgeordneten oder deren Schreiber befand sich unten im Kreise.

Diese feierliche Versammlung ward durch eine Rede des Herzogs Johann eröffnet, in welcher dieser Fürst den Abgeordneten klar zu machen suchte, daß Brabant und Flandern gleiches Interesse hätten, die Freundschaft Englands zu erhalten. Er wies nach, daß die meisten Stoffe, welche der Gewerbefleiß in den Niederlanden verbrauche, aus England eingeführt werden müßten, und daß daher eine Feindschaft mit diesem Lande nothwendig Armuth und vielleicht Hungersnoth zur Folge haben würde, wie Flandern dies leider schon erfahren habe. Darauf bewies er, daß der Krieg zwischen England und Frankreich unvermeidlich sei, und setzte auseinander, wie weder Flandern noch Brabant dem Kriege fern bleiben könnten, und daß sie selbst gegen ihren festen Willen hineingezogen werden würden. Denn, was Flandern beträfe, so könne der Krieg wohl nicht anders geführt werden, als zum Theil auf dessen Boden, und da der König von England nun wohl unwiderruflich beschlossen habe, sobald wie möglich die Waffen gegen Frankreich zu erheben, so möchten die flämischen Städte wohl erwägen, wen sie zum Freunde und wen sie zum Feinde haben wollten. Was Brabant beträfe, sagte der Herzog, so sei dieses Willens, da es doch von der Neutralität absehen müsse, sich mit dem Könige von England zu verbinden.

König Eduard nahm hierauf das Wort und erklärte, wie er sich zu diesem Kriege gezwungen sähe durch das ihm zugesügte Unrecht. Er bewies, daß er allein ein Recht habe auf die Erbschaft der Krone von Frankreich,

durch seine Mutter, welche die Tochter des verstorbenen Königs, Philipp's des Schönen, und Schwester der drei letzten Könige, die sämmtlich ohne männliche Erben gestorben seien, gewesen sei; daß aber Philipp von Valois durch Verstärkung des salischen Gesetzes habe anders auslegen lassen und eine Verschwörung zu Stande gebracht habe, um ihm sein Recht zu rauben, was ihm auch bisher geglückt sei. Ferner bemerkte er, gleich dem Herzoge, so sehr es ihn auch schmerze, so könne er sich doch nicht enthalten, den flämischen Boden mit seinem Heere zu betreten, da der Krieg natürlicher Weise an den Grenzen von Flandern beginnen müsse. Demgemäß setze er sich verpflichtet, Flandern zu nöthigen, zwischen seiner Freundschaft und der Philipp's von Valois eine entscheidende Wahl zu treffen, indem er hoffe, daß die Fläminger sich aller Dienste, welche er ihrem Lande erweisen, erinnern, und ihm mit bewaffneter Hand beistehen würden, als ihrem natürlichen Bundesgenossen und demjenigen, dessen Recht gekränkt worden sei.

Ein Abgeordneter von Antwerpen unterstützte die Worte der beiden Fürsten, schloß jedoch mit der Erklärung, daß seine Gemeinde ihrem Gesandten nicht die Macht gegeben habe, sie zu irgend etwas verbindlich zu machen, weil die Schöffenbank von Antwerpen ihren Beschluß dem zu unterwerfen gedenke, was Flandern thun werde, da bei den gegenwärtigen Verhältnissen diese Grafschaft durch ihre Lage und Macht über das Schicksal des bevorstehenden Krieges entscheiden könne.

Die meisten Abgesandten der brabantischen Städte

sprachen in diesem Sinne. Der Herzog wandte sich nun zu den Gesandten von Flandern und fragte sie:

„Nun denn, meine Herren und guten Männer von Flandern! was ist die Ansicht der Gemeinen, die Euch zu unserer Tagfahrt sandten? Ich frage zuerst die Vertreter Abgeordneten.“

Naes van Waernewyck stand von seinem Sessel auf und antwortete:

„Gnädige Fürsten, Ritter und guten Männer! Die Gemeinde von Gent, durch ihre Obrigkeit vertreten, hat mit größerer Mehrzahl beschlossen, daß man sich bemühen solle, mit England ein Bündniß gegen Frankreich zu schließen. Am liebsten hätte sie alle Opfer gebracht, um die Neutralität Flanderns aufrecht zu erhalten; da dies jedoch unmöglich geworden ist, so weicht sie der Nothwendigkeit und wird, wenn keine unbezwinglichen Hindernisse sich in den Weg stellen, in diesem Kriege auf Englands Seite treten. Dieser Beschluß ist nicht durch Einheit der Stimmen gefaßt worden; es waren auch einige Schöffen der Meinung, daß wir durch frühere Verträge verhindert seien, uns gegen Frankreich zu erklären, und da die Gemeinde von Gent zum Grundsatz hat, daß alle Ansichten bei den Verathschlagungen über ihre Interessen vertreten sein müssen, so hat sie ihre Gesandtschaft in diesem Sinne erwählt. Es befinden sich hier bei der Tagfahrt auch Abgeordnete von Gent, deren Gedanken nicht mit den Gedanken der Mehrzahl übereinstimmen. Ich meine — mit Eurer Genehmigung, gnädiger Herr! — daß man Diejenigen zuerst reden lasse,

welche sich gegen den Plan der Bundesgenossenschaft mit England aussprechen wollen. Dann können wir vor den Abgeordneten der anderen Städte ihre Gründe untersuchen und die wichtige Frage, die uns hier vereint, prüfen und beleuchten.“

Raum hatte sich der Oberschöffe wieder gesetzt, so stand Ser van Steenbecke auf und sprach:

„Gnädige Herren und gute Männer! Ich erkenne, daß Flandern als das Land des Handels und Gewerbes mehr Interesse hat an einem Bunde mit England, als mit Frankreich. Aber für weit wichtiger halte ich die Treue eines geschworenen Eides. Wer wird hier zu behaupten wagen, daß die Völker ihr Wort eher brechen dürfen, als einzelne Leute? Und würde man nicht an uns denselben Meineid üben, den wir jetzt gegen Frankreich begehen zu wollen scheinen? Seit drei Jahren besteht ein Vertrag, durch unsere Fürsten zwischen Prabant, Hennegau und Flandern geschlossen, durch welchen diese Länder sich verpflichten, einander gegen alle Feinde, ausgenommen gegen Frankreich, beizustehen. Demzufolge können wir nicht gegen Philipp von Valois Krieg führen, ohne das Bündniß unrechtmäßig zu brechen. Ginnert Euch, gnädige Herren und gute Männer! daß alle Städte und Gemeinen von Prabant, Flandern und Hennegau dieses Bündniß unter einander beschworen haben. Ich weiß nicht, was in Folge dieser Tagfahrt beschlossen werden wird; aber ich bin versichert, daß das Volk von Flandern sich gegen einen solchen Meineid erheben würde, wenn man sein Gewissen und seine Seele

damit belassen wollte. Ich meine gleicher Weise, daß die guten Männer von Brabant ebenso wenig, wie die Bläminger, einen Eid werden brechen wollen, sie, welche berühmt sind wegen ihrer Treue und Redlichkeit! — Auf der anderen Seite wundert es mich sehr, daß wir hier als Vertreter von Flandern betrachtet werden, auf einer Tagfahrt, bei der unser Fürst nicht zugegen ist. Er weist dieselbe demgemäß ab und wir begehen eine That der Ungehörigkeit und des Aufruhrs durch unsere Anwesenheit.“

Ger van Steenbeke's Worte übten einen tiefen Eindruck auf die Gemüther der meisten brabantischen und flämischen Abgeordneten aus, und viele nickten mit dem Kopfe zum Zeichen der Bestätigung oder wenigstens des Zweifels.

Denns suchte Artevelde's Antlitz zu erforschen, um nachzuspüren, welchen Eindruck dieses Widerstreben auf sein Gemüth machte. Er fand jedoch nichts auf demselben, als vollkommene Ruhe, welche zu Zeiten durch ein leises Lächeln unterbrochen wurde.

Der Oberschöffe van Baernewyl stand auf und bemerkte:

„Unser gnädiger Herr, der Graf von Flandern, ist von dem Herzoge von Brabant freundlich eingeladen und von der Gemeinde von Gent ehrfurchtsvoll gebeten worden, sich zur Tagfahrt zu begeben. Er hat geantwortet, Krankheit verhindere ihn und er würde später sehen, ob er das, was man hier beschlösse, genehmigen könne. Wir haben also unserem Herrn Grafen gegen:

über unsere Pflicht erfüllt und Niemand darf uns der Unehrerbietigkeit oder des Ausrufes beschuldigen.“

„Ich glaube es wohl,“ fiel Jan Galevoet dem Oberschöffen in die Rede; „unser Herr Graf hat diese Ausflucht nur gesucht, weil er nicht wußte, wie er anders dem Verlangen der Gemeinde entgegen sollte; aber seid versichert, daß er nur mit Schmerz das, was hier vorgeht, betrachtet.“

„Ich meine,“ antwortete der Oberschöffe würdevoll, „daß Niemand von uns das Recht habe, die Worte unseres Fürsten öffentlich anders auszulegen, als sie lauten. Die Pflicht zwingt uns, ohne das mindeste Bedenken, die Antwort unseres gnädigen Herren anzunehmen, und es wundert mich sehr, und hier der Unehrerbietigkeit beschuldigen zu hören von Männern, welche die Redlichkeit unseres Grafen auf dieser Tagfahrt selbst in Zweifel zu ziehen wagen.“

Galevoet erröthete vor Schaam und Aerger; er murmelte noch einige Worte und wandte dann unwillig sein Antlitz von dem Oberschöffen ab.

Nun stand Geeraert Denny auf und sagte mit scheinbar kaltem Tone, jedoch mit zornigem Antlitz, das wenig mit seinen gezwungenen Worten übereinstimmte:

„Gnädige Herren und gute Männer! Ich bin wahrlich kein Freund des Königs von Frankreich; jeder, der mich kennt, weiß das hinreichend. Nichtsdestoweniger, wie sehr es mich auch betrübe, muß ich hier erklären, daß ich ein Bündniß zwischen England und Flandern für unmöglich halte. Die Gründe, welche mein Genosse, Ser

van Steenberke, vor Euch geltend gemacht hat, sind in der That gewichtig genug, um Jeden zu bewegen, zweimal hinzusehen, bevor man sich zu der angedeuteten Eidbrüchigkeit entschließt. Auch giebt es noch ein bedeutendes Hinderniß zwischen England und Flandern. Ihr wißt, daß der Papst im Jahre 1309 den König von Frankreich hat, einen Kreuzzug gegen die drohenden Türken zu unternehmen. Der König versprach es zu thun, wenn die Vläminger feierlich schwören wollten, daß sie ihm in den Krieg folgen und ihm treu bleiben würden. Die vlämischen Gemeinen haben diesen Eid freiwillig abgelegt und der Papst hat hierauf dem Könige von Frankreich eine Bulle ertheilt, durch welche den französischen Bischöfen die Macht zuerkannt wurde, Flandern in den Bann zu thun, sobald dessen Bewohner diesen Eid brächen. Es ist wahr, der König von Frankreich hat den Papst betrogen und den Kreuzzug nicht unternommen; es ist wahr, daß die Bulle vor den Vlamingern geheim gehalten worden ist, so daß man sich derselben als Ueberraschung in wichtigen Verhältnissen bedienen konnte. Trotz dem Allem aber besteht die Bulle, und die Macht, welche sie Frankreich zuerkennt, ist durch den Papst nicht aufgehoben worden. Demzufolge wird Flandern in den Bann gethan werden, sobald es sich mit England verbündet. Der Krieg wird gewiß lange währen, das sieht Jeder ein. Nun frage ich Euch, vlämische Genossen! habt Ihr wohl erwogen, welche Folgen aus einem auch nur einjährigen Banne entspringen können? Keine Messe, keine Beichte, keine Taufe! Alle

Kirchen geschlossen! Niemand in geweihter Erde begraben! Unsere Frauen, unsere Kinder, unsere Eltern, unsere Brüder, welche Gott während dieses Zeitraums zu sich rufen kann, unfehlbar den höllischen Flammen überwiesen! Dürfen wir das Unrecht begehen, um politischer Vortheile willen so viele Seelen den Klauen des Teufels zu überliefern und Gott zu entziehen? Und wären wir auch gefühllos genug, das zu beschließen, meint Ihr, daß das flämische Volk bereit sein werde, sein Gewissen so zu belasten und ein Jahr lang in der Gefahr ewiger Verdammniß zu leben? Nein, nein! hofft das nicht! Nach einem Monate schon würde sich in allen Städten und Gemeinen Empörung zeigen und das Volk sich von selbst in die Arme des französischen Königs werfen, um von dem Banne erlöst zu werden. Dieser Bürgerkrieg kann mein Vaterland in den tiefsten Abgrund des Glücks stürzen. Ich will nicht die Hand zu solchem unermesslichen Jammer leihen, und ich hoffe, daß sich unter den Abgesandten der flämischen Städte noch vorsichtige Männer befinden, die mit mir zurückschrecken vor dem drohenden Unglück.“

„Was der Abgeordnete von Gent da gesagt hat, ist wohl wahr,“ bemerkte ein Abgeordneter aus Opern.

Unter den Abgeordneten der flämischen Städte zeigte sich eine unruhige Bewegung, aus der man deutlich entnehmen konnte, daß die Worte des Oberdechanten viele überrascht und in ihrer Ansicht schwankend gemacht hatten.

Die Berathung fiel im Ganzen nicht zum Vortheile des Königs Eduard aus. Auch sah man tiefe Niederge-

schlagenheit auf seinem Gesichte, während Herzog Johann ungeduldig die Hände ballte. Die Genter Gesandten, welche für den Entwurf gestimmt hatten, schienen indessen über den Ausgang wenig bekümmert; sie wußten zu gewiß, daß die Sache am Schlusse doch eine ganz andere Wendung nehmen würde.

Unter den Abgeordneten der anderen Städte sahen alle, die einem Bunde mit England günstig waren, auf Artevelde, als denjenigen Mann, dessen Beredsamkeit und erfindertischer Geist noch Alles retten könne. Wahrscheinlich war der Oberhauptmann auch selbst der Meinung, daß es jetzt Zeit sei, der Versammlung die Ueberzeugung zu geben, ein Bündniß mit England sei nicht allein möglich, sondern sogar nothwendig und vortheilhaft. Er stand auf und sprach:

„Gnädige Herren und gute Männer! Gehe ich mir die Freiheit nehme, Euch meine Ansichten über den wichtigen Plan, der uns bei dieser Tagfahrt beschäftigt, zu entwickeln, ersuche ich den Herrn Herzog von Brabant um die Erlaubniß, an meine Genossen, die das Wort vor mir geführt haben, eine Frage zu richten. — Ich frage also Nher Denys, ob er einwilligen würde, daß Flandern die Waffen gegen England und für Frankreich ergreife?“

Der Oberbedient fühlte, daß Artevelde ihm eine Falle legte und seine Falschheit vielleicht vor Aller Augen offenbaren würde. Diese Furcht trieb schon im Voraus die Röthe des Zorns auf seine Stirn, und er antwortete, beinahe bebend vor Aerger:

„Es wundert mich, daß Ihr eine solche Frage an mich zu richten wagt!“

„Habt die Güte, mir gefälligst zu antworten,“ entgegnete der Oberhauptmann gelassen.

„Nein! niemals würde ich zugeben, daß Flandern im Dienste Frankreichs die Waffen ergriffe,“ rief Denys erbittert.

„Wißt Ihr denn ein Mittel, Wher Denys, um dem Kriege zu entgehen?“ fragte Artevelde nochmals.

Durch diese Frage überrascht, suchte der Oberbedient eine Antwort; aber seine Einbildungskraft ließ ihn im Stiche und er blieb sprachlos sitzen.

„Also,“ fuhr Artevelde fort, „Wher Denys will nicht, daß Flandern mit Frankreich gehe, und giebt doch nichts destoweniger zu, daß wir gezwungen seien, uns für einen der beiden Könige zu erklären, weil wir den Krieg nicht vermeiden können. Kennt Wher Denys vielleicht ein Mittel, um Flandern aus der Verlegenheit zu retten, worin es sich befindet, so rede er. Ich werde der Erste sein, um ihm im Namen des Vaterlandes für diese Wohlthat zu danken.“

Voll Schaam und verbissener Wuth saß Denys auf seinem Stuhle, ohne eine Antwort finden zu können. Glücklicher Weise rettete Ser van Steenbeke ihn aus der Verlegenheit, indem er selbst das Wort nahm.

„Dieses Mittel,“ sagte dieser mit Nachdruck, „ist so weit nicht zu suchen. Flandern braucht nur zu erklären, daß es keinen Theil an dem Kriege nehmen und seine Neutralität behalten wolle. So kann es wenig:

stend seinen Eidn getreu bleiben und dem Unglücke entgehen, von welchem es bedroht wird.“

„Dieses Mittel würde in der That vortreflich sein,“ antwortete der Oberhauptmann, „wenn es nur überhaupt möglich wäre. Vergeßt nicht, was dieser Krieg sein wird. Er kann nur mit der Belagerung der französischen Städte an unseren Gränzen begonnen werden. Zwei bedeutende Heere werden also wechselseitig unsern Boden betreten und daselbst rauben und brennen zum Verderben der Einwohner von Westlandern und zur großen Erniedrigung des ganzen Landes. Das können wir nicht geschehen lassen; wir würden also demgemäße unsere Grenzen zu bewachen haben; aber wie? Senden wir ein kleines Heer, so wird keiner von beiden Königen sich durch dasselbe in der Entwicklung seiner Kriegsplane hindern lassen und sich dem Verluste oder der Niederlage bloßstellen wollen; unsere Truppen würden aber bald vernichtet sein. Senden wir aber ein größeres Heer hin, so vergeht keine Woche, und wir sind bereits mit der einen oder der anderen der kämpfenden Mächte handgemein geworden. So also, unvorbereitet und ohne selbst unseren Bundesgenossen gewählt zu haben, würden wir in den Krieg verwickelt werden. Ich frage hier alle Gegenwärtigen, Ritter wie guten Männer, und bitte sie, zu erklären, ob es nach ihrer Meinung möglich sei, daß Flandern diesem Kriege entgehe, sobald sich der König von England unwiderruflich zu dem Kampfe mit Frankreich entschlossen hat.“

Ein allgemeines Schütteln mit dem Kopfe bestätigte

Artevelde's Worte. Er schwieg eine Weile, als wolle er die Gegner des Bündnisses sprechen lassen. Da er jedoch keine Antwort von ihnen erhielt, so fuhr er fort:

„Gnädige Herren und gute Männer! Man hat hier gesagt, daß Brabant und Flandern ihren feierlich geschworenen Eid brechen würden, wenn sie Jemanden Hülfe gegen Frankreich liehen. Man hat gezeigt, welcher ein schreckliches Unglück für Seele und Leib der Mann der heiligen Kirche über Flandern bringen könne, wenn dieses Todesurtheil eine Zeit lang und drücken müßte. Ich bekenne, daß diese Hindernisse äußerst wichtig und vielleicht unüberwindlich sein würden, wenn sie beständen; aber sie bestehen nicht.“

Diese Worte überraschten die Mitglieder der Versammlung sehr. Sie blickten starr und verwundert auf den Oberhauptmann, und schienen eine nähere Erklärung zu verlangen. Artevelde befriedigte jedoch ihre Neugier nicht, sondern sich zu dem Könige von England wendend, sagte er:

„Edler Herr König! Ich bitte um Verzeihung, wenn ich im Namen meines Vaterlandes einige gewichtige Fragen an Euch richte. . . . Wenn es mir gestattet wird, frage ich Euch, Eduard, König von England: Im Fall Ihr durch den Beistand der flämischen Städte Euer gekränktes Recht wieder hergestellt sehet und König von Frankreich werdet, wollt Ihr Flandern alle seine Freiheiten unvermindert und unbestritten lassen?“

„Das werde ich thun und gebe darauf mein Ritterwort!“ antwortete Eduard.

„Würdet Ihr Flandern alle Provinzen und Städte, die man ihm fälschlich geraubt hat, Ruffel, Douai und Orchies, zurückgeben?“

„Ich habe es bereits viele Male feierlich versprochen!“ sagte der König.

„Und Terowaen und Doornik?“ setzte Artevelde seiner vorigen Frage hinzu.

Dieses neue Verlangen setzte Eduard in äußerste Verwunderung. Er hatte mit Artevelde bereits so viele Verhandlungen gehabt, daß er im Voraus Alles wissen zu können glaubte, was die flämischen Gemeinen von ihm fordern würden. Die Lage, in der er sich befand, gestattete ihm indessen nicht, lange zu zögern, und er antwortete daher mit leichter Unzufriedenheit:

„Und auch Terowaen und Doornik!“

Der Oberhauptmann warf einen raschen Blick auf Meister Augustyn, den Stadtschreiber von Gent, der an der Tafel saß und schrieb.

„Würdet Ihr die päpstliche Bulle von 1309 der Gemeinde von Gent überliefern, nebst allen Briefen, Schuldbekennnissen, Buzurtheilen und Verbindlichkeiten jeder Art, welche Frankreich gegen und geltend macht und von denen die Obrigkeit jeder Stadt Euch ihre Liste überreichen würde?“

„Das scheint mir recht und billig, und ich werde es thun,“ sagte Eduard.

Sich dann zu den Gesandten der Städte wendend, sprach Artevelde also:

„Gute Männer von Brabant und Genossen von Flandern! Erinnert Euch in diesem feierlichen Augenblicke, was die Geschichte dieser letzten Jahrhunderte und lehrt. Frankreich ist ein mächtiges Land, dessen zahlreiche Ritterschaft genährt wurde mit dem Gedanken, daß auf dem Schlachtfelde allein Ruhm und Ehre zu holen sei. Durch diese Kampflust in den Sitten seiner Einwohner wird dieses Land beständig zum Kriege angetrieben; seine herrschsüchtigen Könige streben seit Jahrhunderten darnach, alle angrenzenden Nationen ihrem Scepter oder ihrem Einflusse zu unterwerfen. Die Natur hat Frankreich längs den Niederlanden keine Gränzen gegeben, darum will es sich rastlos nach dem Norden ausbreiten; es hat bereits einen guten Theil von Flandern durch Betrug und List bewältigt und glaubt auch Gent selbst dereinst noch in seine Macht zu bekommen. Natürlich, dort hat ja auch die Natur weder hohe Berge noch breite Ströme der französischen Gewinnsucht als Schranken hingestellt. . . . Demzufolge, auf Flandern folgt Brabant, und so immer weiter seinen Riesenarm ausstreckend, würde Frankreich vielleicht in Zukunft alle niederländischen Stämme unter seine Herrschaft bringen, wenn wir jetzt nicht eine unerschütterliche Mauer aufrichten zwischen unserem Vaterlande und dessen südlichen Nachbarn. Erwägt gleichfalls, daß wir, vom Norden abstammend, eine andere Sprache reden und andere Sitten haben, als die Franzosen, daß wir durch Handel und Gewerbefleiß unser Gedeihen finden, während unsere streitsüchtigen Nachbarn ihren Ruhm allein in Kriegen

und Ritterkämpfen suchen. Jeder von uns fühlt, daß wir, deutsche Stämme, nur verlieren können bei einer Bundesgenossenschaft mit Völkern, welche aus ganz anderem Blute stammen und andere Nothwendigkeiten, als wir, zu erfüllen haben. Wir kämpfen auch seit Jahrhunderten gegen den verderblichen Einfluß, der von dort wie ein bleiernes Gewand auf uns drückt. Wohl denn, die Stunde ist gekommen, um uns auf ewig von dieser Sklaverei zu erlösen und unsere Unabhängigkeit zu gewinnen. Ich bin überzeugt, daß es weder in Brabant noch in Flandern an Helden fehlen werde, dieses patriotische Werk auszuführen. Wir brauchen deshalb nicht meineidig zu werden, noch haben wir den Bann der Kirche zu fürchten: — denn was sagt unser Eid? Daß wir dem Könige von Frankreich treu sein sollen? Aber ich bitte Euch Alle, wie Ihr hier seid, antwortet mir auf die Frage: Wer ist denn der rechtmäßige König von Frankreich?“

Die Blicke Aller wandten sich dem Könige von England zu.

„Wahrlich, Genossen!“ fuhr Artevelde fort, „Philipp von Valois ist der gesetzliche Erbe der Krone von Frankreich nicht! Kein Anderer, als der edle König Eduard, hat das Recht, Ansprüche auf das Scepter des heiligen Ludwigs zu machen. Ihr erkennt das Alle an; ganz Flandern, ganz Brabant ruft es laut. Ich frage Euch demgemäß: Wenn wir dem Eide treu bleiben wollen, der uns verpflichtet, dem Könige von Frankreich Beistand zu leisten, mit wem müssen wir uns verbünden,

um nicht meineidig zu werden? Mit Philipp von Valois oder mit König Eduard?"

„Mit König Eduard! mit König Eduard!“ rief die ganze Versammlung, während der englische Fürst den Abgeordneten mit einem Zeichen der Hand dankte.

„Was den Bann betrifft,“ fuhr der Oberhauptmann fort, „dieser schändlichen Waffe der französischen Könige entgehen wir durch dieselbe geistliche Erklärung. Die Äbte von Flandern und der Bischof von Lüttich haben beschlossen, Abgeordnete zu dem heiligen Vater zu senden, um ihm im Namen der niederländischen Geistlichkeit zu beweisen, daß nach allem göttlichen und menschlichen Rechte die verleihe Bulle gemisbraucht wird, und ihn anzuflehen, dieselbe zu vernichten. Bis die Antwort des Papstes eingetroffen ist, wird man keine Kirche in Flandern schließen und nirgends den Gottesdienst unterbrechen Eure Pflicht ist es, edler König Eduard, vor Fürsten und Völkern zu zeigen, daß Ihr wirklich König von Frankreich seid. Keine Urkunde empfangen fortan Euer Siegel, wenn Ihr nicht in derselben als König von Frankreich genannt seid. Von morgen an glänze auf Eurer Schilde die französische Lilie neben dem englischen Leoparden, und einstimmig werden alle Niederlande Euch begrüßen als Frankreichs einzigen und rechtmäßigen Fürsten!“

Diese letzten Worte hatte Artevelde mit noch mehr Kraft und Eifer gesprochen; kaum schloß er daher seine Rede, so erhob sich alsbald die ganze Versammlung, mit Ausnahme Ser van Steenbecke's und Calvoet's, und rief jubelnd aus:

„Heil! Heil Edward, König von England und Frankreich!“

Man konnte Geeraert Derys' Stimme vor allen anderen deutlich heraushören. Da er die Unmöglichkeit sah, Artevelde an der Ausführung seines Plans zu hindern, heuchelte er nun in seiner Hinterlist, daß er durch dessen Gründe überzeugt sei, und jubelte lauter, als die Anderen.

Van Steenbeeke und Galevoet drückten dagegen ihr Mißvergnügen durch ungestüme Worte und Geberden aus; doch gab Niemand darauf Acht.

Nachdem der König und der Herzog nebst zwei brabantischen Rittern noch das Wort genommen hatten, um den Gesandten zu danken oder das Vorgetragene zu bestätigen, begannen die Abgeordneten der Städte mehr im Besonderen über die Bedingungen des Bündnisses und die Mittel, dasselbe sobald wie möglich bei ihren Städten zur Annahme zu bringen, zu berathen. Man schloß endlich mit der Uebereinkunft, daß binnen zwanzig Tagen, und zwar am nächsten 3. December, eine neue Tagfahrt zu Gent berufen werden solle, um den Vertrag der Bundesgenossenschaft zu unterzeichnen.

In dem Augenblicke, in welchem viele Gesandte erwarteten, daß die Versammlung aufgehoben werden würde, stand Artevelde nochmals auf und verkündete, daß er im Namen der Stadt Gent noch einen sehr wichtigen Vortrag zu halten habe. Sobald Jeder ihm seine Aufmerksamkeit zuwandte, sprach er, wie folgt:

„Gnädiger Herzog, und Ihr guten Männer der Städte von Brabant und Flandern! Wir begen seit vie-

len Jahren gemeinsam das Gefühl, daß eine feste Verbindung zwischen den Niederlanden zu Stande gebracht werden müsse. Wollen wir, kleine, zerbröckelte Staaten, anders einige Macht besäßen gegen die größeren Reiche, die uns auf allen Seiten umgeben, so müssen wir keinen Versuch zur Einträchtigkeit und Verschmelzung scheuen. Die Stadt Gent ist der Meinung, daß die Zeit gekommen sei, um zwischen allen Niederlanden, und selbst zwischen den Gebieten, die diesseits der französischen Gränzen gelegen sind, ein unzerstörbares Bündniß zu schließen. Sie zweifelt nicht an der Zustimmung von Brabant und dem Hennegau; aber sie will, daß mehr Grafschaften und Völker gezwungen werden, dieser Verbindung beizutreten. Gewalt zu diesem Zwecke zu gebrauchen wäre unrecht und unklug. Nur durch Interessen des Handels und Gewerbfleißes glaubt sie alle niederländischen Völker dahin zu bringen, es als eine Gunst zu betrachten, wenn man sie auffordert, in unsern Bund zu treten. Am Schlusse dieser Versammlung wird der Oberschreiber von Gent jeder Gesandtschaft eine Abschrift von dem Vertrage für die gemeinschaftliche Vertheidigung und den freien Handel überreichen, und wir ersuchen Euch, ihn Euren Gemeinen zur Berathung und Genehmigung vorzulegen. Damit Ihr jedoch sogleich einen Begriff von den Gründen bekommt, auf denen er ruht, bitte ich Euch um die Erlaubniß, Euch dieselben kurz vorzutragen. Dieses neue Bündniß soll zuerst geschlossen werden zwischen Flandern und Brabant, jedoch in der Art, daß später auch jedes andere Herzogthum oder jede Grafschaft bei-

treten kann, wenn es die Bedingungen beschwören will. Diese Bedingungen, die Ihr in der geschriebenen Mittheilung weitläufiger entwickelt findet, sind folgende:

„Die verbündeten Lande sollen weder Krieg führen noch Frieden schließen ohne gegenseitige Zustimmung.

„Dasjenige verbündete Land, welches vom Feinde angegriffen wird, soll von den anderen als eigener vaterländischer Boden betrachtet und von allen gemeinschaftlich vertheidigt werden.

„Zwischen allen verbündeten Landen soll Handelsfreiheit bestehen, und jeder der Bundesgenossen durch die ganze Bundesgenossenschaft kommen und gehen, kaufen und verkaufen können, ohne irgend einen anderen Zoll zu bezahlen als denjenigen, welchem die Eingeborenen selbst unterworfen sind.

„In der ganzen Bundesgenossenschaft soll eine und dieselbe unveränderliche Münze gangbar sein. Diese Münzen sollen auf der einen Seite das Wappen von Brabant, auf der andern das Wappen von Flandern führen; sie sollen in beiden Landen, zu Löwen und zu Gent, wo die Münzwerkstätten sind, geschlagen werden; zu Löwen sollen drei flämische Bevollmächtigte und zu Gent drei brabantische Bevollmächtigte die Arbeit der Münzer betreiben.

„Aus allen guten Städten der Bundesgenossenschaft soll ein Bundesrath zusammengestellt werden, welcher sich jährlich dreimal abwechselnd in verschiedenen Landen und Städten, je nach Uebereinkunft, versammelt.

„Dieser Bundesrath soll in letzter Instanz entschei-

den über alle Meinungsverschiedenheiten und Zwistigkeiten, welche sich hinsichtlich der Ausführung des Vertrages bilden können.

„Dieser Vertrag soll gegenseitig beschworen werden von den Fürsten, den Rittern und den Gemeinen, das heißt, Brabant soll den flämischen Gemeinen den Eid abnehmen und unsere Abgeordneten sollen in Brabant von Stadt zu Stadt dasselbe thun. Mit den anderen Bundesgenossen soll es ebenso geschehen in dieser Weise.

„Dies sind, gnädige Herren und gute Männer! die Grundlagen, auf denen der Vorschlag Gents beruht. Ihr werdet einsehen, hoffen wir, daß Handel und Gewerbfleiß durch eine solche Bundesgenossenschaft eine außerordentlich hohe Stufe der Blüthe und des Lebens augenblicklich erreichen müssen; — daß die Niederlande in solcher engen Verbindung eine sehr bedeutende Macht bilden werden; — und daß dieses Bündniß dazu bestimmt ist, alle benachbarten Grafschaften wie ein Mittelpunkt unwiderstehlich in seinen Schooß zu ziehen, da kein der Gebiete, welche diesseits Frankreich liegen, mit der Handelsmacht der Bundesgenossen wird wetteifern können, ohne binnen Kurzem in die äußerste Armuth und Schwäche zu verfallen. Die Gemeine von Gent hofft daher, daß durch dieses Mittel sich eine Bundesgenossenschaft bilden werde zwischen allen Landen, in welchen das Niederländische gesprochen wird. Sie bittet Euch, die Abschrift, die Euch sogleich wird übergeben werden, Euren Gemeinen zur Verathung vorzulegen, und erwartet Euch auf der bevorstehenden Tagesfahrt mit

der gewissen Hoffnung, daß Ihr ihr sämmtlich Eure Zustimmung mitbringen werdet zu der Errichtung eines Riesenbaues, welcher allein und gegen die französische Habsucht beschützen kann.“

Während Artevelde's Vortrag hatten die Gesandten mit steigender Bewunderung zugehört. Je mehr er vor ihren inneren Blicken seine großen Pläne entwickelte, desto mehr verstummten sie über das Bedeutende seiner Rede und über die unbegreiflich schöne Zukunft, welche dieser Plan unfehlbar den Niederlanden bereitete. Kaum hatte er daher seine Rede geendet, so standen die Abgeordneten und die Ritter, welche ihre Begeisterung nicht länger zurückdrängen konnten, auf, hoben als Zeichen der Zustimmung ihre Hände hoch empor und riefen jubend:

„Heil Gent! Heil Gent! Heil dem weisen Manne!“

Der König von England und der Herzog von Brabant stiegen, nebst vielen Rittern, von ihren erhöhten Sitzen herab, um dem Oberhauptmanne zu danken und ihm Glück zu wünschen. Eduard drückte ihm freundlich die Hand und sprach mit lauter Stimme seine Bewunderung des berühmten Genter Bürgers aus. Nachdem sie einander nochmals auf die Tagesfahrt zu Gent verwiesen hatten, verließen die Fürsten den Saal durch die innere Thür, während die Abgeordneten durch die äußere Thür aus dem Pallaste zogen. An der Balley auf Goudenberg unterhielten sich diese Letzteren noch lange über die verhandelten Angelegenheiten, bis endlich jeder die Straße einschlug, die ihn zu seiner Herberge führen mußte.

Van Steenbecke und Galevoet unterdrückten ihren Aerger in der Stille, ohne ihn jedoch ganz zu verbergen. Ihr Antlitz zeigte deutlich, daß sie wüthend waren über das, was sich zugetragen hatte.

Denys jedoch lachte mit den Anderen und behauptete, Artevelde's Gründe hätten ihn eine ganz andere Ansicht gewinnen lassen, und er freue sich über den Ausgang dieser Tagesfahrt. Hätte indessen Jemand auf die zornigen Blicke geachtet, welche mitunter aus seinen Augen schossen, so würde derselbe gewiß bemerkt haben, daß das Herz des Dechanten voll von Haß und Rachsucht sei, und daß er Artevelde gern mit dem Blicke getödtet hätte, wenn das möglich gewesen wäre.

Als die Gentischen Gesandten in den rothen Drachen zurückkehrten, fanden sie Lieven Denys mit glühendem Blicke und zusammengepreßten Zähnen am Fenster im Vorsaale sitzen. Sichtlich beunruhigte ihn ein heftiger Verdruß und Jeder wunderte sich über den ungewohnten Ausdruck, der sich auf dem jugendlichen Antlitz des Jünglings zeigte. Beerle von Artevelde befand sich mit den anderen Frauen im Nebengemache und hatte so geweint, daß ihre Augen noch roth davon waren. — Ghelnoot von Lens hatte die Gesellschaft unterwegs verlassen, um, wie er vorgab, einen alten Freund zu besuchen, und war noch nicht wieder da.

Bei seinem Eintritt warf Geeraert Denys einen flüchtigen Blick auf seinen Sohn und zog ihn auf die Seite, um von ihm die Ursache seines Zorns zu vernehmen. So sehr er sich jedoch auch bemühte, er konnte

demselben kein einziges verständliches Wort entlocken. Die Frauen wußten gleichfalls nicht, was sich zugetragen habe, und drangen ebenso vergeblich in Veerle, es ihnen mitzutheilen.

Das Geheimniß von Pieven's Zorn, Veerle's Thränen und der Abwesenheit Ghelnoot's beschäftigte die ganze Gesellschaft eine Weile, bis die Wirthin sie einlud, sich zur Tafel zu setzen.

Arctvelde allein lächelte über die Verstimmung zwischen den beiden jungen Leuten, und glaubte, es sei nur eins jener Wölkchen, welche so oft den Himmel von Piebenden verdunkeln, aber noch rascher wieder verschwinden, als sie entstehen.

VIII.

In Folge des zu Brüssel gegebenen Wortes befanden sich die Abgesandten der flämischen und brabantischen Städte ohne Ausnahme am 3. December 1339 in Gent zur Tagesfahrt. Dort ward mit bewundernswürdiger Uebereinstimmung das zwiefache Bündniß der gemeinsamen Vertheidigung und der Handelsfreiheit zwischen Brabant und Flandern im Namen der Fürsten und der Gemeinen abgeschlossen und besiegelt. Eduard ward als rechtmäßiger König von Frankreich zum Schutzherrn der verbündeten Lande ausgerufen. Kurze Zeit nachher trat die Grafschaft Hennegau ebenfalls dem Bunde bei. Man sandte zu allen Gemeinen der verbündeten Lande Bevollmächtigte, sich gegenseitig den Eid der Treue abzunehmen. Es gingen sogar einige Schöffen von Gent nach England, um dort das Bündniß zu beschwören. Auch begann man zu Löwen und zu Gent die Bundesmünze zu prägen.

Auf diese Weise sah Artevelde seine großartigen Pläne bereits zum größten Theile verwirklicht, und zweifelte nicht daran, daß dieses vaterländische Bündniß mit der Zeit alle niederdeutschen Volkstämme zu einer einzigen mächtigen Nation verknüpfen würde. Ganz in seine mächtigen Entwürfe vertieft, schenkte er der niedrigen Mißgunst, welche Alles, was er that, zu seinem Nachtheile auszuliegen suchte und bereits viele beschränkte

Menschen zu seinen Feinden gemacht hatte, nur geringe Aufmerksamkeit. Wohl betrübten ihn mitunter diese Ansechtungen, namentlich dann, wenn man versuchte, ihm seine eigenen Hausgenossen abwendig zu machen; doch tröstete er sich mit seinem ruhigen Gewissen und begnügte sich damit, seine Feinde oder die Feinde von Flanderns Größe gleichgültig zu behandeln oder zu verachten.

Hätte sein edles Herz ihn nicht gehindert, sich sorgfältig um Dinge zu bekümmern, die ihn persönlich angingen, so würde er ohne große Mühe wohl die Quelle haben entdecken können, aus welcher die niedrigen Verleumdungen flossen, die man heimlich gegen ihn verbreitete. Aber gerade um diese Zeit fehlte ihm die Ruhe, sich um seine eigenen Interessen zu kümmern. — Ein langer und entscheidender Krieg, an welchem Flandern den größten Antheil nehmen mußte, stand bevor, und war unvermeidlich, indem die beiden Könige sich beileiten, noch fortwährend neue Bundesgenossen zu gewinnen und sich mit allen Kräften auf den Feldzug vorbereiteten.

Endlich erschien der König von Frankreich mit einem mächtigen Heere an den flämischen Grenzen und wüthete ringsum mit Nord und Brand, während seine Flotte vor Sluis zu landen drohte.

In aller Eile versammelte Artevelde die bewaffneten Bürger der großen flämischen Städte und trieb das französische Heer zurück. Die englischen und flämischen Schiffe vernichteten mittlerweile die französische Flotte.

Flandern verlassen, fiel der König von Frankreich

in den Hennegau ein, wo sein Heer dieselben Verwüstungen anrichtete. Hier war er so leicht nicht zu vertreiben, da die starke Stadt Doornik eine ansehnliche französische Besatzung hatte und den Franzosen einen festen, fast unbezwinglichen Stützpunkt für ihre Unternehmungen darbot.

Der Graf von Hennegau, sich auf das Bündniß berufend, verlangte die Hülfe Flanderns, Brabant und Englands; aber die beiden letzteren Bundesgenossen schienen der Kriegführung im Hennegau nicht sonderlich geneigt, weil dadurch ihr ganzer Plan zu ihrem Nachtheile verändert werden mußte. Es ward eine Tagesfahrt zu Valenciennes berufen. Fürchtend, daß eine Weigerung, dem Grafen von Hennegau Beistand zu leisten, dem ganzen Bunde den Todesstoß versetzen könnte, bewies Ardenne auf derselben mit solcher Beredsamkeit, kein Grund sei mächtig genug, um die Bundesgenossen an der Erfüllung ihres Eides zu hindern, daß man einstimmig beschloß, den König von Frankreich anzugreifen und den Feldzug mit der Belagerung von Doornik zu beginnen.

Unmittelbar nach diesem Beschlusse wurden Befehle an alle Städte gesandt, die Bewaffneten an den Grenzen zu versammeln. — Der Herzog von Brabant erschien mit seinen Rittern und bewaffneten Bürgern. Der Graf von Hennegau kam ebenfalls dorthin an der Spitze seiner Mannen. Die englischen Hülfsstruppen waren schon seit Wochen dort und standen unter dem Befehle eines französischen Ueberläufers, Namens Robert d'Artois. Was die flämischen Gemeinen betrifft, so sandten sie

die größte Macht in das Bundeslager. Artevelde ließ sich mit vierzigtausend Mann aus Gent, Wardland, Kelft, Kortryk und Audenaerde vor den Mauern von Doornik nieder, während die übrigen Bläminger, zwanzigtausend an der Zahl, unter anderen Hauptleuten sich vor der Stadt Atrecht lagerten, um Flandern auf dieser Seite vor einem Ueberfalle zu schützen.

Sobald Alles zur Belagerung bereit war und die Bundesgenossen die Stadt Doornik ganz eingeschlossen hatten, begannen die Bläminger, unter Anführung Artevelde's, die Festung zu bestürmen. Jedoch, wie oft sie auch Tage und Wochen hintereinander mit demselben Muthe die Mauern zu ersteigen suchten, es glückte ihnen nicht, sich der beinahe unüberwindlichen Stadt zu bemächtigen. Die Ursache des schlechten Erfolgs ihrer Bemühungen war größtentheils in der Anwesenheit eines ansehnlichen französischen Heeres zu suchen, welches sich in der Nähe der belagerten Festung befand. Da Philipp von Valois fortwährend eine Schlacht im offenen Felde verweigerte, und sich damit begnügte, die Bundesgenossen durch unaufhörliche Scharmügel zu beunruhigen, so sahen sich diese stets genöthigt, einen ansehnlichen Theil ihrer Macht für solche Fälle in Reserve zu halten. Den König von Frankreich anzugreifen und ihn zu einem entscheidenden Kampfe zu bringen, daran durfte man gleichfalls nicht denken, weil man dadurch die Besatzung von Doornik im Rücken behalten hätte und stets von einem Angriffe derselben bedroht blieb.

So währte diese Belagerung zehn lange Wochen,

ohne irgend einen anderen Erfolg zu haben, als das Aushungern der Besatzung von Doornik und die Erschöpfung des flämischen Heeres. Da der König von England kein Geld mehr hatte, um seine Truppen zu bezahlen, so ward er endlich des Krieges müde, ebenso wie der König von Frankreich, dessen Heere es zuletzt nicht bloß an Gelde fehlte, sondern der auch obendrein in der Umgegend keine Mundvorräthe mehr, weder für Menschen, noch für Pferde, aufzutreiben vermochte.

Doornik, auf die höchste Noth getrieben, verjagte zuerst die Frauen, Kinder und Greise aus der Stadt. Da dieses Mittel aber noch nicht hinreichte, so sandte die Besatzung endlich einen Boten an den König, um ihm ihre Noth zu klagen, ihn um Hülfe anzufragen und die Furcht auszusprechen, daß sie sich binnen Kurzem gezwungen sehen würde, die Stadt zu übergeben. Da der König keine Schlacht wagen durfte, so gerieth er in große Verlegenheit und wußte nicht, was er beschließen solle, bis endlich seine Schwester Johanna, Altgräfin von Hennegau und Abtissin von Fontanelle, ihre Hülfe anbot. Diese Dame reiste nach Gent zu der Königin Philippine von England, ihrer Tochter, und es glückte ihr, derselben Friedensgedanken einzuslößen. Philippine sandte einen Boten an ihren Gemahl Eduard, um ihm den Abschluß eines Waffenstillstandes zu rathen. Mittlerweile kehrte die Abtissin Johanna wieder zu dem Heere zurück und wußte die verbündeten Könige und Grafen mit so vieler Beredtsamkeit zu überzeugen, daß sie endlich bereit wa-

ren, alle Feindseligkeiten einzustellen, und eine Zusammenkunft beschloffen, um einen einjährigen Waffenstillstand zu verabreden.

Alle diese Verhandlungen hatten ohne Theilnahme der blämischen Gemeinen stattgefunden. Artevelde war von denselben fern gehalten worden, unter dem Vorwande, daß auf einer Fürstenversammlung, wie diese sein müsse, Graf Ludwig im Namen seiner Grafschaft handeln solle. Dies war jedoch die wahre Ursache nicht. Der französische König sowohl wie seine Bundesgenossen und Ritter fühlten einen unbezwinglichen Widerwillen, auf gleichem Fuße mit einem Bürger zu unterhandeln und vielleicht die Uebermacht seiner Beredsamkeit und seines Geistes an sich erfahren zu müssen. Der König von England dagegen fürchtete nicht ohne Grund, Artevelde würde zu keinem Waffenstillstande zu bereben sein, wenn man ihm nicht sehr viele Punkte zum Vortheile Flanderns zugestehete. Da er nun voraussah, daß Philipp von Valois wahrscheinlich nicht in die Forderungen des Oberhauptmanns willigen würde, so bot er, obwohl wider seinen Willen, die Hand zu den Intriguen der französischen Räthe, um die Bläminger und Artevelde zu überlisten.

Artevelde hatte bereits mehrere Male den König von England an seine Versprechungen erinnert, und ihn aufmerksam gemacht, daß er für die Zukunft seine Sache in große Gefahr bringen würde, wenn er bei dem Abschlusse des Waffenstillstandes die Interessen der Bläminger verwahrloste. Er bewies ihm, daß die Gegen-

wart des Grafen in der Versammlung, als Vortrührer für Flandern, nur eine List Frankreichs sei, um den gerechten Forderungen der Gemeinen aus dem Wege zu gehen, und zeigte ihm, welche Verantwortlichkeit er auf sich lade, wenn durch seine Mitwirkung das Recht seiner Bundesgenossen auf eine kränkende Weise nicht beachtet würde. Wie groß jedoch immer der Eindruck von Artevelde's Worten auf Eduard's Gemüth sein mochte, noch größer war auf ihn der Einfluß der Abtissin von Fontanelle, welche unermüdlich strebte, die Könige und Grafen zum Frieden zu bewegen, und bereits in jedem fürstlichen Heere die meisten Ritter für ihre Ansichten gewonnen hatte. Obendrein war es dem Könige von England durchaus unmöglich, diesen Kriegszug noch länger fortzusetzen. Er sah sich demzufolge gezwungen, um jeden Preis einen Waffenstillstand anzunehmen, damit er Zeit gewinnen und in England neue Streitkräfte sammeln könne. Uebrigens versprach er, Flanderns Forderungen vor den Fürsten zu vertheidigen und so gut wie möglich die Verbindlichkeiten zu erfüllen, welche er zu Brüssel und zu Gent gegen die Gemeinen übernommen hatte. Er rühmte sich sogar, nicht damit gewartet zu haben, um sein Wort zu halten, indem von ihm bereits Unterhandlungen mit dem Könige von Frankreich über die Klagen der Flämingen angeknüpft worden seien; daß aber in dieser Angelegenheit noch nichts beschlossen worden, weil Philipp von Valois rasch alle Schuldbriefe und Urkunden, welche der französische Hof gegen Flandern besaß, von Paris wolle kommen lassen, um ihre Wichtig-

keit und Rechtmäßigkeit in der Versammlung der Rätthe zu vertheidigen und zu beweisen.

Der Oberhauptmann sah wohl aus den schwachen Versicherungen, die ihm Eduard gab, daß derselbe nicht mit der nöthigen Kraft Flanderns Vestes verfechten würde und daß die Blämingen sich demgemäß bereit halten müßten, um im Falle der Noth das gekränkte Recht ihres Landes geltend zu machen oder zu rächen.

Selbsten Artevelde aus dem Munde des Königs von England vernommen hatte, daß alle zum Nachtheile Flanderns bestehenden Urkunden aus Paris nach Doornik gebracht werden sollten, klagte er nicht mehr über seine Ausschließung von der bevorstehenden Versammlung, sondern that, als ob er den Ausgang der Beratungen vertrauensvoll und gleichgültig abwartete.

Ein einziger Gedanke beschäftigte seinen Geist: die Verpflichtungen, welche nach einander den flämischen Grafen in den Kerkern des Louvre durch die schönste List dreihundert Jahre lang auferlegt worden waren, — die Jahrhunderte alten Ketten, mit denen Frankreich die Grafschaft Flandern gefesselt hielt und deren freie Entwicklung verhinderte, — die verderblichen Früchte einer teuflischen Politik sollten dort, einige Bogenschüsse weit von dem flämischen Heere, gesammelt werden. Man wollte sie nochmals gebrauchen, um Flanderns Recht zu zertreten.

Es waren eigenthümliche Betrachtungen, welche Tag und Nacht im Kopfe des weisen Mannes entsprangen; mitunter erschien in der Einsamkeit ein siegreiches Lächeln auf seinem Angesichte, während er das Haupt mit Stolz

emporhob. Kämpfte er dann im Geiste gegen den Feind seines Vaterlandes? Bildete er sich vielleicht in seinen heldenmüthigen Träumen ein, daß er in Gegenwart des Königs von Frankreich siegreich die Hand an die schändlichen Urkunden lege und sie zerreiße? Wie dem auch sei, sobald er von einem brabantischen Rathsherrn vernahm, daß die Urkunden in der That während der Nacht aus Paris angekommen seien, betief er die vier Schöffen von Gent, die mit ihm im Lager waren und seinen Kriegsrath bildeten, in sein Zelt, und verbrachte mehr als drei Stunden hinter einander mit ihnen in Verathungen über geheime Pläne. Was in dieser Sitzung verhandelt oder beschlossen wurde, erfuhren weder die Hauptleute, noch die Dechanten, und wie groß auch die Mühe war, welche sich Einige gaben, etwas davon zu entdecken, ihre Bestrebungen blieben fruchtlos.

Die Geheimhaltung einer so wichtigen Angelegenheit weckte die Aufmerksamkeit von Artevelde's Feinden. In der Erwartung, daß Flanderns Rechte hier nicht anerkannt werden würden, begannen sie Artevelde zuerst der Unvorsichtigkeit und Schwäche zu beschuldigen; dann streuten sie im Heere den Verdacht aus, daß der Oberhauptmann sich durch die Schmeicheleien Eduard's, vielleicht durch das Gold Philipp's von Valois könne haben verleiten lassen, in die Verletzung der Rechte Flanderns einzuwilligen. Es gab sogar Einige, welche behaupteten, von englischen Rittern gehört zu haben, daß Artevelde zur Pflichtvergessenheit sich habe bestimmen lassen durch das Versprechen, die Königin von England werde das

Kind, das ihm geboren werden sollte, in Gent aus der Taufe heben. Obwohl man nun schon seit drei Monaten wußte, daß die englische Königin die Pathe von Artervelde's Kinde sein solle, so ließen sich die Pästerer dennoch durch die offenbare Grundlosigkeit dieser Beschuldigung nicht abhalten. Da sie überzeugt waren, den Fall des großen Bürgers sobald noch nicht hoffen zu können, genügte es ihnen, allerlei falsche Gerüchte über ihn zu verbreiten, um ihn allmählig in schlechten Ruf zu bringen und ihm wo möglich sein Leben zu verbittern. Sie mischten heimlich die Karten, um ihm die nachtheilige Wendung der Unterhandlungen über den Waffenstillstand als ein Verbrechen aufzubürden und ihn durch eine unerträgliche Verantwortlichkeit niederzudrücken, wenn es sich in der That zutragen sollte, daß die Bläminger von Doornik mit Schaden und Schande heimkehren müßten.

Trotz dem, daß das Heer ein wildes Vertrauen auf den Oberhauptmann setzte und man nicht im Voraus wissen konnte, welchen Ausgang die Versammlung in Hinsicht auf Glandern haben würde, so erweckte doch die trostige Haltung und das falsche Benehmen der Fürsten und Ritter Argwohn unter den Blämingern, und jeder erwartete mit mißtrauischem und verstörtem Gemüthe den Tag, an welchem der Waffenstillstand abgeschlossen werden sollte.

Am 25. September 1340 versammelten sich die Bevollmächtigten der Könige von Frankreich und England, nebst einer ansehnlichen Zahl Herzoge, Grafen und Ritter, in der Kapelle von Gplechin bei Door-

nik und eröffneten die Verathungen über den Waffenstillstand.

Es waren bereits zwei Tage verstrichen, und man noch immer nicht einig geworden über die Bedingungen des Vertrags. Die Hoffnung auf einen erwünschten Ausgang schien selbst unter den Fürsten bedeutend abzunehmen. Dies kam vorzüglich daher, daß der König von England in Folge seiner Versprechungen die Bläminger befreit sehen wollte von dem größten Theile der Verpflichtungen, welche Frankreich gegen dieses Land geltend zu machen gewohnt war; aber die Rathsherren Philipp's von Valois hatten die Schuldbriefe und Bullen, welche Flandern belasteten, neben sich in einer eisernen Kiste liegen, und zeigten bald die eine, bald die andere Urkunde, mit dem Siegel der Grafen bekräftigt, so daß in Gegenwart der schon vorher gewonnenen Ritter sich wenig gegen die Gültigkeit der besprochenen Verpflichtungen sagen ließ, um so weniger, als es sich hier für Eduard von England nicht schickte, die französischen Könige des Betruges oder der Täuschung zu beschuldigen. Hierdurch ward Eduard sehr unzufrieden gestimmt; da dieser Fürst die Unmöglichkeit sah, irgend einigen Vortheil für die Bläminger zu erlangen, so stritt er mit unbezwinglicher Standhaftigkeit über Forderungen, welche ihn mehr persönlich betrafen, und verlangte, daß Philipp von Valois ihm die Lande Gascogne und Aquitaine in Frankreich abtreten solle, bis ein entscheidender Friede die schwebenden Streitfragen ordnete. So verstrich der zweite Tag, ohne daß

man nur einen Schritt weiter gekommen wäre, und die Versammlung trennte sich mit ungünstigem Vorgefühle über den Ausgang dieser Verhandlungen.

Am Morgen des dritten Tages, kurz ehe man sich auf's Neue in der Kapelle von Gplechin versammeln sollte, begab sich die Abtissin Johanna mit zwei andern Edelfrauen und einigen französischen Rittersn nach dem Zelte des Königs Eduard. Obwohl der Fürst in diesem Augenblicke sich über den Vertrag mit dem Könige von Böhmen, dem Coadjutor von Lüttich und dem Grafen von Savoyen unterhielt, so empfing er doch die Edelfrauen mit großer Höflichkeit, und sagte, freundlich lachend, zu ihnen:

„Gott sei Dank! dieser Tag verspricht Glück! Was verschafft mir die angenehme Ueberraschung Eures Besuchs, edle Frau? Gesalle es Euch, neben mir Platz zu nehmen, damit ich die wohlredende Abtissin von Fontanelle, die süße Vermittlerin, gut hören könne. Wahrscheinlich schon wieder über den Waffenstillstand! Bringt Ihr mir endlich die Nachricht, daß Philipp von Valois, Euer Bruder, etwas nachgiebiger geworden ist?“

„Gott König!“ antwortete die Abtissin mit halb traurigem Tone, „ich wage bei Euch einen letzten Versuch, um großes Unheil zu verhindern, wenn es möglich ist. Ich frage Euch, Eure, wohin kann dieser kostspielige Krieg führen? Wahrlich, ob auch auf beiden Seiten einige Grenzstädte genommen oder wiedergewonnen wer-

den, vermag das zwischen Euch und meinem edlen Bruder zu entscheiden? Durchaus nicht! Es wäre auf solchem Fuße ein Streit ohne Ende. Das sieht ein jeder ein; selbst der Herzog von Brabant und der Graf von Hennegau, Eure Bundesgenossen, haben mir versichert, daß sie mit ihren Truppen heimzukehren wünschen. Warum denn, o König, dem die ganze Ritterschaft den Ehrennamen des edlen Eduard giebt, wollt Ihr um geringer Ursachen willen das nutzlose Blutvergießen fortbauern lassen? Ich beschwöre Euch, laßt ein Gefühl der Milde Euer Herz erfüllen . . . nehmt den Waffenstillstand an!"

„Ach, Sire!“ fügte die Gräfin von Blois dieser Bitte hinzu, „denkt an die Königin Philippine, Eure durchlauchtige Gemahlin, welche ihre geliebte Stimme der unseren hinzufügt und Euch zum Frieden räth. Sie sieht Eurer Rückkehr mit froher Hoffnung entgegen; vielleicht sieht sie in diesem Augenblicke in ihrem Betgemach mit ihren fürstlichen Kindern, und flehet Gott an, diesem unglückseligen Kriege ein Ende zu machen.“

„Ich danke Euch, edle Frauen!“ sagte Eduard mit freundlichem Tone, „daß Ihr Euch meiner Gattin und meiner Kinder so theilnehmend erinnert, und ich ehre die vortrefflichen Gesinnungen der Frau Abtissin; aber es scheint mir, daß es viel besser wäre, Euer Gesuch vielmehr an Euren Bruder Philipp zu richten. Während der ganzen Unterhandlung habe ich immer eingewilligt, über die größten Interessen hinwegzusehen, während er auch nicht eine einzige meiner Forderungen bewilligte.“

„Er tritt Guch Gascogne und Aquitaine ab, edler König!“ fiel ihm Johanna in die Rede.

„Ich rede hier nicht von den Forderungen, die mich als geistlichen Erben der Krone Frankreichs betreffen,“ erwiderte Eduard. „Ich verlangte dringend, daß man die Bläminger in den Waffenstillstand einschloße und ihnen einige Vortheile zugestände. Nichts war doch rechtmäßiger. Da jeder Fürst für seine Interessen kämpft und aus dem Waffenstillstande für sich Nutzen zu ziehen sucht, begreife ich nicht, warum man diese guten Leute allein ausschließen soll. Euer Bruder handelt fürwahr nicht recht, daß er einen solchen unbegreiflichen Haß gegen die Bläminger zeigt. Selbst die unbedeutendsten Forderungen weigert er sich zu erfüllen; es scheint bei ihm ein unabänderlicher Entschluß, meine Bundesgenossen zu ärgern und zu erniedrigen. Wie sehr ich auch den Waffenstillstand wünsche, mein ritterliches Gemüth erhebt sich kräftig gegen solche Ungerechtigkeit. Wenn Euer Bruder den Blämingern nicht genügenden Ersatz leistet, so muß ich, zu meiner größten Betrübniß, die Unterhandlungen abbrechen und den Krieg fortsetzen.“

„O, Herr König!“ antwortete die Keftiffin, „beschuldigt weder meinen Bruder des Hasses, noch des Eigennutzes in dieser Sache. Ohne Zweifel ist es am französischen Hofe schon seit lange ein fester Entschluß, allen Forderungen der Bläminger Widerstand zu leisten; aber als Ritter müßt Ihr meinem Bruder Philipp dafür danken und dies Benehmen an ihm loben, als ein Beweis, daß königliches Blut in voller Reinheit durch seine Adern strömt.“

„Also, Frau Aebtißin, muß man solche gute Leute, wie die Bläminger es doch sind, erniedrigen und verfolgen, damit man als von adeligem Gemüthe geachtet werde? Es ist das erste Mal, daß ich solches höre; doch, bei meinem Worte! die Gründe davon begreife ich durchaus nicht.“

„Aber, Herr König,“ sagte die Aebtißin, „ist es guter Bemerkung denn entgangen, daß alles adelige Blut im westlichen Europa mit einem unvermeidlichen Untergange bedroht wird, wenn man die rohen Männer der Gemeinen nicht niederhält?“

„Man konnte das fürchten, in der That, als vor zwanzig Jahren das Volk hier gegen den Adel sich mit gewaffneter Hand erhob; aber es war nur ein Fieber, Frau Aebtißin; jetzt ist man davon zurückgekommen, und thut besser, nicht mehr daran zu denken. Obendrein ist es mir noch nicht erwiesen, daß die Bürger allein die Schuld des blutigen Zwistes tragen müssen. In England giebt es gleichfalls mächtige und freie Gemeinen. Nun denn, meine Ritter beschützen sie, anstatt sie zu behandeln, wie es die französischen Edelleute thun, die in jedem Bürger einen geborenen Feind zu sehen glauben. Hier in Flandern handeln die meisten edeln Geschlechter ebenso; sie stehen an der Spitze der Gemeinen und fahren geduldig mit dem Strom der Zeiten, wie es sich für weise Männer ziemt.“

Die Aebtißin faltete die Hände mit tiefer Niederergelagenheit und seufzte:

„Ach! bis in das Herz der Könige ist die Saat der

verderblichen Denkart gedrungen! Welche Verblendung, edler Fürst, läßt Euch in diesem Kampfe der Unterthanen gegen ihre rechtmäßigen Herren einen natürlichen Kampf der Zeiten sehen? Rein! es ist ein Streit, der nur mit der Vernichtung eines der beiden Streiter aufhören wird. Ruft Euer Gedächtniß zu Hülfe! Seht, was das Volk ehemals war und was es jetzt ist, und Ihr werdet Euch leicht vorhersagen können, was es durch diese unbesonnene Nachgiebigkeit werden muß. Als die ersten Gemeinen in Flandern durch die Schwäche der Grafen entstanden, waren sie nur demüthige Verbindungen, welche sich stets bereit zeigten, dem Willen der Fürsten und Lehensherren zu gehorchen. Allmählig erhielten sie Freiheiten, Rechte und Reichthümer; sie bauten drohende Wachtthürme, umgaben ihre Städte mit Wällen, weigerten ihren Fürsten den Gehorsam, erniedrigten alles adelige Blut, machten sich unabhängig und empörten sich dann endlich mit gewaffneter Hand gegen diejenigen, welche durch Gottes Fügung dazu geboren wurden, der rohen Menge zu gebieten. Zählen wir nicht selbst hier in diesem Feldzuge sechzigtausend Bürger, welche Krieg führen gegen den Willen ihres Fürsten? Sind wir nicht in Flandern, wo Schuhmacher und Tuchwerber im Rathe der Städte sitzen, neben den Nachkommen der edelsten Geschlechter? Ertheilt nicht ein unedler Kaufmann hier Rittern und Knappen seine Befehle? Ihr meint, der Kampf sei beendet, Herr König? Arg genug würde es sein, wenn das adelige Blut auf ewig zu solcher Erniedrigung verurtheilt wäre; aber selbst dabei kann es nicht

bleiben. Wenn ein Felsstück gewaltsam von einer Höhe herabgestürzt kommt, wer kann dann mit Recht sagen, daß es mitten auf seiner Bahn liegen bleiben werde, wenn nicht ein genügendes Hinderniß es auf seinem Laufe hemmt? Ach! Herr König, ich wiederhole es Euch mit unerschütterlicher Ueberzeugung, der Kampf zwischen Edel und Uedel ist ein Kampf auf Leben und Tod. Wenn wir nicht alle zusammen unsere Kräfte vereinigen, um diesem wachsenden Ungethüm Flügel und Klauen zu stugen, ehe es seine volle Macht bekommen hat, so werden wir noch die Zeit erleben, in welcher der Bürgerhochmuth wie ein fressendes Feuer sich aus Glandern über ganz Europa verbreitet, und wo bleiben dann das fürstliche Ansehen und die ritterliche Würde? Weder Heldenthaten noch feines Benehmen werden mehr etwas gelten, sondern die Welt eine Stätte der Rohheit, des Eigennuzes und der Dummheit sein. Statt des heldenmüthigen Ritterthums, welches jezt der Ruhm der Christenheit ist, wird man dann nichts mehr finden, als Vassartie, verderbt an Leib und Geist, welche ihren besleckten Schild mit Füßen treten und rufen: »Materieller Gewinn, Bucher und Betrug sind unsere Tugenden! Geld, Geld allein adelt!« — Die Könige von Frankreich und mein Bruder, ihr würdiger Sproßling, betrachten sich als von Gott selbst zu Schutzherrn des Ritterthums bestimmt. Darum haben sie immer, wenn die Umstände es zuließen, den Adel und die Fürsten von Glandern gegen den Hochmuth der Gemeinen vertheidigt; darum weigert sich mein Bruder, die Bläminger zu befreien von den Verpflich-

tungen, die sie an die französische Krone binden; und Ihr, Herr König! Ihr verlangt, daß diese Verpflichtungen aufgehoben werden? Aber es sind die letzten Zügel, mit denen man die blämischen Gemeinen noch zwingen kann. Sie fahren lassen, hieße dem Ungethüme seine Freiheit geben, ungehindert sein Gift unter den Völkern zu verbreiten, und vielleicht die Ritterschaft in Frankreich selbst und somit in der ganzen westlichen Welt auf immer zu erniedrigen. Hört sie sprechen, diese Tropigen und die von ihnen Verführten; sie wännen sich des Sieges gewiß, und verlangen mit spottendem Hochmuth, daß die Ritterschaft feig und ohne Kampf ihre angeborenen Rechte aufgebe. Kann Euer edles Herz solchen Hohn erdulden, ohne von Unwillen erfüllt zu werden? O, ich beschwöre Euch bei dem Andenken an Eure durchlauchtigen Vorfahren! Ehret und erhaltet ihren Namen und das Ansehen, das sie auf Euch vererbten, unbesleckt! Leihet Eure Hülfe, um den Adel vor Schmach und Erniedrigung zu schützen! Denn ist die Ritterschaft nicht der Fürsten Ruhm und Macht? O, duldet nicht, Eire, daß das edelste Ritterblut noch länger in einem nutzlosen Kriege vergossen werde, weil einige schlechte Leute das verlangen! Seid großmüthig und nehmt den Waffenstillstand an, wie er Euch angeboten wird!"

Eduard schien von den Worten der Abtissin tief getroffen. Es lag in dem bittenden Tone ihrer Stimme und in dem Ausdrucke ihres schönen Antlitzes etwas Mächtiges, dem der König nicht widerstehen konnte. Halb gewonnen und in seinem Entschlusse schwankend, antwortete er:

„Also will Euer Bruder in Allem nur seinen Vortheil finden und mir nichts zugestehen?“

„Im Gegentheil, edler Fürst!“ antwortete Johanna; „er befiehlt mir, Euch zu sagen, daß er zu Eurem Vortheile nicht allein Gascoigne und Aequitaine abtreten, sondern Euch auch noch Poitiers und Ponthieu ausliefern will, falls Ihr davon ablaßt, die Gemeinen Flanderns in ihren Forderungen zu unterstützen.“

„Und was wird aus meinen Versprechungen, edle Frau?“

„Ich weiß, Herr König,“ sagte die Äbtissin, „Ihr habt zu Brüssel und zu Gent den Blämingern gelobt, Ihr würdet sie aller ihrer Verbindlichkeiten entheben, sobald Ihr den französischen Thron bestieget. Erfüllt dieses Versprechen, sobald die Zeit gekommen sein wird, falls Euch Gott dazu bestimmt hat, den französischen Thron zu besteigen. Man täuscht Euch, wenn man jetzt schon von Euch verlangt, was Ihr nur auf eine noch unerfüllte Bedingung hin versprochen habt. Die Streitfragen zwischen Euch und meinem Bruder bleiben durch den Waffenstillstand ungelöst. Der Krieg ist ja nur unternommen worden, um Eure gegenseitigen Ansprüche geltend zu machen. Nach welchem Rechte verlangen denn die Bläminger, daß alle ihre Forderungen zu ihrem Vortheile entschieden werden, ehe der Krieg zu Ende ist? Jetzt habt Ihr keine Versprechungen zu erfüllen, Herr König.“

„In der That!“ sagte Eduard zu sich selbst

„Und Ihr erklärt mir, daß Philipp von Valois mir gleichfalls Poitiers und Ponthieu abtreten wird?“

Er blieb nach diesen Worten einige Augenblicke mit niedergeschlagenen Augen in stilles Sinnen versunken. Unterdeffen hörte man plötzlich in der Ferne eine Glocke läuten. Der König hob den Kopf empor und sagte mit freundlichem Lächeln zur Kectissin:

„Man ruft uns bereits nach der Kapelle. Geht, edle Frau, und meldet Eurem Herrn Bruder von mir, daß Eure Verebtsamkeit nicht ohne Einfluß auf meine Ansichten geblieben sei. Ich werde mich binnen wenigen Augenblicken zur Versammlung begeben, mit der Hoffnung, daß heute noch der Vertrag des Waffenstillstandes von uns werde unterschrieben werden.“

Die Kectissin erhob sich mit freudigem Gesichte von ihrem Sessel, dankte dem Könige für seinen freundlichen Empfang und verließ das Zelt mit ihren Edelfrauen und Rittern.

Der Coadjutor von Rüttich folgte ihr einige Schritte weit in das Lager. Dann wandte er sich plötzlich seitwärts und verschwand in einem Zelte, über welchem der Schild eines hennegauischen Ritters aufgehängt war. Kurz nachher erschien er mit einem Knappen im Felde und sagte zu demselben, nach der Gegend des vlämischen Lagers hinzeigend, mit leiser Stimme:

„Dorthin müßt Ihr gehen! Sobald Ihr Euch der vlämischen Wache nähert, haltet Euch, als ob Ihr ein neugieriger Wanderer wäret; bleibt hier und dort stehen und schreitet wieder langsam weiter, bis Ihr zu seinem Zelte gekommen seid. Gebt ihm dann heimlich diesen Brief, und wenn Jemand bei ihm ist, so verlangt ihn

allein zu sprechen. Er wird Euch sogleich Gehör schenken; denn er erwartet Euch“

Der Knappe machte sich mit gewöhnlichen Schritten nach der angewiesenen Richtung auf. Als er sich dem flämischen Lager näherte, hörte er bereits in einiger Entfernung ein starkes Geräusch von verwirrten Stimmen. Gleich darauf befand er sich mitten unter Volkshaufen, welche überall zwischen den Zelten sich mit großem Lärme über eine wichtige Angelegenheit stritten. Er blieb bei dem ersten besten Haufen stehen, wie es ihm befohlen war, und vernahm, daß man sich über eine Nachricht unterhielt, von der er vermuthete, daß sie ebenfalls der Inhalt seiner Sendung sei. Einer rief, König Eduard sei ein Meineidiger und wolle sich mit Philipp von Valois verbinden, um die Fläminger zu betrügen und nach dem Verlangen der Ritterschaft zu unterdrücken; ein Zweiter wüthete gegen den Herzog von Brabant, der sich von der Aebtissin Johanna habe verführen lassen; ein Dritter stieß unziemliche Schimpfreden gegen den Grafen Ludwig aus, als habe er in dieser Sache nach seiner beklagenswerthen Gewohnheit die Partei Frankreichs gegen Flandern ergriffen. Hier und dort hörte man selbst eine Stimme Arvelde der Schwäche beschuldigen und durch Andeutungen zu verstehen geben, daß ihn vielleicht auch die Schmeicheltreden der Aebtissin oder irgend ein anderes Verführungsmittel von der Bahn der Pflicht abgelenkt hätten.

Die Beschuldigungen gegen den Oberhauptmann fanden eben nicht viel Anklang. Obwohl Einige die

Möglichkeit dieses Verdachtes nicht bestritten, so bewiesen doch die Reußen, und namentlich die Ruhigsten, kaltblütig, daß man nicht eben gar zu leichtes Spiel mit den Blämingern haben werde, und daß der Oberhauptmann, wie Jeder wisse, nicht zwei Nächte hintereinander geschlafen, über ein Geheimniß brütend, das Jedem unbekannt sei, so daß man also vollkommen Ursache habe, vertrauensvoll den Ausgang abzuwarten, ehe man, wie unbesonnene Leute, undankbar und unvorsichtig über das Benehmen des Oberhauptmanns rede.

Nachdem der Knappe auf diese Weise bei verschiedenen Haufen verweilt hatte, sagte er voll Verwunderung zu sich selbst:

„Das war wohl nöthig, daß man mich mit dieser Botschaft beauftragte. Jetzt weiß hier das ganze Lager wahrscheinlich so gut, wie mein Herr, welche Nachricht ich überbringe. Die Bläminger sind doch ein sonderbares Volk; Jeder darf Alles wissen, sich um Alles bekümmern und mit voller Freiheit gut oder schlecht über Alles urtheilen. Sie tadeln und beschuldigen ihre Feldherren, ohne daß man das unrecht findet. Wenn man sie sieht, so möchte man sagen, daß es lauter kleine Könige sind. . . . Und sie sprechen wahrlich, als ob sie auf der ganzen Welt keine andere Obrigkeit kennen, als sich selbst. Es wäre schon gut, aber die plumpe Sprache und die rauhen Worte gefallen mir nicht. Das Leben kann nicht angenehm sein unter solchen wüsten Männern, die weder von Höflichkeit, noch von schönen Reden etwas wissen. . . . Ich will mit dem Briefe eilen; jetzt ist es

doch so nothwendig nicht mehr, meine Sendung geheim zu halten!“

Er beschleunigte wirklich seine Schritte und ging bei den versammelten Vlamingern vorbei, ohne ihren Ausrufungen noch irgend einige Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Als er endlich mitten im Lager Artevelde's Zelt erreicht hatte, fand er rings um dasselbe viele Hauptleute versammelt, und hörte, daß einige von ihnen nicht minder heftig als ärgerlich über den Waffenstillstand sprachen. Derjenige, der mit der meisten Unzufriedenheit seinen Zuhörern gegenüber seine Meinung entwickelte, sprang plötzlich vor, als er den hennegauischen Knappen bemerkte, sagte ihn gebieterisch bei der Hand und fragte ihn:

„Laßt hören! was bringt Ihr für eine Nachricht?“

Aber der Knappe ließ sich nicht einschüchtern und sagte mit lauter Stimme, daß die Umstehenden es hörten:

„Ich komme, um Alher Artevelde, dem Oberhauptmann der Männer von Flandern, eine Botschaft zu bringen.“

„So laßt ihn seinen Auftrag ausrichten, Alher Denny!“ rief der Dechant der Schiffer.

Denny hatte gehofft, durch seinen befehlenden Ton dem jungen Manne zu imponiren, und vielleicht dadurch von ihm Etwas zu hören, was ihn auf die Spur von Artevelde's Geheimniß bringen könnte. Sein Anschlag mißglückte ihm jedoch und zog ihm sogar eine Demüthigung zu; denn der Knappe betrachtete ihn mit schlaudem Lächeln, als habe er seine Absicht errathen.

Sobald der Knappe sich bei der Wache des Zeltes

melde, ging Jemand zu dem Oberhauptmann, um ihm die Ankunft des Boten anzuzeigen. Augenblicklich ward der Befehl gegeben, ihn in das Zelt zu führen.

Hier saßen rings um eine Tafel bei dem Oberhauptmann: Raes van Baernewyck, der Oberschöffe, Jakob Masch, Peter Joetaerde und Simon van Merlebeke, Schöffen von Gent, und an dem unteren Ende Meister Augustyn, der Stadtschreiber, welcher auf eine große Pergamenthaut Alles zu schreiben schien, was der Kriegsrath ihm vorsahe.

Der Oberhauptmann erbrach das Siegel des Briefes, welchen ihm der Knappe übergeben hatte. Nachdem er denselben flüchtig durchgesehen hatte, fragte er den Boten, ob sein Herr ihm befohlen habe, noch etwas mündlich hinzuzusetzen, und auf dessen Verneinung gab er ihm die Erlaubniß, wieder fortzugehen. Der Knappe verließ das Zelt mit ehrerbietigem Gruß.

„Nun denn, meine Herrn!“ sagte Artevelde, mit dem Briefe in der Hand, „habe ich mich in meinen Voraussagungen getäuscht? Alle unsere Mühe ist nutzlos gewesen. Philipp von Valois will den Blämingern nichts zugestehen. Der Brief kommt von dem Coadjutor von Füttich, der uns bereits schon so viele Dienste erwiesen hat bei unserer Berufung an den Papst, und jetzt wiederum, da er mit dem Könige von Böhmen noch einen Versuch zu unseren Gunsten bei Philipp von Valois und König Eduard gewagt hat. Seht hier, was er meldet:

„Heute Morgen soll der Waffenstillstand bestimmt unterschrieben werden. Der König von England läßt Eure

Forderungen bis auf eine spätere Zeit fahren. Wenn Ihr eilig noch Jemanden senden könntet, der dem Könige von England entschieden zuspräche, vielleicht änderte er noch seinen Entschluß. Die Zeit ist kurz; berathet es in Eile."

"Der Rath ist gut," sagte Simon van Nerlebeke. „Laßt Wher van Baernewyck zu dem Könige gehen und versuchen, ihn dahin zu bestimmen, daß er seinen Entschluß ändert."

"Aber wozu noch einmal versuchen," sagte Artevelde, „was bereits zehnmal vergeblich versucht worden ist? König Eduard kann unsere Forderungen nicht bewilligen; er ist gezwungen, unwiderstehlich gezwungen durch das Verschieben des Krieges; Brabant und Hennegau gleichfalls; sie haben weder Geld noch Vorräthe mehr. Gent hat bereits dem Könige von England zu viel geliehen; unsere Hülfe kann er nicht mehr anrufen. Wir müssen uns selbst rathen; unsere eigene Kraft allein kann uns retten. Was mich betrifft, meine Herren, so würde ich vor Betrübniß Thränen vergießen, wenn Philipp von Valois arglistig genug wäre, um uns durch einige wichtige Bewilligungen das Recht zu entschiedener Wiedersforderung zu rauben. Um Gottes willen vergesst nicht, daß Flanderns Ketten, die man seit Jahrhunderten im Louvre sorgfältig aufbewahrt hat, jetzt nicht ferne von hier niedergelegt sind! Ich sehe sie seit zwei Tagen, wachend wie im Schlafe, vor meinen Augen glühen und mich quälen; ich zittere vor Stolz und Freude, wenn ich denke, daß diese schönen Verträge, Bullen und Schuld-

briefe — Früchte dreihundertjährigen Meineides und dreihundertjähriger Unterdrückung — vielleicht noch vor Mittag in unserer Macht sein werden, daß wir sie zerreißen und von den Flammen verzehren lassen, damit selbst die Erinnerung an Flanderns Leid und Sklaverei vernichtet sei. Was ich Euch vorschlage, ist ohne Zweifel nicht ohne Gefahr, das weiß ich sehr wohl; aber bedenkt, daß hundert Siege und zusammen nicht so viel Vortheil bringen können, wie dieser einzige, wenn Gott zugiebt, daß wir ihn erringen. Und wer sagt Euch, daß wir deshalb einen einzigen Tropfen Blut zu vergießen nöthig haben? Die Fürsten werden in diesem Augenblicke vor einem Kriege mit uns zurückweichen; sie sind gezwungen, die Waffen niederzulegen, sage ich Euch!“

„Es ist wahr, was der Oberhauptmann spricht,“ bemerkte Maes van Baernewyck. „Hier muß von unserer Seite entschieden gehandelt werden. Man hat uns mit Stricken gebunden; es fehlt uns die Zeit, diese Bande zu lösen. Nun denn! laßt uns sie zerreißen durch eine heldenmüthige Anwendung unserer Kräfte; durch Unterhandlungen ist doch nichts zu gewinnen!“

„Ich beharre gleichfalls bei unserm ersten Vorhaben,“ sagte Peter Joetaerde. „Es mag nicht ohne Gefahr sein, aber es ist doch groß und flämischer Männer würdig.“

„Warum kommen wir denn zurück auf unsern ersten Beschluß?“ fragte Jakob Masch mit Ungeduld. „Zum ersten Male seit drei Jahrhunderten ist Flanderns Arm lang genug, um das Schloß seiner Ketten erreichen zu können, und es sollte die Hand nicht ausstrecken dürfen,

um dasselbe zu zerbrechen, jetzt, da sich die Gelegenheit darbietet?“

„Da Ihr Alle zum Aeußersten fest entschlossen seid,“ antwortete Simon van Merlebeke, „so gebe ich ebenfalls meine volle Zustimmung. Es war nur eine Bemerkung, die ich machte; ich glaube selbst, daß ich Unrecht habe und daß es besser ist, Alles zu wagen.“

Nachdem man diese Verathung noch eine Weile fortgesetzt hatte, ward ein zweiter Voté angemeldet, der Artervelde gleichfalls ein versiegeltes Pergament überreichte. Er entließ den Voten, las es, warf es auf den Tisch und sagte:

„Der Waffenstillstand ist unterzeichnet; die Vlamingen sind davon ausgeschlossen; um elf Uhr wird man den Vertrag vor der Kapelle von Gplechin feierlich verkündigen. Also noch eine Stunde; die Zeit ist kurz.... Der Vertrag, den wir unsererseits eben auflegten, bleibt von uns genehmigt, nicht wahr? Kein Frieden, kein Waffenstillstand, wenn nicht Philipp von Valois denselben noch heute unterzeichnet. Meister Augustyn, lest uns rasch den letzten Punkt noch einmal vor!“

Der Stadtschreiber las mit lauter Stimme:

„Item soll den Vlamingern von Seiten der Krone Frankreichs Quittung gegeben werden von allen Schulden, Verbindlichkeiten, Baannstrafen, von welcher Art sie auch sein mögen, keine ausgenommen, noch zurückbehalten, mit der ausdrücklichen Bedingung, daß dergleichen Mittel nimmer wieder von Frankreich gegen Flandern angewandt werden sollen. Ferner sollen zu den Händen

der Bevollmächtigten von Gent als Repräsentanten des Landes Flandern alle Urkunden und Bullen, in welchen obengemeldete Schulden, Verbindlichkeiten und Bannstrafen enthalten sind, übergeben werden.“

„Es ist gut!“ sagte Artervelde freudig. „Jetzt, Ihr Herren, gefalle es Euch, mir zu folgen; ich will nun unsern Beschluß rasch zur Ausführung bringen, und glückt unser Versuch, so wird Jubel im freien Flandern herrschen; laßt uns gehen!“

Als sie aus dem Zelte hinaustraten, gab er seinem Trompeter Befehl, die Hauptleute zusammenzurufen. Kaum ertönten die ersten Trompetenklänge, so hörte man dieselben auch schon auf gleiche Weise im ganzen Lager wiederholen, oder die Trommeln ein ähnliches Zeichen geben, und die Hauptleute und Dechanten kamen von allen Seiten herbeigeeilt.

Artervelde ertheilte ihnen den Befehl, ihre Schaaren unmittelbar und so rasch wie möglich vor den Zelten in Schlachtordnung aufzustellen, diejenigen ausgenommen, welche als Brandwache vor dem Ausgange der Festung lagen. Er ersuchte sie, wohl dafür zu sorgen, daß Niemand Reihe und Glied verlasse, oder sich erühne, irgend etwas Anderes zu thun, ohne ausdrücklichen Befehl von ihm oder von Mher Jakob Masch, welcher an diesem Tage sein Statthalter sein sollte. Obendrein verlangte er, daß von jedem Fähnlein der erste und zehnte Centenier augenblicklich zu ihm gesandt würde, um seine Befehle desto schneller dem ganzen Heere überbringen zu können, wenn es nöthig sei.

Die Hauptleute und Dechanten begaben sich eilig Jeder nach seinem Lagerplatze, um die Befehle des Oberhauptmanns zu vollziehen. Geeraert Denys blieb allein mit zwei oder drei Anderen stehen, als ob sie den Worten des Oberhauptmanns gar keine Aufmerksamkeit geschenkt hätten. Wirklich war der erbitterte Oberdechant so sehr in einen Streit über das Geheimniß des Kriegsrathes verwickelt, daß er selbst Artevelde's Gegenwart nicht bemerkte und mit lauter Stimme rief:

„Ich sage Euch, daß man freie Männer nicht so behandelt! Es ist ärger, als es unter dem hochmüthigsten Tyrannen sein könnte. Glaubt man denn, daß wir nichts als dumme Werkzeuge sind? Da könnte ja der Erste Beste uns verrathen und verkaufen, ohne daß man dahinter käme, ehe man uns ausgeliefert hat!“

Artevelde's Angesicht drückte Verachtung aus. Er sagte gelassen, aber mit Nachdruck:

„Oberdechant! habt Ihr meine Befehle nicht verstanden?“

Als Geeraert Denys sich so plötzlich überrascht sah, wurde er roth vor Schaam und Wuth und murmelte einige unverständliche Worte.

„Wohr Denys!“ sagte der Oberhauptmann, „ich habe befohlen, daß man das Heer unmittelbar in Schlachtreihe aufstelle. Wenn Eure Schaaren nicht zur rechten Zeit fertig sind, werde ich mich verpflichtet sehen, Euch zu strafen nach den Gesetzen, unter denen wir Alle stehen. Erspart mir doch diese unangenehme Pflicht!“

Mit unterdrückter Wuth und das Herz voll Galle

entfernte sich der Oberdechant, um wider seinen Willen diese Befehle auszurichten. Es marterte ihn auf eine unerträgliche Weise, sich unter dem Zwange der Kriegszucht beugen und in Gegenwart von Amtsgenossen und Freunden stumm und ergeben die Demüthigung einer strengen Ermahnung hinnehmen zu müssen. Doch hob er bald wieder das Haupt trotzig empor und wilde Freude glänzte in seinen Augen; die Hoffnung, sich zu rächen, erfüllte wieder sein Herz.

Die zusammengerufenen Centeniers, achtzig an der Zahl, hatten sich vor Artevelde's Zelte eingefunden und erhielten von ihm den Befehl, sich in verschiedenen Richtungen wie neugierige Spaziergänger nach der Kapelle von Gplechin zu begeben und sich dort so viel wie möglich unter die Ritter und anderen Zuhörer zu mischen, jedoch nichts zu thun oder zu sagen, was eine besondere Absicht oder Unzufriedenheit verrathe, sondern nur auf den Oberhauptmann und auf den Schöffen Simon van Merlebeke zu achten.

Kaum hatten sich die Centeniere nach allen Seiten hin zerstreut, um sich, dem Anscheine nach ohne irgend eine besondere Absicht, nach der Kapelle von Gplechin zu begeben, so bestieg Artevelde eine kleine Erhöhung, von welcher aus er das ganze Lager übersehen konnte. Alle Fähnlein ohne Ausnahme standen bereits vor den Zelten schlachtfertig in einer unübersehbaren Reihe, mit einer Tiefe von acht Gliedern, welche sich bis an die Mauern von Doornik ausdehnte, ungefähr vierzigtausend Mann stark. Ueber dieser ansehnlichen Kriegsz-

macht flatterten die Banner der Gilden und Zünfte als Fahnen vor jedem Ober von tausend Mann, nebst den vierhundert Fähnlein der Genteniere. In ziemlicher Entfernung hinter der Schlachtordnung befand sich Muggeslon mit seinen Ribanden und den weißen Caproenen, als Führer der Pferde, welche vor den Wurfaeschosfen angespannt waren.

Nachdem er sich durch einen raschen Blick überzeugt hatte, man habe seine Befehle pünktlich ausgeführt, rief Artevelde seinem Trompeter zu:

„Schlachtordnung! vorwärts!“

Der Befehl wurde augenblicklich im ganzen Heere wiederholt; die Banner und Fähnlein bewegten sich langsam vorwärts, bis der Oberhauptmann seinem Trompeter zurief:

„Schlachtordnung! Halt! . . . Ruhe!“

Offenbar hatte Artevelde einen besonderen Grund, daß er das Heer so von seinen Zelten entfernte; vielleicht wollte er dadurch seine Krieger hindern, ihre Glieder unvermerkt zu verlassen. Wahrscheinlicher jedoch hatte er wohl die Absicht, das Heer in der Nähe der Kapelle von Eplechin aufzustellen; denn kaum erblickte er diese selbst, als er auch schon Halt machen ließ und Ruhe gebot: ein sicheres Zeichen, daß man weiter keine Bewegungen unternehmen sollte.

Jetzt begab sich der Oberhauptmann rasch zu den Schössen, machte Jakob Masch, der als sein Statthalter bei dem Heere bleiben sollte, noch einige Mittheilungen, rief Ghelmoet van Yens und fünf oder sechs Dechanten

zu sich und begab sich nun mit einem Gefolge von zehn oder zwölf Mann nach der Kapelle von Gyleghin.

An dem Orte der Zusammenkunft der unterhandelnden Fürsten und ihrer Räthe stand bereits eine große Zahl Ritter in verschiedenen Haufen, welche die Verkündigung des Waffenstillstandes erwarteten. Die von dem Oberhauptmann ausgesandten Centeniers sah man hier ebenfalls gleichgültig auf- und abgehen. Artevelde's Ankunft schien die Ritter zuerst zu überraschen. Als sie jedoch sahen, daß er heiter und mit fröhlichem Gesichte zu seinen Begleitern redete, vermutheten sie, daß er keine andere Absicht habe als sie selbst, den Ausgang der Verhandlungen zu vernehmen.

Um die festgesetzte Stunde traten die Fürsten mit ihren Räthen und den übrigen Personen, welche bei der Untersiegelung des Waffenstillstandes gegenwärtig gewesen, aus der Kapelle und stellten sich nach ihrem Range und ihrer Würde auf, um die Verkündigung vorzunehmen. In der Mitte standen die Könige von Frankreich, von England und von Böhmen; neben ihnen die Äbtissin Johanna, Altgräfin von Hennegau, mit der Gräfin von Blois und fünf oder sechs anderen Edelfrauen; ferner der Herzog von Brabant, die Grafen von Flandern, von Hennegau, von Savoyen, von Alençon und von Blois, und die Bischöfe von Lincoln und von Beauvais, nebst dem Coadjutor von Lüttich und einer großen Zahl anderer Fürsten und vornehmer Lehnsherren.

Nachdem einige Trompeter die feierliche Verkündi-

gung des Waffenstillstandes angezeigt hatten, trat ein französischer Rathsherr vor und las mit lauter Stimme den Vertrag, welcher, wie man es vorhergesehen hatte, auch nicht ein Wort über die Forderungen Flanderns enthielt.

Sobald der Vortrag gerundet war, bliesen die Trompeten einen Siegesmarsch, und alle umherstehenden Ritter jubelten vor Freude über die Beendigung des Krieges. Die Könige von England und von Frankreich reichten einander zum Zeichen der Versöhnung die Hand. Jeder wollte sich nun nach seinem Lagerplatze begeben, um die frohe Nachricht seinen Freunden mitzutheilen. Da erschien plötzlich Artevelde, mit einem Pergamente in der Hand, vor den erstaunten Fürsten, und sprach, nach einer kurzen Verbeugung, mit lauter Stimme:

„Herren und Könige, und Ihr, fürstliche Männer und Frauen, wie Ihr hier gegenwärtig seid! Wir Männer von Flandern erheben uns gegen die Ungerechtigkeit, die unserem Vaterlande durch diesen Waffenstillstand widerfährt, und erklären Alles, was hier geschehen ist, für nichtig und ungültig. Wir erklären daher, daß wir die Belagerung von Doornik nicht aufheben und den Krieg mit Gewalt fortsetzen werden, so lange unsere Forderungen nicht erfüllt sind, wie es uns der König von England eidlich gelobt hat. Wir erklären ferner, daß, wenn binnen vier Stunden nach dieser unserer Anzeige kein besonderer Vertrag mit uns geschlossen ist und die Schuldbriefe und Bullen, die dort aufbewahrt werden, uns nicht übergeben worden sind, wir uns als frei von

aller Bundeögenossenschaft mit England betrachten und unmittelbar den Krieg gegen Frankreich fortsetzen werden, und auf das Recht unserer Sache verlassend. Ihr Herren, Fürsten und Ritter! Sehet nun, was Ihr zu thun habt. Wir bringen Euch keine Herausforderung, noch wollen wir die Ehrerbietung verletzen, die wir Euch schulden. Aber man soll uns rechtlich behandeln, oder die Waffen mögen es entscheiden! Dort steht das flämische Heer, bereit und kampflustig. Es fehlt uns weder an Geld, noch an Vorräthen. Es ist möglich, daß der Sieg sich nicht für das gute Recht erklärt; aber, was auch das Schicksal entscheiden möge, Ströme Blutes sollen vergossen werden, Feuer und Vertilgung diese Grenzen verheeren! Denn wir Männer von Flandern haben beschloffen, eher bis auf den letzten Mann zu sterben, als unsere rechtmäßigen Forderungen aufzugeben. ... Ihr Herren und Könige! das flämische Heer erwartet Eure Antwort."

"Gott! Gott!" rief die Aebtissin Johanna erschreckt; „soll denn um solcher gemeinen Menschen willen das Blut der edelsten Ritterschaft der Welt vergossen werden?"

Artevelde hielt sich ruhig und unbeweglich bei den beleidigenden Worten der Aebtissin und betrachtete den König von England mit einem durchdringenden Blicke. Dieser Fürst, welcher wahrscheinlich Neue fühlte über das, was er gethan, suchte Philipp von Valois zu überreden, einen besonderen Vertrag mit den Flämingern zu schließen; aber der König von Frankreich, der sich so zu seinem Schaden und zu seiner Schande in denselben Fall-

stricken verwickelt sah, in welchen er Händern zu fangen gedacht hatte, war fast wahnsinnig vor Aerger und Wuth, und rief, während er die Absicht zeigte, sich nach seinem Lager zu begeben:

„Nun denn! das Schicksal entscheide! Muß es sein, so ströme Blut! Ich nehme die Herausforderung an!“

Als die Aebtissin Johanna diese Worte hörte und ihr Werk plötzlich zusammenstürzen sah, warf sie sich vor ihrem Bruder auf die Kniee, und bat ihn, die emporgehobenen Hände zusammenfaltend, doch sich zu beruhigen und die Bläminger durch Nachgiebigkeit zu befriedigen. Auf der anderen Seite erklärte der König von England, daß er den Waffenstillstand als gebrochen betrachte und seine Bundesgenossen, die Bläminger, nicht verlassen wolle, wenn ihre Forderungen nicht durch einen besonderen Vertrag bewilligt würden. Der König von Böhmen, der Graf von Savoyen und der Coadjutor von Lüttich, nebst dem Grafen Ludwig, unterstützten die Aebtissin und suchten den König zu erweichen, so daß dieser endlich durch die Bitten seiner Schwester und durch die Ueberzeugung, daß ihm eine große Gefahr drohe, bezwungen, sich bereit erklärte, mit den Fürsten und Rathsherrn in die Kapelle zurückzugehen und die Sache zu überlegen. Einige Augenblicke später ward Arctvelde durch einen Herold gerufen und begab sich mit zwei Schöffen und Meister Augustyn zu der Versammlung der Fürsten.

Kaum war der Oberhauptmann in die Kapelle getreten, so liefen auch schon die umherstehenden Ritter

ungestüm durcheinander und sprachen ihren Aerger und Verdruss aus. Auf dem Antlip der Bläminger zeigte sich dagegen Hochmuth und Freude. Sie hatten sich meist um Ghelnoot van Lens geschaart, der vor Freude außer sich war und mit thränenden Augen wiederholt andrief:

„Das war nun das Geheimniß, Gefellen! Das war nun das Geheimniß des weisen Mannes Und sagen, daß Lästermäuler ihn beschuldigen dürfen. Gott! Gott! möge es ihm glücken! Es wird ein schöner Tag für Glandern sein!“

Eine halbe Stunde lang kam Niemand aus der Kapelle; allmählig kühlte der Eifer ab, welcher sich der Umstehenden zuerst bemächtigt hatte. Die Bläminger begannen an dem Erfolg der Unterhandlung zu zweifeln und ihre Heiterkeit verminderte sich sichtlich, während dagegen der Muth der Ritter stieg. In Folge der langen Erwartung einer feierlichen Entscheidung hatten die Gespräche aufgehört und eine eigenthümliche Stille herrschte vor der Kapelle. Da trat der Oberschöffe, Maes van Baernnewyk, mit freudigem Antlitz aus der Versammlung und rief ungefähr zehn Bläminger zu sich auf die Seite, mit denen er eine Weile heimlich sprach, worauf sie dann im raschen Laufe nach dem Lager eilten. Maes van Baernnewyk gab nun Ghelnoot van Lens und fünf oder sechs von dessen Gefährten ein Zeichen, ihn zu begleiten, und ging dann wieder in die Kapelle.

Bald darauf hörte man aus dem vlämischen Lager ein Jauchzen aufsteigen, das sich immer weiter ausbrei-

tete und zuletzt als ein ungeheurer Jubelruf an die Mauern der Kapelle schlug.

Endlich, das große Werk war vollbracht! Vier Gefellen kamen mit einer eisernen Kiste aus der Kapelle. Ghelnoot van Lens hob die Hände empor und wußte vor Freude nicht, was er Alles rief und sagte. Ihm folgten die Schöffen mit siegreichen freudestrahlenden Blicken. Artevelde dagegen schritt schweigend und mit gesenktem Haupte neben der Kiste her. Er schwankte auf den Füßen; seine Brust leuchtete sichtbar; Thränen rollten über seine Wangen. Er hatte sie also zerissen, die Bande seines theuren Flandern, und dreihundertjährige List und Meineid besiegt und vernichtet!

Als der feierliche Zug sich dem jauchzenden Heere nahte, lief Ghelnoot van Lens rasch mit vier Begleitern voraus und kehrte gleich mit einer brennenden Fackel und vielen Strohbindeln zurück, die er vor der Schlachtordnung als einen Scheiterhaufen aufstürzte.

Hier wurde die Kiste niedergesetzt und geöffnet, während Ghelnoot das Stroh anzündete, dessen Flamme lackernd in die Höhe stieg.

Artevelde nahm hierauf alle Urkunden, eine nach der andern, aus der Kiste, ließ durch Meister Augustyn ausrufen, welche Verpflichtung, Verbindlichkeit oder Schuld dieselbe enthielt, zerriß sie dann und warf sie in das Feuer.

Freudengeschrei erhob sich während dieser Zeit aus dem Heere und stieg gen Himmel empor. Der Jubel ward ganz ungeheuer, als der Rauch des verbrannten Pergamentes sich über den ganzen Lagerplatz verbreitete

und gleich einem Boten Jedem die Erlösung Flanderns verkündigte.

Wahelnoot van Lens hatte die letzte Urkunde, in welcher das waelische Flandern an Frankreich abgetreten war, dem Oberhauptmann aus der Hand genommen, und sie wie ein Rasender mit den Zähnen in die kleinsten Stücke zerrissen.

Und damit war das Opfer vollbracht; selbst die eiserne Kiste hatte man in das Feuer gelegt.

Im Angesicht des Heeres bezwang Artervelde seine Thränen und verbarg soviel wie möglich seine tiefe Rührung.

Nachdem Alles geschehen war, winkte er einem Trompeter und gab Befehl zum Rückzuge, worauf er selbst schweigend und mit langsamen Schritten in Begleitung der Schöffen nach seinem Zelte ging.

IX.

Es war zu Gent bei der Brabantbrücke, einem Plage, an welchem der denkende oder gefühlvolle Spaziergänger selten vorüberkommen wird, ohne sich angezogen zu fühlen, einige Augenblicke still zu stehen und sich in unbestimmte Träume zu verlieren. Dort hörte man unaufhörlich das laute Geräusch der städtischen Wassermühlen, welches mit unwiderstehlicher Gewalt den Geist des Hörers zu ruhen zwang. Die gestaute Niederschelde stürzte sich hier mit entsetzlichem Wogen und Brausen von der Höhe herab und rollte eine Zeit lang ihre Wellen in wilden Wirbeln fort, bis sie dann mit Bligesschnelle ihren Lauf bis nach Sanct Vaesflede fortsetzte.

Auf der anderen Seite hob Ser Geeraert's Leusfeld seinen seine schweren Thürme und hohen Mauern empor. Wie der Palast eines Riesen schien dieses geheimnißvolle Gebäude über dem ewigen Brausen und der steten Bewegung der Fluth zu herrschen, welche wie ein niedriger Diener plötzlich bei den Grundfesten des Steens ihren Lauf hemmte und den Fuß ihres Herren im Vorüberfließen schmeichelnd zu bespülen schien.

Seit Monaten hatte Lieven Demys diesen Ort vor allen andern zum Ziel seiner einsamen Wanderungen gemacht. Anfangs brachte er hier nur einige Augenblicke in trübem Sinnen zu, allmählig hatte sich jedoch so viel Uebereinstimmung zwischen ihm und der Fluth gebildet,

daß er nirgends mehr Freude und Genuß finden konnte, als unter dem Eindrucke der brausenden Wogen und der klappernden Mühle.

Für ihn hatte dieses Brausen und Rauschen nur den Ton des Schmerzes und der Verzweiflung; sobald eine Welle von oben herabgestürzt sich wieder mit Gewalt emporwarf und unter diesem schweren Bestreben aufsauste, zeigte sich ein bitteres Lächeln auf dem Antlitz des Jünglings. Denn seine poetische Einbildungskraft ließ ihn glauben, er habe in der Natur ein Wesen gefunden, welches wie er zu ewigen Leiden verdammt sei, ohne daß Jemand seine Klagen verstehe. Diese mächtigen Stimmen, das Loben der Wogen, das schnelle Rauschen des Wassers, bemächtigten sich ebendrein seines Geistes und schafften ihm Ruhe vor den folternden Gedanken, welche wie versteckte Schlangen schon so lange an seinem Herzen nagten. Hier am Rande des Wassers löste sich sein schmerzliches Sinnen in Träumen, in einem Schlummer des Gefühls auf, der ihm wenigstens noch einige Ruhe und noch einigen Frieden gewährte. Was konnte nur die Ursache sein von des Jünglings Leiden? Er, so voll Lebensfreuden, so mild beschenkt mit allen Gaben des Gefühls, mit aller Zärtlichkeit einer zum Lieben geschaffenen Seele? Er, dem die Saiten des Herzens wiederklangen bei der mindesten Berührung, dem Alles in der Natur zulachte?

Ah! die Verleumdung hatte auch sein Leben vergiftet; seit seiner unglücklichen Reise nach Brüssel hatte er keinen Schritt mehr thun können, ohne daß sich in

ihm ein Verdacht bildete gegen Alles, was ihm theuer war auf Erden. Seine geliebte Beerte, der Engel seiner Träume, erschien ihm jetzt nur hinter einem Schleier, auf welchen die Ehrensündigung ihr Gift mit großen Flecken gespreiht hatte. Er besuchte sie noch, drückte noch bißweilen ihre zitternden Hände in den seinen, aber etwas Falsches, das er in ihren Blicken zu entdecken wähnte, erfüllte sein Herz mit Eiskälte, und nur mit Zucht hörte er ihre schöne, verführerische Stimme reden, gleichsam als vermuthete er, sie wolle ihn betrügen. Zu anderen Zeiten beschuldigte er sich selbst der Schwäche und des bösen Argwohns; in solchen Stunden erschien ihm der Engel wieder, wie er war, umgeben von dem strahlenden Kranze jungfräulicher Reinheit und redlichster Liebe. Dann starrte er wieder ganz bewußtlos, je einen Schmerz empfunden zu haben, in den reinen Spiegel ihrer Augen, er fühlte, wie sein Blut wieder wärmer und freier durch seine Adern strömte, und dankte Gott für die Befreiung aus dem Abgrunde seiner heimlichen Leiden. Kaum hatte er jedoch von Neuem die Geliebte verlassen, so trat ihm auch schon die wachsame Verleumdung entgegen, riß von Neuem das Vertrauen aus seinem Herzen und erfüllte es wieder mit der Galle des Argwohns.

Nichts von Allem, was er früher geliebt hatte, entging den Schlägen einer verborgenen, aber mit höllischer List berechneten Verleumdung. Sein Glaube an Arterdelde's Edelmuth und Vaterlandsliebe schwankte, es gab Augenblicke, in welchen er sich selbst fragte, ob der weiße Mann nicht wirklich ein eigennütziger Tyrann sei; Ohel-

noot erschien ihm in seinen nächtlichen Träumen als ein Geist des Bösen, der ihm das Leben in ewigen Schmerz umgewandelt hatte; seinen Vater selbst, dem er früher unbegrenzte Ehrfurcht gezollt, fürchtete er mitunter, wie einen Feind seiner Ruhe, wie Jemanden, aus dessen Munde Worte strömten, welche wie eine Saat des Unheils und Verdachtes in seine geängstete Brust fiel.

So führte der arme Jüngling ein doppeltes Leben, in ihm kämpften zwei Geister um die Herrschaft über sein Herz, der Geist des Vertrauens, welcher ihm sagte, sein Ohr vor der Verleumdung zu schließen, und der Geist des heftigen Argwohns, der ihm das Blut bei dem geringsten Worte kochen machte und ihn glauben ließ, was so viele gleichgültige Stimmen ihm täglich offenbarten, könne doch wohl wahr sein.

Das unerbittliche Schicksal hatte ihm noch eine andere tiefe Wunde geschlagen. Seine gute Mutter war gestorben; sie war die einzige gewesen, die auf Erden noch die Macht besaß, ihm durch freundliche Worte und durch Beweise unverdächtiger Liebe einigen Trost einzufößen; sie aber war gen Himmel gezogen und hatte ihm nichts zurückgelassen, als das Andenken an ihre Güte und den Stein auf ihrem Grabe, um dort in den schwersten Stunden seines Lebens noch eine letzte Erquickung zu finden.

An einem Abende, als die Sonne noch nicht unter dem westlichen Horizonte hinabgesunken war, stand Lieven

Denns wieder dort, stützte die Arme auf den steinernen Rand an der Niederschelbe und hielt den Blick bewegungslos auf die arbeitende Fluth gerichtet. Sein abgemagertes und bleiches Antlitz verrieth in diesem Augenblicke kein besonderes Gefühl; er schien dort gedankenlos in tiefstem Selbstvergessen zu ruhen. Nichts ließ in ihm Leben vermuthen, als der träge Aufschlag seiner Augen, welche jeder entstehenden Welle gleichsam mit Liebe in ihren Wendungen folgten, bis dieselbe von dem freien Laufe der Fluth aufgenommen und in derselben verschwunden war. Mitunter sah er plötzlich eine mächtigere Woge sich erheben und sich wüthend auf eine andere Welle stürzen; er hörte das Brausen des Streites, sah die Woge wiederkehren und mit klagendem Seufzen sich wie rasend in wilden Kreisen drehen, bis der immer hinabstürzende Strom diese Erscheinung wieder in das Bett der Fluth riß und die kämpfenden Wellen vor dem Fuße des Ser Geeraertsteufelsen zurückwichen.

War dieses Schauspiel nicht ein Bild von des Jünglings Seele? Ward er nicht auch hin und wieder geschleudert zwischen Hoffnung und Verzweiflung, Liebe und Haß, Vertrauen und Verdacht? Wirbelten die widerstreitendsten Gedanken nicht auch durch seinen Kopf? War sein Leben nicht auch ein ewiges Kämpfen, ein ruheloses Leiden geworden?

Als Pieven, nach seiner Gewohnheit, dort länger denn eine Stunde unbeweglich gestanden hatte, kam ein anderer Jüngling von der Brabantpforte her und legte sich neben ihm auf den steinernen Rand. Ihn eine Weile

lächelnd betrachtend, klopfte er ihm endlich sanft auf die Schulter und sagte mit freundlichem Scherz:

„Aber, Lieven, Ihr müßt wunderschöne Dinge in dem plätschernden Wasser sehen, daß Ihr Gueren Sonntag Nachmittag hier so einsam zubringt. Man möchte fast glauben, Ihr wartet hier auf den Teufel, der Ser Weeraerts Seele kaufte.“

Lieven warf einen traurigen Blick auf den Jüngling, und als ob er ihn nun erst bemerkte und seinen Scherz gar nicht gehört habe, antwortete er gleichgültig: „Guten Tag, Freund Jan“, worauf er die Augen wieder dem Flusse zuwandte.

„Wie kommt es denn,“ fuhr Jan fort, „daß Ihr heute nicht mit Gueren Vogen vor der Wyfwindgatenpforte wart, um in St. Jorishof dem fröhlichen Schießen beizuwohnen? — Ich komme daher; es ist vorbei; die schöne silberne Kanne, welche Ser van Rasseghem als Preis geschenkt hat, ist nach einem starken Kampfe gewonnen. Schlast Ihr denn, Lieven, daß Ihr mich nicht anhört? Was sich dort zutrug, geht Euch doch mehr an als mich. Kommt, ich gebe Euch auf zu rathen, wer die silberne Kanne gewonnen hat.“

„Was kümmert es mich?“ seufzte Lieven, sich aus Höflichkeit ihm halb zuwendend, „ich mißgönne dem Gewinner seine Freude nicht.“

„Vielleicht doch. Mher Ghelnoot van Lend ist in dem Schießen der Sieger geblieben.“

Dieser Name übte einen gewaltigen Eindruck auf das Gefühl des Jünglings. Er schien heftig ergriffen

zu werden; denn seine Glieder spannten sich plötzlich, wie von einer mächtigen Kraft berührt, und ein Ausdruck des Schmerzes zeigte sich auf seinem Antlitz.

Jan ergriff seine Hand und fuhr mit dem Tone des Mitleids fort:

„Was ich Euch noch sagen will, muß Euch tief betrüben, ich weiß es wohl, Lieven; aber man sieht sich oft gezwungen, einem Freunde wider Willen die Wahrheit zu erklären, und thäte man es in einigen Fällen nicht, so würde man des Namens »Freund« unwürdig sein. Im Sanct Jorishofe befanden sich noch andere von Euren Bekannten: die Familie der Baernewyck's war dort, und bei ihnen Ver Artevelde mit ihrer Tochter Beerte Erschreckt nicht so sehr! Ach! wenn Ihr gesehen hättet, welche ungeheure Reigung Ghelnoot und Beerte sich vor der ganzen Freundschaft bezeugten, und wie außerordentlich glücklich Jungfrau Beerte zu sein schien, als Ghelnoot jauchzend mit der gewonnenen Silberkanne zu ihr kam! Die Zuschauer schmähten sie, Lieven, und namentlich Eure Freunde zürnten über die Untreue, welche sie so offenbar gegen Euch übte, und über den Hohn, der während Eurer Abwesenheit Euch angethan wurde.“

Von jedem Worte mehr und mehr ergriffen, hatte Lieven mit gesenktem Haupte und niedergeschlagenem Blicke sich eine Stütze an der Mauer gesucht und stand nun dort, sichtlich zitternd, aber sprachlos.

„Wißt Ihr, Lieven, was Einige sagten, um Aher Ghelnoot zu entschuldigen?“ sprach Jan weiter. „Sie

sagten, Jungfrau Beerte würde sich binnen Kurzem mit dem Hauptmanne von St. Nikolaus vermählen. Ihr müßt das besser wissen, als irgend Jemand sonst. Ist diese Heirath wirklich beschlossen? Dann thäte man doch Unrecht, die beiden Verlobten zu tadeln, weil sie sich lieb haben!"

Bei diesen Worten hob Pieven plötzlich den Kopf empor; ein dunkles Feuer glühte in seinen Augen und seine Bänge schienen sich, wie von einem Fieberanfälle, zu verzerrn. Indem er einen zornigen Blick unter seinem gesenkten Augenwimpern hervor auf den Jüngling schloß, rief er:

„Und Ihr auch? — Welcher böse Geist hat Euch hieher gesandt, um das Feuer der Hölle in meiner Brust anzufachen? Wer hat Euch bezahlt, um mein Herz zu zerreißen, daß es blutet? Was Ihr sagt, ist falsch; tausendfach lügen sie, so da reden, wie Ihr! Geht, geht, und nennt Euch nicht mehr meinen Freund!"

Anstatt sich über diese beleidigenden Worte zu erzürnen, zuckte Jan die Achseln und schüttelte muthlos den Kopf, während der Ausdruck des tiefsten Mitleidens sich auf seinem Antlitz zeigte.

„Armer Pieven!" seufzte er, „ich sollte mich über Euren beleidigenden Ausfall erzürnen; aber so sehr ich mich auch verletzt fühle, ich kann es wahrlich nicht. Ihr seid krank, unglücklicher Freund! Ihr leidet schrecklich; ich sehe es wohl, der Schmerz hat Eure Vernunft befangen. Was ich Euch sagte, war keine Verleumdung; ich habe es selbst gehört und gesehen. Ich vertrete meine

Worte vor der ganzen Welt, und findet Ihr je, daß eine Unwahrheit dem Munde Jan Sporrelind's entschlüpfte, so wißt Ihr sein Haus in der Lange Meere. Er wird seine Rede mit Mund und That behaupten, wann und wo Ihr es verlangt."

Jan's ruhige, aber stolze Sprache besänftigte plötzlich den Jörn in Lieven's Gemüth. Er begann einzusehen, daß sein Freund doch rechtlich mit ihm geredet habe und es gut mit ihm meine. Er sagte daher mit leiserer Stimme und gleichsam bittend:

„Nein, nein! ich will keine Freundschaft mit Euch haben; Ihr täuscht Euch, wie die Anderen. Ihr seid auch von einer unsichtbaren Macht getrieben. Ich ver-
gebe Euch den Schmerz, den ich jetzt leide; aber um Gottes willen, Jan! wenn Ihr wirklich mein Freund seid, so laßt mich allein!"

„Gut!" antwortete der Andere; „ich habe meine Pflicht gethan und verlasse Euch. . . . Aber wenn ich an Eurer Stelle wäre, so wüßte ich wohl, was ich zu thun hätte, um mich von diesem bitteren Leide zu befreien."

Lieven's Augen bligten von einem hellen Strahl der Hoffnung. Er fragte hastig:

„Nun denn, nun! was würdet Ihr thun?"

„Ich würde thun, was sich für einen Mann geziemt; ich würde muthig reden, und wissen wollen, was an allen diesen Gerüchten wahr oder unwahr sei. Wenn ich Spott oder Betrug entdeckte, würde ich strenge Rechenschaft fordern, — gleichviel, ob mein Beleidiger Hauptmann von Sanct Nikelaus wäre, oder nicht —

und ich würde die untreue Jungfrau verachten und vergessen.“

„Und wenn Ihr fändet, daß alle diese Gerüchte falsch seien?“ fiel Pieren ihm in die Rede.

„Nun! dann würde ich auf nichts hören, und dem ersten besten Verleumder den Mund schließen, und wenn ich zehnmal am Tage Blut sehen müßte. Dann würde ich es aber auch nicht machen, wie Ihr, Pieren. Ich würde nicht die Gesellschaft fliehen; ich würde nicht vor Aller Augen trauern und jammern, daß Jeder auf meinem entstellten Antlitz lesen könne, ich schenke der Verleumdung Glauben. Nein, nein! ich würde das Haupt trotzig emporheben, und Wehe dem, der mich zu höhnen oder zu beklagen wagte!“ Das würde ich thun; und nun lebt wohl! Ueberlegt diesen Rath; es ist wahrlich ein Freund, der ihn giebt! Seht! dort bei der Brabantpforte gehen die Baernwyck's; Ghelnoot und Veerle geben einander die Hand; der Diener der Sanct Jorisdgilde trägt die silberne Kanne vor ihm her. — Auf Wiedersehen!“

Pieren hatte die Blicke nach der angegebenen Richtung gewandt; kaum erreichten sie jedoch die junge Veerle und ihren Begleiter, so kehrte er das Gesicht beidend ab und ging mit schwankenden Schritten nach der Seite der Wynaerdbrücke.

Unterwegs überlegte er, was Jan Sportelind ihm gesagt hatte, und kam endlich zu dem Resultat, daß dessen Rath allerdings gut sei und er seinen unerträglichen Leiden ein Ende machen müsse. Dennoch entsank ihm

mitunter der Wuth, wenn er daran dachte, Beerte Re-
chenschaft von ihrem Betragen abzufordern. Sein Geiſt
brachte ihm jedoch wieder Ghelnoot vor die Sinne, und
dies machte, daß sein Blut ungeſtüm durch seine Adern
ſtrömte und sein Herz von heimlicher Rachſucht ſchwoll.

Als er die Wynaerdsbrücke erreicht hatte, wollte er
die Kerckſtraße hinaufgehen, um ſich nach ſeiner Woh-
nung zu begeben. Doch ſah er von Weitem ſeinen Vater
mit dem Könige der Ribauden ſprechend ſtehen. Ob-
wohl Ruggelon jetzt nicht ſelten im Hauſe des Ober-
dechanten erſchien, hatte Lieven doch ſtets ſeinen Abſcheu
gegen ihn bewahrt, und er vermied denſelben mit einer
Sorgfalt, die keinem anderen Gefühle, als einem tiefen
Haſſe zugeſchrieben werden konnte. Er wendte ſich daher
nach der St. Janekirche und ging auf den Kirchhof, wo
er hinter der Mauer bei einem Leichenſteine niederkniete.
Nachdem er lange mit geſenktem Haupte dort gebetet
hatte, richtete er ſich auf und kehrte mit erheitertem Ant-
liſe und getröſtetem Gemüth langſam nach ſeiner Woh-
nung zurück, die nur einige Schritte von dem Kirchhofe
entfernt lag.

Raum hatte er daſelbſt ſeinen Mantel abgelegt und
auf einen Stuhl gehängt, als ſein Vater ebenfalls in
das Gemach trat und zu ihm mit einem Tone, der einen
wichtigen Beſchluß zu verkünden ſchien, ſagte:

„Lieven, geh' mit mir hinauf; ich habe Dir Etwas
zu ſagen!“

Der Jüngling gehorchte und folgte ſeinem Vater in
ein oberes Zimmer, wo der Oberdechant ihre Unterre-

zung folgendermaßen begann, nachdem er seinem Sohne befohlen hatte, sich zu ihm zu setzen:

„Lieben, ich bitte Dich, höre aufmerksam auf das, was ich Dir sage! Wappne Dich mit Muth, mein Sohn, und entseze Dich nicht, selbst wenn auch etwas in meinen Worten vorkommt, das Dein Herz betrüben kann. Glaube mir, mich schmerzt Dein unglückliches Schicksal und Leiden tief, bei dem Anblick Deiner Niedergeschlagenheit. Es muß ein Ende nehmen, Lieben! Lange genug habe ich Dein blindes Vertrauen geschont, lange genug Dein heimliches Weh gekehrt; aber es wäre von meiner Seite ein grobes Verbrechen, wenn ich mein einziges Kind auch noch einen Tag länger, unter der offenkundigen Verspottung gebückt, dahinschleichen und dasselbe, ein schuldloses Schlachtopfer der Scheinsfreundschaft, dem Grabe zuwandeln ließe, ohne es zurückzuhalten auf der Bahn der Erniedrigung und des Verderbens. Schon seit einem Monate hatte ich mir vorgenommen, diese heilige Vaterpflicht zu erfüllen; aber die Furcht, Dich zu betrügen, hielt mich Tag für Tag zurück. Jedoch was ich heute im St. Jorishof gesehen und gehört habe, ließ mich unwiderruflich den Entschluß fassen, auch nicht eine Stunde länger zu warten, und ich verließ das Schloß in aller Eile, bloß um Dir meinen freundlichen Rath und im Nothfalle meine unwiderrufliche Entscheidung mitzutheilen. — Lieben! Im St. Jorishof war Beerte, und mit ihr Opheloest van Vond. Keins von Beiden hielt es diesmal noch für nöthig, die Flamme zu verbergen, die in ihren Herzen brennt. Sicher gemacht durch Deine

Abwesenheit, verhöhnten sie Dich schamlos vor Deinen Genossen und Freunden, so daß Jeder sich darüber ärgerte und unwillig fragte, wie Du so lange einwilligen konntest, der Spielball dieser hochmüthigen Menschen zu sein.“

Der erschrockne Kieven hörte mit dem Ausdrucke zurückgedrängter Wuth und bitteren Leidens auf seinem Antlitz zu. Er hatte ein Gefühl, als ob man ihn widerum mitleidlos auf die Folter strecken wolle, um sein Herz aus hundert Wunden sich verbluten zu lassen.

Obwohl Vernunft und Pflichtgefühl ihn antrieben, auch nicht einen Gedanken des Argwohn's oder des Mangels an Ehrerbietung in seinem Geiste aufkommen zu lassen, so zitterte er doch am ganzen Körper, und ein eis-kalter Schauer überlief ihn schon bei dem Klange von seines Vaters Stimme. Seine Seele war vielleicht gewöhnt, durch diesen Klang zu leiden.

„Aber, Vater!“ bemerkte er seufzend, „Veerte hat mich gestern eine ganze Stunde lang gebeten und gefleht, ich möchte mit ihr und ihrer Mutter zu dem Schießen gehen.“

„Und mit Ohelnoet? nicht wahr?“ sagte der Vater hohnlächelnd hinzu. „Sie wissen besser als Du, welches Gefühl Dein Herz zernagt, und statt Deinen Aerger zu ehren und zu lindern, thun sie, was in ihren Kräften steht, um Dir den Todesstoß zu geben. Glücklicherweise bin ich noch da, um das Schicksal meines einzigen Kindes zu überwachen und dasselbe, so lange es noch Zeit ist, zu retten. Wenn Du bei Veerte bist, ist Ohelnoet

auch dort, und er ist auch noch da, wenn Du nicht da bist. Ohelnoot! immer Ohelnoot! Schändlicher Spott! Abscheuliche Schleichthätigkeit!"

Die Worte seines Vaters schienen bereits Einfluß auf Lieven zu üben. Er fühlte, wie sein Herz rascher klopfte und eine Art von Fieber in seinem Innersten die Eifersucht zu heller Flamme anschürte. Er bezwang jedoch seine Heftigkeit und antwortete ärgerlich:

„Da Wier von Arretvelde wegen seiner Reise durch Westlandern so lange abwesend bleiben muß, so ist es doch wohl kein Wunder, daß Ohelnoot die Familie des Oberhauptmanns beschützt. Ist Wier van Lend seit seiner Kindheit nicht täglich in Arretvelde's Hause? Und warum sollte er jetzt sein Betragen ändern? Weil eine geheime Macht, welche aus der Hölle zu stammen scheint, mich verfolgt und mir Leiden bereitet?"

Der Oberdechant schien durch die Worte seines Sohnes überrascht und sah ihm tief in die Augen. Er beruhigte sich jedoch gleich wieder und fuhr fort:

„Armer Lieven! Deine Großmuth blendet Dich; Du kämpfst wie ein Verzweifelter gegen die wohlbekannte Wahrheit an, weil diese Wahrheit, wenn Du sie endlich einsehst, Dir den schönsten Traum Deines Lebens rauben würde. Ach, mein Sohn! was nährst Du Dich noch mit diesem falschen Schrein, der Dir endlich doch schwinden muß? Warum trauerst Du? Warum wirst Du bleich und mager? Warum fliehst Du die Gesellschaft Deiner Freunde und Genossen? Geschieht es, weil Du der redlichen Liebe der Jungfrau Beerte volles Ju-

trauen schenkst? Geschieht es, weil Du, wie früher, Dich glücklich fühlst durch die Ueberzeugung, sie liebe Dich allein auf Erden? Du scheinst sagen zu wollen, daß man die Tochter des Oberhauptmanns und ihren Freund Ghelnoot verleumde? Es ist möglich; aber klage Dich dann selbst zuerst an; denn in Deinem eigenen Herzen würde die schändlichste Verleumdung weilen, wenn Dein langer Schmerz Dir nicht bezeugte, daß eine tödtliche Wahrheit Dich martert. — Ich begreife Deine Leichtgläubigkeit nicht, Lieven! Für ein klarschendes Auge war nichts Anderes nöthig, als das Ereigniß im Neuwien-Bosch zu Brüssel, um sich zu überzeugen, daß man Dich verspottet und betrügt. Wie! Ghelnoot und Beerle laufen aus der Gesellschaft fort? Lassen sich eine halbe Stunde vergebens suchen? Und als man sie findet, überrascht man die tugendhafte Beerle, die an seinem Halse hängt? Man macht Dir weiß, daß Dein Vetter Jakob sie aus Scherz irre geführt und Beerle in jenem Augenblicke durch das plötzliche Aufspringen eines Rehes erschreckt worden sei; und da Du nun mit Recht zornig gegen Ghelnoot auffährst, lacht er Dich aus mit Deinem Aerger und läßt Dich bei Deiner Ehre geloben, keinem Menschen zu sagen, was Du gesehen hast! Schändlicher Spott, mit dem man Dich behandelt, wie ein argloses Kind!“

„Vater! Vater!“ rief Lieven zornig; „ich habe gegen mein freiwilliges Gelübde Dir dieses Geheimniß anvertraut; Du hast es mir versprochen!“

„Nun denn! ich will von etwas Anderem reden.

Im St. Jorishof versicherte Jeder, sogar die Freunde des Oberhauptmanns, daß Ohelnoot sich mit Beerle vermählen würde. Ich glaube es nicht; einen Jüngling fast täglich empfangen, ihm Liebe beweisen, und in der Zwischenzeit die Heirath mit einem Anderen vorbereiten? Ach! so weit dürfen sie doch die Unverschämtheit nicht treiben! — Eine andere Neuigkeit hat mich tiefer verwundet, obwohl ich nicht weiß, was man davon glauben darf. Im St. Jorishof war eine junge Frau aus Marienland; die hatte den gestrigen Nachmittag im Begghof zugebracht, als Jungfrau von Kriewelle auch da war; und diese erzählte, daß Beerle lachend in ihrer Gegenwart gesagt habe: Du, Lieben, dienstest ihr nur zum Zeitvertreibe; sie finde Vergnügen an Deinen unschuldigen Liebesbezeigungen, liebe Dich aber nicht, und sei Deiner müde“

Wie ein verwundeter Löwe sprang Lieben plötzlich von seinem Stuhle auf und trat einige Schritt zurück. Er betrachtete seinen Vater mit brennendem Blicke, und rief:

„Es ist falsch, falsch, was Du sagst!“

„Was ich sage?“ wiederholte Geeraert Denys gelassen. „Du meinst, was die junge Frau von Marienland gesagt hat! Vielleicht ist es wirklich nur eine Unwahrheit; ich will nicht dafür stehen.“

„Warum, Vater! warum mir denn mit dieser Verleumdung das Herz aus dem Busen reißen? O, Gnade! Gnade! Laßt mich gehen! ich leide entsetzlich; mir wirbelt Alles vor den Augen . . . es ist, als ob mir der Kopf gespränge“

Während Lieven, die Hand vor die Augen haltend, zitternd da stand, warf der Oberdechant einen forschenden Blick auf ihn. Dann stand er auf, faßte seinen Sohn bei der Hand und führte ihn zu dem Stuhle zurück, indem er mit leiser und tröstender Stimme sagte:

„Die schwere Vaterpflicht, die ich zu erfüllen habe, ist schmerzlich; aber es muß sein. Sehe Dich, Lieven! ich will mich kurz fassen. Siehst Du, mein Sohn, ich will nicht länger dulden, daß Du der Gegenstand dieser offenbaren Verspottung bist, und daß man Dir, wäre es auch nur aus tadelnswerthem Leichtsinne, solche Schmerzen bereitet. Ich rathe Dir, daß Du heute noch mit der Tochter des Oberhauptmanns brechest . . . Du antwortest nicht! Ich befehle es Dir! Mein Befehl ist unwiderruflich! Was sagst Du?“

„Nun denn! Da mein schweres Schicksal es also will, so werde ich es thun,“ antwortete Lieven fast tonlos.

„Ich danke Dir, mein Sohn!“ sagte Weeraert. „Segne Du auch Gottes Güte, die Dich heute von diesem schweren Leiden erlöst! Hebe Dein Haupt muthig empor; Deine Bande sind zerrissen; Du wirst wieder frei und fröhlich leben! Und ist Dein Herz nach Liebe begierig, so werden sich hundert Jungfrauen für glücklich schätzen, dem Sohne des Oberdechanten der Gilden von Gent ihre bescheidene Liebe darzubieten. Du kannst selbst Deine Blicke zu Jungfrauen aus den edelsten Geschlechtern erheben, Lieven!“

Ganz niedergedrückt von dem Beschlusse seines Vaters, saß der Jüngling mit gebeugtem Haupte vor die-

sem da, und hörte vielleicht nicht einmal, was derselbe sprach.

Geeraert Denys schien diesen Zustand seines Sohnes nicht zu beachten und fuhr fort:

„Die Liebe ist eine blinde Leidenschaft; sie hindert uns, in die Zukunft zu sehen, und läßt uns mitunter Unvorsichtigkeiten begehen, die wir unser ganzes Leben hindurch beklagen müssen. Es ist ein Glück, daß die Untreue Deiner Geliebten Dich von einer Familie entfernt, welche bald der allgemeinen Verachtung unterliegen wird. Beachte nur, was in Flandern vorgeht. In allen Städten und Provinzen erhebt man sich zornig gegen Artevelde's Herrschaft. Der Oberhauptmann hat weder Ruhe noch Rast; er reißt von einer Gemeinde zur andern, um den drohenden Aufruhr zu stillen. Kaum ist er jedoch wieder fort, so entbrennt hinter ihm von Neuem das Feuer der Volkswuth. Ob der Haß, den man in ganz Flandern gegen den Oberhauptmann hegt, rechtmäßig sei oder nicht, darauf kommt es nicht an. Es selbst keinen Zweifel, daß ein Abgrund vor seinen Füßen sich öffnet, und daß er mit den Seinigen hineinstürzen wird. Selbst in Gent, wo man seine Macht am meisten fürchtet und fürchten muß, wird wahrscheinlich binnen Kurzem gegen ihn ein schrecklicher Sturm sich erheben, ein Sturm, der sich bereits in der Luft ankündigt für Jeden, der scharfsichtig genug ist, sich aus der Meeresstille selbst den künftigen Sturm vorzustellen. — Nun denn, mein Sohn! hätte das tadelnswerthe Betragen Weerle's und Oehlnoot's gegen Dich das Band nicht zer-

rissen, welches Dich unzertrennlich an den Oberhauptmann bindet, so wärst Du mit ihm gefallen und Deine Laufbahn für immer geschlossen worden. Jetzt gehört Dir die Zukunft. Noch einige Jahre, und Du wirst das Alter haben, das Dir das Recht giebt, Dich um die höchsten Aemter der Gemeinde zu bewerben. Dein Vater selbst, dann vielleicht Oberhauptmann von Gent, wird Deine Erhebung bewirken, und Gott weiß es, Lieven, welchen Ruhm, welche Macht das Geschick unserem Hause noch aufbewahrt! Aber, um dies hoffen zu dürfen, ist es nöthig, daß Du entscheidend mit Arcevelde brechest, sowie mit Allen, welche von nahe oder von ferne zu den Seinen gehören. Ich vertraue Deinem erwachten männlichen Muth, und fürchte nicht, daß Du mich zwingen werdest, mein väterliches Ansehen zu gebrauchen, um Dich wider Deinen Willen vor unfehlbarem Verderben zu retten. Der Abend ist bereits ziemlich weit vorgerückt; Du bedarfst der Ruhe nach einem so wichtigen Entschlusse. Nun denn! ich verlasse Dich, um unsern Freund Galevoet in der Meerminne aufzusuchen. Reize den Verdruß aus Deinem Herzen und gehe Du, Lieven, nach dem *Leeuw=ten=Putte*, um mit Deinen Genossen fröhlich zu sein. Friede sei mit Dir! Auf Wiedersehen!"

Bei diesen Worten schlug er seinen Sohn ermutigend auf die Schulter und ging die Treppe hinunter.

Lieven blieb unbeweglich und in Verzweiflung versunken sitzen. Nach einer langen Weile, und als die nächtliche Dunkelheit schon Alles in dem Zimmer un-

sichtbar gemacht hatte, stand er von seinem Stuhle auf und murmelte mit dumpfer Stimme in sich hinein:

„Ich diene ihr nur zum Zeitvertreib! Sie liebt mich nicht und spottet über meine unschuldigen Liebkosungen! Gott! Gott! das ist nicht wahr! Aber welche Gründe kann die Frau von Marienland haben, zu lügen? Sie hat es doch selbst gehört! Beerle war doch gestern Nachmittag im Begghnhofe, und darin lag ja der Grund, daß ich sie nicht besuchte! Wehe! wehe! so große Falschheit! und Brüssel! Brüssel! Ach! es ist geschehen! Der Stein soll von meinem Herzen herunter! Ich werde sterben vor Schmerz; aber mein Schicksal ist entschieden!“

Bei diesen Worten lief er mit raschen Schritten die Treppe hinab, warf seinen Mantel um und ging aus dem Hause, ohne Jemanden zu grüßen. Von Zorn fortgerissen und beinahe betäubt vor Schmerz, eilte er rasch wie ein Blinder durch die dunkeln Straßen, bis er, ohne es selbst zu wissen, vor der Thür von Artevelde's Wohnung stand. Dort entsank ihm plötzlich der Muth; er zitterte wie ein Espenlaub, und als er den eisernen Klopfer erfassen wollte, hatte er nicht die Kraft, die Hand aufzuheben. Halb zusammengesunken an den Thürpfosten lehrend, sah er jetzt erst mit völliger Klarheit ein, was er hier thun wolle.

Er sollte mit Beerle brechen, ihr Lebewohl sagen auf immer, sie verwerfen wie eine Schuldige! Vielleicht einer unschuldigen Freundin das Herz zerbrechen durch diese grausame Trennung! Er sollte das süße Lächeln

des Engels nicht mehr sehen, ihre Stimme nicht mehr hören! der Feind werden von derjenigen, die seine Kindheit, seine Jugend wie ein holder Schutzgeist mit Glück und Seligkeit überschüttet hatte! Beerle sollte ihn hassen? Sterben vielleicht als eine Blume, deren Wurzel von Würmern zernagt ist? Welches Leben für den armen Lieven! Ein unermesslicher Abgrund, in den nie das Licht der Freude auch nur einen Strahl senden würde Denn die Liebe zu Beerle ist mit seinem Geiste, mit seinem Herzen verwachsen! Seine Gedanken, seine Gefühle haben von dieser Neigung ihre Gestalt und ihr Wesen geborgt! Sie ist die Seele aller seiner Empfindungen, die Triebfeder, welche sein Leben erhält und lenkt. Dies Gefühl unterdrücken heißt sterben. In seinem Geiste, in seinem Inneren wird Alles todt sein Er fühlt es nur zu tief, der unglückliche Jüngling, daß, wenn er es thut, er sein Todesurtheil unterzeichnet, vielleicht zwei Gräber öffnet! Und weshalb? Ach! jezt wird er noch mehr gefoltert; diese Frage führt ihm das Bild seines Vaters vor die Sinne; sein gemarterter Geist stößt es zurück und fleht um Gnade. . . . Unschlüssig, bewußtlos sinkt er neben den Thürpfosten nieder und vergißt seinen Zustand in der Ohnmacht, die ihn ergriffen hat.

Wahrscheinlich würde Lieven, nachdem er wieder zu sich gekommen, von diesem Orte mit Abscheu geflohen sein, um sich von der gewaltigen Eifersucht zu befreien, die ihn noch immer anspornte, seines Vaters Befehl auszuführen. Da fühlte er aber plötzlich, wie ihm zwei kräf-

tige Hände unter die Arme griffen und ihn aufhoben, während eine spottende Stimme zu ihm sagte:

„Run, nun, Kamerad! wenn man da drüben im Bos eine zu schwere Ladung eingenommen hat, so kann man doch wohl anderswo ausschlafen, als vor der Thüre des Oberhauptmanns!“

Als Lieden diese Stimme erkannte, sprang er plötzlich rasch in die Höhe, griff nach seinem Messer und schrie, als ob ihn eine Ratter gestochen habe:

„Ruggelsh! fort! fort von hier! Rührt mich nicht an, oder mein Messer“

„Seht! seht!“ rief der König der Ribauden lachend; „es ist unser Freund Lieden! Wüßte Euer Vater das! — Er meint, daß Ihr weder Bier noch Wein liebt. Das wird Euch lehren, wie gefährlich es ist, viel zu trinken, wenn man auf Freierdsfüßen geht!“

Der Jüngling stand jähneknirschend vor Wuth und Scham, die Hand am Messer, da und fühlte sich wie von innerer Raserei angetrieben, dem König der Ribauden seine Waffe in die Brust zu stoßen; der Gedanke jedoch, daß er einen Mord begehen würde, durchzuckte ihn. Plötzlich stieß er einen unverständlichen Laut aus, ergriff den eisernen Klopfer und schlug mit demselben zu wiederholten Malen an die Thür.

Der Ribaudenkönig, welcher wahrscheinlich nichts mit dem Hausgesinde des Oberhauptmannes zu thun haben wollte, entfernte sich eilig und sagte noch im Fortgehn:

„Viel Glück bei Eurer Schönen; sie wird Euch tüchtig den Kopf waschen, weil Ihr bei Bacchus gewesen seid.“

Eine Dienerin öffnete Lieven die Thür und dieser eilte wie wahnsinnig nach dem Gemach, in welchem sich Beerle mit ihrer Mutter befand.

Frau Artevelde erschrak, als der Jüngling so unerwartet vor ihr erschien. Sein Aeußeres war in der That seltsam und schrecklich; Lobesblässe lag auf seinen Wangen, Schweißtropfen perlten von seiner Stirne herab; er zitterte sichtbar an allen Gliedern, während seine Augen sich mit eigenthümlichem Ausdruck und wie versenkend auf Beerle richteten, die neben dem Kamine saß, ihr Antlitz mit beiden Händen bedeckte und bitterlich weinte.

Die Jungfrau hatte den Kopf aufgehoben, als die Thür geöffnet wurde, und Lieven mit verstörtem Blicke erschaut, jedoch die Hände wieder vor die Augen gelegt, ohne selbst ihren Geliebten grüßen zu wollen, gleichsam als ob seine Gegenwart sie mehr erzürne denn erfreue.

Als der Jüngling näher kam, stand Frau Artevelde von ihrem Sitze auf, ging zu ihm, legte ihm mitleidig den Arm um den Leib, als wolle sie ihn stützen, ergriff seine Hand und fragte ihn ängstlich:

„Armer Lieven! was fehlt Dir? Was entsetzt Dich so furchtbar?“

Alein wie verrückt drückte der Jüngling ihre Hand und starrte bewegungslos Beerle mit flammendem Auge an.

„O Gott!“ rief Frau Artevelde mit schneidender Stimme. „Welches Unglück! welches Unglück! Wehe! wehe! Beerle, er ist wahnsinnig!“

Bei diesem Angstruf ihrer Mutter sprang Beerle in die Höhe und betrachtete zitternd das bleiche Antlitz ihres

Geliebten. Ein unverständlicher Schrei entrang sich ihrer Brust; weinend legte sie die beiden Hände an die kalten Wangen des Jünglings und sah ihm starr in die Augen, als suche sie in seine Seele zu bringen und zu wissen, was ihn so erschüttert habe.

„Nein! nein!“ rief sie halb lachend, halb weinend; „es ist nicht wahr, Mutter! Ach nein! nein! Armer Freund! was hast Du? O, sprich um Gottes willen, daß ich Deine Stimme höre!“

Als sie dennoch von Lieben keine Antwort erhielt, drückte sie bebend ihre Rippen auf seine Stirn, wie wenn sie in ihrer Verzückung kein anderes Mittel mehr kannte, als diesen höchsten Beweis ihrer Neigung, um ihren unglücklichen Freund wieder in das Bewußtsein zurückzurufen.

Wirklich bestrahlte nun auch ein wunderbar süßes Lächeln wie ein helles Licht das Antlitz des Jünglings. Mit wehmüthigem Blicke richtete er nun sein Auge flehend auf den Engel, der ihn gerettet hatte, und sagte statt aller Antwort:

„Weerle! Liebe Weerle! ich danke Dir, daß Du Dich meiner erbarmt hast.“

„Dafür sei Gott in Ewigkeit gesegnet!“ rief Weerle jauchzend und das Lächeln auf Liebens Gesicht erwidern. Sie nahm nun rasch eine gläserne Kanne von der Tafel, goß Wasser aus derselben in eine silberne Schale; brachte diese mit zärtlicher Besorgtheit an Liebens Lippen und sagte mit dem süßesten Tone ihrer Stimme:

„Trinke, mein armer Freund! setze Dich zu mir!“

Du hast wohlgethan, hierher zu kommen, um Trost zu suchen; ich will die Verzweiflung schon aus Deiner Brust vertreiben."

Sie betrog Lieven, sich neben sie zu setzen, ohne seine Hand loszulassen, und suchte durch ein beständiges Lächeln, aus welchem die innigste Liebe hervorblickte, den Verdruss gänzlich aus des Jünglings Herzen zu verbannen.

Lieven betrachtete Beerle erstaunt und sagte mit vor Glück zitternder Stimme:

"O, Beerle! ich habe unsägliche Schmerzen gelitten; wohl zehnmal fühlte ich mir heute das Herz brechen, und Feuer verzehrte mein Gehirn: ich war eine verdammte Seele in der Hölle des Zweifels; ich weiß nicht, was mit mir vorgeht; jezt erblickte ich den Himmel auf Deinem Angesichte; ich bin eine Seele geworden, die der höchsten Seligkeit genießt, die vor Glück schmilzt. . . . Vielleicht bin ich wahnsinnig! — Ach! nein, nein, Beerle! ich muß Dir danken, Dir, die stets meine liebe treue Freundin ist; Dein Lächeln allein ist Wahrheit, alles Uebrige Lüge und Verleumdung. Möge die ganze Welt mich verspotten, möge ein gräßlicher Fluch auf mir lasten; ich bleibe der Deine, immer, immer, bis in das Grab! . . ."

"Aber, Lieven!" sagte Frau Arterveldt; "Du warst bei Deinem Kommen so entsetzt, daß Dir etwas Schreckliches widerfahren sein muß. Aus Deinen Worten glaube ich abnehmen zu können, daß die Verleumdung, die uns verfolgt, auch Dich zu ihrem Opfer erkoren hat. Rechtlichkeit allein kann Dich schützen gegen das Gift, mit dem

man Dein Leben zerstören will. Sage uns gerade heraus, was Dich quält; nur in der größten Offenherzigkeit allein könnt ihr Beide Trost und Rettung finden."

Es währte eine Weile, ehe sich Lieven entschließen konnte, diese Frage zu beantworten. Ein mächtiger Grund schien ihn davon abzuhalten, und beschämt senkte er den Kopf.

Frau Arnevelde fragte ihn mit strengem Blicke:

„Lieven! fühlst Du Dich denn schuldig, daß Du nicht zu reden wagst?“

Angstlich verfolgte Beerte jede Miene, welche sich auf dem Angesicht des Jünglings zeigte. Plötzlich aber bedeckte ihr eigenes Antlitz ein Ausdruck des Zorns und der Betrübniß, wie ein dunkler Schleier, und fast unmerklich zog sie ihre Hand aus Lievens Hand zurück.

„Ach!“ rief dieser endlich, „es giebt Dinge, die ich nicht offenbaren kann; aber Ihr werdet begreifen, wie tödtlich ich leiden muß, wenn ich Euch sage, daß ich hierher gekommen bin, um von Beerte auf immer Abschied zu nehmen.“

Diese Erklärung überraschte Frau Arnevelde, als ob sie sie an etwas Anderes erinnere; sie ließ deutlich Zorn und Unwillen blicken.

Beerte stieß einen schmerzlichen Schrei aus, schob ihren Stuhl zurück, bedeckte ihre Augen wieder und weinte laut schluchzend.

„Wehe! wehe! es ist also wahr, was man Jacquemyne gesagt hat!“ rief sie.

Lieven stand wie erschmettert da durch die unerwar-

tete Wirkung seiner Worte, und täuschte sich gewiß über den Sinn der Klagen seiner Geliebten. Er näherte sich ihr nun bittend, und sagte:

„Ach, Beerte! entseze Dich nicht deshalb, theure Freundin! Wenn ich Dir in Gottes Gegenwart erkläre, daß ich Dich allein auf Erden lieben werde, bis das Grab sich mir öffnet: ist das ein Abschied? ein Lebewohl? O, sei ruhig! O, lächele mir zu, Beste! Ist dieser Tag nicht der schönste meines Lebens? Willst Du mich wieder in den Abgrund zurückschleudern, aus dem Du mich gerettet hast? Du stößest mich von Dir? Du antwortest mir nicht? Ach! täuschen mich denn meine Sinne? War mein Glück ein Traum, der jezt ein Ende nimmt und mich wieder meinen gräßlichen Leiden hingiebt? Gnade, Gnade, Beerte! Was habe ich denn gethan, daß Du unerbittlich bist?“

Beerte richtete das Haupt empor und sagte, unter einem Strom von Thränen, zu dem bestürzten Jünglinge:

„Lieven, Lieven! habe ich dieses Leid verdient? Ach! jezt ist Alles vorbei zwischen uns. Sucht es nicht zu beschönigen: ich bin die Tochter Artevelde's, Herr! Dies kann ich nicht vergessen, und sollte ich vor Schmerz darüber sterben! Ich werde leiden, trauern, vergehen, das weiß ich wohl, schlechter Mensch! Ja, ich habe Dich seit meiner frühesten Kindheit geliebt; in diesem entscheidenden Augenblicke darf ich es wohl sagen, daß meine Mutter es hört. Ich schäme mich dessen nicht; denn bei mir war es wenigstens ein edles Gefühl — bei Dir? — Ach, ach! ich sterbe gewiß davon, ehe der Winter noch

kommt — bei Dir war es Spott, Heuchelei, Falschheit!“

Vergewisselnd schlug Pieter die Hände zusammen und entgegnete:

„Beetle, Beetle! was sagst Du da? Ich Spott treiben mit Dir? Gott, Gott nehme mein Leben als einen Beweis meiner Ehrfurcht! Ach! habt doch Mitleid mit einem armen verirrten Freunde! Ich beschwöre Dich, Beetle, bei dem Gedanken an unsere süße Kindheit, sage mir, was Dich quält! Es muß, es muß Verleumdung sein!“

„Verleumdung?“ rief die Jungfrau. „O, möchte der gütige Gott geben, daß es Verleumdung wäre! Aber nein, es ist Wahrheit, schreckliche Wahrheit!“

„Du beschuldigst mich einer feigen Missethat,“ seufzte der Jüngling. „Sprich, was habe ich gethan? Bin ich schuldig, so will ich fortgehen und, ohne zu klagen, den bittersten Tod als eine verdiente Strafe erleiden!“

Von Neuem brach ein Thränenstrom gewaltsam aus Beetle's Augen, während sie zornig sagte:

„Du sollst unter spöttischen Worten, die mein Mund nicht wiederholen darf, öffentlich gesagt haben, daß Du mich verachtest, daß Du zu gut seiest für Arvelde's Tochter, und daß Du ihr, als einer Deiner unwürdigen Jungfrau, noch diese Woche ein ewiges Lebenswohl sagen würdest. Du hast hinzugefügt, daß der Bursche meines Vaters, Mhet Ghelnoot von Lens, ein schlechter Mensch sei, — er, der edelmüthigste Freund, den Du selbst hast. Es genügte Dir also nicht, böse und schlecht

zu sein; undankbar mußtest Du werden, verleumben mußte Dein Mund! Ach! wie war es möglich? Lieben, Lieben! mußte Deine Hand mir den Todesstoß geben?"

Ein Gefühl des Unwillens bemächtigte sich plötzlich Lieven's. Er stand auf und sagte mit Stolz zu der Jungfrau:

„Was soll ich auf so offenbare Unwahrheit antworten? Ich verzeihe Dir, Beerle; was Du leidest, habe ich gelitten. Was man mir jetzt zur Last legt, das glaubte ich Dir zum Vorwurfe machen zu können. Aber unser Schicksal ist unbegreiflich; Verleumdung umringt uns auf allen Wegen, wie ein unzerreißbares Gewebe.“

„Ach! lüge nicht!“ sagte Beerle. „Hast Du nicht gestern im *Pecuw-ten-Butte* an Jakob Hovvant, den Holzhauer aus dem *Dolvestege*, dies Alles gesagt in Gegenwart von Joos Herwege und Voudin Stichel? Jakob Hovvant hat es selbst unserer Magd Jacquemyne erzählt, während Du noch gestern im *Pecuw-ten-Butte* sahest und spottetest.“

Lieven setzte sich wieder zu Beerle, faßte ihre Hand und erwiderte lächelnd:

„Beerle, meine theure Freundin! es ist unsere Schuld allein, wenn wir leiden. Zum ersten Male seit einem Jahre bemerke ich das mit einer wunderbaren Klarheit des Geistes. Warum schenken wir dem Gehör, was man sagt, da wir es doch besser wissen, als die Verleumder? Seit sechs Wochen habe ich keinen Fuß in eine Herberge gesetzt, und im *Pecuw-ten-Butte* bin ich in drei Monaten nicht gewesen. Es ist wahr, ich habe mein

Herz der Eifersucht und dem Argwohn geöffnet. Aber wenn auch vielleicht mein bleiches Antlitz den Verdruß, der an mir nagte, verrieth, mein Mund hat nie das Geheimniß meines Herzens bekannt. War es nicht ganz dasselbe mit Dir? Selbst wenn Du unerbittlich bliebest, Beerte, und mich opferdest, obgleich ich unschuldig bin, selbst wenn Du mich zum Tode verurtheiltest, ja, wenn Du sogar Deine Liebe einem anderen Manne schenkest, würde ich doch das Bild meiner Jugendfreundin in meinem Herzen bewahren, es hegen und lieblosen in der Einsamkeit, und es mit mir nehmen in meine letzte Ruhestätte“

Der sanfte und ruhige Ton dieser Worte bewegte die Jungfrau im innersten Gemüth. Allmählig schlug sie die Augen wieder zu Liden auf und schien seinen Worten zu lauschen. Ein Lächeln der Hoffnung blinkte durch ihre Thränen, und bewies, daß die innige Ueberzeugung von des Jünglings Unschuld langsam in ihr Herz zurückkehrte.

Als er zu reden aufhörte, ging sie zu ihrer Mutter, umarmte dieselbe und rief mit bewegter Stimme:

„Mutter, Mutter! er hat es nicht gesagt, es war auch eine Lüge!“

Frau Arvedsde nahm ihre Tochter froh in die Arme, küßte die glückselige Jungfrau mehrere Male und sprach dann zu den Liebenden:

„Kinder! was hier vorgefallen ist, betrachte ich als eine Wohlthat Gottes, trotz all dem Verdruß, den die Welt und zugefügt hat. Schon seit Monaten hat geheime

Verleumdung Euer Leben vergiftet und Euch Leiden bereitet; keines von Euch Weiden hat dem Andern etwas vorzuwerfen; dasselbe Weh, derselbe Argwohn hat Euch gefoltert. Nun denn! seid von jetzt an stark gegen die Bosheit der Welt; leih den schändlichen Gerüchten, welche unbekannte Feinde bereiten gegen Alles, was Artervelde theuer und lieb ist, kein Gehör mehr; nimm Dir ein Vorbild an Deinem Vater, Beerle; er bleibt sich unerschütterlich treu, trotz allem Gifte, das auf ihn gesprüht wird; nur in seinem eigenen Gewissen sucht er den Richter seiner Thaten. Macht es auch so! Und duldet nicht länger, daß unbekannte Ehrenträuber Euch zum Spielball ihrer Bosheit machen. Ihr habt heute die Auflösung des Räthsels von Jahre langem Argwohn und Verdacht gefunden. Ich danke dem gütigen Gott für diese Lehre. Sie möge Eurem Geiste eingeprägt bleiben bis an das Ende Eurer Tage. Jetzt genießt getrost und fröhlich das Glück der Versöhnung. Keinen Argwohn mehr, meine Kinder!“

„Beerle!“ sagte Lieven, „Offenherzigkeit sei künftig unsere Schutzwehr gegen geheime Verfolgung. Obwohl in meinem Herzen nicht der mindeste Schatten von Zweifel mehr bleibt, so will ich auch selbst die nachgelassenen Spuren eines früheren Verdachtes herausreißen. Darum laß mich Dich etwas fragen: — Bist Du gestern im Begynhofe gewesen?“

„Ich sollte hingehen,“ antwortete die Jungfrau; „aber meine Wase von Peteghem war gekommen, und so konnte ich das Haus nicht verlassen.“

„Gott, Gott! es ist unbegreiflich!“ murmelte der Jüngling mit dem Tone der Verzweiflung. „Welche düstere Verschwörung umgiebt uns, daß man unsere geheimsten Absichten ausspäht und daraus Gift für uns bereitet, selbst noch ehe sie ausgeführt sind!“

Er wollte eben der Geliebten darüber Aufklärung geben, wie man auch sie bei ihm verdächtigt habe, als sie plötzlich durch einen lauten Schlag an die Hausthür überrascht wurden.

„Wer kann das sein? so spät? Es ist bereits zehn Uhr!“ rief Beerte verwundert.

„Dein Vater ist es nicht!“ antwortete Frau Artevelde; „dann hätten wir weit mehr Personen an der Thüre gehört. Es ist wahrscheinlich Nher Ghelnoot, der sich erkundigt, ob der Oberhauptmann noch nicht von seiner Reise zurückgekehrt ist.“

Ghelnoot van Lens trat in der That gleich darauf lachend in das Gemach und grüßte Frau Artevelde mit einigen heiteren und freundlichen Worten. Kaum erblickte er jedoch Pieren Denys, so ward er roth vor Zorn, und den Jüngling mit einer gewissen Verachtung betrachtend, rief er:

„Haha! da seid Ihr! desto besser! Das spart mir die Mühe, Euch aufzusuchen. Wißt Ihr wohl, Pieren, daß ich große Lust fühle, Euch auf der Stelle den Hals zu brechen, obwohl ich so lange Euer Freund gewesen bin; aber dies Gemach ist nicht passend dazu. Darum

folgt mir; wir haben eine ernsthafte Sache zusammen abzumachen.“

Statt aller Antwort hob Lieven verzweifelt die Arme in die Höhe und schrie:

„Schon wieder, schon wieder!“

„Was schon wieder!“ erwiderte Ghelnoot spöttisch, indem er Lieven beim Arme faßte und ihn zwingen wollte, das Zimmer mit ihm zu verlassen. „Kommt, kommt! wir wollen auf der Straßse sehen, was Ihr vorzubringen wißt.“

„Gut!“ antwortete der Jüngling, entschlossen aufstehend.

Beerle warf sich zwischen Lieven und Ghelnoot, und den Beideren mit Gewalt zurückdrängend, rief sie:

„Nein, nein, Mher van Vens! Lieven geht nicht mit! Ich begreife nicht, warum Ihr und mit solchem bösen Scherz erschrecken wollt. Ihr seid nicht mehr kenntlich, so häßlich ist Guer Gesicht. Setzt Euch nieder und laßt doch das thörichte Spiel sein.“

„Es ist kein Spiel, Jungfrau!“ antwortete Ghelnoot. „Laßt ihn nur mit mir gehen; er ist ein falscher Mensch, der Eure Reizung nicht mehr verdient. Ich werde es Euch gleich vollständig beweisen. Es giebt Schlangen, die eine schöne Haut haben, Beerle! aber ihr Gift ist darum nicht minder tödtlich.“

„Kommt!“ rief Lieven wüthend, nach der Thür eilend. „Man hat Euch auch betrogen; aber ich muß meinem unglücklichen Geschick gehorchen.“

Die Jungfrau, welche jetzt merkte, daß eine ernste Gefahr ihren Geliebten bedrohte, stellte sich, mit Thränen in den Augen, vor Ghelnoot hin, sah ihn traurig an und sagte mit sanftem Tone:

„Nher van Lend! wollt Ihr Eure treue Schwester tödten? Bleibt hier, um Gottes willen; Ihr wißt nicht, was Ihr thut. Er ist unschuldig, sage ich Euch. Ihr, stets so großmüthig und so fröhlich, wollt Ihr eine Schlechtigkeit begehen und mich zum Tode betrüben? Ach! das werdet Ihr nicht thun.“

„Frau Artervelde fügte ihre Bitten zu denen ihrer Tochter, bis Ghelnoot sich auf einen Stuhl warf und ausrief:

„Gut, gut! er kann mir doch diese Nacht nicht fortliegen; ich werde ihn morgen schon finden. Also, Lieben, wir bleiben gute Gefellen bis morgen!“

„Um welche Stunde?“ fragte Pieven.

„Um acht Uhr!“

„Ich werde Euch erwarten!“ antwortete der Jüngling, mit zorniger Hast seinen Mantel umwerfend, um das Haus zu verlassen.

„Nehmt es mir nicht übel, Frau Artervelde, und Ihr, Beerle, daß ich fortgehe!“ sagte er. „Ich kann hier nicht mit Nher Ghelnoot zusammen sein, bis das Räthsel gelöst ist.“

Frau Artervelde hielt den Jüngling lächelnd zurück und sagte:

„Ich sehe wohl, was wieder vor ist, und wir müssen wahrlich große Kinder sein, um so unbesonnenen Gerüchten Glauben zu schenken, welche, wie wir wissen, alle aus derselben Quelle fließen.“

„Ihr irrt Euch, Ver Artevelde!“ erwiderte Ghelnoot. „Es ist eine ganz besondere Angelegenheit zwischen Kieven und mir. Da ist kein Gedanke von Verleumdung. Aber reden wir nicht mehr darüber; es ist bis auf morgen verschoben.“

„Habt Ihr einige Achtung und Reigung zu mir, Mher Ghelnoot?“ entgegnete Frau Artevelde.

„Ehrerbietung, Achtung, Reigung, in demselben Maße, wie ich es für meine selige Mutter hatte, Ver Artevelde,“ versetzte Ghelnoot mit einer freundlichen Verbeugung.

„Nun denn! Ich bitte Euch, Mher Ghelnoot, ich stehe Euch an, daß Ihr augenblicklich sagt, was Ihr gegen Kieven habt.“

„Nun, es sind Dinge, die sich schwer in Eurer Gegenwart aussprechen lassen,“ antwortete Ghelnoot.

„Nah! man weiß es jetzt doch. Kommt, Kieven, antwortet mir! Als Ihr im Nieuwen-Bosch zu Brüssel Eurer Eifersucht gehorchtet und wie ein Narr in Feuer und Flamme geriethet über eine ganz einfältige Sache, die aus einem schlechten Späße Eures Vatters Jakob entsprungen war, da machte ich Euch klar, daß das Veröffentlichen dessen, was Ihr sahet, durch die Verleumdung würde benutzt werden, daß es dem guten Rufe

der Jungfrau Beerle schaden würde, und daß Ihr wie ein unbesonnener oder rachsüchtiger Träumer handelt, wenn Ihr je den Mund darüber öffnen würdet. Ihr habt mir damals feierlich versprochen, daß Ihr Eure Thorheit vergessen wolltet. Niemand auf Erden kannte das Geheimniß, als Ihr, Beerle und ich. Nun denn, unvorsichtiger Schwäger! falscher, vielleicht meineidiger Mensch! — In der ganzen Stadt erzählt man seit heute Morgen diesen Vorfall, mit Umständen, die ich selbst bereits vergessen hatte. Man fügt noch viele schöne Dinge hinzu, zu der Jungfrau Arivelde und meiner Ehre. Ihr seid es also, der das Geheimniß verrathen hat."

Lieven erröthete und schlug die Augen zu Boden, wie ein überführter Missethäter, sagte jedoch nichts.

Die beiden Frauen betrachteten Lieven mit Bestürzung und Angst, während Ghelnoot fortfuhr:

„Ihr seid es also, der der Verleumdung solche Nahrung gegeben hat! Wie meint Ihr denn, Lieven, daß der Fleck, der dadurch auf die unschuldige Beerle geworfen ist, abgewaschen werden könne? Würde Blut nicht das beste Mittel dazu sein?"

„Aber rede doch, Lieven!" rief die Jungfrau; „antworte doch auf diese neue Verleumdung!"

„Ach! habt Mitleiden mit mir!" seufzte Lieven. „Es ist wahr, ich habe es gesagt; aber es ist schon so lange her. Der Schmerz hatte mich ganz niedergedrückt, und ich schüttete, ohne es zu wissen, meinen Schmerz in

Jemandes Bufen aus, an dessen Treue ich nicht zweifeln durfte. Hat er mein Geheimniß veröffentlicht, so hat er es gewiß nicht aus Bösem gethan; um Gottes willen, glaubt mir das Um Gottes willen, könntet Ihr Alle in meinem Herzen lesen. Ghelnoot, Freund! könntet Ihr die gräßlichen Gedanken durchschauen, welche mein Inneres zermühlen, Ihr würdet mir verzeihen, Ihr würdet einen Unglücklichen, einen Sinnlosen, wie ich es bin, nicht länger zu Boden schmettern unter der Last einer begründeten Beschuldigung. Ach! laßt mich aufathmen, verfloßt mich nicht!"

Der Jorn war ganz aus Ghelnoot's Antlitze verschwunden; er betrachtete nun im Gegentheil den jungen Lieven mit einer Art stiller Bewunderung, jedoch mit ungewissem Blicke, wie Jemand, der nachsinnt und überlegt, um die Lösung eines Räthsels zu finden.

„Lieven!“ bat die Jungfrau, „warum sagst Du nicht, wem Du den Vorfall anvertraut hast? Dann würde Aher Ghelnoot wohl hören, daß es Deine Schuld nicht ist.“

Der Jüngling senkte den Kopf; zwei stille Thränen rollten aus seinen Augen, und er seufzte:

„O Beerle! ich muß schweigen; Gottes heiliges Gebot befiehlt es mir.“

„Rede nicht, rede nicht, Lieven!“ rief Frau Arctoveldt, Ghelnoot einen verständlichen Blick zuwerfend.

Dieser stand jauchzend auf, als ob ihm plötzlich ein Glück widerfahren sei; er ging auf Lieven zu, zog ihn

vom Stuhle empor, drückte ihn an die Brust, küßte ihn zum Zeichen der Versöhnung, und sagte:

„Genug, genug! wir wollen wieder Freunde sein. Ach! es thut mir wohl, zu wissen, daß Euer Herz noch ebenso brav, Eure Seele so rein, so liebevoll ist. Man hat Euch täuschen können, Lieven; man hat Euch leicht Euer Geheimniß mit List entlockt; aber nie fand ein böser Gedanke Zugang zu Eurem Geiste. Das habe ich eben gesehen. Schweigt über diese Sache. Ich ehre Euren Schmerz; er muß in der That unsäglich groß sein, armer Freund!“

Dann sich zu Beertle wendend, fuhr er fort:

„Jungfrau! der Glockenthurm würde eher einstürzen, als daß der Hauptmann von Sanct Nikolaus eine Unwahrheit sagte. Die Hand auf's Herz, ich erkläre Lieven Eurer vollen Reigung für würdig, und ich breche dem Ersten, der mir noch ein böses Wort von ihm zu sagen wagt, den Hals. — Ich bin doch auch ein dummer Kerl, daß ich mich so geärgert habe! Ich hatte Unrecht, Lieven, verzeiht es mir!“

Der Jüngling begriff Ohelnoor's Edelmuth wohl und wollte ihm laut dafür danken; aber schon hing Beertle jubelnd an seinem Halse und zwang ihn, sich neben ihrer Mutter hinzusetzen.

Freude und süße Freundschaft glänzten jetzt in Aller Augen. Nur auf Lieven's Antlitz zeigte sich dann und wann ein bitterer Ausdruck, als ob ein peinlicher Gedanke sein Inneres durchkreuze. Beertle's süße Worte und

trostreiches Lächeln trieben endlich allen Verdruss aus seinem Herzen, und er gab sich ganz dem süßen Gefühl der Freundschaft und der Liebe hin, bis ihn endlich Ghelnoet darauf aufmerksam machte, daß es Zeit sei aufzubrechen.

Sie verließen nun Beide Artevelde's Haus und gingen noch freundlich plaudernd eine Strecke Wegs mit einander.

Ende des dritten Bandes.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Skandinavische Literatur.

Verlag von Carl W. Lord in Leipzig.

H. C. Andersen's

Gesammelte Werke.

- Das Märchen meines Lebens.** 2 Bde. Preis 20 Ngr.
= 1 Zl. G.-M. = 1 Zl. 12 Kr. Rhein.
- Der Improvisator.** Roman. 3 Bde. Preis 1 Thlr. =
1 Zl. 30 Kr. G.-M. = 1 Zl. 48 Kr. Rh.
- D. J.** Roman. 3 Bde. Preis 1 Thlr. = 1 Zl. 30 Kr.
G.-M. = 1 Zl. 48 Kr. Rh.
- Nur ein Geiger.** Roman. 3 Bde. Preis 1 Thlr. =
1 Zl. 30 Kr. G.-M. = 1 Zl. 48 Kr. Rh.
- Gesammelte Märchen.** 4 Bde. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.
= 2 Zl. G.-M. = 2 Zl. 24 Kr. Rh.
- Bilderbuch ohne Bilder.** Preis 10 Ngr. = 30 Kr.
G.-M. = 36 Kr. Rh.
- Reisefschatten.** Preis 10 Ngr. = 30 Kr. G.-M. =
36 Kr. Rh.
- Eines Dichters Bazar.** 4 Bde. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.
= 2 Zl. G.-M. = 2 Zl. 24 Kr. Rh.
- Raphaella.** Tragödie. Preis 10 Ngr. = 30 Kr. G.-M.
= 36 Kr. Rh.
- Der Kullatte.** Drama. Preis 10 Ngr. = 30 Kr. G.-M.
= 36 Kr. Rh.
- Agnete und der Reetmann.** Dramatisches Gedicht.
Preis 10 Ngr. = 30 Kr. G.-M. = 36 Kr. Rh.
- Die Glücksblume.** Märchenkomödie. Preis 10 Ngr. =
30 Kr. G.-M. = 36 Kr. Rh.
- Gesammelte Gedichte.** 3 Bde. Preis 1 Thlr. = 1 Zl.
30 Kr. G.-M. = 1 Zl. 48 Kr. Rh.
- Thadvern.** 2 Bde. Preis 20 Ngr. = 1 Zl. G.-M. =
1 Zl. 12 Kr. Rh.
- Neue Märchen.** Preis 10 Ngr. = 30 Kr. G.-M. =
36 Kr. Rh.

Carl Bernhard.
Gesammelte Werke.

13 Bände. Preis 12 Thlr. = 18 fl. G. M. = 21 fl. 36 Kr. Rh.

1. Bd. Die Hospital-Verlobung. Novelle.
2. " Eine Familie auf dem Lande.
3. " Der Gilwagen. Ein Sprichwort.
4. " Die Declaration.
5. " Der Commissionair. Lante Franziska.
6. " Der Kinderball. Schooßsünden.
- 7 — 9. " Christian der VII. und sein Hof. 3 Bde.
- 10 — 13. " König Christiern der Zweite und seine Zeit. 4 Bde.

Bernhard v. Beskow.
Dramatische Werke.

Deutsch von Adam Dehlenschläger.

3 Bände. Preis 2 Thlr. = 3 fl. G. M. = 3 fl. 36 Kr. Rh.

1. Band. Gustav Adolph.
2. " Terkel Anundsen.
3. " König Birger.

J. L. Heiberg.
Dramatische Schriften.

Deutsch von Prof. Dr. R. L. Kannegiesser.

2 Bände. Preis 1 Thlr. = 1 fl. 30 Kr. G. M. = 1 fl. 48 Kr. Rhein.

1. Bd. Ein Abenteuer im Rosenberger Garten. Die Gassen.
2. Bd. Kata Morgana.

H. Berg. König René's Tochter.

Ausgabe in fl. 8. 10 Ngr. = 30 Kr. G. M. = 36 Kr. Rh.

Miniatur-Ausgabe. 12 1/2 Ngr. = 36 Kr. G. M. = 42 Kr. Rh.

Dieselbe geb. mit Goldschnitt 25 Ngr. = 1 fl. 15 Kr.

G. M. = 1 fl. 30 Kr. Rhein.

Hendrik Conscience

Jakob von Artevelde.

Historischer Roman.

Unter Mitwirkung des Verfassers

deutsch von

O. L. B. Wolff.

Vierter Band.



Leipzig

Verlag von Carl B. Lord.

1849.

Niederländische
B i b l i o t h e k .

Vierter Band.



Hendrik Conscience.
Jakob von Artevelde.

Vierter Band.



Leipzig
Verlag von Carl P. Joch.
1849.

Dendrik Conscience.

Jakob von Artevelde.

Historischer Roman

aus dem

Flämischen unter Mitwirkung des Verfassers

von

O. F. P. Wolff.

Vierter Band.



Leipzig

Verlag von Carl P. Fork.

1849.

Not a title
page

X.

In Folge des entscheidenden Sieges, welchen Artevelde's weise Standhaftigkeit über die französische Politik bei der Belagerung von Doornik davongetragen, waren alle Bande gelöst, welche Flandern Jahrhunderte lang an die Willkür Frankreichs gefesselt hatten. Da der Waffenstillstand mehrere Male erneut wurde, so genoß man einen ziemlich langen Frieden; der Handel mit England und den verbündeten Ländern erhielt eine erstaunliche Ausdehnung, und es bildete sich rasch ein öffentlicher Wohlstand, wie man ihn noch nie vorher gekannt hatte. Flandern hatte Unabhängigkeit, Macht, Reichthum, kurz alle Wohlthaten, die ein fleißiges und freisinniges Volk wünschen kann, erlangt.

Es ließ sich vermuthen, daß man dem Helden, dem man alles dieses verdankte, unbegrenzte Liebe und unvergängliche Erkenntlichkeit zollte, denn hatte man ihn schon geliebt, als er sein Leben unaufhörlich für Flandern wagte, hatte man ihn bewundert, während sein mächtiger Geist alle arglistigen Bestrebungen des Feindes vereitelte, um wie viel mehr mußte man ihn jetzt lie-

ben und bewundern, wo der Erfolg beweist, daß er sich in seinen großen Entwürfen nicht getäuscht habe!

Aber freie Völker sind wankelmüthiger Art. Wenn man auch oft erstaunt über die heldenmüthigen Kraftanstrengungen, deren sie sich fähig zeigen, so möchte man noch öfter mitleidig lächeln über die kindische Grillen: hastigkeit und weibische Schwäche, in die sie verfallen. So lange die Zuchttruthe der Furcht vor ihren Augen erhoben bleibt, lassen sie ihre inneren Streitigkeiten fahren, um die allgemeine Gefahr zu bekämpfen; jeder scheint zu fühlen, was er kann und was er nicht kann; die Herrschaft schlummert in den kleinen Seelen, und wer nicht geschaffen ist zu befehlen, bietet sich selbst an, um sich befehlen zu lassen. Dann schreit das Volk nach Häuptern und Führern, und gewöhnlich wählt man mit wunderbarem Scharfsinne die Muthigsten und Geschicktesten dazu Sobald aber der Friede eintritt, sobald die Gefahr verschwindet und mit ihr die Zuchttruthe — augenblicklich richten die Gemüther alle ihre Kräfte nach Innen, um sich Beschäftigung in den unbedeutendsten Zwistigkeiten zu suchen: Parteilucht, Neid, Haß und Verleumdung entbrennen plötzlich; man steht auf gegen eine Obrigkeit, der man sich bloß aus Nothwendigkeit unterworfen zu haben scheint und die man vernichten will, weil man sie für unnütz hält; man verkennet die erwiesenen Dienste und scheint die Dankbarkeit selbst als eine neue Sklaverei zu betrachten. In solchen Zeiten gewinnt die kleinlichste Herrschsucht wieder Raum; die dümmste Ungnugsriedenheit, die ungefeglichste Ehrsucht sin:

den plötzlich zahlreiche Anhänger; man fragt nicht mehr nach Fähigkeit, nach Verstand oder Muth. Was man verlangt, ist Beschäftigung für den ungeduldrigen Geist, der sich gegen die Ruhe des Friedens wie gegen eine Feindin auflehnt. Wer dem Volke solche Beschäftigung anbietet, und wäre sein Zweck auch eine Thorheit, ja sogar eine Schlechtigkeit, findet Gehör bei der Menge, und derjenige, der in Zeiten der Gefahr nicht fähig war, das mindeste Gute zu thun, erhält durch den allgemeinen Leichtsinne die Macht, das Arzaste auszuführen.

Arcevelde hatte mit Glück gegen Blandernas Feinde gekämpft und sie endlich ganz besiegt. Dieser Streit, in dem Alles groß und riesenhaft war, fand ihn mächtig an Geist und Herz; — jetzt stand er aber vor einem neuen Kampfe, in welchem Alles gemein, kleinlich und feig war, und doch fühlte er sich minder stark gegen diesen Angriff der verächtlichsten Leidenschaften, als gegen die schrecklichen Stürme, welche Frankreich über sein Vaterland heraufbeschworen hatte.

Obgleich der Waffenstillstand lange fortwährte, war doch der Zwist zwischen Frankreich und England hinsichtlich des Besizes der französischen Krone nicht entschieden worden. Die beiden Fürsten thaten im Gegentheil alles Mögliche, um neue Bundesgenossen zu gewinnen, und waren Willens, den Krieg fortzusetzen, sobald sie eine günstige Gelegenheit dazu finden würden. Philipp von Valois sparte mittlerweile weder Geld noch Be-

Arzungen, um Flandern von dem Bündnisse mit England abzugeben und es für sich zu gewinnen. Durch den Grafen Ludwig von Nevers unterstützt, hatte er die meisten Adelleute des platten Landes in Flandern dahin gebracht, sich zu seinen Gunsten gegen die Gemeinen zu erklären und ihm in seinen geheimen Unternehmungen behülflich zu sein.

Der große Bürger von Gent durchschaute alle diese listigen Handlungen wohl, und fürchtete mit Recht, daß ihre Anschläge den Feinden seines Vaterlandes glücken würden, während das Volk, jetzt gänzlich beruhigt über die Gefahr, sich mit unbegreiflicher Blindheit aufregen und irre leiten ließ. Er gebrauchte täglich seine ganze Beredsamkeit, um den Behörden und selbst der Menge begreiflich zu machen, daß der Kampf gegen Frankreich nicht aufgehört habe und daß der herrschende Leichtsinne Flanderns Fall vorbereiten könne. Man erkannte, daß er die Wahrheit spreche; man schenkte seinen Worten Glauben; aber da das allgemeine Band der Furcht zerissen war und die Bürger ihre besonderen Ansichten nicht mehr auf dem Altare des Vaterlandes opfern wollten, so blieben die Parteien, wie sie waren.

Da Artevelde den Wohlstand, dessen sich Flandern erfreute, geschaffen, und das Bündniß mit England als das einzige Mittel des Gedeihens des Handels und der Macht gegen Frankreich geschlossen hatte, so war er noch immer der Grundstein, auf welchem Flanderns Fortbestehen ruhte. Daher richteten sich auch alle Leidenschaften und alle Bestrebungen nach Veränderungen gegen ihn;

jeder Unzufriedene, wie klein auch die Ursache seiner Unzufriedenheit sein mochte, schrieb ihm die Ursache zu von dem, worüber er Grund zur Klage zu haben glaubte. Dadurch wurde es Arvelde's Feinden äußerst leicht, die schändlichsten Anschuldigungen und die abscheulichsten Verdächtigungen gegen ihn auszustreuen. Seine außerordentliche Thätigkeit, sein unerschütterlicher Muth, die Erinnerung an seine großen Thaten, welche noch in dem Andenken der größeren Menge fortlebte, vereitelten die Anschläge seiner feigen Verleumder, und er blieb wenigstens noch immer der mächtige Bürger, dessen Wink allein hinreichte, das Ungeethüm zum Schweigen zu bringen. Sie gaben es daher auf, ihn auf dem Wege des Rechts zu bekämpfen, und verbanden sich mit den Omissären Frankreichs, diesen Feinden ihrer eigenen Gedanken, und halfen ihnen das Feuer des Aufruhrs schützen über Tragpunkte inländischer Regierung und Ursachen des Zwistes und der Eifersucht zwischen den verschiedenen Theilen Flanderns.

Zufolge des Angriffsplanes gegen den weisen Mann, den sie von den Anhängern Frankreichs angenommen hatten, mußte man das reiche Flandern durch Aufruhr, Empörungen, Zwist und Parteien erschöpfen und ermüden, indem man die Schuld des Blutvergießens und des Verfalls des Handels und Gewerksleißes Arvelde's Herrschaft zur Last legen sollte. Allmählig, hofften sie, würde dann das Volk durch zweckmäßige Aufbegehungen dazu gebracht, sich gegen den Oberhauptmann zu erklären und eine Veränderung der Regierung zu verlangen.

Diese Regierungsveränderung bestand für die Flanderns oder Französischgesinnten in einer Unterwerfung Flanderns unter Frankreichs Willen, für die Reider von Arcevelde's Größe dagegen in dem Sturze des Helden. Diese wollten dann sich seines Einflusses und seiner Herrschaft bemächtigen, ohne jedoch etwas an seinen Plänen oder an seiner Politik zu ändern.

Man glaube jedoch nicht, daß ganz Flandern so rasch die großen Verdienste vergessen hatte, die der weise Mann seinem Vaterlande geleistet; im Gegentheil, drei Viertel der Bevölkerung betrachteten ihn fortwährend als den Erlöser und den einzigen fähigen Beschützer der Freiheit und der Wohlfahrt Flanderns, und bewiesen ihm die innigste Anhänglichkeit; aber das letzte Viertel, aus Unruhigen und Ehrgeizigen bestehend, sorgte von der Bosheit seiner Absichten ein Feuer und eine Stärke, die den friedlichen Freunden Arcevelde's zu mangeln schien. So geht es gewöhnlich; man möchte sagen, daß das Gute, wenn man es einmal errungen hat, Einem keine Kräfte zur Verteidigung übrig läßt, und daß die Macht allein denen gehört, die nach Veränderung streben, müßte selbst solche Veränderung das Volk offenbar in Elend und Erniedrigung zurückstürzen.

Die Gemüther waren in dieser beklagenswerthen Stimmung; täglich entstanden Empörungen und Auf-
ruhr, welche durch Gewalt unterdrückt werden mußten. Flandern glich einem Vulkane, der über kurz oder lang ausbrechen mußte, ohne daß man vorhersagen konnte, was das Ende sein würde, als Graf Ludwig, auf den

Rath Philipp's von Valois, den Gemeinen den Vorschlag machen ließ, unter gewissen Bedingungen wieder nach Flandern zurückzukehren und seine Herrschaft wieder hergestellt zu sehen. Der Graf verlangte, daß zu gleicher Zeit mit ihm alle Verbannten wiederkehren möchten; aber da dieser letzte Punkt den Gesetzen und Vorrechten der Gemeinen zuwider lief, so ward die Bedingung verworfen. Des Grafen einziger Zweck war jedoch, das Bündniß mit England zu lösen; er gab daher diese Forderung auf und versöhnte sich zum Schein mit den Gemeinen. Demgemäß kam er nach Flandern und ward überall mit Pracht und Freude empfangen, worauf er die feste Stadt Damme zu seinem Aufenthalt wählte.

Die Anhänglichkeit und Liebe, welche man ihm bei seiner Reise durch Flandern überall so laut und redlich bezeigt hatte, täuschten ihn über die Größe seines Einflusses auf das flämische Volk. Er glaubte, die Zeit sei jetzt gekommen, unverhüllt seine Wünsche auszusprechen und Flandern unter den Druck von Frankreichs Oberherrschaft zurückzuführen.

Er berief einen Landtag der Gemeinen nach Damme und machte dort Vorstellungen gegen das Bündniß mit England, welche die Abgeordneten erschreckten und Jeden fürchten ließen, daß man sich über die Absichten des Grafen getäuscht habe und er, trotz seinen Versprechungen, ein Werkzeug Philipp's von Valois geblieben sei. Die Versammlung ging mißvergnügt auseinander und der Graf sah sich auf's Neue allen Einflusses beraubt und von seinen Unterthanen mit Mißtrauen betrachtet.

Die Anhänger Frankreichs beschworen indessen ein anderes Ungewitter herauf. Seit Jahrhunderten waren die großen Städte Flanderns im Besitze des Alleinhandels mit wollenen Tuchen; nach den bestehenden Privilegien durften die Gemeinen auf dem platten Lande und die kleinen Städte kein Tuch weben, oder höchstens nur schmale und grobe Sorten bereiten. Da nun aber die Ausbreitung des Außenhandels mehr Arbeit forderte, als man in den großen Städten liefern konnte, so hatte man diese Vorrechte eine Zeit lang nicht beachtet und es gab fast keine Gemeinde in Flandern mehr, wo man nicht unaufhörlich das Klappern der Webestühle hörte und sich nicht erkühnte, jede Art von Tuch nachzumachen.

Obwohl die Vernichtung der Lakenwebereien in kleinen Gemeinen damals keine Nothwendigkeit war, so wußte man doch durch heimliches Hegen die Eifersucht der Gilden in den großen Städten so aufzuregen, daß sie in ganz Flandern das Geschrei erhoben, ihr verletztes Recht müßte wieder hergestellt und die Tuchweberei auf dem platten Lande aufgehoben werden. Die That zu den Worten fügend, sandten sie bewaffnete Schaaren aus und ließen die Webestühle der kleinen Gemeinen mit Gewalt zerstören oder verbrennen, sich auf ihre Privilegien berufend, welche ihnen allerdings dazu die Macht und das Recht verliehen. In vielen Gemeinen vertheidigten die Angeseffenen ihr Eigenthum, und nicht selten floß auf beiden Seiten Blut.

Was auch Artevelde thun mochte, um durch seine Vermittelung diesen allgemeinen Kampf des Volkes fried-

lich beizulegen und die Städte zu bewegen, ihre Privilegien nicht so streng auszuüben, es glückte ihm nicht; seine Feinde schürten den Haß so sehr, daß die Bläminger im Begriff schienen, sich in langem Kampfe unter einander zu ermorden.

Da der Oberhauptmann in Allem dem Willen der Schöffen von Gent unterworfen war und er sich in keinem Falle der Ausführung eines gesetzlichen Rechtes widersetzen konnte, so sah er sich genöthigt, den Forderungen der großen Städte nachzugeben, und fühlte sich um so mehr dazu angetrieben, weil die Französischgesinnten sich mit den Unzufriedenen der kleinen Gemeinen verbündeten hatten und sich anschickten, unter dem Vorwande dieses gewerblichen Streites einen allgemeinen Aufstand zum Vortheile der französischen Politik herbeizuführen. Da die höchste Gefahr drohte und deren Abwehrung einen starken Willen forderte, so sandte er seinen Hauptleuten in Westlandern, wo die Unruhen ihren Mittelpunkt hatten, die strengsten Befehle, jeden Aufruhr unmittelbar zu unterdrücken und ohne Ansehen der Person diejenigen zu bestrafen, welche man mit den Waffen in der Hand antreffen würde. Binnen Kurzem wurden viele Unzufriedene und Aufbeher erschlagen oder gefangen gesetzt und durch die gewöhnlichen Gerichtshöfe zur Verbannung verurtheilt; die Hauptleute in den westlichen Provinzen vollzogen Artevelde's Gebot mit einem Eifer, der vielleicht noch über seine Wünsche hinausging; denn man beschuldigte ihn öffentlich der Grausamkeit. Wahrscheinlich war dieser Vorwurf eine neue List der Feinde

des Oberhauptmanns. Wie dem auch sein mochte, ein Theil des Volkes schenkte demselben Glauben und beklagte sehr das Schicksal der Empörer, die man als die Schlachtopfer von Artevelde's Strenge betrachtete.

Um diese Zeit erhielt der Schöffenrath von Gent einen geheimen Bericht, in welchem demselben gemeldet wurde, daß sich in Westflandern eine große Verschwörung gebildet habe zwischen den Feliærds und den Unzufriedenen der Gemeinen, um sich gemeinschaftlich gegen die drei Hauptstädte Flanderns zu erheben, die Vorrechte der Wollemweberei zu vernichten, dem Grafen eine unbeschränkte Herrschaft zu sichern, die Oberhoheit Frankreichs anzuerkennen und das Bündniß mit England zu lösen. Diese Verschwörung, welche innerhalb acht Tagen ausbrechen sollte, hatte bereits vierzehn Fähnlein Bewaffneter heimlich organisiert. Ein vornehmer Ritter von Ardenburg, Ser Pieter Lammens, war der Führer und das anerkannte Oberhaupt derselben.

Sobald der Schöffenrath diese wichtige Nachricht erhalten, wurde Artevelde der Befehl, mit einigen Vanden Genter Bürger nach Ardenburg zu ziehen, um die Verschworenen anzugreifen und zu vernichten.

Als sie in Ardenburg anlangten, zogen die Genter gerades Weges nach Pieter Lammens' Wohnung und erschlugen ihn vor derselben. Seine Freunde entflohen und verbreiteten in der ganzen Stadt die traurige Kunde, Pieter Lammens sei grausam vor seiner Thüre ermordet worden. Das Volk rottete sich bei der Leiche zusammen und ließ Drohungen gegen die Genter aus, sie sämt-

lich ermorden zu wollen, weil sie einen unschuldigen Bürger von Ardenburg auf eine unmenschliche Weise getödtet hätten. Die Genter ließen es auch nicht an Drohungen fehlen, und das zusammenströmende Volk ward so zahlreich und so wüthend, daß diese, die sich bedrängt sahen, bereits einen Angriff zu ihrer Vertheidigung unternehmen wollten. Da trat aber Artevelde mit einigen seiner Begleiter aus Ser Lammens' Hause und zeigte dem Volke die Banne des Aufstandes, welche man nebst einer großen Menge Kriegswaffen dort gefunden hatte.

Auf diesen Fähnlein war das gräßliche Wappen Ludwigs und die französischen Lilien eingewirkt, und sie ließen daher nicht den mindesten Zweifel übrig über die Gründe, weshalb man die Wohnung von Ser Lammens mit Gewalt durchsucht habe. Die Verschwörung war nur Wenigen im Volke bekannt; deshalb billigte die Mehrzahl die Strafe, und obwohl noch viele Stimmen Rache schrien und die Menge gegen Artevelde und dessen Schaa:ren aufzuheben suchten, ließ man doch die Genter ungehindert fortziehen, um auch in anderen Gemeinen die Versuche zum Aufbruch zu unterdrücken.

Sei es nun, daß Graf Ludwig von Nevers die Hand geliehen hatte zu dieser Verschwörung, oder daß er fürchtete, in dieselbe verwickelt zu werden; er verließ ohne Aufschub Flandern und zog nach Frankreich, als Grund angehend, daß man ihm Gewalt anthue und es hinreiche, ihm genügt zu sein, um von den Gemeinen als ein Missethäter behandelt zu werden. Die Feliards versäumten dabei nicht, über Artevelde's Herrschsucht zu klagen, und

die Reider des Oberhauptmanns hörten ebenfalls nicht auf, Betrübniß über den Abzug des gesegneten Fürsten zu heucheln und selbst die ruhigen Bürger gegen Artevelde aufzureizen.

Da nun auf der andern Seite der Oberhauptmann bei den Regierungen der Städte darauf antrug, sie möchten wenigstens in dieser Zeit etwas von der ganzen strengen Ausübung ihrer Privilegien hinsichtlich des Monopols der Weberei ablassen, so wurden ihm auch viele reiche Bürger feindlich gesinnt und es bildete sich selbst im Schöffenrath zu Gent eine Partei gegen ihn.

Kaum hatte er daher den drohenden Aufstand im westlichen Flandern unterdrückt, als auch schon seine Feinde und Reider die Zeit für günstig hielten, einen Versuch gegen ihn zu machen. Die Erfahrung hatte ihnen gezeigt, daß Artevelde unbesiegbar bliebe, so lange er von dem Schöffenrathe der mächtigen Stadt Gent unterstützt würde. Deshalb wollten sie ihn jetzt im Schoof desselben angreifen und den Schöffenrath selbst gegen ihn aufwiegeln. Dies war kein leichtes Unternehmen, weil die Schöffen fast sämmtlich an den großen Thaten des Oberhauptmanns Theil genommen hatten. Bei Einigen jedoch wirkte bereits der Neid im Herzen über seinen unbegrenzten Einfluß; Andere hatte man durch Versprechungen höherer Aemter und fürstlicher Gunst verleitet; wieder Andere, die zur Weberei gehörten, begannen zu fürchten, daß er den kleinen Gemeinden gegen die Städte Vorschub leisten und daher ihnen einen bedeutenden Schaden zufügen würde.

Diejenigen, welche daher eine Ursache zu haben glaubten, mit dem Oberhauptmanne unzufrieden zu sein, bildeten indessen die Minderzahl und konnten allein den Schlag nicht mit Sicherheit wagen; aber sie hofften, daß Viele, die jezt noch zweifelten, sich zu ihnen schlagen würden, sobald man sie durch einen kräftigen Streich überzeuge, daß Artevelde's Einfluß wankte, und daß er bald, so wie das Volk gegen ihn aufstehe, stürzen würde.

Geeraert Denys behauptete, die Zeit sei noch nicht gekommen, um diesen entscheidenden Streich zu wagen; Ser van Steenbeke dagegen, der muthigste und redlichste Feind Artevelde's, wollte von keinem Aufschube mehr wissen, und erklärte, daß er allein den Kampf gegen den Oberhauptmann beginnen würde, wenn die anderen Verschworenen ihm ihre Hülfe verweigerten.

Seine Stellung als Schöffe und Ritter und sein Einfluß bei dem Grafen, dessen Günstling er war, gaben ihm Macht genug über die Anhänger des Fürsten, um sie dahin zu bringen, daß sie seinem Rathe Folge leisteten. Geeraert Denys sah sich demgemäß gezwungen, wider seinen Willen an dem gefährlichen Versuche, den man vorhatte, Theil zu nehmen; denn glückte derselbe ohne seine Mitwirkung, so blieb sein glühender Ehrgeiz auf immer unbefriedigt, da ein Anderer in diesem Falle die Macht des Oberhauptmanns erben würde. Obendrein schienen seit einigen Tagen die Angelegenheiten für Artevelde's Feinde eine günstigere Wendung zu nehmen. Man hatte noch drei Schöffen gewonnen, welche im Fall der Noth sich gegen die Herrschaft des Oberhauptmanns

erklären würden, und der Hauptmann von St. Jakobs, Willem van Baernewyck, schwankte und würde gewiß, sobald sich die mindeste Hoffnung eines günstigen Erfolges zeigte, zu den Verschworenen übergehen. Außerdem deuteten die Nachrichten, welche die ausgesandten Spione über den in den verschiedenen Vierteln der Stadt vorherrschenden Geist brachten, auf so außerordentlich viele Anhänger, daß man fast des Sieges sicher sein konnte.

So gern auch der herrschsüchtige Geeraert Denys sich öffentlich an die Spitze der Verschwörung gestellt hätte, um sich alle Früchte derselben zu eignen zu können, so hielt ihn doch seine schlaue Vorsicht zurück, da er nicht gewiß wußte, welchen Ausgang die Sache nehmen könnte. Er bediente sich also wieder seiner gewöhnlichen Verstellung, um Freund und Feind zu täuschen und zu machen, daß im Fall eines guten Erfolges Vortheil und Ehre ihm allein zukämen, während alle Verantwortlichkeit auf seine Verbündeten fiel, wenn Artevelde den Aufstand unterdrückte. Durch die Vermittelung des Königs der Ribauden wollte er der Verschwörung beträchtlichen Beistand verschaffen, um sich nach gewonnener Sache den größten Antheil am Siege zu eignen zu können.

Alles war bereit, um am andern Tage den Schlag zu wagen; die Häupter der Verschwörung sollten an diesem Abende noch eine geheime Zusammenkunft haben.

Eine Stunde vor der bestimmten Zeit hüllte Geeraert Denys sich in einen dicken Mantel, zog die Kappe

tief in's Gesicht und verließ seine Wohnung, um den König der Ribauden nochmals aufzusuchen, ehe er sich zur Versammlung begab. Mit schnellen Schritten eilte er über den Kirchhof von Sanct Jan, durch die Oberscheldestraße, und stand bald darauf unter dem dunklen Gewölbe des Wallthores, wo ihm sogleich geöffnet und er mit einer gewissen Ehrfurcht empfangen wurde. In Muggelyn's Gemach tretend, fand er diesen mit zweien seiner Ribauden bei dem Würfelspiele; Jeder von ihnen hatte eine ziemliche Anzahl silberne Geldstücke vor sich liegen, und sie waren so in das Spiel vertieft, daß sie den Oberdechant nicht eher bemerkten, als bis dieser seinen Gruß sehr laut wiederholte.

Die Ribauden strichen rasch ihr Geld ein und verbeugten sich tief und erschrocken vor dem Kommenden, als ob dieser ihr Herr sei und sie auf einem Diebstahle ertappt habe.

Geeraert Denys blieb verwundert stehen, als er die ehrfurchtsvolle Haltung der Ribauden sah, und warf einen fragenden Blick auf Muggelyn; aber dieser rief schlan:

„Was, Burschen? Ihr wollt gehen, weil unser Freund Wier Denys und mit einem Besuche beehrt? Ihr seid verteuftelt pffiffig! Weil ich bei dem ersten Wurfsechzehn Augen hatte, wollt Ihr das Spiel unterbrechen! Kommt, noch einen Wurf!“

„Ich verlange Euch allein zu sprechen, Muggelyn!“ sagte der Oberdechant, mit einem Tone, welcher unterdrückten Zorn vermuthen ließ.

„Aber Ihr täuscht Euch, Mher Denys!“ antwortete der Ribaud. „Es sind sehr wackerer Gesellen, die auch zu den Unsrigen gehören und auf Euren Befehl durch's Feuer gehen würden, wenn es nöthig wäre. Nicht wahr, Jan? Nicht wahr, Steven? Leben und Blut stellt Ihr unserem edelmüthigen Freunde und Herrn Mher Denys zur Verfügung!“

Die beiden Ribauden bezeugten dem Oberbedienten ihre Ergebenheit mit mehr als gewöhnlichem Eifer, und sagten Worte, welche, obschon äußerst schmeichelhaft und demüthig, Mher Denys plötzlich erbleichen und vor Angst und Zorn zittern machten. In der größten Unruhe wiederholte er als einen entschiedenen Befehl, daß er mit dem Ribaudenkönige allein sein wolle.

Muggelyn gab seinen Leuten ein Zeichen fortzugehen. Denys folgte ihnen bis zu der Thür, die er hinter ihnen zuschloß, worauf er wüthend zu dem Könige der Ribauden zurückkehrte und ihm mit erstickter Stimme zurief:

„Glender! Ihr habt also meinen Namen verrathen; Ihr habt zu Euren Ribauden gesagt, daß ich, der Oberbedient der Gilben von Gent, das Haupt des Aufstandes sei. Habt Ihr denn vergessen, Unglücklicher! daß seit Monaten ein muthiger Dolsch bezahlt ist, um Euch heimlich zu ermorden bei dem mindesten Verrath?“

„Ha, ha!“ spottete der Ribaud, aufstehend. „Muggelyn lacht über Euren Dolsch ebenso, wie über Euer thörichtes Aufbrausen. Euch ist auch nicht unbewußt, Mher Denys, daß man dem Ribaudenkönige so leicht

nicht an den Leib kann, und daß, wenn Euer bezahlter Dolch diesem nur eine Schramme in's Gesicht machte, er am andern Tage in die Hölle fahren würde, wohin Ihr um Eurer großen Tugend willen gehört.“

Der Oberdechant zitterte bei diesen Worten so sehr vor Zorn und Angst, daß er sich mit der Hand an einen Stuhl lehnen mußte.

„Verräther!“ rief er, „Eure falsche Zunge hat also mein Haupt auf die Waagschale gelegt! Ihr habt Euren feierlichen Eid gebrochen. Was wird die Folge sein, wenn unser Anschlag nicht glückt? Ich werde durch Henkershand vielleicht enthauptet, oder mit den Kleinen verbannt, entehrt, für immer vernichtet. Euch trifft unfehlbar dasselbe Schicksal. Ach! hättet Ihr diese Untreue nicht an mir verübt, so könnten wir noch oft ohne Gefahr den Kampf wagen, mit der Gewißheit, doch am Ende den Sieg zu gewinnen. Jetzt ist meine Macht vernichtet. Wenn der Anschlag morgen nicht vollkommen glückt, wird der Oberhauptmann Hand an uns legen, und das Geheimniß, das Ihr so schändlich ausgeplaudert habt, erfahren und alle seine Feinde treffen. Dann wird sich ihm kein Hinderniß mehr auf seiner Bahn entgegenstellen und er ruhig den Fuß auf den Nacken des Volks setzen; denn die Vertheidiger der Freiheit werden zerschmettert sein. Gott, Gott! vielleicht wird er dann in der That Graf von Flandern.“

Bei diesen Worten ließ der Oberdechant das Haupt langsam auf die Brust sinken, und obwohl der bitterste Neid und der feurigste Zorn sein Antlitz noch entstellten,

so sah man doch deutlich, daß Betrübniß und Verzweiflung strebten, sich seiner zu bemeistern.

Der König der Ribauden hatte halb lächelnd und mit einer Art scherzhafter Verwunderung die Klagen des Oberdechanten angehört. Er schien sich sogar an dessen Entsetzen zu erlustigen und fiel ihm nun in die Rede:

„Nun, Meister! stößt der morgende Versuch Euch so viel Schrecken ein, um Euren Sinne zu verwirren? Oder ist die Sache bereits mißglückt? Um desto besser; denn mir gefiel sie doch nicht ganz. Wißt Ihr wohl, Mher Denys, daß sehr viele Ameisen dazu gehören, um einen Löwen aufzustreifen?“

„Mich verrathen! Mein Leben Männern anvertrauen, die man mit einem Krüge Wein erkaufen kann!“ seufzte der Oberdechant. „Ach, Muggelyn! soll das der Lohn für meine Güte sein?“

„Der Teufel mag wissen, auf welche Schlange Ihr tratet, Mher Denys! Ihr haltet mir da einen Sermon über Schaffot und Galgen, weil ich Euren Namen verrathen haben soll! Aber ich möchte doch wissen, welche Lästertzung Euch das gesagt hat. Sie sollte nicht lange in dem lügenhaften Runde bleiben.“

„Höre ich nicht aus Eurem eigenen Munde und dem Eurer Leute, daß Ihr ihnen gesagt habt, was wir morgen vornehmen wolltet? Und habt Ihr mich nicht genannt als Theilnehmer an der Verschwörung?“

„Ist das die Ursache Eurer Betrübniß, Meister?“ fragte Muggelyn mit erheuchelter Verwunderung. „Ich habe einigen meiner muthigsten Leute, und vorzüglich

Jan und Steven, gesagt, daß Ihr einer der reichsten und edelmüthigsten Bürger von Gent wäret, daß Ihr viel Einfluß hättet und die geringsten Dienste reichlich belohnt, daß schöne Feinde Euch um Eurer Tugenden willen beneiden, und noch andere Gründe, welche dahin zielten, Euren guten Namen zu vergrößern und Euch treue Anhänger zu gewinnen, wenn man sie braucht. Anders wissen sie nichts. So lautet doch die Lektion, welche Ihr mir täglich aufgebt, nicht wahr?"

Während die Furcht aus des Oberdechanten Brust schwand, erfüllte bitterer Zorn ihn gänzlich. Jetzt, da sein Schrecken sich verminderte, sah er klar ein, daß er sich wieder durch den losen Spott des Ribauden hatte täuschen lassen und dieser ihn absichtlich erschreckt habe, um sich an seiner Angst zu weiden. Er fragte mit strengem Tone:

„Als ich in dies Gemach trat, wart Ihr mit Würfelspiel beschäftigt, Muggelyn; woher kommt das Geld, das ich in den Händen Eurer Gefellen sah?"

„Ich dachte es wohl,“ lachte Muggelyn. „Wahrlich, Ihr kennt Euer Geld am Geruch. In der That, diese lieben Scheibchen kommen aus Eurer Tasche, wenn Ihr sie nicht von einem Andern empfangen habt, um sie uns zu geben.“

„Unverschämter!“ murrte der Oberdechant, mit den Zähnen knirschend.

„Nun, nun! werdet nur nicht wieder böse, Meister!“ sagte Muggelyn. „Ich weiß, was Euch ärgert. Ihr

glaubt, daß ich Eure Befehle nicht vollzoen und Guer Geld zum größten Theil verspielt habe.“

„Ich bin davon überzeugt,“ fuhr ihn der Oberdechant an; „es würde ja das nicht das erste Mal sein. Aber dieses Mal!“

„So, ho! nur keine ungerechten Drohungen, Mher Denny!“ fiel ihm Muggelyn in die Rede. „Ich habe mehr gethan, als Eure Befehle vollbracht. Statt fünf und zwanzig Mann werden wohl zweihundert unerschrockene Gefellen gegenwärtig sein.“

„Zweihundert? Betrügt Ihr mich nicht?“ fragte Denny mit froher Verwunderung.

„Das heißt, zweihundert, wenn ich ihnen die versprochene Belohnung geben kann; sonst noch nicht funfzig.“

„Aber ich gab Euch gestern zehn Pfund; wo ist die beträchtliche Summe geblieben?“

„Die Rechnung ist leicht, Mher Denny! Ich habe mir überlegt, daß ich meinen Kopf bei diesem gefährlichen Spiele wagen würde, und da es zu spät wäre, eine Belohnung zu fordern, wenn ich es verloren, so habe ich von den zehn Pfund fünf für mich genommen. Muggelyn's Haupt ist doch fünf Pfund werth? oder ich müßte mich sehr täuschen. Fünf von zehn bleibt fünf. Ist es so oder nicht?“

„Und wem habt Ihr denn die übrigen fünf Pfund gegeben?“ fragte der Oberdechant, vor Ungeduld aufstehend.

„Einen Augenblick! Bleibt doch sitzen, Meister!“ antwortete der unerschütterliche Muggelyn. „Ich habe

sie Niemanden gegeben. Ihr glaubt doch nicht, hoffe ich, daß ich mit fünf Pfund zweihundert Mann erkaufen könne? Nun denn! um Niemanden neidisch zu machen, habe ich warten wollen, bis Ihr mich in den Stand sehtet, alle unsere Leute zu gleicher Zeit zu befriedigen."

„Mag es sein!“ seufzte Denys mißmuthig. „Ihr habt also noch fünf Pfund!“

„Drei Pfund, Meister! drei Pfund! Ich habe außer den fünf Pfund, die mir zukamen, noch zwei Pfund von Euch geliehen; aber fürchtet nichts, ich werde sie Euch zurückgeben, sobald Ihr Oberhauptmann von Gent seid und ich meine große Belohnung erhalte. Ihr könnt sie dann selbst davon abziehen.“

Der Oberbedient sah ein, daß der König der Ribauden nicht ablassen würde, bis er ihm noch einen Haufen Goldes aus der Tasche gelockt habe. Da er jedoch Muggelyn's Hülfe nicht entbehren konnte und aus Erfahrung wußte, daß er trotz allen diesen Schallöstreichen am Ende doch thue, was man von ihm verlange, so bezwang er sich und sagte mit scheinbar ruhigem Tone:

„Eure Dienste kosten mir schon den Preis eines schönen Hauses, Muggelyn! In Betracht jedoch der Gefahr, welcher wir entgegengehen, will ich nicht länger über Eure Vergeudung Worte verlieren. Laßt hören, wie viel verlangt Ihr noch, um die zweihundert Mann zu befriedigen?“

„Nun, mich dünkt, daß, wenn Ihr mir noch zwanzig Pfund gebt, ich mit großer Sparsamkeit Jeden werde zufrieden stellen können.“

„Aber kann ich mich darauf verlassen, daß Ihr wirklich zweihundert Mann anführen werdet?“

„Das heißt, Pieter Taggelind von dem Waterwoud wird sie anführen. Ihr begreift wohl, daß ich nicht gleich anfangs mich an die Spitze stellen kann; man würde augenblicklich merken, daß der Wagen verkehrt läuft.“

„Ihr antwortet mir nicht,“ entgegnete der Oberdechant. „Es würde mir angenehm sein, zu wissen, wo Ihr diese zweihundert Mann gefunden habt.“

Der Ribaudenkönig ließ sich durch diese überraschende Frage nicht stören und sagte rasch, während er an den Fingern zu zählen schien:

„Jan de Bruyne, hinter der Magisterschule, auf Sanct Baesslede, hat mir vierzig Mann versprochen, die auf das erste Wort mit verborgenen Waffen bereit stehen sollen, wo ich es haben will; Joris Barinckx von Oberschelde dreißig; Sies Wittebroot von Royghen und Aarel Overmeire von Sanct Pieters, jeder zwanzig; Lieven de Snagger von Anderbergen funfzehn; Pieter Taggelind vierzig, und Maes de Corte von op't Meirhem zwanzig; — das macht zusammen Wie viel sind das, Oberdechant?“

„Zusammen einhundert fünf und achtzig,“ antwortete Dennyß, der aufmerksam der Angabe des Ribauden gefolgt war.

„Ach! es ist wahr, ich vergaß noch Marten de Pyncker von auf dem Boortlaeker, der mit zwanzig Mann kommen wird.“

„Und was wissen diese Leute über mich?“

„Daß Ihr ein muthiger Mann seid, ungemein mit Vernunft und Verstand begabt; daß Niemand in Gent mehr dazu geeignet ist, das Glück der Gemeinde zu sichern, als Ihr. Weiter nichts. Pieter Taggelinck allein weiß Alles über Euch und mich. — Das war nicht anders möglich und geschah ja mit Eurer Zustimmung.“

„Es ist gut, Muggelyn!“ sprach Denny, dem Ribauden vergnügt die Hand drückend. „Heute Abend noch sollt Ihr die zwanzig Pfund haben. Jetzt von etwas Anderem! Was ich Euch nun sagen werde, ist sehr ernsthaft; ich ersuche Euch also, mir Eure ganze Aufmerksamkeit zu schenken und nicht zu spaßen; es ist zu wichtig!“

„Ich höre,“ sagte der Ribaudenkönig, sich in den Sessel zurücklehrend; „und wenn ich lache, zieht mir Heute Abend zwei Schellinge an den zwanzig Pfund ab.“

Der Oberbedient schob seinen Sessel näher und sprach:

„Es reicht nicht hin, Muggelyn, daß wir eine Umwälzung machen; es muß auch dafür gesorgt werden, daß diese zu unserem Vortheile sei. Ser van Steenbeek ist der Führer und das Haupt der Verschwörung; ich selbst thue, als erkennte ich ihn dafür an, weil wir durch dieses Mittel alle Anhänger des Königs von Frankreich zu Hülfsgenossen bekommen und ohne sie nicht mächtig genug sein würden, einen gewaltigen Anschlag zu wagen. Wenn wir nun unvorsichtig der Sache ihren natürlichen Lauf ließen, so würde die Umwälzung ganz andere Folgen haben, als wir wünschen. Man würde den Grafen zurückrufen, das Bündniß mit England brechen und unter Frankreichs Herrschaft stellen, die Bürgerschaft ent-

waffen und die Hauptleute der Städte vernichten. Ser van Steenbeeke, der seit einigen Tagen zum Rath des Grafen ernannt ist, wird in alle diese Bedingungen einwilligen, weil sein Ehrgeiz auf keine andere Weise befriedigt werden kann; aber wir dürfen nicht leiden, daß das Vaterland von Neuem in Bande geschlagen werde, und müssen Mittel finden, um Ser van Steenbeeke und seine Reliaerds zu täuschen. Ich könnte mich wohl durch einen kühnen Streich gleich zu Anfange an die Spitze der Auführer stellen; doch darf ich nicht so unbesonnen Alles mit einem Wurf auf das Spiel setzen. Obwohl wir des Sieges beinahe gewiß sind, so ist es doch auf die eine oder andere Weise möglich, daß wir eine Niederlage erleiden. Wirft sich nun Ser van Steenbeeke mit den Reliaerds vor und beginnt den Kampf, so können wir ihn stecken lassen, sobald derselbe ein böses Ende nimmt; er mag sich dann allein die Hände verbrennen. — Erfahrt nun, was Ihr zu thun habt. Ihr laßt Pieter Taggellinck, der ein treuer und zuverlässiger Mann ist, mit seinen Gefellen Ser van Steenbeeke behülflich sein. Da sie von mir nichts wissen, so werden sie schreien, was man will. Im Anfange kommt nichts darauf an. Sobald Ihr aber mit scharffsehendem Blicke bemerkt, daß der Aufstand die Oberhand gewinnt, so stellt Euch an die Spitze von Taggellinck's Leuten und ruft mit aller Macht: Heil Denys! Heil dem Oberbedienten! Ihr müßt alle unsere Leute dies und andere ähnliche Dinge rufen lassen; das Volk wird bald einstimmen; denn es will von den Reliaerds nichts hören, und wie Ser van Steenbeeke ge-

jünnt ist, das weiß es schon lange durch uns. In dem Augenblicke also, wo die Menge mit wiederholtem Rufe mich verlangt, werde ich erscheinen. Wir laufen in den Glockenthurm und lauten Sturm mit der Rolandsglocke. Während man durch dieses Mittel die ganze Stadt in Aufruhr bringt, begeben wir uns nach dem Schöffenhause und nehmen dort Artevelde mit seinen Anhängern gefangen. Augenblicklich erklären wir den Magistrat für abgesetzt und stellen Männer an, auf deren Treue wir rechnen können. Und ist es Euch möglich, den Oberhauptmann in der Verwirrung zu treffen oder durch Einen Eurer Leute niederhauen zu lassen, so wäre das noch besser. Dann brauchen wir ihn nicht auf dem Schaffot sterben zu lassen ein Schauspiel, das in Flandern die Gemüther zu sehr erschrecken würde Nun, Muggelyn! habt Ihr Alles wohl begriffen?"

„Wunderbar!“ rief der Ribaud, wie aus einem Traume auffahrend. „Wenn der Teufel nicht Euer Vathe gewesen ist, so war er doch nicht weit davon, als Ihr geboren wurdet.“

„Ihr habt mir versprochen, keinen Spaß zu machen, Muggelyn!“

„Ich meine, Mher Denys, daß Ihr nöthigenfalls dem Teufel selbst Unterricht geben könnt. Es ist nur eine Redensart, um Euch das Lob zu ertheilen, das Euch gebührt.“

„Nun, Muggelyn, ich will Euch in Euren Späßen nicht mehr stören. Im Ernst gesprochen: was ist Eure Ansicht über meinen Plan?“

„Der Oberhauptmann wird diesmal gewiß nicht seinem Schicksale entgehen; das Reß ist zu sicher um ihn her ausgespannt. Was Ser van Steenbeeke betrifft, so ist er viel zu redlich, um sich nicht blindlings durch Euch täuschen zu lassen. Also werde ich bald meinen Hof zum Wallthore verlassen, um mit meinen Ribauden in einem Steen zu wohnen? Ihr habt es mir versprochen — ein doppeltes Jahrgehd und vier und zwanzig Mann mehr.“

„Das Alles sollt Ihr haben, vielleicht schon übermorgen. Aber um es zu erlangen, bedarf es des Muthes und besonders der Vorsicht. Ihr werdet meinen Plan ganz genau ausführen, nicht wahr, ich kann auf Euch bauen?“

„Wie auf Euch selbst, Mher Denny! Seid ruhig; ich werde Euch zeigen, was Muggelyn kann, besonders wenn es ihm so großen Nutzen bringt.“

„Ich habe noch eine Bitte an Euch, und ich hätte sie beinahe vergessen. — Mein Sohn Lieven ist durch die Artevelde's verführt worden und wir müssen dafür sorgen, daß er nach dem Falle des Oberhauptmanns nicht verdächtig bleibe.“

„Das wird schwer werden,“ antwortete der Ribaudenkönig. „Jedermann weiß nur zu gut, daß er Mher Artevelde unauflöslich zugethan ist und seine Bewunderung für denselben keine Grenzen hat. Er verbirgt es auch nirgends und vertheidigt den Oberhauptmann wie ein Rasender überall, wo sich irgend Jemand auch nur ein Wort gegen denselben erlaubt.“

„Er wird von seiner Verirrung zurückkommen, so-

bald Artevelde nicht mehr ist. Ich bin Willens, ihn zum Stadtschreiber von Gent zu machen, Muggelyn."

"Und das Mittel dazu?"

"Das Mittel ist, daß Ihr und Eure Vertrauten noch am Tage des Sieges viel Aufhebens davon machen, welche unendlichen Verdienste mein Sohn Lieven bei dem Aufstande geleistet habe. Sonst verlange ich nichts von Euch; das Uebrige will ich schon selbst besorgen."

"Ich werde es thun, Oberbediant; Ihr wißt, daß ich, seit ich Euch kenne, Meister geworden bin im Verbreiten von Gerüchten und Nachrichten."

"Muggelyn, Freund, gute Hoffnung für morgen!" sprach Denys, der sich anschickte fortzugehen. "Ich muß um neun Uhr noch der letzten Versammlung beiwohnen."

"Um neun Uhr? Es ist bereits halb zehn."

"Ich weiß es wohl und hoffe, daß bei meiner Ankunft schon Alles abgemacht sein wird. So entgehe ich den Erklärungen, zu denen die Worte Ser van Steenbeke's mich zwingen könnten."

"Aber dann wißt Ihr auch nicht, was man verhandelt hat."

"Mher Galevoet ist da, um mir Alles mitzutheilen Nun, Muggelyn, findet Euch um elf Uhr zwischen den Wassermühlen und der Nieuwbrugge ein; Ihr werdet mich dort auf- und abgehen finden. Dort werde ich Euch Näheres über Zeit und Ort angeben und Euch sagen, ob man etwas an dem Plane verändert hat. Das Geld werde ich Euch auch einhändigen. Verweilt in Frieden!"

Der Oberdechant verließ das Wallthor und ging den Rauter hinauf. Trotzdem, daß es ein sehr düsterer Abend war und Niemand ihn erkennen konnte, verbarg er doch sein Gesicht in der Kappe und ging mit raschem Schritt über die Fremineurenbrücke bis in die Wagenærdsstraße, wo ein dunkler Menschenschatten unbeweglich vor einer Thür stand. Der Oberdechant ging gerade auf den Schatten zu und sagte mit leiser Stimme:

„Erlösung mit Gottes Hülfe!“

Bei diesem Worten steckte der stumme Wächter einen Schlüssel in die Thür und ließ den Oberdechanten eintreten.

Dieses Haus schien Geeraert Denys nicht unbekannt zu sein; denn er schritt ohne Zögerung durch einen dunkeln Gang, bis in einen kleinen Hof. Dort änderte er seine Richtung und kloppte etwas weiter zur Linken an eine Art von Hinterhaus, dessen Thür ihm sogleich geöffnet wurde.

Ungefähr zwanzig Männer saßen hier in einem ziemlich geräumigen Gemach um einen Tisch. Eine einzige Lampe hing von der Decke herunter, bei deren Scheine man die Anwesenden nicht würde haben erkennen können, hätte nicht das Feuer, das in dem weiten Kamine flammte, das Zimmer und Alles, was sich darin befand, mit einer eigenthümlichen rothen Gluth erleuchtet.

In dem Augenblicke, als der Oberdechant eintrat, schien die Berathung bereits geschlossen zu sein; denn Viele gaben ihren Unwillen zu erkennen, als sie Nher Denys erscheinen sahen. Seine Freunde standen auf und

drückten ihm die Hand, während Ser van Steenbecke und seine Anhänger ihm wie zornig einen kurzen Gruß zunickten.

„Was ist das, meine Herren?“ rief der Oberdechant mit erheuchelter Verwunderung. „Ihr seid schon Alle hier, und ich hatte geglaubt der Erste zu sein?“

„Es ist beinahe zehn Uhr!“ bemerkte Ser van Steenbecke halb scherzend.

„Sollte das wahr sein?“ sagte Denys. „Ich habe mich in der Stunde getäuscht. Nun denn! bleibt die Sache auf morgen beschlossen? Wird Jeder auf seinem Plage stehen und sein Leben muthig wagen für Freiheit und Vaterland?“

„Es ist uns unmöglich, Alles zu wiederholen, was hier gesagt ist,“ bemerkte Ser van Steenbecke. „Jeder von uns hat sich auf morgen vorzubereiten und heute noch einige treue Freunde zu benachrichtigen. Erlaubt also, meine Herren, daß ich mit kurzen Worten dem Oberdechanten mittheile, was hier beschlossen wurde. Morgen um zehn Uhr wird die große Schöffenversammlung auf dem Stadthause eröffnet. Nach dem Berichte muß Artevelde ein äußerst strenges Gesetz über Aufruhr, Streitigkeiten, Verwundungen und Ermordungen vortragen. Ich werde diese Gelegenheit wahrnehmen, um ihn vor dem Schöffenrathe der angemessenen Gewalt, Rechtsverdrehung und der Tyrannei zu beschuldigen, und werde das mit Worten thun, die ihn wohl in Wuth bringen sollen, wie vorsichtig er auch sein möge. Ohne Zweifel wird er nun gegen mich ausfallen und mich

selbst anklagen, da er weiß, daß ich seiner verderblichen Politik entgegenarbeite und unserem geseglichen Fürsten wieder zu seinem alten Ansehen verholfen wissen will. In dem Augenblicke nun, in welchem er mir Dinge zur Last legt, welche er nicht das Recht hat einem Schöffen der Gemeinde zu sagen, werde ich aufstehen, das Stadthaus verlassen und laut rufen: man entkräfte das Ansehen der Schöffen und thue der Obrigkeit Gewalt an. Unsere Leute, die unten stehen, in Folge des Planes, den wir so eben entworfen haben, schreien dann mit aller Macht nach Rache. Der größte Theil unserer Mannen, die unterdessen auf dem Freitagsmarkte das Volk aufzuheben suchen, eilt bei dem Lärm herbei; wir überwältigen das Stadthaus, nehmen den Oberhauptmann und die bösgesinnten Schöffen gefangen und halten auf der Stelle in Gegenwart des Volks ein peinliches Gericht, und verurtheilen alle Landesverräther und Tyrannen zum Tode. Der Graf kehrt unmittelbar darauf zurück, und mit seiner Genehmigung geben wir der Gemeinde ihre rechtmäßige Einrichtung. Dies ist in der Kürze der ganze Entwurf, den Ihr übrigens, wenige Aenderungen abgerechnet, bereits seit drei Tagen kennt."

"Und wie groß ist die Macht, über die wir mit Sicherheit verfügen können, Ser van Steenbeke, wenn ich es wissen darf?" fragte Denys.

"Sie beträgt zusammen an vierhundert Mann, nach der Angabe jedes dieser Herren. Es ist nicht viel; aber wir rechnen auf das Volk, das uns Beistand leisten wird, sobald die Bewegung durch uns in Gang gebracht ist.

„Ah! ich vergaß, daß dieser kühne Gefelle und die Hülfe von dreißig Mitgliedern der Sanct Jorishilde angebotten hat.“

Dies sagend, wies Ser van Steenbeeke auf einen jungen Mann, der neben ihm stand und dem Oberdechanten nicht weiter bekannt war, ausgenommen daß er ihn einige Male im St. Jorishofe unter den Schützen gesehen hatte. Es mißfiel ihm, daß man in dieser geheimen Versammlung so leichtsinnig einen Neuling zugelassen habe. Ser van Steenbeeke, der es auf seinem Antlitz las, zuckte die Achseln und sagte:

„Wier Galevoet hat ihn eingeführt und steht uns für seine Treue. Er hat übrigens den Eid mit muthiger Kühnheit abgelegt.“

„O, ich bin ganz beruhigt über den jungen Mann,“ antwortete Dennyd. „Das Wort meines Freundes Galevoet war nicht nöthig, um allen Argwohn in mir zu ersticken. Ich lese in seinen feurigen Augen, daß er ein Vertheidiger der wahren Freiheit sein wird.“

Diese Worte schienen Ser van Steenbeeke nicht zu gefallen; sie hatten für ihn einen drohenden Sinn; doch that er, als ob er sie nicht verstanden habe, und fragte:

„Aber Ihr, Wier Dennyd, der Ihr uns so gewichtigen Beistand versprochen habt, wie viele Leute besorgt Ihr für die gute Sache?“

„Ich bringe hundert und fünfzig Mann, meine Herren, ohne diejenigen, welche meine Sendlinge noch heute Nachmittag gefunden haben mögen.“

Diese Zahl mußte den Verschworenen bedeutend er-

scheinen; denn ein Ausdruck froher Ueberraschung zeigte sich auf ihren Gesichtern. Einige drückten sogar dem Oberdechanten die Hand. Dieser fuhr fort:

„Meine Herren! das ist Alles noch nichts; mein Sohn Lieven wird fünfzig muthige Männer aus dem Nieuwland anführen.“

„Guer Sohn! Sein Sohn!“ rief Jeder ungläubig und erstaunt. — Der junge Mann von St. Joris lachte mit frohem Ausdruck, als ob diese Mittheilung für ihn noch eine besondere Bedeutung habe.

„Ich weiß, warum Euch diese Nachricht in Verwunderung setzt, meine Herren!“ entgegnete Geeraert Denny mit ertheuchelter Rechtlichkeit. „Aber wäre es nicht möglich, daß mein Sohn nie aufgehört hätte, der Sache seines Vaterlandes unbekannt und unbelohnt zu dienen? Es giebt Opfer, die so weit über das gewöhnliche Maas menschlicher Kräfte hinausgehen, daß man nicht leicht daran glaubt. Zweifelt an der Wahrheit meiner Worte, wenn Ihr wollt; aber ich hoffe, Ihr werdet morgen von den Thaten der Hülfsbände von Nieuwland hören.“

„Wir wollen uns jezt von einander trennen,“ sagte Ser van Steenbeke. „Ich erinnere Euch, meine Herren, daß wir uns feierlich geschworen haben, Gut und Blut für unser Vaterland zu wagen, um uns von dem Drucke zu befreien. Was uns auch geschehen möge, sollte selbst unser Haupt auf dem Schaffotte fallen, nie wird Einer von uns den Namen unserer Mitverbündeten offenbaren. Wer das thäte, der würde dadurch Jedem der Uebrigen das gesetzliche Recht geben, ihn durch Gewalt

oder List des Lebens zu berauben. Kommt! zögern wir nicht länger! Es wird zu spät! ich gehe zuerst."

Zufolge ihrer Abrede verließen die Verschworenen das Haus nicht zu gleicher Zeit, sondern immer nur Einer nach dem Andern oder höchstens zwei zusammen.

Geeraert Denys flüsterte einigen seiner Anhänger mit leiser Stimme etwas in das Ohr, worauf er mit Galevoet im Hofe verschwand. — So folgten sie einander, bis endlich der junge Gefelle, der aus Ehrfurcht bis zuletzt geblieben war, gleichfalls Kappe und Mantel umwarf und durch die einsamen Straßen in tiefem Nachdenken nach seiner Wohnung ging, die jenseits der Schelde lag. Als er vom Calanderberge aus sich der Opperscheldestraße näherte, holte er durch seinen schnellen Gang Jemanden ein, der vor ihm her schritt. Er glaubte diesen Nachtwandler trotz der Dunkelheit an der Figur zu erkennen und sagte geheimnißvoll zu ihm:

„Seid Ihr es, Kieven?"

Der Angeredete blieb stehen, wandte sich um, und fragte mißtrauisch:

„Wer seid Ihr, der mich ruft?"

„Kennt Ihr denn Jan Sporrelind nicht mehr, Euren Genossen von Sanct Joris?"

„Ach, gewiß! Wie geht es, Freund Jan?"

Der junge Mann führte ihn an die Mauer von Nassaghem'stern und sagte mit unterdrückter Stimme zu ihm:

„Ihr kommt gewiß vom Oberhauptmann? Er vermuthet doch nichts von unserer Sache morgen?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Lieven gleichgültig, und ohne irgend etwas Böses zu argwohnen.

„Wo müßt Ihr mit Euren Mannen stehen, Lieven? Begebt Euch auf die Hoogpoort; ich werde mich in der Saeislege halten. So können wir einander helfen, wenn der Kampf zu heiß wird, und auch am besten sehen, wenn Ser van Steenberke das Zeichen giebt, um den Aufstand zu beginnen. Kommt etwas früher als um zehn Uhr; wir sind die Jüngsten und müssen uns daher als die ersten zeigen! Vor elf Uhr wird indessen das Spiel nicht in Gang kommen; denn die Beschuldigung kann wohl eine Weile dauern.“

Lieven wußte nicht, was er aus Jan Sportrelin's Worten machen sollte, und horchte ihm wie verwirrt zu, ohne zu antworten.

„Hat man Euch vielleicht einen andern Platz angewiesen?“ fragte dieser.

„Ich weiß gar nicht, was Ihr sagen wollt,“ sprach Lieven verwundert. „Ein Kampf? ein Aufstand? morgen? um zehn Uhr? bei der Hoogpoort?“

„Aber, Lieven, gegen mich braucht Ihr Euch ja nicht zu verstellen!“

„Ich weiß von nichts,“ wiederholte der junge Denny.

„Nun, nun! Es ist bekannt genug, daß Ihr aus einer vorsichtigen und schlaunen Familie stammt, Lieven. Uebrigens scheint es mir unnütz, daß Ihr Euch weigert, mit mir, als Eurem Genossen, ein Wort über die Sache

zu wechseln; Niemand kann und hier hören, und wir sprechen ja ganz leise.“

„Was soll ich Euch sagen, Jan? Ich begreife Euch nicht.“

„Seht! als ob nicht Euer Vater selbst mir gesagt hätte, daß Ihr funfzig tapfere Gefellen anführen werdet aus dem Nieuvland!“

„Ihr macht mich verstummen; bei meinem Worte! ich weiß von der ganzen Sache nichts. Legt mir doch deutlicher aus, wovon Ihr redet; vielleicht erinnere ich mich daran!“

„Nun, bei Sanct Marius!“ murzte Jan, mit unterdrücktem Aerger; „wollt Ihr mich zum Besten haben? Dazu ist es zu spät; Ihr habt vielleicht Grund zu schweigen; Ihr traut mir nicht. Nun, es ist gut! wir wollen morgen sehen, wer sich am tapfersten zeigen wird . . . Gute Nacht!“

Lieven blieb wohl noch eine Viertelstunde verstummt und bewegungslos an die Mauer des Kasseghem'steen gelehnt stehen, nachdenkend über das, was Jan Sportrelind ihm gesagt hatte. Je mehr er dessen Worte ergründete, um desto mehr breitete sich in der Dunkelheit eine außerordentliche Blässe über sein Antlitz, und Schweißtropfen rollten von seiner Stirn herunter.

Man wollte einen blutigen Aufstand wagen! Gegen wen? Gegen Artevelde? Sein Vater hatte gesagt, daß er, Lieven, funfzig Mann anführen solle, um den weisen Mann verjagen, vielleicht ermorden zu helfen! Es konnte auch wohl Lüge oder Spott von Jan Sportrelind sein.

Einige Worte, welche Lieven sich erinnerte aus seines Vaters Munde gehört zu haben, füllten plötzlich seinen Geist mit Schreck und Abscheu, und während dieser Gedanke einen Schrei des Schmerzes aus seiner Brust lockte, lief er über den Galanderberg, durch die Volbergsstraße, in die Feldstraße, wo er an einem ziemlich großen Hause anklopfte.

Nach einiger Zeit fragte ihn Jemand oben aus dem Fenster, was er wolle.

„Ist der Hauptmann von St. Nikolaas zu Hause?“ war Lieven's Antwort.

Ein anderer Kopf erschien am Fenster.

„Nun, Freund Lieven!“ rief man von oben herab; „hat sich ein Unglück zugetragen, daß Ihr so spät noch bei mir anpocht?“

„Wher Ghelnoot! Wher Ghelnoot!“ sprach Lieven mit ängstlich dumpfer Stimme. „Rasch! öffnet Eure Thür; ich muß Euch etwas Wichtiges melden.“

Die Thür ward geöffnet und Lieven verschwand in der Wohnung Wher Ghelnoot's van Lens.

XI.

Das alte Stadthaus, das man damals das Schöffenhaus der Keure und des Gedeelte nannte, stand mit seinem Glebel auf der Hoogpoort. Es war ein ungemein großer Steen, mit einem vorspringenden Thurme an jeder Seite, und man ging durch eine ziemlich niedrige Pforte hinein, deren Flur nicht höher als die Straße war. Uebrigens unterschied sich das Schöffenhaus von den gewöhnlichen Steenen der edlen Geschlechter nur durch seine Größe. Einige Schritte davon streckte der weitberühmte Velfroot (Glockenthurm) von Gent seinen schweren Kumpf himmelwärts und beherrschte wie ein ewig wachender Riese die ganze Stadt. Eigenthümlich waren die rohen Formen dieses Ehrfurcht gebietenden Baues, dessen Bestimmung die Einwohner freier Gemeinen allein begreifen konnten. Ein breiter viereckiger Thurm, ohne irgend ein dazu gehöriges Nebengebäude, erhob sich pfeilrecht aus dem Boden. In den felsenartigen Mauern hatte man nur hier und da einige kleine Fenster oder ein Guckloch aufgespart, während die sehr kleine Eingangsthür vermuthen ließ, daß dieses steinerne Haus nicht zu einem gewöhnlichen Wohnplatz der Menschen diene. In seinem Innersten war ein starkes überwölbtes Gemach, welches man das Geheim nannte, und wo die Urkunden der Stadtfreiheiten und Vorrechte in einer eisernen Kiste bewahrt wurden. Die Thür dieses

Gewölbes ebenso wie die Kiste ward mit drei Schlüsseln verschlossen, von denen die Dechanten der Weberei, der Walkerei und der kleinen Zünfte jeder einen hatte, so daß man niemals die Privilegien der Stadt sehen konnte, ohne daß diese Drei gleichzeitig dabei gewesen wären. Wer in dieses Heiligthum der Gentischen Freiheit ohne Erlaubniß der Gemeinde zu treten wagte, oder welcher Dechant Jemanden ungeseplich hineinschleifte, der ward ohne Gnade und Aufschub mit dem Tode bestraft.

Unter dem Dache des Thurmes hing der gefürchtete Roland oder die Sturmglocke, bei welcher Tag und Nacht gewacht wurde. Ihre mächtigen Klänge, durch welche sie ankündigte, daß die Freiheit oder die Unabhängigkeit bedroht werde, ließen alle Bürger rasch zu den Waffen greifen und nach dem Freitagsmarkte eilen, um sich zu dem Hähnlein ihrer Gilde zu gesellen.

Oben auf dem Thurme wachten die Stadttrompeter, die nach allen Seiten hinausblickten, um auf den Heli-
dern zu entdecken, ob sich nicht gewaffnete Vanden der Stadt näherten.

Jede freie Gemeinde besaß solchen Wachtthurm, nicht allein als Verwahrungsort für ihre Privilegien, sondern auch als ein Denkmal ihrer Befreiung und einen Beweis ihrer Unabhängigkeit. Gab es gleich wenige Städte, die einen Velfroot aufzeigen konnten, so groß und so tragig wie der Velfroot von Gent, so gab es auch keine, die sich neben ihr solcher Freiheiten, solcher Macht und solches Reichthums rühmen durften.

Am Tage nach der letzten Zusammenkunft der Verschworenen, lange vor der bestimmten Stunde, standen bereits kleine Haufen Junstigenossen bei dem Velfroet und weiter den Botermarkt hinaus, in der Richtung des Schöffenhauses. Je näher die Stunde heranrückte, desto größer ward der Zufluß des Volkes. Uingefähr um halb zehn Uhr füllten sich die Hoogpoort, die Sanct Jansstraße und die Stege:ten:Putte mit Bürgern jedes Standes und Alters.

Der Ribaudenkönig ging hin und wieder, mit ungefähr zehn seiner Mannen, und hielt sich vorzugsweise an der Seite des Nederpelders, wo Pieter Taggelind, scheinbar gleichgültig, an die Ecke des Zandberges gelehnt stand.

Man konnte auf allen Gesichtern lesen, daß Jeder ein wichtiges Ereigniß vorher sah, obwohl sehr Wenige die wahre Ursache von diesem Zusammenlauf des Volkes vermuthen konnten. Allerdings hatte die Ankündigung von Artevelde's Vorträge über Zusammenrottungen, Aufruhr, Zwistigkeit und Mord eine gewisse Aufregung im Volke hervorgebracht, erstlich, weil die Junstigenossen, welche ganze Tage in den Tabernen zubrachten, die Furcht hegten, bei dem mindesten Janke streng bestraft zu werden, und zweitens, weil man durch Aufhebung einen großen Theil der Einwohner hatte glauben machen wollen, daß dieses neue und sehr harte Gesetz der Freiheit der Bürger Abbruch thäte und keinen anderen Zweck habe, als Artevelde eine unbeschränkte Macht zu verleihen, um Jeden, der nicht in Gunst bei ihm stand,

sicher treffen zu können. Doch waren diese Gründe an sich selbst noch nicht wichtig genug, um glauben zu lassen, daß das Volk hier mit der Absicht zum Aufruhr versammelt sei. Etwas Anderes ließ einen Theil der Bürger Unheil und Gewalt fürchten.

Die eigenthümliche Haltung vieler der versammelten Junfgenossen — welche stillschweigend in kleinen Haufen standen und geheimnißvoll nach den angrenzenden Straßen blickten, und sich stumm von einander entfernten, sobald sich Jemand unerwartet zu ihnen gesellte; der Anblick von dem Griffe eines Dolches oder von dem Kreuze eines Messers, welche zufällig dann und wann unter einem Mantel hervorblickten; die schlangen Blicke, welche die Vorübergehenden einander zuwarfen — dies Alles ließ viele Zuschauer sich mit Kummer und Angst fragen, was es doch geben möge, und mancher friedliebende Mann verließ den Platz, um nach seiner Wohnung zurückzukehren. Die Anderen gingen von einem Haufen zum andern, um eine Erklärung zu erhalten oder zu erlauschen; doch konnten sie nichts vernehmen, einige Verschuldigungen gegen Arretvedde abgerechnet.

Mittlerweile nahte sich die Stunde der Versammlung; mehr als die Hälfte der Schöffen war schon in das Stadthaus gegangen, und unaufhaltsam kamen die Uebrigen aus allen Straßen herbeigeschritten, ohne bei ihrem Durchgange durch das Volk etwas Anderes als eine gewöhnliche Verwunderung zu zeigen.

Die Verschworenen freuten sich innerlich an der Gewißheit, daß ihr Plan nicht verrathen worden sei, indem

aufser den Ribauten und den sechszehn Knappen des Hauptmanns von Sanct Jakob sich keine gewaffnete Nacht zeigte.

Man hatte wohl vernommen, daß Wbet Ohefnoot van Lens einige Mannen seines Kirchspiels für diesen Tag zusammengerufen; doch sah man darin keine andere Absicht, als eine kleine Schutzwehr zu bilden, was man bei solchen Gelegenheiten immer zu thun pflegte. Obendrein war die Reihe an den Männern von Sanct Niko-las, und nichts natürlicher, als daß sie in geringer Zahl hier erschienen, um für die öffentliche Ruhe zu sorgen.

Geeraert Denys hatte bereits schon mit schnellem Schritte alle umliegenden Straßen durchschritten, um zu ermessen, wie weit man auf die versprochene Hülfe der Gidgenossen bauen könne. Da er überall eine ansehnliche Menge fand und nicht selten eine laute Beschuldigung gegen Artervelde sein Ohr traf, so hielt er den Sieg fast für gewiß und begann seinen Gang von Neuem, diesmal mit offenem Antlig und freundlichem Lachen Jedem die Hand drückend und doppelsinnige Worte gegen den Oberhauptmann austreuend.

Nachdem er sich so jedem Volkshaufen gezeigt hatte, ging er den Rederpolder hinunter, um in geringer Entfernung von dem Stadthause in der einsamen Vertiefung unbemerkt auf- und abzuschreiten, bis der Augenblick seines Erscheinens nahe.

Seit einer Viertelstunde waren Aller Augen mit einer ängstlichen Neugier nach dem Velfroot gerichtet, von wo der Oberhauptmann herkommen mußte. Während

noch die Verschworenen sich über sein langes Ausbleiben wunderten und zu fürchten begannen, daß ihre Beute ihnen entslüpfen möge, erschien Ardevelde mit den zwei und zwanzig Knapen des Sanct Janskirchspiels, welche ihn als Hauptmann bei öffentlichen Angelegenheiten stets begleiteten. Bei seiner Ankunft hörte man in einigen Volkshäusern ein dumpfes Murren des Hasses; wo jedoch der Oberhauptmann vorüberschritt, da traten seine grimmigsten Feinde schüchtern und stillschweigend zurück, um den Helden nicht grüßen zu müssen, dessen Ruhm und rechtmäßige Herrschaft sie noch zur Verehrung zwang. Die anderen Bürger verbeugten sich ehrerbietig vor ihm und ließen ihm einen breiten Raum zum Durchgehen frei.

Der Oberhauptmann war kaum durch die Pforte des Schöffenhauses verschwunden, als die Verschworenen, wie von einer furchtbaren Erscheinung befreit, weiter auf den Markt traten, und lauter und mit verständlicheren Worten zeigten, daß sie Willens seien, sich gewaltsam Ardevelde's Vorschläge zu widersetzen. Im vollen Vertrauen auf den guten Ausgang ihres Unternehmens waren sie damit beschäftigt, das Volk aufzuheizen, als plötzlich Wier Obelnoot van Lens, der Hauptmann von St. Nikolaas, mit mehr als zweihundert gewaffneten Junggenossen sich unter dem Velfroot zeigte, über den Botermarkt schritt und das Stadthaus besetzte, so daß Niemand weiter hinein noch hinzu konnte.

Diese Nacht wäre gewißlich nicht hinreichend gewesen, um einen Aufstand zu verhindern, wenn derselbe wirklich in den Absichten des Volkes gelegen hätte. Den-

noch schien die Ankunft der Männer von St. Nikolaas die Verschworenen so sehr zu überraschen, daß sie sich gewissermaßen einander furchtsam ansahen, und einige auch allmählig den Muth verloren und sich aus der Nähe des Schöffenhauses entfernten. Die zweihundert Mann waren es eigentlich nicht, welche sie um den guten Erfolg ihres Unternehmens besorgt machten; aber Ghelnoot van Lend, der unerschrockene Hauptmann, der jetzt spöttisch lächelnd einen Blick auf die Unzufriedenen warf, als wisse er um ihr Vorhaben; Ghelnoot, der um seines Heldenthums willen von seinen Leuten mit blinder Liebe verehrt ward und wahrscheinlich die Unverzagtesten ausgesucht hatte — Ghelnoot war es, der sie jetzt zwang, vor ihm die Augen niederzuschlagen, und ihnen Zweifel einflößte, ob man die Ausführung wagen solle, oder nicht.

Es war die höchste Zeit, daß Jemand durch den Beweis einer großen Kühnheit ihren Muth auf's Neue belebte, sonst wäre der ganze Aufstand sicher unterblieben. Jetzt aber erschien Ser van Steenbeke mit siegreicher Miene auf dem Botermarkte. Ehe er in das Schöffenhaus eintrat, ging er zu den Häufen der Verschworenen und klagte überall mit hörbarer Stimme und zornigen Worten über die Gewalt, welche man der Obrigkeit und dem Volke anthue, indem man den Rath zwingt, unter dem Drucke einer gewaffneten Macht sich zu versammeln. Er gab deutlich genug zu verstehen, daß er in der Schöffenversammlung deshalb Rechenschaft verlangen, und kündigte selbst an, daß er binnen einer Stunde das Zeichen geben werde zur Befreiung des Volkes.

Als er auf diese Weise zu einem der größten Haufen auf dem Botermarkte getreten hatte, näherte sich ein Blausärbergeselle mit eiligen Schritten Ghelnoot van Lens, und sagte diesem, was er aus dem Munde Ser van Steenbeeke's vernommen, zugleich bemerkend, er verlasse den Platz, um seine Waffen zu holen und seine Freunde zur Vertheidigung des Oberhauptmanns zu versammeln. Ghelnoot sandte einen seiner Zehntner nach dem Schöffenhause zu Arrevelde, um diesem zu melden, was der Geselle Pieven Comyne ihm berichtet habe.

Ser van Steenbeeke begab sich nun, in der Meinung, die Gemüther hinreichend zum Aufstand angefeuert zu haben, gleichfalls nach dem Schöffenhause, und trat in die Versammlung zu derselben Zeit, als der Oberschöffe, Maes van Baernewaeld, die Lesung von des Oberhauptmanns Vortrage endete.

Die dreizehn Schöffen der Keure und die dreizehn Schöffen des Ordeele waren sämmtlich gegenwärtig und saßen rund um eine lange Tafel. Zwei Stadtschreiber, Meister Augustyn und Jan van Loven, hatten ihre Plätze zu beiden Seiten des Oberschöffen und führten das Protokoll.

Nach der Lesung des Vortrages entstand eine gewisse Unordnung unter den Mitgliedern der Versammlung. Während Viele sich bereit zeigten, das Gesetz zu genehmigen, riefen Andere zornig, daß man dadurch die allgemeine Freiheit vernichten und das Land unter den Zwang eines Alleinherrschers stellen wolle. Für das Erste beschränkte sich jedoch dieser Streit auf einzelne Ausrufungen und heftige Zankreden.

Nach einigen Augenblicken stand Artevelde von seinem Sessel auf. Die Versammlung wandte in tiefer Stille die Augen auf ihn. Er sprach mit ruhigem Tone:

„Meine Herren Schöffen! Nur ungern sehe ich mich gezwungen, Euch heute ein Gesetz vorzulegen, das, wenigstens dem Scheine nach, die unbeschränkte Freiheit verkürzt, welche wir auf Kosten unseres Blutes gewonnen haben. Vielleicht werden Einige unter Euch mit mir die Nothwendigkeit dieses Gesetzes bedauern; aber ich bitte sie zu bedenken, daß man in Zeiten der Gefahr die Erhaltung des Vaterlandes über Alles stellen muß und sich nicht zurückhalten lassen darf durch den Gedanken, daß jeder einzelne Bürger für diese Erhaltung etwas von seinem persönlichen Rechte aufzugeben habe.“

„Von welcher Gefahr redet Ihr denn?“ rief Willem Dejongere, ein Reliaerd, absichtlich um den Oberhauptmann zu unterbrechen.

Dieser fuhr fort, ohne sich um die Unterbrechung zu kümmern:

„Nichts, meine Herren, ist gefährlicher für die Freiheit, als die Ausübung der Freiheit selbst, wenn diese nicht durch Gesetze geregelt wird, die ihren Mißbrauch verhindern können. Ich verlange nicht die Macht, um jedem Bürger zu wehren, für sein eigenes Interesse und nach seinem eigenen Gutdünken zu thun, was er wolle und wie er es wolle, so lange seine Handlungen nicht der Gemeinde oder dem Vaterlande Schaden bringen; was ich Euch vorschlage, ist nicht die Verkürzung der vollen Freiheit, zu thun, was gut und vortheilhaft ist,

es ist nur die Beschränkung der Freiheit, Böses zu thun und durch schlechte Anschläge die Gemeine und Ländern in das Verderben zu stürzen. — Man fragt mich, von welcher Gefahr ich rede? Hat Mher Dejongere die Absicht, mich zu ersuchen, ich solle klarer ausdrücken, was Jeder wohl und vor Augen sieht, so bin ich bereit, ihm zu genügen. — Wir haben mit Heldenmuth gekämpft und keine Opfer gescheut, um uns von dem Drucke der Herrschaft Frankreichs zu befreien. So lange dieser ruhmreiche Streit dauerte, waren wir Alle von demselben Verlangen beseelt: Befreiung des Landes, Wiedererweckung des Gewerbleißes und des Handels, Freiheit für jeden Bürger nach den Rechten und dem Herkommen seiner Gemeine. Allein es scheint, als ob die Völker nach einer großen Anstrengung ihrer Kräfte, die durch einen vollen Sieg gekrönt wird, Eile hätten, ihr eigenes Werk zu verderben oder mindestens durch Unschlüssigkeit verderben zu lassen. Die Zeit des Ueberganges, meine Herren, ist gefährlicher, als der Kampf selbst, da er die Muthigsten unvorbereitet findet gegen die Anschläge des Feindes. Dann müssen aber diejenigen, deren Vorsorge die Erhaltung der Früchte des Sieges anvertraut ist, zeigen, daß sie mindestens wachsam bleiben und daß ihre Kraft hinreicht, das Böse zu treffen, selbst wenn es sich mit dem Schilde der Geseßlichkeit deckt.“

„Das sind Gründe eines Tyrannen!“ rief Willem Dejongere von Neuem. „Es war wohl der Mühe werth, so viel Blut zu vergießen, um minder frei zu sein, als wir es unter Frankreichs Einfluß waren?“

„Ich widersehe mich einer solchen Art der Verathschlagung, wie gegen eine ungesegnete Gewalt!“ fiel der alte Pieter Joetaerde dem wüthenden Dejongere in die Rede. „Der Oberhauptmann, von uns selbst zum Rathsherrn der Schöffenbank ernannt, hat das Recht, hier ungestört zu sprechen; man ist verpflichtet, ihn bis zum Schlusse anzuhören.“

„Es ist wahr,“ bemerkte der Oberschöffe; „ich er suche Nher Dejongere, seine Unterbrechungen einzustellen. Verlangt er zu reden, so geschehe es nicht eher, als bis der Oberhauptmann seinen Vorschlag ganz erklärt und ausgelegt hat.“

„Seht, meine Herren!“ fuhr Artevelde in eben so ruhigem Tone fort, „was in Flandern geschieht. Die Anhänger Frankreichs streuen das Geld mit vollen Händen in den Gemeinen aus, um das Volk gegen das Bündniß mit England aufzuwiegeln — gegen das Bündniß mit England, dem wir den Reichthum und die Macht Flanderns verdanken! — Und weil diese Anhänger Bürger einer flämischen Gemeinde sind, sollen wir unthätig die öffentliche Verführung dulden und, die Arme über die Brust gekreuzt, eine Umwälzung zum Vortheile des Fremden vorbereiten sehen! Wir sollen geduldig das Verderben und die Sklaverei unseres Vaterlandes abwarten, weil die Geseze jedem Bürger die Freiheit geben, zu thun und zu sagen, was er will, so lange er nicht mit gewaffneter Hand und offenbar gegen die Gemeinde aufsteht! In gewöhnlichen Zeiten, meine Herren, mag der volle Gebrauch dieser Freiheit, wenn gleich nicht

ohne Gefahr, doch mindestens neben der Erhaltung des allgemeinen Friedens und der Wohlfahrt des Landes bestehen können. Aber in Zeiten der Verführung, wo, wie es jetzt geschieht, die Volkrechte eine gefährliche Waffe werden in den Händen der Feinde der Volkrechte selbst, wo es sich für das Vaterland darum handelt, ob es erhalten werden oder zu Grunde gehen soll, dann müssen die Gesetzgeber Kraft genug besitzen, um Jeden auf seine Pflicht aufmerksam zu machen und die Wuth zu zügeln, selbst auf die Gefahr hin, sich dadurch den Haß von einem Theile des Volkes zuzuziehen. — Ich begreife wohl, daß Einige von Euch vor einer Handlung sich zurückziehen, welche sie als gewaltsam betrachten, weil sie nicht von der Wahrheit durchdrungen sind, daß die Nothwendigkeit ein eisernes Gesetz ist, welches alle anderen Gesetze aufhebt. Diesen sage ich: Seht, im ganzen Flandern reizt man zum Aufruhr; man bereitet einen allgemeinen Aufstand gegen die großen Städte vor, scheinbar um die Vorrechte der Weberei zu vernichten, wirklich aber um uns geschwächt und machtlos Frankreichs Herrschaft preiszugeben; überall wird Haß und Zwist gesäet; keine Woche vergeht, in der nicht fünfzig Mordthaten auf Flanderns Boden begangen werden, in Folge von Streitigkeiten über die Verhältnisse des Landes; ganze Gemeinden ergreifen die Waffen und führen blutige Kämpfe mit einander; überall verachtet man die Obrigkeit und die Gesetze; ganz Flandern scheint sich aufzulösen, um die Ankunft eines Zwingherrn, um eine neue Unterjochung des Vaterlandes vorzubereiten und unvermeid-

lich zu machen. Nichts kann nach meiner Meinung Flandern noch retten, als die Annahme des von mir Euch vorgeschlagenen Gesetzes. Es giebt mir, als Ausführer Eurer Befehle, die Macht, diejenigen festzunehmen, welche offen zu einer Umwälzung in Flandern rathen, oder Geld ausstreuen, um die niedrigste Klasse des Volkes zur Empörung zu bestechen. Obendrein verhängt es schwere Strafen über Aufruhr, Empörung, Streit und Mord. Fern sei von mir der Gedanke, Euch dieses Gesetz aufzudringen; ich ersuche Euch im Gegentheil, es sehr reiflich zu erwägen, und beschwöre Euch, im Fall Ihr glaubt, es verwerfen zu müssen, sucht andere Mittel zu finden, um die offenbare Gesetzlosigkeit zu zügeln und den Anhängern Frankreichs zu wehren, ungehindert in ihren Anschlägen fortzufahren. Ich sage es Euch mit voller Ueberzeugung, meine Herren, wenn Euer Geist sich in diesem Augenblicke nicht über die gewöhnliche Denkart der Menge erheben kann, ist Flandern verloren; Frankreich gewinnt seine tödtende Macht über uns; die Industrie geht von Neuem zu Grunde, und die Hungersnoth folgt unsehlbar; denn die erste Folge unserer Unterwerfung unter Frankreich wird das Verbot der englischen Wolle sein. Mein Herz sagt mir, daß Ihr Flandern retten werdet durch die Annahme eines Gesetzes, welches man nur als vorübergehend betrachten muß, da es dem Schöffentrathe frei steht, es aufzuheben, sobald die Gefahr besiegt ist, und müßte es auch nur vierzehn Tage in Kraft bleiben. Es ist eine Prüfung, eine gewaltige, in der That! Aber Ihr, die Ihr so mannhaft den Feind

bekämpft habt, als seine Macht und zerschmettern zu wollen schien, werdet Ihr jetzt zurückweichen vor einem nothwendigen Unternehmen, weil Ihr fürchtet, daß ein Theil des Volkes anderer Meinung sein wird? Ach, meine Herren! der Held ist groß, der einen Kampf wagt, in welchem kein anderer Ruhm zu gewinnen ist, als die Ueberzeugung, seine Pflicht gethan zu haben, und in welchem er um der Erhaltung des Vaterlandes willen selbst den Haß seiner Brüder als einzigen Lohn davonträgt; ja, er ist größer, als der Krieger, der, bei der Niederlage wie bei dem Siege, doch auf das Lob und die Liebe seiner Brüder rechnen darf. — Ihr waret meine Kampfgenossen und Freunde gegen die äußeren Feinde; ich bin überzeugt, meine Herren! daß Ihr eben so muthig mir beistehen werdet in dem Kampfe gegen die gefährlicheren inneren Feinde, für die Vertheidigung und Erhaltung unseres theuren Flanderns. Ich bitte Gott, daß er in diesem wichtigen Augenblicke Euren Geist erleuchte!“

Raum hatte Artevelde seine Rede geendet, so sprang Ger van Steenbeke auf und sprach mit heissem Tone: „Meine Herren! es wundert mich, es foltert mein Gemüth, zu sehen, daß die Gesezgeber Gents solchen Vorschlag anhören können, ohne ihn augenblicklich mit allgemeinem Unwillen, was sage ich? mit endloser Verachtung zu verwerfen! Wie? ist es nicht genug, daß das flämische Volk seit acht Monaten gebeugt geht unter der Willkür des Oberhauptmanns? Nicht genug, daß ein Tyrann alle Geseze mit Füßen tritt, um seine Günstlinge zu befördern und diejenigen zu treffen, welche es

wagen, gegen diese Bedrückung ihre Klage zu erheben? Nein! wir sollen seine Mitschuldigen werden! Die Freiheit des Volkes, unsere eigene Freiheit sollen wir ihm preisgeben, damit er das ganze Land nach seinem Willen behandeln könne und ungehindert Jeden vernichten, der noch Vaterlandsliebe und Bürgerstolz genug besitzt, um sich gegen so schändliche Gewalt aufzulehnen! Welche Blindheit hat uns geschlagen, meine Herren, daß wir den Abgrund nicht sehen, zu welchem solche Politik uns führen muß? Alles Gefühl des eigenen Werthes ist uns fremd geworden, und wir lassen uns von der Furcht leiten, wie unwissende Kinder! Seht Ihr denn nicht, daß alle diese Gewalt nur angewandt wird, um einen Einfluß zu erhalten, den das Volk haßt und verachtet, um eine ungesegnete Obrigkeit zu erhalten? Seht Ihr nicht, daß das Vaterland geopfert wird, um einem schmachlichen Ehrgeize zu fröhnen?“

Schon von Anfang an hatte ein steigendes Murren die einzelnen Worte des Ser van Steenbecke begleitet; jezt ward er plötzlich in seiner Rede unterbrochen von einem Theile der Schöffen, welche erzürnt riefen, daß solche Sprache eine Schmach sei für die Versammlung, und nicht geduldet werden dürfe. Ein anderer Theil schrie dagegen, daß jeder Schöffe die Freiheit genieße, zu sagen, was und wie er es wolle, und daß die Anfänger des vorgeschlagenen Gesetzes ihren Gegnern sichtbar Gewalt anthäten. Ser van Steenbecke konnte sich vor Wuth beinahe nicht mehr bezwingen und versuchte mehrere Male das Wort zu ergreifen. Seine Stimme ward je-

doch immer durch das anhaltende Geschrei übertäubt, bis endlich Artevelde aufstand und sagte:

„Meine Herren, ich bitte Euch, laßt Ser van Steenbeke in seinen Beschuldigungen gegen mich fortfahren. Er hat dazu ein gesetzliches Recht, das ihm nicht genommen werden darf. Obendrein nähre ich die Hoffnung, daß aus seinen Worten selbst die Nothwendigkeit eines schleunigen Rettungsmittels für Flandern sich unwiderleglich erweisen werde.“

„Aus meinen Worten wird sich erweisen,“ rief Ser van Steenbeke, „daß Ihr ein herrschsüchtiger, ein unrechtlicher Tyrann seid! O, Ihr heuchelt kalt zu bleiben bei meinen Beschuldigungen; Ihr hofft, daß das Volk, durch Euer voriges Glück geblendet, seine Ketten noch nicht zu zerbrechen wagen wird, daß Ihr ihm noch lange Euren Fuß auf den Nacken setzen werdet. Thorheit! Man nehme nur Euer Sklavengesetz an, und morgen schon werdet Ihr das Feuer des Aufstandes in ganz Flandern entbrennen sehen; morgen bereits wird das Volk Rechenschaft von Euch verlangen für seine vernichtete Freiheit“

„Das sind ja aber lauter leere Worte!“ rief ein Schöffe ungeduldig. „Wenn Ser van Steenbeke den Oberhauptmann beschuldigen will, so thue er es mit Thatfachen!“

„Man verlangt Thatfachen?“ fuhr Ser van Steenbeke fort. „Als ob jeder Bläminger sie nicht kennt und nicht schon seit langer Zeit deswegen nach Rache schrie! Wohl denn! ich sage, wenn Flandern verzehrt

scheint durch den Haß, wenn Jeder unzufrieden ist, wenn Gesetzlosigkeit und Aufruhr herrschen, so trägt der Oberhauptmann allein die Schuld, daß das Vaterland dem Verderben zueilt. Dadurch, daß er sich über das Gesetz stellt und seine Hauptleute in Westflandern ungestraft jede Willkür ausüben läßt, hat er die Gemüther erbittert; dadurch, daß er den Gemeinen auf dem platten Lande versprach, er wolle ihnen gegen die großen Städte Vorschub leisten, hat er ihnen den Muth gegeben, einen blutigen Aufstand zu wagen; dadurch, daß er das Volk aufhetzte gegen unsern gesetzlichen Fürsten und diesen verhaßt machte, hat er Flandern in einen immerwährenden Zustand der Umrwälzung gebracht und es niedergeworfen unter seinen hochmüthigen Willen. Er ist es also, der selbst all das Böse gebräut hat, welches uns diese Leiden verursacht und uns mit dem Untergange Flanderns bedroht. Wunderlicher Wahn! Er stürzt das Land in Gesetzlosigkeit, ruft ein allgemeines Verlangen nach Veränderung hervor, zieht sich den Haß und die Verachtung des Volkes zu — und nun, da er sieht, daß der eiserne Scepter ihm entchlüpfen will und daß er das Feuer, welches er selbst entzündet hat, nicht länger bezwingen kann, wagt er es in der Versammlung der Schöffen von Gent, das Opfer des einzigen Gutes, das uns noch bleibt, zu verlangen, das Opfer des letzten Scheines unserer Freiheit! Wozu? Um den flämischen Bürger so tief in den Staub zu treten, daß dessen Klagen unhörbar werden? — Ja, meine Herren! es ist wahr, Flandern kann nur durch ein gewaltiges Mittel

gerettet werden; aber man täuscht Euch, wenn man Euch als solches ein Gesetz vorschlägt, das nichts ist als eine Vermehrung des allgemeinen Elendes. Das Volk verlangt erlöst zu werden von dem tyrannischen Arme, der erdrückend auf Elandern lastet. Wollt Ihr das Vaterland retten? Wohlan, so brecht seine Sklavenfesseln! Nehmt dem Oberhauptmanne seine Herrschaft durch einen raschen Entschluß! Dieser Vorschlag scheint Euch zu erschrecken. Ihr fürchtet Euch, ich weiß es wohl, Ihr beugt auch das Haupt unter seiner Macht. . . . Ihr habt den Muth nicht mehr, um dem Tyrannen die Herrschaft streitig zu machen; Ihr kriecht vor. . . ."

Ein Sturm des Unwillens brach bei diesen Worten aus; alle Schöffen standen zugleich auf; ein Theil derselben that es, um seinen Jorn über van Steenbeeke's höhnennde Worte auszusprechen, der andere, um durch den Ruf: „Er hat Recht! es ist wahr, wir werden unterdrückt, wir kriechen!“ die Beschuldigung gegen Arctvelde zu unterstützen.

„Es ist eine Schande!“ rief ein Schöffe plötzlich dem Oberhauptmanne zu. „Ihr sprecht immer von Liebe zum Vaterlande, und jetzt, da Euer Abtreten allein es retten kann, opfert Ihr es, um Euch Eure Macht zu erhalten. Wenn die Herrschsucht Euch nicht verblendete, so würdet Ihr freiwillig ein Amt niederlegen, das Ihr doch verlieren müßt. Reicht Eure Entlassung ein, wenn noch ein Funke Edelmuth unverlöscht in Eurem Herzen sich findet!“

Ein stilles Lächeln war die Antwort des Oberhauptmanns; aber in diesem Lächeln zeigte sich so viel Ruhe

des Geistes, so viel Stolz und so viel Verachtung, daß es wie ein Dolch das Herz des Schmähenden durchbohrte und seine Augen vor Wuth glühten.

Welche Mühe der Oberschöffe sich auch gab, die Versammlung zu der geziemenden Gelassenheit zurückzuführen, es glückte ihm nicht, diesen Zweck zu erreichen, bis er endlich drohte, die Sitzung augenblicklich schließen zu wollen. Es schien, als ob dies weder van Steenbecke noch seinen Anhängern gefalle; denn sie beklagten sich heftig über die Ungeschicklichkeit dieser Weise, welche darauf hinausgehe, den Oberhauptmann und seine Anhänger ihrer Beschuldigung zu entziehen. Endlich aber willigten sie ein, ihre Plätze wieder einzunehmen, obwohl die Ruhe noch bei Weitem nicht hergestellt war.

„Aber, Oberhauptmann!“ rief ein Schöffe, „wie könnt Ihr nur so gelassen bleiben bei der blutigen Schmach, die Euch und uns Allen zugesügt wird? Sollte Euer Wort die Macht nicht mehr haben, um die schändliche Verleumdung zu ersticken unter dem Gewichte Eures Unwillens?“

Artevelde trat vor und sprach mit der größten Ruhe:

„Meine Herren! die Sprache, die Ser van Steenbecke gegen mich führt, wundert mich durchaus nicht. Ehe ich in diese Versammlung kam, wußte ich, was er heute sagen und thun würde“

Ser van Steenbecke erbleichte sichtbar bei diesen Worten und seine Freunde sahen einander bestürzt an. Der Oberhauptmann fuhr fort:

„Wozu würde es dienen, daß ich mich gegen unge-

gründete Beschuldigungen vertheidigte vor Euch, Schöffen von Gent, deren Befehle die stete Richtschnur meiner Thaten gewesen sind? Man sagt, ich habe die Gemüther verbittert, den Fürsten verhaßt gemacht, die Gemeinen zum offenen Aufstande gegen die Städte angefeuert, das allgemeine Beste geopfert, um mir meine Macht zu erhalten! Euch, meine Herren, frage ich, wann ich etwas gethan habe, das mehr gewesen sei, als die Ausführung Eurer Beschlüsse. Und wenn auch mitunter der erste Gedanke eines Unternehmens oder eines Beschlusses von mir ausging, nie folgte die That, ehe sie Eure freiwillige Genehmigung erhalten hatte. Man sagt, ich hätte die Gemüther erbittert, weil ich auf Euren Befehl die Anschläge der Leliaerds vereitelte und Gewalt anwendete, wo das Gesetz und die Gefahr des Vaterlandes es mir zur Pflicht machte? — Ich soll Schuld sein, daß das Volk unsern gesetzlichen Fürsten haßt? Wer, meine Herren, hat mehr als ich sich Mühe gegeben und sich Gefahren ausgesetzt, um unsern gnädigen Herrn Ludwig mit seinen Unterthanen zu versöhnen? Wer hat mehr als ich, ihn mit Ehrerbietung und Liebe umgeben, so lange er ein Bläminger schien und aufhörte Franzose zu sein? Wer verlangt, daß man noch täglich Versuche mache, dem Fürsten seine gesetzliche Herrschaft wieder zu verschaffen, wenn dies nicht unsere Unterwerfung unter Frankreich mit sich führt?“

„Scheinheiliger!“ schrie van Steenbeek, „der Graf hat mir selbst zehnmal bekannt, daß Ihr das einzige Hinderniß seiner Rückkehr seid.“

„Seiner Rückkehr als Sendling Frankreichs, das ist wahr,“ sagte Artevelde. „Ich habe mich dagegen gestemmt, und so lange ich lebe, werde ich ein Hinderniß solcher Erniedrigung sein. — Ich hätte die kleinen Gemeinen gegen die Städte aufgewiegelt? Und weshalb sollte ich das gethan haben? Meine Missethat besteht darin, daß ich die kleinen Gemeinen mit gesetzlicher Gewalt gezwungen habe, die Vorrechte der Städte zu ehren; aber daß ich zugleich auch die Städte zur Nachgiebigkeit, zur Eintracht und zum Edelmuthe zu bewegen suchte. — Ich soll ein Tyrann, ein Zwingherr sein? Und ein einfacher Beschluß der Schöffenbank von Gent kann mich aller Macht, alles Einflusses berauben und mich in die Einsamkeit des häuslichen Lebens zurückversetzen. Ein solcher Beschluß würde mich gehorsam finden. Meine Feinde selbst wissen es wohl, sobald sie meine Absehung verlangen, mit der vollen Ueberzeugung, daß ich mein Urtheil mit Ehrfurcht und ohne Murren entgegennehmen werde. Meine Macht hängt von einem einzigen Worte ab, das zu jeder Stunde ausgesprochen werden kann. Und man nennt mich einen Tyrannen, einen Zwingherrn!“

„Ein Tyrann, ein Zwingherr seid Ihr!“ fiel Aher Dejonckere ihm in die Rede. „Ja, wir können Euch absetzen; aber Eure Gewaltthaten haben den Meisten unter uns Furcht vor Eurer Macht eingejagt; Ihr habt Euch durch Begünstigungen und Schmeicheleien in ganz Flandern so viele Tausende Anhänger erworben, daß und nur ein Schein von Herrschaft bleibt. Wäre das

nicht der Fall, so würdet Ihr heute noch Eures Amtes beraubt werden; aber Ihr wollt Flandern in Feuer und Flammen sehen, nicht wahr? Ihr werdet die Schöffen von Gent strafen für ihre Kühnheit!"

„Wie?“ rief van Steenbeke, „Ihr wagt es, Euch hinter den Schöffentrath von Gent zu verstecken, und verantwortlich zu machen für den Druck, den Ihr dem Volke auferlegt? Habt Ihr nicht alle Macht an Euch gerissen und in Eure Hände genommen? Ihr seid Alles, Land, Fürst, Feldherr, Herr, Beschließer und Ausführer. Wird das geringste Wort, das Euren Hochmuth höhnt, nicht bestraft, wie ein Anschlag gegen Flandernd Bestehen selbst? Tretet Ihr nicht alle Geseze mit Füßen? Und wer soll das Vaterland rächen für solche Ueberwältigung? Niemand kann es thun, Niemand, als das Volk selbst! Bald, bald werdet Ihr es erfahren, Tyrann!"

„Es ekelt mich,“ fuhr Artevelde immer mit gleicher Ruhe fort, „auf Beschuldigungen zu antworten, die ich selbst zu gering achte, um ihnen irgend Werth beizulegen. Ich lasse die Verleumdung auf die zurückfallen, welche wissentlich die Wahrheit entstellen, um ein Ziel zu erreichen, das sie sich selbst zu bekennen schämen. — Was Flandern beunruhigt hat, ist wahrlich nicht offenkundiges Unglück; denn nie herrschte daselbst mehr Reichthum und Gewerbefleiß, als jetzt. Es ist auch nicht Sklaverei oder Bedrückung; denn Jeder genießt einer so unbegrenzten, unumschränkten Freiheit, daß sie selbst gestattet, Böses zu thun und dem Lande offen zu schaden. Woraus entspringt denn das drohende Fieber, die Sucht nach Auf-

ruht und nach Veränderung, welche einen Theil der Bevölkerung ergriffen zu haben scheint? Ach, meine Herren! der französische Hof hat sich beugen müssen vor unserem Löwenmuth, er sah sich die Früchte dreihundertjähriger schönster List entreißen; er sah das freie Flandern sich auf einen festen Boden stellen, gleich einem Felsen, der fortan unerschütterlich gegen alle Gewalt dastehen wird. Glaubt Ihr, daß Philipp von Valois diese Erniedrigung erduldet habe ohne Hoffnung auf Rache? Glaubt Ihr, daß die französische Ritterschaft den Streit aufgibt und unthätig leidet, daß Flandern durch sein glänzendes Vorbild alle Völker Europa's zur Freiheit aufruft?"

„Aber es ist eine abscheuliche Politik,“ rief ein Schöffe; „so beständig den Haß anzufachen gegen ein Land, welches aufgehört hat, sich um unsere Angelegenheiten zu bekümmern, und unsere Freundschaft sucht! Dieses Mittel war begreiflich, als die Waffen über die Interessen Frankreichs und Flanderns entscheiden mußten — aber jetzt? Es ist eine schändliche List, um glauben zu machen, daß man ohne gewisse ehrfürchtige Mäner nicht vorwärts könne. Meint man uns noch länger durch dieses Schreckbild zu täuschen, so irrt man sich wahrlich!“

„Wähnt Wier de Witte in der That, daß Frankreich es für immer aufgegeben habe, seine Anschläge auf Flanderns Unabhängigkeit auszuführen?“ entgegnete Artevelde. „Nein, nein! bloß die Angriffsweise hat es geändert. Die französische Politik lehrt, daß man unterminiren müsse, wo man nicht mit Gewalt umwerfen

kann, und Philipp's Rätke wissen es nur zu wohl, daß der Friede die Eintracht der Völker löst und den Grund legt zur Verführung und Parteiung. Ferner, was hat der französische Hof gethan, um uns den theuer erkauften Sieg zu rauben, um uns zu schwächen und durch Haß und Aufruhr zu erschöpfen, damit es ihm dann möglich würde, uns zu zwingen, daß wir das schändliche Joch wieder aufnehmen, welches wir so mannhaft abgeschüttelt haben? Frankreich hat seine Schätze geöffnet und ein unsichtbares Heer von Verführern in unser Land gesandt; es hat ganz Flandern durchwühlt, um zu erfahren, wo Haß, Neid oder Parteiungen sich bilden können, und hat dort diese Leidenschaften angefaßt. Es hat die öffentlichste Verleumdung eingeführt und täglich die schändlichsten Gerüchte verbreiten lassen, um die Gemüther aufzuregen und einen Aufstand zu seinem Vortheile zu veranlassen. Philipp von Valois, ich sage es mit Beschämung, hat in Flandern Männer gefunden, die für die Versprechungen großer Gunstbezeigung oder aus Neid gegen einige ihrer Brüder die Hand leihen, das Vaterland zu verkaufen. Diese Männer tragen alle Schuld, wenn Flandern unter dem Sturme, welcher es bedroht, erliegen muß; dann wird der rechte Fluch der kommenden Geschlechter ihre Namen treffen; jede That, welche das verarmte, unterdrückte Volk vergißt, wird eine Verwünschung ihres Gedächtnisses sein. . . .

„Unverschämter!“ schrie Ser van Steenbeke wüthend, „Ihr wagt es, den Schöffen in voller Rathversammlung den Hohn in's Angesicht zu spreien?“

Wie sehr man es auch versuchte, den Oberhauptmann durch solche Unterbrechungen zur Ungeduld oder zum Zorne zu reizen, er that, als ob er sie nicht höre, und setzte seine Rede fort, ohne die mindeste Unruhe zu zeigen. Diese unerschütterliche Kälte quälte van Steenbeke und seine Anhänger sehr, da die Haltung des Oberhauptmanns ihnen nicht gestattete, ihren Plan mit jener Eile, die in ihren Wünschen lag, auszuführen. Wie sollte man über Gewalt klagen, so lange Artevelde Herr seiner selbst blieb! Wie sollte man die anderen Schöffen zum Wanken bringen, so lange man den Oberhauptmann nicht tief genug beleidigen konnte, um ihn zu blindem Zorne zu reizen! Obendrein beherrschte das Wort des unbesiegligen Redners sie gleichfalls, und sie sahen sich wider Willen zur Aufmerksamkeit gezwungen.

Artevelde hatte, ohne eine Pause zu machen, also fortgefahren:

„Diese Bastarde haben jetzt unser theures Flandern an den Rand eines bodenlosen Abgrundes geführt. Unter dem Schutze unserer freisinnigen Gesetze ist die Obrigkeit nicht mächtig genug, das Böse zu verhüten. Underner, meine Herren, ich beschwöre Euch, antwortet mir aus vollem Gemüthe: Wollt Ihr zurückkehren unter Frankreichs erdrückende Macht? Wollt Ihr das Bündniß mit England gebrochen sehen und die schreckliche Hungersnoth wieder über Flandern hereinrufen? Wollt Ihr Eure Freiheit aufgeben und Euch in den Staub werfen vor dem Fremdling? Willigt Ihr ein im Ansehn der Völker die Hand zu küssen, die Euch Ketten

anbietet? Nein! nicht wahr? Solche Schande muß von Flandern abgewehrt werden. — Aus Gent, aus dieser Versammlung soll zum zweiten Male das Licht der Befreiung, das Wort der Erlösung hervorgehen, und nochmals soll das Vaterland unsere ruhmreiche Stadt segnen als die Wiege der flämischen Größe! Ich habe Wochen lang auf ein Mittel gesonnen, um dem drohenden Unheile einer Ummwälzung vorzubeugen. Die Nothwendigkeit zwang mich, einzusehen, daß uns nichts retten kann, als die Annahme eines Gesetzes, welches der öffentlichen Macht das Recht zuerkennt, Jeden festzunehmen, der das Volk zur Empörung aufwiegelt, oder offenbar zu Frankreichs Vortheile heimliche Pläne schmiedet Selbst, meine Herren, wenn es auch Schöffen oder andere Magistratspersonen gilt, sobald diese augenscheinlich ihr Ansehen mißbrauchen, um den Fremdling in seinen Anschlägen zu unterstützen“

„Ha! ich verstehe Eure Drohung!“ schrieb Ser van Steenbeke, während seine Anhänger die Häuste gegen Artevelde ballten und ihn zähneknirschend betrachteten. „Ihr habt diese Versammlung mit Bewaffneten umringt, damit die Furcht uns hindere, uns Euren bösen Anschlägen entgegenzustellen, damit die Angst vor dem Gefängnisse oder dem Tode den Muth in unserer Brust ersticke. Und Ihr wagt zu sagen, daß Ihr kein Tyrann seid? Ihr, der Ihr auf bloßen Verdacht hin verlangt, Schöffen von Gent festzunehmen zu dürfen? Was mich betrifft, so kann mich nichts Eurer verhassten Gewalt unterwerfen, und ich erkläre Euch hier, daß, wenn Ihr, der

Ihr allein der Grund aller Streitigkeiten seid, nicht augenblicklich Euren Antrag zurücknehmt und Euer Amt niederlegt, ich das Volk aufrufen werde, um seine Obrigkeit gegen Euch zu vertheidigen. Müssen Ströme Blutes vergossen werden, um das Recht und die Freiheit zu rächen, nun denn, so fallen sie auf Euer schuldiges Haupt."

„Mein Amt niederlegen?“ sagte Artevelde mit einem Ausdrücke des Stolzes. „In diesem Augenblicke, wo das Vaterland nahe daran ist, in einen Abgrund zu stürzen, um wieder die Kniee vor Frankreich beugen zu müssen? Nein, nein! ich werde meine von mir eingeschlagene Bahn wandeln bis an das Ende, meine Pflicht thun bis an den Rand des Grabes. Ist es meine Bestimmung, zu sterben, ehe Ilandern auf immer gerettet wurde, so soll mindestens keine Feigheit meinen Namen entehren, kein Gewissensbiß die ewige Ruhe meiner Seele stören. Euch aber, Ser van Steenbecke, sage ich, daß, wenn ich auch mein Amt niederlegte, ich bis morgen warten würde; denn heute werde ich vielleicht gerufen werden, um der schändlichsten Missethat ihr Recht anzuthun. Ich erwarte Euer Unternehmen, damit Ihr der wohlverdienten Strafe Eurer Schlechtigkeit nicht entgeht. Geht, geht denen, die unten warten, das Zeichen, um einen blutigen Aufstand gegen die Obrigkeit von Gent zu beginnen und den Bürgerkrieg über Ilandern zu verbreiten. Geht, bereitet Euch auch außerdem vor, Rechenschaft über Euren schändlichen Anschlag abzulegen. Ich beschuldige Euch des Hochverraths; ich verlange, daß das Gesetz Euch für Eure Schändlichkeit bestrafe. —

Ihr seid es, der das französische Geld ausstreut; Ihr seid es, der, um Gunstbezeugung und Ehrenämter zu erlangen, sich an den Fremdling verkauft hat; Ihr seid es, der es unternommen hat, heute, ja noch diesen Morgen, das Land Philipp von Valois auszuliefern!"

Während ein ungestümes Gewühl auf diese Beschuldigung folgte, rief Ser van Steenbecke:

"Es ist Lüge, Falschheit, was Ihr da ausbrütet, Unverschämter! Ihr schleubt mir eine Herausforderung zu? Ihr vernichtet das Schöffengericht? Die Schwäche dieser Versammlung ist Eure einzige Macht, nicht wahr? Nun denn, das Volk soll entscheiden zwischen uns! Euer Reich ist zu Ende; der Aufstand wird Euch vernichten!"

Bei diesen Worten lief Ser van Steenbecke die Treppe hinunter. — Artevelde folgte ihm, während der Oberschöffe die Thüren schließen ließ und die Schöffen beschwor, den Saal in einem so wichtigen Augenblicke nicht zu verlassen.

Unten angelangt, begab sich Ser van Steenbecke mitten unter das Volk und begann laut um Rache zu rufen. Als ob die Menge durch eine Zauberruthie berührt worden wäre, so wogten die Haufen Volkes plötzlich furchtbar unter einander, und hier und da stieg ein rasendes Rachegeschrei gen Himmel. Mittlerweile strömten aber große Schaaren von Männern aus den nahe liegenden Straßen nach dem Botermarkte, wo van Steenbecke sich befand. Man sah deutlich, daß sich die Verschworenen über den Geist der Genter Bürger getäuscht hatten; denn die Mehrzahl zeigte Erstaunen über das

Vorgefallene und nicht die geringste Lust, den Aufrührern zu helfen. In der Nähe der Hoogpoort stand selbst ein Haufen Junstgesellen, welche bei Artevelde's Erscheinen die Straße von dem Rufe wiederhallen ließen:

„Heil, Heil dem Oberhauptmanne! Fort mit den Zeliærds! Fort mit den Zeliærds!“

Die Verbündeten waren durch die dicht zusammengebrängten Bürger so sehr von einander entfernt, daß ihr Kriegsgeschrei und ihr Rufen nach Rache sich beinahe in dem allgemeinen Lärme verlor, und sie kein Mittel sahen, das Volk zu der beabsichtigten Bewegung zu bringen. Diejenigen, welche mit Ser van Steenbeeke auf dem Botermarkte standen, begannen wie rasend ihre Anhänger auf allen Seiten zu sich zu rufen; ihre Zahl vermehrte sich rasch, und bereits zogen Einige ihre Waffen unter dem Mantel hervor und schwenkten sie wie ein Blutzeichen über ihren Häuptern.

Artevelde war während eines Augenblicks bei dem Schöffenhause stehen geblieben und hatte nach allen Richtungen hin einen flüchtigen Blick gesandt. Er bemerkte nun, daß die Verschworenen sich rings um Ser van Steenbeeke zu versammeln suchten. Es schien ihm eine unmittelbare Dazwischenkunft nothwendig, um den Aufrührern die Zeit zu rauben, mehr Kräfte an sich zu ziehen. Daher befahl er Ghelnoet van Lens, die Pforte des Schöffenhauses besetzt zu halten, stellte sich selbst an die Spitze der halben Wache von St. Nikolaes und schritt mit hundert Mann quer durch die erstaunte Menge, bis zu der Stelle, wo Ser van Steenbeeke beschäftigt war, die

Verschworenen zum Angriff aufzuwiegeln. Der Schöffe, welcher sich überrascht sah, ehe seine Anhänger in hinreichender Zahl versammelt waren, um einen Kampf gegen die Wache von St. Nikolaas wagen zu dürfen, konnte sich wohl denken, daß der Oberhauptmann ihn feindmen würde. Er wartete daher nicht ab, bis Arcevelde ihn erreichte, und drang am Welfroot vorüber durch das Volk, um sich seine Freiheit zu sichern. Seine Absicht war höchst wahrscheinlich, sich durch andere Straßen nach dem Freitagsmarkte zu begeben, wo eine ansehnliche Zahl seiner Anhänger auf den Befehl warteten, am Gescheh Theil zu nehmen. Da er sich jedoch dicht auf den Fersen von Arcevelde und einem großen Haufen Junstigesellen verfolgt sah, welche nicht aufhörten zu rufen: „Hert mit dem Reliaerd! Schlagt den Verräther todt!“ befiel ihn Furcht, und er eilte, so viel er konnte, dem Oberhauptmann zuvorzukommen und sich in seinen starken Steen in der Oberschelbestraße zu retten, bis er von seinen Anhängern befreit werden würde.

Mittlerweile währte die gefährliche Verwirrung auf dem Botermarkte fort. Ser van Steenbeek's Flucht hatte jedoch den Muth seiner Anhänger beträchtlich vermindert. Die Waffen waren wieder unter den Mänteln verschwunden und man bemühte sich unter einander durch Ausrufungen nach Rache bis zur Majerei aufzuregen. Die Einheit der Bewegung hatte unter den Verschworenen aufgehört. Umringt von einer Menge von Bürgern, deren Gedanken und Absichten sie nicht kannten, und von dem Volke selbst fortwährend bedroht, wußten sie nicht,

was sie beginnen sollten, und blickten hoffnungslos umher, ob Niemand komme, sich an ihre Spitze zu stellen und den Befehl zu führen.

Sobald der König der Ribauden bemerkte, wie schlecht es mit dem Aufstande ausfiel, und als er das Unternehmen für verunglückt hielt, verließ er seine Leute beim Zandberge und ging weiter hinunter nach der Tiefe des Nedersolders, wo er Geeraert Denny's todtentbleich bei der Niderschelde fand.

„Feiglinge! niederträchtige Feiglinge!“ seufzte Denny, während er vor Wuth mit den Füßen stampfte.

„Nun, Meister!“ sagte Ruggelyn, „ich finde die Zeit schlecht gewählt, um zu schelten. Von wem spricht Ihr denn? Oder macht Ihr Euch vielleicht selbst Vorwürfe?“

„Wo sind nun die zweihundert Mann, die Ihr versprochen habt?“

„Sie stehen dort fern!“ antwortete der Ribaudenkönig mit einer fröhlichen Gleichgültigkeit, welche Aber Denny zum höchsten Zorne reizte.

„Sie stehen dort fern!“ wiederholte der Oberdechant. „Haben sie deshalb so viel Geld bekommen, um zitternd stehen zu bleiben im Augenblicke der Gefahr?“

„Sie machen es wie Ihr, Meister: sie warten mit unerschrockenem Löwenmuth. Aber ich glaube, unter uns gesagt, daß sie noch lange warten müssen, — und wir auch!“

„Ist die Sache denn ganz verloren? keine Hoffnung mehr auf Sieg? Schon wieder Artevelde! Verdammt! verdammt!“

gen Worten gegen den Aufruhr zu wirken scheinen, im Beisein von Personen, die wir als Freunde des Oberhauptmanns kennen. Ihr Zeugniß soll uns retten, wenn Jemand uns verräth, oder man uns für verdächtig hält. Das ist es, was ich thun werde. Gehen wir aber vor Allem vorsichtig zu Werke. . . ."

Blötzlich hörte man in der Richtung des Schöffenhauses ein anhaltendes Geschrei, einen verwirrten Lärm, welcher das Beginnen des Aufstandes oder mindestens ein Gefecht anzukündigen schien. Geeraert Deyns' Augen funkelten vor Hoffnung; ein heiteres Lächeln überzog sein Gesicht, und er sagte eilig:

„Kommt, kommt, Muggelyn! die Sache ist im Gange; Ihr habt Euch getäuscht; der Sieg ist unser.“

„Beachtet wohl, was Ihr thun wollt!“ lachte der Ribaud, ihm folgend. „Unsere Hunde bellen wohl, aber sie wagen nicht zu beißen. Wir beweist der Lärm, daß Alles auf Schreien hinausläuft, bis Wether Obelnoot van Lend es müde wird und die Schreier beim Kopfe nimmt.“

„Kommt, kommt!“ wiederholte der Oberdechant

Die Belliaerds, welche auf dem Freitagemarkte in großer Zahl versammelt waren, hatten unterdessen die Nachricht bekommen, daß Artevelde ihren Anführer, Ser van Steenbeeke, in dessen eigenem Hause gefangen hatte. Da sie nicht hofften, den Oberhauptmann mit Gewalt von dort vertreiben zu können, so waren sie, von Ser Willisse van Gavere geleitet, nach dem Schöffenhause ge-

zogen und standen nun dort vor der Wache von Sanct Nikolaes, den Schöffen zurufend, daß sie den Oberhauptmann absetzen sollten, und aus allen Kräften über das Unrecht klagend, welches einer obrigkeitlichen Person von Gent zugefügt würde.

Ser van Gavere ließ unterdessen durch einen Stadtboten um Einlaß in den Schöffenrath bitten, um, wie er sagte, diesen mit den Wünschen des Volkes bekannt zu machen. Als ihm dies verweigert wurde, sprang er wie ein Rasender zurück, schwang seinen Dolch, und schrie laut:

„Es ist Zeit; wer mich liebt, folge mir!“

Die erste Reihe der Wache von St. Nikolaes spannte nun ihre Kreuzbogen und legte die eisernen Bolzen auf, während die Keliærds ihre Waffen ergriffen und sich zusammenbrängten, um sich der Wache zu nähern.

Ein Angriff schien unvermeidlich. Schon war ein Mann der Wache durch einen heimlichen Dolchstich verwundet und zwei Keliærds durch Bolzen getroffen, als plötzlich der ganze Schöffenrath in der Pforte des Stadthauses erschien und ein lauter Trompetenschall die Masse zur Aufmerksamkeit aufforderte.

Von allen Seiten kam man nun rasch herbeigelaufen, um zu vernehmen, was der Schöffenrath dem Volke mitzutheilen habe. Der Jubel ward plötzlich so groß, daß an keinen Kampf mehr zu denken war, selbst wenn auch die Reugier der Aufrührer den Angriff nicht unterbrochen hätte.

Der Oberschöffe, Maes van Vaernevel, näherte

sich dem Hauptmann van Lens und sagte ihm mit thrä-
nenden Augen einige Worte, über die derselbe zuerst vor
Wuth mit den Füßen stampte, dann aber mit dem Kopfe
nickte, zum Zeichen, daß er zufrieden sei, und Ser Mars
mit trauriger Dankbarkeit die Hand drückte.

Eine gewisse Stille herrschte vor dem Schöffenhause,
als der Stadtschreiber, Meister Jan van Koven, ein Ver-
gament mit dem Schöffensiegel entfalterte und folgenden
Beschluss ablas:

„Es wird hiedurch männiglich bekannt gemacht, daß
der Schöffentrath von Gent, in Erwägung der großen
Unruhe, welche entsprungen ist aus einem Streite zwi-
schen Mher Jakob von Artevelde, Oberhauptmann, und
Ser van Steenbecke, Ritter und Schöffen dieser Stadt;

„Wollend männiglich Recht thun nach Verlangen
und Gesetz, und diejenigen strafen, welche Ursache zu
diesem Auslauf gegeben haben mögen; beschlossen hat:
Mher Jakob von Artevelde und Ser van Steenbecke,
vorbenannt, vor die Schöffenbank zu fordern, um ein
Urtheil zu fällen über den obschwebenden Streit.

„Befiehlt, daß der Oberhauptmann seines Amtes
enthoben werde, bis die Sache untersucht und gelehrt
über dieselbe entschieden worden ist.

„Befiehlt, daß Mher Jakob von Artevelde festge-
nommen und in Ser Geeraerts Leuseloostern in Gefäng-
niß gesetzt, und daß Ser van Steenbecke gleichfalls ge-
fangen genommen und in den Gravensteen gesetzt werde,
bis die Schöffenbank ihren Ausspruch gefällt hat.

„Trägt Mher Mars van Waernevel, Oberschöffen

der Keure, die Ausführung dieses Beschlusses auf und gebietet allen Hauptleuten und Obristen der Günsten und Gilden, ihm dabei behülflich zu sein.“

Lauter Jubel erhob sich aus den Reihen der Feinde des Oberhauptmanns, die freudig mit den Händen winkten. Die große Mehrzahl des Volkes senkte indessen murrend das Haupt, als ob ein schwerer Schlag jeden patriotischen Bürger getroffen habe.

Wie tief betrübt auch die meisten Bürger waren, als sie einen Beschluß verkündigen hörten, durch welchen der Oberhauptmann wie ein schuldiger Verbrecher vor die Schöffenbank gefordert wurde, so zeigten sie doch nicht die geringste Absicht, Widerstand zu leisten. Alle diejenigen, welche der Politik des Oberhauptmanns anhängen, gehörten zu jenem Theile des Volkes, welcher aus uneigennütziger Liebe zum Vaterlande und zu friedlicher Thätigkeit große Ehrfurcht vor Gesetz und Recht nährt. Solche Menschen sind erst dann zu einem Aufstande gegen die angestellte Obrigkeit geeignet, wenn sie nach langem Drucke alle Hoffnung auf rechtliche Genußthnung verloren haben. Jetzt auch ließen sie in stiller Muthlosigkeit, und gleichsam zerschmettert von der unerwarteten Nachricht, die Verschworenen ungehindert jubeln über den Fall des Oberhauptmanns.

Gleich nach der Lesung des wichtigen Beschlusses wandte sich Maes van Baernewyck mit den anderen Schöffen um die Ecke des Botermarkts und gebot Ghelnoot van Pens, die Wache von Sanct Nikolaes folgen zu lassen.

Wber Ghelnoot war bleich vor Schrecken und gewiß ganz entmuthigt; denn er schritt mit niedergeschlagenen Augen, wie beschämt, vor seinen Leuten her.

Eine Wolke Menschen folgte den Schöffen, welche sich augenscheinlich nach der Okerisdelfestraße begeben, um den Beschluß vor ihren Augen ausführen zu lassen. Man tritt unterwoges häufig über die Frage, ob Artevelde sich gefangen nehmen lassen würde oder nicht. Viele behaupteten, er würde Widerstand leisten und die Schöffen selbst in Ser Geeraerts Teufelskern sperren; Andere wollten viel Geld wetten, daß er ohne Widerspruch sich dem Befehle der Schöffenbank unterwürfe.

Geeraert Dennyß lief rasch dem Haufen nach, um das Schauspiel von Artevelde's Erniedrigung ungehindert genießen zu können. Seine Augen glänzten vor Freude; sein Herz klopfte vor Entzücken, und ein Gefühl von Glück hatte sich so sehr seiner bemächtigt, daß er in diesem Augenblicke sich selbst und seine Herrschaft vergaß und an nichts dachte, als an den Jörn und die Schmach des Oberhauptmanns.

Welsch darauf erreichten die Schöffen die Okerisdelfestraße, wo Artevelde mit seinen Mannen die Wohnnung des Ser van Steenbeke eng eingeschlossen hielt. Der Oberschöffe ging zu dem Oberhauptmann und zeigte ihm mit sichtbarer Betrübniß das Pergament, welches den Befehl der Schöffenbank enthielt. Er erklärte ihm zugleich, daß er selbst diese Maßregel erfunden und vorgeschlagen habe, als ein leichtes Mittel, um einen blutigen Aufstand zu vermeiden und den Anhängern Frankreichs

einen sicheren Sieg zu entreißen, sowie ferner, daß er der Nothwendigkeit gehorcht habe, um sich selbst und den Oberhauptmann mit allem seinen Freunden vor Verd zu retten.

Artevelde, der zuerst ein wenig verwundert war über diesen unerwarteten Befehl, zog sein Schwert aus dem Gürtel und überreichte es dem Oberschöffen. Da er Nher van Lens bebend vor sich stehen sah, sagte er zu ihm:

„Also Ihr seid es, lieber Freund, der mich nach dem Ser Geeraertssteek führen wird? Habt Dank für Euren Muth, diese trübe Bruderpflcht zu erfüllen!“

Obelnoot warf einen flammenden Blick in Artevelde's Augen und schien mit unterdrückter Wuth eine Frage an ihn zu richten.

„Nein, nein!“ antwortete der Oberhauptmann, seine Hand fassend. „Man hat mich der Tyrannei beschuldigt; ruhig, mein Freund! gebt meinen Feinden auch nicht einen Schein des Rechts. Das Gesetz befiehlt; ich bin dessen erster Diener; ich muß und will gehorchen!“

Verzweifelnd bedeckte der Hauptmann von St. Nikolaas sein Gesicht mit den Händen.

Ohne eine fernere Aufforderung abzuwarten, stellte sich Artevelde zwischen die bewaffneten Junstgenossen, um sich nach Ser Geeraerts Teufelssteek führen zu lassen.

In diesem Augenblicke kam der junge Denys eilig herbeigelaufen. Er hatte eben erst in seiner Wohnung die Nachricht von dem Befehle der Schöffenbank erhalten, und erschien nun, bleich vor Betrübniß und mit schweißbedeckter Stirn, in der Oberscheldestraße. Als er stehen

blieb und seine gerührten Blicke von dem gefangenen Oberhauptmann auf die Menge fallen ließ, sah er plötzlich einen Mann, dessen Antlitz eine teuflische Freude offenbarte und der im Innern über Artevelde's Unglück zu jubeln schien, indem er ihn von Zeit zu Zeit mit einem höhnnenden Lächeln betrachtete. Tief verwundet und wie zerschmettert wandte sich der arme Flevon nach der andern Seite der Straße, um dieser abscheulichen Erscheinung zu entfliehen. Er wagte nicht einmal mehr nach Artevelde zu sehen, aus Furcht, das gräßliche Antlitz seines Vaters nochmals zu erblicken. Indem er das Haupt an die Mauer eines Hauses lehnte, blieb er dort wie betrußlos stehen.

Unterdessen war Meister Jan van Koren damit beschäftigt, im Namen der Stadt Ser van Steenbeke aufzufordern, seine Wohnung zu verlassen. Da dieser von einem Thurne herab gesehen hatte, was vorgegangen war, so machte er keine Schwierigkeit, zu gehorchen, und ließ sogleich die Pforte seines Stens öffnen. Auf der Straße erscheinend, ward er von dem Oberschöffen angehalten und einem Theile der Wache überliefert.

Ser van Waernewyd gab Befehl, die zwei Gefangenen fortzuführen. Wber Ghelnoot entfernte sich mit dem Oberhauptmann nach der Richtung der Niederschelde, während Ser van Steenbeke die Sanct Jansstraße hinaufgeleitet wurde.

Das Volk theilte sich in zwei große Scharen; — jeder Theil folgte einem Gefangenen, bis die Thür des Rathes sich hinter Beiden geschlossen hatte.

XII.

Einige Tage später am frühen Morgen kniete Lieven Denys hinter der Kirchhofesmauer vor dem Grabe seiner seligen Mutter.

Einsam und schauerlich war der heilige Ruheort, beherrscht von dem Bilde des Gekreuzigten, überschaut durch die hohlen Blicke der Schädel, welche aus dem Beinhaufe den betenden Jüngling trübe und peinlich anzustarren schienen. Kein Lüftchen beugte die Grashalme; die Bienen summten friedlich auf den Blumen, deren Kelche über den Gebeinen vergessener Todter blühten. Die tiefste Stille herrschte zwischen den Gräbern, obwohl die Krähen oben rund um den Thurm einander ihr klagendes Geschrei zusandten und über der ganzen Stadt ein lärmendes Brausen hing, wie von einem wüthenden Volksschwarme.

Mit gesenktem Haupte, die Augen starr auf den Grabstein gerichtet, kniete Lieven dort, in einen düsteren Traum der Verzweiflung versenkt. Sein gequälter Geist hatte ihn an diesen Ort geführt, um zu beten und Erleichterung zu suchen für das Leid, das ihn verzehrte; aber, unter der Last des Schmerzes fast erliegend, hatte er sich hinreißen lassen durch ein peinliches Nachsinnen, durch das er gänzlich vergaß, wo er sich befand.

Es waren zwölf Tage vergangen, seit man Arctvelde in Ser Geeraerts Leuselssteen eingesperrt hatte. Wäh-

rend dieser ganzen Zeit war das Leben des Jünglings eine unerträgliche Hölterqual gewesen. Daß er bei Beerte, so mußte er ihre Thränen wie einen Brunnen fließen sehen, ihre herzzerreißenden Klagen anhören, ohne daß er ihre Leiden nur einigermaßen zu mildern vermochte. Er mußte sie anschauen, während sie mit einem ständigen Fieber kämpfte, und indem er verzweifelt ihr bleiches Antlitz, ihre rothgeworinten Augen betrachtete, raubte ihm der eigene Schmerz die Kraft, ihr anderen Trost zu spenden, als daß er mit ihr über diesen schrecklichen Schlag des Schicksals trauerte.

Abgemattet und in der Seele weinend kehrte er dann nach Hause, ängstlich und bekümmert über die Qualen, die ihn dort stets erwarteten. Sein Vater jubelte in seiner Gegenwart über den Fall des Oberbaumeisters, schüttete Verleumdung und Gift auf den Namen des Helden, prophezeigte ihm Verfolgung, Tod und Schande, und öffnete dem erschrocknen Knecht ein Inneres, welches von der Galle der Mißgunst und des Hasses angefüllt war. Wie sehr der liebende Sohn auch mit seinem Gewissen kämpfte, um eine Entschuldigung für solche Vötheit zu finden, welche Gewalt er auch anwendete, um das Gefühl der Liebe für seinen Vater zu verdrängen und unverletzt zu erhalten: es half ihm nichts; die Ueberzeugung einer unbestreitbaren Wahrheit sank von ein tödtendes Gift in sein Herz. Ach! sein Vater, der Mann, den seine Seele ihm befahl, nächst Gott auf dieser Erde zu ehren und zu lieben, dieser Mann ward verehrt von den schändlichsten Leidenschaften. Daß, Miß-

gunst und Rachsucht schienen die einzigen Triebfedern seiner Thaten zu sein. Jetzt, wo der Oberhauptmann gefangen war und seine meisten Freunde denselben verließen, hatte Pievens Vater die Maske abgeworfen, und rühmte sich, Falschheit, Verleumdung und Ehrensündigung angewandt zu haben, um Arctevilde in den Abgrund zu stürzen, um dessen Platz einzunehmen! Und er wollte, daß sein Sohn an dieser schändlichen Undankbarkeit, an dieser schändlichen Verrätherei gegen den großen Vürger Theil nehme! Er hatte ihm selbst gerathen, Beerle's Liebe zu mißbrauchen, um ihren Vater verderben zu helfen. Wie würde der unglückliche Pieven Gott gedankt haben, wäre es ihm verstattet gewesen, für das Betragen seines Vaters auch nur einen Schein der Entschuldigung zu finden! Aber er hörte und sah jetzt täglich, daß alle Hoffnung ihm versagt war und sein blutendes Herz vielleicht auf immer das heilige Gefühl der kindlichen Liebe verlieren würde.

Es war dieses schreckliche Unglück, über welches er seit einer Stunde nachsann, während seine Augen bewußtlos die Buchstaben auf dem Grabsteine seiner Mutter anstarrten. Allmählig führte ihm sein Geist noch andere Ursachen zur Verzweiflung vorüber. Er erinnerte sich der seligen Tage seiner ersten Jugend, als Beerle's süße Liebe seinen Lebenspfad mit Blumen des Entzückens und der Freude bestreute, als die Liebe seiner guten Mutter wie ein immer blauer Himmel ihn schützte gegen Ungebeten und Schmerzen, als ihm noch nichts verkündet hatte, daß sein Vater abüßlich schlecht zu handeln ver-

möchte, als der Engel der Poesie und der Begeisterung ihn an der Hand führte, um Allem auf Erden zauberische Farben und tröstende Stimmen zu verleihen. Dann, diese peinliche Erinnerung verschauend, erwog er, was die bittere Wirklichkeit ihm gelassen hatte. Werke schmaltete dahin an einem unbefriedigten Leiden des Herzens. Verleumdung und Verfolgung hatten sie wie eine arme Blume auf ihrem Stengel geknickt. Sie war bleich, mager und hinfierbend. Seine Liebe hatte ihr nur Jammer gebracht. Was auch Arcturide's Schicksal sein mochte, ihr Leben mußte fortan ohne Zweck und Bestimmung bleiben. Sie war zu einer ewigen Jungfrauschaft verdammt; denn niemals würde ihr Vater in ihre Vermählung willigen. Schon waren für beide Liebende die schönsten Jahre ihres Lebens vorüber — das Alter mußte sie unvermählt finden; der Tod konnte vielleicht seiner Gasse zwischen sie legen, ehe der Segen eines Priesters ihre Belohnung ward für so viele Standhaftigkeit, für so unaussprechliches Leiden.

Gnädig war nun der Tag erschienen, an welchem die Schöffensbank ihre Entscheidung zwischen dem Oberhauptmann und dessen Feinden abgeben sollte. Vieren harrte auf dem Grabe seiner Mutter gebetet, um Gott seine Angst zu klagen und ihn um Hülfe für den unschuldigen Helden anzusuchen. Aber was auch der Beschluß der höchsten Weisheit sein mochte, für den unglücklichen Jüngling blieb doch nichts übrig, als Schmerz und Leid. Sein Vater hatte sich offen gegen den Oberhauptmann erklärt, und wie er sich gegen seinen Sohn rühmte, war er das

Haupt und die Seele des Aufftandes, und Ser van Steenbecke nur ein unwissendes Werkzeug in seiner Hand. Siegte also Arvelde, und wurde Beerle von der Angst befreit, welche sie zu tödten drohte, so wurde sein Vater als des Hochverraths schuldig gefangen genommen und mußte vielleicht das Schaffot betreten. Glückte dagegen seines Vaters Anschlag, so wurde Arvelde verbannt oder ermordet und Beerle mußte sterben.

Der arme Lieven! Solche Gedanken zogen durch seinen Geist während der ganzen Zeit, wo er auf dem Rasen des einsamen Kirchhofes kniete. Dann und wann lief ein Haufen Volkes an der Kirchhofsmauer vorüber und machte die Luft wiederhallen von lautem Rufen. Mitunter zog eine andere jauchzende Bande mit flatternder Fahne vorbei, oder die Kerkstraße hallte unter dem regelmäßigen Schritte gewaffneter Jüngstenossen. Nichts von dem Allen aber vermochte Lieven aus seinem düstern Nachsinnen zu wecken.

Erst als einige schwahende Frauen in den Kirchhof traten und auf der Bank vor dem Weinhause niederknieten, ward er durch ihre Gegenwart in das Bewußtsein zurückgerufen und erinnerte sich, daß Beerle ihn erwartete, damit sie zusammen eine traurige Pflicht erfüllten.

Er schlug die Augen gen Himmel, stieß einige leise Seufzer aus, zwischen denen das Wort „Mutter! Mutter!“ sich hörbarer unterscheiden ließ, stand auf und verließ den Kirchhof.

Raum war er an dem Vordergiebel der Kirche vorüber, als er bei dem Eingange in die Kruidstraße sich

aufgehalten sah von einer Schaar junger Männer, welche unter dem lauten Rufe: „Heil Wker Jakob! Heil dem Oberhauptmanne!“ daherkamen, den jungen Denys umringten und ihn baten, mit ihnen zu gehen.

„Kommt, kommt!“ sprach Lieven Comyne, der voranblief. „Ihr müßt mit uns. Wir gehen nach dem Waeltthore, um die Leute von Brügge zu empfangen; die Klauwaerds von Yperen, von Dendermonde und von Gortryl langten schon an; die von Audenaerde und von Dirmude sind seit gestern in der Stadt. Binnen einer halben Stunde werden die Aelstenaerds und die Männer vom Waeslande auch hier sein, und noch alle Anderen. Man hat die Thore schließen wollen, als ob die Mäminger aus anderen Provinzen des Landes Feinde von Gent wären; aber wir haben die Stadt weit geöffnet: sie sollen nur wagen, Wker Jakob ein Haar auf seinem Haupte zu krümmen, und fünfshundert von ihnen spazieren in die andere Welt. Die verfluchten Reliaerds! Sie haben uns da unversehens einen Kuchen gebaden; aber sie sollen ihn selbst essen, er möge ihnen schmecken oder nicht!“

„Wenn es nach dem Rechte ginge, müßte sein Vater wohl das größte Stück bekommen,“ bemerkte ein Gefelle spigig.

„Was hat sein Vater mit den Reliaerds gemein?“ fragte Lieven Comyne, welcher sah, daß diese Worte einen schmerzlichen Eindruck auf den jungen Denys machten. „Es ist Ser van Steenbeeke, mit seinen frantzösisch-tollen Anhängern, welche schuldig sind. Sie haben die

Grube gegraben; sie müssen hineingestürzt werden. Nun, kommt, Lieven! geht mit uns“

Der junge Denys sprach einige vertrauliche Worte zu dem Blaufärbergesellen und bedeutete ihm, daß er ihm nicht folgen könne, weil er den Oberhauptmann besuchen müsse. Lieven Comyne drückte ihm freundlich die Hand, wandte sich zu seinen Genossen und rief:

„Vorwärts! nach dem Baelthore! Es lebe Mher Jakob, unser Oberhauptmann!“

Die Schaar verschwand in der Sanct Janstraße, und Lieven Denys beeilte sich, den Calanderberg zu erreichen. Kaum zwanzig Schritte weiter sah er neben den Häusern einen Haufen Bürger stehen, welche sich heftig und mit ausdrucksvollen Geberden über die Angelegenheiten der Gemeinde zu streiten schienen. Er erkannte mehrere der umherstehenden Personen, und unter Anderen den Dechanten der Zwillichweber, Mher Calevoet.

Die Worte Lieven Comyne's und die Ankunft der Freunde Artevelde's aus allen Provinzen hatten einen Strahl der Hoffnung in seine Brust gesandt und ihn begierig gemacht, die Bestätigung der guten Nachricht auch von anderen Bürgern zu erhalten. Er näherte sich langsam dieser Gesellschaft, blieb stehen und horchte.

Ein wohlbeleibter Bürger, den man an seiner Sprache augenblicklich als einen Brügger erkannte, antwortete eifrig auf Etwas, was eben ein Gentler gesagt hatte:

„Ja, ja! ich wiederhole es, ich schäme mich über die Stadt Gent. Solche Undankbarkeit! Es ist unerhört! Ein Bürger wagt es, sein Leben in die Wagschale zu

legen, da ganz Flandern, von Hungernöth erschöpft, hoffnungslos vor den Fremden im Staube liegt; er bricht durch Muth und Weisheit die Ketten seines Vaterlandes und ruft einen unbekannten Reichthum hervor: er opfert sein Leben in Arbeit und Verdruß, um uns die Wohlthaten zu erhalten, die er uns schenkt . . . und in dem Augenblicke, wo sein Werk vollendet scheint, leiht die Stadt Gent seinen schändlichen Feinden die Hand, leiht sie den Flikaerds! Unter dem Schrine des Rechts erniedrigt sie den Mann, der ihr Recht verlieh vor allen anderen Städten Flanderns, und wagt es, sein Leben, seine Freiheit auf das Spiel zu setzen gegen einen van Steenbeeke, der niemals etwas für das Land gethan hat! Es ist eine Schande, sage ich, eine verächtliche Schandigkeit!“

„Er hat Recht!“ bemerkte ein Schmeichler. „Mir dünkt, daß unser Schöffenrath ein gefährliches Spiel spielt. Laßt die Franzosen nur kommen, wie man sagt, daß sie Willens seien, es zu thun, dann werden sie noch oft genug nach Myer Jakob rufen; aber dann wird es zu spät sein. Und bekommen wir dann die Ruthe, und schlägt sie uns selbst blutig, so werde ich doch nicht sagen wir haben es verdient.“

„Was?“ rief Galevoet dem Brügger zu. „Arrievelde soll die Ursache sein, daß Gent sich über alle anderen flämischen Städte erhoben hat?“

„Und wer sonst?“ antwortete der Brügger. „Bücket Euch doch nicht ein, daß die Stadt Gent das Recht habe, sich höher zu achten als Brügge und Yperen, welche

eben sowohl Glieder von Flandern sind. Haben wir eingewilligt, Gent eine Zeit lang als eine Art von Hauptstadt anzuerkennen, so geschah es nur, weil in ihren Mauern der Befreier des Vaterlandes wohnte, ein Mann, welcher würdig war, durch seinen hervorragenden Muth und seine Weisheit ganz Flandern den Weg zu zeigen auf der Bahn der Freiheit und der Größe. Aber das geht zu Ende, Freunde! Es gefalle Gott nicht, daß wir länger unsere Rechte abtreten sollen zum Vortheile einer Stadt, deren Einwohner sich blindlings zu der schändlichsten Feigheit verführen lassen und bereit zu sein scheinen, denjenigen zu ermorden, der sich für ihr Glück opferte.“

„Fahrt nur fort zu schelten!“ sagte Galevoet. „Die Genter lachen Euch doch aus und werden ruhig über die Sache entscheiden, ohne zu fragen, was Brügge oder Doperen dazu meinen. Ihr seid es, die man der Undankbarkeit beschuldigen kann. Ihr müßt uns sagen, daß wir Euch befreien von einem Tyrannen, der uns schon so lange mit seinem Hochmuth bedrückt und in seiner abscheulichen Herrschsucht unsere letzte Freiheit vernichten will. Deshalb sollen Eure ganze Veredtsamkeit und das Geschrei der Anhänger des Oberhauptmanns uns doch nicht hindern, ihn binnen wenigen Stunden aus dem Lande zu verbannen — und wer weiß, ob der Schöffensrath ihn nicht auf das Schaffot senden wird für seine schändliche Tyrannei!“

„Das verhüte Gott, oder es wird noch mehr Blut strömen!“ seufzte der Brügger. „Ich weiß, daß Euer Schöffensrath beabsichtigt, den Oberhauptmann zu ver-

urtheilen; aber glaube mir, damit ist nichts abgethan; es wird hier wissentlich und willentlich mit Feuer gespielt.“

„Ha, ha!“ lachte Galevoet; „darum wimmelt wohl die ganze Stadt von Brüggelingen, Tendermentenern, Operlingen und Anderen. Sie kommen, um den Oberhauptmann gegen den Schöffentath zu verteidigen und ihn zu befreien; aber es ist eben so möglich, hier Uwas auszurichten, wie den Glockenthurm auf Eurem Rücken davonzutragen. Seht nur die Gilden nach dem Schöffenhause ziehen; wenn dort einige tausend Gefellen unter den Waffen stehen, so werdet Ihr stillschweigend Alles geschehen lassen, oder Wenige von Euch Reuten werden zurückkehren, wie Ihr gekommen seid.“

„Ich weiß nicht,“ fiel der Schmied ihm in die Rede; „aber Ihr sprecht, als ob das Urtheil schon gefällt wäre. Mir hat eben ein Schöffe gesagt, daß viele seiner Amtsgenossen anderen Sinnes geworden sind.“

„Und warum?“ fragte Galevoet scherzend. „Nein, nein! das Gegentheil ist geschehen. Jetzt, da Ather Arresveldt gefangen sitzt, sind sie meist Alle von ihm abgefallen.“

„Die Feigheit macht ihnen große Ehre!“ murmelte der Brüggeling.

„Warum?“ entgegnete der Schmied. „Weil die Untersuchung bewiesen hat, daß Eer van Eetenbeke schändliches Spiel spielt und Ather Jakob unschuldig befangen ist.“

„Das macht Anderen weiß!“ antwortete Galevoet. „Ich weiß wohl, daß man List genug angewandt hat,

um die Schöffen zu betrügen und zu erschrecken; darüber wird Mher Maes van Baernewyck auch Rechenenschaft zu geben haben, wenn er heute nicht denselben Weg mit dem Oberhauptmanne geht. Man hat das Urtheil so lange aufgeschoben, in der Absicht, den Anhängern des Tyrannen Zeit zu geben, um nach Gent zu kommen, und dort durch großes Belien und Schreien Eindruck auf das Gemüth der Schöffen auszuüben. Wenn man aber glaubt, daß die Genter ein solches bißchen Geräusch erschrickt, so irrt man sich. Gerade weil man der Gemeine Gewalt anthun will, werden die Schöffen durch ein strengeres Urtheil zeigen, was sie sind und was sie thun dürfen."

„Wir werden sehen, welches Ende dieses abscheuliche Kinderspiel nehmen wird. Soll ganz Flandern in Feuer und Flammen stehen, um das Recht an einigen schändlichen Verleumdern zu rächen, nun denn . . ."

„Einige Verleumder!" rief Galevoet. „Nein, das ganze Gentische Volk! Und sind die Schöffen feige genug, um den Oberhauptmann nicht nach dem Maasse seiner Missethaten zu strafen, so werden die Genter selbst aufstehen und Mher Artevelde den Lohn geben, den er verdient."

„Hat das nun lange genug gedauert?" schrie ein Neßger, der sich mit geballten Fäusten und wüthend vor Galevoet stellt. „Das Gentische Volk sollte denken wie Ihr! Nein! das Gentische Volk ist für Mher Jakob. Er weiß, was er gethan hat für unsere Wohlfahrt und für die Freiheit des Vaterlandes. Ihr lästert die Genter, Ihr! und wenn es darauf ankommt, werdet Ihr sehen,

daß sie nicht undankbar sind. Wer ist hier gegen Mher Jakob? Leljaerds und Lästermäuler, welche den Oberhauptmann beneiden, weil sie in ihrer Nichtigkeit noch nicht bis an seine Knie reichen können und er ihnen die Augen aussticht durch seine Tugend und Größe. Ihr solltet Euch lieber verbergen und vor Schaam verstecken. Ihr wagt es, mit Verachtung von Mher Jakob zu sprechen? Wer seid Ihr denn? Was habt Ihr denn je in Eurem Leben ausgeführt? Gelästert und Quer Herz aufgestossen aus Misgunst, nicht wahr? Ach! es ist das erste Mal nicht, daß ich Euch sprechen höre, Dechant der Zwillichweber! Wir kennen Euch; an Euch wird auch die Reihe kommen.“

Calevoet wollte im Zorne den Wegzer angreifen; aber plötzlich kam ein Mann in voller Hast herbeigelaufen, und in den Haufen fallend sagte derselbe ganz außer Athem:

„Gefellen, wißt Ihr die Neuigkeit? Es ist ein Bote von Doornik auf das Schöffenhaus gekommen. Man sagt, daß die Franzosen mit einem mächtigen Heere an unseren Grenzen erschienen sind und unser Land angreifen wollen. Ha, ha! jetzt wird man sicher den Oberhauptmann loslassen; denn wer soll uns zum Kampfe führen und den Franzosen mit Glück Widerstand leisten, wenn Mher Jakob im Gefängnisse bleibe! Es ist, wie ich Euch sage; geht nur nach dem Botermarke“

Mit diesen Worten verließ er den Haufen und lief in der Richtung der Sanct Januskirche, gewiß um die Nachricht weiter zu tragen.

„Kindische List!“ rief Galevoet. „Sie meinen, die Schöffen werden sich in solchen dummen Stricken fangen lassen, und geseht auch, dem wäre so, haben wir in Gent nicht muthige Männer genug, um uns anzuführen? Man stelle nur einmal den Oberbeschanten an unsere Spitze, und wir werden die Abwesenheit von Artevelde gar nicht bemerken!“

„Wher Denny!“ spottete der Fleischer. „Noch schöner! Seit wann ist der denn ein Kriegsheld geworden?“

Sobald Lieven den Namen seines Vaters hörte und bemerkte, daß Viele die Augen auf ihn richteten, verließ er den Haufen und setzte seinen Weg fort, das Gehörte überdenkend. Wie sehr er auch wünschte, sich selbst einige Hoffnung hinsichtlich Artevelde's Befreiung machen zu können, so mußte er sich doch im Herzen bekennen, daß sich nichts verändert habe. Wohl bemerkte er an den Ausrufungen der Junstgenossen, daß der größte Theil des Volkes dem Oberhauptmanne zugethan sei und seinen Fall beklage; wohl sah er mit Freuden, daß aus allen anderen Städten Flanderns große Schaaren von Männern gekommen waren, um ihre Anhänglichkeit an Wher Jakob zu bezeigen; aber er wußte gleichfalls, daß im Schooße des Schöffenrathes viele Stimmen sich gegen den Oberhauptmann erklärt hatten, und daß seine Beurtheilung unfehlbar sei, wenn man dem allgemeinen Gerüchte Glauben schenken dürfe. Die Nachricht von der Ankunft der Franzosen allein war im Stande, ihm einige Zuversicht zu geben, da er aus begründeten Ursachen erwarten konnte, daß man Artevelde bitten würde, sein

mächtiges Schwert noch einmal zur Vertheidigung des Vaterlandes zu erheben. Es liefen jedoch seit einigen Tagen so viele falsche Gerüchte umher, bald für, bald gegen Artervelde, daß er es auch nicht wagte, dieser Nachricht Glauben zu schenken.

Mit solchen Gedanken kam er auf dem Galanderberge an und trat in die Wohnung des Oberhauptmanns.

Er fand Frau Artervelde und Beerle bereit auszugehen. Jaquemyns, die Magd, hatte den kleinen Philipp schon auf dem Arme. Das Kind schlief und war mit einem Tuche zugebedt.

Als Denys im Zimmer erschien, sagte Beerle mit klagender Stimme:

„Ach! Du thust nicht wohl daran, Lieven, daß Du so lange wegbleibst! Wärs Du nicht unser guter Freund, so glaubte ich beinahe, Du hättest den armen Gefangenen vergessen.“

„Aber die Stunde ist noch nicht da, Beerle; Deine Ungeduld hat Dich betrogen,“ antwortete der Jüngling.

„Ach!“ seufzte Beerle, „Du hast uns nun acht Tage lang nach dem Gefängnisse begleitet; warum zählst Du denn die Stunden jezt, da die Entscheidung seines Schicksals da ist?“

Lieven ergriff die Hand der Jungfrau und sagte freundlich zu ihr:

„Nun, Beerle, sei in Deiner bitteren Betrübniß nicht ungerecht gegen mich. Ich bin unterwegs stehen geblieben, um zu hören, ob ich nichts vernähme, das Dich trösten könnte.“

„Du scheinst guten Muthes, Lieven,“ sagte Beerle mit froher Hast. „Gott sei Dank! Du weißt gute Neuigkeiten?“

„Gute Neuigkeiten?“ wiederholte der Jüngling ganz bestürzt über die plötzliche Freude seiner Geliebten. „Ich weiß, daß die Stadt voll von Freunden Deines Vaters ist, die aus allen Provinzen Flanderns gekommen sind; ich weiß, daß die Kunde umläuft, ein französisches Heer sei an unseren Grenzen erschienen und man werde den Oberhauptmann freilassen, um Flandern zu vertheidigen; aber es ist nur ein Gerücht“

„Und was sagt man über die Stimmung der Schöffen?“ fragte Frau Artevelde.

Lieven, durch diese Frage überrascht, wußte zuerst nicht, was er antworten sollte, und sagte endlich:

„Ueber die Stimmung der Schöffen habe ich nichts gehört, das der Aufmerksamkeit werth sei Einige sagen, die Mehrzahl werde sich für den Oberhauptmann erklären; Andere behaupten das Gegentheil.“

Zwei Thränen rollten aus den Augen der Jungfrau und sie wendete ihr Haupt, um ihren Schmerz zu verbergen.

Lieven wollte ihr einige trostreiche Worte sagen; aber Frau Artevelde sprach:

„Beerle, mein Kind, sammle allen Muth, der Dir noch bleibt; leiste noch einige Stunden Deinem Schmerze Widerstand; gieb den Feinden Deines Vaters nicht das Schauspiel Deiner Verzweiflung. Komm! der Gefangene wartet schon zu lange auf uns; die Stunde der Schöffenversammlung ist nicht fern.“

Beerle trocknete ihre Thränen und stellte sich gelassen wie ein geduldiges Schlachtopfer neben Lieven, dessen Arm sie zur Stütze nahm. So folgte sie ihrer Mutter, welche mit der Nagb bereits das Haus verlassen hatte.

Beide Frauen waren zum Zeichen der Trauer in Sammt und Seide von düstern Farben gekleidet. Beerle's Antlitz, noch weißer als ihre Haube, stach eigenthümlich gegen ihren schwarzen Samaer ab, und obwohl sie den Kopf senkte und ihr Antlitz fast gänzlich verbarg, so blieb doch noch genug von ihren bleichen Wangen sichtbar, um die Augen aller Vorübergehenden mit Neugier und Mitleid zu fesseln. Jedermann, wenigstens diejenigen, die der Haß gegen ihren Vater nicht verblendete, beklagten das Schicksal der verwelkten Blume, die noch kürzlich unter den Genter Jungfrauen wie eine prächtige Rose strahlte und von den Schönsten beneidet wurde. Jetzt schritt sie schwankehend einher, von geistigem Schmerze verzehrt, von der Verleumdung besleckt, von Angst niedergedrückt, und schamvoll wie eine Schuldige, welche nicht wagt, von ihrem Wege aufzublicken.

Wohl konnte man auf dem Gesicht der Frau Arvelde lesen, daß ein tiefer Schmerz ihren Busen durchwühlte; aber dennoch senkte sie nicht das Haupt. Ohne den Blicken der Vorübergehenden sich tropiz entgegenzustellen, wich sie ihnen doch nicht aus und wandelte mit stolzer Geduld und ungestört zwischen den Bürgern hindurch, wie Jemand, der in dem vollen Gefühle seiner Würde die Quelle eines unbeugsamen Muthes findet. Mochte das, was sie hörte und sah, sie verwunden oder

trösteten, ihr ruhiges Antlitz ließ nicht die geringste Erschütterung bliden, und sie benahm sich, als ob Alles, was da geschah, sie allein nichts angehe. Nur von Zeit zu Zeit warf sie einen kummervollen Blick auf Jaquemyne, die ihr mit dem Kinde folgte.

Lieven sprach unterwegs Beerlen stille tröstende Worte zu und suchte ihr die Hoffnung auf einen unerwarteten Ausgang einzulösen. Mittlerweile achtete er genau darauf, diejenigen Volkshaufen zu vermeiden, in welchen er an einigen Zeichen Feinde des Oberhauptmanns vermuthete, und so die Frauen davor zu schützen, beleidigende oder entmuthigende Worte hören zu müssen.

Er gab sich schon der Hoffnung hin, daß seine Furcht ungegründet sei, obwohl hier und da ein boshaftes Rächeln der Gattin des Oberhauptmanns von fern zugesandt wurde. Die meisten Bürger öffneten jedoch ihre Reihen vor ihr und vorbeugten sich mit Verweisen der Ehrerbietung bei ihrem Durchgange.

In der Nähe der Wohnung des Ser van Steenbeeke in der Oberscheldestraße stand ein Haufen Junstgenossen, welche ohne Zweifel zu denjenigen gehörten, die durch das Geld der Reliaerds erkaufte waren; denn kaum hatten sie Artevelde's Familie bemerkt, so schrien sie mit aller Macht:

„Fort mit dem Oberhauptmanne! Fort mit dem Tyrannen! Er muß verbannt werden, der Landesverräther!“

Sich damit nicht begnügend, stellten sie sich vor Frau Artevelde, als ob sie ihr den Weg abschneiden wollten.

Ein Trunkenbold trat aus dem Hause hervor und sagte spottend zu ihr:

„Nun, Frau! das kommt davon, die Königin zu spielen und so hoch auf die Genter herabzusehen! Das schöne Wetter ist vorüber. An Jeden kommt die Reihe. Habt Ihr Eure Kiste schon gepackt, um mit Väter Jakob eine fünfzigjährige Bergnützungsdreise außerhalb Landes anzutreten? Die Luftveränderung wird Euch bleiche Tochter erquickern. Ich wünsche Euch Hebewohl und viel Vergnügen.“

Vor Wuth zitternd, hatte Lieven seinen Dolch ergriffen und würde sicher den Spötter niedergestoßen haben; Frau Artevelde faßte ihn aber bei dem Arme und sagte ihm so kräftige Worte in das Ohr, daß er die Waffe losließ und bittend zu den umherstehenden Junggenossen sagte:

„Um Gottes willen, Gefellen! ehrt doch diese Frauen. Welche Verblendung hat Euch ergriffen, daß Ihr auf eine so grausame Weise Euch ergötzt an dem Schmerze von Weibern, die sich gegen Eure Beleidigung nicht vertheidigen können! O, es ist eine Schande, welche mich erröthen macht, daß ich auch den Namen eines Genters führe.“

Frau Artevelde hatte unterdessen ihr schlafendes Kind der Magd aus den Armen genommen. Sei es nun, daß der Anblick dieser Handlung oder ein Gefühl der Scham einige der Junggenossen zur Erkenntniß brachte, wie feig es sei, wehrlose Frauen zu verfolgen, sie gaben Lieven Recht und wollten die Anderen aus dem Wege schieben.

Aber der Trunkenbold fuhr fort zu spotten und brachte die Weisten durch seine Reden zum Lachen. Es wäre Lieven unmöglich gewesen, länger seiner glühenden Rachsucht Widerstand zu leisten, hätte ihm nicht Frau Artevelde bemerklich gemacht, daß er sie unter diesen Spötern mit ihrem Kinde und der kranken Beerte nicht verlassen dürfe, um einen Streit zu beginnen, bei dem er doch den Kürzeren ziehen würde. Die stehende Bitte seiner Geliebten, welche ihn weinend ermahnte, ruhig zu bleiben, hielt ihn ebenfalls zurück und ließ ihn endlich, zähneknirschend und im Innersten auf das Festigste empört, das Haupt heugen, wie Jemand, der sich durch eine unüberwindliche Nothwendigkeit zerschmettert fühlt.

Die unangenehme Lage, in welcher sich Artevelde's unglückliche Familie befand, währte bereits einige Augenblicke, als plötzlich ein anderer Haufen Junstgenossen aus der St. Janoßstraße kam und sich neugierig den Leliaerds näherte. Kaum hatten sie vernommen, was sich hier zutrug, so sprang auch schon ein kräftiger Gefelle vor und fragte Lieven, während er wie rasend seine Blicke auf den Zuschauern umherirren ließ:

„Was? Was ist das? Wagt der verlaufene Wallmüller Frau Artevelde zu höhnen?“

„Ach! Freund Gomyne!“ seufzte Lieven, „erlöse uns doch von diesen bösen Spötern; sie fügen der Familie des Oberhauptmanns blutige Schmach zu.“

„Nun, geht nur fort von hier!“ antwortete Gomyne eilig. „Ich will einigen dieser Schelme den Hals brechen, und das ist Einer davon.“

Bei diesen Worten schlug er dem Walfmüller so gewaltig mit der Faust in das Angesicht, daß diesem das Blut aus der Nase sprang und er rücklings auf seine Genossen stürzte. Diese griffen dagegen mit dem Geschrei nach Rache Lieven Comynne wieder an. Er wehrte sich jedoch wie ein Löwe, bis seine Freunde ebenfalls an dem Streite Theil nahmen. Es ward nun ein allgemeines Gefecht daraus, in welchem man jedoch keine Dolche blinken sah, da sie sich damit begnügten, einander gräßlich mit den Fäusten zu zerbläuen.

Lieven Denys hatte unterdessen rasch die Frauen fortgeführt; voll Schrecken eilten sie sprachlos nach dem Gefängnisse und erreichten dasselbe in wenigen Augenblicken, da es nicht fern lag.

Der kleine Philipp war jetzt erst aufgewacht und lachte lallend über die bunten Kleider der bewaffneten Junstgenossen, welche er in der Ferne einherschreiten sah.

Uhe sie sich der Wache näherten, die vor Eert Geeraerts Leufelssteen unter den Waffen stand, sagte Frau **Arctvedde**:

„Weerle, mein Kind, verbirg Deine Angst, ich bitte Dich; sage von diesem Hohne Deinem Vater nichts; es würde ihn mehr betrüben, als Alles, was er bis jetzt gelitten hat. Und Du auch, Lieven, laß nicht merken, daß verirrte Menschen uns solche Schmach zugefügt haben.“

Sie näherte sich darauf Pieter van den Hovene, dem Hauptmanne der Wache, und zeigte ihm ein Stück Pergament mit dem Stadtsiegel. Er führte sie in den Stern und ließ alle Pforten vor ihr öffnen, bis sie mit Weerle

und Lieven in Artevelde's Kerker getreten war, wo er sich mit bescheidener Ehrfurcht von ihr beurlaubte, die Thüren draußen schloß und zu seiner Wache zurückkehrte.

Das Gemach, in welchem der Oberhauptmann gefangen saß, ging mit zwei Fenstern auf die Niederschelbe hinaus und erhielt Licht genug, um nicht als ein Kerker betrachtet zu werden. Auf dem großen Heerdsteine brannte Feuer; Tische und Stühle standen überall vertheilt, und alle Bequemlichkeiten, welche man einem Gefangenen gewähren kann, waren hier durch die Fürsorge des Oberschöffen zu Artevelde's Verfügung gestellt. Es war ihm gleichfalls verstattet worden, täglich seine Familie und einige vertraute Freunde zu empfangen, diese Letzteren unter dem Vorwande, daß er seine Vertheidigung mit denjenigen Mitgliedern bereden solle, welche sich angeboten hatten, für ihn das Wort zu führen. Auf die Bitte des Oberschöffen hatte er den alten Pieter Soetaerde gewählt, um gegen seine Ankläger aufzutreten, und diesem demgemäß alle Aufzeichnungen und Erläuterungen mitgetheilt, aus welchen seine Unschuld hervorging. Seine Vertheidigung sollte sich aber nicht darauf beschränken; der vornehmste Redner zu Gunsten des Oberhauptmanns sollte sein treuer Freund, Maes van Baernewyck selber sein, und um dessen Beredtsamkeit desto mehr Kraft zu geben, derselbe als Vorsitzender erst nach allen anderen Rednern aufzutreten. So hatte der Oberschöffe den Plan der Vertheidigung des Oberhauptmanns entworfen.

Als seine Familie in sein Gefängniß trat, war Artevelde damit beschäftigt, an einer Tafel etwas auf ein Pergamentblatt zu schreiben. Er schien ganz in seine Arbeit versunken zu sein; denn er hörte die Thüre nicht öffnen und sprang erst auf, als Beerte ihm das süße Wort „Vater“ von fern zurief.

Ein heller Ausdruck der Freude überstrahlte das Gesicht des Oberhauptmanns. Er drückte seine Tochter an die Brust und ihr einen langen väterlichen Kuß auf beide Wangen. Dann küßte er seine Gemahlin auf die Stirn, ergriff Lievens Hand mit dankbarer Nührung und schob eilig einige Stühle so zusammen, daß er vor dem Feuer zwischen seiner Frau und seiner Tochter sitzen konnte. Lieven setzte sich neben Beerte, etwas dem Oberhauptmann zugewandt.

Artevelde hatte sein Söhnchen aus den Armen der Magd genommen und auf seine Kniee gesetzt, wo er es küßte und streichelte.

Schon bei ihrem Eintritte hatte Beerte begonnen, stille Thränen zu weinen, und jetzt rollten diese fortwährend in glänzenden Tropfen von ihren Wangen herab, obwohl sie ihre Augen mit sichtbarer Freude auf das Antlitz ihres Vaters gerichtet hielt.

An sie wandte Artevelde zuerst sein trostreiches Wort, während der kleine Philipp ihm mit den Händchen im Gesicht spielte:

„Streich so betrübt, meine arme Beerte! Ich begreife es: Du vergießest Thränen, weil Du mich so zärtlich liebst, nicht wahr? Du beklagst das Geschick Deines

Vater? Habe Dank, liebes Kind! aber um Gottes willen, verschewehe dieses Wangen aus Deiner Brust. Glaube mir, wir haben keine Ursache, so verzweiflungsvoll zu trauern über das, was geschehen ist und geschehen kann."

Beerle lachte plötzlich in ihren Thränen und fragte mit froher Ueberraschung:

„Wirst Du denn über Deine bösen Feinde fliegen, Vater? Wirst Du wieder Oberhauptmann werden? O, dann würde ich gewiß zu Unserer Lieben Frau zur Linde wallfahrten und ihrem gnadenvollen Kindelein meine goldenen Ketten um den Hals hängen."

„Ich will Dich nicht hintergehen, liebes Kind," antwortete Artevelde. „Es ist mir unmöglich, mit einiger Sicherheit zu errathen, was der Beschluß der Schöffen sein wird; aber wie der Ausspruch auch sich gestalten, befreit werden wir jedenfalls und uns erwarten noch frohe Tage."

„Ich begreife Dich nicht, Vater!" sagte Beerle.

„Denke Dir," war die Antwort, „daß man mich aus meinem Vaterlande verbanne. Gott kann das zulassen, mein Kind."

„Wehe! Wehe!" seufzte die Jungfrau.

„Ach, nein!" fuhr Artevelde fort, „Du irrst Dich, Beerle; es würde eine Wohlthat sein, die man uns erwiese. Was für ein Leben führen wir hier in Gent! Dein Vater ist oft Wochen lang auf Reisen, und ihm nicht die Zeit vergönnt, einige Stunden jeden Monat die Sorgen der Regierung in der süßen Gesellschaft seiner Familie zu vergessen. Er kämpft gegen Aufruhr und

Intriguen; er arbeitet rastlos, wie ein Sklave, der zu ewiger Thätigkeit verdammt ist; niemals ist es ihm vergönnt, einen Augenblick für sich selbst oder die Seinigen zu leben; und zum Lohne schändet man seinen Namen und verleumbet Alles, was ihm theuer ist — selbst Dich, meine gute, unschuldige Beerte! Ist dieses Loos denn so schön, daß man klagen sollte, wenn man hoffen kann, es werde sich ändern?“

„Aber die Schande, Vater!“ rief Beerte schmerzlich; „die Schande der Verbannung!“

„Schande, mein Kind?“ sagte Artevelde lächelnd. „Was ist Schande oder Beschämung? Es ist das Gefühl, daß man schuldig ist; das Gefühl, daß man den Haß oder die Verachtung seiner Brüder verdient. Kann solches Gefühl uns treffen? Wir, die wir wissen, daß Liebe, Recht und Pflicht die einzigen Sterne sind, welche uns auf unserer Bahn vorleuchten! Ach! wenn Du nichts Anderes fürchtest, Kind, so laß alle Betrübniß fahren. Schande und Beschämung werden nie das Herz Deines Vaters erschrecken.“

„Gent verlassen! auf fremder Erde leben! Das ist doch ein zu grausamer Lohn für solche Arbeit und Aufopferung!“ seufzte Frau Artevelde bitterlich.

„In Wahrheit!“ sagte Artevelde, „es ist schmerzlich, seinem Vaterlande Lebewohl sagen zu müssen, wenn man es liebt, wie wir es lieben. Aber man kann das Lebensglück aus mehr als einem Brunnen schöpfen, wenn man sich geduldig beugt vor Gottes Willen. In diesem Augenblicke ist man damit beschäftigt, über mein Schick-

sal zu entscheiden. Seht Ihr Betrübniß oder Furcht an mir? Nein, es ist eher Freude in meinem Busen! Ich habe seit gestern für uns Alle ein Glück geträumt, das eine Verurtheilung allein uns gewähren kann. Höre, Beerle, und Du, meine gute Katelyne! wir wollen bei Brüssel auf einem schönen Gute wohnen; erlöst von allen Regierungsforgen, werde ich den ganzen Tag bei den Meinen sein; wir werden unsern kleinen Philipp unter unseren Augen spielen und heranwachsen sehen; wir werden friedlich in ungestörter Liebe leben, unter der heiteren Sonne zwischen Blumen und Vögeln; wir werden spielen, jagen, lustwandeln, Sprüche lesen, Lieder singen, und Gott danken, daß er seine milde Natur wenigstens nicht undankbar gemacht hat. Dort wird die Verleumdung und nicht mehr suchen können; denn man wird uns um nichts mehr zu beneiden haben; unsere Tage werden vorüberziehen in spiegelklarem Genuß; unsere Welt wird sich nicht weiter erstrecken, als in dem Kreise, der unser Eheuerstes umfaßt; und müssen wir mitunter den stillen Himmel unseres Familienlebens verlassen, um auf Erden doch eine Pflicht zu erfüllen, so geschehe es nur, o Beerle, mein Kind! o Katelyne, meine treue Freundin! um durch eure Hände einen Theil unserer Habe rings in den Hütten auszustreuen, um die Leiden unserer Nächsten zu lindern. So wird doch unser Name gesegnet werden vor Gott; dies ist der einzige Ruhm, den ich noch beachten will; dies ist das Paradies, das ich für uns Alle geträumt habe!“

Arvelde hatte dieses Bild mit Begeisterung vor

seiner Familie entrollt, und seine schöne, eindringliche Stimme dazu ihren süßesten Laut angenommen, so daß sie den Ohren seiner Frau und seiner Tochter wie Harfentöne klang. Beide schienen an seinen Lippen zu hängen, während sie mit strahlenden Augen ihn ansahen und ihre Herzen bei seinen Worten von süßer Hoffnung klopften. Namentlich war die gefühlvolle und leicht erregbare Beerle ganz hingerissen von der Betrachtung des versprochenen Lebens.

„Gott, Gott!“ rief sie, „wie ist das schön, was Du da sagst, Vater! Und ich soll Blumen pflegen und Turteltauben aufziehen! die Mutter Gottes kleiden, die Kranken besuchen! — und die armen Kinder beten lehren! und Mutter sein von Allem, was rings um uns leidet! Wann denn, Vater?“

Bei dieser Frage fiel ihr Blick plötzlich auf den jungen Denys, der ganz verwundert zuhörte.

„Wehe mir!“ seufzte sie. „Und was wird aus Dir?“

„Ich folge Euch, wohin Ihr geht, wenn es mir erlaubt wird,“ sprach der Jüngling.

Beerle ergriff gerührt seine Hand und sagte:

„Ah! so ist es gut! Dann werden wir Alle zusammen glücklich sein.“

Gleich darauf senkte sie verschämt das Haupt, da die Röthe, welche Elenas Stirn bei ihren Worten bedeckte, sie daran erinnerte, daß er das schöne Gut nicht mit ihr bewohnen könne.

Artevelde bemerkte ihre Verlegenheit und sagte lächelnd:

„Fürchtet Euch nicht! Nach meiner Beurtheilung, wenn es wahr ist, daß das Schicksal mich in die Verbannung verweist, wird Mher Denny's geringere Schwierigkeiten machen, in Eure Ehe zu willigen, meine Kinder. Viele Wünsche, die bis jetzt unerfüllt bleiben mußten und die Ursache waren von großem Aerger, vielleicht von Haß, müssen nun durch meinen Wegzug befriedigt werden. Ich weiß auf jeden Fall ein Mittel, durch Dazwischenkunft des Herzogs von Brabant alle Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Es ist mein Geheimniß; doch bitte ich Euch, habt guten Muth. Es wird sein, wie Du sagst, Beerle; wir werden allzumal glücklich sein und auf dem Gute leben.“

Die beiden Liebenden sahen einander eine Zeit lang schweigend in die Augen und begannen dann mit fast unhörbarer Stimme über das versprochene Glück zu reden.

Mittlerweile war Frau Artevelde in tiefes Nachdenken versunken; sie schien mit Freuden ihrem Söhnchen zuzusehen, daß die Wangen und das Haar seines Vaters streichelte und einige Worte lallte, welche nur sie allein verstand. Aber ihre Aufmerksamkeit war abgelenkt durch eine ernsthafteste Ueberlegung, aus der sie erst erwachte, als ihr Gatte sie fragte:

„Und Du, Katelyne, sagst Du nichts über meinen goldenen Traum?“

„Ich habe reiflich darüber nachgedacht, Jakob,“ antwortete Frau Artevelde mit ernsthaftem Antlitz; „aber mir dünkt, daß wir wohl thun würden, von nun an unwiderruflich zu beschließen, daß wir Deinen glückseli-

gen Plan ausführen, selbst wenn die Schöffenbank durch ein gerechtes Urtheil Dich in Deine ganze vorige Macht wieder einsetzte. — Wie schön würde es dann nicht sein! Wir würden in Flandern wohnen bleiben.“

„Unmöglich!“ seufzte Artevelde mit einem Gefühle der Trauer.

„Aber was bindet Dich denn so fest an das allgemeine Wesen? Wenn man Dir Dein Amt streitig macht und Dich verleumbet, so überlasse es einem Anderen, zu schmecken, was es heißt, aus dem Kelche der Volksliebe zu trinken. Lebe nun auch ein wenig für uns, für Dich selbst.“

Artevelde stand auf, wie wenn er sich durch die Worte seiner Frau verletzt fühlte, drückte noch einen Kuß auf die Lippen seines Kindes, übergab es Jaquemyne und sagte dann mit Lebhaftigkeit:

„Was mich bindet, Katelyne? Pflicht und Ehrgefühl! Liebe zu meinem Vaterlande! Ach! an dem Himmel des häuslichen Lebens würde doch eine schwarze Wolfe mich immer verfolgen. Ich würde unser theures Flandern Frankreich überliefert und erniedrigt sehen; sehen, wie die Hungersnoth von Neuem meine Brüder wegrafft und der ewige Feind der deutschen Völker die Klaue öffnet, um endlich nach dreihundert Jahren der List und des Betruges seine Beute zu packen und zu zerreißen! — Verdammt die Schöffenbank mich zur Unthätigkeit, verbannt man mich an andere Orte, so werde ich fortziehen und in der Seele trauern über das Schicksal unserer Heimath; doch zugleich auch Trost finden in

dem Gedanken, daß ich bis zum letzten Augenblicke gethan habe, was Flandern von einem Bläminger fordern kann: leben in der Ueberzeugung, daß ich keine Schuld habe an dem Falle meines Geschlechtes, und handelte, wie ich konnte und mußte. Aber wenn mir die Schöffenbank mein Schwert zurückgibt und auf's Neue meine Hülfe verlangt, um die Gefahr abzuwenden, die uns bedroht . . . ? Ich werde das Kreuz auf mich nehmen, streben und leiden; aber auch die schönsten Bemühungen des Feindes vereiteln, Flandern retten und meine Brüder vor Hungerstoth und Sklaverei schützen. Die Verleumdung möge mich verfolgen, das Volk möge mich hassen . . . das macht nichts; über dem Volke, welches entsteht, sich ändert, aufsteigt und vergeht, erhebt sich der Boden des Vaterlandes — der Grund, der die Gebeine unserer Väter neben den Gebeinen unserer Söhne umfassen soll, — das Vaterland, das allein ewig bleibt. Nein, nein, Katelyne! gehört Muth dazu, Ansehen und Macht niederzulegen, so ist es auch Freigheit, seiner Bestimmung zu entfliehen, wenn diese uns schwere Pflichten auferlegt. Niemals, niemals soll man sagen, daß Jakob von Artevelde zurückschritt auf seiner Bahn, daß er sich weigerte, das Schwert zu führen gegen Flanderns Feinde, weil Schmach und Verleumdung sein Lohn wurden. — Mein Lohn! er ist hier in meinem Herzen, in meinem Gewissen, — die Stimme Gottes, die allein auf Erden mich richten und verurtheilen kann.“

Bei diesen letzten Worten schlug Artevelde kräftig an seine Brust; seine Augen glühten von edlem Stolge; es

war in seiner ganzen Haltung etwas Großes, etwas Ehrfurchtgebietendes, in seinen Worten etwas Mächtiges, das seine Gattin in Erstaunen setzte und ihr Herz mit Freude füllte; denn sie war eine Frau, geschaffen, eine solche Heldenseele zu begreifen. Sie antwortete nicht, aber sie faltete die Hände und richtete die Augen gen Himmel, als wollte sie Gott für eine Wohlthat danken.

Artevelde näherte sich ihr, und ihre Hände lösend, ergriff er eine derselben und sagte:

„Und Du auch, Katelyne, Du, die wahre Hälfte meines Seins, Du, die stets das Feuer der Vaterlandsliebe in meiner Brust ansachte . . .“

Ein Geräusch an der Thüre des Kerkers unterbrach seine Rede. Seine Gattin, Beerte und Pieven sprangen mit einem Schrei der Ueberraschung auf und starrten zitternd auf den Eingang, in der Meinung, daß sie den Erfolg der Schöffenversammlung vernehmen würden.

Ghelnoot van Lens kam in den Kerker geeilt, und nachdem er sich versichert hatte, daß die Thür hinter ihm geschlossen sei, sagte er entsezt und hastig zu Artevelde:

„Was ich Euch zu sagen habe, Oberhauptmann, soll kurz sein. Wether Joetaerde hat mich eben auf der Hoogpoort aufgesucht. Er hatte bereits eine Stunde plaidirt; aber es hat nichts geholfen. Wether van Vaernewind hatte begonnen; doch scheint es, als ob man von diesem Versuche auch nichts erwarten darf. Gute Feinde sind zahlreich und werden wahrscheinlich die Mehrzahl haben; Ihr werdet verurtheilt werden . . .“

„Nun denn, sei dem so, guter Freund!“ fiel ihm Artevelde in die Rede.

„Was!“ rief Ghelnoot, „sei dem so! Bei Sanct Kleven's Gebeinen, dem soll nicht so sein! Wie! die feigen Leliaerds, die niederträchtige Brut soll steigen über die Unschuld! über Aher Jakob, den Befreier meines Vaterlandes! Nein, nein! es sind mehr als dreitausend Mann aus allen Provinzen Flanderns in der Stadt; die Genter selbst schäumen vor Wuth. — Ich durfte es nicht wagen, ohne Eure Erlaubniß; aber sagt ein Wort, ein einziges Wort, und die Mauern von Ser Geeraerts Teufelsstein sollen sich öffnen, um Euch die Freiheit zu geben! Das Volk wird Eure schönsten Feinde zerschmettern unter seinem Zorne. . . . Sprecht! rasch! Vielleicht ist das Urtheil schon gefällt.“

Artevelde ergriff Ghelnoot's Hand und antwortete mit gelassenem Lächeln:

„Ich danke Euch, Ghelnoot! Aber ich bitte Euch, ich beschwöre Euch, beweist mir noch diesen Freundschaftsdienst: laßt mich das Gesetz ehren bis an's Ende! Machtet Euch Eure grenzenlose Neigung zu mir nicht blind, so würdet Ihr nicht wännen, Jakob von Artevelde sei geneigt, einzuwilligen, daß Ströme Blutes um seinetwillen vergossen werden. Das Wort, das Ihr verlangt, werde ich nicht geben; im Gegentheil, wenn Ihr Euer Wort haben ausführt, werde ich sagen, daß Ihr meinen Namen entehrt habt.“

„Es muß, es muß sein!“ rief Ghelnoot ganz außer sich.

„Niemals!“ wiederholte Artevelde, als ein stilles, doch unwiderrufliches Urtheil.

Ohelnoot rannte wie verzweifelt umher und wand krampfhaft die Arme.

„Gott, Gott!“ schrie er, ging dann plötzlich bleich und zitternd auf den Oberhauptmann zu, zog ihn in einen fernem Winkel des Kerkers und sprach dann mit gedämpfter Stimme:

„Ach! Ihr wollt das Wort nicht geben, und wenn Eure Gattin, Eure Tochter, Euer Sohn Philipp allein auf Erden zurückbleiben sollten? Wenn heute noch ein Grab sich öffnen müßte zwischen Euch und Eurer unglücklichen Familie? Wenn Euer Blut noch heute auf die Straße spritzen müßte?“

Der Oberhauptmann legte die Hand auf Ohelnoot's Mund und flüsterte ihm erschreckt in das Ohr:

„Schweigt, Schweigt, daß man Euch nicht hört! Ach! was habt Ihr gesagt!“

„Man will Euer Haupt! Ein Schaffot! Der Henker! Nun denn, man muß wählen zwischen schlechtem Blute und edlem Blute!“

„Ich kann es nicht glauben.“

„Es ist so, sage ich Euch.“

„Gottes Wille geschehe! Mein Blut soll fließen, wenn es verlangt wird.“

„Unerbittlich! Wehe, wehe!“ schrie Ohelnoot, während er in eine Ecke lief und dort sich wie rasend die Haare ausrauft.

Frau Artevelde, Meerle und Lieven zitterten vor

Angst und Schrecken, und standen mit pochendem Herzen da. Obwohl sie nicht verstehen konnten, was Ghelnoot zu dem Oberhauptmann sagte, so sahen sie doch ein, daß er eine schlimme Nachricht gebracht haben müsse. Sobald Artevelde daher auf sie zuschritt, fielen seine Gattin und seine Tochter ihm weinend und klagend um den Hals und fragten ihn, was Ghelnoot gesagt habe. Aber ganz verwirrt, antwortete er ihnen nicht und winkte der Magd, ihm seinen Sohn zu reichen. Er betrachtete eine Weile nachdenklich das Kind. Zwei Thränen rollten ihm aus den Augen und fielen glänzend auf die Stirn des jungen Philipp, als ob mit denselben die Seele des Vaters ausgezogen sei, um unter dem Schädels des Kindes fortan zu wohnen. Dann schloß er die Tochter, die Gattin und den Freund in die Arme und blieb so sprachlos sitzen.

Plötzlich sprang Ghelnoot van Lens wieder in die Höhe und rief mit schneidender Stimme, während er mit dem Finger nach oben zeigte:

„Hörst, da sind sie schon, Oberhauptmann! Wer Jakob, Wer Jakob! um Gottes willen!“

Artevelde richtete das Haupt empor und hörte in der That ein fernes Geräusch, wie von einer wüthenden See von Menschen, deren hohle Wogen nach seinem Kerker herabbrausten. Er warf nochmals die betrübten Blicke auf seine jammernde Familie und auf sein Kind; dann sagte er:

„Ach! die Versuchung ist groß; aber doch, Artevelde soll bleiben, was er ist!“

„Was soll er sein?“ fiel ihm Ohelnoot in die Rede.
 „Held oder Märtyrer?“

„Nun, Märtyrer!“ antwortete Artevelde gelassen.
 Ohelnoot warf sich jetzt wie sinnlos auf einen Stuhl und begann bitterlich zu weinen. Doch sagte er noch einmal alle seine Kraft zusammen und murmelte:

„Ach, ach! das Opfer ist gebracht!“

Raum saß Ohelnoot da, so hörte man das Geschrei und Geheul des Volkes vor Ser Gerraerts Teufelskern mit entsephlichem Lärm aufsteigen. Die Thür des Arrests ward ausgerissen. Raes van Baerneuyck, Pieter Joetaerde und ungefähr zehn andere Schöffen kamen jauchzend auf den Oberhauptmann zugelaufen, rissen ihn aus seiner Familie heraus und fielen ihm unter allerlei Glückwünschen um den Hals.

„Aber, lieben Freunde!“ fragte Artevelde, „was bringt Ihr mir denn?“

Der alte Pieter Joetaerde wollte reden; aber eine Thränenfluth stürzte ihm aus den Augen und er konnte kein Wort vorbringen.

„Heil, Heil!“ rief Raes van Baerneuyck mit lauter Stimme. „Van Steenbecke und achtzig andere Verhaerds sind aus dem Lande verbannt! Nher Jakob, unser Oberhauptmann, ist unschuldig, frei, verkehrt!“

Wie jetzt waren Frau Artevelde, Kieven und Ohelnoot wie versteinert vor Erstaunen mit vorgestrecktem Halse und weit aufgerissenen Augen stehen geblieben. Als sie aber jetzt die Verkündigung von des Oberhauptmanns Unschuld aus dem Munde des Oberschöffen ge-

hört hatten, war es, als ob sie von einem gewaltigen Schläge erwachten. Veerle und ihre Mutter stießen die Schöffen von Artevelde weg, fielen ihm um den Hals und blieben dort hängen, wie von Freude gelähmt und vor Rührung ohnmächtig. Lieven stand neben dem Oberhauptmanne und weinte in der Stille Thränen der Liebe und des Glückes. Schreuwot ward fast wahnsinnig vor Freude; er lief jubelnd im Gemache umher und überstäubte jedes andere Geräusch durch sein gewaltiges Jubelgeschrei.

Während die Schöffen die Blicke von Artevelde und seiner Familie abwendeten, um ihre Rührung zu vergegen, hörte man plötzlich Hunderte von Stimmen vor der Thür des Kerkers schreien. Das Volk hatte die Wache von dem Steen weggedrängt und war wie eine gewaltige Fluth in das Gefängniß hineingeströmt, unaufhörlich rufend:

„Wher Jakob, unsern Oberhauptmann, müssen wir haben! Heil, Heil Artevelde! Wher Jakob! Wher Jakob!“

Endlich zwang ein Haufen Junstgenossen den Kerkermeister, ihnen die Thür des Gefängnisses zu öffnen, und eine Wolke von Männern, Lieven Compyn an der Spitze, drang wie wahnsinnig hinein und kam jauchzend in das Gemach. Weder Befehlen noch Witten half bei diesen Gefellen; sie sollten und mußten den Oberhauptmann haben, sagten sie; sie hätten auf der Straße geschworen, daß sie ihn mitbringen wollten. Wie Artevelde sich auch entschuldigte und bat, er mußte zuletzt dem frohen Andrängen des Volkes nachgeben und ward

mit allen Schöffen freierlich aus dem Kerker herausgeführt.

Uhrnoot und Tieren hatten es übernommen, die Frauen augenblicklich nach Hause zu bringen.

Vor St. Veerarts Thorselösten und in allen angrenzenden Straßen, so weit das Auge nur reichen konnte, stand die Menge dicht gedrängt und schrie und jauchzte, daß die Häuser bebten. Hunderte von Bannern und Standarten entfalteten ihre Bildzeichen über diesem Meere von Menschenköpfen; Dächer, Fenster und Brunnen, Alles war bedeckt und voll von jubelndem Volke.

Arcevelde schritt mit ruhigem Antlitz am Arme des Oberschöffen durch den Strom hindurch, der ihm in den Straßen vorausrollte und die ganze Stadt mit seiner brausenden Freude überdeckte.

Bald darauf erreichte der Oberhauptmann seine Wohnung und trat mit einigen Freunden in dieselbe.

Das Volksgewühl, das Jauchzen, die Gesänge und die Glückwünsche dauerten fort bis tief in die Nacht.

Nicht ein einziges Wort wurde an diesem Tage mehr gegen Arcevelde gesprochen. — Wo waren die Verleumder und Neider denn geblieben? Wo bleibt die feige Mißgunst, wenn sie ihre Ohnmacht erkennt? Macht sie es nicht wie ihr Ebenbild, die Schlange, welche sich in das Dunkel verkriecht, bis neues Gift ihre Zähne gefüllt hat?

Ende des vierten Bandes.

Hendrik Conscience

Jakob von Artevelde.

Historischer Roman.

Unter Mitwirkung des Verfassers

deutsch von

O. L. B. Wolff.

Fünfter Band.



Leipzig

Verlag von Carl B. Zorn.

1849.

Niederländische
B i b l i o t h e k.

Fünfter Band.



Hendrik Conscience.
Jakob von Artevelde.

Fünfter Band.



Leipzig
Verlag von Carl P. Joch.
1849.

Dendrik Conscience.

Jakob von Artevelde.

Historischer Roman

aus dem

Nämischen unter Mitwirkung des Verfassers

von

G. F. P. Wolff.

Fünfter Band.



Leipzig

Verlag von Carl P. Fork.
1849.

WATSON, JAMES
1871

XIII.

Der Schöffenspruch, durch welchen Ser van Steenbeeke nebst achtzig der vornehmsten Veliaerds auf funfzig Jahre aus dem Lande Flandern verbannt worden, wurde augenblicklich ausgeführt, und Artervelde als Oberhauptmann wieder in seine vorige Macht und Würde eingesetzt. Da ganz Flandern ihm zujuchzte, so sah er sich bei dieser Wendung seines Schicksals plötzlich im Besitze eines Einflusses und Ansehens, dessen Grenzen nicht mehr zu unterscheiden waren. Es wäre ihm in diesem Augenblicke ein Leichtes geworden, seine schändlichen Rivalen und Verleumder zu strafen und das Land von der abscheulichen Brut zu säubern, welche alle seine Schritte hinderte, die er zu Flanderns Größe und gänzlicher Befreiung unternahm. Aber es lag nicht in seinem Charakter, Gewalt zu gebrauchen, so lange noch irgend ein sanfteres Mittel ihm die Hoffnung gab, seinen edlen Zweck auf eine andere Weise zu erreichen. Obschon er wohl wußte, welchen Antheil mehrere seiner Rivalen an dem Aufstande der Veliaerds genommen hatten, so ließ er doch dem Schöffensrathe nichts davon merken, in der

Erwartung, daß van Steenbeek's Lücke ihnen genug Furcht einflößen würde, um sie auf bessere Gedanken zu bringen. Seine Herzensgüte blendete ihn so sehr, daß sie ihn glauben machte, der Neid sei eine Leidenschaft, welche aus dem Herzen, in dem sie einmal Wurzel geschlagen, ausgerottet werden könne; daß die Verleumdung durch Edelmuth oder durch Tugend sich besiegen lasse, da es doch Tugend, Edelmuth und Größe allein sind, welche Neid und Verleumdung erzeugen.

Sich selbst nochmals vergessend, um ausschließlich für das Heil seines Vaterlandes zu wirken, begann er sich nach Mitteln umzusehen, die seine eigene Macht verringerten und Flandern eine Einrichtung gaben, welche endlich dessen Fortbestehen eine feste Grundlage zu verleihen im Stande waren.

Er schlug nämlich vor, das Land in drei unzerstrenliche Gebiete zu theilen und für jedes einen Oberhauptmann zu wählen, bekleidet mit derselben Macht, wie sie ihm über Gent eingeräumt war. Brügge sollte über die Striche gebieten, welche man Het Brye, Dost, West und Noord mit deren dazu gehörigen Gemeinen nannte. Das ganze Westviertel mit dem Leikant sollte unter Opren stehen, während die vier Ambachten, das Land von Waes, Audenaerde und Kortryk zu dem Grundgebiete der Stadt Gent gezogen wurden. Nichts Wichtiges, die gemeinen Dinge des Landes betreffend, sollte künftig unternommen werden ohne die Zustimmung der drei Hauptgebiete von Flandern, so daß, wenn zwei Glieder beschloßen, das dritte Glied sich diesem Beschlusse

unterwerfen müßte, selbst wenn es auch ganz entgegen-
 gesetzt gestimmt hätte. Im Kriege sollte jede Gemeinde
 der Fahne ihres Hauptgebietes folgen, deren Regierung
 übrigens verantwortlich blieb für die Ausführung der
 öffentlichen Gesetze, die Aufbringung der bestimmten Zahl
 Krieger und den Kriegsvorrath. In Folge dieser Ein-
 richtung sollte den Gemeinen und Gebieten außerdem
 die volle Freiheit bleiben, sich nach ihren Privilegien
 und eigenen Gebräuchen zu regieren, ohne daß die drei
 Hauptgebiete diese Freiheit je beschränken durften, aus-
 genommen in Zeiten großer Gefahr.

Dieser Vorschlag ward durchgängig mit großer
 Freude angenommen und Flandern erhielt dadurch eine
 Bundesgenossenschaft. Brügge und Ypern erkannten Ar-
 tervelde als allgemeinen Oberhauptmann an und trugen
 ihm auf, selbst die beiden Oberhauptleute der anderen
 Provinzen zu ernennen. Er erwählte für Brügge Gillis
 van Goudembrouck, einen verständigen und wohlhaben-
 den Bürger, und für Ypern den tapferen Edelmann
 und Ritter Ser Jan van Houtkercke.

Der Magistrat von Gent erlitt keine Veränderung
 weiter, ausgenommen daß die beiden Hauptleute, Pieter
 van den Hovene und Willem van Huse, zu Schöffen ge-
 wählt wurden, und man statt ihrer Joos Apace und
 Pieter van Gaudenhove zu Hauptleuten von St. Michiels
 und von St. Maertens-Alderghen ernannte.

Mittlerweile kam Graf Ludwig von Nevers wieder
 nach Flandern und sah sich wie gewöhnlich ehrfurchtsvoll
 und mit Jubel empfangen. Auf allen Seiten machte

man bei diesem Fürsten den Versuch, um ihn von der Seite des Königs von Frankreich abzugiehen und ihm dadurch zum ruhigen Genuße seiner Herrschaft zu verhelfen. Wie sehr man sich indessen auch bemühte, Alles blieb vergeblich. Was konnte man denn auch von dem verirrten Ludwig hoffen? Hatte er nicht seine eigene Schwester, Margaretha von Bretagne, von dem französischen Könige angreifen, verfolgen und in gräßliches Unglück stürzen lassen, ohne Muth noch Willen, ihr zu Hülfe zu kommen? Hatte er nicht die Stimme des Blutes verläugnet zum Vortheile Frankreichs? Es ließ sich denken, daß dieser Fürst so blind Philipp von Valois ergeben blieb, aus Furcht, seine Grafschaften Rethel und Revers, die in Frankreich lagen, zu verlieren. Aber Ludwig's Gemüth war zu edel, um sich bloß von dem eigenen Interesse leiten zu lassen. Die wahre Ursache lag darin, daß er, seit seiner Kindheit am französischen Hofe erzogen, in der Ansicht herangewachsen war, die Volksherrschaft sei etwas Unrechtmäßiges, und jeder Ritter vor Gott verpflichtet, aus allen Kräften die Erhebung der Gemeinen zu bekämpfen, als einen Aufstand gegen die Cultur und gegen alles gesetzliche Recht. Er war mit der Tochter eines französischen Königs vermählt, und dies trug wahrscheinlich nicht wenig dazu bei, ihn in seiner antivolantischen Denkart unwandelbar zu befestigen.

Während der Oberhauptmannschaft Arrevelde's war Graf Ludwig manches Mal nach Flandern gekommen, ohne daß je die Einwohner noch die Obrigkeit ihm die schuldige Ehrerbietung verweigert hätten. Wie jedoch

wollten ihm seine Forderungen zum Besten Frankreichs glücken; hinsichtlich dieses Punktes fand er die Gemeinen so standhaft, und sie wiesen sein Verlangen so kühl zurück, daß er jedes Mal nach kurzem Aufenthalte unverrichteter Sache wieder nach Frankreich zurückkehrte. Mehr als ein Mal hatte sich Artevelde zu ihm begeben und seine ganze Beredsamkeit angewandt, um dem Fürsten begreiflich zu machen, wie mächtig und geliebt er in Flandern sein könne, wenn er redlich das Bündniß mit England auch für sich selbst annehmen wolle. Wiederholt bat er ihn, Flandern seinen gesegneten Grafen zurückzugeben, und versprach ihm in diesem Falle, Alles seinem Dienste zu weihen. Ludwig blieb jedoch ungewillig in seiner Anhänglichkeit an Philipp von Valois. Er erkannte zwar oft an, daß Artevelde mit außerordentlicher geistiger Kraft begabt sei und für einen Bürger eine fast wunderbare Kenntniß von politischen Dingen besitze; er sah wohl ein, daß die Politik des weisen Mannes Flandern auf den Gipfel der Macht und des Reichthums gehoben habe; aber dies Alles reichte nicht hin, um ihn den französischen Interessen abwendig zu machen; er blieb dem Fremdling ergeben und erklärte endlich, daß er eher auf immer seinem väterlichen Erbe entsagen, als sich mit den Feinden des Königs von Frankreich verbünden würde.

Die Faeliaerds und anderen Unzufriedenen sahen nach der glänzenden Wiederherstellung von Artevelde's Ehre und Einfluß kein Mittel mehr, um den Oberhauptmann zu bekämpfen. Viele gaben den Streit ganz auf und

gesellschaften sich allmählig den Freunden von Flanderns Selbstheit und Unabhängigkeit zu; die Uebrigen warteten mit erbittertem Gemüthe, bis neue Begebenheiten ihnen die Gelegenheit an die Hand geben würden, den Oberhauptmann mit einiger Hoffnung auf guten Erfolg öffentlich anzugreifen zu können. Die Verleumdung hörte jedoch mittlerweile nicht auf, Alles anzuwenden, um Arrevelde als Mensch wie als Staatsmann wenigstens in einem zweifelhaften Lichte erscheinen zu lassen. Diese Bemühungen trugen indeß so sehr den Stempel der Furcht und Schüchternheit, daß sie damals den Einfluß des Oberhauptmanns durchaus nicht schwächten.

Die Entmuthigung dieser bösen Bestrebungen schenkte Flandern eine lange Ruhe, während welcher die Entwicklung der Gewerbe und des Handels fast die Grenzen des Möglichen überschritt und der höchste Wohlstand sich bis in die geringste Hütte des Landmanns verbreitete.

Ohne daß man vermuthen konnte, welche verborgene Hand die vergessene Brandfackel des Gewerbstreites von Reuen unter das Volk geschleudert hatte, entstand plötzlich in verschiedenen Provinzen des Landes eine furchtbare Gährung der Gemüther über die unentschieden gebliebenen Streitpunkte hinsichtlich der Wollenweberei, deren Alleinhandel die großen Städte behalten wollten.

Die Einwohner von Poperinghe hatten eine große Anzahl Webestühle eingerichtet, um das berühmte Ypernsche feine Tuch nachzumachen, und dies war ihnen so sehr geglückt, daß sie vielleicht binnen Kurzem die Ypernschen Arbeiter übertroffen haben würden. Die Schöffenbauk

der Stadt Ypern befahl nun den Poperinghern, ihre Privilegien zu ehren und die neuen Webestühle zu vernichten. Aber diesen Befehl nicht achtend, ergriffen die Bürger von Poperinghe die Waffen und zeigten sich bereit, ihre Industrie gegen jegliche Gewalt zu vertheidigen. Hierauf befahl die Schöffenbank von Ypern dem Oberhauptmann, Ser Jan van Houtkerke, mit einem kleinen Corps nach Poperinghe zu ziehen. Nach einigen blutigen Scharmügeln wurden die Männer der eifersüchtigen Städte in einem schrecklichen Gefechte mit einander handgemein. Der Hauptmann der Poperingher wurde mit einer ansehnlichen Zahl der Seinigen erschlagen und ganze Banden Gefangener nach Ypern gebracht. Darauf wurden Langemark und Kennighelst nebst dem Schlosse zu Kennighe von den Yperlingen verwüstet und in Asche gelegt.

In anderen Städten entsprangen gleichfalls beklagenswerthe Blutvergießen aus diesem Zwiste, welcher über ganz Flandern zwischen den großen und kleinen Gemeinen fortherrschte. Die Feinde des Oberhauptmanns sahen in diesem Streite ein Mittel, ihn von dieser Seite anzugreifen, und suchten das Feuer, wo sie konnten, an, indem sie hofften, daß es zuletzt in einen entscheidenden Bürgerkrieg ausbrechen würde.

Es glückte jedoch Artevelde, einige Städte zu einer freieren Auffassung ihrer Privilegien und viele der kleineren Gemeinen zur Anerkennung der bestehenden Vorrechte zu überreden, so daß das drohende Ungewitter für damals, wenn auch nicht ganz abgewehrt, doch größten-

theils beruhigt wurde. Dies ließ die Feliards und die Feinde des weisen Mannes wieder auf eine Zeit lang im Dunkeln verschwinden.

Geeraert Denys, durch das Urtheil der Schöffenbank machtlos gegen Arvelde geworden, der im Herzen einräumen mußte, daß seine Rachsucht, wie jetzt die Sachen standen, lange nicht befriedigt werden würde, war mit seiner dunkeln Seele in den Abgrund eines grenzenlosen Leidens versunken. Das Feuer der Mißgunst brannte in seinem Herzen und verzehrte sein Fleisch; er ward mager; seine Augen sanken in ihren Höhlen ein; eine gelbe Farbe breitete sich über sein Antlitz und ein beständiges Lächeln voll Gift zuckte krampfhaft um seine Lippen, während seine Stimme einen schrillen Ton bekam, welcher den Zuhörer schauern machte, gleichsam als ob dieser erröthen könne, daß sie aus einer zerrissenen Brust aufsteige.

Sehr selten verließ der Oberdechant seine Wohnung; ganze Tage saß er, das Haupt auf die Hand gestützt, neben dem Kamine, stumm in die Asche blickend und einigen Trost in den wildesten Träumen der Rache und der Bosheit suchend. Wegab er sich mitunter auf die Straße, so geschah dies meist des Abends, um mit Muggeln und anderen verborgenen Werkzeugen seines Hasses sich in Schmähungen gegen den Oberhauptmann zu ergehen und schändliche Verleumdungen gegen denselben zu brauen.

Mit seinem Sohne Lieven war Denys über die Nasen rauh, wenn dieser ihn ansprach; etwas, das jetzt sehr selten geschah. Da er den armen Jüngling

grausam zurückließ, so oft derselbe ihn zu trösten suchte, so ward dieser endlich von Furcht erfüllt und trauerte im Stillen über das Leiden seines Vaters, dessen wahre Ursache er nicht verkennen konnte. Zwischen Vater und Sohn trat nun eine sprachlose Entfernung ein, und sie lebten in derselben Wohnung mit einander, als ob sie einander fremd geworden wären.

Noch eine andere Ursache des Schmerzes drückte das Haupt des guten Lieven nieder: Beerle hatte während der Gefangenschaft ihres Vaters die beständige Angst und Sorge um denselben mit scheinbarer Kraft ertragen; nach seiner Befreiung war sie jedoch so sehr in Erschöpfung versunken, daß sie auf die anhaltende Bitte ihrer Muhme und mit Lieven's Zustimmung auf einige Monate in den großen Beggynhof gezogen war, um dort als Beggynne fern von der Welt und im Dienste Gottes zu versuchen, ob die Ruhe und Stille ihr die verlorene Gesundheit zurückgeben würden.

Jetzt konnte Lieven seine geliebte Beerle wöchentlich nur einmal am Sonntage besuchen, wenn er mit Frau Arvevelde oder mit dem Oberhauptmanne selbst den Nachmittag im Beggynhose zubrachte. Mitunter, wenn er seiner Sehnsucht nach der Nähe der Geliebten nicht länger Widerstand leisten konnte, begab er sich nach dem Beggynhose, um dort die Messe zu hören. Dann konnte er zu Zeiten einen flüchtigen Blick auf Beerle werfen, welche mit gebeugtem Haupte in der Tiefe der Kirche zwischen den anderen Beggynnen saß und betete; oder es gelang ihm, am Ende der Messe bei dem Heraus-

gehen ein süßes Lächeln auf ihren Lippen zu über-
raschen.

An einem Nachmittage, als Lieven gerade im Be-
griff war, das Haus zu verlassen und nach seiner Ge-
wohnheit längs der Niederschelde spazieren zu gehen und
zu träumen, ward die Vorberthür gewaltsam aufgerissen,
und sein Vater erschien in dem Gemache mit dem Aus-
drucke äußerster Wuth auf seinem Antlip. Er schloß
beide Thüren, ging mit glühenden Augen auf Lieven
zu, drohte ihm mit der Faust und sagte:

„So ist es also wahr, daß ich eine Schlange in mei-
nem Busen erwärmt habe! Von meinem eigenen Sohne
muß ich den Todesstoß bekommen! Vertrocknet das
Feuer des Aergerd mein Blut, öffnet sich ein Grab zu
meinen Füßen, Du, Du mußt es sein, der diese Flamme
in meinem Busen anzündete, der dies Grab öffnete.
Aber Dich kann meine Rache wenigstens zerschmetternd
treffen. Auf dem Sterbebette selbst soll mein
Mund noch Kraft genug behalten, um einen entarteten
Sohn zu verfluchen.“

Lieven sprang erschreckt vom Stuhle auf und trat
zitternd zurück. Das verzerrte Antlip seines Vaters er-
füllte ihn mit nicht geringerem Schauder, als die schred-
liche Drohung, die wie ein Donnerschlag ihm in das Ohr
drang. Flehend hob er die Hände auf und sprach:

„O, Vater! man hat Dich betrogen! Wahrlich, ich
that nie Etwas, das Deinen Zorn rechtfertigt. Gnade,
Gnade! höre mich, ehe Du fortsährst!“

„Scheinhellige Natter!“ entgegnete der Oberbedient, „geeignet, um in der Stille das Haupt Deines Vaters an den Tyrannen zu verkaufen, geeignet, um ihn selbst auf das Schaffot zu führen und sein Blut seinen Feinden Preis zu geben!“

„Höre auf, höre auf!“ rief Lieven, „was Du sagst, ist schändlich Selbst mein Vater hat nicht das Recht, mich so blutig zu höhnen! Wer Dir solche Dinge gesagt hat, ist ein verächtlicher Verleumder!“

Bei diesen Worten hatte Lieven den Kopf emporgehoben. Das Uebermaaß von seines Vaters Unwillen riß ihn aus seiner Angst empor; er nahm eine stolzere Haltung an, trat entschlossen auf seinen Vater zu und sagte:

„Nun denn! wenn ich schuldig bin, so verurtheile mich! Aber erst sollst Du mir doch deutlich sagen, was ich verbrochen habe, und wenn ich Dir beweisen kann, daß man Dich betrogen hat, so hoffe ich, wirst Du gerecht genug sein, mein Haupt von den schrecklichen Vorwürfen zu entlasten, mit denen Du es beladen hast.“

„So!“ rief Denys, „weil Dein Vater unglücklich ist und leidet, darum wagst Du es, so unerschrocken mit ihm zu reden und ihm Lehren zu geben! Aber wir wollen sehen, Ausgearteter, was Du vorbringen kannst, um Dich wegen des allerschöndesten Verrathes zu entschuldigen! Kennst Du Jan Sportelnyck?“

„Ich kenne ihn! Er war mein Freund, ehe er sich zu Schlechtigkeiten verleiten ließ.“

„Nicht lieben ist Schlechtigkeit, nicht wahr?“ fiel ihm der Oberbedient mit neuem Borne in die Rede.

„Mich bekämpfen und dem Tyrannen anhängen, das allein ist Tugend; mich verrathen und verkaufen, wie Du es gethan hast, das ist Heldenmuth und Vaterlandsliebe! Es ist schon lange her, und Du hast bis jetzt darüber schweigen und heucheln können! Ein absonderlicher Zufall mußte mir Deine Falschheit offenbaren! — Du bist es also, der dem Oberhauptmanne Kenntniß von unserem Plane gegeben hat, in dem Augenblicke, wo wir das Volk befreien wollten von der schändlichen Sklaverei! Wahrscheinlich hast Du da auch gesagt, daß Dein Vater der vornehmste Anführer des Aufstandes war! Du hast ihn verrathen und ihn den Händen seines Erzfeindes überliefert. — Und er, er hat mir Gnade bewiesen . . . bis es ihm gefällt, mein Haupt auf das Schaffot rollen zu lassen Ach! dieser Gedanke frißt mir das Herz ab und jagt mir das Blut flammend durch die Adern! Welche Strafe würde groß genug sein, um Dich für Deinen Vätermord büßen zu lassen? Der Tod? Nein, der Tod allein wäre zu süß; meinen Fluch hast Du verdient!“

„Ach, um Gottes willen, Vater, höre mich,“ fiel Eleven ihm in die Rede, „und urtheile dann! Es ist wahr, ich habe das Geheimniß der Verschwörung durch Zufall im Munde von Jan Sporelwynck überrascht und es Wher Ghelnoot van Lens mitgetheilt, damit er Maßregeln trafe, um den Anschlag gegen Wher Artevelde und gegen das Heil Flanderns zu vereiteln. Aber niemals ist der Name meines Vaters über meine Lippen gekommen, um Etwas zu sagen, das ihm hätte Nach-

theil bringen können. Ich habe viel gehört und gesehen, viel gelitten und ausgestanden, und doch niemals über meinen Vater geklagt, weder gegen Mher Artevelde, noch gegen Beerle, noch gegen irgend Jemand sonst. Wie sehr ich mich auch bemühe, alle Erinnerung davon aus meinem Geiste zu verbannen, ich bin überzeugt, daß Du irrst. Mir kommt es jedoch nicht zu, meinen Vater zu beurtheilen; ich ehre seinen Irrthum. Aber daß ich die Hände leihen sollte zum Falle meines Vaterlandes, daß ich den Helden nicht beschütze, dessen Größe Jeden in Erstaunen setzt, dessen edelmüthige Güte mich mit Bewunderung erfüllt, — so sehr kann ich die Seele, die Gott mir schenkte, nicht verläugnen. Ich habe den Anschlag dem Hauptmanne von Sanct Nikolaes entdeckt; indem ich dies that, glaubte ich eine heilige Pflicht zu erfüllen. Dich aber, mein Vater, habe ich stets entschuldigt, wenn der Verdacht sich gegen Dich erhob. Um solcher Handlungen willen, obgleich sie vielleicht Deinen Gedanken entgegengesetzt sind, kannst Du mich doch nicht beladen mit der schrecklichen Strafe, mit der Du mich drohst. Der oberste Richter ist Gott; er würde Dein ungerechtes Urtheil aufheben.“

Während Lieven mit würdiger, doch ehrfurchtsvoller Gelassenheit und mit freundlicher Stimme diese Worte sprach, lief der Oberdechant murrend im Zimmer auf und ab, wie Jemand, der einer lästigen Ueberzeugung entgehen will. Er fühlte sich tief verwundet durch die sanfte Rede seines Sohnes, welche ihm nicht die Mittel darbot, wie er es gewünscht hatte, in heftige Vorwürfe

und Verfluchungen auszubrechen, und durch welche sich Lieven wahrlich über seinen Vater erhob, so hoch nämlich die gelassene Rede über der blinden Leidenschaft steht.

Nachdem er eine Zeit lang stumm im Gemache auf- und abgewandelt war, blieb Veeraert Dennyß vor seinem Sohne stehen und sagte mit ganz anderem Tone:

„Nun denn! der Verrath ist einmal geschehen, und im Nothfall könnte ich diese Handlung vergessen; aber unser gegenseitiges Verhältniß kann nicht so bleiben. Meine Freunde fliehen und fürchten mich; ich verliere alle Achtung und Einfluß, weil man mich im Verdacht hat, ich wolle mich durch Dich mit Artevelde versöhnen...“

„Ach! wie würde ich Gott danken, wenn dieser Verdacht gegründet wäre,“ tief Lieven eifrig.

„Mich mit Artevelde versöhnen!“ spottete der Ober-
bedient bitter; „mit ihm, der mich meines Rechtes beraubt hat, mit ihm, der mich unter seinem Hochmuth gebeugt hält! Aber risse ich mir das eigene Herz aus der Brust, um es zwischen zwei Steinen zu zerschmettern. Nein, nein! Der Streit zwischen mir und dem Tyrannen ist nicht zu Ende; so lange mir noch ein Tropfen warmes Blut durch die Adern fließt, soll er wissen und fühlen, daß ich lebe. Fortuna's Rad hat mich niedergeworfen; aber dieses Rad dreht sich immer und bringt selbst die Schwächsten wieder empor. Er fürchte die Wendung; er soll erkennen, wie sie schmeckt, die Galle, die jetzt Jahre lang sich in meiner zusammengepreßten Brust gesammelt hat; er soll zu meinen Füßen kriechen, vergeblich um Gnade flehen für sich selbst, für Alles, was ihm theuer

ist, für Alle, die ihn zu achten und zu lieben wagten. Ich werde sein Geschlecht vernichten, seinen Namen verschwinden lassen aus der Welt, oder ihn der Geschichte überliefern, beladen mit ewiger Verachtung und Schande. Und muß meine Rache in einem Blutbade gefühlt werden, so werde ich unerbittlich sein und das Schwert wie eine Sense über Glandern fahren lassen“

Pieven legte zitternd die Hand auf seines Vaters Mund und unterbrach so dessen abscheuliche racheathmende Rede.

„Ach! habe Mitleid mit mir!“ bat er flehend; „Deine Worte durchbohren meine Seele und erschrecken mich zum Tode. Bist Du es nur, Vater, der so spricht? Ist nicht ein böser Geist zwischen uns Beide getreten, um dies Gemach durch unerhörte Verwünschungen zu beflecken? Siehe, ich zittere und bebe, wie wenn Deine Stimme einen Teufel aus der Hölle vor meinen Augen heraufbeschworen hätte. Erbarme Dich meiner, Vater! Laß mich glauben, daß der Zorn allein Dir diese Worte eingab! Reiß nicht so grausam das letzte Gefühl der Liebe aus meinem bekümmerten Herzen! Ich bitte Dich, befreie mich von dem schrecklichen Gedanken, der mich quält; widerrufe, was Du gesagt hast!“

„Widerrufen?“ wiederholte Denys mit dumpfer Stimme. „Nein, für uns Beide ist auf Erden nicht Platz; er oder ich muß verschwinden. Du scheinst erstaunt über meine gerechte Rachelust! Wüßtest Du, was ich seit Jahren leide, fühltest Du das tödtliche Nagen des Wurmes, der in meinem Herzen wühlt, verzehrte das

Feuer der Hölle auch Dein Gehirn, o grausamer Sohn, so würdest Du den feigen Tyrannen verfluchen, der Deinen unglücklichen Vater unterdrückt und tödtet; Du würdest gleichfalls von dem Himmel verlangen, sein verhaßtes Blut fließen zu sehen, als Racheopfer für das Böse, das er mir, seinen Brüdern, dem Vaterlande zugefügt hat. — Aber Du bist blind, Du tatest meinen schändlichen Mörder an. . . . Ha! Du weinst, Lieven, Du fühlst Mitleid über Deine abscheuliche Neigung zu dem schändlichsten aller Menschen. . . .“

„Ach, ach! wohin bin ich gekommen!“ seufzte Lieven mit Thränen in den Augen. „O, Vater, warum zwingst Du mich mit Gewalt, Dich zu beurtheilen? Warum hast Du Dein Inneres vor mir bloßgelegt? Selbst wenn ich mich auch freiwillig täuschen wollte, so kann ich doch keine Entschuldigung für Dich mehr finden. Muß ich denn die schrecklichste aller Pflichten erfüllen? Soll ich Dir in dieser feierlichen Stunde die Wahrheit sagen?“

„Wahrheit oder Lügen! sprich, ich gebiete es Dir!“ rief Dennyß mit drohender Stimme.

„O, möge Gott einen Lichtstrahl in Deinen Geist senden, Vater!“ entgegnete Lieven. „Mögest Du mein kühnes, doch ehrerbietiges Wort geduldig anhören! Vielleicht kehrt dann noch die Ruhe in Dein geisterleeres Gemüth, und das wohlthätige Gefühl der kindlichen Liebe in mein blutendes Herz zurück. Du nährst gegen Ather Artervelde einen glühenden Haß, Du rühmst Dich dessen sogar. Diese stets verwerfliche Leidenschaft kann einiger-

maßen Entschuldigung finden vor Gott und vor Menschen, wenn eine große Schlechtigkeit sie hervorrief und sie nährt; aber sage mir doch, was hat Dir der Oberhauptmann je Böses gethan? War seine erste That nicht, Dich aus der Verbannung zurückzurufen? Er weiß, daß Du selbst ihm feindselig gesinnt bist. Wahrscheinlich ist es ihm nicht unbewußt, daß Du seinen Fall als die Aufgabe Deines Lebens betrachtest. Und dennoch, Du kannst es nicht läugnen, Vater! wenn gestraft werden mußte, hat er Dich jederzeit verschont, obwohl er wußte, daß Du doch nicht aufhörtest, zu seinem Nachtheile wirksam zu sein. Und während Du ihn tadeltest, während Du seinen Namen verwünschtest, kam niemals ein Wort gegen Dich über seine Lippen, nicht einmal eine Klage über Dein Unrecht. Du sagst, Du hassst ihn aus Liebe zum Vaterlande? Was war Flandern, als seine Hand es emporhob aus der Gruft der Erniedrigung und des Elends? Die Hungersnoth mähete unsere abgekehrten Brüder von der Erde weg; wir waren die muthlosen Sklaven des Fremden; Handel, Gewerbe, Wohlfahrt, Gedeihen, alle Gaben, welche Gott unserer milden Heimath geschenkt, waren dahingeschmachtet unter dem Unrechte und der Unterdrückung. . . . Und jetzt, jetzt hat sich Flandern über alle umliegenden Lande in Macht, Freiheit und Reichthum erhoben; jetzt ist die bleierne Sargdecke von Frankreichs Einfluß auf immer weggenommen und vernichtet; Ueberfluß strömt über unsern Boden, und die Nationen der Erde rühmen unser Vaterland als den Brennpunkt der Volksbildung und Volks-

größe. Das ist das glanzreiche Werk des weisen Mannes. Und Du willst ihn hassen im Namen des Vaterlandes selbst? Fürchtest Du denn nicht, o Vater, daß minder edle Leidenschaften ohne Dein Wissen Besitz von Deinem Herzen genommen haben? Ich mag nicht fortfahren; die Ehrfurcht verbietet es mir; aber glaube mir, Vater, Du hassst ohne Ursache; es giebt Etwas, das Dich verblendet, vielleicht ein Gefühl, dessen Namen Du selbst nicht ohne Erröthen aussprechen würdest. — Du leidest, sagst Du? Ach! Du leidest nicht allein. Könntest Du in meinem Busen lesen, welche Schmerzen mein Innerstes schon so lange durchwühlen; könntest Du messen die Tiefe der Pein, die ich über Deinen Irrthum empfinde! Soll unser Leben denn bis an sein Ende getränkt bleiben mit Galle und Bitterkeit, während ein einziges Wort von Dir Freundschaft, Genuß und Friede über uns ausschütten kann? Höre meine Stimme, o Vater! Heilige Dein Gemüth durch die reine Flamme der Brudersliebe! Wurf die unnennbaren Leidenschaften aus Deinem Herzen! Laß die Hand Deines Sohnes das feierliche Band der Versöhnung werden zwischen Dir und dem weisen Manne! Gehe zu Mher Artevelde; fordere seine Freundschaft! Er wird Dich mit offenen Armen empfangen, wie einen Bruder, der zu ihm zurückkehrt. . . .“

Geeraert Derys hatte mit abscheulichem Grinsen und mit spöttischer Geduld die Rede seines Sohnes angehört. Gegen das Ende hatte er jedoch seinem Antlitze eine gemachte Ruhe gegeben und that nun, als ob er sich zu gemäßigteren Gefühlen habe überreden lassen. Dennoch

hatten aber vielleicht niemals Haß und Zorn mit größerer Gewalt in seinem Busen gelodert. An dem entsetzlichen Lächeln, welches jetzt seine Lippen überzog, konnte man den Vorboten einer größeren Bosheit erkennen. Ohne Zweifel hatte er das Mittel gefunden, seinen Sohn grausam zu bestrafen. Er ging auf ihn zu, nahm ihn mit falscher Freundlichkeit bei der Hand und sagte mit eindringlichem Tone zu ihm:

„Wahrlich, Lieven! was die Leidenschaft mich eben ausstoßen ließ, liegt nicht so in meinem Herzen. Deine Worte, wenn auch ungegründet oder übertrieben, haben mich gerührt. Du kennst Deinen Vater nicht recht. Ich lasse mich zwar leicht fortreißen; aber ich treibe meine rechtmäßige Rache nicht so weit, und flegte ich wirklich über meine Feinde, so würde ich großmüthig genug sein, um das Böse, das sie mir gethan, zu vergeben und zu vergessen. Was mich mitunter in Worten über die Grenzen der Mäßigung hinaustreibt, ist kein Gefühl des Eigennutzes, sondern der Unwille über den Hohn, den man Dir zufügt gerade in dem Hause desjenigen, für dessen Wohlfeyn Du Alles opferst, auch die Ehre und das Leben Deines Vaters. Du hast mir nicht Glauben geschenkt, als ich Dir sagte, daß Mher Ghelnoot van Lens und Jungfrau Veerle übereinstimmen, um Dich zum Deckmantel ihrer schändlichen Buhlschaft zu machen. . . .“

„Vater, Vater! Gnade!“ schrie Lieven voll Wein und Schrecken. „Zerreiße die letzte Ader nicht in meinem Herzen; laß mich fliehen! Rede nicht mehr! Du würdest mich zur größten Missethat verdammen; ich

würde meinen Vater hassen und von Gott selbst als ein unmenschliches Geschöpf verflucht werden!“

„Run!“ sagte Denys mit siegreicher Kälte; „gehe aus dem Hause und beruhige Deine Sinne. Ich will Dich nicht daran hindern, da ich sehr wohl weiß, daß Du binnen weniger Zeit selbst bekennen wirst, Aher Ghelnoot und Weertle betrügen Dich schändlich“

Ehe diese Worte gesprochen waren, hatte Lieven bereits das Haus verlassen.

Er irrte eine Zeit lang wie ein Verjagter durch die Straßen, bis er endlich, ohne es zu wissen, bei den Wassermühlen stand, und dort, mit den Armen auf den Steinen ruhend, bewußtlos in die brausende Fluth hinabstarrte.

Gleichsam von einem geistigen Schlafe befangen, blieb er hier ungefähr eine halbe Stunde in die Betrachtung seines traurigen Schicksals versunken, bis seine geistige Abspannung ihn wieder in die frühe Wirklichkeit zurückführte. Er verließ nun die Niederschelde und ging die Drabantstraße hinauf.

Bei dem Steen von Bapeghem begegnete er Aher Ghelnoot van Lend, der auf ihn zuging und ihn geheimnißvoll bei Seite führte. Er steckte die Hand in die Tasche, zog ein Pergament aus derselben, zeigte es dem Jünglinge und fragte ihn:

„Versieh' Dir diese Schrift einmal genau! Erkennst Du sie?“

„Es scheint mir die Hand des Oberhauptmanns!“ entgegnete Lieven; „doch ist etwas Fremdes darin, das

ich nicht gut angeben kann. Vielleicht ist sie nachgemacht?"

„Vielleicht? Betrachte doch einmal genau diese Buchstaben! So schreibt der Oberhauptmann doch nicht!"

„In der That!" sagte Lieven; „die Schrift ist falsch; jetzt bin ich ganz davon überzeugt. Das Siegel selbst ist nicht gestempelt; es ist mit der Hand nachgemacht."

„Les doch einmal den Inhalt, Lieven!"

Der junge Denys las die Schrift durch und sagte dann verwundert:

„Ein Befehl von Mher Artevelde, der Dich augenblicklich nach Beurne ruft, und Dich ersucht, Deine Abreise durchaus geheim zu halten. Was mag darunter verborgen liegen?"

„Ach! immer dasselbe, Lieven: Hinterlist und Bosheit. Ich bilde mir ein, daß man mir unterwegs irgendwo einen Hinterhalt gelegt hat, um mich zu überfallen und zu ermorden, wenn es möglich ist. Es ist die Rechnung von dem misglückten Aufstand, die man mir auf solche Weise ausgleichen will. Siehst Du! heute Nachmittag läßt man mir diesen Befehl zukommen, damit ich in der Nacht reisen muß, und man verlangt, daß ich die Reise geheim halte, damit Niemand vermuthet, daß mich Genter überfallen."

„Du wirst doch nicht nach Beurne gehen?" fragte Lieven.

„Das heißt," lachte Ghelnoot, „ich bin seit einer halben Stunde damit beschäftigt, ein Mittel auszudenken, um selbst die Wölfe zu fangen. Es ist indessen ein Wischen weit. Ich bin jetzt auf dem Wege, um mit Mher

Maes van Baernewyck die Sache zu bereben. Er wird mir ratthen, was ich thun soll. Sprich unterdessen nicht davon, und findest Du mich heute Abend um acht Uhr nicht zu Hause, so denke, ich sei nach Weurne auf die Jagd gegangen. Auf Wiedersehen! Ich will die Zeit nicht verlieren; es wird sonst zu spät.“

Lieven blieb noch einen Augenblick an dem Orte stehen. Er vergaß bald, was Ghelnoot ihm gesagt hatte, und gab sich ganz dem größeren Verdruße und dem tieferen Schrecken hin, die ihn seit den Verwünschungen seines Vaters ergriffen hatten. Von den peinlichsten Gedanken verfolgt, durchschritt er langsamen Ganges die ganze Stadt, blieb hier und dort auf den Brücken stehen, um in das fließende Wasser zu blicken, und besand sich gegen Abend vor der Pforte des großen Beggynenhofes, ohne zu wissen, wie er dorthin gekommen war. Die Thurmglöcke läutete zur Vesper, und viele Bürger und Frauen aus der Nachbarschaft traten in den Hof, um dem Gottesdienste beizuwohnen. Drinnen auf dem Plane sah man in der halben Dunkelheit die Beggynen aus ihren Wohnungen treten und nach der Kirche eilen.

Lieven stand dort eine Zeit lang regungslos vor der Pforte, jeder Beggynne mit den Blicken folgend, während das Herz ihm in der beunruhigten Brust heftig pochte. Fortgezogen von einer unwiderstehlichen Begierde, Beerte zu sehen und in ihrem Anblicke Trost und Erleuchtung zu finden, trat er endlich mit schüchternen Schritte in die Kirche und kam dort an, als der Abendgesang bereits begonnen war.

Das Innere des Gotteshauses hatte um diese Stunde etwas Heimliches, ja selbst Schauerliches. Nur der Altar war von einigen Wachskerzen erhellt; in den Stühlen herrschte dagegen eine Dunkelheit, in welcher man nichts als zweifelhafte Formen unterscheiden konnte. Längs der Mauer zu beiden Seiten saßen die Beggynen wie Steinbilder, regungslos und stumm, in Reihen geordnet. Ihre schwarzen Gewänder verschwammen in der Dunkelheit und konnten nicht von dem Auge gefaßt werden, während ihre weiße Kopfbedeckung allein sichtbar blieb und ohne Stütze in der Luft zu schweben schien. Diese Kopfbedeckung bildete durch ihre weit vorspringenden Falten eine undurchdringliche Tiefe für das Antlitz, welche kaum vermuthen ließ, daß ein menschliches Haupt hinter dieser undurchdringlichen Finsterniß verborgen liegen könne. Eine ehrfurchterregende Stille füllte die Kirche. Nur von Zeit zu Zeit hörte man die murmelnde Stimme des Priesters vor dem Altare oder ein fernes Husten, das wie das Gefrächze eines Nachtraben aus der Dunkelheit aufstieg.

Pieven, der wohl am Tage, doch nie am Abende in der Kirche des Beggynenhofes dem Gottesdienste beige-wohnt hatte, war nicht im Stande, ohne innere Angst den Blick auf diese geisterhafte Versammlung zu richten. Und doch ward durch diese Nührung selbst sein Auge unaufhaltsam vom Altare weggezogen, um in die dunkeln Kopfbedeckungen einzudringen und, wenn es möglich sei, das bleiche, aber süße Antlitz Beerle's zu erkennen. Jedes Mal wandte er jedoch entsezt den Blick wie-

der ab, und es faßte ihn eine unbegreifliche Angst. Von seiner aufgeregten Phantasie fortgerissen, gab sein Auge dem, was er nicht sah, Gestalten; er wählte unter den Kopshüllen grinsende Schädel zu unterscheiden, und diesen einen Körper hinzufügend, entdeckte er in der Dunkelheit eine Anzahl entfleischter Gerippe. Sich allmählig ganz diesem tollen Traume hingebend, wählte er sich in das Reich der Todten versetzt und fühlte, wie es ihm die Brust zusammenzog und das Herz beengte. Hörte er nun hier oder da das Knarren eines Stuhles, oder unterschied er ein schwereres Athmen, so erzitterte er, wie wenn das Klappern eines Gerippes oder das Wehklagen einer leidenden Seele sein Ohr getroffen habe.

Plötzlich stieg von der Höhe ein himmlischer Gesang herab und verbreitete sich in langsam wallenden Tönen durch das Gotteshaus. Es waren Stimmen von Engeln oder von Frauen, deren hinreißender Klang in einem vielstimmigen Chor stieg und sank, wie die süßen stillen Rührungen des jungfräulichen Gemüthes.

Entzückt hob Pieven das Haupt empor und begrüßte lächelnd die schmeichelnden Töne. Aber die Sängerinnen blieben seinen begierigen Blicken unsichtbar. Nur ein einziges Wachslicht, hinter einem wiederstrahlenden Leuchter, ließ vermuthen, daß der Gesang aus der Tiefe des Chores aufstieg und sich von dort wie in Weihrauchswölkchen bis nach dem Altare verbreitete.

Hatte Pieven bei der Todesstille sich in einen irdischen Aufenthalt geträumt, so hatte seine reizbare Einbildungskraft gewiß jetzt Grund, zu wähnen, daß der

Himmel sich über den harrenden Geistern öffne und ihnen den Willkommengruß der Erlösung zusende. Hier mischte sich jedoch eine selige Wirklichkeit zu dem Gaukelspiele. Die süßeste Stimme, diejenige, welche ihre Töne am klangreichsten und kräftigsten zu Gott sandte, so daß es mitunter schien, als ob sie zitternd wie glänzende Thautropfen niedersanken, — diese Stimme rührte sein Herz auf das Tiefste und goß mit vollen Jügen den Balsam des Trostes in dasselbe. Er konnte sie nicht verkennen; die Vorsängerin des heiligen Lobliedes war seine geliebte Weerle.

Lange blickte er so mit dem heiteren Lächeln des Entzückens in die Tiefe der Kirche, um jeden Klang des Gesanges bei seinem Entstehen aufzufassen und ihm zu folgen, bis derselbe verhallte oder von einem anderen Tone abgelöst wurde; lange lauschte er so bewusstlos und träumte von einer Himmelseligkeit, in welcher er vor Gottes Throne seine Stimme mit der Stimme Weerle's vereinigte, in welcher dieselbe Flamme ewiger Liebe seine Seele mit der Seele der theuren Schwester vermischte.... bis der Gesang plötzlich in einem langen Tone erstarb und aufhörte.

Der entzückte Jüngling rührte sich zuerst nicht und hoffte noch immer neue Klänge vom Chöre zu vernehmen. Die Töne zitterten noch so in ihm nach, daß sie das Lied in seinem Innern eine Weile fortsetzten.

Als er jedoch gleich darauf an den Bewegungen des Priesters merkte, daß der Gottesdienst zu Ende gehe, kniete er vor dem Altare nieder und sandte ein feuriges

Gebet zu Gott, dem er dankte, daß er ihn an diesen Ort geführt habe, um ihn aus dem Abgrunde tödtender Verzweiflung zu retten. Er fühlte jetzt sein Gemüth erleichtert; ihm waren Kräfte geschenkt worden, um sein endloses Weh geduldig zu tragen; es war ihm vergönnt worden, Trost und Labfal zu finden in der Aufwallung der Seele seiner Geliebten zu dem Herrn.

Kaum hatte er einige Augenblicke dort gesessen, so benachrichtigte ihn ein allgemeines Geräusch mit den Stühlen und das Aufstehen der Beggynen, daß der Abendgottesdienst zu Ende sei. Er stand ebenfalls vom Betschemel auf und blickte eine Zeit lang auf die Beggynen, welche sämmtlich ihre Kopfbedeckung abnahmen, sie in eine neue Form legten und wie ein langes herabhängendes Tuch um den Kopf befestigten, ohne diesmal ihr Antlitz zu verbergen. Als sie dies gethan hatten, näherten sie sich, eine nach der anderen, dem Weiskessel, wo Pieven stand, und verließen dann die Kirche.

Zulezt strahlte auch Weerle's liebevoller Blick aus der Ferne dem Jünglinge entgegen. Sie näherte sich mit der Röthe der Scham auf der Stirn und sah ihn heiter und durchbringend an, während sie Weihwasser nahm.

„Ach, Weerle! wie singst Du schön!“ seufzte Pieven.
 „Mein Herz zittert noch vor Bewunderung.“

Die Jungfrau beugte das Haupt und sagte, beinahe unhörbar:

„Sonntag, Pieven, komme recht früh!“

Sie ging nun rasch aus der Kirche, gleichsam als fühle sie Reue, die Regel der Beggynen verletzt und in

dem Gotteshause selbst mit einem Manne gesprochen zu haben.

Der Jüngling folgte ihr nach dem Plane, um sie wenigstens, so lange er konnte, mit den Augen zu begleiten. In der Dunkelheit, welche ringsum herrschte, konnte er aber nichts mehr gewahren, als einige schwarze Schatten, welche in verschiedenen Richtungen nach einander in den Winkeln der kleinen Wohnhäuser verschwanden.

Gleich nach Lieven's Ausgange hatte die Küsterin die Kirche geschlossen und wollte ebenfalls die Vorderpforte des Hofes verrammeln. Sie benachrichtigte den Jüngling, daß er das Stift verlassen müßte, und begleitete ihn bis an die Pforte. Da erhob sich plötzlich an dem anderen Ende des Planes ein furchtbares Geschrei, und fünf oder sechs Beggynen kamen nach Hülfe rufend auf die Kirche zu. Die Küsterin gab ihnen mit lautem Wehklagen Antwort; denn sie zweifelte nicht daran, daß sich ein großes Unglück zugetragen haben müsse, weil die beständige Nachtruhe des Hofes auf eine so furchtbare Weise gestört wurde. Ohne zu wissen, wem es gelte, lief sie, von Lieven begleitet, ihren Genossinnen entgegen. Die Erste, welche sie erkannte, rief mit über dem Haupte zusammengeslagenen Händen:

„Gott bewahre uns Alle, Schwester Begga! Welche Kirchenschändung! Welches Unglück!“

„Himmel! Ihr tödtet mich vor Angst! Was ist denn?“ fragte die Küsterin mit steigender Furcht.

„Ach!“ rief die Erste, „wir kamen mit unserer alten Schwester von Artervelde zu unserer Wohnung und woll-

ten die Thür aufschließen, als plötzlich Schwester Veerle von uns fortgerissen und auf einer Leiter über die Mauern entführt wurde. Sie wehrte sich und schrie, daß es uns das Herz zerriß; aber es waren zu viele Männer; die Leiter verschwand hinter der Mauer . . . Wir sind gelaufen . . . Ach! die Arme! die Arme! die Unglückliche! . . . in Händen von Räubern! . . . Was wird mit ihr geschehen! . . .“

Lieven wartete das Ende dieser Ausrufungen nicht ab. Ein gellender Schrei entfuhr seiner Brust; er zog seinen Dolch, und mit der anderen Hand den Arm der Beggynen ergreifend, sagte er hastig:

„Kommt, kommt! zeigt mir den Platz, daß ich sie befreie! Ihr wagt es nicht? Gott! was ist zu thun?“

„Ich will mit Euch gehen!“ sprach eine Andere, während sie vorauslief und ihn nach der Mauer brachte, wo die Entführung stattgefunden hatte.

Hier fand Lieven eine Anzahl Beggynen, die mit unaufhörlichem Geschrei das Schicksal ihrer unglücklichen Schwester beklagten, von den Räubern und von Veerle jedoch nicht die geringste Spur mehr. Es war hinter der Mauer so stumm und so dunkel, wie im Grabe.

Wie vom Fieberwahn Sinn gejagt und mit der äußersten Verzweiflung eilte der junge Denny zum Beggynenhofe hinaus, wandte sich um die Mauer und lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit, ob er nichts vernehme. Er suchte mit den Blicken die Dunkelheit zu durchdringen; aber alle seine Mühe war vergeblich. Mit zerschmettertem Herzen und die Augen voll Thränen kehrte er nach

dem Begghynenhofe zurück, wo er viel Volk fand, das aus der Nachbarschaft bei der Kunde herbeigeströmt war.

Bald darauf kam auch Ghelnoot van Yend mit anderen Freunden Artevelde's herbei. Sie vertheilten sich, um das Rabot, die Stadtwallthürme, und selbst die Außensfelder zu durchsuchen; aber sie fanden nichts, das sie vermuthen ließ, wohin man die arme Beerle entführt haben könne.

Die aufsteigende Sonne fand Lieven unter heißen Thränen vor dem Wallthore. Er erlag fast der Ermüdung und Verzweiflung.

XIV.

In dem Winkel der Waiflege an der Leiße stand ein altes Haus, welches Weeraert Dungs zugehörte und schon seit einiger Zeit unbewohnt geblieben war, wahrscheinlich wegen seiner einsamen Lage. Es lag auf allen Seiten von den anderen Häusern abgesondert und war nur mit seinem Hofe durch hohe Ringmauern verbunden; sein Fuß badete sich in der Leiße, und während der Regenzeit, wo der Strom mit rascherem Laufe vorbeifloß, konnte man in den inneren Gemächern das Brausen des Wassers hören, welches durch einen überwölbten Gang selbst zum Theil unter der abgelegenen Wohnung dahinfloß.

Drei oder vier Tage nach der Entführung der unglücklichen Weerde befand sich der Ribaudenkönig zu nächster Zeit in einem ziemlich großen Gemache im ersten Stock dieses Hauses. Eine tragbare Lampe brannte mit schwachem Scheine auf dem Tische, neben welchem Duggeln saß. Um desto sicherer zu verhindern, daß weder Neugierige noch Späher bemerkten, es halte sich Jemand in der leeren Wohnung auf, hatte man die Fenster, außer ihren hölzernen Schirmen, mit langen Lappen zerrissener Teppiche behängt, und obwohl es einigermaßen rauhes Wetter war, so brannte doch kein Holzfeuer in dem Gemache, sondern ein breiter Ziegelstein mit glimmenden Kohlen stand unter der Ofen und rauchte.

In einem Winkel auf der nackten Erde lagen gleichfalls mehrere Stücke Teppich auf einander und bildeten eine schlechte Lagerstätte.

Auf der Tafel, neben einem Weintruge mit dem Becher und vielen silbernen Münzen, lag eine große schwarze Maske und neben dieser ein Dolch.

Der Ribaudenkönig trug seine gewohnte Kleidung nicht. Wie er sich jetzt zeigte, würde man ihn schwerlich beim ersten Blicke erkannt haben. Es war auch wohl nicht ohne Absicht geschehen, daß er sich auf so ungewöhnliche Weise angekleidet hatte.

In dieser nächtlichen Einsamkeit, während eine ängstliche Stille ringsum und über der ganzen Stadt zu herrschen schien, hieß sich Muggelyn auf eine sonderbare Weise beschäftigt. Er warf unaufhörlich mit Würfeln und sprach und jankte dabei mit eben solchem Eifer, als ob ein unsichtbarer Spielgenosse neben ihm gefessen hätte. Auch hierin brauchte man nichts Unnatürlichen zu suchen. Um seiner Leidenschaft für das Spiel wenigstens einigermaßen zu fröhnen, hatte der Ribaudenkönig seine linke Hand herausgefordert, gegen seine rechte zu würfeln. Jeder hatte er die Hälfte seines Geldes gegeben, und jetzt die rechte Hand als sich selbst ansehend, spielte er in tiefer Vergessenheit und mit Bohn gegen seine Linke, die ihm beinahe Alles abgewonnen hatte.

„Man hat wohl Recht,“ rief er, „zu sagen, daß der Teufel an der linken Seite steht; denn wenn Du nicht mit dem Teufel umgehst, da weiß ich nicht, wie es ist!“

Plötzlich hörte Muggelyn ein fremdartiges Geräusch

in der Kammer, wie wenn ein schwerer Seufzer aus einer beklemmten Brust emporstiege. Wahrscheinlich war es nichts Anderes, als ein Windstoß in der Oefe oder ein unverschlossener Fensterrahmen, welcher knarrte. Doch erbleichte er und sah ängstlich umher. Nachdem er eine Weile mit gespannter Aufmerksamkeit gehorcht hatte, sagte er murrend:

„Es ist wunderbar! Seit ich träumte, daß ich meine Mutter vor dem Bette stehen sah, bin ich wie von Spuk und Geistern heimgesucht. Es ist etwas in meinem Leibe, das von selbst zu beben anfängt, wenn ich um Mitternacht allein in einer dunklen Kammer bin. Ich muß da auch noch vom Teufel reden! Aber nur gerade herausgesagt, was soll der Böse mit mir anfangen? Ich bin doch wahrlich der Mühe nicht werth, daß er um meinetwegen einen Umweg macht. . . . Es war auch nichts! Eine Gule oder ein Kater, die Gesellschaft suchen! . . . Nun denn! ich spiele quitt oder doppelt in drei Würfen! Warst Du es? Ja! Nun denn! paß auf! es geht! — Bierzehn! zehn! Sollte man das Spiel nicht verwünschen? Wie wird der Wirth aus dem Hirsch unter dem Belfroot zanken und rasen, wenn ich verliere und ihn wieder mit krummen Sprüngen bezahlen muß! Nun, nun! sei nur nicht so eilig! wir haben ja noch Zeit! Da! nun der letzte Wurf! Ha, ha! drei Sechser! das macht zusammen zwei und vierzig! Wurf einmal dagegen! Was! Du wagst zu sagen, daß ich die Würfel naß mache! daß ich Dich betrüge? Was hindert mich, daß ich Dir nicht stehenden Fußes den Hals breche! Das wäre Dir aber

wohl recht? Da ginge das Spiel nicht fort! Denn Du hast verloren. Ha! Du bekennst, daß es wirklich zugeht? Na, wirf! Wie! achtzehn! Der Teufel! Ach! nur sieben und neun! Mir gehört der ganze Gewinnst! Du hast verloren, Kamerad!"

Er scharrte mit großer Freude die beiden Haufen Geld in die Tasche und sprach, während er die Kanne über den Becher hob:

„Komme, ich will Dich mit einem guten Schluck beschenken!"

Eine Art von verdrießlichem Erstaunen überzog jedoch Muggelyn's Gesicht, als er bemerkte, daß kaum noch Wein genug übrig sei, um den Becher halb zu füllen. Er trank dies Wenige langsam aus, warf einen traurigen Blick auf die Kanne und sagte zu sich selbst:

„Leer Es wird mir hier schrecklich verdrießlich! Schon drei Nächte! Und wo jetzt geblieben mit diesen betrunkenen Kalbe? Das Spiel war doch dumm angefangen, obwohl man die Seele des Oberdechanten haben muß, um solche Dinge auszufinden. Wäre es gelungen, so hätte es dem Oberhauptmann einen harten Stoß versetzt. Die Jungfrau aufzuheben war so mühselig nicht. Sie wiegt nicht schwerer als eine Flaumfeder und wurde zu rechter Zeit ohnmächtig. Aber da lag der Knopf nicht! Mher Ghelnoot van Leud mußten wir gleichfalls haben, um glauben zu machen, daß er sie mit ihrer Zustimmung entführt habe. Unterdessen wäre die Verleumdung ihren Weg gegangen, und nachdem man sie einige Wochen in Westflandern zurückgehalten, hätte

man sie Beide an einem abgelegenen Orte verlassen. Dann wären sie gewiß zusammen nach Hause zurückgekehrt. Fürwahr! sie möchten Himmel und Erde als Zeugen ihrer Unschuld aufgerufen haben, sie hätten doch die Flecken der Verleumdung nicht abgewischt, sobald diese erst einige Tage an ihnen festklebten. — Sollte es wahr sein, daß die Zunge einer Ratter das stärkste Gift enthält? Mir dünkt, die Zunge der Menschen tödtet mit weit größerer Sicherheit. Der Oberhauptmann, der die Ehre über Alles schätzt und seine Tochter mit unendlicher Reigung liebt, würde an der Tugend seines Kindes und seines Busenfreundes gezweifelt haben. Dies mußte man erreichen! Ich begreife, welche Verzweiflung, welches schreckliche Leid ihm dies verursacht hätte; aber ich begreife noch besser, daß ich, der Schelm, Trunkenbold und Spieler, doch noch nicht schlecht genug bin, um solche Pläne auszufinnen. Wirklich, wenn ich darüber nachdenke, so fange ich an zu glauben, daß ich noch ein gutes Herz habe; denn ich sag~~es~~ gerade heraus, ich möchte nicht in Rhet Denys' Haut stecken! Wenn der nicht einmal in der tiefsten Tiefe der Hölle braten muß, so habe ich auch noch einmal Hoffnung, in den Himmel zu kommen, obwohl es mir scheint, als ob dies für jetzt noch sehr zweifelhaft wäre. Wer weiß? Uebrigens bin ich doch neugierig, zu wissen, wo man mit der Jungfrau bleiben soll, und es wundert mich, daß der Oberdechant noch keine neue Bosheit ausgefunden hat, um sich von dieser Last zu befreien. Wäre es eine Andere, so hätte ich ihr schon längst einen Gnadenstoß gegeben und sie in

irgend einer Straße ausgelegt; aber ich weiß nicht, welches sonderbare Gefühl der Schwäche mich ergreift, jedesmal wann ich sie sehe. Ihre Stimme ist so süß, so schmeichelnd; sie spricht so ganz ohne Zorn und so schöne Worte, daß ich wahrlich die Kraft nicht in mir fühle, dem Lamm etwas Böses zuzufügen. Es muß irgend etwas Geheimniß sie beschützen, da ich, der ich gar keinen Begriff habe, daß ein Mann Ehrfurcht vor einer Frau hegen könne, mich diesem wehrlosen Geschöpfe nie näherte, als mit Furcht und Respect Warum muß auch der Oberdechant seine Rache an einer Frau ausüben? an der Verlobten seines eigenen Sohnes? Weil er kein Oberhauptmann ist und es nie werden wird? Es würde sonderbar zugehen in Gent, wenn dieser eingefleischte Teufel Herr davon würde! Ich begreife nicht, wie Mher Arctvelde, der doch wohl Etwas weiß von dem Haffe des Oberdechanten und vielleicht von dessen Anschlägen, dieser Schlange nicht schon den Kopf zerschmettert hat. Es kostet ihm ja nur ein Zeichen mit der Hand! Ja, aber Ruggelyn, wo bleiben dann die Pfunde Grote und die Weinkannen, und das lustige Würfelspiel? Das verfluchte Geld! — Was sage ich da? Na! ich falle noch in Schlaf von dem ernsthaften Denken Es muß lange Winternacht sein; ich werde mich bis Morgen auf mein Nest legen; die Jungfrau ist ja doch mit Allem versorgt. Wenn ich nur werde schlafen können! ich habe schrecklich wenig getrunken. Oder thut der Betrüger Wasser in den Wein, aus Furcht, daß ich mich vielleicht vergäße und seine Missethaten an den Tag brächte?“

Während er diese letzten Worte sprach, stand Muggelson vom Tische auf und warf sich ganz angekleidet auf das Lager hin. Oben versuchte er, die Augen zu schließen und einzuschlafen, als plötzlich ein Geräusch im unteren Gange des Hauses wiederhallte.

„Was mag das sein?“ murrte der Ribaukenkönig aufspringend. „Sollte man entdeckt haben, wohin die Wölfe das Schaf brachten? Da kann ich nichts Besseres thun, als rasch unter das Gewölbe in die Leize zu steigen und nach der Sluggelenbrücke zu schwimmen.“

Er lauschte unterdessen aufmerksam und hörte diesmal deutlich, daß man dreimal leise an die Außenthür pochte.

„Der Oberdechant!“ rief er erstaunt, „der um Mitternacht zurückkehrt! Das hat nichts Gutes zu bedeuten! Nun, ich will ihm öffnen; er bringt vielleicht eine neue Kanne.“

Er ergriff die Lampe, ging die Treppe hinab, öffnete die Thüre und sagte leise zu Geeraert Denys:

„Nun, Meister! es ist nicht Recht von Euch, daß Ihr mich so spät weckt; ich träumte gerade, daß wir zusammen zur Hölle führen. Es war eine wunderbare Reise, das versichere ich Euch!“

Der Oberdechant schloß die Thür mit unvorsichtiger Eile und ohne zu antworten, während Muggelson ihm das Licht vor die Augen hielt und verwundert rief:

„Ihr zittert, Meister? Der Schweiß tropft Euch von der Stirn herab? Ist Euch vielleicht unterwegs der Geist Eurer seligen Frau begegnet? Es geht Euch am

„Gut gleich mir: ich habe den Teufel nicht gesehen, aber jetzt sehe ich ihn doch.“

„Schweig! bei Deinem Leben, schweig!“ volltete Denys, vor Wuth oder Angst zitternd.

Er packte dem Ribaudenkönig bei dem Arme und zwang ihn, trotz seinem Spotte, mit ihm die Treppe hinauf zu steigen. Oben angekommen, warf er sich in einen Sessel und sprach mit der größten Angst:

„Ruggelyn! wir sind verloren, wenn die Jungfrau bis morgen noch hier bleibt! Ein Einwohner von Marienland hat dem Oberschössen erklärt, daß er am Abende der Entführung ein Boot, in welchem einige schweigende Männer saßen, die Lieve habe hinabfahren sehen, und daß in der Dunkelheit etwas sehr Weißes mitten auf dem Boote gelegen habe. Man hat daraus geschlossen, daß dies Weiße die Kappe der Begynne gewesen sein müsse. Man giebt nun den diensthabenden Zehntnern den Befehl, mit Tagesanbruch alle Häuser längs der Lieve und Leije von unten bis oben zu durchsuchen, und Ihr könnt wohl denken, daß man dieses Haus nicht überschlagen wird. Entdeckt man die Jungfrau, so harret unserer das Schaffot; auf Trauerraub steht Enthauptung. Ihr wißt es wohl!“

„Ja? Ich habe keine Lust, so hoch zu sterben; Ihr könnt sehen, daß Ihr Euch selbst rettet. Was mich betrifft, so ziehe ich hier aus, nach meinem Hofe im Wallthore. Findet man die Jungfrau, so ist es desto besser!“

„Was? desto besser?“ rief Denys rasend; „in einem Hause, das mir zugehört? wo ich nun seit drei Ta-

gen so oft ein- und ausgehe? Ihr wollt mich ohne Hülfe dem Büttel überliefern, Undankbarer?“

„Undankbarer?“ murrte Ruggelyn. „Als ob ein kleiner Schelm einem großen Schelme Dankbarkeit schuldig sein könne! Aber laßt sehen! Ihr wäret im Stande, mich zu verrathen, wenn man Euch bekäme. Ihr wollt nicht, daß man die Jungfrau hier finde? Nun denn! Setzt sie auf die Straße und laßt sie laufen!“

„Um Gottes willen, Ruggelyn! Hört auf zu spotten; die Gefahr ist größer, als Ihr denkt.“

„Ich spotte nicht.“

„Und wird die Jungfrau nicht erkennen, welchen Weg sie genommen hat, und das Haus zeigen, wo man sie eingeschlossen hielt?“

„So meine ich es nicht, Oberdechant! Ich meine, daß man ihr die Augen verbindet und sie hindert, zu schreien. Man kann sie ja in ein anderes Stadtviertel tragen und dort liegen lassen.“

„Aber, Unbesonnener! wenn der Nachtwächter, oder nur ein einzelner Bürger sie antrifft, so sind wir ja verrathen!“

„Ja, wirklich! Nun, dann sagt Ihr, was geschehen soll.“

Der Oberdechant näherte sich dem Ribaudenkönige, der nicht fern von ihm saß, faßte ihn bei der Hand und sagte:

„Ach, Ruggelyn! seid Ihr denn so alt geworden, ohne zu wissen, daß ein vorsichtiger Arzt den Stahl gebraucht, wo die gewöhnlichen Mittel nicht hinreichen,

eine Wunde zu heilen? Findet Ihr in Eurem muthigen Herzen nicht Kraft genug, um die einzige That zu beschließen, die uns retten kann? Wäre es denn das erste Mal, daß Euer Dolch Euch von einem lästigen Zeugen befreit?"

Muggelyn sah dem Oberdechanten erstaunt in die Augen und sagte mit halbem Grinsen:

„Ihr meint wohl, ich habe Latein gelernt, um dies dunkle Geplapper zu verstehen? Ihr wollt wieder auf krummen Wegen Euer Ziel erreichen, Meister! Wenn Ihr es aber nicht besser anlegt, so könnt Ihr fortfahren bis morgen, und ich begreife Euch doch nicht.“

Geeraert Denys zitterte vor Ungeduld und Aerger; sich jedoch bezwingend, fuhr er fort:

„Ein Geheimniß ist nie besser verwahrt, Muggelyn, als wenn es unter einem Grabdeckel verschlossen liegt; die Todten allein bleiben auf immer stumm.“

„Aber, Meister! was hat denn unser Zustand mit den Todten zu thun? Wähnt Ihr Euch bereits ohne Kopf? Ich bin so weit noch nicht. So lange man lebt, hat man auch Aussicht, leben zu bleiben.“

„Falscher Heuchler!“ murrte der Oberdechant. „Ihr wollt mich nicht verstehen; selbst in diesem entscheidenden Augenblicke könnt Ihr Euer Spotten nicht lassen. — Nun denn! ich spreche klar genug: Ihr müßt die Jungfrau ermorden!“

„Wie? was sagt Ihr da?“ rief der Ribaudenkönig.
„Die Jungfrau ermorden?“

Er wollte aufspringen; Denys hielt ihn aber mit Gewalt auf seinem Stuhle fest und fuhr fort:

„Sie ermorden, sage ich! Ihre Leiche bis an die Minnemeerschbrücke führen! Sie mit einem Steine beschweren und in die Leije versenken?“

Diesmal entriß Ruggelyn seinen Arm der geschlossenen Hand des Oberbedienten, sprang mit wahrem Abscheu empor und rief:

„Nimmermehr!“

„Ha, ha!“ lachte Denys mit bitterem Scherz; „das wollen wir sehen! Euer kindisches Auffahren würde mich wundern, wenn ich nicht wüßte, wie viele Mordthaten Ihr schon auf der Seele liegen habt. Geld ist's, viel Geld, das Ihr haben müßt, nicht wahr? Ihr fühlt, daß die Gelegenheit günstig sei, mir wieder einen kleinen Schatz zu entreißen. Fürchtet doch nichts! Einen großen Schatz werde ich Euch geben.“

Diese lezten Worte schienen einen tiefen Eindruck auf Ruggelyn's Gemüth zu machen. Es war, als ob sie ihm einen plötzlichen Schrecken einjagten und ihm gänzlich den Muth nahmen. Er setzte sich wieder hin und sagte mit ernsthaftem Tone:

„Meister, Meister! Ihr wißt sehr gut, von wo die Versuchung kommen muß. Aber ehrlich heraus: ich bitte Euch, behaltet diesmal Euer Geld und zwingt mich nicht zu einer That, bei der ich zum ersten Male in meinem Leben Abscheu vor dem Blutvergießen fühle und die mich daran erinnert, daß wir droben doch einst Rechenschaft ablegen müssen.“

David warf einen verächtlichen Blick auf Muggelshyn und sagte:

„Feigling! hätte ich früher gewußt, daß Ihr so zaghaft seid, so wäre ich mit Verachtung an Euch vorbeigegangen und hätte meine Rache einem kühneren Manne anvertraut.“

„Wenn Ihr so muthig seid, warum ermordet Ihr sie denn nicht selbst?“ rief der Ribaudenkönig zornig. „Ihr, der Ihr solchen Durst habt nach dem Blute des Oberhauptmanns und der Seinen, vergießt es selbst, oder schweigt von Feigheit und von Blut! Der Feigling seid Ihr.“

„Jedem sein Verus, Muggelshyn! Der Meine ist, Euch mit Schätzen und mit Genuß zu überladen; der Eurer aber, was ich verlange, auszuführen. Das ist doch unsere Uebereinkunft. — Und ich begreife nicht, wie Ihr Euch einbilden könnt, sie leben zu lassen. Ihr meint, daß diese Maske Euch unkenntlich genug mache? Und Eure Stimme, wird sie die nicht wieder erkennen?“

„Sie hat mich in ihrem ganzen Leben nicht reden hören, als allein in dieser verfluchten Mörderhöhle,“ entgegnete der Ribaud. „Wie will sie denn rathen, wer ich bin?“

„Und später, wenn sie Euch einmal begegnet, und Eure Sprache ihr Ohr trifft? Das kann sich zutragen... Jedenfalls dauert der Streit schon zu lange, und mir fehlt die Zeit, um das Lob Eurer Tugend zu vernehmen. Ihr vergeßt, daß wir hier mit unserem Leben spielen. Nun denn! Ihr mögt wählen: zwanzig Pfund Beloh-

mung, oder das Schwert des Henkers! Denn wenn Ihr diese Nacht meinen Willen nicht erfüllt, so lasse ich Euch selbst verklagen durch die Männer, die Euch geholfen haben. Sie kennen mich nicht, aber ich kenne sie wohl. Ihr wißt aus eigener Erfahrung, was man mit Geld erlangen kann. Ich habe meine Maßregeln getroffen, um dem Gerichte zu entgehen und Alles auf Euch zu laden; und müßte ich einen muthigeren Kerl bezahlen, als Ihr seid, um Euch mit einem Dolchstoße den Mund zu stopfen, so würde ich nicht zurückweichen, das wißt Ihr.“

„Die Hölle hat Euch ausgebrütet!“ rief Muggelyn betrübt. „An mir ist gewiß nicht viel gelegen; aber Wehe dem, der mit Euch in Verührung kommt! Seine arme Seele möge wohl fahren! Wäret Ihr ein Sendling Lucifers selbst, Ihr könntet Eure Pflicht nicht besser erfüllen.“

„Ich rathe Euch sehr, mir einen Sermon zu halten,“ spottete Denys mit verächtlichem Lachen. „Die Zeit ist sehr günstig dazu, und Ihr könnt ihn nachher desto besser auf dem Schaffot wiederholen! Ich schäme mich über Eure Schwäche; wahrlich, Muggelyn, ich erkenne Euch nicht mehr in dem ohnmächtigen Kinde, das ich vor mir sehe. Seid Ihr denn so sehr verändert, daß ein Haufen Silber, daß zwanzig Pfund nichts mehr auf Euer Gemüth vermögen? Wandelt Euch ein Lüpfchen an, Euch zu bessern? Da könnte man ja sagen, der Teufel wäre Mönch geworden! Armer Muggelyn! ich habe wahrlich Mitleid mit Euch!“

„Zwanzig Pfund! Es ist außerordentlich viel!“

seufzte Muggelyn. „Und wann soll ich den Schatz bekommen?“

„Morgen schon!“ antwortete der Oberbedient mit sichtbarer Freude. „Ja, noch diese Nacht, wenn Ihr Euch beeilt und die Sache muthig und vorsichtig abmacht!“

„Ich weiß nicht, was mich befängt; glaubt mir, Meister, ich zittere, wenn ich an diesen Mord denke.“

„Run hört! ich schenke Euch nicht allein zwanzig Pfund, sondern ich verspreche Euch auch noch einen Jahrgelalt von eben so viel, und verbinde mich, Euch auf immer ein beneidenswerthes Leben zu sichern. Thorheit allein ist Eure Furcht; Ihr werdet dieselbe leicht überwinden, Muggelyn! Wenn nicht, das Schaffot, den Tod durch das Schwert des Henkers oder durch einen bezahlten Dolch! Ihr könnt nun frei wählen. Run! was sagt Ihr? Besinnt Euch nicht zu lange! Dieses kindische Schwanken vergrößert nutzlos die Gefahr und ärgert mich über die Maßen. Noch einen Augenblick, und ich gehe fort, Euch Eurem Schicksale überglassend.“

„Es stand in der Hölle geschrieben,“ murrte Muggelyn, „daß Ihr mich so tief in die Bosheit hinein stürzen solltet. Sei es! ich werde sie ermorden und ihre Leiche bei der Minnemeersbrücke in die Leije werfen, wie Ihr es gesagt habt.“

„So kann ich mich also darauf verlassen, daß binnen einer halben Stunde keine Spur von ihrer Gegenwart mehr in diesem Hause sein wird? Daß der Tod das Geheimniß ihrer Bewahrung empfangen haben werde?“

„Ich thue es mit Widerwillen und mit Abscheu; ich

erkläre es nochmals," antwortete Muggelyn; „aber kehrt ruhig nach Eurer Wohnung zurück; ich verspreche Euch, daß die Leiche der Jungfrau bald im Schooß der Erde begraben liegen soll. Mein Wort werde ich halten, Ihr traut mich.“

„O, ich wußte es wohl!“ entgegnete der Oberdechant, vor Freude lachend. „Es sind Grillen, die Euch mitunter durch den Kopf fahren; im Grunde seid Ihr aber der muthigste Mann, den ich kenne. Also, Muggelyn: Eile und Vorsicht! Beschwert die Leiche mit einem guten Steine; schaff die Blutspuren sorgfältig wieder fort, ehe Ihr von hinnen geht, und legt Alles wieder so hin, wie es sich vor der Entführung befand. Ich brauche Euch das nicht zu sagen; Euer eigenes Leben hängt davon ab. Beeilet Euch! ich werde Euch in meiner Wohnung erwarten. Bleibt mit dem Lichte da; ich will die Thür schon schließen.“

Indem er dies sagte, drückte er dem Ribaudenkönige die Hand und verließ das Gemach, mit raschen Schritten in dem dunklen Gange verschwindend.

Der Ribaudenkönig blieb eine Weile sprachlos sitzen, und blickte starr vor sich hin. Allmählig zeigte sich ein wildes Lächeln auf seinem Antlitze, und er sagte zu sich selbst:

„Wahrlich! der Oberdechant hat Recht, es ist eine Dummheit. Da es sein muß, kann ich es nicht ändern. Sie oder wir müssen sterben. Es ist ja also nur eine gesetzliche Vertheidigung meines Lebens — und dann, ist denn das Blut einer Frau löstlicher, als das Blut

eines Mannes? Nun denn! je rascher abgethan, desto rascher vergessen!"

Indem er dies sagte, nahm er seinen Doldh von dem Tische und schloß ihn knieend an den Backsteinen des Kamines, in seinen Betrachtungen fortfahrend.

"Es ist wohl überflüssig," murrte er, "den Doldh so sehr zu schleifen Ein einziger Stoß, und sie rührt sich nicht mehr! Nun denn! ein scharfer Doldh aber thut nicht sehr weh. Warum sie noch nutzlos quälen?"

Gleich darauf versuchte er die Spitze des Mordwerkzeuges an der Hand und sagte, während er sich dem Tische nahte:

"Eine wahre Nadel! Soll ich die lästige Maske noch anlegen? Warum nicht? Ich will doch nicht, daß sie mich vor ihrem Tode erkenne; es würde mir vielleicht alle Kraft nehmen. Nun vorwärts! mit leisem Tritte! Sie schläft wahrscheinlich. Es ist besser, daß ich ihr den Stoß gebe, ohne sie zu wecken. Dann fühlt sie nichts. . . . Ein Schlaf ohne Ende? Das ist der süßeste Tod . . ."

Mittlerweile hatte er die Maske vor das Gesicht gebunden und schritt nun, mit dem Doldhe in der einen Hand und der Lampe in der andern, fast unhörbar aus dem Gemache. Als er unten angelangt war, ging er durch zwei oder drei Kammern, bis er endlich eine heimliche Thür aufschloß und auf einer steinernen Treppe ziemlich tief hinunterstieg. Mit der größten Vorsicht öffnete er nun gleichfalls die Thür eines Kellers und trat auf den Fußspitzen hinein, den Schein der Lampe auf die Gefangene fallen lassend, und seinen Doldh bereit hal-

tend, um ihr den Todesstoß zu geben. Was er jedoch sah, hielt ihn plötzlich zurück und ließ ihn den Stahl hinter dem Rücken verbergen.

Beerle kniete auf dem Stroh ihres Lagers mit gefalteten Händen. Ein Ausdruck des Trostes, wenn nicht gar der Freude, belebte ihr bleiches Antlitz, welches ihre Kopfbedeckung noch an Weiße übertraf. Als der Ribaudenkönig eintrat, ließ sie die Arme sinken und lächelte ihn freundlich an, wie wenn sie sich über sein Kommen freute.

„Ach, Freund!“ sprach sie, „ich habe für Euch gebetet.“

„Für mich?“ rief der Ribaud verwundert; „für mich? und warum?“

„Ich danke Gott, daß er in meinem Elende mir einen guten Menschen zum Wächter gegeben hat,“ antwortete sie mit süßem Tone. „Ich sehe wohl, wer Ihr auch sein mögt, daß Bosheit nicht in Eurem Herzen wohnt. Habt Ihr mich nicht mitleidig behandelt? Habt Ihr mein Unglück nicht gerührt? Ach, ja! ich fühle es, Ihr seid ein Werkzeug in den Händen meiner Verfolger; aber ich bin Euch dankbar für den Schutz, den Ihr einer unglücklichen Magd geschenkt habt. Es ist eine Wohlthat, für die ich den Segen des Himmels auf Euch herabgesielet habe.“

Muggelyn erschrak bei diesen Worten; er senkte den Kopf und blieb sprachlos in tiefem Nachsinnen stehen.

„Ihr seid betrübt?“ fuhr Beerle theilnehmend fort. „Ist Euch etwas widerfahren, das Euch Schmerz macht, Freund?“

Der Ribaud antwortete ihr nicht; er suchte sich selbst den nöthigen Muth zur Ausföhrung seiner Missethat einzusprechen und sich die Ueberzeugung zu geben, daß der einmal gefaßte Entschluß unabänderlich sein müsse, wie sehr auch die liebevolle Rede der Jungfrau ihn erschütterte und mit nie gekannten Nührungen durchbehte. Nach einem ziemlich langen Kampfe besiegte er jedoch alle Furcht und alles Mitleid, und sagte mit einem Lohne, vor dem die Jungfrau erzitterte, während er ihr den blanken Dolch zeigte:

„Jungfrau! ich bin gekommen, um Euch zu ermorden; Ihr mögt sagen, was Ihr wollt, und noch so schön reden, es wird Euch doch nichts helfen. Wenn Ihr mir also wirklich dankbar seid, so unterwerft Euch ohne Weigerung. Bietet mir Eure Brust; ich werde Euch wenig Schmerz machen.“

„Mich tödten?“ rief Beerle, in die fernste Ecke des Kerkers flüchtend. „Ach! das ist nicht möglich.“

„Es muß sein!“ murzte der Ribaud mit dumpfer Stimme. „Habt Ihr dem Himmel noch etwas zu sagen, so thut es rasch; denn ich will nicht viel Zeit vergeuden.“

„Ach, ach!“ jammerte Beerle, während sie knieend dem Mörder entgegenfroch. „Ihr habt also nie Eure Mutter gekannt, daß Ihr eine unschuldige Frau mit kaltem Blute tödten könnt?“

„Meine Mutter? sie ist lange todt!“ seufzte der Ribaud, seinen Dolch zurückziehend. „Nun fängt sie von meiner Mutter zu reden an! Es ist, als ob es ihr ein-

gegeben würde, mich zu quälen! Aber es ist zu spät, um es ungeschehen zu machen."

„Ach! der Name Eurer Mutter hält Eure Hand zurück!" sprach Beerle voll Hoffnung. „Ihr liebt ihr Andenken; Ihr könnt kein Bösewicht, kein Mörder sein!"

„Ihr müßt sterben, sogleich!" sprach der Ribaud, als ein kaltes, aber unumstößliches Urtheil.

„Nein, nein!" rief die Jungfrau; „der Geist Eurer Mutter beschützt mich. Ach! ich beschwöre Euch bei ihrer süßen Liebe, bei ihrem Andenken! Erbarmt Euch meiner!"

Der Ribaud antwortete nicht, sondern stand unbeweglich, aber sichtbar zitternd da.

Beerle hob stehend die Hände zu ihm empor und jammerte mit schneidender Stimme:

„Gnade! Gnade! O, Freund, laßt mich leben! Ihr tödtet auch meine Mutter, meinen Vater! Warum mein Blut vergießen? Ich habe nie Jemanden auf der Welt etwas gethan Gott sieht uns in diesem Kerker; . . . er ist der Rächer der Unschuld Seht, ich umfasse Eure Kniee, ich kriechе zu Euren Füßen Nein, nein! Ihr werdet es nicht thun"

Muggelyn fühlte, daß ihm aller Muth entsank; es schien ihm wirklich, als ob derselbe unsaßbare Schatten seiner Mutter vor der Jungfrau schwebe, der ihm einst im Traume erschienen war. Während Beerle mit sprachloser Angst seine Kniee umschlungen hielt und seine Füße mit ihren Thränen benetzte, war der Ribaud einem heftigen Streite des Geistes und des Herzens preisgegeben.

Endlich entbrannte er in einer Art von Wuth, und sich ermannend gegen die unbekannten Mührungen, die ihn beherrschten, beschloß er, diesem Zustande rasch ein Ende zu machen. Heiser murmelnd packte er die Jungfrau bei dem Haupte und wollte sie rückwärts niederziehen, um sie durch einen einzigen Stoß in die Brust zu ermorden. Sie aber, seine Abücht durchführend, entsprang ihm und lief nach ihrem Lager, ihm von dort als eine Hoffnung auf Rettung das Kreuz, das an ihrem Gürtel hing, entgegenhaltend. Als sie nun den Ribauden mit aufgehobenem Dolche und glühenden Augen auf sich zukommen sah, rief sie einen letzten Schrei der Verzweiflung aus:

„Vater! Mutter! Lieben! ach, lebt wohl!“

Dann fiel sie unbeweglich, wie ein steinernes Bild, rücklings auf das Stroh.

Der Ribaud beleuchtete sie mit der Lampe und murmelte:

„Wenn sie todt wäre! Es ist wohl möglich; sie sieht aus, als ob sie mir hätte einen Mord sparen wollen.“

Er hob nun die Leiche vom Boden auf und ließ sie geradezu wieder niedersinken. Da er keine Bewegung in derselben verspürte, so sagte er freudig:

„Sie hat in der That die Güte gehabt, zu sterben! Oder schläft sie, dann scheint sie doch keine Lust zu haben, für lange Zeit wieder aufzuwachen. Und nun rasch! die Leiche in die Leije versenkt! Das ist eine abgemachte Sache, und es werden zwanzig Pfund dabei gewonnen!“

Während dieser Worte hatte er die Jungfrau auf die Schulter gelegt und war in der tiefen Dunkelheit die steinerne Treppe mit ihr hinaufgestiegen, bis nach dem Gange, den er durch eine Hinterthür verließ und dann wieder einige Treppen hinabstieg, die ihn unter das Gewölbe und zu dem langsam fließenden Wasser führten. Er legte seine Last auf die Stufen, und nachdem er unter dem Gewölbe einen großen Stein gefunden hatte, zog er mit der Hand ein Boot herbei und legte die Jungfrau hinein, in der Absicht, selbst mit ihr hinauszufahren.

Plötzlich hörte er in einem Hause, das gerade gegenüber am Flusse lag, einiges Geräusch von Menschenstimmen, und ihm schien, als ob er in der Dunkelheit einen Kopf entdeckte, der sich aus einem Fenster über das Wasser bog.

Der Ribaud lebte vor Angst und wartete rathlos, bis das Geräusch vorüber sein möchte. Er wußte nicht, was er thun sollte. Fuhr er mit der Jungfrau die Leise hinab, so konnte man ihn leicht ertappen; daran hatte er zuvor nicht einmal gedacht. Jetzt aber, da Veeraert Denys ihm so viele Angst vor dem Schaffot eingeflößt hatte, fühlte er durchaus nicht die Lust, sich unvorsichtig bloßzustellen, noch dazu in einem Augenblicke, wo man die Nachtwachen merklich vermehrt hatte.

Endlich wählte er sich aus der Verlegenheit gerettet und sagte mit dumpfer Stimme zu sich selbst:

„Ich glaube, die Jungfrau hat mich bezaubert. Wahrhaftig, Muggelyn! Du verlierst Deine Sinne! Gibt es wohl etwas Einfältigeres? Ich stoße das Boot

in die Mitte des Stroms; dann wird es schon allein die Reize hinabfahren. Ich warte auf dasselbe bei der Minne-meerschbrücke und lasse mich an den Pfählen in dasselbe hinunter. Dort, unter der Brücke verborgen, binde ich ihr den Stein um die Lenden, und entdeckt man mich, so habe ich noch das Verdienst eines Mannes, der sein Leben wagt, um Jemanden zu retten. Der Zufall hat ja mich eben sowohl an diesen Ort führen können, wie jeden anderen Bürger. Aha! das ist das Rechte! Auf Wiedersehen denn, Jungfrau!“

Er stieß das Boot mit dem Fusse in den Strom, und ohne demselben mit den Blicken zu folgen, lief er nun sogleich nach dem Keller, wo er die Lampe ergriff und dann nach seiner Kammer hinaufflieg. Hier warf er die Maske ab, zog in großer Eile seine Ribaudentracht an und verließ das Haus.

Mit raschen Schritten ging er über den Garenmarkt und längs der Goudstraße, um das Boot zu erwarten. Als er sich der Reize näherte, sah er in der Ferne gegen den minder düsteren Himmel sich eine schwarze Gestalt ablösen, wie von Jemanden, der sich auf der Minne-meerschbrücke selbst befand. Der Ribaud bückte sich dicht an den Häusern und schlich nun, wie ein lauernder Fuchs, nach dem Minne-meersch, wo ein abgelegenes Gebäude fast dicht an der Brücke stand, und beobachtete von dort den unbekannten Nachtwandler.

Derjenige, der in dieser einsamen Stunde von der Brücke herab in das Wasser blickte, obwohl in der Dunkelheit sich kaum einige trübe glänzende Furchen auf der

Fluth zeigten, war Niemand anders, als Lieven Denys, welcher, von unsäglichem Schmerze verfolgt, seinem Lager entflohen war, um in der kühlen Nacht einige Linderung für sein brennendes Gehirn zu finden. Was er dort that, wußte er selbst nicht; denn ihm fehlte das Bewußtsein seiner Handlungen. Unter dem dunklen Himmel sowohl, wie in seiner Wohnung blieb er stets in schreckliche Träume versunken, welche ihm seine arme Beerte darstellten, wie sie gegen Entehrung und Mord kämpfte und in ihrem letzten Athemzuge noch seinen Namen rief. Er sah ihre Leiche, blutig und verstümmelt, dort in der Dunkelheit vor sich liegen und weinte in tiefer Seele Thränen der Verzweiflung. Seit der Entführung hatte er mit Ghelnoot van Lens und von Lieven Gomyne begleitet Tag und Nacht die Straßen der Stadt durchkreuzt und die umliegenden Felder und Gemeinden durchsucht. Aber es war ihnen auch nicht geglückt, die geringste Spur der betraurten Freundin zu entdecken. Die Stille des Grabes hing über dieser entsetzlichen That, als ob das Schlachtopfer die Erde ohne Lebenswohl auf ewig verlassen habe.

Der unglückliche Lieven hatte nun wieder einen Theil der Stadt durchwandelt und befand sich seit einer halben Stunde auf der Minnemeerschbrücke, unbeweglich und ohne Zweck dorstehend, das Antlitz dem Sanct Joristhore zugewandt. Plötzlich ward er aus seinem düsteren Sinnen aufgeweckt durch die Erschütterung, mit welcher Etwas an die Pfähle der Brücke stieß. Mit größerer Aufmerksamkeit in das Wasser blickend, sah er gleich

darauf ein Boot vor seinen Augen langsam den Strom hinabgleiten. Kaum hatte er an der weißen Kopfbedeckung die Form eines Begghnengewandes erkannt, so entzog ein Schrei seiner Brust, und vor Schreck zitternd, lief er an dem Ribauden vorüber nach dem Minnemeersch. Hier, an dem niedrigen Rande der Leije, starrte er einen Augenblick mit ausgestreckten Armen nach dem Boote und ging mit verzweifelnder Ungeduld einige Male auf und ab, als ob er sich nach einem Werkzeuge umsähe. Gleich darauf glitt er in das Wasser hinab und schwamm mit aller Kraft durch den Strom, so daß er das Boot erreichte. In seiner Hast zog er dasselbe schwimmend bis an den Rand, stieg aus dem Wasser und schleuderte die leblose Leiche in das Gras auf der Weide. Das Wasser, das ihm vom Antlitz niedertroff, hinderte zuerst seine Blicke. Kaum hatte er aber, trotz der nächtlichen Dunkelheit, durch Hand und Auge die Geliebte erkannt, so warf er sich in äußerster Verzweiflung neben ihr hin und seufzte unter heißen Thränen, während er dann und wann die eiskalte Stirn der Jungfrau mit seinen brennenden Lippen berührte:

„Beerle! Beerle! gute Schwester! höre mich! Ich bin es, Dein Freund, Dein Verlobter! Erwache, Geliebte! Ach! noch einen einzigen Blick Deiner Augen, noch einen Klang Deiner Stimme und wir gehen zusammen zu Gott! — Ach, ach! todt! sie ist todt!“

Verzweifelt raufte er sich die Haare aus und zerfleischte sich die Brust mit den Nägeln, als ob er sich den Busen aufreißen wollte. Gleich darauf rief er von

Neuem, wie Jemand, der einen äußersten Entschluß gefaßt hat:

„Veerte! Veerte! leben ohne Dich? Nein, nein! der Schlag, der Dich getroffen hat, muß auch mein Herz zerschmettern. Welt! schöne, böse Welt! leb' wohl!“

Bei diesen Worten drückte er seine Lippen auf den Mund der Jungfrau und gab ihr einen langen Abschiedskuß. Ein süßbares Zittern durchlief bei dem glühenden Kusse die Glieder der Jungfrau.

„Sie lebt! sie lebt!“ rief Lieven, freudig die Hände emporhebend. „Sei gesegnet, o Gott!“

Mit kräftigem Eifer nahm er die Jungfrau auf die Schulter und lief jauchzend den Minnemeersch hinunter, als habe er dem bösen Feinde eine unschätzbare Beute entführt.

Sobald der siegreiche Jüngling mit seiner theuren Last über dem Struivelbrüchken in der Dunkelheit verschwunden war, verließ der Ribaudenkönig sein Versteck und schlich neben dem Rande der Leije fort, bis er das Boot an einem vorspringenden Weidenpfahle liegend fand. Er zog es langsam am Stricke längs den Minnemeersch fort, bis nach der Brücke hin, wo er hineintrat und vorsichtig stromauf fuhr. Dazwischen murmelte er bei sich selbst:

„Na, Muggelyn! Freund! träumst Du? oder bemüht sich der Teufel in der That mit Dir? Du hast Dich da schön anführen lassen! Ein anderes Mal wirst Du der Ohnmacht der Frauen nicht so viel Glauben mehr schenken! Sie spielen die Todten, als ob sie es gelernt hätten.

Die Jungfrau hat auch Sorge dafür getragen, wieder lebendig zu werden, gerade als es Zeit war! Aber wer hatte denn den Sohn des Oberdechanten nach der Minnemeerschbrücke gesandt? Man möchte fast sagen, sie hätten es abgeredet, um mich in dem Stricke zu fangen! Alles ist jedoch zum Besten abgelaufen, und da die Jungfrau lebt, so wünsche ich, sie möge lange leben; mir kann es gleich sein, und ich freue mich, daß ich ihr Blut nicht vergessen habe! Ich würde auf meinem Sterbebette daran gedacht haben. — Wenn ich nun das Boot wieder an seinen Platz gebracht und dort in der Mordhöhle von Myer Denys Alles wieder geordnet habe, so bin ich doch neugierig, zu wissen, wie man irgend Etwas entdecken soll! Der Oberdechant muß sich ja über den Ausgang freuen und wird mir gleich die zwanzig Pfund geben! Aber wenn der Schelm mir die Belohnung verweigerte? O, dann käme die Reihe an mich, ihn zu bedrohen und ihn zittern zu machen. Nein, nein! er wird sich beeilen, mich zufrieden zu stellen; denn er hat eben so wenig, wie Muggeslyn, Lust, den Henker in der Nähe kennen zu lernen Und bei meinem Worte! ich habe Lust, den Bösewicht zu verrathen und auf das Schaffot zu bringen, und müßte ich ihm selbst Gesellschaft leisten! . . .“

Bei diesen Worten hatte sich der Ribaukenkönig dem einsamen Hause genähert und verschwand in dem dunklen Gewölbe.

XV.

Einige Tage später befand sich Artevelde neben dem Bette seiner kranken Tochter. Er starrte mit traurigem Blicke auf das bleiche und magere Antlitz der schlafenden Jungfrau und hielt eine ihrer Hände mit unfühlbarem Drucke in der seinigen. Unbeweglich und still saß er da, aus Furcht, daß das mindeste Geräusch die leidende Beerle wecken könne; in dieser Unbeweglichkeit des Körpers verdoppelte sich jedoch das Leben seines Geistes, und er versank mit seinen Gedanken in die Betrachtung seines trüben, aber wunderlichen Schicksals.

Es waren nun einige Jahre verschwunden, seit er, vom Volke darum ersucht, das häußliche Leben verlassen und seinen Frieden aufgeopfert hatte, um die Befreiung und die Größe des Vaterlandes zu unternehmen. Gott hatte seine Bestrebungen gesegnet. Er hatte Flandern eine mächtige Einheit geschenkt, ein Handelsbündniß und ein Bündniß gemeinschaftlicher Vertheidigung mit Brabant und dem Hennegau geschlossen, die Hungersnoth vertrieben, die Industrie bis zur höchsten Blüthe geführt, das Land von Frankreichs Obzirkelung und erdrückendem Einflusse auf immer befreit, Flanderns Feinde erniedrigt und mit Achtung vor dem dietschen Stamme erfüllt. Unermüdllich strebte er darnach, die Städte Ryssel, Douai und Orchies wieder zu gewinnen und eine allgemeine

Bundesgenossenschaft aller niederdeutschen Stämme zu bilden, wobei er den Traum liebte, daß seine Geburtsstadt, das theure Gent, die Hauptstadt dieses mächtigen deutschen Reiches werden solle. Der Ausführung dieser großen Entwürfe hatte er sein ganzes Leben gewidmet; für dieselben hatte er seine Familie vergessen und verlassen, seine Habe vermindert und den bitteren Kelch des Leidens angenommen. . . . Und nun fand er als Belohnung für so viele Opfer, für so viele Gefahren, für so vielen Verdruß, nichts als Verfolgung, Verleumdung und Haß. Sogar den Mord seines unglücklichen Kindes hatte man beschließen können, in der Hoffnung selbst durch diese schändliche Rache sein Leben zu vergiften. Alles, was ihm theuer war, hatte man besudelt, Gemahlin, Tochter, Freunde, die Verleumdung hatte ihr Gift auf Alle gesprüht. Seine eigene Ehre und seinen Namen schleifte man durch den Koth der Verdächtigung und des Zweifels.

Was konnte nun die Frucht seiner mühseligen und arbeitsamen Laufbahn sein? Eine entehrte Gattin, eine ermordete Tochter, verfolgte Freunde, und er selbst beladen mit dem unredlichsten Haße, vielleicht einem schmachvollen Tode geweiht. — In diesem Augenblicke trübten Nachsinnens schwirrten die schrecklichen Worte Ludwigs von Nevers wie eine Prophezeiung an sein Ohr. Der Fürst hatte zu ihm im Anfange seiner vaterländischen Bestrebungen gesagt: „Das Schicksal stellt Euch an die Spitze der aufrührerischen und unruhigen Menge, bis dasselbe veränderliche Volk Euch durch den Koth schleift

und wie einen tollen Hund erschlägt. Denn ist dies nicht stets das Loos der Abgötter des Volkes?“

Das Haupt tiefer beugend, versank Artenvelde in eine finstere Muthlosigkeit und blieb wie in Verzweiflung versunken, bis ihm sein Geist als eine unfehlbare Befreiung die Aufgabe seiner Aemter und seiner Macht anrieth. Bei diesem Gedanken hob jedoch der weise Mann rasch das Haupt wieder empor. Aus seinem Auge schoß ein Wuthstrahl des Unwillens; sein Mund verzog sich verächtlich und sein ganzer Körper rückte sich stolz im Sessel zu recht, wie wenn er seinen Feinden eine Herausforderung zuwürfe. Dies geschah, weil er im dunklen Hintergrunde sein Vaterland wieder zu Frankreichs Füßen niedergeworfen sah, die Freiheit vernichtet, den Gewerbefleiß gelähmt, die Armuth herrschend, den Bürgerkrieg lodern, und Glandern von allen seinen Bundesgenossen getrennt, erniedrigt und unterdrückt kämpfend gegen seine gänzliche Einverleibung in das Land, das schon seit Jahrhunderten auf die verlangte Beute gelauert. Bei dieser quälenden Betrachtung begann das Herz des weisen Mannes mächtig zu pochen; seine Stirn färbte sich mit dem Roth des Zornes; seine Augen glühten von edlem Stolz und seine Lippen bewegten sich, um das muthige: „Es soll nicht sein!“ zu sprechen, während er diese Worte mit einer kräftigen Bewegung der Hand begleitete.

Sich gleich darauf ganz dem Schicksale hingebend, das ihn beherrschte, verjagte er alle Verzweiflung aus der vollen Brust und stählte seinen männlichen Muth mit der Ueberzeugung, daß nichts ihn seiner Bestimmung

untreu machen dürfe, und er dieselbe erfüllen müsse bis an das Ende, — was auch daraus komme, — und müßte auch die Ehre und der Ruhm seines Geschlechtes der Kaufpreis werden von Glanderns Unabhängigkeit, und müßte auch sein und seiner Familie Blut das Siegel werden von Glanderns Macht und Größe . . . sein Werk sollte er vollführen! Gott und die Nachwelt sollten seine Richter sein!

Nachdem Artevelde einige Zeit lang seinen Blick mit sanftem Mitleid auf Veerle gerichtet hatte, trat seine Gattin in das Gemach und sagte ihm leise, der Oberschöffe sei gekommen, um mit ihm zu sprechen. Der Oberhauptmann stand auf und ging mit leisen Schritten nach dem hinteren Zimmer, wo Ser Maes van Baernewyk ihn erwartete.

„Nun?“ fragte er, dem Freunde die Hand drückend, „ist man den Mördern auf die Spur?“

„Nicht im Mindesten, Oberhauptmann!“ antwortete der Oberschöffe muthlos. „Vielleicht wird man nie wissen, wer die feige Missethat beging. Bis jetzt hat man nichts entdeckt, das uns die Auflösung dieses schrecklichen Räthjels hoffen läßt.“

„Und Ihr glaubt in der That, daß man dabei keinen anderen Zweck hatte, als mir das Herz mit endlosem Weh zu füllen?“

„Ich glaube es; und was mich um so mehr in dieser Vermuthung bestärkt, ist, daß man schon am Morgen nach der Entführung unter dem Volke das Gerücht fand, Wher Ghelnoot van Lens sei der Missethat nicht fremd

geblieben. Immer dieselbe Politik, Oberhauptmann! Euch anzugreifen durch alle niedrigen Mittel, und Jeden, welchen Bande des Bluts oder der Freundschaft an Euch knüpfen, zu verleumden und zu beslecken! — Aber gestattet mir, in diesem Augenblicke von sehr ernsten Dingen mit Euch zu reden, die selbst trotz Eurer Betrübniß Eure unmittelbare Aufmerksamkeit verdienen. Unsere Leute kommen so eben von Audenaerde zurück und bringen Versemler und seine Eidgenossen gefangen nach Gent. Die anderen Leliaerds sind von den Bürgern von Audenaerde im Gefecht erschlagen. Nach den Aussagen Einziger der Gefangenen soll dieser nächtliche Anfall zum Zweck gehabt haben, sich durch Verrath zum Herrn einer Festung zu machen, um einen Mittelpunkt für Aufruhr und Bürgerkrieg zu gewinnen. Es scheint nach ihren Reden, daß man in Frankreich einen neuen Entwurf gemacht hat, um Flandern seine Freiheit zu rauben und es unter fremden Einfluß zu bringen. Der Graf selbst soll dies Mal alle seine Kräfte anwenden, um selbst mit gewaffneter Hand die Bläminger zu einer Bundesgenossenschaft mit Frankreich gegen England zu zwingen. Etwas Wahres muß an diesen trüben Reden wohl sein; denn man hat mir unter der Hand mitgetheilt, daß sich in Dendermonde eine Partei bildet, welche die Absicht hat, die Stadt durch Verrath den Leliaerds in die Hände zu liefern, den Grafen in ihre Mauern zu rufen und unter seinem Befehle einen Krieg gegen Gent zu beginnen. Wenn die Feinde von Flanderns Unabhängigkeit es so weit bringen könnten, daß sie die starke Stadt Dender-

monde in ihre Hände bekämen, so würde die Gefahr groß werden, Oberhauptmann!“

Artevelde antwortete nach kurzer Ueberlegung:

„Die größte Gefahr droht uns nicht von Seiten der Fellaerds, Oberschöffe! Alle unsere Sorgfalt muß angewandt werden, um die Streitigkeiten über den Alleinhandel der Weberei zu stillen. Muß Flandern unterliegen, so geschieht es durch diesen unauflösbaren Fragepunkt. Ich habe die Hoffnung, daß wir mit Gottes Hülfe auch dieses Uebel besiegen werden, wie sehr auch die Fellaerds den Zwiespalt schüren. Daß unser Graf sich offenbar und mit gewaffneter Hand gegen die Gemeinen von Flandern erklären werde, glaube ich nicht. Als ich das letzte Mal in Kortryk bei ihm vorgelassen wurde, sagte er mir wohl, daß er lieber die gräfliche Krone von Flandern aufgeben, als sich je mit den Feinden Frankreichs verbinden würde. Aber sein Jorn schien nicht so groß, und ich glaubte zu verstehen, daß er bis zum Ende des Krieges zwischen Philipp von Valois und Eduard von England unthätig bleiben werde.“

„Gitle Hoffnung, Oberhauptmann!“ fiel ihm der Oberschöffe in die Rede. „Bei dem letzten Vertrage zwischen Frankreich und England haben wir verlangt und erhalten, daß unser Graf als unabhängiger Fürst anerkannt würde, mit königlicher Macht bekleidet und fortan nicht verpflichtet, irgend Jemanden auf Erden für seine Krone zu huldigen. Wie hat er diesen Beweis unserer Fürsorge für den Ruhm und die Größe unseres Fürsten belohnt? Damit, daß er die Hand lieh, und zu Sklaven

zu machen und zu erniedrigen! Vergesst doch nicht, Freund Jakob, daß er seine eigene Schwester, die heldenmüthige Margaretha, hülflos durch den König von Frankreich hat verfolgen und unterdrücken lassen! Könnt Ihr bei solcher unbegreiflichen Schwäche sicher annehmen, daß der Graf den Rath Philipps von Valois nicht bis auf das Aeußerste befolgen werde? Nein, nein! ich fürchte dies Mal sein Kommen sehr, und habe ein geheimes Vorgefühl, daß uns eine große Gefahr drohe. Und was mir dieses Gefühl unwiderstehlich einprägt, ist die Redheit, mit der alle bösen Leidenschaften das Haupt wieder emporheben. Sie bereiten sich zu einem entscheidenden Kampfe vor, das läßt sich gar nicht verkennen. Es müssen Mittel gefunden werden, um dies Uebel ohnmächtig zu machen; denn bei meinem Worte, es geht zu weit! Wißt Ihr, wie man in Gent die Gemüther gegen Euch aufheizt durch die schändlichsten Beschuldigungen?"

„Was kann man gegen geheime Verleumder thun, Oberhäupte?" fragte Artevelde. „Die Ehrenschildung ist wie ein Schatten, den man wohl sieht und dessen Gegenwart man wohl fühlt, den man aber nicht fassen kann. Geraden Weges auf seiner Bahn fortwandeln und gehen lassen"

„Geschehen lassen?" wiederholte Ser van Vaerne-
wyd. „Nein, nein! es muß dieser Bosheit, koste es, was es wolle, ein Ende gemacht werden, nicht allein um Eurer Ruhe willen, Oberhauptmann, sondern auch um der Erhaltung Flanderns willen, dessen stärkste Brustwehr Ihr seid. — Ich begreife Eure Kälte. Ihr wißt

nicht, wie weit die Verleumdung in Gent schon Euren Namen des Glanzes beraubt hat, der ihn umgab, des Vertrauens, das Euch nöthig ist, um das Vaterland gegen seine mannichfachen Feinde zu schützen. Eure redlichsten Freunde selbst beginnen zu zweifeln, ob Ihr wohl verdient, an der Spitze Flanderns zu stehen, ob Ihr auch der allgemeinen Achtung werth seid. Es schmerzt mich, Euch dies erklären zu müssen; die Ueberzeugung von Eurer Redlichkeit und Eurer grenzenlosen Ergebenheit für das allgemeine Beste sind gleich einer Binde vor Euren Augen; ich fühle mich verpflichtet, sie abzureißen, ehe es zu spät wird.“

„Meine Freunde?“ sagte Artevelde mit Verwundrung. „Kennen Sie mich denn nicht genug, daß Sie von meinen Feinden vernehmen müssen, wer ich bin?“

„Ach! es ist eine Schande für die Menschheit!“ seufzte der Oberschöffe. „Aber das Böse scheint so verwandt mit unserer schwachen Natur, daß der lächerlichsten Erdichtung gegen den würdigsten Bürger unmittelbar Glauben geschenkt und sie verbreitet wird, während man verdientes Lob mit Widerwillen aufnimmt und es eben so rasch wieder vergißt. Was mich erschreckt hat, Oberhauptmann, ist, daß mein eigener Nefte, Jan van den Hovene, der an allen Euren Bestrebungen als ein redlicher Freund Theil genommen hat, sich jetzt gegen mich beklagt über Euer Betragen, über Euren grenzenlosen Hochmuth, wie er es nennt.“

„Hochmuth? Hochmuth?“ rief Artevelde mit zorniger Ungebuld. „Was wollen Sie denn? Daß der Ober-

hauptmann der Stadt Gent in den Tanezen lebe? daß er trinke, singe und spiele, wie Jemand, der die Zeit nicht anders hinzubringen weiß?“

„Nein, das ist es nicht!“ fuhr der Oberschöffe fort. „Man hat Jan van den Hovene erzählt, — und er behauptet, es von Personen zu wissen, an deren Redlichkeit er nicht zweifeln darf, — Ihr hättet zu Kortryk den Grafen blutig gehöhnt, und ihm geschworen, so lange Ihr lebtet, solle er nie über Flandern gebieten.“

„Wie? Was ist das für eine Niederträchtigkeit? Der Graf hat mir bei dem Abschiede die Hand gedrückt, und mir gedankt für die Beweise guten Willens, die ich ihm gegeben.“

„Wir braucht Ihr das nicht zu sagen, Mher Jakob; unsere Bestrebungen bei dem Fürsten sind ja die Folge eines Beschlusses der Schöffenbank, und thun wir nicht alles Mögliche, um den Grafen als Freund des Volkes nach Flandern zurückkehren zu lassen? Aber es reicht hin, diese Verleumdung unter dem Volke zu verbreiten, um ihr alle Macht einer Wahrheit zu geben. Wie soll man es nun anfangen, den Zweifel oder den Verdacht aus tausend Gemüthern herauszureißen, während man nicht weiß, worauf sie beruhen, und gewöhnlich dieselben nicht entdeckt, als bei Personen, die uns feindlich sind und selbst ihren Vortheil darin finden, die schändlichsten Beschuldigungen zu glauben? — Das ist jedoch noch das Aergste nicht. Diejenigen, die den Grafen hassen, behaupten, daß Ihr das Amt eines Marschalls von Flandern heimlich angenommen habt und Willens seid, das

Pand Frankreich zu überliefern, aus Rache über den Troß des Volkes, das Euch nicht blindlings gehorchen will. Die eine Erbsichtung ist gerade das Gegentheil der andern, und doch finden sie beide Glauben, jede bei einem andern Theile der Bürgerschaft. Unter dem kleinen Volke verbreitet man allmählich den Verdacht, daß Ihr große Schätze nach England gesandt habt. Dieses Geld soll aus den Einkünften des Grafen herrühren, die Ihr zurückhaltet. Es ist bekannt genug, daß die Gemeinen die Einkünfte des Fürsten mit dessen schriftlicher Einwilligung Ser Simon van Hale aushändigen; aber diese augenscheinliche Falschheit hindert nicht, daß eine so abscheuliche Erbsichtung doch Glauben findet bei der niedrigsten Klasse der Bürger. Andere sagen noch, daß Ihr die Gemeinde besteht; ja, so weit treibt die Verleumdung ihre unbegreifliche Reckheit, daß man Euch für einen Trunkenbold ausgiebt, der sich beinahe täglich im Weine übernimmt und ein schändliches Leben führt. Ich verschweige dabei, was man wagt, von Eurer Familie zu sagen; mein Freundesherz weigert sich dessen.“

„Es ist abscheulich!“ rief der Oberhauptmann, zornig aufstehend. „Und es ist Jakob von Arvelde, den man so zu höhnen wagt? Von mir glaubt man solche kindische Schlechtigkeiten? Hab' ich denn nichts ausgeführt in meinem Leben, daß selbst der unbedeutendste, der niedrigste Mensch meinen Namen bes Flecken darf, ohne Achtung, ohne Ehrfurcht, wenn auch nicht vor mir, doch wenigstens vor meinen Handlungen?“

„Eure großen Thaten, Eure Vernunft, Eure Weis-

heit sind die einzigen Ursachen der Verfolgung Eurer Reider, Oberhauptmann! Werdet klein; verliert, was Gott Auch so mild vor Anderen gab; steigt hernieder und werdet gleich Euren Verleumdern, und sie werden Euch lieblosen und vertheidigen!“

Artevelde war einige Male ungeduldig im Zimmer auf- und abgeschritten, wie Jemand, den peinliche Gedanken verfolgen. Gleich darauf setzte er sich jedoch wieder und sagte mit bitterem Lächeln:

„Ein ehrlicher Mann hat nur eine einzige Waffe gegen die Verleumdung: die Verachtung! Ich fühle mich ohnmächtig, auf eine andere Weise gegen dieses Unge-
thüm zu kämpfen. In solchem Streite ist Alles niedrig, klein und elend. Gott hat mich geschaffen, um mit dem Schwerte oder mit dem Geiste größere Siege zu errin-
gen; aber, um gegen Nadelstiche oder giftige Besprü-
ngen zu sechten, hat er mich zu einem ohnmächtigen Zwerge gemacht, und wäre ich auch geneigt, die Vernichtung die-
ser Schlangenbrut zu versuchen, ich würde es doch nicht können. Hier ist der Mund die Waffe, welche Pfeile
schleßt, die sich im Fliegen vervielfältigen. Sprechen
meine Feinde viel, warum vertheidigen meine Freunde
da meinen Namen nicht mit derselben Thätigkeit?“

„Freunde?“ antwortete Ser van Baerneveld mit ei-
nem trüben Lächeln. „Freunde sind stets schwach und träge.
Macht Feinde daraus, und Ihr sollt sehen, welche Kraft,
welche Gluth der Thätigkeit dies Gefühl in ihnen entwickelt!“

„Die menschliche Natur ist ein schreckliches Räthsel!“
murmelte Artevelde.

„Ein Freund, der uns im Unglücke treu bleibt, ist sicher ein köstlicher Schatz; aber ein Freund, der die Prüfung auf dem Probirsteine der Verleumdung aufhält, ist köstlicher, als das feinste Gold!“ entgegnete der Oberschöffe. „Täuscht Euch nicht, Mher Jakob! sie sind selten; und wären sie selbst zahlreich, sie würden doch nicht mächtig gegen Eure Verfolger sein. Die Freundschaft vertheidigt nie so laut, noch so kräftig, wie die Verleumdung beschuldigt!“

„Läßt uns diese trübe Betrachtung endigen?“ fiel Artevelde ihm in die Rede. „Ich sehe voraus, daß Ihr mir etwas Anderes zu sagen habt. Wäre das nicht, so würdet Ihr, der Ihr mein treuester Freund seid, doch nicht so mild die Bosheiten meiner Feinde vor meinen Blicken entrollt haben. Eure Sendung oder Euer Vorhaben muß wichtig und mühsam sein, Ser Maes; Eure Sorgfalt läßt mich das wenigstens vermuthen.“

„In der That, Ihr habt es gerathen!“ seufzte Ser van Baernewyck mit Rührung. „Ich erfülle eine peinliche Pflicht. Vielleicht verlege ich Euer edles Herz; aber, Jakob, Freund! wir dürfen es sagen in Gottes Gegenwart, niemals wandten wir uns ab von einem Opfer, das dem Vaterlande Nutzen bringen konnte; heute auch, und müßten wir uns erniedrigen, und müßten wir unseren eigenen Werth selbst opfern: wenn das allgemeine Beste es verlangt, werden wir es thun; wir werden es thun, nicht wahr?“

„Erklärt Euch deutlicher, Oberschöffe!“ sagte Artevelde. „Sich erniedrigen? sich herabwürdigen? Welche

nothwendige That wollt Ihr denn von meiner Vaterlandsliebe fordern?"

„Nun denn! hört mich mit Ruhe an, Oberhauptmann! Während Eurer Abwesenheit hat sich zwischen den Webern und den Wollmüllern ein Streit entsponnen, dessen ganze Gefährlichkeit Ihr nicht kennt. Die Wollmüller werden aufgehetzt und verlangen vier Grote Erhöhung des Werklöhnes für jedes gewalkte Stück Tuch. Man heizt die Leidenschaft der Junzigenossen auf und bildet Unruhen ein, sie müßten die genannte Erhöhung bekommen, wäre es auch durch Gewalt. Auf der anderen Seite hält Geeraert Denys in den Versammlungen der Weber Reden, in welchen er die Wollmüller absichtlich höhnt und herausfordert. Es scheint ein verabredetes Spiel zu sein, um die Einwohner von Gent in zwei wüthende Parteien zu zerpalten und einen blutigen Zusammenstoß zwischen beider zu veranlassen. Dies ist unfehlbar die Absicht dieser Umtriebe; denn meine freundliche Vermittelung ward zornig abgelehnt. Sich auf ihre gesetzlichen Privilegien stützend, weigern sich die Weber, die Collatie der Dechanten über das Verlangen der Wollmüller berathschlagen zu lassen, und bestreiten der Schöffenbank das Recht, sich um ihren Zwist zu bekümmern. Die Wollmüller, ebenfalls unbeugsam, verwerfen allen guten Rath und rufen von Gewalt und Rache. Bis jetzt ist weiter nichts daraus entsprungen, als einige Schlägereien in den Tavernen. Aber glaubt mir, wie gering auch diese Frage an und für sich selbst scheine, für Gent ist sie ein schwangerer Vulkan, der binnen Kurzem los-

brechen wird, wenn nicht ein großes Opfer von unserer Seite die Gefahr beschwört.“

„Ich habe die Sache untersucht,“ bemerkte Arcevelde. „Ich erkenne, daß sie wichtig ist und schwerlich zur Zufriedenheit jeder Partei sich lösen läßt. Von morgen an will ich mich damit bemühen. Ich werde die beiden Zünfte leicht überreden, daß jede Etwas nachgibt und wir den Zwist in Liebe beilegen. Die Weber und Walmüller sind mir von alten Zeiten her zugethan und werden wohlwollend auf meinen Rath hören.“

„Ach! es thut mir Leid, Freund Jakob, Euch sagen zu müssen, daß Ihr Euch täuscht. Die Verleumdung ist Euch auch dort vorangeeilt. Die Weber glauben, daß Ihr die Walmüller in ihren Forderungen unterstützen werdet; die Walmüller dagegen sind überzeugt, daß Ihr den Webern helft, um, wie sie sagen, das arme Volk der Walmüller zu unterdrücken. Vergesst nicht, daß seit Jahrhunderten der glühendste Haß zwischen den beiden Zünften vorherrscht, und daß, wo es den Vortheil oder die Eifersucht von Genossenschaften gilt, die Leidenschaften desto blinder und unbefleglicher sind, wo sie die Vertheidigung eines Grundsatzes oder einer Gemeinangelegenheit zur Entschuldigung oder zur Ursache nehmen. Nein, Freund! verkennt Euren Zustand nicht länger. Euer Einfluß ist grenzenlos in ganz Flandern, eben so wie das Vertrauen, welches das Volk in Euren Heldenthum und Eure hohe Weisheit setzt. Aber in Gent ist Eure Macht gebrochen und hat Euer Name seine Zauberkraft verloren. Bedenkt, wenn eine große Gefahr das

Vaterland bedrohte, und Gent ließe Euch im Stiche oder wendete sich gegen Euch: was würdet Ihr thun können? Flandern würde unterliegen!“

„Wie?“ rief Artevelde mit Entrüstung aus. „Wollt Ihr mich glauben machen, Freund Maes, daß das Genter Volk mich hasse? Ich weiß, daß einige böse Menschen mich verleumben; aber ich will meinen Mitbürgern die Schmach nicht antun, zu denken, daß sie mit un zerecht ihr Vertrauen entziehen!“

„Es ist wahr, Oberhauptmann! Wer... Ihr die Genter Bürgerschaft in sechs Theile zerfallen ließt, so würdet Ihr fünf finden, die Euch im Grunde des Herzens geneigt sind; aber der sechste haßt Euch und verlangt Euren Fall. Diejenigen, die Euch lieben, sind friedliche Leute, welche ruhig und arglos die Früchte Eurer Bestrebungen genießen. Der andere Theil, der Euch feindlich ist, umfaßt alle Herrschsüchtigen, Neidischen, Ungeduldigen oder Bösen und hat zu Springfedern seiner unwiderrstehlichen Kraft die glühendsten Leidenschaften, die in den Herzen der Menschen lodern. Die guten Leute schlafen auf dem Bette der Zufriedenheit; die Bösen wachen und werden aufgostachelt von unbesriedigten Begierden und ruheloser Mißgunst Und nun das Mittel, um dieses Alles zu ändern und zu bessern, nicht wahr? — Eure Feinde erkennen als Haupt und Führer Nher Geeraert Denys an. In allen ihren Reden denken sie auf den Oberdechanten als den Mann, der am besten die Interessen der Gemeine begreift. Ich bin überzeugt, daß Denys viel zu der Verleumdung gegen Euch beiträgt.

obwohl ich nicht weiß, wie groß sein Antheil an den Anschlägen unserer Feinde ist. Er verbirgt vor Niemanden den Haß, den er seit Jahren gegen Euch nährte. Jeder, selbst seine Anhänger erkennen, daß Neid und Herrschsucht ihn verzehren. — Nun denn, Oberhauptmann! wir müssen diese Herrschsucht sättigen, den Oberdechanten mit Macht bekleiden, ihm einen Antheil geben an der Regierung der Gemeinde, und somit auch an der Verantwortung für die Erhaltung dessen, was seiner Sorge anvertraut ist! Dadurch ziehen wir auch seine Freunde an uns und lähmen in jedem Falle die Wähler auf lange Zeit.“

Der Oberhauptmann betrachtete Ser van Baernewyck mit Verwunderung und Betrübniß, und sagte:

„Habt Ihr diesen Plan reiflich überlegt, Freund Macß? Weil der Wolf Euch von Außen droht, wollt Ihr ihn in den Schafstall lassen? Ich zweifle, daß das vorsichtig sei. Wenn der Oberdechant seinen Fuß in die Regierung der Gemeinde mitbringt, wird er dann nicht durch unsere furchtsame Nachgiebigkeit die Macht erhalten, seine schändlichen Pläne auszuführen?“

„Ich weiß es, Oberhauptmann! auch dort droht Gefahr; aber es ist von zwei Nebeln das geringste. Die größere Gefahr muß durch die kleinere beschworen werden. Die Nothwendigkeit beherrscht uns; wir können ihrem unerbittlichen Gesetze nicht entgehen.“

„So sei es!“ sprach Artevelde. „Es betrübt mich tief; doch widersehe ich mich demselben nicht, wenn es Glandern Nutzen bringen kann. Aber wie wollt Ihr ihm

seinen Antheil an der Regierung der Gemeinde geben? Schöffe kann er nun doch nicht werden?"

„Nein! — und das Amt eines Schöffen würde ihm auch nicht genügen; seine Ehrsucht verlangt mehr. Mein Plan ist, ihn zu Eurem Amtsgenossen zu machen und ihm zu gleicher Zeit mit Euch die Leitung der Stadt zu übergeben.“

Ein eigenthümliches Lächeln bitterer Muthlosigkeit umzog das Antlitz des Oberhauptmanns. Er schüttelte den Kopf und sagte:

„Ich sollte täglich mit Rhet Denys in Beziehung und in Streit sein? meine Zeit in unbedeutenden Zwistigkeiten verlieren? O, Gott! Es ist also beschlossen! Ich muß klein werden, meinen Geist an Nichtigkeiten abstumpfen, zur Belohnung und als Frucht meiner Arbeit verpflichtet sein, zu lernen, wie man mit Gewürmen kämpft! — Nun, nun! Ich werde diese Erniedrigung erdulden, da es sein muß. Aber wird die Schöffenbank auch einstimmen in eine so schreiende Amtsgenossenschaft?"

„Ohne Zweifel, Oberhauptmann! Diejenigen Mitglieder, welche uns zugethan sind, werden unserem Rathe folgen, und die anderen werden mit Freuden ihre Stimme hergeben zur Erhebung des Oberdechanten. Nur muß man in dieser Sache vermeiden, unseren Feinden das Mittel zu lassen, Rhet Denys' Ernennung durchzusetzen, als ein Zeichen des Widerstandes gegen Euch. Leicht könnte man aus diesem außergewöhnlichen und unerwarteten Beschlusse ableiten, daß die Schöffenbank kein Vertrauen mehr zu Euch hegt, weil sie Euch Euren Feind

an die Seite stellt. Um dem zuvorkommen, muß der Gedanke von Euch ausgehen, damit Jeder in dieser scheinbaren Versöhnung einen Beweis Eurer Nachgiebigkeit und Eures Edelmutheß sehe. Wer weiß, ob Ihr in dieser Handlung nicht das Mittel findet, um den Oberdechanten zu Eurem redlichen Freunde zu machen! Auf jeden Fall darf er nicht denken, daß seine Erhebung eine andere Ursache habe, als Euren Willen. — Deshalb, Oberhauptmann, wie tief mein Vorschlag Euch auch verwunden möge, ich bleibe dabei, Ihr allein müßt mit Wether Dennyß von dieser Angelegenheit reden; Ihr müßt zu ihm gehen und ihn zu einer Versöhnung überreden, mit der das Heil Flanderns unabweislich verknüpft ist.“

Statt in Unwillen oder in Wuth auszubrechen, sah Artevelde dem Oberschöffen tief in die Augen, während eine peinliche Erschütterung seine Lippen krampfhaft umguckte.

Ser van Vaerneuyd ergriff seine Hand und sagte: „Habt Muth in diesem elenden Streite, armer Freund! Es liegt auch etwas Heldenhaftes darin, den Kelch der Erniedrigung anzunehmen; und wenn Euch gleich das Opfer schwer wird, vergeßt nicht, daß Ihr es auf den Altar des Vaterlandes legt. Gebt Eurem Vaterlande, gebt der Unabhängigkeit Flanderns noch diesen höchsten Beweis Eurer Liebe!“

„Unmöglich! niemals!“ rief Artevelde erzürnt aufspringend. „Was? ich sollte mich herabwürdigen zum Schmeichler des Oberdechanten? ihn bitten? ihn ansehn?“

„Ihr müßt es thun, Aber Jakob!“ sagte Ser van Baernewyd betrübt, aber mit fester Ruhe. „Euer Herz empört sich mit Abscheu gegen diese Handlung, aber Euer Edelmuth wird Euch an dieser Veröhnung eine andere Seite zeigen und Euch sagen, daß es schön ist, das erlittene Unrecht zu vergessen und zu vergeben.“

Artervelde hob die Hand und wies mit bitterem Lächeln auf das Gemach, wo seine franke Tochter schlief.

„Ich verstehe Euch,“ antwortete der Oberschöffe, das Haupt wie besiegt senkend.

„Nun denn!“ sagte Artervelde, „ich werde thun, was Ihr von mir verlangt; ich werde es thun, wenn Ihr vor Gott erklären könnt, daß er keinen Antheil hatte an der greulichen Missethat.“

„Ich will mein Gesicht fahren lassen, wenn Ihr vor Gott zu erklären wagt, daß er Theil daran genommen habe,“ antwortete Ser van Baernewyd.

„In der That, ich weiß nichts!“ rief Artervelde verzweifelt. „Aber das Gefühl, das mein Vaterherz erfüllt, die Flamme des Hasses, die zum ersten Male in meinem Leben in meiner Brust entbrennt, sollte das kein Lichtstrahl von oben, keine Wahrheit sein?“

„Es ist möglich,“ sagte der Oberschöffe, „daß Aber Denys durch seine Aufhebungen die Hauptursache der Anschläge ist, welche gegen Euch gerichtet werden; doch glaube ich nicht, daß er geradezu Theil an solcher schändlichen Missethat habe nehmen können. Deshalb, Freund Jakob, wie wir uns auch gegen die Nothwendigkeit stemmen, es giebt kein Mittel, ihr zu entgehen. Wenn Ihr

nicht in das einwilligt, was ich Euch vorschlage, so wird es sich von selbst verwirklichen: Eure langen Reisen durch Flandern haben Euch nicht gestattet, der Aenderung der Gemüther in Gent zu folgen. Ich wiederhole es Euch: es muß geschehen!"

Artevelde ging einige Male sprachlos im Zimmer auf und nieder; dann setzte er sich mit ruhigerer Miene zu dem Oberschöffen und sagte ernst zu ihm:

„Aber, Ser Maes, Ihr habt vergessen, daß es noch ein Mittel giebt, dieser Erniedrigung zu entgehen und vielleicht allem Zwiste mit einem Male ein Ende zu machen. Ich scheine ein Hinderniß des Friedens geworden zu sein; meine Feinde gewinnen an Kraft und Stärke; ich dagegen fühle mich niedergedrückt, zerschmettert von der Last der Regierung; meine Seele dürstet nach Ruhe und Einsamkeit: nun denn! als Freund, als Bruder bitte ich Euch, helft mir, mich von der Oeffentlichkeit zurück zu ziehen; laßt mich die Aemter niederlegen, die das Volk mir anvertraute; gönnt mir und meiner Familie zum mindesten einen geringen Theil meines Lebens.“

„Ihr heißt Jakob von Artevelde!“ antwortete der Oberschöffe, den Kopf schüttelnd. „Die Unabhängigkeit, der Gewerbefleiß und die Volkösfreiheit Flanderns liegen in diesem Namen enthalten. Als Gott in seinem heiligen Willen unsere Befreiung aussprach, nahm er Euer Leben, um die Säule von Flanderns Größe darauf zu bauen. Verlangt Ihr einen Theil Eures Lebens für Euch, fordert es zurück von Gott, der Euch die Bestimmung eines Erlösers und Märtyrers gab!“

Bei diesen feierlichen Worten des Oberschöffen senkte Artevelde das Haupt tief auf die Brust, wie Jemand, der sich in ein unumstößliches Urtheil ergiebt.

Ser van Vaerneypel fuhr mit steigender Kraft und in rührendem Tone fort:

„Jakob von Artevelde hat das Kreuz von seinen Schultern geworfen! Verräthert Drenth ist der Oberhauptmann von Flandern! Von diesem Augenblicke an wenden sich die eigenen Freunde des Oberbeschanten gegen ihn; denn der Reid verfolgt immer den Hochstehenden. Die friedlichen Leute, welche jetzt Kraft gefunden haben, weil es zu bekämpfen und nicht zu vertheidigen gilt, erheben sich gegen diesen neuen Führer; dieser sieht sich verlassen und sucht in Gewalt und Rache, was ihm an Vernunft mangelt. Der Bürgerkrieg entzündet sich wie ein verheerendes Feuer in allen Provinzen Flanderns; kein Wille leitet, kein Befehl zwingt, kein Heldenthum rettet; Alles geräth in Verwirrung, die Gemüther wie die Dinge. Dann kommt Frankreich! Es sendet unsern Grafen als Werkzeug seiner Absichten; Dendermonde empfängt die Reliaerds; die allgemeine Unzufriedenheit vermehrt das Heer der Freiheitsfeinde. In jeder Stadt bilden sich zwei Parteien, die einander blutig gegenüber stehen, und den Fremden vergessen, um in thörichten Streitigkeiten Zeit und Muth zu zersplittern. Man wird ermüdet, gelähmt, erschöpft, und wenn der Ruf: Flandern den Löwen! sich wie ein Schrei der Todesgefahr über das kraftlose Flandern erstreckt, so antwortet auch nicht eine einzige Stimme auf den Nothschrei des Vater:

landes. Frankreichs Fesseln werden von Neuem und angelegt. Flanderns Größe ist ein Traum geworden, ein Traum, der wohl Spuren im Geiste zurückläßt, aber dessen Andenken wie ein Gaukelspiel langsam vergeht.... Ach! dort weilt ein Mann mit gesenktem Haupte in dem einsamen Gehölz! Er schlägt verzweiselt an die Brust und säet Thränen auf seiner Bahn! Warum die Betrübniß, die Verzweiflung? Ach! er sieht von Ferne sein theures Flandern erniedrigt vor Frankreich knien, die Freiheit seiner Brüder in Sklaverei verwandelt, die Armut wie ein Krebsgeschwür an den flämischen Geschlechtern nagen, das niederländische Bündniß gebrochen; Arbeit, Vernunft, Heldennuth, Leiden, Alles ist nutzlos geworden, Alles, Alles verloren! Und von seinem Riesenwerke nichts, nichts mehr, als Staub, der, ohne ein Andenken zu hinterlassen, durch die Hand der Zeit in den Wind der Vergessenheit geworfen wird. Dieser Mann ist Jakob von Artevelde! Gott rief ihm zu: Vorwärts! vorwärts! aber er entlief seiner Bestimmung und gab den Bau der Größe seines Vaterlandes auf, ehe der Schlussstein des Gewölbes gelegt war.....“

Artevelde hatte die Augen mit der Hand bedeckt und saß stumm da, selbst als Ser van Vaerneuyt seine Rede geendet hatte. Stille Thränen vollten von den Wangen des Oberhauptmanns herab, und seine Glieder zitterten sichtlich. Der Oberschöffe ehrte eine Weile seinen Schmerz. Dann ergriff er seine Hand und fragte ihn:

„Jakob, erinnert Ihr Euch wohl noch, daß wir in den Tagen der Hungersnoth und der Sklaverei, die Hand

auf dem Kreuze, geschworen haben, nicht zu ruhen, ehe Flandern im vollen Besitze seines Rechtes und seiner Unabhängigkeit sei? Erinnert Ihr Euch, daß wir in Gertes Gegenwart gelobten, Alles für das Vaterland zu opfern Alles, Alles?“

„Rein, nein!“ rief Artevelde, rasch aufstehend und die Augen trocknend; „das Schreckliche, das Ihr mir da geschildert habt, soll sich nicht verwirklichen! Ich sollte gleichgültig die Sklaverei meines Vaterlandes ansehen, und leben? Nun denn! es ist beschlossen: was Ihr verlangt, will ich thun. Ich muß meine Würde als Mensch, mein Gefühl als Vater opfern, meinem Feinde die Waffe in die Hand geben, die mich vielleicht tödtet. — Für Flandern! für Flandern! Dieser Gedanke heiligt auch die Erniedrigung.“

Der Oberschöffe umarmte gerührt den Oberhauptmann und seufzte bei dem Bruderkusse.

Während Artevelde, von tiefer Rührung ergriffen, sprachlos stehen blieb, sagte Ser van Baernewyck:

„Nun, Mher Jakob, vergebt mir die Mittel, die ich anwandte, um über den Stolz Eures edlen Gemüthes den Sieg davonzutragen. Ich gehorche dem unweiderstehlichen Drange der Ereignisse und leide selbst bei der Erfüllung meiner Pflichten. Kaum ist hier meine trübe Sendung geendet, so muß ich nach dem Schöffenrathe eilen, um dort abscheuliche Bestrebungen zu bekämpfen. Muth und Vertrauen, Freund! Dereinst wollen wir freudig auf unsere Laufbahn zurücksehen und uns mit Stolz dessen erinnern, was wir für unser theures Vater-

land gethan, was wir für dessen Ruhm und Größe geopfert haben.“

Artervelde sprach noch einige freundliche Worte, um dem Oberschöffen zu versichern, daß er seinen Entschluß in dieser Sache gefaßt und denselben auf das Schnellste ausführen wolle. Ser van Baernewyck verließ ihn gleich darauf, um sich nach dem Schöffentrathe zu begeben.

Der weise Mann stand lange mit über die Brust geschlagenen Armen in tiefem Nachdenken und schaute auf den Boden. Endlich sich aus diesem finsternen Nachsinnen aufreißend, ging er mit langsamen Schritten wie bewusstlos nach dem Zimmer, in welchem seine Tochter ruhte, und setzte sich still zu Häupten ihres Lagers nieder, seine Hand leise auf die ihre legend und ihr bleiches Antlitz kummervoll betrachtend. Allmählig zeigte sich ein süßes Lächeln der Hoffnung auf seinem Gesichte, und seine Augen schienen von froher Nahrung zu funkeln. In der That, sein Vaterherz war ergriffen worden von einem plötzlichen Gedanken, und vielleicht betrauerte er nun nicht mehr, daß das Schicksal ihm eine solche Erniedrigung auferlegte. Wenn es ihm glückte, den Oberdechanten zu überreden, daß er seinem Haß und seiner Feindschaft entsagte, dann wurde die Vermählung von Lieven und Veerle der Preis dieser Versöhnung. Sein Kind, durch dieses unerwartete Glück gestärkt, genas und konnte noch glückliche Tage erleben; seine Gemahlin jubelte und freute sich an der Freude ihrer Tochter, und Lieven, der gute Lieven empfing die Belohnung seiner erprobten Treue.

Dieser tröstende Traum bemächtigte sich gewaltiam seines Geistes und beherrschte ihn, bis er aufstehend das Gemach wieder verließ und nach dem Hintersaale ging. Hier warf er den Mantel um und setzte die Karre auf; dann wechselte er einige Worte mit seiner Gattin und ging darauf langsam über den Galanderberg nach der St. Janskirche zu.

Seine neuen Hoffnungen hatten seine Gedanken schon sehr gemildert, und es schmerzte ihn fast nicht mehr, daß er Geeraert Denys aufsuchen mußte. Unterweges vergrößerten sich diese Hoffnungen noch, und er fühlte gleich darauf keinen Haß mehr gegen seinen Neider. Der Wunsch nach Freundschaft mit ihm blieb in seiner Brust zurück. Als er jedoch die Wohnung des Oberdechanten erblickte, warnte ihn eine innere Stimme und ermahnte ihn zur Vorsicht, indem sie ihn daran erinnerte, welche Genennung der Mann hatte, den er besuchen wollte. Der Oberhauptmann sah die Verhältnisse genau in's Auge. Sein Antlitz nahm einen würdigen Ausdruck an, seine Blicke etwas Kühnes, und er trat stolz in das Haus des Oberdechanten, dem Diener sagend, daß er Abet Denys zu sprechen verlange.

Dieser, vor Verwunderung fast verstummt, verbeugte sich und öffnete eine Thür, welche nach dem Zimmer führte, wo sein Herr sich befand.

Bei Artevelde's Eintreten saß Geeraert Denys bei dem Kamin, den Rücken nach der Thür gekehrt. Sein Sohn Lieven stand in einem anderen Winkel bei einem Lesepulte und bemerkte jetzt erst Abet Jakob's Ankunft.

Erstaunt ließ er das Pergament, das er in der Hand hielt, zu Boden fallen, und rief unwillig:

„Gott! der Oberhauptmann hier!“

Bei diesem Rufe sprang Geeraert Denys plötzlich in die Höhe und sah den Eintretenden wüthend an; aber der ruhige Blick, welchen Artevelde auf ihn richtete, und das edle, würdige Lächeln, mit dem er ihn begrüßte, übten einen unwiderstehlichen Eindruck auf ihn. Nach der plötzlichen Veränderung seiner Gesichtszüge zu urtheilen, hätte man glauben können, daß Ehrerbietung und Beschämung ihn mit Schüchternheit erfüllten. Der Oberdechant wurde jedoch rasch wieder Herr seiner selbst und gab ebenfalls seinem Gesichte einen gleichgültigen Ausdruck, obwohl sein Herz von der flammenden Leidenschaft des Hasses heftig klopfte.

„Es wundert Euch sicher, mich hier zu sehen, Mher Denys!“ sprach Artevelde. „Was ich Euch zu sagen habe, muß wichtig sein, fürwahr! Ich wünsche, mit Euch allein zu sein. Gönnst mir einige Augenblicke ungestörter Unterhaltung mit Euch.“

Der Oberdechant gab seinem Sohne ein Zeichen. Dieser stand auf, um das Zimmer zu verlassen, richtete jedoch im Vorübergehen an Artevelde die Frage:

„Und Beerle?“

„Es geht ihr besser,“ antwortete Artevelde, ihm freundlich die Hand drückend.

Nachdem Lieven hinausgegangen war, sagte der Oberhauptmann zu Mher Denys, während er sich in einiger Entfernung von ihm niedersetzte:

„Oberdechant, ich komme, Euch zu bitten, mir mit Geduld zuzuhören. Ihr könnt nachher frei urtheilen über das, was ich Euch vortragen will.“

„Nun, diese Umschweife sind überflüssig,“ antwortete Denys barsch. „Laßt hören, was Ihr mir zu sagen habt!“

Artevelde fühlte, daß die Röthe des Jernes seine Stirn bedeckte; doch unterdrückte er seinen Aergers und sagte zu Denys, der ihn gleichsam mit einem Ausdruck des Scherzes betrachtete:

„Oberdechant, wir kennen einander schon sehr lange. Es gab selbst eine Zeit, wo unsere Sehnsucht nach Flanderns Freiheit uns, wo nicht zu wahren Freunden, doch zu Kampfgenossen gemacht hat. Seitdem sind Gefühle und Leidenschaften zwischen uns getreten, die ich hier nicht untersuchen will.“

„Ihr thut wohl daran,“ fiel ihm der Oberdechant in die Rede; „denn Ihr seid gewiß nicht gekommen, um mir Beichte abzulegen.“

Ein Schauer überlief Artevelde's Glieder. Er schwieg einen Augenblick und fuhr dann in einem Tone fort, in welchem sich seine Ungeduld zeigte:

„Woher Denys, die Reliaerds heben überall das Haupt empor; sie vervielfältigen ihre Anschläge; sie fachen in allen Gemeinen das verzehrende Feuer des Bürgerzwistes an. Frankreich bereitet sich, um, durch unsern Zwiespalt unterstützt, sich unwiderstehlich auf Flandern zu stürzen. Wenn diejenigen, die Einfluß auf das Volk haben, wenn diejenigen, die das Vaterland lieben, in diesem äußersten Augenblicke sich nicht die Hand

reichen, so sind die Unabhängigkeit und die Freiheit Flanderns unrettbar verloren. Es ist ein trauriges Schauspiel, das wir unserer Vaterstadt geben. Verlangt Ihr, daß Frankreich uns wieder erdrücke durch seinen Einfluß? Nein! — Fordert Ihr, daß wir das Bündniß mit England aufgeben und dem Gewerbefleiß auf unserem Boden den Todesstoß versetzen? Nein! — Wünscht Ihr, daß unser Graf zurückkehre als Werkzeug des Fremdlings, als Feldherr unserer Feinde, als Sendling gegen unsere Freiheit und Rechte?“

„Der Graf? Was redet Ihr mir von dem Grafen?“ rief Denys spottend. „Wenn der jemals zurückkehrt, so geschieht es gewiß nicht mit meinem Willen.“

„Unsere Ansichten mögen etwas von einander abweichen,“ fuhr Artevelde fort; „in der Hauptsache will ich indessen, was Ihr wollt: Freiheit, Unabhängigkeit, Macht und Wohlfahrt für Flandern. Ist es daher nicht durchaus thöricht, daß wir einander durch heimlichen Haß zu schwächen suchen und dem Volke das Vorbild des Zwiespaltes geben? daß wir, zur großen Freude der Feinde unseres Vaterlandes, Zeit und Kraft versplittern mit nichtigen Zwistigkeiten, während das Ungewitter sich über unserem Haupte zusammenzieht, ein Ungewitter, das uns eben sowohl, wie die Ursache unseres Streites vernichten muß?“

„Aha!“ rief Denys mit siegreichem Lachen, „das erwartete ich. So lange man glaubte, mich ungehindert verachten zu können, ließ man mich seitwärts; jetzt aber, da man sieht, daß Vielen die Augen aufgehen und das

werden sollte, so wäre es besser, sie als die größte Gefahr, die unsere Freiheit bedrohen kann, zu verwerfen.“

Noch ehe der Oberdechant sein Antlitz Arvelde wieder zuwandte, war das falsche Lächeln daraus verschwunden, und er fragte in milder gebärgtem Tone:

„Nacht Ihr mir dieses Anerbieten in redlicher Absicht?“

„Ich habe nie geheuchelt,“ war die Antwort.

„Aber die Schöffenbank, wird sie einwilligen?“

„Sie besteht aus meinen und Euren Freunden. Die meinigen werden es nicht abschlagen, um des Friedens im Lande willen; die Euren werden sich freuen, Euch als Haupt der Gemeinde zu sehen.“

„Nun denn, Oberhauptmann! ich nehme Euren Vorschlag an,“ sagte Tenre.

„Und nun frage ich Euch auch, Oberdechant, in redlicher Absicht?“

„In redlichster Absicht.“

„Darf ich hoffen, daß Ihr Euch bemühen wollt, zu vergessen, daß Ihr mich gehaßt und unaufhörlich angefehdet habt?“

„Es soll von Euch abhängen, Aber Jakob! Wenn ich in Euch einen Mann finde, der wirklich geneigt ist, Jedem zu lassen, was ihm gebührt, so soll die Feindschaft gewiß nicht durch mich verursacht oder genährt werden. Selbst von jetzt an biete ich Euch als Amtsgenossen meine volle Freundschaft an. Ihr seht, daß ich nicht zögere, den ersten Schritt zur Versöhnung zu thun.“

Bei diesen Worten reichte er mit freundlichem Lächeln dem Oberhauptmanne die Hand, der sie annahm und herzlich drückte.

„Also wir sind Freunde,“ sagte Denys.

„Ich bitte Gott, daß wir es ewig bleiben mögen,“ antwortete Artevelde. — Nach einem Augenblicke sprach er mit größerer Offenheit:

„Ich habe noch ein besonderes Gesuch an Euch, Mher Denys!“

„Ich sehe voraus, wovon Ihr sprechen wollt,“ bemerkte Denys lachend.

„Wahrscheinlich!“ entgegnete der Oberhauptmann. „Unsere Kinder lieben einander schon seit vielen Jahren, Oberdechant. Sie haben von der Feindschaft, die unter uns herrschte, außerordentlich gelitten. Es ist Zeit, daß wir ihrem Schmerze ein Ende machen und sie belohnen für ihre Standhaftigkeit, die nichts in der Welt schwächen könnte, weder Rath noch Befehl, weder Verleumdung noch Unglück. Wenn wir wirklich Freunde sind, so fällt die Scheidewand, die zwischen unseren Kindern aufgerichtet war, von selbst fort. Ich wünsche feurig, daß unsere Versöhnung durch ein Band des Blutes besiegelt werde. Willigt Ihr ein, daß die Hochzeit zwischen Guetem Sohne und meiner Tochter sobald wie möglich gefeiert werde? Die Genter werden darin ein glänzendes Zeichen unserer Freundschaft sehen.“

„Ich weiß nicht,“ antwortete Geeraert Denys; „aber ich hätte gewünscht, daß Ihr mich jetzt noch nicht darum befragtet. Ich bin Vater, Oberhauptmann, und ich muß

die Ehre meines Sohnes bewahren selbst vor dem Schein einer Schändung."

"Was wollt Ihr damit sagen?" fragte Arterville mit flammendem Blicke.

"Erzürnt Euch nicht, Oberhauptmann!" antwortete Denny lächelnd. "Meine Absicht war nicht Euch zu beleidigen; aber Ihr wißt, was die Welt stets rüdet über eine Tochter, welche entführt worden ist. Lieven hat mir die Begebenheit erzählt, und es ist zwar ein Unglück für die arme Beerle; wer kann aber strafflos gegen den Strom der öffentlichen Meinung anschwimmen?"

"Ihrweigert Euch also, unsere Kinder mit einander zu vermählen? Und ist das der Grund, den Ihr ansetzt? Wo bleibt denn die Freundschaft, die Ihr mir anheftet?"

Der Oberdechant that, als ob er sich einen Augenblick bedächte, und antwortete dann:

"Nun denn! ich will mich über Alles wegssetzen, obwohl es ein großes Opfer ist. Nun wohl! Ich gebe meine Einwilligung zu der Heirath."

"Ist das ein festes Wort, Aher Denny?"

"Die Welt mag sagen und denken, was sie will! Mein Entschluß ist gefaßt, und Ihr könnt mit vollem Vertrauen annehmen, daß ich mein Wort halte."

"Wann soll die Hochzeit stattfinden?"

"Ach! das müßt Ihr selbst am besten wissen. Jungfrau Beerle ist gefährlich krank; das würde ich vollkommen an Lieven's Betrübniß merken, wenn er auch nicht unaufhörlich es Himmel und Erde klagte."

„Die gute Nachricht wird ihr rasch die Gesundheit wiedergeben, Mher Denny. Es bleibt also dabei, sobald Beerle hergestellt ist, haben wir Hochzeit.“

„Gewiß werdet Ihr dann Zeit genug haben, Oberhauptmann, um die Schöffenbank zu veranlassen, daß sie zuvor einen Beschluß über Euren Vorschlag faßt.“

„Ehe acht Tage vorüber sind, werdet Ihr mein Amtsgenosse sein. — Und nun, da von diesem Augenblicke an unsere gemeinschaftlichen Bemühungen dahin gehen müssen, die Gemüther zu beruhigen und allem Zwiespalte ein Ende zu machen, so bitte ich Euch, sobald wie möglich thätig zu sein und den Streit zwischen den Webern und den Walkmüllern in Liebe beizulegen.“

„In Liebe? Wie versteht Ihr das? Wollt Ihr denn, daß die Weber sich den ungegründeten Forderungen der Walkmüller unterwerfen?“

„Nein, Oberdechant! Ich gebe zu, daß die Walkmüller kein Recht haben, durch Gewalt und Drohung einen höheren Tagelohn zu fordern, als ihnen nach den Beschlüssen der Schiedsmänner von Alters her zugestanden ist; aber ich glaube auch nicht, daß der Tagelohn eine solche unveränderliche Sache sei und man in guten Zeiten, wie die jetzigen, den Handwerkern einen rechtmäßigen Antheil an dem Gewinnste weigern könne.“

„Und wer hat denn während des Stillstandes von Handel und Gewerbe den Verlust erlitten? Sind es die Walkmüller gewesen? Nein! es waren die Weber, die ihre Tücher nicht verkaufen konnten, während die Walkmüller nichts dabei verloren.“

„Und verlieren sie nicht ihr einziges Eigenthum, die Arbeit? Hat die Hungernoth sie nicht bei Hunderten weggerafft, Oberdechant? Ich meine nicht, daß die Weberzunft ihre übertriebenen Forderungen ganz befriedigen solle; das wäre eben so gefährlich, wie eine entschiedene Weigerung. In dieser Streitfrage liegt eine große Gefahr für Gent und für Flandern. Man muß auf beiden Seiten etwas opfern, um die Versöhnung herbeizuführen. So sehe ich es an, und ich rathe Euch, wenn Ihr Eurem Vaterlande einen großen Dienst erweisen wollt, so bringt Eure Zunft dahin, nachzugeben. Dann wird es ein Leichtes sein, diesen drohenden Zwist in Freundschaft zu verwandeln.“

„Nun denn! ich will es versuchen,“ sagte Tenre. „Glücklicher Weise ist mein Einfluß auf die Weber groß; sonst wäre es unnütz, diese Saite zu berühren: sie sind zu sehr gegen die Wallmüller aufgebracht.“

„Ein wackerer Versuch, Oberdechant! und Ihr werdet einen schönen Sieg davon tragen. Ich meinerseits will die Schiedsmänner und Dechanten der Wallmüller zu mäßigeren Forderungen anregen. — Gehe ich Euch verlasse, wünsche ich jedoch Eurem Sohne die frohe Nachricht mitzutheilen, und wenn Ihr nichts dagegen habt, mit ihm nach meiner Wohnung zurückzukehren.“

Der Oberdechant ging hinaus und rief seinen Sohn. Er kam dann zu Artevelde zurück, sagte ihn bei der Hand und sagte:

„Also, in Freundschaft! was gesagt ist, bleibt gesagt, in vollster Redlichkeit!“

Lieven trat in diesem Augenblicke in das Gemach; als er jedoch seinen Vater und den Oberhauptmann Hand in Hand überraschte, und ein Lächeln auf beider Antlitz glänzen sah, blieb er, wie von einem unerwarteten Schlage getroffen, plötzlich stehen.

„Nun, nun!“ sprach sein Vater mit freundlichem Scherze; „was überrascht Dich so sehr, Lieven? Der Oberhauptmann ist mein Freund geworden, Du siehst es ja!“

„Ist es wahr? o Gott!“ rief Lieven, die Hände zusammenschlagend. „Und Du, Vater? Du?“

„Ich bin ihm eben so befreundet,“ antwortete Denys.

„Dank! Dank!“ rief der Jüngling freudig, während er dem Oberdechanten um den Hals fiel. „Dank! Du gibst mir einen Vater zurück! Der schönste, der heiligste Trieb meines Herzens entzündet sich von Neuem mit heiliger Gluth. Gesegnet sei dieser Tag in meinem Leben!“

Seinen Vater verlassend, richtete er seinen feuchten Blick auf den Oberhauptmann und faßte zitternd dessen Hand. Artervelde sagte gerührt zu ihm:

„Lieven, Du gehst mit mir, um der kranken Beerte eine tröstende Nachricht zu bringen. Dein Vater willigt in Eure Vermählung und verlangt, daß sie sobald wie möglich vollzogen werde. Es ist ein festes Wort.“

Der Jüngling betrachtete unglaublich seinen Vater.

„Es ist wahr,“ sagte der Oberdechant. „Du siehst ja, daß wir gute Freunde geworden sind.“

Eine heftige Erschütterung ergriff Pieven. Er fand nicht die Kraft zu reden, sondern lehnte sich mit dem Haupte an die Brust seines Vaters, während Thränen der Dankbarkeit und der Kreude aus seinen Augen rollten.

Nach einer kurzen Pause sagte Artevelde:

„Pieven! wollen wir die arme Beerle langer auf die gute Nachricht warten lassen?“

„O, nein! nein!“ rief der Jüngling gerührt. „Kommt, kommt!“ — Sich dann wieder zu seinem Vater wendend, sagte er mit liebevollem Blicke:

„Vater, ich kehre gleich wieder, um Dir, wie es sich gebührt, für diese unerwartete Wohlthat zu danken. Aber Beerle, Beerle muß erst getröstet und erfreut werden.“

Mit diesen Worten zog er den Oberhauptmann nach der Thür.

Nachdem Artevelde noch einen freundlichen Gruss mit dem Oberbedienten gewechselt hatte, folgte er dem ungeduldigen Pieven und verließ das Haus.

Geeraert Denys sah ihnen eine Zeit lang nach und kehrte dann in sein Zimmer zurück, wo er mit stoischem Lächeln auf und ab wandelte und endlich zu sich selbst sagte:

„Ha, ha! man meint mich in solchen dummen Stricken zu fangen. Als man mich schwach wählte, blickte man hochmüthig auf mich herab. Jetzt, da man meine Macht nicht mehr leugnen kann, sucht man mich durch

Källichkeit irre zu führen. Man bietet mir Freundschaft an, um mich von denen abzuziehen, die mir anhängen. . . . Und man glaubt, daß ich unbefonnen genug sein werde, um mir auf diese Weise die Vernichtung meines Einflusses gefallen zu lassen? daß ich einwilligen werde, mich um die Uebermacht zu bringen, jetzt, da sie mir winkt? daß ich meine Rache aufgebe, jetzt, da ich stark genug bin, um Furcht einzujagen und zu strafen? Nein, nein! keine Schwäche! Ich muß ihn unterdrücken, ihn zertreten und allein gebieten. Ha, Jakob von Artevelde! Du hast gemeint, es sei genug, Verstand zu besitzen und große Thaten gethan zu haben, um ewig von dem Volke auf dem Schilde getragen zu werden! Thorheit! Jetzt kommt die Reife an mich. Schon verblendet Dich das Vorgefühl Deines Falles. — Wo ist nun Deine Weisheit, Dein Verstand? Wie ein unvorsichtiges Kind lieferst Du Dich mir in die Hände. Du willst Deine Macht mit mir theilen? und wähnst, daß auf dem Schöffenhause von Gent Platz genug für uns Beide sei? Das wollen wir sehen! Ich soll die Weber zur Nachgiebigkeit ermahnen! Thorheit! Dieser Zwist macht Dich zittern. Du siehst voraus, daß es ein Feuer ist, welches Dich verzehren muß. Und ich sollte Wasser gießen in die Flamme, die meinen Feind zu verderben droht? Wer glaubst Du denn, daß ich sei? Nein, nein! Du sollst zu Boden stürzen und zerschmettert werden, und zu mir noch die Hände ausstrecken und um Gnade flehen! Dann sollst Du Geeraert Denys kennen lernen; dann wird er Tropfen für Tropfen Dir die Galle einflößen, die Du in seinem Innern gesammelt hast.

Ha, Jakob! kein Mittel mehr, um mir zu entfliehen. Du hast Dein eigenes Todesurtheil unterzeichnet. Und nun keine Zeit verloren! Es giebt Männer, die sich mit mir theilen müssen in das Werk der Rache."

Nach diesen Worten warf er rasch den Mantel um, setzte die Kappe auf und verließ mit zügigem Tachen das Haus.

XVI.

Die Mehrzahl der Schöffenbank hatte Artevelde's Vorschlag, Denys' Ernennung zum Mitregenten von Gent betreffend, mit Freude angenommen. Obwohl Jeder fühlte, daß in dieser Ernennung eine große Gefahr liege, so war man doch über alle Bedenklichkeiten weggeschritten, mit der Hoffnung, daß dies Mittel allmählig eine wahre Versöhnung zwischen den beiden Parteien, welche die Stadt spalteten, herbeiführen, und der Streit zwischen den Webern und Wollmüllern friedlich beigelegt werden könne.

Sehr bald bemerkte jedoch die Schöffenbank, zu welcher beklagenswerthen Unvorsichtigkeit sie sich durch den Drang der Zeitumstände hatte verleiten lassen. Denn kaum hatte der Oberdechant einigen ihrer Sitzungen beigewohnt, so begann er zu zeigen, was man von seiner Gegenwart im Rathe zu erwarten habe. Alles an ihm, Thaten, Worte, Geberden war Leidenschaft, Haß und Gewalt. Um seiner ungeduldigen Ehrsucht zu fröhnen, oder von sich reden zu machen und als ein erfindertlicher Mann zu erscheinen, machte er unaufhörlich Vorschläge, um Alles in der Regierung der Gemeinde zu verändern, indem er mit hohlklingenden Redensarten gegen Mißbräuche zu Felde zog, die er durch Unmöglichkeiten und ungerechten Zwang ersetzt sehen wollte. Gelang es ihm

nicht, die anderen obrigkeitlichen Personen zu überzeugen, so suchte er sie durch eine Fluth von Worten zu gewinnen, und überschrie Jeden, indem er Niemanden die Gelegenheit ließ, seine Ansichten frei zu äußern. Wenn ein unabhängiger Schöffe sich erkühnte, ihm in der Versammlung die Schädlichkeit seiner Vorschläge oder die Grundlosigkeit seiner Behauptungen zu beweisen, so machte er persönliche Ausfälle gegen ihn und beleidigte fast täglich einige der Weisenden.

So war der Schöffentrath selbst die Bühne ewiger Zwistigkeiten und Spaltungen geworden. Wohl verwarf die Mehrzahl fast immer Denys' Vorschläge, als verderblich für das Heil und die Eintracht der Gemeine; da er sich aber durch eine parteiliche Minorität unterstützt sah und wohl wußte, daß die Verhältnisse in der Stadt den Schöffentrath kraftlos machten, fuhr er unerschrocken in seinen sichtbaren Bestrebungen fort, eine Art von gewaltsamer Alleinherrschaft zu gewinnen. Dazu vorbereiteten seine Anhänger allerlei falsche Gerüchte über dasjenige, was sich im Schöffentrathe zutrug oder dort gesagt wurde, so daß sehr bald einige der friedlichen Weisler unter dem Vorwande der Krankheit oder aus anderen Ursachen nicht mehr in die Versammlung kamen.

Nie hatte der Haß gegen Artervelde heftiger in der Brust des Oberbedienten gewüthet, als jetzt, wo er fast unaufhörlich mit ihm zusammenstoßen mußte. Sobald nämlich Denys im Rathe einen unbesonnenen Vorschlag machte und denselben mit Eifer und bösen Reden den Schöffen zur Genehmigung ausdringen wollte, bedurfte

es nur einiger Worte Artevelde's, um seine Bemühungen zu vereiteln und die Majorität dahin zu bringen, den Antrag zu verwerfen. Obwohl der Oberhauptmann sich stets gemäßigt äußerte, und nie etwas sagte, das den Oberbedanten verletzen konnte, fühlte dieser sich doch beschämt durch den Vergleich, welchen er sich gezwungen sah zwischen seiner Unzulänglichkeit und Artevelde's Alles umfassender Klugheit zu ziehen. Die unbezwingliche Ruhe des Oberhauptmanns trieb Denys' Wuth auf den Gipfel. Wie oft er auch in höhrende Anspielungen oder herausfordernde Vorwürfe ausbrach, um Artevelde zu einem ärgerlichen Wortstreite zu verlocken, es glückte ihm doch niemals. Freundlich rief ihn der weise Mann oft zu dem Gefühl der Würde der Versammlung und zur Ruhe zurück. Der unwiderstehliche Einfluß des Oberhauptmanns wirkte wie eine bleierne Decke, welche sich fortwährend auf Denys' glühende Leidenschaften niedersenkte und sie hinderte, nach Lust zu entbrennen. Dieser Zwang erfüllte den Oberbedanten mit dem tiefsten Reide gegen Artevelde. Er konnte ihn nicht sehen, ohne daß der Zorn sein Antlitz röthete, ihn nicht reden hören, ohne daß das Blut in seinen Adern aufwallte. Er nannte des Oberhauptmanns Mäßigung Heuchelei und Scheinheiligkeit, den Einfluß seines Wortes Gewalt und Tyrannei, die Majorität der Schöffenbank eine Verschwörung von ehrsüchtigen Leuten, die ihn unterdrückten. — So wußte er durch seine Anhänger sich bei einem Theile des Volkes als ein Schlachtopfer von Artevelde's Herrschsucht darzustellen und beschuldigte den Oberhauptmann und seine

Freunde gerade derselben Leidenschaften und Absichten, von welchen er fühlte, daß man sie ihm mit Recht vorwerfen könne.

Durch diese Parteilungen war mittlerweile alle gesetzliche Macht in Gent vernichtet worden. Obwohl Artevelde, von der Majorität der Schöffenbank unterstützt, noch das wahre Haupt der Gemeinde war, so herrschte doch unter dem Volke eine solche Gleichgültigkeit oder so schlechter Wille, daß es beinahe unmöglich geworden war, irgend eine Maßregel auszuführen. Jeder hatte das Vorgefühl, daß in Gent eine große Umänderung stattfinden müsse. Viele sahen schreckliche Ereignisse vorber; Alle aber betrachteten mit Furcht die allgemeine Verwirrung und Anarchie, welche sich unverkennbar ankündigte.

Artevelde, welcher ohnmächtig geworden war durch die tausend Hindernisse, die sich ihm überall entgegenstellten, wußte nicht mehr, was er beschließen sollte, um seine Vaterstadt vor einer verderblichen Umwälzung zu bewahren. Er sah diese Umwälzung augenscheinlich sich nähern; aber so weit war in Gent schon alle Leitung und Regierung unmöglich geworden, daß die Obriaken sich darauf beschränken mußte, von der Zeit eine glückliche Aenderung zu hoffen und mittlerweile Alles, selbst die gesetzlichsten Zwangsmittel, zu vermeiden, um dem Aufstande keine Ursache zum Ausbruche zu geben.

Hinsichtlich der Heirath Lieven's und Weertle's hatte Denys sein Wort nicht zurückgezogen, und er sprach selbst mitunter davon, wie von einer abgemachten Sache, welche unabhängig von seinen Streitigkeiten mit dem Ober-

hauptmanne bleiben sollte. Weerte kränkelte zwar noch sehr; doch kehrte ihre Gesundheit rasch genug zurück, um eine baldige Herstellung hoffen zu lassen. Die beiden Geliebten lebten daher in süßer Erwartung und vergaßen beinahe, was sich außerhalb des Kreises ihrer Neigung zutrug, um sich ganz ihren heiteren Ausichten hinzugeben.

Denns' Ernennung zum Mitregenten der Gemeinde hatte Anfangs einen gewissen Stillstand in dem Zwiste zwischen den Webern und den Wollmüllern zur Folge gehabt. Nicht als ob die Wollmüller darin einen Vortheil oder eine Genugthuung gesehen; im Gegentheil, die Erhebung des Oberdechanten der Weberzünfte war eine neue Erniedrigung für die anderen Gilden; aber die Weber hatten sich zum Scheine zu einer Uebereinkunft geneigt erwiesen und in Unterhandlungen über die Vermehrung des Tagelohnes eingewilligt. Beide Versammlungen blieben jedoch in ihren Zusammenkünften so unbeugsam, daß die Untersuchung ihrer gegenseitigen Interessen den Riß zwischen ihnen noch vergrößerte.

Geeraert Denns, der sich nach einigen Monaten überzeugte, daß er auf dem gesetzlichen Wege die Alleinherrschaft in Gent nicht erlangen würde, hatte seit geraumer Zeit den Haß zwischen den Gilden von Neuem angeführt und die Unterhandlungen abbrechen lassen. Er wußte, daß Artevelde sich vorgenommen, diesen drohenden Zwist auszugleichen, und sah darin ein Mittel zur Rache an dem Oberhauptmanne. Dies war jedoch nicht sein einziger Beweggrund. Er hatte den Plan entworfen, sich ausschließlich auf die mächtige Gilde der Weber

zu stützen und deren zahlreiche Mitglieder, indem er ihrem Hochmuthe schmeichelte, sämmtlich zu seinen Anhängern zu machen. Konnte er dieses Ziel erreichen, so durfte er sich als Herr in Gent betrachten und seiner Herrschsucht und Nachbegierde die Zügel schießen lassen. — Dies glückte ihm vollkommen; denn während Artevelde Niemanden ganz Recht gab und Jeden zur Nachgiebigkeit ermahnte, also Alle gegen sich ausbrachte, schrie Denys überall und in allen Tonarten, daß die Waller nicht das mindeste Recht hätten in ihren Forderungen, und es eine Feigheit sein würde, ihnen eine Erhöhung des Tagelohnes zuzugestehen, wobei er prahlerisch ausposaunte, daß die Weber die erste Zunft in Gent seien und das Recht hätten, über allen anderen zu stehen.

Dies Letztere war im Grunde wahr; die Weberzunft umfaßte in ihrem Schooße alle Tuchhändler und außerdem noch sechsundzwanzig ansehnliche Stielen (Zweige), welche sich mit dem Bereiten der Wolle oder dem Weben der Tuche beschäftigten. Seit der Wiederbelebung der Industrie waren die Erzeugnisse der Weber sehr im Preise gestiegen und diese Gilde ungemein reich geworden. Obendrein hatte sie nach Gesetz und Herkommen den Vorrang vor den beiden anderen Gliedern der Gemeinde, namentlich vor den Walkmüllern und den kleinen Zünften, und ihr Dechant war rechtmäßig Oberdechant von Gent.

In ruhigeren Zeiten würde Niemand daran gedacht haben, das moralische Uebergewicht der Weber zu bestreiten, als vielleicht hier und da ein alter Walkmüller,

der sich ärgerlich erinnerte, daß seine Kunst ehemals an der Spitze der Wilden gestanden habe. Da aber jetzt die Geister durch lange Aufregung bereit waren, bei der geringsten Reibung Feuer zu fangen, war nichts gefährlicher, als Denys' und seiner Anhänger höhrende Spottreden. Die hochmüthigen Herausforderungen der Weber und das Pochen auf ihre Macht und ihren Vorrang hatten endlich die Gemüther der anderen Wilden so sehr erregt, daß die achtzig Stielen der kleinen Gilden sich auf die Seite der Walkmüller schlugen und eben so laut wie diese zu fordern begannen, die verlangte Erhöhung des Tagelohnes müsse entweder auf friedlichem Wege oder mit Gewalt durchgesetzt werden.

Diese unerwartete Hülfe machte die Walkmüller äußerst kühn, nicht sowohl wegen des Beistandes der Stielen, sondern weil sie dadurch Jan Vase, den Dechanten der kleinen Gilden, und seine drei Söhne zu Anführern erhielten. Bis hieher waren die Walkmüller trotz allem Aufheben noch nicht zu Gewaltthaten übergegangen, weil ihr Dechant, Seger Boele, sich vor Blutvergießen scheute. Jan Vase dagegen war in der Stadt bekannt als einer der heftigsten und stärksten Männer, und obwohl er Dechant der Schmiede und der kleinen Gilden war, so nahm er doch keinen Anstand, seine Löwenkräfte noch oft anzuwenden, um zwischen sich und seinem Gegner mit Faustschlägen zu entscheiden.

Unter der Anführung dieser Männer und in Folge der unaufhörlichen Herausforderungen der Weber war der Haß zwischen beiden Parteien bald so unverföhnlich,

daß fast täglich blutige Kämpfe in den Schenken vorfielen und man einander aus Eifersucht in buchnäblichem Sinne todtzuschlug.

Dieser Zustand betrückte Artevelde auf das Höchste. Er vervielfältigte sich gleichsam und arbeitete Tag und Nacht, ohne Raht und Ruhe, um seine Vaterstadt zu beschützen vor dem Unglücke, das sie bedrohte, und zu gleicher Zeit die Anschläge der Fellaerts in den anderen Gebieten Flanderns zu vereiteln. So lange die kleinen Gilden sich von dem Zwiste fern gehalten hatten, war es ihm gelungen, durch Hülfe der anderen Bürger einen entscheidenden Zusammenstoß zwischen den Webern und Wollmüllern zu verhindern; als aber nun das dritte Glied der Gemeine sich auch mit Wuth gegen die Weber erklärt hatte, schwand der letzte Schein von Macht oder Ansehen, welches die Obrigkeit der Gemeine sich noch erhalten. Alle Bürger von Gent ohne Ausnahme gehörten zu einer der Gilden, mochten sie selbst Kaufleute oder Handwerker sein, oder, um die Vorrechte derselben zu genießen, sich in die eine oder andere haben aufnehmen lassen. Demzufolge hatte der herrschende Haß die Gemüther aller Einwohner angesteckt. Jeder hielt es für Pflicht, seine Zunft eifrig zu vertheidigen, und Niemand wollte mehr auf die Stimme der Regierung hören.

Endlich war es so weit gekommen, daß man öffentlich in der Stadt von einem bevorstehenden Ausbruche der Wollmüller zu sprechen begann, welche nichts Geringeres drohten, als die Häuser der Weber zu plündern und, wer ihnen Widerstand leistete, zu ermorden. Verreiß sah man

Walfmüller und Mitglieder der kleinen Gilden mit Waffen durch die Straßen laufen, und Jan Bafe selbst hatte, nach der Aussage einiger Bürger, angekündigt, daß das blutige Spiel am andern Tage gewagt werden solle.

Als letztes Mittel, um das Blutvergießen wenigstens für diesen Tag noch zu verhindern und, wenn es möglich wäre, den Streit beizulegen, ließ Artevelde durch den Stadttrompeter ausrufen, daß die Lechanten aller Gilden am andern Morgen um neun Uhr im Hochhause am Freitagsmarkte sich versammeln und entscheidend über die Streitfrage der Walfmüller wegen des Tagelohnes berathen sollten. Diese Verkündigung, da sie etwas erwarten ließ und eine Lösung der Frage versprach, räumte die Veranlassung zu unmittelbarem Streite aus dem Wege; man schob also alles gewaltsame Unternehmen auf, obwohl jede Zunft sich bereitete, Rache an ihren Gegnern zu nehmen, im Fall die Entscheidung nicht nach ihrem Sinne ausfalle.

Der folgende Tag war ein schöner Maitag; die schwüle Lenzsonne goß ihr glänzendes Licht in Strömen über Häuser und Straßen aus; die Luft, als ob sie in den Feldern mit Balsambüsten erfüllt worden, verbreitete reges Lebensgefühl in der Brust; Alles strahlte von Gluth und Pracht, sowohl der blaue Himmel droben, als die lachende Natur hier unten. Man hätte sagen mögen, daß dieser frische Tag nichts bescheinen könne als Lebenslust und Freude. Ach! in Gent beschien das junge Lenz

licht jedoch eine gährende Menge, welche, Haß und Eifersucht im Herzen, Zorn und Rachsucht in der Brust, wie ein kochender Vulkan, die schrecklichste Explosion der Leidenschaften des Volkes anzukündigen schien!

Die ganze Stadt war von einem abscheulichen Vergeßniß ergriffen. Auf jedem Antlitze konnte man Angst oder Wuth lesen. Man sah die Kunstleute, Meister wie Gesellen, mit gesenktem Haupte und zu Boden geschlagenen Blicken nach dem Freitagsmarkte eilen, zuweilen einander von fern die Faust zeigend oder sich gegenseitig zur Unversöhnlichkeit ermahnend. Selbst uralte Greise, deren Rücken schon über das Grab gebogen schien, schleppten ihre steifen Glieder nach dem Versammlungsorte, wo man über den Werth oder die Erniedrigung ihrer Kunst entscheiden sollte. In ihren trüben Augen glänzte noch ein Funken Feuer; der Haß schien ihre letzten Lebenskräfte für diesen Tag gesammelt zu haben.

Mittlerweile standen die Frauen und Jungfrauen haufenweise bleich und bebend vor den Thüren und riefen Ach und Weh zum Himmel über das Unglück, das die Gemeinde bedrohte, oder sie nahmen auch Theil an dem Zwiste und sandten sich mit einer großen Fluth von Worten und Vorwürfen die höhnendsten Herausforderungen zu. Aus den ärmeren Stadtvierteln folgten selbst Frauen ihren Männern auf den Freitagsmarkt und verlangten noch lauter als diese selbst, sie sollten, um die Ehre der Kunst zu schützen, sogar den Tod nicht scheuen.

Der Freitagsmarkt bot einen eigenthümlichen Anblick dar, namentlich kurze Zeit vor der Stunde der Versamm-

lung. Diese ausgedehnte Fläche, sowohl vor als hinter der Sanct Jakobskirche, war mit großen Häufen Junstgenossen bedeckt, zwischen welchen man absichtlich freie Durchgänge gelassen zu haben schien. Wie die Menge dort vertheilt stand, glich sie im Ganzen einer unendlichen Zahl kleiner Inseln, zwischen denen sich ein Fluß in spielenden Wendungen hinschlängelte. Alle Junste waren hier durch eine gewisse Anzahl Mitglieder vertreten; man konnte aber keine Vermischung derselben spüren; denn jede war von den anderen durch einen Zwischenraum abge sondert, groß genug, um jeden Zusammenstoß zu vermeiden.

Da die meisten Gesellen ihre Arbeit verlassen hatten, um sich vor der neunten Stunde auf dem Freitagsmarkte einzufinden, so waren sie alle gekleidet, wie sie gewöhnlich bei ihrer Arbeit standen, und viele trugen noch ihre Werkzeuge an der Hand oder am Gürtel. Daher konnte man auf den ersten Blick erkennen, zu welcher Junst Jeder gehörte, und dieser besondere Fall hatte wohl etwas beigetragen zu der engeren Abgrenzung der Stielen unter einander.

In jedem dieser Häufen, in dessen Mitte der Dechant oder ein Sprecher sich befand, stritt man heftig und mitunter mit häßlichen Verwünschungen über den obschwebenden Zwist, und handelte im Voraus den Zweck und den möglichen Ausgang der angekündigten Versammlung ab. All' dieses Rufen, alle diese Stimmen und dies Geräusch verschmolzen sich in ein dumpfen Brausen, in ein verwirrtes Summen, wie von einem unermess-

lichen Wienerforbe, der sich bereitet, einen zahllosen Schwarm auszusenden.

Von dem Mannekens-Aerd bis an das Toreken hatten die siebenundzwanzig Stielen der Weberei sich ausgebreitet; sie bedeckten demgemäß beinahe die Hälfte des Marktes bis zur Südseite. Außer den Tuchhändlern, die sich in großer Anzahl vor dem Hochhause befanden, konnte man in dieser mächtigen Schaar die Weber, Spinner und Tuschscheerer erkennen. Unter den verschiedenen Theilen der Weberei bemerkte man dieselbe Abgränzung, wie unter den anderen. Diese Zunft bildete einen großen Körper, der durch seine Zahl in der That bedeutend genugsam, um den übrigen Stielen Furcht einzusößen und sie nöthigenfalls zu vernichten. Auf dem Antlitze der Weber konnte man lesen, daß sie sich ihrer Macht nicht unbewußt waren; sie zeigten sich minder wüthlich und über ihrer Schaar hörte man das verwirrte Geräusch nicht, das über allen anderen Theilen des Marktes so drohend herrschte; aber ein Rächeln der Verachtung verleiht den Hochmuth, der ihre Herzen füllte, und ihre scheinbar gleichgültige Handlung bezeugte, daß sie sich wenig um das Geschrei der anderen Zünfte kümmerten.

Geeraert Dennyß lief hier hin und wieder, Jedem die Hand drückend und gütige Worte säend, um auch den letzten Versuch Artevelde's scheitern zu machen. Es wurde ihm äußerst leicht, die Mitglieder seiner Zunft dahin zu bringen, daß sie Nichts, nicht einmal zum Scheine, nachgäben. Dies war auch bereits unter den Webern sowohl wie unter den anderen Zünften beschlossen. Die Streit-

frage um die Erhöhung des Tagelohnes hatte sich in einen Zwist der Eigenliebe und des Hochmuthes verwandelt. Es kam nun nur darauf an, wer seine Gegner erniedrigen würde.

Den Webern gegenüber, von dem Utenhorvesteen bis an die Wolvestege, bildeten die Walfmüller eine ungeheure Schaar, welche sich in verschiedenen Haufen rund um eine Anzahl wüthender Sprecher zerbröckelt hatte. Was diese Zunft vor allen anderen kenntlich machte, war die sichtliche Armuth der meisten Mitglieder, deren zerrißene Kleider und elendes Aeußere bezeugten, daß sie nicht in gleichem Maße mit den Anderen Theil hatten an der allgemeinen Wohlfahrt. Auch hier brannte auf allen Gesichtern der Zorn. Hier hörte man die schreulichsten Verwünschungen, die schrecklichsten Drohungen gegen die Weber zum Himmel steigen. Eine Menge Weiber, die als abscheuliche Geister des Hasses und der Rache die Männer zur Raserei aufregten, liefen mit verwirrten Haaren unter dieser Zunft umher und erfüllten mitunter die Luft mit schneidendem Mordgeheul.

In der Ecke, an der Winnemanstege, standen die Schmiede, mit ihren Schurzellen vor der Brust, mit bloßen Armen, schwarzen Gesichtern und glühenden Augen, wie ein Haufen Teufel, der aus der Hölle gekommen war. Jan Vake, der Dechant, beinahe eines Halses und Kopfes länger, als der größte seiner Gefellen, und gebaut wie ein Riese, befand sich in der Mitte seiner Zunft und hielt dort eine Rede, über welche seine Leute vor Wuth die Fäuste ballten, und welche ganz geeignet war, um

den blutigen Streit unmittelbar beginnen zu lassen, wenn nicht Jeder verlangt hätte, erst den Ausgang der Versammlung im Hochhause zu erfahren. Neben Jan Valse standen seine drei Söhne, eben so mächtig von Gliedern, wie ihr Vater, und nicht minder rachelustig.

Etwas ferner den Markt hinaus und in allen angrenzenden Straßen bemerkte man die meisten anderen Stielen, obwohl in kleinerer Zahl: die Fleischer, mit ihrem Wegstahle am Gürtel, die Bäcker, ganz mit Mehl bestäubt; die Schiffer, mit ihren schweren Regentleibern; die Ausländer, mit ihren Pasthaken in der Hand; die Bräuer, mit rothem, geschwellenem Gesicht; die Fohgerber, die Corduangerber, die Maurer, die Zimmerleute und mehrere andere.

Unter den kleinen Jünsten, die hinter der Sanct Jakobskirche ausgebreitet standen, herrschte nicht solche Hefigkeit, wie auf dem Vormarkte, wo die beiden Feinde sich einander gegenüber befanden und ihre Wuth sich dadurch auf das Heußerste gesteigert hatte. Bei Sanct Jan:ten:Dulle bemerkte man jedoch eine Gilde, die sehr zahlreich war und sich durch besondere Unruhe auszeichnete. An den blauen Händen der Gefellen, welche sich hier versammelt hatten, konnte man leicht die Junst erkennen, zu welcher der muthige Lieven Gemyne gehörte. Der Lärm, der sich vernehmen ließ, entsprang aus einer Rede, die der Dechant gehalten hatte und die von den Junstgenossen mit langem Zujuchzen und Gelübden der Unbeugsamkeit beantwortet worden war. Der Dechant hatte sie überzeugt, daß man den Webern nichts zuzusetzen

und der Streit ganz zum Vortheile der Walfmüller entschieden werden müsse. Geschehe das nicht, so sei es für jeden Blaufärber eine Pflicht, sich mit den Walfmüllern zu verbinden, um die hochmüthigen und aufgeblasenen Weber zu bezwingen und zu demüthigen.

Als das Geschrei aufhörte, rief Lieven Gompne betrübt und ungeduldig:

„Aber wie ist das nur möglich? Haben die Genter denn ihren Menschenverstand verloren, oder sind sie sämmtlich vom Teufel besessen? Rechten, einander mercken! das ist Alles, was man hört. Das wird großen Vortheil bringen, bei meinem Worte! Und Ihr, Meier Ablyn, Ihr, gewöhnlich so reif an Urtheil und Rath, Ihr seid jetzt ebenfalls der Meinung, daß Blut vergossen werden müsse? Ich verstehe das wahrlich nicht!“

„Und was ist denn Eure Meinung?“ fragte ein Gefelle spottend.

„Meine Meinung ist,“ antwortete Lieven Gompne, „daß man nicht Feuer und Flammen über die Stadt bringen müsse, weil die Walfmüller es sich in den Kopf gesetzt haben, vier Grote mehr für jedes Stück gewalktes Tuch zu verlangen. Da könnte es ja alle Tage Aufruhr geben, wenn es jeder Zunft frei stände, ihren eigenen Tagelohn mit Gewalt zu erhöhen.“

„Aber, Lieven!“ sagte der Dechant, „Ihr versteht die Sache nicht recht. Meint Ihr denn, daß das Verlangen der Walfmüller ungegründet sei?“

„Das sage ich nicht, Meier Ablyn! Ich bekenne im Gegentheil, daß sie nicht genug gewinnen; aber vier

Grote ist viel. Jedenfalls muß man nicht auf diese Weise über dergleichen Dinge entscheiden. Die Dechanten und Schiedsmänner sind da, um sich in Liebe über die Zwistigkeiten zwischen den Zünften zu verständigen. Was man Jahrhunderte lang gethan hat, kann man noch thun.“

„Ha, ha!“ lachte ein Zunftgenosse, „die Dechanten haben nun schon seit Monaten die Sache in den Händen. Die Weber meinen, daß sie mit Verachtung auf alle anderen Bürger herabblicken können. Sie freien uns täglich ihren Hohn in's Gesicht, und schwören, daß sie nichts zugestehen würden, und wenn auch alle übrigen Zünfte sie zwingen wollten. Wir wollen doch sehen, ob die verfluchten Weber uns zu Grunde richten sollen mit ihrem Hochmuth.“

„Kurzes Spiel mit ihnen machen!“ schrieb ein anderer Gefelle. „Sie in die Leije jagen und ertränken!“

„Ich sehe wohl, daß keine Salbe dagegen hilft,“ antwortete Pieven Gompne entmuthigt. „Fahrt also nur fort in Eurer Thorheit; laßt die eine Hälfte der Stadt die andere Hälfte morden; laßt Gent sein Glück und sein Gedeihen opfern, sich erschöpfen und bländern das Verbild des Zwiespaltes und Bürgerkrieges geben! Aber gebt Acht: der Franzose steht mit der Ruthe hinter der Thüre. Wenn wir unter fremdem Zwange seuzen werden, ohne Handel, ohne Arbeit und ohne Brod, dann werden wir uns die Finger benagen und mit Scham betrauern, was wir gethan haben. Aber dann wird die Klage zu spät kommen.“

„Nun, nun! wir wissen wohl, wo Ihr die schönen

Reden gelernt habt," bemerkte ein Gefelle. „Es ist, als ob der Oberhauptmann Euch bezahlte, um ihm nachzuschwätzen; aber das Liedchen dieses Herrn ist längst abgeklungen in Gent.“

„Lump!“ antwortete Rieven zornig. „Was? Ihr wagt es, unehrlichlich von Ober Jakob zu sprechen? Ihr, der Ihr kaum Verstand genug habt, um Eure rechte Hand von Eurer linken zu unterscheiden? Ich danke Gott, daß Ihr mir vorwerft, der Gedanke des Oberhauptmanns sei auch der meinige! Ich habe mehr Recht, darauf stolz zu sein, als Ihr Alle, die Ihr wie Kinder rast und verblendet seid durch die Hekereien der Feinde Eures Vaterlandes und Eures Wohlergehens.“

Ein Murren der Wuth ließ sich unter den Blausärbern hören und Viele drohten Rieven mit der Faust; aber trotzig streifte er die Ärmel seines Rollers in die Höhe und sagte mit herausforderndem Tone:

„Ja, droht nur, Gefellen! Ihr kennt Rieven Gomyne! Die Arme süßen ihm auch nicht verkehrt am Leibe. Versucht es nur einmal!“

Meister Ablyn sprang dazwischen und brachte die Gefellen zur Ruhe. Rieven Gomyne war schwerer als die Anderen zu besänftigen und sagte endlich zu seinen Genossen:

„Nun, thut was Ihr wollt! Ich kümmere mich nicht darum. Aber wenn sich noch Einer ein einziges Wort gegen den Oberhauptmann zu sprechen erlaubt, so lege ich ihm meine fünf Finger in's Gesicht, daß er am hellen Tage die Sterne sehen soll.“

Wahrscheinlich würde dieser Zwist doch noch zu einer Schlägerei geführt haben; allein jezt kam der Ribaudenkönig mit seinen Leuten her und rief scherzend den Blausärbern zu:

„Sa, Gefellen! keine Schlägerei, oder wir waschen unsere Hände im Teufelssteen!“

„Es wäre besser,“ antwortete ein Gefelle, „Ihr führtet Eure Ribauden nach dem goldenen Schwane und gäbt ihnen etwas zu trinken; denn sie scheinen schrecklich von der Sonne ausgehört und jappen wie Fische in einem leeren Weiher.“

„He, Muggelyn!“ rief ein Anderer, „sagt uns doch, mit wem Ihr es haltet! Für wen seid Ihr?“

„Ich? Ich bin für den Vaas im Hirsch unter dem Glockenthurme,“ antwortete der Ribaudenkönig mit gemachtem Ernste, welcher Jeden, selbst Lieren Gemeine, zum Lachen reizte.

„Ja, so meine ich es nicht!“ entgegnete der Gefelle. „Ich wollte fragen: mit welcher Zunft haltet Ihr es? mit den Webern, oder mit den Walkmüllern?“

„Nun, das wißt Ihr doch schon lange,“ rief Muggelyn, mit seinen Leuten weiter den Markt hinaufschreitend. „Ich ändere meine Gesinnung nicht, und halte es, wie früher, mit der Gilde der Weinschenken.“

Während die Leidenschaften auf dem Markte durch heimliche Aufregung immer mehr und mehr angefacht wurden, stand Artevelde hinter dem Fenster des Ver-

sammlungssaales im Hochhause und schaute mit traurigem Blicke auf die Menge hinab. Seine Brust war beengt, seine Wangen bleich, sein Blick ermüdet. Ein tiefer Verdruß, ein inniges Mitleiden mit seinen verirrten Brüdern sprach sich auf seinem Antlitze aus.

Der weise Mann erinnerte sich mit Verzweiflung, daß er in glücklicheren Tagen auch einst aus diesen Fenstern auf das Volk hinabgeschaut und Thränen der Freude in seinen Augen gefühlt habe. Er hörte noch die Siegeslieder der entzückten Menge, welche seinen Namen als einen Ruf des Heiles gen Himmel sandte, und die Hode der Bruderliebe und endloser Treue gegen das Vaterland, welche mit lautem Jubelrufe aus dem Schooße der Genter zu Gott aufstiegen. Er sah noch das bunte Gewimmel der geschmückten Frauen und Kinder, die Umarmungen der entzückten Junstgesellen, das Tanzen, das Trinken, das Singen Verlockendes Schauspiel früheren Ruhmes und früherer Größe!

Jetzt kochte der Haß in Aller Brust; jetzt vergaß daselbe Volk die Gefahr des Vaterlandes, um sich selbst ein Blutbad zu bereiten; jetzt war die Stimme Jakob's von Artevelde machtlos, sein Name war wie eine Brandsackel zwischen Brüdern geworden, und er, in der Hülle seiner Kraft und seines Heldenmuthes, mußte den Untergang von Gent und vielleicht von ganz Flandern erwarten, die Arme auf der Brust zusammengeschlagen, wie ein rathloser Zwerg.

Nicht lange befand er sich allein im Saale des Hochhauses; gleich darauf kam der Oberschöffe, Maes van

Vaerneweck, zu ihm, grüßte ihn mit einem Ausdruck der Angst auf dem Gesichte und sagte:

„Gott behüte das unglückliche Gent! Wißt Ihr, was sich vorbereitet, Oberhauptmann?“

„Ich sehe es nur zu wohl, Freund Maes! Wenn uns die Vermittelung nicht abhält glückt, so kann dieser Tag ein unglückliches Blatt in der Geschichte der Volksverirrungen werden.“

„Es scheint, als ob die Walfmüller Willens seien, die Waffen zu ergreifen, wenn ihnen heute nicht vollständige Befriedigung wird. Kämme es so weit, Oberhauptmann, daß die Bünste handgemein würden, so wäre es doch unsere Pflicht, dazwischen zu treten und das Blutvergießen zu hindern.“

„Fürwahr, Ser Maes! es ist eine traurige Pflicht; aber werden wir sie erfüllen können? Ich habe bereits den Hauptleuten der Kirchspiele meine Befehle ertheilt, so viele bewaffnete Bürger wie möglich gegen jeden Vorfall zu versammeln. Wißt Ihr, was Euer eigener Bruder Willem, der Hauptmann von Sanct Jakobs, nun geantwortet hat? — Daß er zur Weberei gehört, und lieber sein Amt niederlegt, als sich der Gefahr aussetzt, in dieser Sache etwas gegen die Weber unternehmen zu müssen. Er hat sich geweigert, die Männer seines Kirchspieles zu den Waffen zu rufen, unter dem Vorwande, daß sie sämmtlich auf dem Markte ständen. Joos Avare, der Hauptmann von Sanct Michiels, ist dem Vorbilde Aher Willem's gefolgt und hat sich ebenfalls geweigert, meinen Befehl auszuführen, als Grund angehend, daß

er nicht Hauptmann geworden sei, um seine eigenen Brüder ermorden zu helfen.“

„Mein Bruder, mein Bruder!“ seufzte der Oberhäuptmann. „Ach, Oberhauptmann! es ist eine ansteckende Seuche, die selbst die Besten und Redlichsten ergriffen hat. Es ist Jeder in Gent mit Wahnsinn geschlagen.“

„Ghelnoot van Lend und Pieter van Gaudenhove,“ fuhr Artevelde fort, „werden ihr Bestes thun, um in ihren Kirchspielen eine Anzahl Männer zu sammeln und sie auf dem Kornmarke zu unserer Verfügung bereit zu halten. Wenn es ihnen glückt, eine genügende Macht zusammenzubringen, so wird es jedenfalls möglich sein, die beiden Parteien bis zum Abende auseinander zu halten. Daß es hier und da in anderen Stadtvierteln Todte geben wird, wenn unser letzter Versuch keine Vermittelung zur Folge hat, ist gewiß. Aber das wäre ein kleines Unglück im Vergleich mit dem Glücke, das unsere Stadt treffen kann.“

„Wehe! Wehe!“ rief Ser van Baernevyck. „Während wir hier mit gehässigen Bürgerzwisten unsere Zeit vergeuden, gehen die Intriguen der Feliards ihren Gang. Die anderen Glieder Flanderns bedrohen das aufrührerische Gent mit einer Trennung und im Nothfalle mit einem Kriege. Unser Graf ist in Brüssel, um den Herzog von Brabant zu bewegen, das Bündniß zu brechen, und Frankreich bereitet sich mit Ruhe vor, unser zerrissenes Vaterland anzugreifen. Gott! Gott! was wird das Ende von dem Allem sein! Verzweiflung füllt meine Seele. Ich habe keinen Glauben mehr an Flanderns Zukunft;

wir sind geboren, um Sklaven zu sein, Sklaven des Fremden oder Sklaven unserer eigenen zügellosen Leidenschaft. Nun denn! lieber dann noch die freiwillige Unterwerfung; wenn sie auch weder Ruhm noch Größe verleiht, so schenkt sie doch Ruhe und entschuldigt die Erniedrigung."

Artevelde lächelte trüb zu den verzweifeltsten Ausrufungen seines Freundes. Er faßte dessen Hand und sagte:

"Wir sind geboren, um frei und unabhängig zu sein. Flandern kann irren, sich verlieren, seine eigene Brust zerrreißen; aber sterben, vergehen niemals! Es ist zu viel Lebenskraft in dem niederdeutschen Blute, zu viel Troß in den Herzen der Vläminger. Ach, Freund Maes! es ist möglich, daß wir damit beschäftigt sind, unserem Vaterlande eine neue Knechtschaft zu bereiten; aber laßt im Laufe der Jahrhunderte zwanzig Sklavereien Flandern bedrücken, dennoch wird der Löwe seine Ketten zerbrechen, dennoch das vlämische Heldengeschlecht aufstehen und Europa das Vorbild der Freiheit und Volksmacht geben!"

"Ach!" seufzte Ser van Baernewyck, „Ihr bekennet also, daß Flanderns Ruhm und Größe sich verdunkeln, daß eine neue Dienstbarkeit die Frucht unseres Treibens werden muß, daß uns nichts übrig bleibt, als die Hoffnung, unser Vaterland werde in der Zukunft einst sich erheben gegen die Feinde seiner Unabhängigkeit und seiner Freiheit. Aber jetzt? Jetzt Sklaverei und Erniedrigung, nicht wahr?"

"Habt Muth, mein Freund!" sagte Artevelde.

„Vielleicht glückt unser Versuch noch Und dann? bleibt uns nicht die Ueberzeugung, daß wir unsere Pflicht gethan haben? Fehlt uns die Macht, unserem Vaterlande, wie es die Umstände verlangen, zu dienen, an Willen dazu hat es uns nicht gefehlt. Jetzt, wo das Schicksal uns beherrscht und auf dem Strome der Ereignisse uns fortreißt wie entwurzelte Bäume, müssen wir uns forttreiben lassen, bis die Fluth uns irgendwohin führt, wo wir etwas für Glandern thun können. Gott allein weiß, was geschehen wird; vielleicht rettet uns eine unerwartete Hülfe; die Leidenschaften des Volkes sind veränderlich und wetterwendisch“

Artevelde ward plötzlich in seiner Rede durch die Ankunft von Geeraert Denys unterbrochen, der mit sehr unfreundlichem Tone zu ihm sagte:

„Run, Wier von Artevelde! Vergesit Ihr denn, weshalb Ihr hierher gekommen seid? Zwar werden Euch alle Eure Versuche nichts nützen, indessen wenn man Oberhauptmann ist, darf man doch die Dechanten der Gilden nicht warten lassen, sobald man sie berufen hat. Der Stadttrompeter steht bereits eine Stunde un-
ten mit der Trompete am Munde.“

Artevelde antwortete ihm nicht, sondern glug an die Thür, wo er dem Knappen einen Befehl gab. Unmittelbar darauf hörte man den Stadttrompeter einige schallende Töne blasen, und gleich hernach kamen alle Dechanten der Gilden nach einander in den Saal. Zuerst die siebenundzwanzig Dechanten der Tuchweberei, die sich längs der rechten Seite einer Tafel auf drei Reihen von

Stühlen niederließen; — darauf die Dechanten der andern Bünste, Jan Vake und Seger Boele an der Spitze, welche auf der linken Seite Platz nahmen, doch aus Mangel an Stühlen zum Theil stehen bleiben mußten.

Beide Parteien, auch hier durch ein Gefühl des Hasses von einander geschieden, wechselten funkelnde herausfordernde Blicke mit einander oder lächelten einander verächtlich an, so daß man auf den ersten Blick sehen konnte, die Hoffnung auf Versöhnung könne nicht eben groß sein; dennoch redeten sie nicht, sondern zeigten nur in ihren Mienen, daß das Feuer der Rache in ihrem Herzen loderte.

Arxelvelde bemerkte diese ungünstige Stimmung und ersuchte den Oberschöffen, die Sitzung unmittelbar zu eröffnen, worauf er aufstand und zuerst mit trübem Ton, doch allmählig mit steigendem Nachdruck und Eifer folgendermaßen zu den Dechanten sprach:

„Genossen und Freunde! Ich weiß, daß Ihr hier erscheint mit dem festen Entschlusse, Vorstellungen zu Vermittelungen und Verträgen kein Gehör zu geben; ich weiß auch, daß mein Wort auf Eure Gemüther keine Macht übt. Hätte ich meine Schwäche allein betrachtet, so wäre ich zurückgewichen vor einem nutzlosen Versuche; aber etwas Anderes hat mir Muth und Hoffnung gegeben, daß in diesem wichtigen Augenblicke dennoch meine Stimme Eure Herzen erschüttern werde. Ihr seid Väter! Ich habe mich erinnert, daß unser theures Blandern einst danieder lag unter dem Drucke fremder Tyrannei, daß Hungernoth und Sklaverei das Blut in den Adern

der Bläminger verbarb und verzehrte, daß das krasse Volk auf ewig zur Knechtschaft verdammt schien ich habe mich auch erinnert, daß aus Gent der Ruf der Erlösung über Flandern dahinhallte, daß Ihr es waret, Brüder, die mit unverzagtem Löwenmuth das Joch von ihren Schultern abwarfen, die das ganze Vaterland auf Kosten ihres Gutes und Blutes retteten, die dem vlämischen Namen als dem Zeichen der Befreiung einen guten Klang in der Welt verschafften — die Fürsten und Völker vor der Macht ihrer Einigkeit verstummen machten . . . bei diesem Gedanken füllten Hoffnung und Stolz von Neuem meine Brust. Ich habe zu mir selbst gesagt, daß, wenn Jakob von Artevelde's Stimme auch machtlos geworden ist, Ihr Häupter der tapferen Genter doch das Ohr nicht schließen werdet vor dem Nothruf dieses Vaterlandes, das Eurer Liebe und Eurer Muths seine Freiheit und sein Gedeihen verdankt . . . nun denn hört, ich rufe im Namen des Vaterlandes! — Werft mit mir einen Blick auf Flanderns Zustand, und Ihr werdet erschrecken vor der Größe der Gefahr. In Brabant läßt sich der Herzog von unsern Feinden rathen, das niederdeutsche Bündniß zu brechen und seine Waffen gegen uns zu wenden. In Frankreich wartet Philipp von Valois auf die sich nähernde Gelegenheit, uns zur Strafe unserer Uneinigkeit die Sklavenketten über den Hals zu werfen; in Flandern bricht ein Aufruhr los zum Vortheil unserer Feinde; in allen Städten herrschen Hasi, Parteilungen und Unruhen über die Vorrechte der Tuchweberei; in ganz Flandern Unzufriedenheit und Drohung

mit Krieg gegen das wühlende Gent; in ganz Flandern ferner ungehinderte Intriguen der Reliaerds und furchtbare Fortschritte der Feinde unserer Unabhängigkeit! — Ihr seht es, Brüder! Gedeihen, Reichthum, Freiheit, Ruhm, Alles liegt in der Waagschale. Das Vaterland ist in Gefahr, es bedarf der vereinigten Kräfte aller seiner Söhne, seine Erhaltung verlangt, daß ihm die Streitigkeiten zum Opfer gebracht werden, es steht am Rande des Abgrundes, wehklagend ruft es uns zu, daß unser Haß und unsere Zwietracht es vielleicht schon morgen gefesselt der schrecklichsten Sklaverei überliefern . . . einer wohlverdienten Sklaverei! O erkennst es nicht, die Wahrheit selbst kann nicht heller sein! — Wohl wußt' ich's zuvor, daß sich Verwirrungen bilden würden, sie sind unzertrennlich von jeder großen Volksbewegung, und oftmals die Folge der Wohlfahrt selbst; aber in meinem Stolze als Genter wagte ich zu hoffen, daß das Herz Flanderns, daß unsere Vaterstadt nie ihre Bestimmung verleugnen würde, daß sie nie vergäße, Gott habe sie zwischen ihre Schwesterstädte gestellt, um wie ein Stern vorzuleuchten, wie eine Löwin zu wachen und zu rächen. Ach, ich habe mich betrogen; die Genter geben Flandern das Beispiel des Zwiespaltes, des Hasses und der Ungherzigkeit; sie vergeuden den flämischen Heldenmuth in elenden Zwistigkeiten; sie dürsten nach Blut, nach Bruderblut! Und während sie mit Leib und Seele versenkt sind in einen feigen Kampf der Eifersucht, sammeln sich die Wolken über ihren Häuptern und zuckt der warnende Olig unbemerkt vor ihrem Auge. — Wann werdet Ihr

Euch losreißen aus Eurer unerklärlichen Verblendung? Wenn Frankreich unwiderstehlich und siegreich unsern Heimathsboden überschreitet? wenn die Fußschellen der Sklaverei Euer Schritte hemmen? wenn der Gewerbefleiß und der Handel den Lebensloß empfangen haben? wenn Elend, Hungersnoth, Verderben und Schande hier herrschen werden? wenn die Völker der Erde in Euch die Freiheit haßen als einen Brunnen der Zügellosigkeit, der Thorheit und des Unterganges? Werdet Ihr dann erst erwachen, wenn Euer Vaterland, besleckt von dem Schmutz der Feigheit, ermordet von dem Schwerte der Zwietracht, unter Euch in den letzten Zügen liegt? Nein, nein, Ihr habt Euch verirrt“

Hier ward Artevelde durch einen Ausruf Denys' unterbrochen.

Der Oberhauptmann hatte allmählig mit mehr Feuer und endlich mit hinreißenden Feuer und herrschender Kraft geredet. Es war noch immer im vollen Glanze, in Tiefe und Kraft das bezaubernde, seelenerfütternde Wort des weisen Mannes; auch waren viele Dechanten beider Pactionen gerührt und erschüttert. Fast alle hatten bewundernd dem edlen Ausruf zugehört und erkannten im Grunde ihres Herzens, daß die Wahrheit selbst durch den Mund Artevelde's rede.

Geeraert Denys, dem Oberhauptmanne in die Rede fallend, sagte:

„Nun, nun, es sei so; Ihr seht die Sache sehr schwarz an und man könnte viel dagegen sagen. Aber wir sind nicht hierher gekommen, weder von Frankreich, noch von

Brabant, noch von den Reliaerds zu sprechen. Was hier abgehandelt werden muß, ist der schwebende Streit; unsere Gilden stehen unten und hören alle die schönen Worte nicht; ich bitte den Oberhauptmann, uns ohne so viel Umschwelge zu erklären, was er uns vorzulegen hat."

Während der Oberdechant der Weber dies sagte, riefen einige Wollmüller wüthend:

„Schweigt, Schweigt, laßt den Oberhauptmann reden;" aber Geeraert Denys schrie lauter als sie, bis er mit seinen Unterbrechungen nach seinem Willen zu Ende war.

Artevelde blieb mit unverändertem Antlitz stehen, ließ den Lärm sich beruhigen und fuhr dann fort:

„Freunde, ich sah Eure Augen vor Unwillen glühen, als ich so eben zu Euch von Sklaverei und Erniedrigung des Vaterlandes redete; dieser Anblick hat mich erregt; es giebt noch Saiten in Euren Herzen, die für die Größe bestimmt sind. Ihr fühltet, ihr erkanntet, daß Andern Gefahr läuft und daß es wünschenswerth sei, die Eintracht könne wieder hergestellt werden, und müßte auch jeder von uns dazu etwas von seiner Eigenliebe oder seinen Interessen zum Opfer bringen; ich wage daher, Euch mit größerem Vertrauen meine Ansichten über den Streit, der Euch trennt, mitzutheilen. — Euch, ihr Wollmüller, sage ich, Euer Schicksal ist durch das Zunehmen des allgemeinen Wohlstandes wenig verbessert, Ihr arbeitet vom Morgen bis zum Abend und eßt keinen Bissen Brodes, ohne zu wissen, wie viel Schweiß er Euch gekostet hat; Eure Frauen und Kinder finden kaum so viel in den Früchten Eurer Arbeit, um nicht Mangel zu leiden, alle

Tage sind gleich für Euch und die Andern, Ihr müßt schaffen und arbeiten ohne Ende, Ihr genießt von der Wohlfahrt des Handels nicht jenen Theil, der Euch rechtmäßig zukommt, und ich sehe es als eine Pflicht für Jeden an, der es zu thun vermag, diese Ungleichheit, an welcher allein ein Zusammenfluß von Umständen Schuld ist, so viel wie möglich zu vermindern. Zugleich aber erkläre ich Euch, daß nichts Euch berechtigt, eine Erhöhung des Tagelohns mit Gewalt zu fordern oder zu versuchen, sie durch Aufstand zu erhalten; Ihr könnt leicht begreifen, daß, wenn das als ein Recht betrachtet würde, jede Zunft täglich in Streit gerathen müßte mit denjenigen, von dem sie ihren Lohn empfängt. Wenn die Arbeit frei wäre und jeder besonders arbeiten könnte nach dem zwischen ihm und dem Kaufmann festgestellten Preise, dann müßte jeder fordern, was er zu verdienen glaubt; da aber die Arbeit in Flandern durch feste Gesetze geregelt ist, da der Kaufmann nicht die Freiheit hat, Euer Lohn zu vermindern, so könnt Ihr auch nicht die Freiheit haben, ihn nach Willkür zu erhöhen. Die von Euch selbst erwählten Schiedsmänner sind da, um über solche Sachen in Frieden zu vermitteln, und im Falle diese es nicht vermöchten, so würde die allgemeine Collatie der Dechanten und Aeltermänner in letzter Instanz einen Ausspruch über die Zwistigkeiten der Zünfte fällen.“

„Es ließ sich voraussehen, daß Ihr es mit den Webern halten würdet,“ rief Jan Vase ärgerlich; „meint man aber uns hier mit schönen Worten in den Schlaf zu wiegen, so irrt man sehr.“

„Laßt mich fortfahren, Wber Wase,“ sagte Arvelde, „und erzürnt Euch nicht, eh' Ihr wißt, was ich vorschlagen werde. Wenn Ihr glaubt, daß ich es mit irgend Jemanden halten wolle oder könne, so täuscht Ihr Euch. Ich gehöre in der That zur Zunft der Weber, aber ich bin Oberhauptmann von Gent, ich kenne daher allein nur das Gesetz und nehme es zur alleinigen Richtschnur. Brechen die Weber das Gesetz, so werde ich sie bekämpfen und strafen, wie ich kann; nehmen die Wollmüller ihre Zuflucht zu ungesetzlicher Gewalt, so greife ich sie an und bezwinge sie, so weit es meine Macht gestattet. Ihr habt mich durch freie Wahl über Eure traurigen Zwiespältigkeiten erhoben; ich blicke mit Trauer, aber mit Unparteilichkeit auf dieselben herab . . . Euch, ihr Mitglieder der Weberei, sage ich: kein Gesetz zwingt Euch, irgend eine Erhöhung des Tagelohnes zuzugestehen, ehe nicht die Collatie der Gilden einen Ausspruch darüber gefällt hat. Was es auch für Gründe sein mögen, welche diesen Ausspruch unmöglich machen, bis jetzt bleibt Ihr innerhalb der Grenzen des geschriebenen Rechts; aber meint Ihr denn, daß das Gesetz hinreicht, wo die Bruderliebe fehlt? Meint Ihr, die gesellschaftlichen Einrichtungen seien so vollkommen, daß der Geist der Nachgiebigkeit und Eintracht auch nur einen einzigen Tag aufhören dürfe, sie zu durchdringen und zu befruchten, und würdet Ihr in Eurem menschlichen Gefühl, in den Lehren des heiligen Glaubens keine Beweggründe finden, um zu thun, was gut und recht ist, ohne daß ein schriftliches Gesetz Euch dazu zwingen müsse? — Der Tuchhandel hat sich in

wenigen Jahren außerordentlich ausgebreitet, seine Erzeugnisse sind hoch im Preise gestiegen, große Summen Geldes strömen aus allen umliegenden Ländern nach Flandern, der Werth des gemünzten Goldes und Silbers ist dadurch bei uns merklich gesunken, während die Lebensmittel dadurch immer theurer geworden sind. Nunweigert Ihr Euch, den Arbeitern der Walkerei einen höhern Lohn für jedes gewalkte Stück Tuch zu geben; sie können doch täglich nur eine gewisse Anzahl Stücke bereiten, demzufolge gewinnen sie jetzt nicht mehr als in den schlimmsten Zeiten und müssen nun so viel darben, als die Lebensmittel im Preise gestiegen sind; die andern Gilden haben ihren Wohlstand sich vergrößern sehen; die Tuchhändler und Weber gewinnen außerordentlich viel Geld, das könnt Ihr nicht leugnen, ist das wohl recht? Sind die Walkmüller nicht auch unsere Brüder? Wollt Ihr, da Ihr durch ein kleines Opfer ihr Elend vermindern könnt, taub bleiben für ihre begründeten Klagen? O, bekennet es, die christliche Bruderliebe muß sich erweisen, wo die menschlichen Einrichtungen mangelhaft sind, sie ist das Gesetz der Gesetze, von Gott selbst als ewige Richtschnur angedeutet.“

Geeraert Denys fuhr plötzlich zornig auf und wollte reden, einige Dechanten der Weber hielten ihn aber mit Gewalt zurück und zwangen ihn, sich niederzusetzen, während die Walkmüller und die kleinen Gilden laut und wüthend über diese Störung zürnten.

„Ihr werdet nun begriffen haben, was meine Gedanken über den Streit selbst sind,“ fuhr Artervelde fort.

„Ihr seht, daß ich Niemandem, wer es auch sei, Recht oder Unrecht gebe, weil ich gezwungen bin, als Oberhauptmann zu bekennen, daß das Gesetz für die Weber spricht, und weil ich als Mensch und als Christ der Ueberzeugung lebe, daß die Wollmüller Recht haben hinsichtlich ihrer Forderung. Mein Vorschlag fließt daher aus dieser doppelten Ueberzeugung: vier Grote Erhöhung ist zu viel; die Erfahrung sagt mir, daß eine so ansehnliche Erhöhung des Arbeitslohnes dem flämischen Handel schaden würde, aber wenn Ihr auf meinen Rath hören wollt, so theilt den Unterschied, bewilligt den Wollmüllern zwei Grote, das wird den Handel unmerklich belasten und für Eure Brüder eine wohlthätige Erleichterung sein, und Ihr, Wollmüller, begnügt Euch mit dieser rechtlichen Erhöhung, es ist auf beiden Seiten ein kleines Opfer, das ich Euch flehe auf dem Altare der Eintracht und Bruderverliebe niederzulegen. Glaubt mir, später werdet Ihr Euch dieser That mit Stolz und Freude erinnern; ich überlasse meinen Vorschlag Eurer freien Erwägung. Ehe ich schliesse, beschwöre ich Euch indessen, Freunde und Genossen, verbannt allen Haß aus Euren Herzen und beurtheilt die Sache wie vernünftige Männer. Bedenkt wohl, was Ihr thut; wählt: — Versöhnung und die Macht, Euer Vaterland und Eure Freiheit zu verteidigen oder Blutvergießen, Flanderns Fall, den Tod des Handels und der Gewerbefreiheit, Schande und Sklaverei.“

Artevelde's Worte hatten auf die Versammlung einen tieferen Eindruck gemacht, als er selbst gehofft hatte; es

folgten heftige Verathschlagungen zwischen den Dechanten, fast alle zeigten sich einer Vermittelung auf diese Weise geneigt, Geeraert Denys ausgenommen, der sich in einen heftigen Streit mit den Dechanten der Weberei verwickelte und laut gegen sie anschrte, daß sie feige handelten, wenn sie sich durch solche schöne prahlerische Lebensarten zur Nachgiebigkeit verleiten ließen. Einige seiner Genossen erhoben sich gegen ihn und wollten ihn hindern, das Wort zu führen, indem sie ihm vorwarfen, daß seine Halsstarrigkeit an Allem Schuld sei. An der anderen Seite der Tafel stritt man nicht minder ungestüm mit Jan Vake, der ebenfalls von keinem Vertrage etwas wissen wollte, jedoch auf den Rath der anderen Dechanten gleich darauf eine bessere Ansicht zu fassen schien.

Nach einigen Augenblicken riß Geeraert Denys sich von den Webern los und rief mit ungeduldigem Eifer und wüthenden Mienen:

„D es ist eine schändliche Falle, die man uns hier gelegt hat; die Walfker sollten siegen, die Weber erniedrigt werden, das war im Voraus beschlossen und abgemacht. Zuerst erschreckte man uns, rief unsere Vaterlandsliebe an, sprach von Gesetz, Recht und Religion, suchte uns zu rühren und zu blenden und dann sagte man zum Schluß: Ergibt Euch, schenkt den Walfmüllern zur Belohnung des Hohnes, den sie Euch so lange zugefügt haben, was sie verlangen, oder wenig minder; beschmutzt, entehrt Eure Junst; werdet Feiglinge, unfähig, das Recht zu erhalten und zu rächen. Es ist möglich, daß Einige durch eine schlaue berechnete

Nede sich haben verführen lassen; aber, und wenn ich auch allein übrig bliebe, um die Würde der Weberei zu vertheidigen, so werde ich diese Pflicht mit Unerschrockenheit erfüllen. Was hier vorgeschlagen wurde, ist unmöglich. Wir wissen, was uns die Meister und Gesellen, die dort unten stehen, aufgetragen haben. Nichts, nichts dürfen wir zugeben; es würde doch durch die Zunft verworfen werden. Also keine Feigheit, Genossen! Befleckt Euch nicht dadurch, daß Ihr Euch den thörichten Walfmüllern unterwerft. Komme, was da wolle, die Ehre der Weberei geht über Alles."

„Also Ihr wollt, daß Blut vergossen werde?“ fragte Artevelde betrübt.

„Blut! Blut!“ rief Denys mit wildem Tone. „Weicht ein Genter zurück bei dem Anblick von Blut, wenn er seine Ehre zu rächen hat? . . .“

Er wollte in seinen Einwürfen fortfahren; aber jetzt sprang Jan Bafe, der riesenhafte Dechant der Schmiede, auf und sprach, fast wahnsinnig vor Zorn:

„Ha! Ihr glaubt, daß wir das dulden werden? Wenn wir bereit sind, zu thun, was der Oberhauptmann sagt, so wollt Ihr hier uns schimpfen und uns in's Angesicht speien, daß wir thörichte Leute seien? Ihr bietet uns also Streit an?“

„Nein, nein!“ riefen die meisten Dechanten der Weberei; „wir wollen Frieden, Versöhnung; wir billigen den Vorschlag.“

„So bringt Euren Oberdechanten zum Schweigen!“ polterte Jan Bafe. „Und daß er mit Ehrfurcht von den

Wassmüllern spreche, oder Ihr sollt nicht lange warten, um zu sehen, mit wem Ihr es zu thun habt."

Die Mitglieder der Weberzunft bemühten sich, Geeraert Denys zur Ruhe zu bringen. Dieser hatte aber den höchsten Punkt der Wuth erreicht durch den Gedanken, daß der Oberhauptmann seine eigenen Freunde überzeugt habe und einen schönen Sieg davon tragen würde, wenn er dies nicht durch einen entscheidenden Schlag hinderte.

„Schweigen? ich schweigen?“ schrie er. „Nein! hofft das nicht! Ich spreche hier im Namen der ganzen Weberzunft, deren Ehre ich vertheidige. Eure Drohungen erschrecken mich nicht. Ich wiederhole es Euch, und wenn auch Einige vor Aerger darüber bersten: unsere Gilde ist das erste Glied der Gemeinde und kann sich nicht zu einer abgezwungenen Uebereinkunft mit den Wassmüllern vereinigen. Diese Schmach soll nie über sie kommen. Geht hinunter und fragt unsere Gefellen, ob sie etwas bewilligen wollen. Sie werden, wie aus einem Munde, Euer Verlangen mit Verachtung verwerfen und, gleich mir, rufen: niemals! niemals!“

Artevelde streckte seine Hände der Versammlung entgegen und wollte reden; aber die Dechanten der kleinen Gilden und die Wassmüller sprangen zugleich auf und drohten Geeraert Denys mit verwirrtem Geschrei, während Jan Bae auf die Tafel schlug, daß ein Stück des Tischblattes abbrach und auf die Erde fiel. Dann streckte er Denys beide Hände entgegen und schrie ihn an:

„Du forderst uns heraus, hochmüthiger Weber?

Wohl denn! daß Blut falle auf Dein Haupt zurück! Wir wollen sehen, ob Dein Muth Deinem trotzigem Wahne gleich kommt. Wer mich liebt, folge mir! Zu den Waffen! zu den Waffen!"

Während er diese schrecklichen Worte sprach, warf er die Stühle um und eilte nach der Treppe, von allen Dechanten seiner Partei begleitet. Bei dem Rufe: „Zu den Waffen!“ der eben so rasch auf dem Markte wiederhallte, begriffen die Dechanten der Weberei, welche Gefahr ihnen drohe, und eilten ebenfalls aus dem Saale, indem sie riefen: „Zu den Waffen! zu den Waffen!“

Mit gebeugtem Haupte und schweigend die Thränen in seinen Augen trocknend, ging Artervelde stumm hinunter und betrachtete mit trübem Blicke die Bewegung der Menge.

Die Dechanten konnten noch nicht einmal den Platz erreicht haben, wo ihre Zünfte standen, als auch schon ein furchtbares Geheul, gleich einem rollenden Donnerschlage, aus dem Schooß der Schaaren emporstieg. „Zu den Waffen! zu den Waffen!“ klang es über den Häusern, wie wenn ein riesenhafter Wiederhall den blutigen Ruf wiederhole. — Unmittelbar darauf wühlte der Volkschwarm verwirrt durcheinander; der Freitagömarkt glich einem überströmenden See, und die Menge stürzte sich, wie eben so viele Bäche, aus ihm in alle angrenzenden Straßen. Jeder lief in vollster Eile nach Hause, um seine Waffen zu holen. Der schreckliche Ruf erstarb in den fernsten Vierteln der Stadt, und gleich darauf war

auf der todten Ebene keine lebende Seele mehr sichtbar, als die ängstlichen Bürger, die mit zitternder Hast ihre Waaren hineintrugen und ihre Läden schlossen.

„Gott! was soll nun geschehen?“ seufzte der Oberschöffe, der neben dem Oberhauptmann stand und zitternd dieses trübe Schauspiel ansah.

„Kommt, kommt!“ sagte Artevelde, mit raschen Schritten nach der Lange-Munte zugehend. „Wenn Nher Ghelnoot eine gute Wache zusammengebracht hat, wollen wir den Freitagemarkt besetzen, ehe die Junstgenossen in größerer Zahl bewaffnet herankommen. Kämpfen werden sie unschlbar; wenn es aber in den Straßen geschehen muß, so wird es minder blutig sein. Das Schicksal hat entschieden; thun wir unsere Pflicht bis zum Schluß!“

„Nein, nein! ich bitte Euch, geht nach Eurer Wohnung, Oberhauptmann!“ sprach Ser van Baernewyck flehend. „Ihr wißt, daß viele Leute auf Euch erbittert sind. Wie leicht könnten Eure Feinde Euch in dieser Verwirrung treffen und Euch tödten. Euer Leben ist zu kostbar. Geschehe ein solches Unglück, so wäre Alles verloren. Laßt mich gehen! Ich werde mit Nher van Lens und Nher van Gaudenhove die Maßregeln ausführen, die Ihr eben angedeutet habt.“

Statt aller Antwort blickte Artevelde seinem Freunde mit einem eigenthümlichen Lächeln in die Augen und

sagte dann zu ihm, als ob er seinen Rath nicht verstanden habe:

„Kommt schneller, Oberschöffe! Jenseits der Grafenbrücke laufen die Fischhändler bereits nach dem Freitagsmarkte. Die Sache verlangt Eile.“

Ende des fünften Bandes.

Hendrik Conscience
Sakob von Artevelde.

Historischer Roman.

Unter Mitwirkung des Verfassers
deutsch von

C. F. B. Wolff.

Sechster Band.



Leipzig
Verlag von Carl B. Fock.
1849.

Niederländische
B i b l i o t h e k.

Sechster Band.



Hendrik Conscience.
Jakob von Artevelde.

Zechster Band.



Leipzig
Verlag von Carl D. Gorch.
1849.

Hendrik Conscience.

Jakob von Artevelde.

Historischer Roman

auf dem

Nämischen unter Mitwirkung des Verfassers

von

O. F. P. Wolff.

Sechster Band.



Leipzig

Verlag von Carl P. Gotha.

1849.



Edmund
Pellin

XVII.

Auf dem Kornmarke angelangt, sahen Ser van Baernewyck und Artevelde von ferne Ghelnoot van Lens von einem verwirrten Haufen bewaffneter Bürger umringt stehen, mit den Füßen stampfend und sich überhaupt wie ein Rasender geberdend. Seine Stimme schallte über den ganzen Markt, und er schwang wüthend sein Schwert über dem Kopfe, als wolle er seine eigenen Leute niederhauen. Näher kommend, bemerkte Artevelde zu seinem großen Schmerze, daß nicht mehr als funfzig Bürger dort versammelt waren, und daß selbst diese, ungeachtet ihrer geringen Anzahl, sich obendrein im vollen Aufstande gegen ihren Hauptmann befanden, ihn bedrohten und ihm, wie es schien, den Dienst verweigerten. Sobald sie jedoch den Oberhauptmann sahen, stellten sie sich schweigend in Reihe und Glied.

„Ruhig, Freund Ghelnoot!“ sagte Artevelde. „Was erzürnt Euch denn so sehr?“

„Bei Sanct Lieven!“ rief Nher van Lens; „ich will ihnen lehren, meine Befehle zu verachten und wegzulassen, wenn ich ihnen gebiete, stehen zu bleiben! Habe ich

sie gebeten, mich zu ihrem Hauptmann zu ernennen? Sie haben mich gewählt; — jetzt sollen sie mir gehorchen, oder ich haue dem Ersten Besten den Kopf von den Schultern. Glauben sie mit Ghelnoot van Pens Spott zu treiben?“

„Ihr habt also nur funfzig Männer finden können?“ fragte der Oberhauptmann.

„Funfzig?“ rief Ghelnoot. „Ich hatte hier beinahe vierhundert beisammen, hundert und funfzig aus dem Sanct Janskirchspiele und fast zweihundert aus Sanct Nicolaes. Da kommen plötzlich die Zunftleute mit grossem Geschrei von dem Freitagsmarkte gelaufen und heulen und plärren, es gäbe Kampf. Meine Leute, als ob der Teufel in sie gefahren wäre, fangen an, auf das Gefügste zu rufen: Zu den Waffen! zu den Waffen! ich bin Weber! ich bin Walkmüller! ich bin Schmied! und damit lassen sie mich stehen und laufen weg. Hier diese Gefellen muß ich mit Gewalt zusammenhalten; sie schwören, daß sie ihrer Zunft helfen wollen; aber es soll mir noch ein Einziger den Fuß rühren!“

„Und wo ist Wher van Caudenhove?“

„Ja, ihm ist nicht ein Einziger geblieben, und er sucht Euch auf, um sich von Euch Rathes zu erholen.“

„Laßt sehen,“ sagte Artevelde zu den Bürgern, „wer will mir helfen unsere Mitbrüder vor Blutvergießen zu bewahren, wenn es möglich ist? Die andern können frei gehen, ich gebe ihnen die Erlaubniß.“

Zehn Männer verließen den Haufen und liefen vom Markte fort.

„Wohl,“ sagte der Oberhauptmann zu den andern, „folgt mir zu dem Sanct Janokirchspiel, wir wollen uns Beistand suchen.“

Hierauf wandte er sich nach der Gasse der Gorte Munte und verschwand mit seinen Mannen in der Denkerstege. — Mittlerweile bot der Freitagemarkt längst der Seite der Zuivelsstege ein gräßliches Schauspiel dar. Viele Zunftgenossen hatten sich hier aufeinander gestürzt und hieben gegenseitig so rasend ein, daß das Blut stromweise auf den Boden floß. Die angrenzenden Straßen spieen unaufhörlich Hunderte von neuen Kämpfern aus und bald socht man ebenso wüthend in allen Theilen des Marktes. Ein schreckliches Geheul erfüllte die Luft und donnerndes Nachgeschrei übertönte das Klirren der Waffen und das Rufen der Zünfte. Die Leichen wurden zertreten, die Verwundeten von den Füßen ihrer eigenen Freunde vernichtet, endlich, nachdem einige Augenblicke verflossen und fast alle Zunftgenossen herbeigeströmt waren, gestaltete sich der Kampf zu einem entsetzlichen verwirrten Haufen, in welchem man weder Freund noch Feind erkennen konnte, wenn nicht die wehenden Fahnen der Gilden die Stellung einer jeden angedeutet hätten. Unmöglich war es zu urtheilen, für wen sich der Sieg entscheiden würde, denn der Menschenswarm, der hier in ungeheurer Unordnung sich gegenseitig mordete, ließ keine andere Bewegung spüren, als ein unaufhörliches Wogen wie von einem unermesslichen Meerbusen, welcher geht und kommt, steigt und sinkt, sich wälzt und rollt

Die Weber schienen jedoch, wenn auch nicht in größe-

rer Zahl, wenigstens in festeren und minder verwirrten Schaaren zu kämpfen; sie gehorchten nur einem einzigen Oberhaupt und fanden in dieser Uebereinstimmung eine Macht, welche den anderen Jünsten zu fehlen schien. Weeraert Denny, ihr Führer, feuerte sie durch sein unaufhörliches Rachegegeschrei an und focht selbst mit einem großen Schlachtschwerte, ihnen ein Vorbild des Muthes und der Unverzagtheit gebend.

Ohne Zweifel würden die Weber ihre vertheilten Feinde unmittelbar vernichtet haben, aber vor ihnen standen die riesigen Schmiede, Jan Vake und seine drei Söhne, welche sich in ihrem Blute badeten und jeden, der ihnen zu nahe kam, zu Boden schlugen. Nachdem er einige Zeit wie ein unbeweglicher Felsen dem Andränge Widerstand geleistet hatte, sprang Jan Vake vorwärts durch eine Oeffnung, welche sein Schwert in den Reihen der Feinde gemacht hatte, und trieb die Weber mit Gewalt nach der Seite des Hochhauses. In seinem blinden Eifer vielleicht durch die glückliche Wendung des Streites verführt, drang er so weit in die Mitte der Weber ein, daß er plötzlich eingeschlossen und von seinen Söhnen getrennt wurde. In dieser gefährlichen Lage schwang er sein Schwert furchtbar in die Runde und stand sehr bald in einem Kreise von Leichen und Sterbenden. Die Zahl Derjenigen, die ihn auf allen Seiten mit Wuth angriffen, war jedoch so groß, daß er bereits erschöpft und überall bedrängt unvermeidlich erliegen mußte, wenn ihm keine Hülfe ward. Er fühlte das selbst und wandte das Haupt nach seinen Söhnen, diese durch einen lauten Nothruf

zum Weistand auffordernd. — In diesem Augenblick versetzte ihm ein Weber einen solchen gewaltigen Schwertstich in den Hals, daß ihm der rechte Arm am Leibe herunter sank; wie ein Strom stürzte sein Blut aus der geöffneten Brust und er fiel heulend zu Boden.

Nach Jan Vake's Fall stieg ein langer Siegedruss aus den Schaaren der Weber empor; sie stürzten sich mit so unwiderstehlicher Macht vorwärts, daß Vake's Söhne, ohne verwundet zu sein, zurückwichen, zu Boden geworfen und von den Webern auf gräßliche Weise ermordet wurden. Die kleinen Jünste, ihrer muthigen Anführer beraubt, zogen sich nach der Mitte des Marktes zurück, wo die Walkmüller einen andern Theil der Weber fast vernichtet hatten. Hier ward der Streit mit verdoppelter Wuth fortgesetzt; die Walkmüller, welche ein Vorgefühl von ihrer Niederlage hatten, entbrannten in einem furchtbaren Zorn, der sie so weit trieb, verwundet und sterbend aus Mangel an Waffen ihren Feinden mit den Zähnen das Fleisch von den Beinen zu reißen. Der Markt war bedeckt mit Klumpen geronnenen Blutes, mit zertretenen Leichen, zerrissenen Zähnen und abgehackten Gliedern, als ob der jüngste Tag eingebrochen wäre. Das Todesgeschrei der Verwundeten, der Jubelruf der Sieger, das Klirren der Schwerter, das Heulen der Weiber, dies Alles bildete über dem Markt einen so furchtbaren Lärm, daß er alle Viertel der Stadt beherrschte und die friedlichen Einwohner in ihren Häusern vor Angst und Schrecken zitterten

In diesem Augenblicke kam Arctvelde mit ungefähr

hundert bewaffneten Bürgern aus der Wandelslege und erschien auf dem Freitagsmarkte. Er erblasste bei dem Anblick des Kampfes und ließ seine Leute still stehen, während er sprachlos und in äußerster Verzweiflung dem gräßlichen Morden eine Zeit lang zusah.

„Umsonst, umsonst,“ rief Maes van Daernewyck, die Hände gen Himmel hehend; „es ist geschehen!“ **Ohelnoot** van Lens stemmte die Spitze seines Schwertes auf die Erde, setzte den Fuß auf die Klinge und brach dasselbe entzwei, die Stücke verzweiselnd auf den Markt werfend. „Ein Anderer gebiete den Mördern und wilden Raubthieren,“ rief er.

„Aber, Oberhauptmann!“ rief ein Bürger, „seid Ihr Willens, uns in dieses Gefecht zu führen? Was können wir unter diesen Tausenden von wüthenden Menschen ausrichten, als höchstens vergeblich noch mehr Blut vergießen?“

Artevelde antwortete ihm nur mit einer abwehrenden Bewegung des Kopfes und richtete seine Blicke zunehmend auf den Markt, als ob er sich nach einer Hülfe umsehe. Plötzlich erheiterte sich sein Antlitz, wie von einem Strahl von Hoffnung erleuchtet; er wandte sich zu seinen Mannen und sagte:

„Kommt mit mir, Freunde, der Himmel hat mich erleuchtet, möge es glücken.“

Er schritt mit Ser Maes van Daernewyck und mit der Wache den St. Jakobskirchhof hinauf und klopfte an die Thüre der Pfarrei, wo er augenblicklich eingelassen wurde.

Wenige Augenblicke waren verflossen, da begann auch schon die Thurmglöcke wie zu einer Hofmesse zu läuten; die Kirchenthür öffnete sich und zwei Priester im feierlichen Gewande traten aus derselben und wandten eilend ihre Schritte der kämpfenden Menge zu. Der vor- derste Priester war jung, auf seinem schönen und edlen Antlitz zeigten sich Muth und Kraft; er trug eine schwere Handglöcke und klingelte so eifrig mit derselben, daß der schrille Ton wie ein schneidendes Eisen das Kampfge- heul vorherrschend durchbohrte. — Der zweite Priester war ein uralter Greis mit schneeweißem Haar und gebo- genem Rücken; dieser trug mit seinen beiden Händen das Allerheiligste, das er von dem Altar genommen hatte und wie ein Zeichen des Friedens und der Versöh- nung seinen wüthenden Mitbürgern entgegen brachte. Artervelde hatte ihm angeboten, ihn mit seinen hundert Mannen zu begleiten, um ihn im Nothfall gegen jedes Ungemach zu beschützen, aber der Greis hatte die Wache abgelehnt.

Nach, die Aufforderung der Priester, die Gemüther zu beruhigen, kam zu spät; die Weber hatten die Wall- müller besiegt und waren jetzt damit beschäftigt, ihre verzweifelnden, aber unbengsamen Feinde in die Reize zu treiben oder gänzlich zu vernichten. Hundert Leichen lagen zwischen mehr als tausend verwundeten und ver- stümmelten Zunftgenossen in dem vergossenen Blute.

Als der Priester sich dem Plaze näherte, wo der Kampf noch in seiner ganzen Heftigkeit fort dauerte, zeigte er den Streitern den Leichnam des Herrn und ging ruhig

und unerschrocken unter sie, indem er sie bei den bitteren Leiden des Heilandes beschwor, diesem Norden ein Ende zu machen, und sie mit Gottes Gluck bedrohte, falls sie in ihren Missethaten fortführen.

Erschreckt und zitternd ließen die Junstigenossen die Priester frei durch und wichen seufzend und wie beschämt mit ihren Waffen auf die Seite oder zogen sich zurück, um sich von ihren Feinden zu entfernen. Je weiter die Priester vordrangen, desto mehr sah man den Streit aufhören und die Handwerker je nach ihrer Partei sich nach beiden Seiten des Marktes zurückziehen oder ihre verwundeten Freunde unter den Leichen aussuchen. Einige bedrohten sich zwar noch mit Geberden und Worten, es wagte aber keiner wieder vorzugehen und seine Feinde anzugreifen; sie gehorchten, als ob die Stimme Gottes ihnen zugerufen habe: Haltet inne oder seid verflucht!

Es währte ziemlich lange, ehe die Priester den ganzen Markt durchschritten hatten und das Blinken des letzten Schwertes verschwunden war.

Sobald der Streit sichtlich in allen Ecken der Ebene ein Ende genommen hatte, änderte sich plötzlich das Schauspiel, um eine vielleicht noch häßlichere Seite zu zeigen. Eine Wolke von armen Frauen, welche aus den angrenzenden Straßen den Kampf mit ihrem Geheul begleitet hatten, verbreiteten sich nun über den Markt mit jammernden Geberden, rissen ihre Männer oder Söhne, Leichen oder Verwundete aus dem Blute und schrieten mit fliegenden Haaren: Wehe, wehe! über der unermesslichen Schlachtbank.

Der Sieg der Weber hatte Geeraert Denys mit einem grenzenlosen Hochmuth erfüllt. Er war das anerkannte Oberhaupt der siegenden Partei und hatte diese im Kampfe mit Wort und That angeführt. Jetzt wähnte er, daß ihn Jeder fürchte und bewundere als einen unverzagten und erfahrenen Kriegshelden, daß Niemand mehr wagen würde, seinem mächtigen Willen Widerstand zu leisten, ja er schmeichelte sich sogar, daß er jetzt Artevelde nicht mehr um den Ruhm der Tapferkeit und Weisheit zu beneiden brauche, und daß dieser, die Unmöglichkeit einsehend, mit ihm zu ringen, sich beugen würde, seine Aemter niederzulegen und das Land zu verlassen, um einem noch schlimmeren Loos zu entgehen.

Geeraert Denys täuschte sich jedoch, er mußte im Gegentheil seinerseits erfahren, daß der Volksgeist sehr veränderlich ist und sich umwendet, noch ehe man sich dessen versieht.

Raum waren die Schlachtopfer begraben, so sah man die allgemeine Stimme sich gegen ihn erheben. Da der Haß der Weber sich in Strömen von Bruderblut abgekühlt hatte, so entsank dem Oberdechanten auf dieser Seite die Stütze, auf welcher seine Scheinmacht ruhte. Die meisten Mitglieder der Weberzunft betrauernten das Geseht und schämten sich der schrecklichen Greuelthat, welche man seit dieser Zeit den bösen Montag nannte. Niemand wollte einen Theil der Verantwortlichkeit auf sich nehmen und man klagte erst heimlich und dann öffentlich Denys als die einzige Ursache dieses unglücklichen Streites an.

So sah der Oberdechant sehr bald die Mehrzahl der

Weber sich mit Abscheu oder schlecht verhehlter Verachtung von ihm abwenden. In seiner eigenen Junft blieb ihm Niemand mehr treu, als eine Anzahl der ärmsten und beschränktesten Leute, deren aufgeregte Leidenschaften auch nach dem Kampfe fortloderten und die den Oberdechanten als Führer betrachteten, weil er ein angesehener Mann war und ihren Wüthereien Nahrung und Belohnung versprach.

Die Wollmüller und kleinen Gilden auf der andern Seite dürsteten nach Rache über ihre Erniedrigung, und obwohl sie jetzt ohnmächtig waren, so prophezeiten sie doch, daß binnen kurzem noch mehr Blut strömen solle und Denny früh oder spät seiner verdienten Strafe nicht entgehen würde. Einige drohten sogar, ihn zu übersallen und zu tödten, wenn das zweite Gefecht zu lange auf sich warten lasse.

Da man jeden Morgen in abgelegenen Gängen und Straßen trotz der strengsten Wache Leichen von ermordeten Webern fand, so hatte sich ein tiefer Schrecken des Oberdechanten bemächtigt und er wagte nicht mehr, des Abends ohne Begleitung auszugehen.

Im Schöffenrathe hatte ebenfalls eine merkwürdige Wendung der Gemüther zu seinem Nachtheile stattgefunden. Ser Maes van Baernewyck warf ihm mit den strengsten Worten die Rolle vor, die er in dieser Angelegenheit gespielt, und als der Oberdechant trotzig antwortete, sah er zu seinem größten Verdrusse einen Theil seiner Freunde sich gegen ihn erheben und die Verweise gut heißen, die ihm gegeben wurden.

Artevelde hatte dagegen nach diesem Wuthkade der Zünfte plötzlich seinen ganzen Muth und seinen Stolz wiedergefunden, ohne daß Jemand vermuthen konnte, wodurch solche Veränderung entstanden war. Indem er sich mehr mit den allgemeinen Angelegenheiten Handels und mit dem Kampfe gegen die äußern Feinde beschäftigte, hatte er die Regierung der Stadt Gent auf einige Zeit der Schöffenbank und seinen Amtsgenossen überlassen. Er erschien jetzt sehr selten im Rathe, ohne Rückhalt als Grund angehend, daß er mit einem Manne, wie Denys, nur dann in Verührung kommen wolle, wenn die höchsten Interessen der Gemeinde ihn dazu zwingen. So lange der Oberhauptmann dem Oberbedanten nur Angriffe, die ihn persönlich angingen, vorzuweisen hatte, war er leicht darüber weggegangen, jetzt aber, wo Denys' abscheuliche Leidenschaften ein so entsetzliches Unglück über seine Vaterstadt gebracht, machte Artevelde Niemandem ein Geheimniß daraus, daß er den Oberbedanten als einen schlechten und schädlichen Menschen verabscheue. Geschah es, daß der Oberhauptmann sich im Rathe zeigte, um einen Vorschlag zu unterstützen oder zu bekämpfen, so schonte er seinen Gegner nicht mehr, wie er früher gethan hatte. Im Gegentheil mit ruhiger Beredsamkeit, aus der jedoch Verachtung und Geringschätzung leuchteten, drückte er den Oberbedanten zu Boden und machte ihn nicht selten vor Scham oder Wuth erröthen.

So sproß für Geeraert Denys aus dem Gefechte und dem Siege gerade das Gegentheil von dem, das er davon erwartet hatte; die größere Hälfte der Bürger haßte

ihn, seine vorigen Anhänger begannen ihn zu vermeiden, die Wallmüller warteten drohend auf eine Gelegenheit, um sich zu rächen, und die Mitglieder der kleinen Gilden zeigten sich bereit, die Hand zu bieten zu Allem, was seinen Fall herbeiführen konnte.

Durch die öffentliche Meinung über ihn plötzlich niedergedrückt, in demselben Augenblicke, wo er sich der Alleinherrschaft zu bemächtigen wähnte, verzehrten Nachsicht und Reid gegen den Oberhauptmann Geeraert Denys' Inneres, und er war zu seinen ursprünglichen Plänen, diesen zu vernichten, zurückgekehrt. Es blieb ihm ein Anhang von Leuten, welche nichts mehr verlangten, als Unordnung und Gewalthätigkeit. Er konnte durch ihre Hülfe noch einen Anschlag gegen Artevelde wagen und ihn bei einem wohlberechneten Aufstande ermorden. Dieser Gedanke zog ihm oft durch die Seele und lächelte ihn an, seinen Feind durch einen entscheidenden Schlag auf immer aus dem Wege zu räumen. Er hielt jedoch dies Mittel nicht für sicher genug und verhehlte sich ebenfalls nicht, daß es für ihn äußerst gefährlich sei. Wohl kam es ihm mitunter in den Sinn, daß ein bezahlter Dolch ihn bequemer von seinem Gegner befreien würde und er nicht offenbar Theil an der Handlung zu nehmen brauche, aber er konnte dies Niemandem vertrauen, als dem Ribaudenkönige, und dieser hatte ihm bereits mehrere Male seinen Abscheu und Zorn hinsichtlich seiner Anspielungen diesen Mord betreffend zu erkennen gegeben.

In seinem finsternen Hasse entwarf Denys mehrere Pläne der Rache, deren Ausführung er nur aus Mangel

an einem willsfährigen Werkzeuge für eine günstigere Verlegenheit aufschob.

Es trafen noch mehrere andere Umstände zusammen, um seine Furcht vor Artevelde's steigendem Einfluß und demgemäß auch seinen Haß zu vermehren. Der Herzog von Brabant hatte auf Frankreich's Rath den Flämingern gedroht, das niederdeutsche Bündniß zu brechen, wenn sie nicht mit ihrem Fürsten Ludwig von Nevers in Unterhandlung träten, um ihn in den vollen Genuß seiner Herrschaft einzusetzen; er hatte ferner seinen Fürsten, den Grafen von Flandern, an seinem Hofe empfangen und die flämischen Städte aufgefordert, zu einer festgesetzten Tagesfahrt bevollmächtigte Gesandte nach Brüssel zu schicken. Artevelde hatte sich über diesen Aufruhr erfreut gezeigt und den Städten angerathen, dem Gesuche des Herzogs zu willfahren. Obendrein hatte er den Gesandten den Auftrag gegeben, sich hinsichtlich geringerer Punkte nachgiebig zu zeigen, sobald Fürst Ludwig seine Feindschaft gegen England fahren lasse, um die Bundesgenossenschaft anzunehmen, auf welcher Flandern's Unabhängigkeit und Wohlfahrt beruhten.

Denns glaubte bei seinem Mißtrauen über Artevelde's Absichten in dieser Nachgiebigkeit eine List zu entdecken; er meinte nämlich, daß der Oberhauptmann Wilkens sei, den Grafen zurückkehren zu lassen und sich der Hülfe des Fürsten zu bedienen, um über seine Gegner den entscheidenden Sieg davon zu tragen. Von einer anderen Seite her hatte er vernommen, daß Artevelde in der größten Eile ein Schiff nach England gesandt habe,

um dem König Eduard gewisse geheime Berichte zu überbringen. Er schloß daraus, daß der Oberhauptmann in derselben Absicht an den englischen Fürsten sich wenden würde, falls die Unterhandlungen mit dem Grafen mißglückten.

Welchen Ausgang diese Bestrebungen auch nehmen mochten, Denny sah in ihnen seinen Fall und die Erhebung seines Feindes. Dieses Vorgefühl quälte ihn **schröcklich** und ließ ihn weder Tag noch Nacht Ruhe finden. Obendrein nahm der Haß der Bürger gegen ihn täglich einen entschiedenern Ausdruck an, und man begann schon öffentlich in der Stadt davon zu reden, daß man ihm die Regierung von Gent nehmen müsse. Es hatte ihm sogar Jemand im Vertrauen gesagt, daß Ser Maes van Vaernevoet nächster Tage im Schöffenrathe auf seine Absetzung antragen würde; ob dies auf Wahrheit beruhte oder nicht, ihm galt es gleich; es trieb seine Wuth auf das Aeußerste, und mit fieberhafter Ungeduld sah er sich nach Mitteln um, den drohenden Schlag abzuwenden und sich auf eine entscheidende Weise an seinem siegreichen Feinde zu rächen.

Sein Sohn Kieren dagegen hatte gewiß den Kampf zwischen den Zünften beklagt und heimlich Thränen über das Betragen seines Vaters vergossen. Da jedoch der Jüngling nach solchen unsäglichen Leiden einem glücklichen Loose entgegen sah und sich binnen kurzem mit seiner theuern Weirle vermählen sollte, so trug er einen Schatz von Hoffnungen in seiner Brust. Die Welt war ihm wieder schön und poetisch geworden, und wenn sie ihn

auch mitunter zwang, einen Blick auf ihre düstere, abstoßende Seite zu werfen, sie hatte doch seine Phantasie jetzt Kraft genug, um auf der Stelle heitere Geschehnissen vor seinen Augen heraufzuzaubern.

Eines Abends war Pieven schon ziemlich spät aus Artervelde's Wohnung zurückgekehrt, außer sich vor Freude, weil der Arzt gesagt hatte, Beerte sei nun stark genug, um kurze Spaziergänge in der warmen Lenzsonne zu versuchen. — Er wollte sich Anfangs zu Bette legen, fühlte jedoch nicht die mindeste Lust zu schlafen, weil allerlei zauberhafte Glücksbilder vor ihm aufstiegen. Demzufolge öffnete er das Fenster seines Gemachs, welches sich dicht über der Hausthür befand, und athmete mit langen Zügen die frische Nachtlust ein. Draußen war es sehr dunkel, dicke Wolken bedeckten ganz den Himmel und seiner, fast unspürbarer Regen fiel auf die Erde.

Vor dem Auge des Jünglings erhob sich die Sanct Janskirche mit ihren stattlichen Thürmen wie ein schwarzer Klumpen, der sich allein durch seine undurchdringliche Dunkelheit von der Lust ablöste. Vor ihm und unter seinen Augen lag der Kirchhof, wo seine selige Mutter ruhte. Alles in der Natur war still und schweigend, angenommen die Gassen, welche in den Thürmen trädhten, und die Hunde, die in den Straßen mitunter ein fürchterliches Gebell erhoben.

Trog der grauenvollen Dunkelheit klopte das Herz des Jünglings von Liebe und Hoffnung. Er überdachte





Er hatte kaum einige Augenblicke neben dem Kamine Platz genommen, als die Thür sich öffnete und der Oberdechant in das Gemach trat, wo Lieven sich befand.

Geeraert Denys lächelte bei seinem Eintritt und schien sehr heiter; seit langer Zeit hatten seine Blicke nicht solche Zufriedenheit verrathen, man hätte sagen können, daß ihm ein großes Glück widerfahren sein müsse.

„Noch nicht zu Bett, Lieven?“ fragte er. „Das Träumen von Deiner Heirath hindert Dich zu schlafen; wann wird die Trauung sein?“

Der Jüngling erstaunte über die Aufgeräumttheit seines Vaters. Es freute ihn, die Verzweiflung und den Jörn aus dessen Anlitz verschwunden zu sehn; er antwortete ganz vergnügt:

„O, Vater! Jungfrau Veerle ist beinahe genesen; sie kann schon morgen ausgehn, wenn die Sonne scheint; ich soll sie spazieren führen, die Hochzeitsfeierlichkeit wird sie gewiß sehr ergreifen, darum darf man jetzt noch nicht daran denken. Da nun Gure freundliche Einwilligung und vor jedem neuen Hinderniß schützt, so sind wir glücklich genug in dieser Sicherheit, um mit Dankbarkeit gegen Gott und unsere Eltern den ersuchten Augenblick zu erwarten.“

Geeraert Denys setzte sich und sagte mit sonderbarem Lächeln:

„Du wirst doch eilen müssen, Lieven; denn ich fürchte, daß sich sonst Dinge ereignen könnten, welche die Ausföhrung Gurer schönen Pläne für lange Zeit unmöglich machen würden.“

„Du erschreckst mich, was willst Du damit sagen, Vater?“

„Ich will sagen, daß mit Artevelde Gefahr läuft, seinen Kopf zu verspielen.“

„Schon wieder,“ rief Lieven. „Hat das noch kein Ende?“

„Ein Ende,“ murmelte Denys scherzend, „ein Ende soll es bekommen, aber vielleicht nicht das Ende, was Du wünschst oder voraussetzt.“

„Das ich wünsche, ach! ich wünsche nichts, als Frieden und Freundschaft.“

„Frieden mit solchem Tyrannen, der kaum einen Schein von Einfluß wieder bekommen hat, als er auch schon wie Herr und Meister über Flandern verfügt und das Land seiner Herrschsucht opfert, um unsern Fürsten zu hindern, wieder in seine Grafschaft zurückzukehren; verlangt er doch von ihm eine ganze Reihe erniedrigender Zugeständnisse und verhöhnt ihn durch seinen unheugbaren Trog. Es giebt doch kein Mittel, um Flandern von einer gänzlichen Auflösung zu retten, als die Rückkehr des Fürsten.“

Auf Lievens Antlitz zeigte sich eine peinliche Ungeduld.

„Aber, Vater!“ sprach er, „ich begreife Dich nicht. Vor wenigen Tagen warst Du wüthend auf den Oberhauptmann, weil er, wie Du sagtest, den Fürsten wieder in seine Herrschaft einsetzen wollte, und Du fügtest hinzu, daß Du die Rückkehr des Grafen als den Todesstreich für unsere Freiheiten ansähest.“

„Seine Rückkehr auf erniedrigende Bedingungen, ja,

Die sehe ich allerdings als die Aufgabe unserer Freiheiten und die Annahme einer schändlichen Sklaverei an, aber wenn der Fürst sich nachgiebig zeigt und uns unsere Freiheiten sichert, warum sollten wir denn länger in beständigem Aufruhr leben?“

„Also würdest Du annehmen, was der Oberhauptmann verwirft?“

„Das sag' ich nicht.“

„Du würdest das Bündniß mit England brechen und zum Vortheile Frankreichs gegen König Eduard streiten. In eine neue Knechtschaft und in die Vernichtung unserer Industrie einwilligen, die Hungerdnoth über Flandern hereinrufen?“

„Durchaus nicht.“

„Das ist ja eben das, was Artevelde ebenfalls verwirft. Du stimmst mit ihm in der Sache ganz überein. Ich begreife wirklich nicht, Vater, wie Du so zornig gegen ihn ausfallen kannst, während er Deine eigenen Gedanken vertheidigt und ausführt.“

Schaam und Aerger entstellten Denys bei diesem unwiderleglichen Einwurf seines Sohnes; da er jedoch in diesem Gespräche einen Zweck erreichen wollte, so bezwang er sich und sagte mit erheuchelter Kälte:

„Ich will nicht behaupten, Lieben, daß ich die Bedingungen, welche der Oberhauptmann verwirft, annehmen würde. Als ich Dir sagte, daß sich Artevelde ein schlimmes Ende bereite, wollte ich Dich bloß auf die Gefährdung aufmerksam machen, welche im Volke vorherrscht. Es möge sein, wie es wolle, Eins ist gewiß, die Bürger

schaft ist sehr aufgebracht über die Unbengsamkeit des Oberhauptmanns, und schreit, daß sie ihren Fürsten rächen wolle wegen des Hohnes, den ihm dieser hochmüthige Tyrann angethan. Glaube mir, Artevelde's Leben ist in Gefahr, und da seine Macht nicht zuläßt, daß man ihn öffentlich bekämpfe, so würde es mich nicht wundern, wenn ein geheimer Schlag ihn unerwartet zu Boden streckte.“

„Nein, nein Vater!“ rief Lieven betrübt, „sage mir nicht dergleichen. Der Oberhauptmann ist so lange gelästert und verfolgt worden, zu einer so entsetzlichen Missethat werden seine Feinde ihre Zuflucht nicht nehmen, jetzt, da ihr Haß sich zu vermindern scheint.“

Geeraert Denys warf einen forschenden Blick auf seinen Sohn und sagte:

„Du glaubst es nicht? Man sagt, daß sich heute eine Anzahl Feliards aus Dendermonde heimlich in die Stadt geschlichen haben und daß sie gekommen seien, um Artevelde zu überfallen und zu tödten. Der Graf soll Demjenigen eine ansehnliche Belohnung versprochen haben, der ihn von dem Tyrannen befreit. Was würdest Du nun sagen, wenn Du morgen erfährst, daß Artevelde hier oder dort ermordet gefunden worden sei?“

Der Jüngling zitterte, als er diese schreckliche Mittheilung vernahm, während sein Vater die Augen unbeweglich auf ihn gerichtet hielt.

„Ist das wahr, was Du da sagst?“ rief Lieven.

„Ich weiß es nicht, es ist eine Neuigkeit, die ich so eben von einem Bürger gehört habe, und es kam mir

unterwegs in der Dunkelheit wirklich vor, als ob ich Männer mit schleichendem Gange und heimlichen Absichten bemerkte. Nicht weit von hier, hinter dem Giebel der Kirche, standen zwei in einer Ecke, gewiß es waren Diebe, Mörder oder Frauenräuber.“

„Du hast sie auch gesehen?“ fragte Kieven verwundert.

„Ich verstehe Dich nicht,“ antwortete Denis. „Hast Du sie denn gesehen?“

„Ach ja!“ sagte der Jüngling aufstehend und seine Kappe nehmend, als wolle er sich aufschicken, das Haus zu verlassen. „Ich sah in meinem Schlafzimmer aus dem Fenster, als diese beiden Bösewichter vor der Thüre stehen blieben und davon sprachen, Jemanden um ein Uhr bei St. Vaess-Leije mit einem Dolche niederzustossen; es ist schrecklich, Gont gleicht einer Mörderherle, Haß und Reid haben das Blut der Bürger vergiftet.“

„Du hättest besser horchen sollen, Kieven; vielleicht hättest Du die Stimmen der Mörder erkennen oder mindestens vernehmen können, gegen wen ihr Anschlag gerichtet war.“

„Sie sprachen zu leise, Vater.“

„Wo willst Du denn hin?“ fragte Denis, als er sah, daß Kieven seine Kappe aufsetzte.

„Das kannst Du wohl rathen,“ antwortete der Jüngling; „ich laufe zu dem Oberhauptmann, um ihm Kunde zu geben von dem, was Du mir gesagt hast.“

„Und Du glaubst, daß er es nicht so gut wiße, wie wir?“

„Das ist möglich, aber ich könnte nicht ruhen, hätte

ich ihn nicht gewarnt. Ich laufe rasch und komme wieder, ehe Du zu Bette bist, Vater!"

Denys stand auf und ging nach der Vorderthür, welche er zuschloß und den Schlüssel in die Tasche steckte, worauf er zu Kieven, der ihm gefolgt war, mit scheinbar gleichgültigem Tone sagte:

„Nein, nein Kieven, Du sollst jetzt nicht mehr ausgehn, es wird viel zu spät und es ist gefährlich auf der Straße, darum weiß ich nicht, weshalb Du Dich nutzlos preisgeben willst; das darf ich nicht dulden.“

Der Jüngling bat ihn, die Thür zu öffnen, aber sein Vater blieb unbittlich und sagte endlich:

„Ich glaube, Du bist wahnsinnig, Kieven; von zwei Dingen eins, entweder der Oberhauptmann ist zu Hause und dann hat er nichts zu fürchten, oder er ist nicht zu Hause und dann kannst Du ihm Nichts melden. Du siehst, daß morgen früh noch Zeit genug ist, Deine Botschaft auszurichten. Wie Du es auch betrachtest, ich gehe zu Bette und Du ebenfalls. Hoffe nicht, daß ich überdicht genug sein werde, Dich herauszulassen.“

Kieven sah wohl, daß sein Vater unbeugsam bleiben würde, um so mehr, als seine Gründe haltbar schienen. Er sagte daher unterwürfig:

„Du hast sehr recht, Vater; ich werde morgen sehr früh ausgehn und den Oberhauptmann warnen.“

Der Oberdechant steckte zwei kleine Kerzen an, gab Kieven eine davon und ging vor ihm die Treppe hinauf. Im ersten Stockwerk wünschten sie einander gute Nacht. Der Vater begab sich in einen Gang, welcher nach dem

hintersten Theil des Hauses führte, während Vieren die Thür seines Schlafgemaches öffnete und hineintrat. Vieren setzte sein Licht auf den Tisch und warf sich, von einer quälenden Ahnung geplagt, auf einen Stuhl. Er wußte nicht, warum ihm in der Einsamkeit sein Herz so heftig klopfte, und bemühte sich mit Gewalt, die Schreckbilder, die ihn verfolgten, zu verschrecken. Er überdachte James Waters Worte und die Erscheinung der beiden Mörder, und wie sehr er sich auch bemühte, diese beiden Dinge von einander zu trennen, seine Phantasie brachte sie immer wieder zusammen. Es schien dem zitternden Jüngling, daß er an St. Vaess-Leije Artervelde's Leiche liegen sehe, in ihrem Blute schwimmend und noch im letzten Tobekampfe röchelnd Als er sich eine Zeit lang bewußtlos diesem schrecklichen Gesichte hingesehen, suchte er sich zu überzeugen, daß er sich vergeblich quäle, da der Oberhauptmann keinen Grund haben könne, in der Nacht auf solchen abgelegenen und einsamen Wegen zu gehen. Plötzlich aber ging ihm ein schreckliches Licht auf und er stieß einen Schrei der Verzweiflung aus.

Der Abt von Sanct Vaess, des Oberhauptmanns Freund, lag täglich krank; Artervelde hatte ihn schon zweimal am Tage besucht, weil er unaussprechlich nach ihm gerufen und seine Anwesenheit verlangt hatte. Wenn der Kranke nun einen neuen Anfall bekommen und Jemand abgesandt worden wäre, um den Oberhauptmann zu holen, oder wenn die Mörder ihn durch einen falschen Boten hätten rufen lassen?

Während diese Gedanken ihm durch den Kopf fuhren,

befestigte er rasch einen großen Dolch an seinem Gürtel, nahm einen Strick, der in seiner Kammer an einem Nagel hing, und knüpfte das eine Ende desselben an den steinernen Fensterepfosten. Dann öffnete er mit Vorsicht das Fenster, ließ sich an dem Stricke langsam auf die Straße gleiten und lief nun an der St. Janskirche vorbei nach dem Galdenderberge.

Er klopfte heftig an Artevelde's Haus an und fragte den ihm öffnenden Diener:

„Ist der Oberhauptmann zu Hause?“

„Nein, er ist eben mit Wier Ghelnoet van Lens ausgegangen.“

„Gott, Gott!“ rief Lieven, „und wohin ist er gegangen?“

„Man hat ihn zu dem Abt von St. Baesd gerufen, der im Sterben liegt.“

„Und welchen Weg hat er eingeschlagen?“

„Ich glaube, daß er in die Kruisstraße einbog.“

Ohne dem Diener noch irgend etwas zu sagen oder ihn zu befragen, eilte Lieven fort und nahm ebenfalls den Weg durch die Kruisstraße.

Es freute ihn anfangs, zu wissen, daß Ghelnoet van Lens den Oberhauptmann begleitete. Ebenso rasch erwog er jedoch, daß ein Mordhahn den Oberhauptmann gleich bequem unter seinen Freunden wie allein treffen könne. Vielleicht waren die Bösewichter zahlreich. Wie konnten in solchem Falle zwei Männer in dunkler Nacht die Dolchflöße ihrer unsichtbaren Feinde abwehren? — Diese Gedanken trieben ihn an, seinen Lauf noch

zu beschleunigen. Er hoffte, Ober Artervelde eingeholen und vor der Gefahr, die ihn bedrohte, warnen zu können, oder, wenn er sich schon am unalücklichen Orte befand, ihm beizustehen.

Das einzige Stadttbor, durch welches Artervelde ohne großen Umweg sich nach St. Vaeſtete begeben konnte, war der rothe Thurm. Dort drauſen lag eine breite Bahn, an deren rechter Seite die Leiſe nach der Stadt zu ſtrömte, während längs der anderen Seite ſich eine hohe Mauer erhob. Hinter dieſer Mauer dehnten ſich einsame Weiden in die Ferne. Am anderen Ufer des Fluſſes, nach dem Waſſer zu, erhoben ſich einige Wohnungen. Außer dieſen konnte man auf tauſend Schritte in der Munde kein einziges Haus mehr finden.

Lieven wunderte ſich nicht, daß die Mörder ſich dieſen abgelegenen Ort für ihren Plan ausgeſucht hatten. Um eine heimliche Miſſethat auszuführen, konnte man rings um die ganze Stadt keinen günſtigern Platz finden, wo während der Nacht eine ungeſtörte Stille herrſchte und Alles in den Todesſchlaf der Einſamkeit und Dunkelheit verſenkt ſchien.

Sobald der Jüngling ſich außerhalb des rothen Thurmes befand, blieb er ſtehen und bückte ſich tief, um lange dem Boden hinzufehen, ob er Niemanden auf der Bahn nach St. Vaeſtete zu hören oder bemerken. Nach dieſer Unterſuchung, während welcher er weder ein Geräuſch noch eine Bewegung merkte, war er überzeugt, daß er Artervelde vorausgeeilt ſei und nichts Beſſeres thun könne, als ihn einige Zeit zu erwarten, da man auf keinen Fall

St. Baesfeste erreichen konnte, ohne über diesen Platz zu gehen. Wenn die bestimmte Stunde verfloßen war, konnte er sich nach Sanct Baesf. Abtei begeben, um sich zu erkundigen, ob der Oberhauptmann wirklich gekommen sei.

Mittlerweile stand einige hundert Schritte weiter hinter einem Vorsprung der Mauer eine dunkle Gestalt, in deren Händen ein Dolch blinkte und welche mit vorge-strecktem Kopfe die Dunkelheit zu durchbohren suchte, indem sie den Weg nach dem rothen Thurme spähend über-schaute. Mit dumpfer Stimme murmelte diese geheim-nißvolle Figur:

„Na! wird er nun kommen? Es fängt mir an lang-weilig zu werden. Ich gucke mir fast die Glogaugen ent-zwei Der Wein giebt Geduld; noch einen Zug!“

Er setzte eine Korbflasche an den Mund und mur-melte dann von Neuem:

„Es wird Zeit, daß er erscheint, oder ich schlafe ein. Noch einen Mund voll, und dann ist's wieder alle! Mein Mantel ist glücklicher, als ich. Er trinkt mehr, als mir behagt. Der Regen thut, als fiel er Einem recht süß und freundlich auf den Leib; aber am Ende dringt er doch durch und macht Einen klappern vor Kälte Es ist unmöglich, etwas in der dichten Dunkelheit zu sehen. Es ist, als ob der Teufel mir selbst eine Mauer vor die Augen schöbe. Wenn ich nur keinen dummen Streich mache und den Knecht statt des Herrn treffe. Vielleicht kommt er allein; er ist keck genug dazu“

Blötzlich erstarb ihm das Wort im Munde; er bog

sich vorwärts und schlich wie ein kriechender Fuchs längs der Mauer hin, zu sich selbst sagend:

„Dort ist er! Allein! Ich täusche mich nicht!“

Einige Schritte von dort näherte sich allerdings ein einsamer Wanderer; aber dieser merkte den Schatten, der längs der Mauer hinglitt, und hielt sich zur Vertheidigung bereit. Plötzlich warf sich der Mörder mit geräuschem Dolche auf den Kommenden; dieser aber, Zeitig erwartend, sprang zur Seite und stieß seine Waffe bis an den Griff dem unbekannten Feinde in die Seite. Mit einem entsetzlichen Schrei stürzte der Letztere zu Boden, während er mit der Hand kräftig die Wunde drückte, um das hervorstömende Blut zurückzuhalten.

„Wehe mir! Schändlicher Mörder! Ich sterbe! . . . Das Blut entfließt mir, wie der Wein einem geberstnen Fasse! Muß das meine Belohnung sein?“

„Seid Ihr es, Muggeln?“ seufzte Lieveu erschrocken.
„Belohnung? Himmel! Was thutet Ihr hier?“

„Ach!“ murrte der Ribaudenkönig, während er vor Schmerz zuckte. „Ich kam, um das Leben des Oberhauptmanns zu vertheidigen, und glaubte in Euch einen seiner Mörder zu sehen. Ihr habt mich unrechtmäßig getödtet.“

„Gott, Gott!“ rief der Jüngling verzweifelt. „Es ist vielleicht noch möglich, Euch zu retten. Laßt ichen! Ich werde Eure Wunde verstopfen und Euch nach der Abtei tragen.“

Bei diesen Worten öffnete Lieveu rasch die Kleider des Ribaudenkönigs und suchte mit einem leinenen Taschentuch

tuche das Blut zu hemmen. Muggelyn fühlte jedoch sehr bald an der Ohnmacht, die ihn überfiel, daß er keine Rettung mehr zu hoffen habe. Nun brach er plötzlich in eine finstere Wuth aus und schrie mit einer solchen Kraft, daß es durch die Dunkelheit hallte:

„Verdammiß! Gott hat es gewollt! Ihr, Lieven Denys! Ihr mußtet der sein, der mich ermorden sollte!“

Er griff darauf mit der Hand in die Tasche, zog sie wieder heraus, warf dem Jünglinge einige Goldstücke in's Gesicht, und fuhr fort:

„Möge dieses Gold Euch die Stirn versengen! Guer Vater! Guer Vater, Geeraert Denys, gab es mir, um dem Oberhauptmann hier aufzulauern und ihn zu tödten.“

„Schweigt, o Freund! Schweigt!“ bat Lieven zitternd. „Man möchte Euch hören!“

„O, wäre die ganze Welt hier, um zu vernehmen, welcher Bösewicht Euch gezeugt hat!“ rief der Ribandenkönig mit noch größerer Kraft. „Ihr wenigstens sollt es wissen. Guer Vater ist kein Mensch, er ist ein Teufel! Seit sechs Jahren ist jeder Gedanke in seinem Kopfe eine Missethat . . . jedes Wort in seinem Munde ein Dolchstoß gegen Alles, was edel und groß ist! Keine Verleumdung wird in Gent ausgebrütet, kein Haß entflammt dort, kein Blut wird dort vergossen, Guer schändlicher Vater ist allein Schuld daran. Er ist ein böser Geist, der aus dem Abgrunde kam, um Gent und Flandern zu verderben. — O, Geeraert Denys! Durch Dich verdammt! Durch Deinen Sohn ermordet! Ein würdiges Ende!“

Lieven legte dem rasenden Muggelyn die Hand auf den Mund und wollte ihn hindern, mit den lauten Beschuldigungen gegen seinen Vater fortzufahren. Er bat und flehte ihn an, sich zu beruhigen, und suchte ihm Hoffnung auf Rettung einzusprechen. Aber der Riksbaukenkönig zog den Kopf weg und rief, mit Lieven ringend:

„Er hat Jahre lang Jungfrau Beerle verleumdet lassen und mich bezahlt, um sie als eine Buhle Wber Oghelnoot's van Lens auszuschreien; — er hat mich bezahlt, um sie zu rauben, zu entehren und zu ermorden! Ich habe sie mit Ehrfurcht behandelt und nicht getödtet! Ich war ein Engel von Güte neben Eurem schönen Vater, der den Lucifer selber beschämen würde! Er hat mich bezahlt, bezahlt, um Artevelde zu erdolchen! Er hat fünfzig Andere bezahlt, um den Oberhauptmann und seine Freunde bei der ersten Gelegenheit zu überfallen und zu ermorden Das ist Geeraert Denys! — Guer Dolch würde besser in seiner Brust stecken, als in der meinen. Gott möge ihn verfluchen! Bringt ihm von meinem Blute! Spricht es ihm in's Antlitz, damit es ihm auf seiner höllischen Seele brenne! Vergiftet ihn, damit er verste, ehe er Ach! ach! Ich fühle, daß ich sterbe! — Mich packt der letzte Krampf. Ich verzeihe Euch, Lieven! Ihr habt keine Schuld an meinem Tode. — Seht neben mir eine Flasche Sie wird meinen Schmerz lindern. Ach! rasch!“

Bestürzt und wie von Sinnen begriff der Jüngling kaum, was der Sterbende zu ihm sagte. Sein Vater ein

solcher Bösewicht! Dieser Gedanke zerschmetterte ihn dermaßen, daß er wie versteinert neben Muggelyn kniete und ihn wie bewußtlos anhörte.

Mit schwacher Stimme seufzte der Ribaudenkönig:

„Wein! Wein!“

Lieben gab ihm die Flasche in die Hand; doch ehe Muggelyn sie an den Mund führen konnte, begann seine Kehle heftig zu röcheln; ein Zittern durchlief seinen Körper; sein Arm sank mit der Flasche machtlos nieder; seine Glieder streckten sich aus: — es blieb nichts von ihm mehr übrig, als eine seelenlose Leiche.

Einige Augenblicke noch rüttelte der Jüngling an dem Körper, ehe er sich gänzlich von dem Tode des Ribaudenkönigs überzeugt hatte. Die schrecklichen Mittheilungen desselben hatten ihn so erschüttert, daß eine Fluth von verzweifelden Gedanken ihm durch den Kopf strömte und ihm alles Bewußtsein raubte. Mit dem Ausdrucke des Entsetzens starrte er die Goldstücke an, welche als kleine Lichtfunken im Graße glänzten. Dies Geld, der Blutpreis von Artervelde's Leben, war von seinem Vater dem Mörder als Lohn eingehändigt. Sein Vater war es, der die giftigen Verleumdungen gegen Beerle ausgestreut hatte. Er hatte Muggelyn bezahlt, um die Braut seines Sohnes zu ermorden! zu entehren! Alles in ihm war also Bosheit, Falschheit, Blutgier und Lust am Bösen. O, diese vernichtende Ueberzeugung erfüllte den unglücklichen Lieben mit noch größeren Schmerzen, als die waren, welche Muggelyn's Todeskampf begleitet hatten. Auch er zitterte und rang die Arme in äußerster Verzweiflung;

auch er fühlte sein Herz von Ermattung ergriffen, bis plötzlich ein fernes Geräusch sein Ohr berührte.

Es schien ihm, als ob er in der Ferne, längs der Seite der Abtei, mehrere Personen kommen hörte. Gleich darauf erkannte er die Stimme Ghelneet's van Leud, welcher rief:

„Hieher, hieher, Oberhauptmann! Ihr lauft in die Leije!“

Die Annäherung von Menschen an dem Orte, wo er sich befand, erschreckte den Jüngling und weckte ihn gewaltsam aus seiner Bestürzung. — Wenn man ihn bei der Leiche überraschte, so mußte er ohne Zweifel vor den Schöffen des Gebede erscheinen, auf strenge Fragen zu antworten haben und Erklärungen seiner Handlungsweise geben. Dann lief aber das Geheimniß von seines Vaters Missethaten Gefahr, entdeckt zu werden. Sollte er, Lieven, der Ankläger dessen werden, dessen Blut durch seine Adern floss?

Nochte sie nun gegründet sein oder nicht, so wirkte doch diese Furcht mächtig genug auf das Gemüth des Jünglings, um ihn mit Angst zu erfüllen. Er sprang auf und floh an dem rothen Thurme vorüber, von wo er rechts in der tiefsten Dunkelheit nach den Weiden zu lief. Es schien ihm, als höre er hinter sich ein Geräusch von Schritten, und sich verfolgt wähnend, beeilte er seinen Lauf, so weit der Moorgrund es ihm gestattete. Mitunter stürzte er in Pfützen oder Gräben und arbeitete sich dann mit keuchender Brust und auf ungebahnten Wegen durch Schlamm und Wasser fort, bis er plötzlich mit

dem Kopfe an einen Baum prallte und betäubt zu Boden sank.

Nach einiger Zeit legte sich das schreckliche Wachen seines Herzens. Ringsum vernahm er nicht das mindeste Geräusch; Alles war still; die Dunkelheit umgab ihn wie ein Grab. Er fühlte, daß seine Hand an seinen Kleidern kleben blieb und er mit dem Blute des Ribauden bedeckt sei. Dies rief das volle Bewußtsein des Geschehenen wieder vor seine Sinne und spannte seinen Geist von Neuem auf die Hölzer der furchtbarsten Ueberzeugung. Verzweifelt griff er in seine Brust und seufzte leuchtend, als wäre sie mit schweren Steinen beladen worden. Endlich schien ein rasendes Fieber ihn zu packen. Er brach in sinnlose Wuth aus und murmelte dumpf:

„Welche giftige Schlage zernagt mir das Herz? Ja, ich werde den bösen Muth haben und Dir vorwerfen, was Du gethan hast! Dir sagen, was ich gelitten, wie Du meine unschuldige Seele zu Tode gemartert, wie Du unser Leben vergiftet hast! wie der schändlichste Meid und der Haß Dich zum Henker und zum Mörder machten! Ich werde Dir das Blut zeigen, das mich beschmutzt, Dir zurufen, daß ich den Augenblick meiner Geburt verfluche! Vor Deinen Augen werde ich sterben aus Schaam, daß ich ie den Vaterkuß von Deinen giftigen Lippen empfing! Ach! ach! Du hast Geld gegeben, damit ein unedler Trunkenbold meine Braut entehren sollte! O! es ist nicht möglich! Die Teufel selbst würden erschrecken vor solcher unerhörten Schändlichkeit! Und dennoch ist es wahr! unglaublich! und doch wahr! Du hast noch fünfzig Mörder

im Sold! funfzig Dolche, welche die Brust des großen Bürgers, des Befreiers von Flandern suchen! Um Dir den Genuß einer Missethat zu geben, damit zwischen Deinem Sohne und seiner Braut eine Pfütze unschuldigen Heldenblutes vergossen werde! damit er, sinnlos vernichtet und die Welt hassend, sich der Hölle weihe durch einen schuldvollen Selbstmord! Aber nein! nein! Ich werde Dich zur Rechenenschaft ziehen über mein unglückliches Leben, über den Märtyrertod meiner Geliebten, über Deine abscheulichen Anschläge gegen den Oberhauptmann, über alles Blut, das Du schon vergossen hast oder noch zu vergießen beabsichtigst! Du sollst vor meiner Stimme erzittern, Bösewicht“

Bei diesen Worten sprang Vieven auf und eilte über die Weiden, ohne zu wissen, wohin sein Weg ging. Die Verzweiflung hatte ihn fast sinnlos gemacht. Schreckliche Gedanken und Bilder wälzten sich in seinem Kopfe; seine Aderu waren gespannt; sein Herz pochte hörbar; seine Stirne brannte, als ob Feuer unter seinem Schädel glühe.

Lange lief er so fort, durch Morast und Gebüsch, ohne auf etwas zu achten, und sich an den Dornen oder an einsam stehenden Bäumen verwundend, bis seine Kräfte allmählig ermatteten und das Fieber ihn verließ. Gleich darauf erinnerte er sich voll Schrecken, welche entsefliche Worte er in seiner Verirrung ausgesprochen habe. Bitternd blieb er stehen, bedeckte sein Antlitz mit den Händen und rief mit schneidendem Wehelauf:

„Ach, nein! nein! Er ist doch mein Vater! Er soll mich nie wiedersehen! Sein unglückliches Kind soll ster-

ben mit dem schrecklichen Geheimniß im Herzen. O, Beerle! Beerle! Du wirst auch in das Grab sinken.... Du wirst mich rufen und sterben! O, lebe wohl, süße Schwester! Auf Wiedersehen in einem anderen Dasein! Der Tod, der Engel Gottes, breite sein Leichentuch über und

Von einer unbezwinglichen Trauer besiegt, fühlte der Jüngling, wie das Pochen seines Herzens aufhörte, und sank kraftlos auf die Kniee, während eine Thränenfluth über seine Wangen strömte.

Endlich, durch das bittere Leiden seiner letzten Kräfte beraubt, schien er sich mit Mühe aufrecht zu erhalten und kämpfte gegen eine wirkliche Ohnmacht, bis er zuletzt bewusstlos auf den nassen Boden hinsank.

XVIII.

Die Mehrzahl der Bewohner von Gent hatte den gewaltsamen Tod des Ribaudenkönigs ohne Gräuen genommen und als das natürliche Ende seines wilden und zügellosen Lebens betrachtet. Da er auf St. Vaeleste nichts zu thun hatte und sein Dienst ihn im Gegentheil verpflichtete, innerhalb des Weichbildes der Stadt zu bleiben, so war er augenscheinlich in jener Nacht mit freiem Willen aus dem rothen Thurme hinaus gegangen, und dies konnte nach der allgemeinen Ansicht nur geschehen sein, um in Folge einer Herausforderung einen Zweikampf mit dem Dolche zu entscheiden. In den Schenken trauerte man noch am längsten über den Verlust des fröhlichen Muggelyn; die wichtigen Ereignisse indeß, welche alle Geister beschäftigten, vertilgten ziemlich rasch das Andenken des Ribauden, und binnen Kurzem sprach Niemand mehr von ihm, als der Wirth im Hirsch unter dem Glockenthurme, wo Muggelyn ein entsetzlich belastetes Kerbhölzchen zurückgelassen hatte.

Geeraert Dennyß vermuthete allein mit einiger Gewißheit, wer seinen Vertrauten getödtet haben müsse. Der Strich, den er am andern Tage an dem Fenster des Zimmers gefunden, und vor Allem die fortwährende Abwesenheit Lieven's, der seit dem Morde nicht wieder im Hause erschienen war, ließen ihm keinen Zweifel darüber. Für die Flucht seines Sohnes konnte er keinen andern

Grund finden, als daß dieser seine Theilnahme an dem Anschläge gegen Artevelde errathen oder entdeckt haben müsse; — vielleicht hatte Muggelyn ihm Alles offenbart. Dieser letztere Gedanke erfüllte den Oberdechanten mit Angst und Schrecken. Er gab sich die größte Mühe, um zu erfahren, wo sein Sohn sich aufhielt, und war Willens, ihn entweder auf freundliche Weise oder durch Zwang zur Rückkehr zu nöthigen, um mindestens zu wissen, was er von ihm zu fürchten habe, und im Nothfall durch unfehlbare Mittel sich seines Schweigens zu versichern. Alle seine Nachforschungen blieben jedoch fruchtlos. Mitunter meldete man ihm wohl, daß man Lieven in dem einen oder anderen abgelegenen Viertel zur Nachtzeit wie einen irrenden Schatten neben den Häusern habe hinschleichen sehen; sobald indessen der Oberdechant nach dieser Seite der Stadt Männer ausandte, um seinen Sohn aufzusuchen, konnte ihm Niemand Bericht über denselben geben.

Da er nun nach einiger Zeit bemerkte, daß auch nicht das geringste Gerücht ihn anlagte, erinnerte er sich des edlen Charakters und der tiefen Ehrfurcht seines Sohnes, beruhigte sich über die Folgen der gefürchteten Eröffnung und ließ nicht mehr nach Lieven suchen.

Mittlerweile gaben die Zeitverhältnisse seiner Herrschaft und seiner Mißgunst neue Nahrung. Ueber das Schicksal Flanderns und zwischen Artevelde und seinen Feinden sollte ein entscheidender Beschluß gefaßt werden. Wenn Denys diesmal nicht den Sieg daventrug, so mußte er für immer weichen, ohnmächtig beneiden und

im Dunkeln verschwinden. Er fühlte das wohl, strenge daher auch alle seine Arglist und Thätigkeit an und legte seine Schlingen so heimlich, daß Niemand seine Pläne weder vermuthen noch vereiteln konnte.

Glandern war noch immer im bedenklichsten Zustande. Frankreich sammelte ein Heer an den Grenzen: Tondermonde hatte sich den Feliards übergeben und war der Mittelpunkt des Aufstandes gegen die drei Glucke des Landes geworden. Täglich empfing diese feste Stadt feindliche Hülfstruppen in ihren Mauern, und Alles deutete an, daß binnen Kurzem von dort eine bedeutende Heermacht gegen Gent ausrücken würde, während der französische König die südlichen Grenzen angriff. Der Graf von Hennegau zeigte sich geneigt, von der Bundesgenossenschaft zurückzutreten und den Franzosen Beistand zu leisten. Der Herzog von Brabant hatte sich bereits schon in der That gegen Glandern erklärt und dessen entscheidendste Feinde an seinem Hofe empfangen. Nichts destoweniger dauerte unter den meisten patriotischen Bläminern selbst der Zwist über die Weberei unausstillbar fort, und die Städte und Gemeinen zogen mit den Waffen in der Hand gegen einander zu Felde.

Artevelde begriff die Größe der Gefahr, in der sein Vaterland sich befand, und bemühte sich, Mittel zu finden, um es vor Sklaverei und Armuth zu retten. In seiner Untersuchung über die Ursachen der Zügellosigkeit Glanderns erkannte er, daß dieses unbefiegbliche Uebel hauptsächlich aus der Natur der Macht, mit der er selbst bekleidet war, entspränge. Wirklich maßte sich auch jetzt,

nachdem die langen Anfechtungen seiner Feinde dem Volke Zweifel über die Gefeglichkeit seines Ansehens eingesflößt hatten, Jeder das Recht an, seine Befehle zu untersuchen, zu beurtheilen und zu verwerfen, wenn sie nicht mit der Ansicht dessen, der sie ausführen mußte, übereinstimmte. Sein Ansehen hatte daher die erste Eigenschaft verloren, welche eine wirkliche Obrigkeit haben muß, nämlich diejenige, als ein zusammenfassendes gesellschaftliches Princip betrachtet zu werden, in welchem der Wille Aller sich zu einer und derselben Richtung verschmilzt, und dem ein Jeder ohne persönliche Untersuchung gehorchen muß.

Der Oberhauptmann verhehlte sich die Wahrheit nicht und beschloß, einer Nacht zu entsagen, welche nicht mehr genügte, um die Parteien zu beherrschen und Fländern gegen seine vielen Feinde zu beschützen.

Er war jedoch zu groß und edel gesinnt, um seine Hand vom Steuerruder abzugeben, ehe er das Schiff des Vaterlandes in einen sicheren Hafen geführt hatte. Die Rückkehr des gefeglichen Fürsten schien ihm das einzige übrige Mittel, den Parteiungen in Fländern ein Ende zu machen und dem Lande auf's Neue die Einigkeit wiederzugeben, um den heranziehenden Stürmen Widerstand leisten zu können. Bis jetzt hatte der Graf sich geweigert, auf die von den Gemeinen vorgeschlagenen Bedingungen die Regierung wieder in die Hand zu nehmen; aber Artevelde beschloß, dieses Mal die Versöhnung durch Nachgiebigkeit zu erleichtern, wenn nur die Unabhängigkeit des Vaterlandes und dessen Gewerbefleiß gerettet und erhalten würden. Um diesen Zweck zu erreichen, ließ er

durch die flämischen Städte auf der Tagesfahrt zu Brüssel vorstellen, daß man den Fürsten in voller Liebe empfangen und ihm alle mögliche Genußthuung geben werde, wenn er als Graf von Flandern sich unabhängig von allen anderen Mächten, sowohl von Frankreich wie von England erklären wolle, in Folge des letzten Waffenstillstandes, durch welchen diese Unabhängigkeit von Frankreich und England selbst anerkannt worden war.

Da man außer diesem Hauptpunkte dem Grafen noch viele andere Zugeständnisse anbot und ihm eine glänzende gefehliche Huldbigung versprach, so zweifelte Niemand, daß Ludwig von Nevers sich beeilen würde, die neuen Vorschläge der Gemeinen anzunehmen.

Man täuschte sich jedoch. Der Graf, von Philipp von Valois beraten, stritt sich mit ihnen über die Bedingungen der Versöhnung und machte endlich sein Hehl daraus, daß er Flandern Frankreich unterworfen sehen wolle und nicht eher zurückkehren werde, als bis ihm auch die Macht gegeben sei, die Flämingen in das französische Heer gegen England zu führen. Er zeigte sich trotzig und unbefugsam und ließ die flämischen Städte Gesandte auf Gesandte an ihn schicken, ohne sie einer freundlichen Antwort zu würdigen.

Früher würden Philipp von Valois und Ludwig von Nevers das freundliche Anerbieten der Flämingen gewiß mit Freude angenommen haben; jetzt aber glaubten sie gewiß zu sein, daß Flandern, durch Zwiespalt, Unordnung und Zügellosigkeit gelähmt, bald sich von selbst ihnen überliefern würde, und sie dann nach Wohlgefallen

die Regierung und die politische Richtung der Grafschaft leiten könnten. In ihrer Verblendung hofften sie, die Bläminger würden endlich einstimmen, sich Frankreichs Willen zu unterwerfen, viele ihrer Freiheiten aufzugeben, die Bürgerschaft zu entwaffnen und ihre Industrie zu vernichten. Die ehrerbietigen Vorstellungen und die mannichfaltigen Bemühungen der Städte, ihren Fürsten wieder in Flandern zu haben, betrachteten sie als einen Beweis von Schwäche und dringender Noth; anstatt daher seine Unterthanen gütig zu empfangen, wies Graf Ludwig ihre Bitte trozig zurück und verletzte die Gemüther auf das Tiefste.

Der schlechte Ausgang dieses entscheidenden Versuches betrückte Artevelde über die Maßen. Er sah sich jetzt gezwungen, zwischen zwei Uebeln zu wählen. Die einzige Hoffnung auf Versöhnung mit dem Fürsten mußte aufgegeben werden, oder Flandern sich wieder mit dreihundertjährigen Ketten belasten und das Haupt unter dem tödtlichen Einflusse des französischen Hofes beugen. Für wahr! Artevelde's Heldenseele würde niemals einer solchen Erniedrigung seine Zustimmung geben, und wenn die Welt gedroht hätte, auf ihn einzustürzen. Bis zum letzten Athemzuge wollte er mannhast kämpfen für die Unabhängigkeit und die Wohlfahrt seines Vaterlandes. Ein Mordmord konnte ihn treffen, ein Aufstand ihn vernichten, ein Heer ihn zerschmettern; aber so lange ein Herz in seinem Busen klopfte, sollte Flandern die schändliche Sklaverei nicht erdulden, und sollte er einst erliegen, so wollte er fallen und sterben mit der Freiheit des Landes.

Damals faßte Artevelde einen äußerst wichtigen Entschluß und legte sein Haupt mit vollem Bewußtsein für Flanderns Unabhängigkeit in die Waagschaale.

Der König von England war auf Ersuchen des Oberhauptmanns mit einer mächtigen Flotte vor Eluis erschienen und hatte nach allen flämischen Städten Boten gesandt, mit der Aufforderung, daß Flandern ihm auf's Neue als König von Frankreich huldige. Der Anerkennungsbeld ward willig erneuert; aber einer anderen Forderung konnte so leicht nicht genügt werden. König Edward machte auf Artevelde's Rath den Städten begreiflich, der bedenkliche Zustand Flanderns werde allein dadurch veranlaßt, daß der Fürst und seine Unterthanen Jedes einer verschiedenen Richtung folgten und einen andern Oberherrn anerkannten. Als Bedingung seiner Freundschaft drückte er den Willen aus, daß Graf Ludwig gezwungen werde, ihn gleichfalls als König von Frankreich anzuerkennen, oder daß die Flämingen durch eine feierliche Erklärung sich von ihrem Fürsten trennten.

Artevelde hatte bereits schon mehr als ein Mal erfahren, daß Ludwig's schwaches Gemüth allein durch Furcht zu rühren und zu leiten sei. Seit der Ankunft der englischen Flotte hatten sich die Verhältnisse geändert. Jetzt wenigstens durfte Philipp von Valois nicht hoffen, Flandern weder durch Macht der Waffen, noch durch List, noch durch Aufstand in seine Macht zu bekommen. Die Gegenwart des Königs von England an der Spitze eines beträchtlichen Heeres reichte hin, alle Anschläge augenblicklich zu vereiteln.

Der Oberhauptmann hielt die Gelegenheit für günstig, um den Grafen öffentlich und auf immer von Frankreich loszureißen, und hoffte, daß die Furcht, seine Grafschaft zu verlieren, mächtig genug auf Ludwig's Gemüth wirken würde, um ihn zu einer That zu bewegen, welche ihm allerdings schwer fallen mußte, von der jedoch die Erhaltung und Freiheit des Vaterlandes abhing.

Artevelde sandte plötzlich und mit der größten Eifertlichkeit an die drei Hauptstädte Flanderns den Antrag, eine feierliche Botschaft zu dem Grafen zu schicken, um ihm zu sagen, daß Flandern ihn ersuchen lasse, dem König von England als König von Frankreich zu huldigen und mit den Gemeinen ein Bündniß gegen Philipp von Valois zu schließen. Wollte er das nicht, so würde man die gräfliche Krone von Flandern dem Prinzen von Wales, Eduard's Sohne, anbieten.

Dieser Vorschlag regte natürlich das Land sehr auf, und viele Leute, so wenig sie auch sonst französisch gesinnt sein mochten, erhoben sich gegen den Gedanken einer Unterwerfung des gesegneten Nachkommen der alten flämischen Fürsten. Artevelde hatte einen solchen Widerstand erwartet. Er verkannte das Gefährliche seiner That nicht und bereitete sich vor, seine kühne Vaterlandsliebe mit dem Tode zu büßen, wenn sein Entwurf mißglückte.

Zu Brügge, wo man zuerst über seinen Vorschlag entscheiden sollte, fand er Anfangs großen Widerstand; in der Versammlung der Gemeinde bewies er jedoch mit solcher rührenden und überzeugenden Beredtsamkeit, Flandern könne nur durch das gewaltsame Zerreißen der Bande,

die es an Frankreich fesselten, geteilt werden, und man müsse in der äußersten Noth des Vaterlandes auch außerordentliche Heilmittel anwenden, daß die Versammlung sich fast einstimmig bereit erklärte, seinen Vorschlag auszuführen.

Von dort reiste er nach Dordrecht, der freien Hansestadt Flanderns, wo er gleichfalls seine Pläne unermüdet leglich rechtfertigte und die ganze Bevölkerung überredete, seinen Vorschlag gut zu heißen.

Gent allein mußte noch seine Zustimmung geben und sollte binnen wenigen Tagen eine allgemeine Versammlung der Schöffen, Dechanten und Aelterleute berufen, um über die mögliche Absetzung Ludwigs von Nevers und die Erhebung des Prinzen von Wales zum Grafen von Flandern einen Beschluß zu fassen.

Mittlerweile war Artevelde nach Sluis zurückgekehrt, um sich dort mit dem Könige von England über die Bedingungen der Annahme der Grafschaft durch den jungen Fürsten zu verständigen, im Falle Ludwig die verlangte Entlohnung noch fortwährend verweigerte. Es wurde dem Oberhauptmann schwer, sich mit dem Könige zu einigen über die Freiheiten, in deren Genuß Flandern bleiben sollte, und vorzüglich über die vollständige Unabhängigkeit der Grafschaft selbst von der Krone England. Er mochte dennoch damals nicht länger in Sluis bleiben und sah sich gezwungen, die Unterhandlungen abzubrechen und nach Gent zu reisen, wo man binnen drei Tagen über seinen Vorschlag entscheiden sollte.

Es war Artevelde nicht unbekannt, daß er hier die

meisten Gegner säube, da die Feliærds von Geeraert Denny's Anhängern und vielleicht von einem großen Theile der Weberzunft unterstützt würden. Ihm waren schlimme Gerüchte über die ungünstige Stimmung der Gemüther in Gent zugekommen. Darum beschloß er, noch ehe er die Vorrechte und Freiheiten Flanderns mit dem Könige hatte feststellen können, Abschied von demselben zu nehmen, um die Schöffen und Dechanten von Gent aufzuklären über die dringende Nothwendigkeit eines kühnen Entschlusses, wie sehr demselben auch vlämische Gemüther widerstreben mochten.

Seit er seinen Vorschlag veröffentlicht hatte, waren mehr als jemals Leute ausgesandt worden, um ihn zu überfallen und zu tödten. Es begannen sogar ganze Banden von Landstreichern und Feliærden die Umgegenden von Sluis und die Städte, in welchen der Oberhauptmann sich befinden mochte, zu durchziehen, mit der Hoffnung, ihn irgendwo in einen Hinterhalt zu locken. Artevelde wußte dies Alles sehr wohl und reiste daher nie, ohne von einer ansehnlichen Leibwache begleitet zu sein.

Da diese Gefahr allmählig größer und jetzt bereits drohend geworden war, hatte der König dem Obristen seiner Reiterei, Lord William Sturin, befohlen, ihn auf der Straße nach Gent mit einer starken Schaar zu begleiten, soweit es der Oberhauptmann für nöthig hielt.

An einem Sonntage Nachmittag hielten Artevelde's Diener sein Pferd gefattelt und zur Reise bereit, und warteten, bis er das Schiff des Königs verlassen haben würde. Mehrere Schritte weiter ertheilte der Obrist der

Reiterei Befehle an diejenigen, welche das Geleit des Oberhauptmanns bilden sollten. Einige Augenblicke später sahen sie Artevelde mit dem Könige auf dem Verdeck des Schiffes erscheinen und mit einem freundlichen Händedruck des Fürsten in das Boot treten. Jeder machte sich nun rasch zur Abreise fertig.

Als der Oberhauptmann den Wall erreichte, schwang er sich auf's Pferd und schlug mit seinem ganzen Gefolge den Weg nach Gent ein. Unterweges verkürzte er sich die Zeit durch ein Gespräch mit Lord William Sturin über die Einrichtungen und die sich bildenden Gemeinen Englands, und da der Obrist der Reiterei ein verständiger Mann und ein tapferer Ritter war, so fand derselbe großes Behagen an den vernünftigen Ansichten des Gentischen Bürgers.

So hatten sie, behaglich plaudernd, geraume Zeit ihren Weg fortgesetzt, als sie plötzlich in der Ferne einen Haufen Reiterei in vollem Trabe ankommen sahen, ohne denselben näher erkennen zu können.

Lord Sturin ließ seine Leute sich schlagfertig halten und langsamer reiten, indem er sich ihnen mit dem Oberhauptmann näherte.

Gleich darauf bemerkte Artevelde, daß die ankommenden Reiter Genter Bürger seien, und erkannte selbst die drei Vordersten als seine Freunde, Maes van Vaernewyck, Ghelmoot van Lens und Pieter Zoetaerde. Zwanzig bewaffnete Junstgenossen begleiteten sie. Ihre Rosse waren mit Schweiß bedeckt, und sie selbst schienen sehr ermüdet von dem harten Traben in der brennenden Sonnenhitze.

Artevelde ritt ihnen mit freundlichem Lächeln entgegen, sah aber bei dem ersten Blicke den Ausdruck tiefer Betrübniß auf ihren Gesichtern. Dies ließ ihn schlechte Nachrichten ahnen. Er wollte deswegen eine Frage an den Oberschöffen richten. Dieser aber, gleichsam verwundert über Artevelde's heiteres Aussehen, rief ihm zu:

„Oberhauptmann, habt Ihr einen Boten aus Gent empfangen?“

„Wann?“ fragte Artevelde.

„Gestern Abend! Diesen Morgen!“

„Mir ist kein Bote gekommen, Oberschöffe!“

„Seht Ihr,“ sagte Ser van Baerneveld, sich zu seinen beiden Reisegefährten wendend. „Die Wegelagerer haben den Boten aufgehoben. Gott sei gelobt, daß wir selbst auf den Gedanken kamen, die traurige Nachricht zu überbringen!“

„Was für eine schreckliche Nachricht bringt Ihr mir denn, Freunde?“ fragte Artevelde. „Laßt hören! Sind die Lelliaerds von Dendermonde vielleicht im Anzuge nach Gent? Haben sie unsere Leute geschlagen? Darum braucht man noch nicht betrübt zu sein; man wird ihnen diese Keckheit schon wieder bezahlen! Heut nur keine Furcht!“

Die Worte des Oberhauptmanns schienen einen schmerzlichen Eindruck auf seine Freunde zu machen; denn Ghelnoot van Lens und Pieter Joetaerde ließen den Kopf hängen und hielten, mit niedergeschlagenen Augen, sprachlos still. Der Oberschöffe allein wurde Herr seiner Nührung, und bat Artevelde, ihm nach einem Hause zu fol-

gen, daß einige Bogenschüsse weiter an der Straße lag. Nachdem er einige Worte mit Lord Sturin gewechselt hatte, ritt Artevelde mit seinen Freunden nach dem bezeichneten Gebäude. Hier ersuchte der Oberschöffe die Leute des Hauses, sie einige Augenblicke allein zu lassen. Sobald diese eingewilligt hatten, sagte er mit Nachdruck zu dem Oberhauptmann:

„Freund Jakob! wir bringen Euch eine Nachricht, die Ihr sicher nicht erwartet. Gestern Morgen hat man in Gent über Guern Vorschlag entschieden. Er ist verworfen worden.“

Ein düsterer Schatten der Unzufriedenheit bedeckte plötzlich Artevelde's Antlitz.

„Gestern?“ fragte er. „Hatte nicht die Schöffenbank selbst bestimmt, daß man übermorgen erst über die Sache berathschlagen und entscheiden solle? Ach! ich vermuthete den Grund dieser Beschleunigung. Immer schwärzer gegen Umtriebe! Nun, wie ist der Beschluß ausgefallen?“

„Mit großer Stimmenmehrheit hat man erklärt, daß die Gemeine von Gent niemals ihren rechtmäßigen Fürsten verlassen werde, gleichviel, unter welchem Vorwande man sie auch darum ersuchen werde. Guers Vorschlag, Oberhauptmann, ist abgewiesen, getadelt und mit heftigem Zorne von der Obrigkeit und dem Volke verworfen worden. Es ist vielleicht ein großes Unglück für Flandern; aber wir müssen es ertragen und geduldig das Haupt beugen unter diesem neuen Schlage.“

„Eine Versammlung ohne mein Wissen, durch Ueber-

rumpelung berufen!“ schufzte Artevelde. „Mein Vorschlag von der Obrigkeit und dem Volke verworfen! Es ist unbegreiflich! Die Mehrzahl der Schöffenbank theilte doch meine Ansichten und sah mit mir ein, daß es kein anderes Mittel zur Rettung des Vaterlandes giebt. Gott! Gott! muß ich denn zuletzt noch von meinen besten Freunden verrathen werden! Unglückliches Flandern!“

Der Oberschöffe ergriff seine Hand und sagte mit tiefgefühltem Unmuth:

„Unglückliches Flandern! in der That! Aber, Oher Jakob! ehe Ihr Eure Freunde beschuldigt, hört und vernimmt die Ursache dessen, was sich zugetragen hat. Wir waren mit Euch übereingekommen, daß man am Dienstag über Euern Vorschlag berathschlagen solle. Die Versammlung war seit länger als zehn Tagen angekündigt, und die Gilden sind schon von ihren Dechanten und Aelterleuten über ihre Ansichten befragt worden. Jeder erwartete vertrauensvoll den Tag der Versammlung; die meisten Zünfte und ihre Dechanten wollten erst von Euch die Beweggründe für Euern Vorschlag vernehmen, ehe sie über die Art ihrer Abstimmung entschieden. — Mittlerweile waren Eure Feinde thätig, im tiefsten Geheimniß einen wohlberechneten Plan auszuführen. Wie sie ihn anlegten, ist nicht zu ergründen. Freitag Abend, als die Nachricht, daß Ipern Euern Vorschlag angenommen, sich in Gent verbreitete, liefen plötzlich viele Zunftgenossen durch die Straßen der Stadt und erhoben ein Rachegeschrei gegen Euch und Euern Vorschlag. In den Schenken ward Geld in Menge unter das Volk ausgestreut.

Man raste und wüthete über Verrath und Veflechllichkeit; Guert Name ward verflucht und die ganze Gemeinde in Aufruhr gebracht. An diesem Abende fanden wir die Bürger noch treu genug. Wir sandten Wachen aus, und es glückte uns, die öffentliche Ruhe herzustellen. Aber am andern Morgen, bei Tagesanbruch, ließen mehr als sechshundert Gefellen bewaffnet auf den Freitagemarkt, und riefen, es müsse noch an demselben Tage eine Entscheidung über Guern Vorschlag gefaßt werden, oder sie würden das Schöffenhaus besetzen und die Obrigkeit verjagen. Wir wußten wohl, was das bedeutete. Es war eine Verschwörung der Veliaerds mit Guern Feinden, welche sich verständigt hatten, Guert zu hindern, der Versammlung beizuwohnen, vorhersehend, daß Ihr durch Guert mächtiges Wort ihre Intriguen vereiteln würdet. Was konnten wir thun? Geeraert Denys hielt es mit den Aufrührern; obwohl er es leugnete, merkte man es doch deutlich an dem Geschrei der bewaffneten Gefellen, welches ihn eben so hoch in den Himmel hob, als es Guern Namen mit Schmach und Verwünschungen belud. Wir haben alle Mittel erschöpft; guter Rath, Trohungen, nichts half bei Männern, die ein vorgestecktes Ziel erreichen wollten. Gewalt konnten wir nicht anwenden. Der Oberdechant, der den Befehl über die Macht der Gemeinde hat, würde sich unfehlbar zu den Meutern geschlagen haben. Eine totale Umwälzung hätte jetzt schon in Gent stattgefunden, und jedenfalls wäre das Blut in Strömen geflossen. Die Erinnerung an den bösen Montag hat die Schöffenbank abgeschreckt. Sie ließ die Col-

larie der Dechanten und Aelterleute zusammenrufen und willigte ein, unmittelbar über Guern Vorschlag zu berathen. Was soll ich Euch sagen über diese Versammlung? Geeraert Denys hat dort seine saliche Rolle gespielt und die Gemüther gegen Euch aufgehezt. Seine Anhänger überschrien einen Jeden, und während diese berechnete Gewaltthätigkeit die Mehrheit der Schöffenbank zum Schweigen zwang, stand auf der Straße eine Wolke von Junstgesellen, welche Drohungen von Mord gegen Euch und Eure Freunde verständlich bis in den Rathssaal hineinschrieten. Aus Furcht vor größerem Unglücke haben wir den Rasenden die verlangte Befriedigung gegeben und Guern Vorschlag verworfen. Kein anderes Mittel blieb uns übrig, um sie dazu zu bringen, die Waffen niederzulegen und die Gemeinde vor einem zweiten Blutbade zu beschützen. Urtheilt jetzt selbst! Konnten wir, umgeben von Verrath und Intriguen, machtlos durch das Benehmen des Oberdechanten, in diesem gefährlichen Zustande etwas Anderes thun, als der Nothwendigkeit weichen? Wenn der böse Geeraert Denys jetzt in Gent Herr wäre, wenn er die Obrigkeit erneuert und seine Anhänger auf das Schöffenhause gebracht hätte, würde das vortheilhafter für Flandern gewesen sein? würde das Eure Pläne besser unterstützt haben?"

Der Oberhauptmann ging einige Male tief im Nachdenken auf und ab, ungeduldig den Kopf schüttelnd. Dann antwortete er:

"Es konnte nicht anders sein! Ihr habt Recht gethan; aber damit ist nichts entschieden. Ich gehe nach

Gent. Wir wollen doch sehen, ob eine Verschwörung von schlechten Menschen und Veliaerds die Mehrzahl der Bürger meiner Vaterstadt gewaltsam beherrschen und durch Ueberrumpelung über Flanderns Schicksal entscheiden soll! Laßt uns gehen! Je mehr wir Zeit verlieren, desto schlimmer kann der Stand der Sachen dort werden."

Mit diesen Worten wandte er sich nach der Thüre; aber als er sah, daß die Anderen keinen Schritt thaten, um ihm zu folgen, fragte er verwundert:

„Was bedrückt Euch denn das Herz, Freunde? Habt Ihr mir noch etwas zu sagen? Oder dürft Ihr nicht nach Gent zurückkehren? Ihr erschreckt mich wahrlich; es ist mehr geschehen, als Ihr mir mitgetheilt habt. Jetzt begreife ich Nher van Lens' und Nher Joetaerde's trauriges Schweigen. Sprecht doch offen! Glaubt Ihr, Jakob von Artevelde wisse nicht, daß für ihn sowohl wie für Flandern Alles in der Waagschaale liegt?"

Der Oberschöffe führte Artevelde in die Mitte des Zimmers zurück und sagte:

„Unsere Sendung ist nicht vollbracht. Wir sind zu Euch gekommen, Oberhauptmann, um Euch zu beschwören, Euern Vorschlag zurückzunehmen und augenblicklich mit uns nach Gent zu gehen, um dort selbst zu verkündigen, daß Ihr nicht mehr Willens seid, den rechtmäßigen Grafen mit einer Absetzung zu bedrohen. Es ist das einzige Mittel, eine Revolution in Gent zu verhindern."

Ein Lächeln bitteren Mitleidens zeigte sich auf Artevelde's Antlip.

Ghelnoot van Lens faßte ihn bei beiden Händen und sagte stehend:

„O, Wether Jakob! befolgt doch diesen guten Rath! Die Gefahr ist größer, als wir Euch mittheilen dürfen.“

„Ihr habt Euch durch gute Absichten leiten lassen,“ fügte der alte Pieter Joetaerde hinzu; „aber zweifelt nicht daran, Oberhauptmann, Euer Vorschlag war eine unvorsichtige Handlung. Gebt ihn auf! um Gotteswillen, gebt ihn auf!“

Zweifelhaft betrachtete Artevelde seine Freunde und suchte ihr Inneres zu durchschauen, um das Räthselwort zu ihrem Betragen zu finden.

„Ich begreife Euch nicht, Genossen!“ sagte er. „Habt Ihr denn vergessen, daß Flanderns Unabhängigkeit es verlangt? Und glaubt Ihr denn, daß Jakob von Artevelde zurückweichen wird, selbst wenn ihm unfehlbar der Tod droht? Nein, nein! ohne mich zu beugen, will ich kämpfen bis zum Schluß. Besteht in Gent ein Anhang, welcher böshast oder unwissend das Vaterland an Frankreich auszuliefern sucht, so werde ich mindestens meiner Pflicht treu bleiben und Flandern retten, wenn Gott es nicht selbst zur Sklaverei verurtheilt hat. . . . Die Zeit ist zu kurz, Freunde, um über diesen Punkt hier länger zu streiten. Wir müssen fort.“

„O nein, nein!“ rief Ghelnoot erschreckt. „Geht nicht nach Gent in solcher Absicht!“

„Kommt!“ sagte Artevelde. „Unterweges sollt Ihr mir erklären, was Euch so furchtsam macht, und ich werde Euch beweisen, daß ich meinen Plan nicht aufgeben kann.“

Könnt Ihr mich vom Gegentheil überzeugen, so wird es noch immer Zeit sein, den Entschluß zu ändern und zu thun, was Ihr verlangt. Das Nothwendigste ist, daß ich sobald wie möglich nach Gent gelange, und wäre es auch, um zu verkündigen, daß Flandern mit meiner Zustimmung auf ewig durch dieselbe Sklavenkette an Frankreich gefesselt bleiben soll.“

Von seinen schmelzenden Freunden begleitet, hatte er bereits die Thüre erreicht. Alle schwangen sich auf die Pferde und sprengten den englischen Reitern voraus.

Sobald das ganze Geleit aufgefressen war und man die Reise fortsetzte, sagte der Oberschöffe zu Artevelde:

„Wundert Euch nicht, Oberhauptmann, über unsere Angst und über die Aenderung, die Ihr in meinen und Dier van Lens' Ansichten wahrzunehmen scheint. Der wahre Stand der Sachen ist dieser: Gute Feinde haben Euren nothwendigen Vorschlag benutzt, um den alten Haß vieler Bürger gegen Euch wieder anzufachen. Ihre Anhänger erlöhnten sich, zwei Tage lang Mord zu rufen gegen denjenigen, der, wie sie sagen, den gesetzlichen Bürgern enterben will. Sie selbst sind die heftigsten Feinde unseres Grafen und haben Euch verfolgt, weil Ihr Euch so lange weigertet, ihn gewaltjam seiner Rechte zu berauben. Dies hilft Euch aber nichts; denn wenn die Menge vom Aufrehrfieber gepackt wird, so nimmt sie ohne Unterschied alle Gründe an, welche ihren Leiden schaften einen Schein des Rechtes geben können. So kommt es auch, daß man jetzt wieder der Mehrzahl des Gentler Volkes weiß gemacht hat, Ihr hättet Flandern

für eine Summe Geldes an König Eduard verkauft und die Einkünfte des Grafen an Euch gezogen, um Euer Vermögen zu vergrößern. Ser Simon van Hale, der diese Einkünfte regelmäßig empfängt, ist, als ob er es abichtlich gethan hätte, seit sechs Wochen verschwunden, und hat das Gerücht zurückgelassen, daß er nicht länger zum Deckmantel Eurer Betrügerei dienen wolle. Es ist unmöglich, die thörichten Leute darüber zu belehren. Diejenigen, die die Wahrheit sagen und Euch rechtfertigen, sind Eure Freunde. Dieß reicht hin, um ihre Redlichkeit zu verdächtigen. Während der drei letzten Tage hat sich daher eine wüthende Partei gegen Euch gebildet. Kommt Ihr nun nach Gent, mit der Erklärung, daß Ihr Euern Antrag zurückgenommen habt, so wird wahrscheinlich nichts Arges geschehen, da die größte Ursache zur Unzufriedenheit dadurch weggeräumt worden ist. Wenn Ihr aber die siegenden Fellaerden und die Anhänger von Gecraert Denys herausfordert zu einem neuen Streite über diese Frage, so wird ganz gewiß ein furchtbarer Aufruhr in Gent ausbrechen. Eure Feinde werden thun, was sie gerufen haben, und ihren Reid und Haß in Eurem Blute fühlen. Das darf nicht geschehen, und wolltet Ihr es auch selbst, so müssen Eure Freunde Euch daran hindern. Fürwahr! es ist ein großes Unglück für Flandern, seine Unterwerfung an Frankreich mit so raschen Schritten sich nähern zu sehen. Wir meinen jedoch, es sei noch ein weit größeres Unglück für das bedrohte Vaterland, wenn es den einzigen Mann verlieren müßte, der allein Heldemuth und Geist genug besitzt, um es durch alle Stürme

der ungestümen See der Freiheit und der Volksmacht hindurchzuführen und zu erhalten. Wir sind nicht allein dieser Meinung. Im Auftrage einer großen Zahl Schwäben und getreuer Freunde kamen wir zu Euch. Ob wir sie verließen, gaben wir unser Wort, daß Ihr nicht nach Gent zurückkehren sollt, als nur mit dem Entschlusse, den gefährlichen Antrag zurückzunehmen."

"Ihr würdet Unrecht thun, Oberhauptmann," sagte Pieter Zoetaerde, "wenn Ihr noch bei Euerem Vorhaben beharrtet. Wenn man es ruhig betrachtet, muß man doch bekennen, daß die Genter wohl Gründe haben, die Absehung ihres rechtmäßigen Fürsten abzuschlagen. Solche Thaten können einem Volke kein Glück bringen, und Gott weiß, welche Folgen es nach sich ziehen würde. Es ist ein Antrag, den mein Herz mit ganzer Kraft verwirft; nicht daß ich die Redlichkeit Eurer Absichten verkennet; Ihr wißt es, Pieter Zoetaerde ist Euer treuer Freund geblieben im Glück und Unglück; er ist es noch; glaubt ihm aber auch jetzt und weist seine Bitte nicht zurück; folgt unserm Rathe und laßt Euer Vorhaben fahren."

"Ach, Mher Jakob!" seufzte Ghelnoet; "warum Euer Leben gewagt für Undankbare? Lieben sie die Sklaverei, so mögen sie die Ketten tragen. Habt Ihr Euch noch nicht genug gequält und gelitten für Leute, die Euch verkennen und Euch hassen, zum Lohn für Eure großen Thaten? Warum wollt Ihr gegen ihren Willen ihr Wohlthäter bleiben? Gönnt ihnen die Freude nicht, Euch noch mehr Böses zu thun. Laßt sie sich die Speisen kochen, wie sie sie essen wollen, und da sie zu engherzig

sind, um etwas Großes begreifen zu können, gewährt ihnen das Vergnügen, und laßt sie so engherzig bleiben. Was mich betrifft, von Morgen an verlasse ich Gent, und wenn ich je wieder ein Amt annehme, so möge Gott mich für meine Thorheit strafen!“

Alle betrachteten Arvelde mit gespannten Mienen und glaubten in seinem ruhigen Stillschweigen zu erkennen, daß das Gefühl der Nothwendigkeit den Sieg bei ihm davongetragen habe und er einwilligen werde. Aber der Oberhauptmann war nicht von ihren Reden erschüttert und sagte nach einer Pause endlich:

„Ich danke Euch für Eure Zuneigung, meine lieben Genossen! Es ist Eure Freundschaft für mich, die Euch selbst die Interessen des Vaterlandes zur Seite schieben läßt, weil Ihr glaubt, daß ein großes Unglück mich unmittelbar treffen könne. Diese persönlichen Beweggründe sind vielleicht edel und lobenswerth an Euch; an mir würden sie nichts sein, als selbstsüchtige Feigheit. Ihr rathet mir, meinen Plan aufzugeben? Unmöglich! Wenn ich es thäte, so würde ich zur selben Zeit die ewige Untertänigung meines Vaterlandes unter den freheitsbassenden Willen des französischen Hofes, die Aufopferung unserer Unabhängigkeit, den Tod unserer Industrie besiegeln. — Ich weiß es, Irrthum ist dem Menschen eigenthümlich. Vielleicht täusche ich mich. Dennoch aber, da meine Seele und mein Gewissen mir sagen, daß mein Gedanke Wahrheit sei, darf ich mich durch nichts zurückhalten lassen, und wenn meine Freunde selbst gegen mich aufstünden.“

„Wenn Ihr Euch nun aber wirklich dennoch getäuscht hättet,“ sagte Pieter Jortaerde, „würdet Ihr da nicht Eure That Euer ganzes Leben lang betrauern? Denn in diesem Falle wäre das Vaterland nicht gerettet und Ihr hättet Euren rechtmäßigen Fürsten enterbt.“

„Ich bekenne, daß es ein äußerst wichtiger Beschluß ist, seinen Fürsten seiner Rechte zu berauben,“ antwortete der Oberhauptmann. „Ihr, die Ihr meine Freunde seid, und mein Herz bis in seine geheimsten Falten kennt, Ihr wißt, welche tiefe Ehrfurcht es vor allem gesetzlichen Rechte hegt und wie mächtig es sich immer gegen alle Gewalt erhob. Aber Alles hat seine Grenzen. Ich, der ich so oft mein Leben für das allgemeine Beste wagte und ihm Alles opferte, Ruhe, Familie, Blut und Ehre, ich habe das Recht, als eine Grundregel meines Betragens anzunehmen, daß, wo ein Volk mit Sklaverei und Untergang bedroht wird, alle persönlichen Interessen, wie heilig und großartig sie auch sein mögen, weichen müssen für die Erhaltung des Vaterlandes in seiner Unabhängigkeit. Bedenket Flanderns Schicksal seit zweihundert Jahren, und Ihr werdet mit mir überzeugt sein, daß die Nothwendigkeit selbst uns zu dem äußersten Schritte, den ich wagen will, unwiderruflich geführt habe. Gibt es wohl auf Erden ein Volk, das so unaufhörlich hat kämpfen müssen, um seine Freiheit gegen immer erneute Anschläge zu verteidigen? Hunderte von Aufständen, Feldschlachten, Siege, unschätzbare Geldopfer, Vernunft, Arbeit, nichts hat geholfen. Wenige Jahre nach der glorreichen Schlacht der goldenen Sporen, obgleich wir dort den

ihönsten Sieg daventruen, waren wir noch tiefer in Sklaverei versunken als zuvor. Seit Gent den Befreiungsruf über Flandern ausandte, haben wir riesenhafte Unternehmungen vollbracht. Das Glück, die Streitigkeiten zwischen dem König, die Bundesgenossenschaft mit Brabant, Alles begünstigte uns. Wir brachten es weiter, als unsere Vorfahren je von der Zukunft hoffen durften: ein regelmäßiges Heer von sechszigtausend Mann stand wie eine feste Schutzmauer auf flämischem Boden. Reichthum, Ruhm und Einfluß erhoben uns zu einem wichtigen Volke. Und dennoch, wer von Euch wagt zu sagen, daß wir jetzt einen Schritt weiter zu unserer wahren Unabhängigkeit gefördert sind, als in jener Zeit, wo Frankreich durch unsere Grafen gebieterisch über uns herrschte? Wer von Euch wagt zu behaupten, daß wir nicht augenscheinlich und unvermeidlich in eine neue Knechtschaft gerathen werden?“

Artevelde schwieg einen Augenblick und betrachtete seine Freunde mit fragenden Blicken. Sie saßen aber mit gesenktem Haupte auf ihren Pferden und antworteten nicht.

„Ich weiß wohl,“ fuhr der Oberhauptmann fort, „daß Euch die Ketten vor Augen schweben, die Flandern wieder fesseln werden. Nun denn! wenn so viele erstaunliche Kraftäußerungen, wenn zweihundert Jahre heldenmüthigen Blutvergießens, wenn Siege, Standhaftigkeit und Macht nicht hinreichen, ein freigebores Volk zu erlösen, so muß außerhalb dieses Volkes eine Ursache vorhanden sein, welche die Macht hat, seine Bemühun-

gen ewig zu vereiteln und nutzlos zu machen. Diese Ursache liegt in der Unterwerfung unserer Fürsten unter Frankreichs Willen. Ihre Unterthänigkeit ist das Band, das durch unsere Geschichte hindurch wie eine unzerbrechliche Sklavenkette gewebt ist; — denn was hilft es uns, zu kämpfen und uns frei zu ringen, wenn unser eigener Graf als Unterthan und Diener unserer Feinde sich immer bemüht, uns zu ihrem Vortheile anzugreifen und uns zu rauben, was wir gewonnen haben? Verkennst doch nicht, was dreihundert Jahre schmerzlicher Erfahrung uns lehrten! Wenn unsere Fürsten die Sklaven Frankreichs bleiben, wie sie es jetzt sind, so möge Flander in Zukunft versuchen, was es wolle, möge siegen und sich auf den Gipfel des Ruhmes und der Macht schwingen, immer wird es entkräftet wieder zurückfallen in dieselbe Dienstbarkeit. Es möge hundert Mal von Neuem wähen, seine Bande zu zerreißen, ein Band bleibt doch außer seinem Bereiche, und aus diesem einzigen müssen immer alle anderen wieder entstehen. Ist das nicht unwiderleglich? Was waren die hennegauischen Baudewyns? Was Ferrand, Gwyde, Nobrecht? Was ist unser gegenwärtiger Graf Ludwig? Was wird sein Nachfolger sein? Unterthanen Frankreichs! Lehenäleute des Fremdlinge! Gehorsame Diener des französischen Thrones! Was nützt es uns also, unser Blut, unsern Geist, unser Leben zu vergeuden, um einem unmöglichen Ziele nachzujagen? Nichts! Frankreich hat mit außerordentlich kluger Politik den flämischen Leu an eine Kette gebunden, die außen von Silber zu sein scheint und in-

wendig von Stahl ist; eine Kette, die durch des Volkes Bestrebungen so weit ausgedehnt werden kann, daß der Löwe sich frei und unüberwindlich wähnt, die sich aber immer wieder zusammenzieht zu einem Bande der Knechtschaft und Machtlosigkeit. Glaubt Ihr vielleicht, daß der flämische Heldestamm sich eigne, unaufhörlich gegen den südlichen Riesen zu kämpfen, und stets Kraft genug haben werde, siegreich aufzustehen, wenn das Halsband ihn zu erwürgen droht? O, Freunde! hofft nicht zu viel von einem Volke! Es kommen Zeiten, gleich denjenigen, die wir erleben, wo der muthigste Mann, durch Zwiespalt und Anarchie gelähmt, niedersinkt und jauchzend die Sklaverei als eine Erlösung annimmt. Dann geschieht es, daß seine Feinde die Schellen so fest an seine Füße schmieden und ihn so sehr mit den Stricken moralischer und wirklicher Knechtschaft knebeln, daß er die Begier nach Freiheit selbst verliert und die Unterwerfung unter den Fremdling als eine Tugend betrachtet. Dieses Schicksal wird Flandern unsehlbar erleiden, wenn uns der Muth fehlt, uns durch Kühnheit und männlichen Willen für immer von Frankreich loszureißen. — Betrachtet den Zustand und seine möglichen Folgen noch von einem anderen Gesichtspunkte aus. Als vor einigen Jahren unser Fürst auf Befehl Philipps von Valois die englischen Kaufleute in Flandern ohne Recht und Grund angriff, da versanken unsere Gewerbe in das äußerste Elend; eine lange Hungernoth schlug die hoffnungslosen Junftgenossen wie eine Weisel zu Boden; eine ansehnliche Zahl unserer besten und mu-

thigsten Arbeiter verließ das Vaterland und lehrte nicht wieder; die Meisten suchten einen Schutzort und Brod in England. Diese Auswanderung entging zuerst unserer Aufmerksamkeit, und doch konnte Jlandern kein größeres Unglück widerfahren. Unsere vertriebenen Brüder lehrten andern Nationen unsere Art, das Tuch zu bereiten; durch ihr Vorbild weckten sie die Lust zur Arbeit in ihnen und theilten ihnen die Früchte der Erziehung von Jahrhunderten mit. In England wohnt auch ein vernünftiger und fleißiger Volksstamm; dieser hat die blämischen Auswanderer jauchzend in seinem Schooße aufgenommen und mit Wohlthaten überschüttet; Webstühle entstehen jetzt zu Hunderten in England; binnen wenigen Jahren wird das englische Tuch gleichfalls auf dem Festlande von Europa erscheinen, und wer sagt uns, daß Jlandern der siegreiche Boden des Gewerbefleißes bleiben wird, wenn wir die Augen vor so offenbarem Unrecht schließen? In Frankreich bemüht man sich, unsere Tücher durch eigene Erzeugnisse zu ersetzen. In solchen Verhältnissen müssen wir die Volkarbeit Jlanderns schützen vor der geringsten Schwächung und Verkürzung, oder Alles ist verloren. Hungernoth, Pest und Steuern würden bald weggerafft haben, was der Gewerbefleiß sich weigert zu ernähren. — Nun denn! was wird geschehen, wenn die Bläminger die Gefahr nicht abwenden durch eine äußerste, aber nothwendige That? Es ist uns unmöglich, noch länger unsere Freiheit gegen Frankreich, gegen den Grafen, gegen die Reliaerds zu vertheidigen, und vor Allem gegen die inneren Zwistig-

keiten, die überall das Ansehen der Obrigkeit zerstören. Jeder fühlt das; Jeder ist davon überzeugt, unsere Feinde sowohl, wie wir selbst. Wir müssen demgemäß nachgeben und unter Frankreichs drückenden Einfluß zurückkehren. Unser Graf wird das Bündniß mit England zerreißen und uns zwingen, Eduard's Feinden Beistand zu leisten. Das Verbot der Wolleneinfuhr wird uns unmittelbar treffen; alle Webstühle werden still stehen. Die anderen Nationen, die jetzt gelernt haben, daß die Tuchbereitung kein unbewegliches Eigenthum des flämischen Bodens ist, werden unsere Arbeiter zu sich rufen; Tausende ziehen fort und sagen einem Boden Lebewohl, wo die Arbeit keinen Schutz findet gegen Willkür und fremde Gewalt. Ach! was wird dann aus Flandern geworden sein! Ein Land ohne Volksfreiheit, ohne Unabhängigkeit, ohne Gewerbfleiß! Ein elender Sklavenstamm, der mit aufgehobenen Armen steht, einer andern Nation einverleibt zu werden; der seine Muttersprache, seine Sitten, seinen Ursprung verleugnet, um seine Verschmelzung mit anderen Völkern zu beileben. . . . Und dies sollte die Zukunft meines Vaterlandes sein? Ich sollte diese schreckliche Nacht sich nähern sehen und die Sonne der Freiheit nicht mit Gewalt am Himmel erhalten, so lange es in meiner Macht steht? Nein, nein! Mögt Ihr sagen, was Ihr wollt, lieben Freunde! Möge man meinen Namen verfluchen und mir mit einem schrecklichen Ende drohen, ich werde unser theures Flandern zu retten suchen, so lange noch ein Lebensfunke in meiner Brust glimmt. — Ich ziehe meinen Antrag nicht

zurück und will nach Gent gehen, um einen entscheidenden Versuch zu machen. Mein Gewissen sagt mir, daß ich es thun müsse, und ich werde es thun“

Die mächtigen Gründe des Oberhauptmanns hatten einen tiefen Eindruck auf seine Freunde ausgeübt. Eine große Veränderung schien in dem Gemüthe Welmeet's van Lens vorgegangen zu sein. Er betrachtete seit einiger Zeit den redenden Artevelde mit Augen, die voll Bewunderung strahlten. Ein heiteres Lachen des Mathes und der Freude schwebte auf seinem Antlitz. Sich auf seinem Rosse dem Oberhauptmann nähernd, ergriff er dessen Hand gerührt und sagte:

„Wahrlich, Ihr habt Recht, Mher Jakob! Nicht weichen, nicht zurückgehen! Blandern retten oder sterben! Das ist wenigstens eine Sprache, die unserer würdig ist: sie schwellt uns das Herz an und erinnert uns, daß wir Bläminger sind. Da unser Blut dem Vaterlande gehört, so fließe es im Fall der Noth auch bis auf den letzten Tropfen! Nein! Ihr sollt Euern Antrag nicht aufgeben.“

Der Oberschöffe schüttelte das Haupt in trüber Verzweiflung und sagte:

„Ach, Freund Jakob! ich bekenne es Euch, Eure Gründe sind unwiderleglich. Alles, was Ihr sagt, ist die vollste Wahrheit. Aber seid Ihr verpflichtet, Eure eigene Erhaltung ganz aus den Augen zu lassen, so lange es noch andere Mittel giebt, Euer Ziel zu erreichen? Gestattet Eure unbegreiflich tiefe Vaterlandsliebe Euch nicht,

Guer Vorhaben aufzugeben, so verschiebt doch die Ausführung auf eine günstigere Zeit."

"Warten? Warten? Nein! das darf nicht sein, Freunde!" antwortete der Oberhauptmann. „Jakob von Artevelde's Zeit geht zu Ende; sein Name und sein Einfluß sind abgenutzt. Er weiß, daß seine Laufbahn sich nothwendig schließen muß. Soll er nun der Macht Lebewohl sagen, wie ein entkräfteter Arbeiter, der seiner Last erliegt und sie zerschmettert von seiner Schulter fallen läßt? Soll mein Bestreben Nichts hervorgebracht haben, als ein vorübergehendes Gedeihen und viel nutzloses Blutvergießen? Nein! mein letzter Gruß an Flandern soll die Zusicherung von des Landes künftiger Größe, von des Landes unverteilgbarer Unabhängigkeit sein. Freund Baernewyk! Ihr wißt es, ich habe geschworen, Flanderns Ruhm und Freiheit Alles, Alles aufzuopfern. Auf Erden kenne ich nur eine Macht, die mich von diesem heiligen Eide entbinden könne: der Tod!"

"Wir haben es zusammen geschworen," sagte der Oberschöffe. „Es gefalle Gott nicht, daß ich es je vergeße! Aber die Kraft des Gemüthes ist keine Feindin der Vorsicht. Wer sagt uns, daß binnen einem Monate die Zustände nicht günstiger für die Ausführung unserer Pläne geworden seien? Straft das Schicksal nicht oft die menschliche Erwartung Lügen? Nun denn! laßt uns diesen Monat Zeit zu gewinnen suchen. Ich glaube nicht, daß die Absetzung des Fürsten so dringend sei, daß einige Wochen Aufschub und Ueberlegung unwiederbringlichen Nachtheil verursachen könnten."

„Es sind wenige Gründe nöthig, Freund Vaerue-
myd, um Euch auf andere Ansichten zu bringen,“ ant-
wortete der Oberhauptmann. „Was hindert Philipp
von Valois, der in Arras (Arras) mit seinem Heere
liegt, in unser Land einzufallen? Was hindert ferner
das zerstörende Ungewitter des Aufstands, in Flandern
loszubrechen? Allein die Gegenwart König Eduard's zu
Calais. Dessen seid Ihr gewiß mit mir überzeugt. So-
bald daher das englische Heer sich von unseren Küsten
entfernte, würden unsere äußeren wie unsere inneren
Feinde augenblicklich aufstehen und durch eine einzige
Kraftäußerung unser Vaterland in die Sklaverei zurück-
stürzen, aus der wir es gerettet zu haben glauben. Je-
der, und Ihr, meine Freunde, sowohl als ich, hat die
Ueberzeugung, daß Flandern sich selbst nicht mehr retten
kann, weil das Volk nicht mehr seinen Willen dem Wil-
len seiner Regierung unterwirft. Was ich bin, werde ich
allein durch die Wahl meiner Landesgenossen; meine
Macht gehört mir nicht; sie vergeht, sobald das öffent-
liche Vertrauen, aus dem sie entsproß, angegriffen oder
geschwächt wird. Ich erfahre das Schicksal aller Volks-
anführer; meine Befehle verwunden und erniedrigen,
weil der Mensch nur zu gewissen Zeiten, und dann auch
nicht lange, sich von seinem eigenen Werke beherrschen
läßt. Was Flandern haben muß, ist ein Fürst, dessen
Recht zu gebieten aus einer höheren Quelle entspringt,
und dem man gehorcht, nicht als einem besonderen Men-
schen, sondern als einem Princip natürlicher Obrigkeit.
Die Sklaverei mit Ludwig von Nevers zurückzurufen

und uns den Feinden der Volksfreiheit unterwerfen, das ist unmöglich. Nehmen wir daher mit dem Prinzen von Wales die Unabhängigkeit unseres Landes und die Freundschaft einer mächtigen freiheitsliebenden Nation an, die uns stammverwandt ist und dieselbe Bahn, wie Flandern, durchwandeln muß. Sobald wir den Sohn des Königs von England in allen Städten als Grafen ausgerufen haben, wird er auch bald die nöthige Macht zu herrschen finden. Eine starke Einigkeit wird sich bilden. Meine Erhebung, die Ursache des Meides und der Parteiung, verlegt Niemanden mehr, da ich alle Würde und allen Einfluß in die Hände des Fürsten niederlegen werde. Flandern wird sich mit neuer Kraft erheben und, von England unterstützt, Allen denen Ehrfurcht und Achtung einflößen, welche im Süden seinen Fall abwarten, um es als eine lange belauerte Beute zu zerreißen. Die erste von König Eduard einzugehende Bedingung ist, daß er augenblicklich den Waffenstillstand mit Frankreich aufhebe und ohne Rast mit uns unter den Waffen bleibe, bis wir unsere Städte, Nyssel, Douai und Orchies, dem Freindling entrißen haben. Flanderns Heil, sein Ruhm, sein Gedeihen gebieten uns, nicht zu zögern; denn nehmen wir zum Aufschub unsere Zuflucht, so kann uns Alles entgehen. Die geringste Niederlage der Engländer in der Bretagne würde den König Eduard zwingen, augenblicklich mit seiner Flotte in See zu stechen und uns unserem Schicksale zu überlassen. Am nächsten Tage würden wir erschreckt in Sklaverei und Dienstbarkeit erwachen. Jeder Tag kann uns daher die Ketten der Un-

terwerfung und die Geißel der Volksarmuth bringen. Es wäre nicht allein eine Unvorsichtigkeit, sondern sogar eine Missethat, wenn man nicht weiß, welcher Tag den Untergang von Flandern bescheinen kann. Nun denn, Freunde! seid Ihr noch der Meinung, daß ich meinen Anschlag aufgeben müsse?“

Anfangs antwortete Niemand auf diese Frage. Der Oberschöffe hielt seinen Blick unbeweglich auf die Nabe seines Pferdes gerichtet und schien in tiefes Nachdenken versunken.

Nach einem Augenblicke seufzte Pieter Joetaerde:

„Das alte vlämische Grafenblut verfluchen und verlassen, um einen fremden Fürsten auf den Thron zu heben? Das ist ein Gedanke, bei dem sich mein Gewissen wider meinen Willen gegen die trübe Nothwendigkeit empört.“

„In der That!“ bemerkte Artervelde, „dieser Gedanke würde veranlassen, daß man meinen Vorschlag einstimmig abwies. Ich weiß, welche Neigung die Vlamingen mit den Nachkommen der alten Grafen, den Vätern und Schützern unserer Freiheit verbindet. Aber fließt nicht eben soviel von diesem edlen Blute durch die Adern des Prinzen von Wales, wie durch die Luthwigs von Nevers? Ist er nicht der Sohn Philippins von Hennegau, der Nachkomme unserer Gräfin Margaretha von Konstantinopel? Ja, das alte vlämische Fürstenblut füllt auch sein Herz, und was ihn in meinen Augen erhöht, dieses Blut ist nicht durch den verderblichen Einfluß des französischen Hofes ausgeartet.

Kanntet Ihr seine vlämische Abkunft nicht, Aber Joetaerde?"

Pieter Joetaerde schien ganz durch des Oberhauptmanns letzte Worte aus seinem Trübünne herausgerissen zu sein. Er wollte etwas antworten. Aber jetzt erhob der Oberschöffe plötzlich mit heiterem Antlitz das Haupt und sagte:

„Ich glaube, daß ich ein Mittel gefunden habe.“

Während seine Freunde ihn mit Neugier betrachteten, hob er an:

„Wer auf seinem Wege ein unübersteigliches Hinderniß findet, der sucht seitwärts vorbeizukommen und erreicht eben so gut sein Ziel. Was wir zu fürchten haben, ist, daß man in Gent ausbreiten werde, daß der Oberhauptmann zurückkehrt, um seinen Antrag durchzusetzen, trotz der Abstimmung von gestern. Nun denn! wir müssen dem Feinde zuvorkommen und ihn glauben machen, daß man seinen Sieg nicht angreifen wolle. Seht, was wir thun können! Sobald wir in Gent angekommen, lasse ich unmittelbar die Stadttrompeter sich nach allen Vierteln begeben, um zu verkünden, daß man sich Dienstag um neun Uhr versammeln solle, um den Bericht des Oberhauptmanns über die Versammlungen zu Brügge und zu Ypern hinsichtlich des zu Gent verworfenen Antrages zu vernehmen. Ich werde dem Berichte eine Form geben, an der man nicht soll merken können, daß der Oberhauptmann Willens sei, die Gefeplichkeit des gestern gefassten Beschlusses anzugreifen, und ist es nöthig, so wende ich andere Mittel an, um

die Freliaerds und Gure Feinde glauben zu machen, daß man den Vorschlag der Abspaltung ganz aufgegeben habe. Ueberlaßt mir das und haltet unsere Absichten geheim. Auf diese Weise hat Nher Artevelde nichts zu fürchten, ehe er sich vor der Gemeinde erklärt hat. Wir werden inzwischen noch andere Maßregeln der Sicherheit treffen. Stimmt Ihr damit überein, Oberhauptmann? Werdet Ihr aller Erklärung aus dem Wege gehen bis zum Tage der Versammlung?"

„Das Mittel ist gering,“ antwortete Artevelde; „aber wenn Ihr meint, Freund Maec, daß dadurch der gute Erfolg unseres Strebens wesentlich erleichtert werde, so habe ich nichts dagegen und will Euern Rath befolgen.“

„Das ist genug! Laßt mich nur gewähren!“ erwiderte der Oberschöffe. „Heute noch soll sich die Erbitterung gegen den Oberhauptmann in Gent gelegt haben. Wir wollen heute Abend mit unseren vertrautesten Freunden in Nher Jakob's Hause zusammenkommen und berathen, was noch geschehen könne . . . Hier sind wir bei Wandelghem. Es wäre unvorsichtig, die englische Reiterei noch weiter mit uns zu nehmen. Die Genter Bürger könnten aus der Annäherung dieser fremden Schaar Argwohn schöpfen. Oberhauptmann! wollt Ihr sie nicht verabschieden?"

„Sie wissen, daß ich sie hier verlassen muß,“ antwortete Artevelde. „Ich will dem Obristen für seine gute Begleitung danken. Reitet Ihr nach dem goldenen Löwen! Dort wird Lord Sturin übernachten.“

Artevelde wartete, bis der englische Ritter kam, und begleitete ihn bis in das Dorf, wo er seine Freunde schon vor der Herberge fand. Die Reiter stiegen ab und riefen nach Erfrischungen für sich und ihre Pferde, während Artevelde mit herzlichem Händedruck den Obristen verließ und dann rasch mit seinen drei Genossen und ihrer Begleitung in Gent eintritt.

Als sie sich der Stadt näherten, stand die Sonne bereits sehr tief am Horizonte. Der Abend umhüllte die Natur mit dem goldenen Nebelschleier; die Mauern und Thürme von Gent schienen von Weitem ein purpurner Gürtel mit goldenen Edelsteinen zu sein: Alles funkelte und glänzte in stiller prächtiger Ruhe bei dem letzten Gruße des sinkenden Tageslichts

Gleich darauf ritten sie durch das Muidethor. Das Getrappel der Pferde rief die Bürger aus ihren Häusern auf die Straße; Jeder schien erstaunt bei dem Anblick des Oberhauptmanns; die Meisten betrachteten ihn jedoch nur mit Verwunderung oder Neugier. In den volkreicheren Straßen dagegen, im Inneren von Gent, stießen sie auf Junstagesellen, welche mit großer Unverschämtheit Schimpfworte und höhnnende Vorwürfe hören ließen. Einige steckten sogar, als Zeichen von blutigem Spott, ihre Köpfe zu Dreien unter eine Kappe und schrien in solcher Haltung Artevelde Drohungen zu.

Dieser setzte, mit einem merklichen Ausdrucke von Mitleid auf dem Gesichte, ruhig seinen Weg fort, bis an seine Wohnung, wo Ser Maes van Vaernevyd und Pieter Joetaerde ihn verließen, um sich nach dem

Schöffenhause zu begeben. Obelnoot van Yene sprach noch eine Weile mit ihm, um ihm zu beweisen, daß die Knappen von Sanct Jan gerufen werden müßten, worauf er sich ebenfalls entfernte, um den Obersten der Wache zu benachrichtigen, sein Bierd fortzubringen und seine Reisefleider abzulegen.

Der Oberhauptmann lenkte in den Vardenbeck ein, wo Frau Artevelde, Beerte und der kleine Philipp ihn an der Hinterthüre erwarteten. Mit ängstlicher Freude wurde er von seiner Gemahlin und seiner Tochter empfangen. Er hob seinen fünfjährigen Sohn vom Boden auf und trug das jauchzende Kind unter zärtlichen Umarmungen hinein

In Sanct Pietersdorp, nach der Klausie von Sanct Quinten zu, stand ein kleines Haus, welches die arme Wittve eines Wallmüllers bewohnte. Hier saß in einem Kämmerchen unter dem Dache ein Jüngling, welcher mit tiefgesenktem Haupt auf den Boden blickte.

Seine Kleider, obwohl von früherer Pracht zeugend, waren unansehnlich und verschossen, hier und da sogar mit einem großen Flecken besetzt. Sein Gesicht, durch den schwachen Schein einer thönernen Lampe erleuchtet, zeigte die äußerste Magerkeit und trug die unverkennbaren Spuren eines verzehrenden Seelenschmerzes. Während tiefe Falten ein peinliches Lächeln rings um seinen Mund zeichneten, glühten seine Augen in ihren tiefen

Höhlen wie von wahnsinnigem Feuer; die Hände ruhten machtlos und schlaff auf den Knien; sie schienen einem Gerippe zu gehören, so deutlich konnte man jeden Knochen in ihnen sehen.

Der kranke Jüngling blieb lange in derselben Haltung sitzen, ohne daß die mindeste Bewegung oder der leiseste Seufzer Leben an ihm verräth. Endlich durchlief ein fieberhaftes Zittern seine Glieder; er drückte beide Hände an die Stirn, als wolle er ein Feuer ersticken, das unter seinem Schädel brannte. Dann sagte er mit heiserer Stimme:

„Vater, Vater! könntest Du sehen, was ich leide! könntest Du fühlen, was mein Innres krampfhaft zusammenschnürt und wie der Wurm d. Verzeihung mir das Herz Faser für Faser zernagt! O, möge Gott meinen Märtyrertod in der Waage des Gerichtes für Deine Missethaten aufwiegen lassen! Ich würde ihn noch setzen, daß er mich diesen ekelhaften vergifteten Kelch leeren ließ. Beerle, Beerle! Du gabst mir Dein jungfräuliches Leben. Ich habe es zerstört, mit Jammer und Unglück durchweht! Belohnung Deiner Liebe! . . . Der Fraualtar? Man nähert sich ihm nicht. Blut besudelt die Flur des Tempels. — Fort! fort! Empfängst Du den feierlichen Segen, die Füße im rauchenden Blute Deines Vaters? Schenkst Du Deine Hand dem Sohne des Mörders? Ach! das Grab öffnet seinen Schlund! Es wird Henker und Schlachtopfer verschlingen! Der Tod bereitet das ewige Hochzeitleben. Jung sein! lieben! geliebt werden! den Schandflecken seiner Geburt

wie ein Brandmal der Hölle auf seiner Seele fühlen! seinen Vater verdammt wissen Ach! ach! wie lebt man lange!“

Die Stimme des Jünglings verlor sich allmählig in ein unverständliches Röcheln; seine Hände sanken wieder kraftlos nieder und er kehrte zu seiner vorigen Unbeweglichkeit zurück.

Er blieb noch lange so in gräßliche Träume verfallen, bis Glockengeläute sein Ohr berührte. Nun stand er langsam auf, ging an das Fenster und legte das Antlitz an die Scheiben, um hinauszusehen.

Gleich darauf wandte er sich um und sagte, indem er einen Dolch vom Bette nahm und ihn an seinen Gürtel befestigte:

„Es ist dunkel, ... die Straßen sind einsam und still Der Nachtrabe kann sein Versteck verlassen herumstreifen, neues Futter suchen für meine bitteren Schmerzen Ihren Fußtritten folgen, kämpfen mit schmerzlichen Erinnerungen, Thränen vergießen auf einem theuren Grabe, und ohnmächtig werden, den Blick auf das Haus gerichtet, wo meine Wiege stand, ... wo mein Vater O, könnte ich dort sterben, so nahe bei meiner Mutter!“

Er schwieg eine Weile und schien in Bewußtlosigkeit zu verfallen; plötzlich aber, wie Jemand, der aufwacht, den Kopf erhebend, gab er seinem Gesichte einen ganz gleichgültigen Ausdruck und verließ die Kammer.

Als er unten angekommen war, grüßte er im Vorbeigehen eine alte Frau, welche in einem Winkel bei dem

Heerde vor einem Spinnrade saß. Er wollte die Thür öffnen, ohne ein Wort an sie zu richten; sie hielt aber das Rad an und sagte zu ihm:

„Ihr geht aus, Jan? Wißt Ihr die Neuigkeit? Der Oberhauptmann ist in der Stadt. An Eurer Stelle würde ich heute Abend zu Hause bleiben.“

Der Jüngling ließ den Griff der Thüre los und näherte sich der Frau, sie fragend ansehend.

„Armer Junge!“ antwortete sie; „Du weißt auch nicht, was geschieht, und sagt man Dir auch etwas, so vergißt Du es gleich wieder. Du bist gestern doch bis tief in die Nacht ausgeblieben; hast Du denn nicht gehört, wie man dem Oberhauptmann den Tod schwur?“

„Ich habe es gehört,“ seufzte er; „aber glaubt Ihr denn, daß die Mörder es wagen würden, den Oberhauptmann anzutasten?“

„Mörder? Mörder?“ rief die Wittwe verwundert. „Ihr wißt also nicht, daß der Oberhauptmann den Schatz von Flandern nach England gesandt hat? daß er das Land gegen klingende Münze an König Eduard verkaufte?“

Ein Rauchen des Mitleidens und der Verachtung zeigte sich auf dem mageren Antlitz des Jünglings, während ein Seufzer des Unwillens seiner Brust entstieg.

„Ach!“ rief er verzweiflungsvoll; „die Verleumdung ist eine schreckliche Macht, ein Gift, das sich Tropfen für Tropfen selbst in dem reinsten Herzen sammelt. Es sind Erfindungen des Teufels, arme Frau!“

„Ihr glaubt es schon wieder nicht?“ fragte die

Wittve. „Nun, Went ist von einem englischen Heere umringt, das der Oberhauptmann mit sich gebracht hat, um Jeden, der über seine Untredlichkeit zu klagen wagt, zu ermorden. Man sagt, er wolle die Stadt plündern lassen. Das soll unsere Strafe sein, weil wir das Land, das er so treulos verkauft hat, nicht ausliefern wollten. — Aber es soll ihm nicht glücken. Aber Gerrard Denys soll ihn schon daran hindern und uns erlösen von seiner bösen Gewalt! Ja, Ihr mögt wohl zittern, Jan! Gott weiß, was noch diese Nacht geschehen wird! Seht nur durch das Fenster auf die Ebene! Da schleichen im Dunkeln so viele Männer heimlich vorüber — hier, wo gewöhnlich um diese Stunde keine lebende Seele zu finden ist! Wer weiß, was da draußen vor Sanct Vrients gebraut wird! Nein, geht nicht aus, lieber Junge! Bei einem Auslauf kennt man weder Freund noch Feind. Euch könnte etwas Schlimmes widerfahren.“

Seit die Frau Gerrard Denys' Namen ausgeprochen hatte, stand der Jüngling mit niedergeschlagenen Augen vor ihr, zitternd wie ein Missethäter, der seine Anklage aus dem Munde des Richters hört. Sie stand vom Stuhle auf, und ihn mitleidig bei der Hand fassend, sagte sie:

„Nun, Jan! erschreckt doch nicht so! Die Hütte einer armen Wittve ist der sicherste Schutort, wenn es stürmt. Hieher kommen sie nicht; bleibt zu Hause! Setzt Euch zu mir! Wir wollen mit einander schwagen und uns ruhig auf Gott verlassen, selbst wenn in dieser Nacht das Haupt des Tyrannen fiele.“

Diese Worte waren nicht geeignet, die Angst des Jünglings zu stillen. Als ob sie ihn tief getroffen hätten, zog er seine Hand zurück und richtete sich stolz empor. Ein drohendes Feuer glänzte in seinen Augen und seine Zähne schlossen sich knirschend. Während die Wittve über diesen Ausdruck seiner Züge erstaunte, sagte er zu ihr:

„Habt Dank! Aber ich muß gehen. Verzeiht in Frieden!“

Dieses sprechend, schritt er rasch auf die Thüre zu und verließ das Haus.

„Armer Wahnsinniger!“ seufzte die Frau, mißmuthig den Kopf schüttelnd.

Mit raschen Schritten bog der Jüngling um die Sanct Quintenklause und blieb verwundert an der Ecke der Mauer stehen. Die tiefste Stille herrschte auf der weiten Ebene vor Sanct Pietersabtei, und dennoch zogen Hunderte von Menschenschatten langsam durch die Dunkelheit und verschwanden nach der Richtung des Heuvelthores. Aus den beiden Straßen, welche von der inneren Stadt nach dieser einsamen Vorstadt führten, kamen unaufhörlich schweigende Männer gelaufen, welche mit leisem Schritte über die Ebene eilten, um ihre Gegenwart durch kein Geräusch zu verrathen. Von Zeit zu Zeit gingen auch einige dieser heimlichen Nachtwandler an dem Orte vorbei, wo der Jüngling halb verborgen sie belauschte. Dann bemerkte er mit steigender Angst, daß Viele Beile, Hämmer oder Schwerter trugen. Es

sah ihm zugleich, als ob er Brandfackeln in den Händen einiger erkannt habe.

Was mochte dieser finstere Zug zu bedeuten haben? Weile! Hämmer! Fackeln! Man wollte also Blut vergießen, zerstören, vertilgen durch Feuer und Schwert! War die Furcht der Witwe begründet? Würden Verleumdung, Neid und Rachsucht endlich ihr Opfer vernichten?

Es waren abscheuliche Gedanken, welche den Jüngling zittern machten wie ein Schilfrohr, und ihn zwangen, die Hand an die Mauer zu legen, um eine Stütze zu finden. Er hielt mittlerweile sein Auge mit gezwungener Aufmerksamkeit auf die dunkle Ebene gerichtet, um zu erspähen, was sich zutrage, und horchte genau, ob kein Geräusch, keine Stimme ihm deutlich mache, was der Zweck dieser schleichenden Männer sein möge.

In diesem Augenblicke erschienen vier oder fünf Personen am Ende der Frauenstraße. Die Ebene betretend, näherten sie sich allmählig der Mauer der Sanct Quirinklaufe und gingen dort, leise sprechend, langsam vor. Der Jüngling zog plötzlich voll Abscheu den Kopf zurück, bedeckte das Antlitz mit den Händen und seufzte mit erstickter Stimme:

„O, Jammer! Mein Vater! Er dabei? Es sind Mörder! Ich will es wissen es verhindern ihm die schändliche Missethat noch ersparen! Vielleicht! O, Gott! steh' mir bei!“

Mit diesen Worten verließ er seinen Zufluchtsort und wollte seinem Vater nachsehen; er sah jedoch Nichts

als viele andere schweigende Personen, die über die Ebene gingen und unter denen es ihm unmöglich gewesen wäre, Jemanden zu unterscheiden. Dennoch that er, als habe er gleichfalls Ursache, leise zu gehen und schritt die Ebene hinauf, in der Richtung, welche sein Vater genommen zu haben schien

Artervelde saß mit dem Ausdrücke unendlicher Trauer auf dem Antlitze im Hintergemache seiner Wohnung. Er hatte sein fünfjähriges Söhnchen Philipp auf dem Schooße und suchte es durch Liebkosungen zu trösten. Mit durchdringendem Blicke sah er ihm in die Augen; seine Seele schien zu der Seele des bangen Kindes zu sprechen und es wässern zu wollen gegen die Undarbarkeit der Menschen. Das Knäbchen verstand vielleicht diese Sprache Oder war es ein Hündchen aufstammenden angebornen Heldennuthes, welches dasselbe antrieb, seines Vaters Dolch aus der Scheide zu ziehen, um sich lachend in dem blinkenden Stahle zu spiegeln? Wollte es sagen: Ich werde Dich rächen? Sein Vater, heftig ergriffen, verstand es so und küßte den kleinen Philipp mit schmerzlicher Liebe, bei dem Kusse murmelnd:

„Armes Kind! armes Kind! Ach, still! still! Wen wende diese Gedanken von Deinem Geiste! Vergiß, was Dein Vater war. Diese Bahn führt zu dem bittersten Märtyrertode“

Das Knäbchen lebte sich froh an seine Brust; doch

griff es, als ob es von einem geheimen Triebe fortgezogen würde, gleich wieder nach dem Tische und fragte, als der Oberhauptmann seine Hand abwendete:

„Wann werden die Franzosen nun kommen, Vater? Kann man ihrer viele mit solchem Tische todriechen?“

Artevelde legte die Hand auf den Mund des Kindes und sagte:

„Sei still, Philipp! Schwester Beerle ist so krank.“

Nicht weit davon saß die Gemahlin des Oberhauptmanns. Ihre Augen waren roth und zeugten von bitterem Schmerz. Sie hielt ihren Blick mit einem unnatürlichen Ausdrücke des Stolzes und der Furcht auf Artevelde gerichtet und schien tief zu leiden bei dem Anblicke seiner ängstlichen Liebe zu dem Kinde. Auf ihrem Schooße ruhte Beerle's Kopf, welche mit abgewandtem Angesichte hörbar schluchzte.

Der Oberhauptmann mußte mit seiner Gattin ein langes und rührendes Gespräch gehabt haben. An der tödtlichen Stille, die jetzt im Gemache herrschte, merkte man deutlich, daß Alle daselbst von tiefem Wehe erfüllt waren und den Brunnen des Trostes bis auf den Grund erschöpft hatten.

Nach einiger Zeit ward die Frau aufs Neue erschreckt durch ein Wort des Kindes. Thränen entströmten ihren Augen. Zugleich hörte man an der Vorderthüre einige Stimmen, unter denen man die des Oberschöffen erkennen konnte.

„Jakob, da sind Deine Freunde!“ sagte die betrübt Frau.

Artevelde ließ das Knäbchen von seinem Knie herabsteigen und ging zu seiner Gemahlin. Er schlang seinen Arm um ihren Hals, küßte sie auf die Stirn und sagte:

„Edles Weib! Du leidest! — Dein Mutterherz wird zerrissen! Und doch willst Du Jakob seiner Pflicht nicht abwendig machen. Du giebst ihm den Muth, sein patriotisches Werk auszuführen. Wird unser theures Flandern von Sklaverei und Verderben gerettet, — so wird man sagen, daß ich dieses Riesenwerk ausführte. . . . Und doch bist Du es allein, wunderbare Heldin, der das Vaterland seine Freiheit zu verdanken haben wird; denn Du allein, Mutter meiner Kinder, hattest das Recht zu sagen: Halte ein! laß das Vaterland in den Abgrund sinken! rette ein Leben, das Dir nicht gehört! Du hast das nicht gesagt, sei gesegnet! Dank, Dank Dir, Cathelyne!“

Seine Gattin sah ihn mit schmerzlichem Lächeln an, als wollte sie ihm noch mehr Kraft geben, und drückte seine Hand, obwohl ihr Mund sich weigerte, die nothwendige Zustimmung zu bestätigen.

„Cathelyne!“ sagte der Oberhauptmann, „vergrößere Deinen Schmerz nicht durch peinliche Betrachtungen. Noch drei Tage trennen uns von dem feierlichen Augenblicke. Gott kann viele Wunder thun in so kurzer Zeit. Tröste Dich mit diesem Gedanken; mache ihn unserer armen Beerte klar. Ich versichere Dir, mir kann vor dem Tage der Versammlung nichts Böses geschehen. Eine unüberwindliche Angst macht Dich in diesem Augenblicke zittern. Ich weiß es, aber Du hast Unrecht,

Cathelyne. Alles ist ruhig und still in der Stadt. Die Ankündigung, daß ich öffentliche Erklärungen abgeben wolle, hat die Gemüther besänftigt. Meine Freunde sind bereits hinausgegangen; sie bringen mir gute Nachrichten. Zu wohlgemuth und ohne Angst, wie ich wartete.

.....

Ein vor Eile leuchtender Mann jagte in vollem Laufe den Sanct Pietersberg hinab. Der Schweiß strömte von seiner Stirne; er streckte die beiden Hände klagend aus, wie Jemand, der ein großes Unglück zu verkünden hat; von Zeit zu Zeit blieb er jedoch plötzlich stehen und wandte das Gesicht dem Berge zu, von wo ihm aus der Ferne eine röthliche Gluth, wie ein schrecklicher Brand, entgegenstrahlte. Dann setzte er mit schriamem Geulen seinen Lauf nach dem Wallthore fort und fiel plötzlich mitten in die Mannen von Sanct Jan hinein, die vor Arctvelde's Hause Wache hielten. Ohne sich um die Gegenwart derselben zu bekümmern, eilte er nach der Thüre und wollte anpochen. Man riß ihn jedoch gewaltiam von derselben fort.

„Um Gottes Willen hindert mich nicht! Erkennet mich doch, Freunde! Ich bin es, Pieren, Pieren Tenre! Ich muß, ich muß den Oberhauptmann sehen! Raich! raich!“

An dem Klange seiner Stimme erkannte man ihn, und beeilte sich, ihm die Thür zu öffnen. Er drang wie der Blitz in das Gemach, wo Frau Arctvelde und ihre Tochter noch wie früher saßen.

„D, fliehet, fliehet!“ schrie er. „Da sind sie! Der Oberhauptmann! Feuer! Schwert! Mörder!“

Frau Artervelde sprang erschreckt auf und nahm ihren Knaben in die Arme, den leuchtenden Pieven voll Angst anschauend, als ob sie von seinem Wahnsinne das angekündigte Unglück erwartete.

Beerle stand zitternd da und betrachtete mit starren Augen das fleischlose Gerippe, das so plötzlich vor ihr erschien. Sie konnte nicht glauben, daß dieses Gespenst ihr lebender Geliebter sei, und floh ihn schreiend. Aber er, von Geißeln der Angst getrieben, lief ihr nach, faßte sie um den Leib und riß sie mit eifersüchtiger Gewalt nach der Thüre, während er Frau Artervelde zurief:

„Rasch den Oberhauptmann! Er fliehe! er fliehe! D, Freundin!“ sagte er nun zu Beerle, die ihm heftig Widerstand leistete, „komm, folge mir! Ich will Dich retten, Dich erlösen. D, Gott! Du weigerst Dich? Du willst sterben? im Blute vom Feuer verzehrt werden? Ach! ach!“

Als er diesen Lärm vernahm, kam der Oberhauptmann mit ungefähr zehn Freunden herab. Schnell von Lenß lief mit drohenden Geberden auf Denjenigen zu, welcher Beerle entführen wollte, und schlug ihn mit einem Hiebe zu Boden.

„Gott!“ rief er, „es ist Pieven!“

Der Jüngling mußte sich stark verletzt haben; dennoch sprang er aber wieder in die Höhe und stürzte kniend und mit aufgehobenen Armen vor Artervelde nieder, die fern zurufend:

„O, Mher Jakob! hört mich an, um Gottes Willen! Auf dem Sanct Pietersberge ist eine gräßliche Verschwörung. Vierhundert Mörder! Sie kommen! Fliehet! Ach, rettet Euer theures Leben!“

Dann wieder mit fieberhafter Eile aufstehend, lief er nach dem Kamine und sagte:

„Hört! Hört dort oben in der Luft das Gekoch! Es nähert sich! da sind sie!“

Zuerst hatte die Ueberraschung fast Jeden bestürzt gemacht; jetzt aber, wo die schreckliche Wahrheit nicht länger zu verkennen war, begannen sie mit großer Angst sich nach Mitteln umzusehen, um die Gefahr sogleich zu beschwören.

Ghelnoot van Lens verließ mit fünf oder sechs Anderen das Gemach und rief, daß man die Thüren mit Balken versperren solle.

Ser van Baernewoek, Jakob Masch und Willem van Guse bemühten sich, mit Thränen in den Augen, den Oberhauptmann zur Flucht zu bewegen; allein ihr Bitten und ihr Flehen waren vergeblich. Artervelde wies ihren Rath mit kühlter Dankbarkeit zurück und antwortete ihnen nur mit dem Gesuch, sie möchten seine Gattin und seine Kinder in Sicherheit bringen.

Die Freunde des Oberhauptmanns, überzeugt, daß er den Plaz nicht verlassen werde und unwiderrüßlich beschloffen habe, zu dem wüthenden Volke zu reden, wollten Frau Artervelde und ihre Tochter mit Gewalt aus dem Zimmer führen; aber jetzt gestaltete sich ein schmerzliches Schauspiel der Verzweiflung und der Liebe.

Die erschrockne Frau umfaßte die Kniee ihres Gemahls und rief ihm mit durchdringendem Tone zu, während Veerle in äußerster Verzweiflung schreiend ihn an der Hand riß:

„O, Jakob! Jakob! erbarme Dich meiner! Komm, fliehe! Bedenke Deine Kinder! Ach, Gnade, Gnade für sie!“

Ein Rärm, wie von hundert wüthenden Menschenstimmen, hallte aus der Ferne über die Häuser hin.

Stumm und unter entsetzlichen Qualen küßte Artevelde seine Frau, seine Tochter und sein unschuldiges Söhnchen.

Ein abscheulicher Blutschein schlug von Außen in das Gemach und erleuchtete plötzlich dieses feierliche und gräßliche Lebewohl.

Artevelde warf einen Blick auf das Fenster, durch welches der Glanz sich nähernder Fackeln ihm entgegen schlug.

„O, das Unglück! das Unglück! Da sind sie!“ schrie Frau Artevelde. „Jakob! Jakob!“

Aber der Oberhauptmann entriß sich den Bitten und Beschwörungen der Seinen und ging zitternd, die Augen mit den Händen bedeckt, in die Kammer zurück, während die Frauen und sein Sohn bereits über den Gang fortgeführt wurden.

„Cathelyne! Veerle! Philipp! mein Kind! Ach! verzeiht mir! verzeiht mir!“

Wie zerschmettert blieb der Oberhauptmann in der Kammer stehen, bis ein furchtbares Nordgeschrei

vor seiner Wohnung aufstieg, bis die Gluth der Fackeln Alles mit blendendem Scheine erleuchtete und das Klagegeheul ihm verständlich in die Ohren drang.

„Das Blut des Verräthers! Sein Haupt! Der Schurke, der den Schatz von Flandern stahl! Der feige Tyrann! der Landverkäufer! er muß ermordet werden! zerschmettert! todtgeschlagen! todtgeschlagen!“

Jetzt hob Arlevelde wieder das Haupt empor, und ein Ausdruck des Trostes, mit einem tiefen Gefühle von Mitleiden vermischt, zeigte sich auf seinem Antlitze. Nach dem Fenster blickend, seufzte er:

„Unglückliches Volk! ewiger Spielball in der Hand der Bösen! Könnte mein Blut das Sühnopfer sein, um Flandern zu retten! Aber nein! Ihr mordet Euer Vaterland! — Arme Blinde! Gott verzeihe Euch, was Ihr thut!“

In diesem Augenblicke kam Ghelnoot van Lens mit einigen anderen Freunden in das Gemach und warf mit großer Kraftanstrengung Kasten und Tische auf den Gang, zu dem Oberhauptmann sagend:

„Die Wölfe mögen draußen heulen, so viel sie wollen; aber bei Sanct Pieren, sie sind noch nicht drinnen! Will man unser Leben haben, so soll man es uns schrecklich theuer bezahlen! Es muß erst manche Leiche zertritten werden, bis man zu Euch gelangt, Oberhauptmann! Seid ohne Kummer!“

Auf dem Galanderberge, vor der Wohnung des Oberhauptmanns, standen ungefähr vierhundert wüthende Zunftgenossen, welche wie wahnsinnig schrien, daß sie Artevelde's Kopf haben wollten, und einander durch die schrecklichsten Verwünschungen zu Maseri und Mord aufhetzten.

Alle waren mit Peilen, Hämmern, Schwertern oder Dolden bewaffnet. Eine große Anzahl trug brennende Fackeln in der Hand, deren flackerndes Licht Alles in einen Mutschein hüllte.

Die achtundzwanzig Männer aus St. Jan'skirchspiel standen kampffertig vor Artevelde's Handthür. Da aber die Menge sich darauf beschränkte, ein Rachegeschrei auszustoßen und mit den Hämmern und Schwertern auf den Boden zu schlagen, so ließ die schwache Mannschaft es geschehen, nur dafür sorgend, daß Niemand sich der Thür näherte.

Bei der Linde, mitten auf dem Markte, stand Geerart Deyns, Jeden mit heiterem Lachen anspornend, das beabsichtigte Werk der Rache auszuführen, und angebend, wie man den Sturm beginnen solle, damit das Schlachtopfer seines schändlichen Leides nicht entfliehen könne. Es war etwas so abscheulich Böses in der Freude, welche er jetzt zu haben schien, daß sein dummes Handlanger, Galeroet, selbst das Gesicht mit Schauer von ihm abwandte. Der Oberdechant hielt ein kurzes Kriegsbeil in der Hand und schwenkte dasselbe jauchzend über dem Haupte, wie ein Zeichen zu wüthenderem Mordgeheule.

Vielleicht hätte man die betreffende Werbung augenblicklich erüffnet; aber ein heftiger Streit, der sich plötzlich vor der Taberne zum Ausbruch erhob, ließ Alle zurückbleiben, um zu sehen, was da vorgehe. Es war ein blutdürstiger Haufe Gemeine, der mit ungeheurer Wuth und bewaffneten Gefellen den böswilligen Anhängern Tenors schwere Verwürfe machte und ihnen ins Gesicht schlug, sie seien feige Mörder, Verräther und verächtliche Schelme. Einige wollten ihm an den Leib und würden ihn ohne Zweifel getödtet haben, hätte sich nicht unerwartet im Schooße der Schaar ein entsetzliches Geseheu erheben, ein Ausbruch der abscheulichsten Verwünschungen, von denen man allein den Ruf: „der Oberhauptmann“ oder „Oberhauptmann!“ verstehen konnte.

Ein Fenster im großen Stode von Artervelde's Hause hatte sich geöffnet. Dort stand der weise Mann und schauete sich über die eiserne Brüstung beugend und mit der Hand das Zeichen gebend, daß er sprechen wolle. Von dem hellen Fackelscheine beleuchtet, konnte man den geringsten Zug auf seinem Gesichte unterscheiden. Weder Angst noch Furcht zeigte sich auf demselben, nur stille Betrübniß und inniges Mitleid.

Anfangs war es ihm unmöglich, die Stimme verständlich zu erheben; denn die Menge strömte von allen Seiten heulend zusammen und hob drohend Fackeln und Waffen empor.

Endlich legte sich der Lärm und Artervelde sagte:
„Männer! was wollt Ihr bei mir? Was erbittert Euch so gegen mich? Sagt mir, was ich verbrochen ha-

ben könne; ich werde es nach besten Kräften wieder gut machen.“

„Abrechnung über den großen Schatz von Zlandern, den Ihr gestohlen, müssen wir haben.“

„Man betrügt Euch, Gesellen!“ antwortete Artervelde. „Aus dem Schatze von Zlandern habe ich auch nicht einen einzigen Groot genommen. Geht in Frieden nach Hause, ich bitte Euch! Kommt morgen am hellen Tage wieder. Ich werde Euch zu Eurer Zufriedenheit Rechenschaft über Alles ablegen, was Ihr begehren könnt. Ihr werdet sehen, daß man Euch irre führte.“

„Nein, nein!“ rief Geeraert Tenny mit schenßlichem Lachen, Artervelde drohend. „Augenblicklich müssen wir Rechenschaft haben; wir wissen, daß Ihr den Schatz geraubt und wie ein schöner Dieb nach England gesandt habt. Ihr sollt uns so nicht entweichen; Ihr müßt sterben, Landesverräther!“

„Er muß sterben!“ heulten seine Anhänger ihm nach.

„Kommt herunter von dort oben und sprecht nicht mehr von solcher Höhe zu uns!“ schrie ein anderer Haufe ihm zu.

Seiner Stimme mehr Kraft und Nachdruck gebend, entgegnete Artervelde:

„O, Gesellen! Ihr verlangt meinen Tod. Grinnert Ihr Euch denn nicht, daß ich meine Ruhe, mein Gut und mein Leben Preis gab für Zlanderns Erlösung und Eure Wohlfahrt, daß Ihr hier an demselben Orte, wo Ihr jetzt mein Blut vergießen wollt, geschworen habt, mir beizustehen und mich zu vertheidigen bis zum Tode?“

Zeit Ihr es nicht, die mich mit emporgestreckten Händen anflehten, Euch Freiheit und Nahrung zu verschaffen! Hat Gott meine süßnen Bemühungen nicht belohnt? O, bekenn' es, Gefellen! ich wenigstens habe mein Bestes gehalten; ich habe Andern von der Hungernoth abgerttet, von dem Tode befreit und ihm überleben, Ruhm und Größe gegeben. Nur nun weilt Ihr mich schändlich ermerden? Eure Hände in meinem unsterblichen Blute baden? Schlechter Lohn für alles das Gutes, das ich zu thun strebte und mit Gottes Hülfe thaten habe! — Mein Leben könnt Ihr nehmen; ich bin nur ein einzelner Mensch gegen Euch Alle; aber ich beschwöre Euch, Gefellen! ehe Ihr Euch mit dieser That befaßt, überlebt, wem Ihr unwissend als Werkzeug dient! Erkennt, daß die Feinde unserer Freiheit Euch schelten haben, um Andern's eigene Gewande zu zerreißen, damit es nachher niederhänge und schwache den Nacken kenne unter das schändliche Joch! Zeit Ihr denn nicht mehr Andern's Söhne? Hat Eure Wiege nicht in Gern gestanden, daß Ihr Vaterland, Freiheit und Ruhm verlaßt, um Euch im Bruderblute zu baden? Nein! nein! Ihr sollt mich noch anhören; der Nothruf des sterbenden Andern's soll aus meinem Munde noch in Eurem Herzen widerhallen, Euch den Schleier von den Augen reißen und Euch zu Eurer heiligen Pflicht zurückrufen. Wehe! Wehe! über uns, Gefellen, wenn Ihr taub blühet gegen diesen feierlichen Ruf!

Artervelde's mächtiges Wort begann bereits die Aufmerksamkeit der Menge zu fesseln und die Leidenschaften siegreich zu beruhigen.

Ein bitterer Aerger überwölkte Geeraert Denys' Gesicht, der in finsterner Wuth bemerkte, daß sein Opfer nahe daran war, ihm zu entgehen. Er hatte sich bereits bemüht, durch wüthes Gesdrei den Oberhauptmann zu hindern, in seiner Rede fortzufahren; aber der Ruf: „Laßt ihn reden! laßt ihn reden!“ der ihm aus allen Winkeln des Marktes drohend entgegenstieß, zwang ihn, dieses Mittel als vergeblich fahren zu lassen. — Plötzlich ward sein Antlig aufs Neue von einer gütigen Freude erhellt. Er mischte sich hastig unter die hochenden Zunftgesellen und schien geheime Befehle auszutheilen; denn Viele verließen darauf ihren Standplatz und begaben sich unter die Linde. Nach einigen Augenblicken waren dort ungefähr fünfzig Männer versammelt; sie sprachen eifrig, jedoch leise mit einander, und schienen auf etwas Muthiges zu finnen; denn sie betrachteten ihre Beile und Dolche mit einem gräßlichen Ausdrucke wahnsinniger Freude.

Geeraert Denys gesellte sich bald darauf zu ihnen und sagte ihnen einige Worte, worauf er sie stillschweigend nach dem Paddenhoek führte.

Viezen Gomyne bemerkte diese Böses bedeutende Bewegung, deren Zweck er leicht errathen konnte. Er begab sich rasch zur Menge zurück und sammelte dort in Eile einige seiner Freunde.

Bei der Hintertüre von Artervelde's Wohnung angelangt, erhob Denys mit seinen Verbündeten ein wildes

Geißeln, und sie bestürmten mit Hämmern und Beilen die schwache Thür.

Der Lärm dieses Ansturms und die heftigen Schläge der Hämmer hallten wohl an die Häuser des Marktes; sie waren aber entfernt genug, um den Oberhauptmann nicht zu hindern, verständlich zu seinen beverleibten und bereits beruhigten Zuhörern zu reden.

In dem Gemache, dessen Thür auf den Gang nach dem Baddenhoef führte, standen Artervelde's Freunde bereit, mit den Waffen in der Hand für seine Verteidigung zu sterben.

Obelnoet van Rens hielt ein großes Schwert zum tödtlichen Hiebe emporgehoben. Neben ihm auf der einen Seite befand sich der alte Pieter Zoetaerde, und auf der anderen Lieven Deyss, beide mit einem Dolche bewaffnet. Hinter ihnen, kampffertig der Thür zugewandt, standen Goffen Alys und Bodon Benemaer, die tapferen Häupter der weißen Kaproenen, Pieter van den Hovene, Jan van den Bosche, Pieter van Gaudenhove, Jan Zelle, Willem Voens und einige Hausdiener des Oberhauptmanns.

Mit gespannter Aufmerksamkeit und einander Muth zusprechend, horchten sie auf die donnernden Hammerschläge und das Geheul, das so fürchtbar von der Außenthür im Baddenhoef zu ihnen drang.

Endlich hatten die Mörder die Thür zerschmettert und strömten siegreich in den Gang. Jetzt begannen sie mit ihren Hämmern die Thür des Gemaches anzugreifen und aus ihren Angeln zu heben. Es währte nicht lange, so sank dieser schwache Schutz und schlug zu Boden, und ließ den wüthenden Stürmern den Eingang frei.

Ghelnoot's Schwert zerspaltete dem Ersten den Kopf, Pieven's Dolch durchbohrte dem Zweiten die Brust; eben so schnell wählte sich jeder ihrer Freunde ein Schlachtopfer, und in demselben Augenblicke schwammen fünf oder sechs Mörder in ihrem Blute.

Bei diesem Anblicke wichen die Anderen gewaltsam zurück. Da sie in dem engen Gange nur zu Zweien oder Dreien zugleich vortreten konnten und getroffen wurden, ehe sie im Stande waren, von ihren Waffen Gebrauch zu machen, so sahen sie wohl ein, daß nur Wenige von ihnen in die Kammer dringen würden und einem gewissen Tode entgegengingen, ohne zu Artevelde durchdringen zu können. Sie wollten daher zurückkehren; aber tiefer im Gange heulte eine vordringende Menge, welche sich plötzlich in ihrem Laufe gehemmt fühlte und mit unbewinglicher Gewalt die Vordersten wie ein stürzender Strom zur Kammer hineintrieb, wodurch sie, ohne es zu wissen, sich dieses gefährlichen Ganges bemächtigten.

In der That, obwohl Ghelnoot und seine Genossen wie wüthend die ersten Feinde zu Boden schlugen, ihnen die Häupter mit Schwertern spalteten oder die Brust mit Dolchen durchstießen, war doch die Zahl der Angrei-

fer zu groß, um dem Andränge derselben auf die Ränge Widerstand leisten zu können. Artevelde's Freunde wurden zurückgetrieben und mußten ihren günstigen Standort verlassen.

Gleich darauf war das Gemach mit Mördern angefüllt. Ghelnoot und seine Freunde, auf allen Seiten umringt, überrumpelt und an die Mauer gedrängt, vertheidigten sich wie wüthende Löwen, obwohl das Blut ihnen schon aus vielen Wunden floss.

Wier van Lens versuchte mit seinem Schlachdichwerte sich einen Weg durch die Feinde zu bahnen und wurde dadurch von seinen Freunden entfernt. Sein Schwert zerbrach in diesem äußersten Augenblicke und ein Beil schwebte über seinem Haupte. Lieven bemerkte die Todesgefahr seines Freundes und stürzte mit aufgehobenem Delsch auf ihn zu, um den, der das Beil trug, zu erstechen. Er kam zu spät; der tapfere Ghelnoot lag sterbend in seinem Blute. Dennoch grüßte der Jüngling seinen Delsch auf die Brust des Mörders, die durch die Bewegung des Beiles entblößt war und ihm eine unfehlbare Rache darbot. Schon berührte sein Stahl die Brust da erkannte Lieven seinen Vater! Ein herzerreißender Schrei entfuhr ihm, und mit diesem Schrei das Leben. Er stürzte zu den Füßen der Kampfer nieder, wo sein Leichnam, zertreten und zerschmettert, bald unkenntlich wurde.

Entsetzlich, abscheulich war dies rasende Gefecht. Mehr als dreißig Leichen lagen auf dem Boden, verstümmelt, zerhackt, mit zerpaltenem Schädel, mit geöffneter Brust....

Stromweise floß das Blut zwischen den todtten Leichnamen nach dem tieferen Ende des Gemaches und bildete dort gleichsam einen rauchenden See, in welchem sich der Kampf hin- und hertrieb und die Fechtenden auf- und niederwadeden, so daß die Mauer mit Blutstrecken übersäet wurde.

Die Freunde des Oberhauptmanns waren fast alle getödtet; nur vier oder fünf wehrten sich noch vor der Treppe, welche nach dem Zimmer führte, wo Artevelde sich befand. Diese Fekten erlagen ebenfalls; ein Schwertschlag Jan Galevoet's hatte den alten Pieter Joetaerde niedergestreckt, und mit neuem Geheule sprangen die Mörder jetzt hinzu, um die Uebrigen ebenfalls zu vernichten.

Plötzlich drangen zwölf andere Zunftgenossen mit lautem Geschrei durch den Gang in das Gemach. Sie schienen von einem jungen Manne angeführt, der einen schweren Eichenholzballen als Waffe trug und den man an seinen blauen Händen als einen Kärber erkannte.

„Lieven Gemyne, Ihr müßt sterben!“ rief Jan Galevoet dem Jünglinge zu, mit seinem Schwerte auf ihn eindringend; ehe er ihm jedoch den Stieb versetzen konnte, fiel der Ballen zerschmetternd auf seinen Schädel herab, und sein Gehirn spritzte gegen die Mauer Während jedoch Lieven Gemyne selbst durch das Gewicht seiner Waffe sich vorn überbengte, durchbohrte ihm ein Dolch die Lende, und er stürzte seufzend auf Galevoet's Leiche nieder.

Wüthend begann der Streit von Neuem, und man

drängte sich noch mehr in die Ecke, wo das strömende Blut sich gesammelt hatte.

Die übrigen Freunde und Diener Artervelde's, als sie sahen, daß ihnen Hülfe ward, verließen die Treppe und griffen die Mörder von hinten an; allein wie heldenmüthig sie auch kämpften, so durften sie doch nicht auf den Sieg hoffen; die Zahl der Feinde war zu groß.

Mit siegreicher Freude hatte Geeraert Deurs bemerkt, daß der Zugang zur Treppe frei geworden sei. Das wie-
seht verlassend, wandte er sich nach dieser Seite und rief:
„Nach oben! nach oben!“

Dann eilte er vor den Seinigen die Treppe hinauf.

In das Gemach tretend, sah er Artervelde noch am Fenster stehen und zum Volke reden.

Ein entsetzliches Schnauben, wie von einem Tiger, der die zuckende Beute in seinem Krallen hält, rasselte aus seiner Kehle; das wilde Lachen eines Teufels beleuchtete sein Antlitz wie mit dem Glanze der Hölle. . . .
Zauchzend sprang er mit dem Beile auf Artervelde zu und versetzte ihm einen solchen wüthenden Hieb, daß dieser mit gespaltenem Haupte auf die eiserne Brüstung stürzte und sein unschuldriges Blut aus der weiten Wunde in Strahlen auf die horchende Menge spritzte.

„Voll! Gent! Blandern!“ war der letzte Seufzer des weisen Mannes.

Sein böser Feind, nicht zufrieden gestellt mit seinem Tode, schleppte die Leiche vom Fenster weg und zertrat ihr den Schädel, mit giftiger Freude siegreich murrend:

„Ich habe gesagt, daß ich Sie das Haupt mit den

Füßen zertreten würde; da liegst Du nun, Hochmüthiger!"

Während er so mit Hohn und Schmach seinen feigen Reid an der Leiche des Helden ausließ, fühlten andere Mörder ebenfalls ihren Haß an ihr und zerhackten sie so, daß sie fast die menschliche Gestalt verlor.

Endlich, zum Uebermaß des Greuels, banden sie dem Leichname einen Strick um den Hals und schleppten ihn die Treppe hinunter auf die Straße.

Bei dem Anblicke des blutigen Schlachtopfers erfaßte ein plötzlicher Schrecken die meisten Zunftgenossen, sie begriffen jetzt erst, welches unauslöschliche Brandmal diese Missethat auf ihre Stirn prägte, und entfernten sich mit Abscheu von der Leiche oder drohten, augenblicklich Rache zu nehmen wegen einer That, an der sie leider Alle gleiche Schuld hatten.

Die Mörder ließen jedoch der Menge nicht die Zeit, um ihre Genehmigung oder ihren Unwillen zu bezeugen; sie schleiften den Todten rasch hinter den Winkel der Vange Meere, zogen ihn eine Welle durch den Roth fort und verschwanden mit ihm in der undurchdringlichen Dunkelheit.

Das war das Ende des weisen Mannes von Gent! das war der Lohn für sein ruhmreiches Heldenleben!

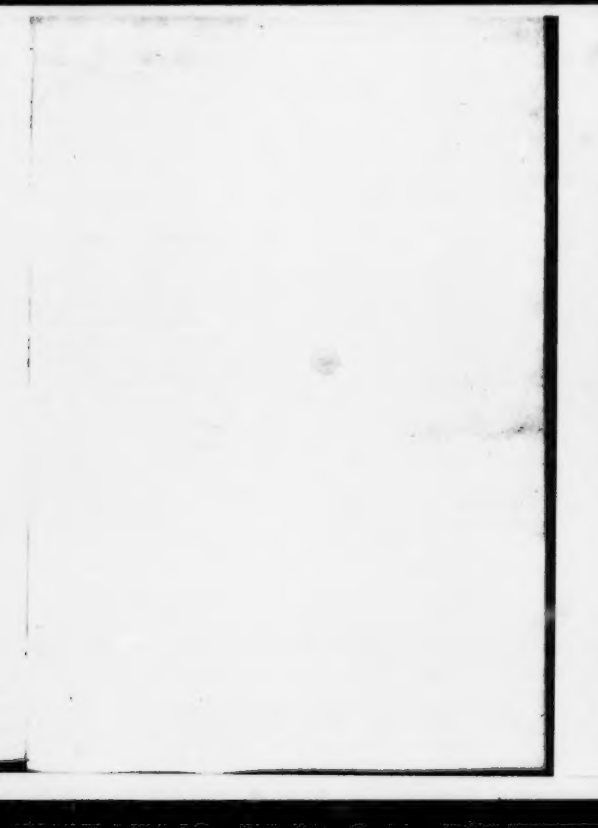
Ach! für den niederen Reid, für gemeine Leidenschaften, für engherzige Herrschsucht muß es ein schöner Sieg gewesen sein, bei dem Halle Jakob's von Artevelde

haben jandzen zu können. Wie schienen sie groß, diese Zwerge, jetzt, da der Niese zerschmettert war! In der That, der Leuchtworm kann nicht glänzen, so lange die herrliche Sonne am Himmel prangt; aber wenn die Dunkelheit kömmt, so funkt selbst faules Holz in unseren Augen, als wäre es von Sternenlicht besetzt.

Nachschrift des Uebersetzers.

Hier endet der historische Roman „Jakob von Artevelde.“ Der fleißige und gewissenhafte Conscience hat ihn überall mit Anmerkungen begleitet, welche die Wichtigkeit seiner historischen Darstellung bekräftigen, und das Buch am Schlusse noch mit einer historischen Uebersicht dessen, was sich bis zum Tode Philipp's von Artevelde, des Sohnes unseres Helden, gestaltete, sowie mit einigen geschichtlichen Urkunden versehen. Wir hielten es für gerathen, diese wegzulassen, da sie für den deutschen Leser nicht das Interesse haben können, welches sie für das flämische Publicum haben müssen, und wir dieses Werk nicht unnöthig vertheuern wollten. Es wird genügen, zu bemerken, daß Geeraert Deyns und seine Freunde allerdings mit den Aemtern von Artevelde's bekleidet wurden, sie indessen kaum ein Jahr behielten. Geeraert Deyns kam später auf ähnliche Weise, jedoch durch seine Schuld, bei einem durch ihn veranlaßten Aufruhr um das Leben.

Druck von J. A. Brechhaus in Leipzig.





Hendrik Conscience.

Der Rekrut.

Deutsch von

C. L. B. Wolff.



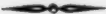
Leipzig

Verlag von Carl B. Fock.

1850.

Niederländische
B i b l i o t h e k.

Siebenter Band.



H. Conscience.
Der Meerkut.



Leipzig
Verlag von Carl P. Joch.
1850.

Hendrik Conscience.

Der Rekrut.

Aus dem Blämischen

von

W. F. D. Wolff.

Leipzig

Verlag von Carl P. Sord.

1850.

Xal. Univ. Libl.
Berlin

Der Refrut.

X

Der Verfasser an seine Freunde.

Antwerpen, am 15. November 1849.

Verehrte Leser und Leserinnen!

Euch, meine guten Freunde, die Ihr dem Erzähler doch treu geblieben seid, wie sehr sein Name auch durch aufgesehnelte Leidenschaften mißhandelt worden — bringe ich heute eine gute Nachricht.

Ich bin krank gewesen.

Mein Geist war ermüdet, meine Seele entzaubert, mein Leib krank. Ich, den Gott wenigstens mit Kraft, Muth und umfassender Liebe begabte, versank in die bitterste Muthlosigkeit und fühlte erschreckt, wie ein tödliches Gift — vielleicht Menschenhaß — in meine gepreßte Brust eindrang.

Habe ich nicht, zum ersten Mal in meinem Leben, in diesen unbegreiflichen Zeiten, alle eigennützigen Leidenschaften wüthen sehen? Macht, schaaarlos? Das größte Unrecht, das Laster, gesetzlich gemacht durch den Kampf, wie der Mord gesetzlich wird durch den Krieg? Und dann, die heiligste Sache: Blanderns Erhebung? Die Sehnsucht meiner Jugend, das Streben meiner männlichen Jahre?.... Aber schweigen wir davon! Ich habe eine Wunde im Herzen, sie möchte wieder anfangen zu bluten. — Reden wir lieber von süßen Erinnerungen.

Drei Monate verlebte ich auf der Haide: — Ihr wißt es, an jenem schönen Orte, wo die Seele in sich selbst zurückkehrt und Ruhe genießt; wo Alles singt von Frieden und Stille; wo der Geist, gegenüber der ursprünglichen Schöpfung Gottes, den lastenden Schleier der Convenienz wegwirft, die Gesellschaft vergift und mit erneuter Jugend sich von seinen Banden befreit; wo jeder Gedanke sich zu einem Gebete gestaltet; wo Alles aus dem Herzen schwindet, was nicht mit der frischen, zwanglosen Natur im Einklang ist.

O, dort, dort ist Friede für das ermattete Gemüth, dort ist noch Jugendkraft für den abgehefteten Menschen.

Und so sind die Tage meiner Krankheit vergangen: Tage unaussprechlichen Genusses für meine Seele: Der Sonne entgegen lachen, wenn sie in voller Majestät ihre ersten Strahlen über den Horizont sendet; die Natur belauschen, wenn sie erwacht und die ersten

Töne ihres großen Lobgesanges gen Himmel steigen; Haide und Gebüsch durchwandeln, meine eigene Seele befragen — und nachdenken — das Leben der Pflanzen und Thiere erforschen und bewundern, die reine Luft mit vollen Lügen einathmen, stehen bleiben, weiter gehen, zurückkehren und laut reden in der Einsamkeit — und von unbegreiflich schönen Dingen träumen — von Gott, von der Zukunft, von Glandern, von Frieden und von Liebe!

Und des Abends! — in der alten Herberge unter dem breiten Vorsprunge des Heerdes sitzen; die Füße in der Asche, die Augen dem Sterne zugewandt, der droben, durch die Oeffnung des Schornsteins, mir entgegen blinkt, als rufe er mir etwas zu; — oder auch mit unbestimmtem Nachsinnen in das Feuer schauen und Acht geben, wie die Flammen sich bilden, in die Höhe streben, keuchen, krachen, blasen und einander wie neidisch verdrängen, um mit den feurigen Zungen den Kessel zu lecken; — und denken: das ist das menschliche Leben: geboren werden, arbeiten, lieben, hassen, groß werden und vergehen.... Oben fliegt der Rauch zum Schornstein hinaus; nichts weiter von all diesem Krachen und Keuchen!....

Und dann wieder aus dem Traume erwachen, um zu hören, was die Dorfbewohner einander erzählen. Eine kleine enge Welt ringsum sich bewegen sehen, mit ihren unverborgenen Schwächen und Leidenschaften; im Herzen des Menschen lesen und die bloßliegenden Triebfedern in ihrem Wirken verfolgen; —

und sich erlustigen an diesem einfachen Landleben, daß die unverdorbene Natur mit solchen frischen Tönen malte.

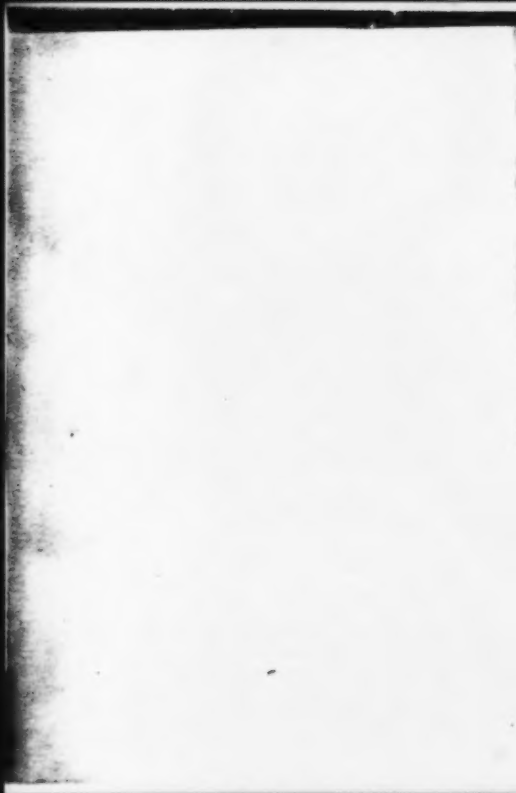
Witunter sich merken, was Jeder zu erzählen weiß, und Borrath sammeln, um meinen Freunden bei meiner Heimkehr einige Geschenke aus dem Kempenlande anbieten zu können.....

Da bin ich nun mit meinen Geschenken: bescheidene Kränze, die ich träumerisch aus Haidkraut und Kornblumen geflochten habe.

Einigen unter Euch; verehrte Leser! werden diese stillen, friedlichen Erzählungen nicht gefallen. Einfach wie der Boden, aus dem sie wuchsen, laufen sie der herrschenden Mode schnurstracks entgegen; sie sind kein Gemenge von Blut, Diebesprache, Unehre, Ehebruch, nackter Unzucht, spöttischem Unglauben, zerstörungsfüchtiger Muthlosigkeit; sie treiben dem Leser nicht die Haare zu Berge aus Angst für seine eigene Tugend und die Zukunft des Menschengeschlechts. Nein, nein, der Dämon der Verzweiflung und des Hasses hat sie nicht eingegeben. Die Natur in ihrer unbesleckten Frische hat sie aus demüthigem Stoffe gewebt, in welchem nur hier und da eine reine Perle der menschlichen Seele leuchtet. Um sie zu genießen, muß man nicht ganz entzaubert sein; sie berühren stets nur die feinsten Saiten des Herzens, die zarten Aern der Lebenslust, der Liebe zu Gott und seinen Mitmenschen, welche erst durch die Reibung leuchtenden Eigennuges mürbe werden und zerreißen.

Demgemäß, Leser und Leserinnen, wenn ich hier verspreche Euch die Geschichten zu erzählen, die ich in der alten Herberge erlauscht und auf der Haide selbst gesammelt, so erwartet nur die treue Schilderung der friedlichen Sitten der Haidebewohner und seid nachsichtig mit mir, der ich zu Eurem Vergnügen aus solchem geringen Stoffe ein ganzes Buch zu schreiben versuchen will.

Euch, plämische Freunde, wird in dieser Erzählung von dem Rekruten die erste Blume aus dem Kränzchen angeboten. Möge Eure freundliche Aufnahme meine Belohnung werden und mich ermutigen, mit der Zeit mein Versprechen ganz zu lösen.



Der Refrut.

I.

Die jüngste Frühlingssonne strahlte mit vollem Glanze auf ihrer blauen Himmelsbahn. — Als wäre sie das erhabene Antlitz der Gottheit, welche mit lachendem Blicke den Erschaffenen zuruft: „Auf! auf! der Winter ist vergangen, lebt auf und seid fröhlich vor meinem Angesicht!“ — so mild spreitete sie das jugendliche Licht über Haide und Felder und machte den feuchten Erdboden von der Gluth ihrer Strahlen gähren und dampfen.

Nur wenige Pflanzen hatten den Ruf der Weltfreundin gehört; das Schneeglöckchen allein bewegte seine silbernen Sternchen in den Rändern, die Haselstaude entfaltete ihre sich wiegenden Röschen, die Waldanemone zeigte ihre ersten Blätter im Unterholz; — aber die Vögel hüpfen freudig im warmen Lichtstrom und sangen mit hellen Stimmen von der nahenden Zeit der Liebe.

Nicht weit vom Joerfelboisch, einsam und vergessen, standen zwei Häuschen von Lehm neben einander. In dem ersteren wohnte eine arme Wittve mit ihrer

Tochter; ihre ganze Habe auf Erden war eine Kuh. — Im anderen Häuschen wohnte ebenfalls eine Wittwe mit ihrem sehr alten Vater und zwei Söhnen, von denen der Eine bereits das Jünglingsalter erreicht hatte. Sie waren reicher als ihre Nachbarn, denn sie besaßen einen Ochsen und eine Kuh und hatten weit mehr Land in Pacht. Trotz dem bildeten die Bewohner beider Hütten — denn es waren Hütten — seit langen Jahren nur eine einzige Familie, indem sie sich gegenseitig liebten und einander halfen, wo es Noth that. Jan und sein Ohe arbeiteten auf dem Felde der armen Wittwe; Arien holte auch das Futter für den Ochsen und weidete für ihre Nachbarn und half ihnen ernten, ohne daß je diese Leute den Gedanken gehabt hatten, zu berechnen, wer am Meisten für die Andern gethan.

Einsäktig, unwissend in Allem, was sich draußen unter dem wühlenden Menschenwärme ereignet, lebten sie zufrieden mit dem Stücke Schwarzbrot, das Gott ihnen gegönnt hatte. Ihre Welt war eng umgrenzt; auf der einen Seite des Dorfes ein demüthig Kirchlein, auf der anderen die unermessliche Heide und der unbegrenzte Himmel.

Und dennoch lachte und sang Alles rings um die einsame Wohnung; Freude und Genuß herrschte dort in vollem Maße und keines von diesen armen Leuten würde sein Schicksal mit einem scheinbar besseren vertauscht haben.

Die Liebe war es, die mit ihrem goldenen Zau:

berstabe auch hier die Einsamkeit belebt hatte. — Jan und Trian — sie wußten es nicht — liebten einander mit dem unausgesprochenen und schüchternen Gefühl, welches das Herz klopfen macht bei der geringsten Veranlassung, die Stirne erröthen läßt bei dem leisesten Worte, das Leben umwandelt in einen langen Traum, einen blauen Himmel von funkelnden Glücksternen, eine unermessliche Tiefe, als müßte das Menschenherz ewig  bleiben, wozu der erste Liebeskuß — der keusche Weihrauch der Seele — es machte.

Arme Leute! sie dachten nicht an die große Gesellschaft, die dort fern in den Städten wimmelt; da sie nichts von ihr verlangten, wähten sie, daß sie sich ihrer nie erinnern würde und lebten voll Vertrauen fort in ihrem schönen und süßen Glend. Plötzlich kam man aber und forderte den Lehmhütten den Blutzoll ab. Der einzige Jüngling, der dort wohnte — der Einzige, der die Kraft hatte den undankbaren Boden durch seinen Schweiß fruchtbar zu machen, sollte losen — und Soldat werden, wenn seine zitternde Hand eine unglückliche Nummer zog; seiner Paide, seiner Mutter, seiner Freundin ein langes Lebewohl sagen — vielleicht auf ewig Abschied von ihnen nehmen und versetzen an den Bunden, die das wüste Kriegerleben seiner reinen, still friedlichen Seele geschlagen.

Der trübe Märztag, im Kalender für 1833 von Trian mit einem schwarzen Kreuz bezeichnet, war gekommen.

Der junge Mann war mit ungefähr zehn Genossen aus dem Dorfe nach Brechtis gegangen, um zu loosen.

Drinne saßen die beiden Mütter und der Knabe mit aufgehobenen Armen vor dem Marienbilde und beteten. Der alte Großvater wankte stumm auf und ab und blieb endlich vor der Thür stehen, die Hand auf einen Stamm der Nebenlaube stützend und das Haupt niedergebeugt, als schaute er in ein Grab.

Das Mädchen stand im Stall vor seiner Kuh und sah dem Thier starr und trüb in die Augen und streichelte ihm sanft den Kopf, als wolle es dasselbe trösten über das nahe Unglück.

Ueber beiden Häusern brütete eine unheimliche Stille, die nur dann und wann durch das dumpfe Brüllen des Ochsen unterbrochen wurde.

Gleich darauf trat Erien schweigend zu dem Großvater und sah ihm eine Weile bittend und fragend in die Augen.

Der Greis erwachte aus seinem peinlichen Nachsinnen, ergriff einen schweren Wanderstab und sagte zu dem Mädchen:

„Verliere den Muth nicht, Erien, Gott wird uns beistehen in dieser schrecklichen Noth. — Komm, die Zeit ist da, wir wollen den armen Rekruten entgegen gehen.“

Erien folgte dem Großvater auf einem Fußsteige, der neben dem Hause vorbei lief und nach dem Dorfe führte. Obgleich brennende Ungeduld sie vorwärts

trieb, ging sie doch mit langsamen Schritten. Der Greis wandte sich nach dem Mädchen um und bemerkte, wie es mit gesenktem Kopf und äußerst bleichen Wangen hinter ihm her schlich. Er sagte es mitleidig sanft bei der Hand und sprach:

„Armes Kind, wie lieb mußt Du unsern Jan haben. Er ist Dein Bruder nicht und Du bist bestürzter als wir. Sei doch muthiger, Frienlieb; Du weißt ja noch nicht, was Gott beschlossen hat.“

„Ich bin so erschrocken!“ seufzte das Mädchen, sichtbar zitternd und mit dem Blick das Gehölz durchdringend.

„Erschrocken?“ wiederholte der Alte, während er sich bemühte, die Ursache von des Mädchens Schrecken zu erspähen.

„Ja, ja,“ schluchzte Frien, ihre Augen mit der Schürze bedeckend; „es ist geschehen, wir sind unglücklich: er hat sich festgelooft.“

„Aber woher kannst Du das wissen? Ach, Du machst mich auch beben,“ sagte der Großvater ängstlich.

Das Mädchen zeigte mit dem Finger weit über die Bäume hinaus und antwortete:

„Dort, hinter dem Holz . . . hercht!“

„Ich höre nichts. Komm, sputen wir uns lieber; es werden die Aekruten sein. Desto besser.“

„Gott, Gott!“ rief das Mädchen — „ich höre eine Stimme . . . so peinlich, so betrübt: es summt wie ein schweres Seufzen mir in die Ohren.“

Mit ängstlicher Verwirrung betrachtete der Großvater eine Weile die Jungfrau, die auf ein fernes Schreien zu horchen schien. — Er strengte auch sein Gehör an, um das Geräusch auf der stillen Haide zu vernehmen. Ein freundliches Lächeln erhellte sein Antlitz, indem er sagte:

„Hörin! Es ist der Wind, der durch den Tannenwald streicht.“

„Nein, nein,“ — antwortete das Mädchen — „weiter, weiter, hinter dem Gehölz. Hört Ihr die klagende Stimme nicht?“

Nach wenigen Augenblicken der Aufmerksamkeit erwiderte der Greis:

„Nun begreife ich, was Du meinst. Es ist Wächter Elas Hund, der über einen Todten heult; die Wächterin, die die Auszehrung hatte, soll diese Nacht gestorben sein. Gott habe ihre arme Seele!“

Die Jungfrau, die durch die Spannung, in der sich ihr Gemüth befand, das nahe Geheul als den Vorboten eines gewissen Unglücks betrachtet hatte, erkannte ihren Irrthum. Unaufhörlich sich die Thränen abwischend, beeilte sie ihre Schritte und folgte schweigend dem Greise, bis dieser endlich zu ihr sagte:

„Aber Fien, wenn Du schon so untröstlich bist, was soll seine Rutter, was soll ich, sein Großvater, dann sagen? Wir haben ihn aufgezogen im Schweiße unseres Angesichts, ihn geliebt, wie unseren Augapfel. Jetzt sind wir alt und kränklich; er muß arbeiten für uns in unseren schweren Tagen . . . und

ach, wenn Gott seinen guten Engel nicht gesandt hat, um ihm die Hand zu führen, so muß er Soldat werden und uns verlassen in unserer Noth“

Diese Worte machten das Mädchen in Thränen ausbrechen. Sie versetzte mit einer Art von Trost:

„Ja, das ist Alles nichts, Vater, ich habe auch Arme am Leibe und wenn Ihr es nicht mehr könnt, so gehe ich selbst mit dem Ochsen auf das Land und verrichte alle grobe Arbeit allein. Aber er, aber Jan, ach der Aermste! Nichts hören ~~als~~ fluchen und schwören, und Prügel bekommen, ~~so~~ im Koch sitzen und Hunger leiden und die Auszehrung bekommen vor Verdruß, wie der unglückliche Baum Stumpf, den sie dort in vier Monaten zu Tode gemartert haben. — Und Niemand mehr sehen von Allen, die ihn liebten auf Erden, weder Guch, noch seine Mutter, noch seinen kleinen Bruder, noch keinen Menschen mehr als die bösen, wüsten Soldaten.“

„Rede nicht so, Fien,“ — sagte der alte Mann mit gepreßter Stimme. — „Deine Worte thun mir weh. — Warum so bitter klagen? — Du jammerst und zitterst, als ob Du an deinem Unglück nicht zweifelst; ich im Gegentheil habe ein Gefühl, daß er sich frei loose; ich habe Vertrauen zu Gottes Güte.“

Unmerklich lächelte das Mädchen in ihren Thränen; sie antwortete jedoch nichts mehr und Beide schritten nun schweigend fort, bis sie das Dorf erreicht hatten.

Hier standen vor dem Wege, auf welchem die

Rekruten von Brecht zurückkommen mußten, viele Menschen in kleinen Haufen zusammen, Alle voll Ungeduld wartend, um den Ausgang der Loosung zu vernehmen. Man konnte sehr leicht diejenigen erkennen, deren Sohn, Bruder oder Liebhaber nach Brecht gegangen war; hier und dort sah man eine Mutter mit der Schürze vor den Augen stehen, einen Vater, der sich Gewalt anthat, um die Angst zu verbergen, die man wider seinen Willen auf seinem Gesichte las, ein Mädchen mit bleichen Wangen und schüchternem Blick, von dem einen Haufen zum anderen gehend, wie durch eine heimliche Furcht gejagt.

Viele Andere, die aus bloßer Neugier da standen, sprachen und scherzten mit lauter Stimme. Der alte Schmied, der vorzeiten bei Napoleon's Dragonern gestanden, lobte den Soldatenstand über die Maßen und ward darin sehr von dem betrunkenen Sohne eines Müllers unterstützt, der eils Monate gedient und seitdem sein elterliches Vermögen verschwendet und vertrunken hatte. Der Schmied that es nicht in böser Absicht; er wollte seine ängstlichen Freunde durch solche prächtige Schilderung trösten und rief daher fortwährend:

„Alle Tage Suppe und Fleisch, viel Geld, gut Bier, knappe Mädel, Tanzen und Springen und Fichten, daß die Stücke davon fliegen: das ist ein Leben! Ihr kennt es nicht, Ihr kennt es nicht!“

Aber seine Worte hatten eine ganz entgegengesetzte Wirkung; denn sie machten die Thränen

der Mütter stärker fließen und ärgerten viele Gemüther.

Frien konnte sich nicht länger beherrschen; in diesem Scherze war ein Wort, das ihr Herz verwundet hatte; sie sprang mit drohender Faust auf den Schwärter zu und rief:

„Wui, abscheulicher Schmier! sie müssen sicher allesamt Trunkenbolde werden wie Ihr! und schlechte Kerle wie der verwehte Pandstreicher, der bei den Soldaten nichts Anderes gelernt hat, als liederlich leben und seine Eltern unter die Erde bringen.“

Der Sohn des Müllers sah, daß auf sie zu und wollte grob ausfallen gegen das kecke Mädchen, in diesem Augenblicke aber rief man auf der anderen Seite des Weges:

„Da sind sie! Da sind sie!“

Wirklich sah man in der Ferne die Rekruten aus einem Gehölze auf dem Wege erscheinen und jauchzend und singend näher kommen, daß die Lust davon wiederhallte. Einige warfen zum Zeichen der Freude ihre Hüte oder Mützen hoch empor und Alle zusammen hatten das Aussehen eines Haufens Betrunkener, die von einer Kirmse zurückkehren. Aber wer von ihnen sang und fröhlich war und wer dagegen schwieg und Kummer empfand, das konnte man nicht sehen.

Sobald die Rekruten sich auf dem Wege zeigten, eilten ihre Blutsverwandten und Freunde von allen Seiten ihnen entgegen. Der alte Großvater

konnte nicht so schnell gehen, obgleich Trien ihn jetzt an der Hand fortzog. Endlich, als das Mädchen seine Ungeduld nicht länger bezähmen konnte, indem es sah, wie die Mütter und Mädchen einigen Wehrpflichtigen mit lautem Jubel um den Hals fielen, ließ es die Hand des Großvaters fahren und lief, so rasch es konnte, voraus, hielt aber mitten auf dem Wege plötzlich inne, als hätte eine unbekannte Macht es gelähmt. Schwankend wandte es sich seitwärts, lehnte den Kopf an einen Baum und blieb stehen und weinte.

Der Greis holte die Jungfrau ein und fragte:

„Ist Jan denn nicht dabei, daß Du stehen bleibst, Trien?“

„Gott, Gott, das ist mein Tod!“ rief das Mädchen. — „Seht dort, Vater, hinter den Anderen kommt er mit gesenktem Kopf und bleichem Gesicht . . . er ist schon halb todt; ach der Arme!“

„Vielleicht aus Uebermaß von Freude, Trien.“

„Wie seid Ihr glücklich, Vater!“ — rief sie — „daß Ihr nicht mehr gut seht!“

Winkterweile näherte sich Jan der Stelle, wo er seinen Großvater bemerkte und ging langsam auf denselben zu.

Trien ging ihm nicht entgegen, vielmehr verbar sie ihr Gesicht am Baum und schluchzte hörbar.

Der Jüngling ergriff die Hand des Alten, zeigte ihm eine Nummer und sagte mit heiserer Stimme:

„Vater, ich habe mich festgelooft.“

Dann, zu dem Mädchen gehend, senkte er und ein Thränenstrom stürzte aus seinen Augen:

„Frien! Frien!“

Mehr konnte er nicht sagen; die Stimme erstickte ihm in der Kehle.

Der alte Mann war zu sehr erschrocken, um ein Wort zu reden oder einen Gedanken zu fassen; wäbrend Thränen in den Furchen seiner Wangen hinabrollten, stand er stumm und bestürzt, den Blick auf den Boden geheftet.

Eine Weile herrschte dort die tiefste Stille, bis Jan plötzlich mit finsterner Verzweiflung ausrief:

„O, meine arme Mutter, meine arme Mutter!“

Als sie das hörte, ward die Jungfrau plötzlich wie umgewandelt. Sie war ein edles, muthvolles Weib. So lange sie im Zweifel blieb, weinte sie, jetzt aber bei der Gewißheit des Unglücks fand ihr Herz die nöthige Kraft. Nun, wo ein erhebendes Gefühl der Pflicht sie aus ihrem Schmerze weckte, kehrte die Stärke wieder in ihre Seele zurück, die ihrem schönen Charakter eigen war. — Sie hob den Kopf empor, trocknete ihre Thränen und sagte mit ruhiger Gelassenheit:

„Jan, Freund, Gott hat es so beschlossen; wer kann ihm widerstehen? Du bleibst doch noch ein Jahr; vielleicht giebt es noch Mittel. Laß mich gehen; ich will das auch Deiner Mutter sagen. Wenn ein Anderer ihr die schreckliche Nachricht brächte, könnte es ihr Tod sein . . .“

Bei diesen Worten verließ sie rasch den Weg, eilte in den Tannenwald und verschwand.

Der Greis und der unglückliche Jüngling schlugen den gewohnten Weg nach dem Dorfe ein. Sie hörten singen, schreien, jauchzen, blieben aber zu tief in ihrem Gram versunken, um auf diesen Lärm zu achten.

Als sie sich ihrer armen Wohnung näherten, kamen Frier, die beiden Frauen und der kleine Bruder ihnen weinernd entgegen.

Der Jüngling warf seiner Freundin einen Blick der tiefsten Dankbarkeit zu, denn er bemerkte auf dem Gesicht seiner Mutter, daß das edle Mädchen wirklich ein Gefühl der Hoffnung in dem Herzen der leidenden Frau geweckt hatte.

Durch diesen Anblick gestärkt, bezwang er auch seinen Schmerz und eilte mit offenen Armen auf seine Mutter zu.

Zuerst gab es eine heftige Erschütterung, eine tief schmerzliche Empfindung, eine Fluth von Thränen; aber die Verzweiflung wich und allmählig kehrte wieder der Friede in die Hütten der beiden Wittwen zurück.

II.

Die Stunde der Abreise ist gekommen! Dort vor den Hütten steht ein schöner junger Mann, den Wanderstab auf der Schulter und das Päckchen auf dem Rücken. Seine sonst so lebhaften Augen bewegen sich jetzt langsam in die Runde, sein Gesicht ist ruhig und Alles scheint auf Stille des Gemüthes in ihm zu deuten, nur pocht sein Herz heftig und seine Brust hebt und senkt sich keuchend.

Seine Mutter hält eine von seinen Händen fest und überschüttet ihn mit den wärmsten Bezeugungen der Liebe; die arme Frau weint nicht, ihre Wangen zittern unter der Gewalt, welche sie sich anthut, um ihren Schmerz zu verbergen. Sie lacht ihren Sohn an, um ihn zu trösten, aber dieses gezwungene und peinliche Lachen ist trauriger als die bitterste Klage.

Die andere Wittwe ist damit beschäftigt, den Knaben zu beruhigen und ihn glauben zu machen, Jan werde sehr bald zurückkommen, aber der Kleine hat, durch die jahrelange Trauer seiner Eltern schon be-

griffen, daß der Abschied ein schreckliches Unglück ist, — und schreit nun laut.

Der Großvater und Erien sind drinnen, um die letzten Vorbereitungen für die Reise zu treffen; sie schneiden ein großes Loch in ein rundes Brod und füllen es mit Butter; dann treten sie damit vor die Thür und bleiben neben dem Jüngling stehen.

Der Stall ist offen; der Ochse blickt traurig nach seinem Herrn und brüllt dann und wann leise und muthlos; man möchte sagen, es sei als ob das Thier wüßte was sich ereignet.

Alles ist fertig; er zieht fort. Schon hat er die Hand seiner Mutter fester gedrückt und einen Fuß vorgelegt; aber er schaut nochmals in die Runde und umfaßt mit einem Blicke der Liebe die demüthige Hütte, wo seine Wiege stand, die Haide und das Gehölz, die Zeugen seiner Kinderjahre und die mageren Felder, die sein Jünglingsgeschweiß so oft befruchtete. Dann fällt sein Blick wechselweise wieder auf die Augen Aller, die er liebt, selbst auf die Augen des Ochsen, seines treuen Freundes bei der schweren Arbeit. . . . er bedeckt das Gesicht mit der Hand, verbirgt die Thräne, die über seine Wangen rollt, und seufzt unhörbar:

„Lebt wohl!“

Nun wendet er den Kopf wieder empor, schüttelt sich das lange Haar aus der Stirn, das seinen Hals wie eine Mähne umgiebt, und geht entschlossen fort.

Aber Alle folgen ihm, denn noch wollen sie ihn

nicht verlassen. Etwas weiter nach dem Dorfe zu hängt am Kreuzweg ein Muttergottesbild unter der Linde. Fien hat es dort an einem schönen Maiabend aufgehängt und Jan am Fuß des Baums eine Bank zum Knien gezimmert. — An diesem heiligen Orte, an dem täglich Kind von ihnen kniete und betete, soll das betrühte Lebewohl sich von ihren zitternden Lippen winden

Schon sehen sie in der Ferne die Linde, den Grenzpfahl, wo die tödtliche Trennung beginnen soll. Der Jüngling geht langsamer, während seine Mutter unter zärtlichen Liebkosungen zu ihm spricht:

„Jan, Sohn, vergiß nicht was ich Dir gesagt: Habe allezeit Gott vor Augen und unterlaß nie zu beten, ehe Du Dich niederlegst. So lange Du das thust, wird Dein Herz rein bleiben; sollte es aber geschehen, daß Du es einmal vergägest, so denke am nächsten Tage an mich, an Deine Mutter, und Du wirst wieder gut und brav werden; denn wer an Gott und seine Mutter denkt, ist gegen alles Böse geschützt, liebes Kind.“

„Ich werde immer, immer an Dich denken, Mutter“ — seufzte der Jüngling leise — „und wenn ich betrübt bin und den Muth verliere, soll Dein Andenken mich stützen und trösten, — denn, ich fühle es wohl, ich werde unglücklich sein; ich habe Euch Alle zu lieb.“

„Und dann — suche nicht, hörst Du, und führe kein ruchloses Leben. Du wirst in die Kirche gehen,

nicht wahr? Und uns so oft wie möglich Nachricht zukommen lassen, ob Du gesund bist, und stets denken, daß die geringste Kunde von ihrem Kinde eine Mutter glücklich macht, nicht wahr? O, ich werde alle Tage zu Deinem Schutzengel beten, daß er Dich nicht verlasse!"

Der Jüngling fühlte sich auf das Tiefste gerührt durch den wunderbar süßen Ton von seiner Mutter Stimme; er wagte es nicht, sie anzusehen, so sehr erschütterte ihn in dieser feierlichen Stunde der glänzende Blick der Frau; mit gesenktem Haupte hörte er ihr zu. Seine einzige Antwort ist zu Zeiten ein stärkerer Druck der Hand und ein langer Seufzer, in den sich mitunter die Worte: „Mutter, liebe Mutter!“ mischen.

Schweigend nähern sie sich dem Kreuzwege; der Großvater begiebt sich auf die andere Seite des Jünglings und sagt mit ernstem Tone zu ihm.

„Jan, mein Sohn, Du wirst nun Deine Pflicht thun, ohne Widerspenstigkeit und mit Liebe, nicht wahr? Du wirst Deinen Vorgesetzten gehorchen, und lieber im Stillen Unrecht leiden, wenn es Dir zugefügt wird? Du wirst Jedem gefällig und dienstlich sein, guten Willen zeigen und was Dir auferlegt wird, Alles pünktlich thun? Dann wird Gott Dir beistehen, Deine Vorgesetzten und Kameraden werden Dich lieben“

Frien, deren Mutter und der Knabe knien bereits unter der Linde im Grase neben der Bank und beten.

Jan hat keine Zeit, dem Großvater auf seine Ermahnungen zu antworten; seine Mutter geleitet ihn zu der Bank. Alle knien nieder und beten mit erhobenen Händen.

Der Wind rauscht sanft in den Tannen, die Frühlingssonne strahlt mild auf den sandigen Weg; die Vögel droben singen ein fröhliches Lied; aber dennoch ist Alles still und feierlich und hörbar steigt das fromme Lidpeln der Betenden zur Linde empor.

Es ist gethan; Alle stehen auf, doch aus Aller Augen stürzt eine Thränenfluth. Die Mutter umarmt ihren Sohn unter bitteren Klagen, und obwohl die Anderen mit geöffneten Armen bereit stehen das traurige Lebewohl auszusprechen, läßt sie dennoch ihren theueren Erstgeborenen nicht los; sie küßt ihm wiederholt die Thränen von den Wangen und redet unverständliche Worte der Angst und Liebe.

Endlich setzt sich die ermattete Frau, ohnmächtig, doch immer weinend auf das Bänkchen.

Jan umarmt hastig seinen Großvater und Frien's Mutter; mit freundlicher Gewalt entfernt er seinen kleinen Bruder, der sich schreiend an seine Beine klammert, läuft nochmals zu seiner Mutter, preßt sie in die Arme, küßt ihr die Stirn, ruft mit schneidender Stimme „Lebt wohl!“ und schreitet, ohne daß er sich umzusehen wagt, auf das Dorf zu, bis er um die Ecke des Gehölzes biegend seinen Verwandten aus den Augen entschwunden ist.

Nur mit Mühe vermag Frien, die das Brod

unter dem Arme trägt, ihm zu folgen und ihn einzuholen.

Eine Zeitlang gehen die beiden jungen Leute neben einander her ohne zu reden, ihr Herz pocht rasch, dunkle Schaamröthe bedeckt ihre Stirnen und Wangen; sie wagen nicht sich anzublicken. — Große Stunde, in der zwei Seelen zittern vor einem Bekenntniß, in der sie fühlen, daß ein heilig bewahrtes Geheimniß ihnen entschlüpfen wird.

Jan sucht schüchtern Trien's Hand, er faßt sie, aber als ob diese Berührung eine Missethat wäre, als ob diese Hand ihn brenne, läßt er sie zitternd wieder fahren.

Nach einer Pause des Schweigens ergreift er ihre Hand von Neuem und seufzt mit eigenem Ton:

„Trien, wirst Du mich nicht vergessen?“

Ihränen sind die einzige Antwort der Jungfrau.

„Wirst Du warten bis Jan von den Soldaten zurückkommt?“ fragt der Jüngling wiederum. „Darf er wenigstens den Trost mitnehmen, um nicht vor Kummer zu sterben?“

Das Mädchen schlägt ihre großen blauen Augen zu ihm auf und sieht ihn mit einem langen, schmerzlichen Blicke an, der wie ein Feuerstrahl seine Seele durchdringt und sein Herz mit ungekannter Seligkeit füllt.

Bewußtlos bleibt er stehen; wie es kommt, weiß er nicht, aber seine brennenden Lippen haben die Stirn der Jungfrau berührt. Wie aus Furcht ist er

zurückgewichen und hat den Arm um eine Ecke geschlagen. Da, vor ihm, strahlt das Antlitz des Mädchens von dem Feuer der Keuschheit und des Glücks; er legt die Hand auf sein Herz, denn es droht ihm in der Brust zu zerspringen, so heftig pocht es — und doch, ein unbeschreibliches Lächeln schwebt auf seinem Gesicht, seine Augen funkeln von männlicher Gluth, er richtet das Haupt stolz und trotzig in die Höhe; ein einziger Blick der Geliebten scheint ihn mit Riesenkraft und Riesenmuth begabt zu haben.

Hinter dem Gehölz erhebt sich aber eine bekannte Stimme; es naht Jemand, der ein fröhliches Lied singt.

Es ist des Pataibauers Karl, der auch Soldat werden muß, und sich nach dem Dorfe begiebt.

Frien thut sich Gewalt an, um ihre Bestürzung zu verbergen. Diese Ueberraschung weckt sie aus ihren unbegreiflichen Träumen; sie wirft einen hastigen Blick auf ihren Freund und treibt ihn fortzugehen, damit Karl ihn nicht erreiche und kein fremdes Auge lese, was sich in ihren Seelen zugetragen hat.

Aber Karl geht rasch zu, um seinen Reisegefährten einzuholen. Frien bemerkt es und sagt eilig:

„Jan, wenn Du fert bist, werde ich schon für Deine Mutter, Deinen Großvater und Dein Brüdern sorgen; ich werde hinter dem Büsche gehen wie es sich gehört, und auf den Ochsen achten, daß er nicht zu kurz komme. Ich bin stark und gesund genug und werde schon machen, daß Du bei Deiner

Rückkehr Alles so wieder findest, wie Du es bei Deinem bitteren Abschiede verlässest."

"Alles?" — wiederholt der Jüngling, ihr tief in die Augen sehend — "Alles?"

"Ja, Alles — und ich werde nicht zur Kirmse gehen, so lange Du fort bist, denn ohne Dich habe ich doch nichts als Kummer. Aber . . . Du mußt auch nicht es machen wie der abscheuliche Schmied spricht, mit Trinken und knappen Mädeln, denn wüßte ich das, würde ich bald auf dem Kirchhof liegen . . ."

In diesem Augenblick schlägt Karl mit seiner schweren Hand Jan auf die Schulter, indem er zum Scherz mit trauriger Stimme singt:

"Ach Gott, schön Lieb, ich muß nun von Dir scheiden,
Ruf in den Krieg; ach, welch' ein schweres Leiden.
Leb wohl, vergiß mich nicht!"

Die Jungfrau wird roth vor Schaam. Jan, ihre Verlegenheit bemerkend, beantwortet die Späße seines Kameraden mit gleichgültigen Reden und faßt ihn bei dem Arm, um mit ihm nach dem Dorfe zu gehen. Trien geht schweigend hinter ihnen her.

Endlich erreichen sie das Dorf. Vor der Krone stehen noch drei junge Bursche mit Ranzen auf dem Rücken; sie warten auf Jan und Karl.

Jeder küßt seine Eltern und Freunde. Trien allein küßt Niemand; aber in dem heimlichen Blicke, den sie mit Jan wechselt, während sie ihm das Brod giebt, liegt ein rührendes Seelengespräch.

Die Rekruten ziehen fort nach der Stadt.

Trien verläßt das Dorf ohne zu weinen; aber hinter dem Tannenwald wird ihr das Herz zu voll; mit der Schürze vor den Augen kehrt sie nach der Hütte zurück, — wo Alles leer seyn wird, wenn nicht die Erinnerung die Leere ausfüllt, die durch den Abschied des Sohnes und Geliebten entstand.

III.

An einem hellen Tage im August verließ Trien heiter das Dorf, um nach Hause zu kehren; ihr Antlitz von einem süßen Lächeln geschmückt verrieth Freude und fröhliche Gile; leicht waren ihre Schritte im staubigen Sande des Wegs und mitunter stiegen einige unverständliche Töne aus ihrer leuchtenden Brust auf, als rede sie mit sich selbst.

In der einen Hand hielt sie zwei große Blatt Schreibpapier, in der anderen eine geschnittene Feder und ein Fläschchen Tinte, die ihr der Küster geschenkt.

Unterwegs begegnete ihr die schöne Raet des Holzschuhmachers, die singend mit einem Büschel Klee auf dem Kopfe aus einem Seitenwege kam und ihre Freundin zum Stehenbleiben nöthigte, durch die Frage:

„He, Trien, wo läufst Du mit dem Papier hin? Wozu solche Gile, es brennt ja nirgends? — Sage, wie steht es mit Guetem Jan?“

„Ja, mit unserem Jan“ — antwortete Trien — „das mag Gott der Herr wissen, Raetjeliieb. Seit er fort ist, haben wir nur drei Mal Nachricht von

ihm bekommen, daß er sich gesund befindet. Es ist jetzt schon ein halbes Jahr her, daß ein Kamerad von Turnheup in der Krone eine Botschaft von ihm für uns abgegeben hat; aber es muß doch mühsam sein; er liegt irgend wo über Mastricht und es kommen doch nicht alle Tage Bekannte von so weit her nach dieser Gegend."

„Kann er denn nicht schreiben, Frien?"

„Er hat es gekonnt; denn als wir klein waren und zusammen bei dem Küster in die Schule gingen, hat er einmal den Preis für sein Schreiben bekommen. Er wird aber Alles vergessen haben wie ich."

„Was willst Du denn mit dem Papier?"

„Ja, Raet, seit zwei Monaten habe ich mein altes Schreibebuch wieder aus der Kade hervorgefucht und es von Neuem gelernt. Ich will einmal sehen, ob ich einen Brief zusammenbringe. Ob es gehen wird, weiß ich nicht, hast Du schon einmal in Deinem Leben einen Brief geschrieben?"

„Nein, aber ich habe schon viele lesen hören; denn mein Bruder Dries, der in der Stadt wohnt, schreibt fast jeden Monat an uns."

„Wie ist das mit einem Briefe? Was steht darin? Ist es als ob sie Jemanden anreden?"

„Behüte, Frien! Das wäre schön! Allemal mit Complimenten und großen Worten, die Du beinahe nicht verstehen kannst." —

„Ach, Raet, wie soll ich damit zurecht kommen. Aber, wenn ich nun, zum Beispiel, so schreibe? —

Jan, wir sind betrübt, weil wir nicht wissen, ob Du gesund bist; Du mußt uns rasch Nachricht geben, denn Deine Mutter wird sonst krank und so weiter; — das wird er doch wohl verstehen?"

„Ja, Herzchen, das ist aber kein Brief; so sprechen alle Menschen, Gelehrte wie Ungelehrte. Warte! Sieh, so fängt es stets an: — Sehr geehrte Eltern, ich nehme zitternd die Feder in die Hand, um . . . um . . . jetzt kann ich gerade nicht darauf kommen.“

„Um zu schreiben!"

„O, Du weißt es besser als ich. Du hältst mich für recht dumm. Das ist schlecht von Dir, Tien!"

„Aber, Raet, was fällt Dir ein? Wenn er die Feder in die Hand nimmt, so thut er es doch nicht, um eine Butterbemme zu streichen. Ich muß über Dich lachen. Ich begreife nur nicht, warum Dein Bruder Dries immer zittert, wenn er einen Brief anfängt. Das Schreiben wird ihm gewiß schwer? Das ist aber schlimm, denn Jemand, der zittert, schreibt dadurch noch viel schlechter.“

„Rein, das ist es nicht; aber Dries geht so seine eigenen Gänge in der Stadt und verlangt immer Geld und darum zittert er, denn Vater ist so böse. Aber, sag Tien, wie steht's mit Guerer Kuh?"

„Nun, ziemlich gut. Sie hat viel ausgestanden. Die Ärmste. Nun ist sie aber fast durch damit und kommt sich wieder. Das Kalb haben wir an einen

Bauer von Wechsel-ter-Bande verkauft. Es war ein buntes, o, ein liebes Vieh.“ —

Während dieser letzten Worte hatten beide Mädchen sich schon einige Schritte von einander entfernt.

„Na, grüß zu Hause, Tien!“ rief Raet im Weggehen. „Sieh zu, daß Du mit Deinem Briefe zu Stande kommst und sag dem Jan viele Complimente von uns.“

„Bis Sonntag nach der Hochmesse: dann will ich Dir sagen, wie ich damit fertig geworden bin. Grüß Deine Schwester . . .“

Raet's Stimme schallte bereits im Tannenwäldchen; lustig und mit hellem Klange sang sie den Refrain eines bekannten Märliedes:

Der Maibaum wird gepflanzt,
Geschmückt mit grünen Kränzen;
Die Jugend Hand in Hand
Freut sich an heitern Tänzen.
Auf, Mädchen, wie Ihr seid,
Achtet auf Eure Zeit.
Denn ist man einmal alt,
So flieht die Lust gar bald.

Tien blieb träumend stehen, bis daß die schöne Stimme ihrer Freundin hinter dem Gehölz verhallte. Dann sprang sie, halb tanzend, halb gehend, den Weg entlang und erreichte gleich darauf ihre Wohnung.

Hier saßen die beiden Wittwen am Tische und warteten mit Ungeduld auf Tien. Der alte Groß-

vater, der sich erkältet hatte, lag zu Bett im Kissen und steckte den Kopf durch die Vorhänge, um wenigstens mit Auge und Ohr gegenwärtig sein zu können, bei dem großen Werke, das man vorhatte.

Sobald sich das Mädchen auf der Schwelle zeigte, rafften die Frauen hastig alle auf dem Tische liegenden Gegenstände zusammen und wischten ihn mit einem Zipfel ihrer Schürze rein.

„Komm her, Tien,“ — sagte Jan's Mutter — „ieh Dich auf Großvater's Stuhl, er ist bequemer.“

Die Jungfrau setzte sich schweigend an den Tisch, legte das Papier zurecht und steckte die Spitze der Feder sinnend in den Mund

Wittlerweile betrachteten die Frauen und der Großvater das nachdenkende Mädchen mit äußerster Neugier. Der kleine Bruder hatte sich mit beiden Armen über die Tafel gelegt und starrte ihr nach dem Mund und den Augen, um ihr abzuspähen, was sie mit der Feder thun würde.

Aber eben so stumm stand Tien auf, nahm ein Kaffeetäßchen vom Bord, goß die Tinte aus dem Fläschchen hinein und setzte sich an den Tisch, wo sie das Papier zehnmal hin und wieder kehrte.

Endlich tunkte sie die Feder in die Tinte und schickte sich zum Schreiben an. Nach einem Augenblicke hob sie den Kopf und fragte:

„Nun, sagt nur, was soll ich schreiben?“

Die beiden Wittwen schauten einander fragend an und blickten gleichfalls auf den kranken Großvater,

der den Hals weit aus dem Vorhange heraus gestreckt und die Augen fest auf Trien's Hand gerichtet hielt.

„Nun, schreibe, daß wir Alle gesund sind“, — sagte der Greis hustend — „so fängt ein Brief doch immer an.“

Das Mädchen machte lächelnd die Bemerkung:

„Ach, das wäre schön. Daß wir Alle gesund sind und Du liegst seit vierzehn Tagen krank zu Bett.“

„Nun, das kannst Du ja noch immer zuletzt sagen im Briefe, Trien.“

„Nein, Kind, weißt Du was Du thun mußt?“ — sprach Jan's Mutter. — „Frage zuerst, wie es mit seiner Gesundheit steht. Und wenn Du das geschrieben hast, wollen wir noch allerlei hinzufügen.“

„Nein, Kind,“ — sagte die andere Wittwe — „schreib erst, daß Du die Feder in die Hand nimmst, um Dich nach seiner Gesundheit zu erkundigen. So fing der Brief von Peer: Jan's: List auch an, den ich gestern Abend bei dem Schrottmüller lesen hörte.“

„Ja, das sagte Holzschuhmachers Aact auch; aber ich thue es doch nicht, es ist viel zu kinderhaft,“ — antwortete das Mädchen ungeduldig — „Jan weiß von selber, daß ich nicht mit den Füßen schreiben kann.“

„Setze nur erst seinen Namen oben auf das Papier“, — bemerkte der Großvater.

„Welchen Namen? Brauchst?“

„Ja, nicht: Jan!“

„Du hast Recht, Vater,“ — entgegnete die Jungfrau. — „Geh weg, Bauren, thu' die Arme vom Tisch. — Und Du, Mutter, rüd' ein Bißchen ab, denn sonst stoßest Du mich.“ —

Sie brachte die Feder auf das Papier und während sie die Stelle suchte, wo sie schreiben sollte, buchstabirte sie leise den Namen ihres abwesenden Freundes.

Plötzlich stand Jan's Mutter auf, ergriff des Mädchens Hand und sagte:

„Warte ein Bißchen, Erien. Meinst Du nicht auch, daß Jan allein nicht gut ist? Das ist so kurz ab. Thätest Du nicht besser, hin zu sehen: Geliebter Sohn oder liebes Kind?“

Diese Worte hörte Erien fast nicht; sie war damit beschäftigt, das Papier abzulecken — und rief halb erzürnt:

„Seht Ihr, das kommt davon! Einen großen Klotz auf das Papier und da hilft kein Lecken; er geht nicht wieder heraus. — Ich muß das andere Blatt nehmen.“

„Run Erien, was sagst Du dazu? Geliebter Sohn, das klingt doch viel schöner.“

„Rein, das will ich auch nicht hinschreiben“, — brummte Erien ärgerlich. — „Kann ich denn an Jan schreiben, als ob ich seine Mutter wäre?“

„Run, was willst Du denn schreiben?“

Das Mädchen wurde über und über roth, während sie antwortete:

„Schreiben wir: Lieber Freund. Bindet Ihr nicht, daß das am Allerschönsten ist?“

„Nein, das will ich jetzt auch nicht,“ — sagte die Mutter — „da setze lieber: Ja, kurzweg.“

„Geliebter Jan?“ fragte das Mädchen.

„Ja, so ist's recht,“ — antworteten die Anderen zugleich, wie erfreut über die Auflösung des schweren Räthsels.

„Bleibt aber vom Tische fort, allesammt,“ — rief Fien — „und haltet mir Baudouin vom Leibe, daß er mich nicht stoße.“

Sie begann nun die Arbeit. Gleich darauf standen ihr bereits die hellen Schweißtropfen auf der Stirn; sie hielt den Athem an und ihr Gesicht glühte. Bald nachher stieß sie einen schweren Seufzer aus, als ob sie sich von einer großen Last befreit fühle und sagte dann freudig:

„Ach das G ist doch der schwerste Buchstabe! Aber nun steht er auch da mit seinem dicken Kopfe!“

Die beiden Frauen richteten sich auf und sahen den Buchstaben, der mindestens so groß war, wie das Glied des Fingers, voll Verwunderung an.

„Das ist artig!“ — rief Jan's Mutter — „das Ding sieht aus wie ein Quersack, und das heißt Geliebter Jan! Schreiben ist doch schön; man könnte beinahe sagen, es wäre Hexerei!“

„Kommt, laßt mich nur fortfahren,“ — sagte

Trien mutbig — „nun will ich schon damit zu Stande kommen. — Wenn die Feder nur nicht so spritzte.“

Trien arbeitete nun schweigend und stöhnend weiter. Der Großvater leuchte und hustete. Die Frauen schliefen und wagten nicht sich zu rühren; der kleine Bruder beschäftigte sich damit, den Finger in die Tinte zu tauchen und sein nacktes Aermchen mit schwarzen Flecken zu bemalen.

Als nun nach einer Weile die erste Zeile voll großer Buchstaben stand, hielt das Mädchen einen Augenblick inne.

„Nun, Trien, wie weit bist Du schon?“ — fragte Jan's Mutter. — „Du mußt uns vorlesen, was Du auf dem Papier stehen hast.“

„Seid doch nicht so ungeduldig!“ — rief Trien — „da steht noch nichts weiter als Geliebter Jan. Mir scheint Alles gut. Seht nur, wie mir der Schweiß ausbricht. Lieber schaffe ich den Mist aus dem Stall; Ihr denkt sicher, daß Schreiben keine Arbeit sei? — Pausen, laß die Tinte stehen, Du wirfst mir sonst noch die Tasse um.“ —

„Nun, fahr nur fort, Mädchen!“ — bemerkte der Großvater — „sonst ist der Brief nächste Woche noch nicht geschrieben.“

„Ja, das weiß ich wohl,“ — antwortete Trien — „aber sagt, was ich nun hinschreiben soll?“

„Vor Allem frage erst nach seiner Gesundheit.“

Sie schrieb wieder eine Weile, wischte zwei oder

drei unrichtige Buchstaben mit dem Finger aus, quälte sich sehr, um das Haar zu fassen, das in die Spalte der Feder gekommen war, schalt auf den Küster, daß die Tinte so dick sei und las dann mit lauter Stimme:

„Geliebter Jan, wie steht es mit Deiner Gesundheit?“

„So ist's recht,“ — sagte die Mutter — „schreibe nun, daß wir Alle gesund sind, Menschen und Vieh und daß wir ihm guten Tag sagen.“

Frien dachte einen Augenblick nach und fuhr dann fort zu schreiben. Als sie fertig war, las sie:

„Gott sei gelobt, wir sind allzumal noch gesund und der Dohse und die Kuh auch, ausgenommen Großvater, der krank ist, und wir wünschen Dir mit einander einen guten Tag.“

„Aber, großer Gott!“ — rief ihre Mutter — „Frien, Kind, wo hast Du das gelernt? Der Küster“

„Störe mich nicht,“ — fiel das Mädchen in die Rede — „damit ich nichts vergesse. — Ich fühle jetzt, daß es gehen wird.“

Eine halbe Stunde lang herrschte die tiefste Stille. Die Arbeit schien gemächlicher fortzugehen; denn Frien lächelte bisweilen unter dem Schreiben. Pauwen allein störte sie, denn er tunkte jetzt die ganze Hand in die Tinte und sein Arm war über und über schwarz. Wohl zehnmal hatte sie die Tasse auf die andere Seite des Tisches geschoben, der Junge war so

auf die Tinte versessen, daß man ihn gar nicht davon wegbringen konnte.

Die beiden ersten Blattseiten wurden trotzdem voll bis an den Rand. Auf die Bitte der Frauen las Tien nun, mit einem gewissen Stolge, was sie aufgesetzt, es lautete:

„Geliebter Jan!“

„Wie steht es mit Deiner Gesundheit? Gott sei gelobt, wir sind allzumal noch gesund, und der Dohse und die Kuh auch, ausgenommen Großvater, der krank ist, und wir wünschen Dir mit einander einen guten Tag. Es ist schon sechs Monate her, daß wir nichts mehr von Dir gehört haben. Melde uns doch, ob Du noch lebst. Es ist doch schlecht gehandelt von Dir, daß Du uns vergiffest, die wir Dich so lieb haben, daß Deine Mutter den ganzen Tag von Dir spricht und daß ich Nachts immer von Dir träume, daß Du unglücklich seiest und daß ich stets Deine Stimme mir in das Ohr rufen höre: Tien, Tien! so daß ich aus dem Schlaf aufahre und herausspringe. — Und der Dohse, ach der Arme, er guckt immer aus dem Stalle heraus und stößt Seufzer aus, Du würdest fast Thränen darüber weinen. — Und daß wir so ganz und gar nichts von Dir wissen allesamt, ist uns ein großer Kummer, mit dem Du doch Mitleid haben solltest, Jan; denn Deine gute Mutter wird noch ganz krank davon werden. Die arme Frau, wenn sie nur Deinen Namen hört,

kommt ihr der Krampf in die Kehle und sie fängt an zu weinen, daß mir mitunter selbst das Herz davon bricht.....“

Während sie diese Zeilen vorlas, hatten die Augen der Zuhörer sich allmählig mit Thränen gefüllt; bei dem trüben Tone der letzten Worte jedoch konnte Niemand mehr der Rührung Widerstand leisten, und das Mädchen wurde durch lautes Schluchzen und Stöhnen unterbrochen. Der Großvater hatte den Kopf auf die Bettstelle gelegt, um so seine Thränen zu verbergen; Jan's Mutter, zu tief erschüttert, um ihr Gefühl bezwingen zu können, sprang auf und fiel sprachlos der Jungfrau um den Hals, welche erstaunt die Wirkung ihrer Schrift gewahrte.

„Tren, Tren! wo nimmst du die Worte her?“ rief die andere Wittwe. — „Sie gehen mir wie Messer durch's Herz! Aber es ist doch schön!“

„Ach, es ist die reine Wahrheit,“ — seufzte Jan's Mutter — „er muß es einmal wissen, was ich in meinem Gemüthe ausgestanden habe. — Lies doch weiter, Trenlieb; ich bin ganz erstaunt darüber, daß Du so schreiben kannst, das ist etwas Unerhörtes; Deine Hände sind wahrlich viel zu gut, Kind, um die Nühe zu messen oder das Land umzuarbeiten; aber Gott läßt schon viele Dinge geschehen in der Welt.“

Erfreut über dieses Lob, sagte das Mädchen mit stolzem Lächeln:

„So ist's. — Aber laß sie nur kommen! Ich will's mit dem Besten im Schreiben aufnehmen. Jetzt

habe ich erst den rechten Brief gefunden. Hört nur, es ist noch nicht Alles: "

„Ach Jan, wenn Du es wüßtest, Du würdest uns bald Nachricht zukommen lassen.“

„Der Klee ist misrathen durch die schlechte Saat und weil er obendrein erfroren ist; aber die Geparsette lacht Dich an, wenn Du sie siehst, so mürbe wie Butter. Und das Korn hat etwas gelitten von der Dürre, dennoch hat uns aber der liebe Herrgott gesegnet mit schönem Buchweizen und vielen Frühlupataten. Und der Champieter ist getraut mit einem Mädchen von Pulverbosch, die scheel sieht, aber sie bringt was mit. — Jan Sus, der Metzger ist von des Brauers Dache unserem alten Schmied auf den Rücken gefallen und der Schmied liegt am Tode, der Arme.“

Das Mädchen schwieg.

„Ist das Alles?“ — fragte die Mutter mismutig. — „Willst Du ihm nicht zu wissen thun, daß die Kuh gekalbt hat?“

„Ach ja, das habe ich vergessen..... Seht, da steht es schon.“

„Unsere Punte hat gekalbt; Alles ist gut gegangen und das Kalb ist verkauft.“

„Willst Du denn nichts sagen von unseren Kaninchen, Tien?“ fragte der Großvater.

Nachdem es geschrieben hatte, laß das Mädchen:

„Großvater hat einen Kaninchenberg im Stalle gemacht; sie sind so fett wie die Dachse, aber das größte

„Männchen muß am Leben bleiben, bis Du wieder kommst, Jan, dann wollen wir einmal lecker schmausen.“

Alle brachen in ein herzliches Gelächter aus; der kleine Junge, der Aller Freude sah und selbst gerührt ward von dem Worte schmausen, klatschte in die Hände. — Unglücklicherweise aber traf seine Hand die Kaffeetasse so gewaltig, daß sie über den Tisch rollte und die Tinte wie einen schwarzen Strom auf den schönen Brief ausgoß.

Das Lachen verschwand von allen Gesichtern; sie sahen einander bestürzt und schweigend an und hoben die Hände gen Himmel, während Baumen, dem vor Schlägen bangte, schon im Voraus heulte und schrie, daß Einem die Ohren schmerzten.

Lange Zeit wurde das Kind mit Verweisen überschüttet, und man klagte jämmerlich über das Unglück, bis man endlich mit der Frage schloß:

„Ach Gott, was soll nun geschehen?“

„Kommt, kommt!“ — sagte Iren entschlossen — „das Unglück ist so arg nicht; ich war doch willend, den Brief noch einmal zu schreiben, denn zuerst ging es nicht ganz gut, die Buchstaben waren zu groß und die Schrift krumm. Jetzt werde ich es schon besser machen, ich habe Muth dazu bekommen. Laß mich nur rasch ins Dorf laufen nach Papier und Tinte, und auch meine Feder nochmals schneiden zu lassen, denn sie ist viel zu weich geworden.“

„Nun, so gehe rasch, Kind,“ — war die Antwort — „da hast Du das Künsfrankenstück für das

Kalb. Laß es bei dem Küster wechseln, denn wir müssen unserem armen Jan doch mindestens wohl siebenzehntehalb schicken. — Baumken, marsch aus dem Hause und komm noch vor Abend wieder, wenn Du kannst."

Trien eilte aus der Thür und mit zufriednem Lächeln auf dem Gesichte nach dem Dorfe zu. Der Sieg, den sie davon getragen, die Ueberzeugung, daß sie fortan Jan schreiben könne, und vor Allem eine Art von Hochmuth über ihre Kenntnisse, füllten ihr Herz mit süßer Freude.

An der Linde, bei dem Kreuzwege, sah sie von fern den Briefträger auf sie zukommen. Dies trieb sie an, stehen zu bleiben, und machte ihr Herz klopfen; denn da dieser Weg nur zu den Lehmhütten und nach der unbewohnten Heide und dem Gehölz führte, so zweifelte sie nicht, daß der Bote eine Nachricht von Jan bringe.

Und wirklich; als er sich ihr näherte, nahm er einen Brief aus seiner Tasche und sagte lachend:

"Trientje, hier habe ich etwas für Euch, das von Venloo kommt; aber es kostet fünfunddreißig Centen."

"Fünfunddreißig Centen?" — murmelte Trien, während sie den Brief zitternd nahm und die Aufschrift träumerisch anstarrte.

"Ja, ja," — sagte der Briefträger — "es steht oben auf der Adresse. Ich werde Euch wohl um eine solche Kleinigkeit betrügen?"

„Könnt Ihr dies wechseln?“ — fragte Frien, ihm das Hünffrankenstück gebend.

Der Briefträger wechselte ihr das Geldstück und zog das Porto ab. Dann grüßte er das Mädchen freundlich und kehrte nach dem Dorfe zurück.

Frien lief jubelnd nach Hause. Von Ungeduld getrieben, riß sie den Brief auf, und erstaunte nicht wenig, als sie einen zweiten Brief herausfallen sah. Sie blieb stehen und hob ihn auf. Röthe der Scham bedeckte ihre Stirn und Wangen, während ein Lächeln um ihre Lippen schwebte, und ihre Augen vor Freude glänzten. Auf dem zweiten Briefe stand mit großen Buchstaben: „Für Frien allein.“ — Für Frien! Jan's Seele war in diesem Platte Papier eingeschlossen; seine Stimme sprach aus demselben zu ihr, zu ihr allein! Es war ein Geheimniß zwischen Jan und ihr.

Gerührt und bestürzt stand sie einen Augenblick, das Gesicht zur Erde gewandt; eine Fluth von Gedanken strömte ihr durch den Kopf, bis das ferne Brüllen des Ochsen ihr Ohr traf und sie erinnerte, daß sie unrecht handle, wenn sie länger wegblicke. Sie verbarg den zweiten Brief im Busen und eilte nach der Hütte, wo sie mit dem frohen Rufe: „Ein Brief von Jan! ein Brief von Jan!“ auf die wartenden Frauen zustürzte.

Die beiden Wittwen kamen ihr froh erstaunt entgegen und trippelten vor Vergnügen. Der Großvater, der sich weit vorbeugte, um besser zu sehen, fiel fast aus dem Bette.

Mit hastigen Worten erzählte das Mädchen, wie sie den Briefträger unterwegs getroffen und derselbe fünfunddreißig Gents gefordert; sie ward aber von den Frauen unterbrochen, die unaufhörlich riefen:

„O Irien, lies ihn doch, lies ihn doch!“

Irien setzte sich an den Tisch und begann den Brief mit lauter Stimme zu buchstabiren; da die Schrift nicht sehr deutlich war, mußte sie Wort vor Wort so behandeln und manches Wort wiederholen, um etwas Verständliches herauszubringen. Sie las:

„Sehr geliebte Eltern!“

„Ich nehme die Feder in die Hand, um den Stand von Eurer Liebden Gesundheit zu erfahren, und hoffe von E. L. dasselbe; ich habe schlimme Augen bekommen und liege im Hospital. Und daß ich viel Kummer habe, geliebte Eltern, und ich bin bange, weil so viele Kameraden blind geworden von derselben Seuche.“

Irien konnte nicht mehr sprechen, sie ließ schluchzend den Kopf auf das unglückliche Blatt sinken, während die Frauen und der Großvater bittere Thränen vergossen und mit heftigem Geschrei ihr Unglück bejammerten.

„Ach Gott, ach Gott! mein armes Kind, mein armes Kind, mein armes Kind!“ rief die Mutter, die Hände gen Himmel hebeud und verzweifelnd in der Stube umher laufend. — „Blind! blind!“

Das Mädchen richtete den Kopf wieder auf und

sagte unter Thränen: — „Um Gottes willen macht es doch nicht schlimmer, es ist schon schlimm genug. Laßt mich fortfahren, vielleicht ist's besser als wir denken. Haltet Euch still und hört zu:

„Aber sagt Mutter, sie soll nicht ängstlich sein, denn es ist schon mit mir in der Besserung, und ich hoffe, wenn es Gott beliebt, daß ich genesen werde. Das Schlimmste von Allem ist noch der Hunger; denn wir sind im Hospital auf halber Ration. Das Brod und das Fleisch, das wir auf einen ganzen Tag bekommen, können wir bequem auf ein Mal in den Mund stecken, und dabei ein Schälchen *Natatal*^{*)}, ohne Salz und Pfeffer, und das ist Alles. Da lebt davon, wenn das Herz gesund ist. Darum, geliebte Eltern, wenn Ihr könnt, so sendet mir doch ein Bißchen Geld. Uns geht es hier schlecht, und wir sitzen ganze Tage im Dunkeln und trauern, denn wir können kein Licht vertragen. Viele Complimente an Großvater und Tien und an ihre Mutter und an Bauwlen, und ich wünsche Euch Allen zusammen Gesundheit und ein langes Leben.“

„Kobe von Listje, dem Hüsaer, ist Corporal geworden. Die Ratten in der Kaserne haben ein großes Loch in meinen Hanzgen gebissen — und sie

^{*)} *Natatal* oder *Natatalen*, ein wallonisches Wort, eine Art Suppe oder Ragout von Fleischresten.

haben einen neuen Kranz auf meine Rechnung gesetzt, und der kostet sieben Franken und siebenzig Centimen. Anders hatte ich sonst keine Schulden. Ich werde geliebt von allen meinen Vorgesetzten, und der Sergeant, der ein Wallone von Lüttich ist, hat mich auch gern."

"Der diesen Brief geschrieben hat, ist Karl, von dem Batatbauer, und er liegt auch im Hospital mit bösen Augen; aber Ihr müßt es seinen Vater nicht wissen lassen, denn er ist fast genesen. Die anderen Freunde aus unserem Dorfe sind noch gesund. Und hiermit, geliebte Eltern, haben wir allesammt die Ehre Euch zu grüßen mit Händen und Füßen.

Euer gehorsamer Sohn."

Trien hielt nach dem Lesen den Bispel ihrer Schürze vor die Augen und trauerte in der Stille; der Großvater war hinter den Bettvorhängen verschwunden; die beiden Frauen weinten eben so stumm.

Die peinlichste Stille herrschte lange, nur dann und wann durch Seufzen und Schluchzen unterbrochen, bis Trien aufstand, eine Sichel von der Wand nahm, auf die Thür zuging und sagte:

"Ueber die Betrübniß hätte ich unsere arme Bunte bald vergessen. Ich hole Gëparfette vom Felde. Schöpfst unterdessen ein Bißchen Muth und denkst nach über das, was wir thun sollen."

Niemand antwortete. — Das Mädchen nahm einen Schubkarren vor der Thür und fuhr damit neben

dem Hause weg. Hinter einer Sienesede und durch das Puschwerk verborgen, hielt sie still und setzte sich auf den Schubkarren. Mit zitternden Händen öffnete sie ihr Brusttuch und nahm den Brief heraus. Als sie ihn erbrochen, buchstabirte sie Folgendes laut zusammen, während dabei ihre Thränen mehr denn ein Mal ihre Augen verdunkelten und sie nahe daran war, ohnmächtig zu werden.

„Diesen Brief hat Karl auch geschrieben; aber ich habe ihm Wort für Wort gesagt, was er hinc einsetzen soll.“

„Frien!

„Ich habe nicht gewagt, es meiner Mutter zu schreiben, weil es doch zu schrecklich ist. Frien, ich bin blind; blind für mein ganzes Leben. — Meine beiden Augen sind ausgeitert. Daß ich meine Augen verloren habe, macht mich noch nicht so betrübt; aber daß ich Euch nie mehr auf der Erde sehen kann, weder Mutter noch Großvater, noch Jemand von Allen, die mich lieben — das wird mir den Tod bringen, ich fühle es wohl.

Frien, seit ich blind bin, sehe ich Dich immer vor meinen Augen, und das ist noch das Einzigste, das mich am Leben erhält; aber daran mag ich nun nicht mehr denken, und Du auch nicht. Ach, liebe Freundin, gehe nun doch auf die Airmfen, wie zuvor, und laß es nicht um meinetwillen sein, und nimm Deine junge Zeit wahr; denn wenn Du um

meinetwillen leiden solltest, da würde ich noch früher unter der Erde liegen.

Frien, ich habe dies Dir allein geschrieben, damit Du es meiner armen Mutter allmählig zu wissen thuest. Daß ihr doch ja nichts zustoße, um Gottes Willen, Frien.

Dein unglücklicher Jan bis zum Tode."

Kaum hatte die Maid mit gespannter Aufmerksamkeit die letzten Worte des Briefes gelesen, als auch schon Todesblässe ihr Gesicht bedeckte, die Arme ihr schlaff am Leibe herniedersanken, ihre Augen sich schlossen und ihr Haupt sich langsam hintenüber auf den Schubladen senkte....

Dort lag sie sinnlos und von einer tiefen Ohnmacht befangen.

Nur die schwülen Lüftchen der Haide bewegten das Fichtenlaub und ließen den Schatten der Blätter sich auf der weißen Stirn der Jungfrau wiegen; die Honigbiene umschwirrte sie und summtete ihr vor den Ohren; höher noch dem Himmel zu schwebte die Lerche mit ihrem Liede; ferner hin in der Einsamkeit herrschte das stete Zirpen der Grillen — und dennoch war Alles still und schweigsam.... Nichts weckte die Jungfrau aus ihrem todesähnlichen Schlummer.

Die Sonne rückte auf ihrer Bahn allmählig vor, bis einer ihrer heißen Strahlen das Laub durchbohrte und das Antlitz des Mädchens beschien.

Die Unglückliche öffnete langsam die Augen, wäh-

rend das Blut von Neuem durch ihre Adern floss. Sie hob den Kopf empor wie Jemand, der aufwacht, und blickte verwirrt umher, als ob sie ihren Zustand nicht begriffe.

Der Brief, der zu Ihren Füßen noch geöffnet lag, erinnerte sie an das schreckliche Unglück. Sie faltete das Papier zusammen, steckte es in ihren Busen, beugte das Haupt und versank in tiefes Nachsinnen.

Nach einiger Zeit richtete sie sich wieder auf, fuhr den Schubkarren eilig auf ein kleines Feld, wo sie die Geparsette halb ausriß und halb mit der Sichel abschchnitt. In weniger als einem Augenblicke war der Schubkarren voll geladen. Mit derselben Eile kehrte das Mädchen heim, warf der Kuh das Futter vor, trat dann in das Haus und sagte zu den Eltern:

„Morgen früh, mit Tagesanbruch, gehe ich zu Jan!“

„O Kind!“ — rief ihre Mutter — „es ist am anderen Ende des Landes. Was sind das für Gedanken? Du kommst in einem Jahre nicht hin!“

„Ich gehe zu Jan, sage ich Euch“ — versetzte das Mädchen entschlossen. — „Und ich werde ihn finden und wäre es hundert Stunden Weges von hier. Unser Gemeindefschreiber wird mir schon sagen, welchen Weg ich einschlagen muß.“

Jan's Mutter trat mit gefalteten Händen und bitrender Miene zu dem Mädchen und seufzte:

„Ach, Fien, lieber Enkel, wolltest Du das für

mein Kind thun? Ich würde Dich noch auf meinem Todtenbette segnen!"

„Thun?“ — rief Erien — „thun? Der König selbst sollte mich nicht abhalten; ich werde Jan sehen und trösten, oder selbst dabei zu Grunde gehen.“

„Ach, ich danke Dir tausend Mal, Erien!“ — rief Jan's Mutter und umhalsie das Mädchen mit beiden Armen.

IV.

Es ist erst sieben Uhr Morgens und die Hitze doch schon sehr stark, denn die Sonne brennt glühend am tiefblauen Himmel.

Seht, dort auf der Landstraße, nicht ferne vom schönen Maastrom, schreitet ein Bauermädchen muthig vorwärts. Ihre Kleidung beweist, daß sie hier fremd ist. Denn solche Faltenhauben mit Spizen und solche Strohhüte tragen die limburgischen Frauen nicht. — Sie hält ihre Schuhe in der Hand und geht barfuß. Der Schweiß tropft von ihrer Stirn. Obwohl sie zum Umsinken müde ist, richtet sie doch die Blicke mit unaussprechlicher Freude auf einige ferne Kirchtürme. Dort liegt die Stadt Venloo, das Ziel ihrer langen Reise.

Arme Erien, schon vier Tage wanderte sie, fragte und quälte sich. Kaum eine kurze Rast und nur wenig Speise hat sie sich gestattet; aber Gott und ihre starke Natur standen ihr bei.... Sie hat ihn gefunden, den Ort, wo der unglückliche Freund, fern von den Seinen, leidet und schmachtet. All ihr Weh ist

vergeffen; ihr Herz jubelt vor Freude und pocht vor Ungebuld. Hätte sie Flügel, sie flöge blizschnell zu jenen Thürmen, von deren Dach die Sonne wiederstrahlt wie von einem Spiegel.....

Mit steigender Schnelligkeit schritt die junge Dirne vorwärts, bis sie die Verschanzungen der Stadt Venloo vor sich sah. Rasch zog sie nun ihre Schuhe an, säuberte sich ein wenig vom Staube, strich ihre Kleider zurecht und ging dann muthig in die Festung hinein.

Nachdem sie zwischen den Außenwällen einige Schritte vorwärts gethan hatte, sah sie einen Soldaten, mit dem Gewehr im Arme, vor einem Häuschen auf- und niedergehen. Schon in einiger Entfernung lachte sie der Schildwache freundlich zu, diese sah sie aber mit starrer Gleichgültigkeit an. Trotz dem kam sie fest näher und fragte mit anmuthigem Lächeln:

„Freund, könnt Ihr mir nicht sagen, wo ich Jan Braems finden kann? Er ist auch hier unter den Soldaten.“

Die Schildwache war ein Wallone aus der Gegend von Lüttich.

„Kann nicht verstehen“, — brummte der Soldat, und wandte sich um, den Corporal zu rufen.

Dieser trat aus dem Wachthause und kam freundlich auf das Mädchen zu, das sich artig verneigte und fragte:

„Herr Obrist, könnt Ihr mir nicht sagen, wenn Ihr so gut sein wollt, wo Jan Braems wohl ist?“

Der Corporal schnitt ein verdrießliches Gesicht, wie Jemand, der sich in seiner Erwartung getäuscht sieht; doch wandte er sich nach der Wache und rief im hennegauer Dialekt:

„He, Kläming, komm einmal her! Hier ist eine Kanne zu verdienen.“

Ein junger Soldat sprang von der Britische herunter und kam heraus, sich noch den schweren Schlaf aus den Augen reibend; als er die Jungfrau sah, wurden seine Züge freundlicher.

„Nun, Micken“ — fragte er — „was wünscht Ihr?“

„Ich komme hierher, um Jan Braems zu besuchen; könnt Ihr mir nicht sagen, wo er ist?“

„Jan Braems? den Namen habe ich nie gehört.“

„Er ist aber doch Soldat bei den Belgieren, wie Ihr?“

„Ja, dient er aber bei der Cavallerie oder bei der Infanterie?“

„Was wollt Ihr damit sagen, Freund?“

„Ob er bei der Reiterei oder unter dem Fußvolke ist?“

„Das weiß ich nicht; er ist aber Soldat unter den grünen Jägern. Liegen die nicht in der Stadt?“

„Da wundert es mich nicht, daß ich ihn nicht kenne; wir sind vom Neunten.“

Während dieses Gespräches waren der Corporal und drei oder vier Soldaten, nebst der Schildwache selbst, zu dem Mädchen getreten. Arien begriff nicht,

warum, sie ihr so wunderbarlich in das Gesicht guckten und dabei auf Wallonisch lachten und spotteten. Doch fing sie an sich beschämt zu fühlen, und sagte daher bittend zu dem Glämingen:

„Ach, Freund, zeigt mir doch den Weg, ich habe solche Gile.“

Der dienstfertige Soldat antwortete ihr rasch:

„Geht durch das Thor; die erste Straße rechts schlägt Ihr ein, dann links, dann nochmals links und dann wieder rechts, bis daß Ihr an eine Kapelle kommt; die laßt Ihr links liegen und biegt rechts ein hinter dem großen Hause, wo ein Laden ist; wenn Ihr dann etwas weiter gegangen seid, wieder links, dann kommt Ihr auf den Markt. Fragt da nach der Kaserne vom zweiten Jäger; das kleinste Kind wird Euch die zeigen.“

Arien war fast wie von Sinnen; der Kopf wirbelte ihr von all dem links und rechts, das sie sich angestrengt hatte zu merken. Sie begriff aber nichts davon und wollte sich eine deutlichere Erklärung ausbitten, als plötzlich die Schildwache aus voller Kehle schrie:

«Aux armes!»

Alles lief durcheinander und eilte nach der Wache, um die Gewehre zu ergreifen. Der Soldat sagte hastig zu dem erschrocken Mädchen:

„Fort, fort! Lauft oder wir kommen ins Loch. Da ist der Platzcommandant!“

Das Mädchen ließ es sich nicht zwei Mal sagen,

denn am Stadthor sah es einen Offizier zu Pferde, der ihm wie ein König gekleidet schien und einen gewaltigen Schnauzbart hatte. Zornig, weil er die Wache überrascht hatte, daß sie mit einem Mädchen sprach, warf er der armen Bauerdirne ein paar Augen zu, als ob er sie fressen wollte, doch ritt er an ihr vorüber, ohne sie anzureden; aber sie hörte bebend, wie er die Soldaten ankante, ohne daß sie begreifen konnte, was seinen heftigen Zorn erregt haben mochte.

Sie beeilte sich in die Stadt zu gehen, und fand auch endlich den Markt. Hier und da sah sie Soldaten in verschiedener Kleidung, aber der Vorfall mit der Wache hatte sie vorsichtig gemacht. Sie wandte sich nun an eine Bürgerfrau und fragte:

„Vase, könnt Ihr nicht Blämisch?“

„Dietsch? Ja.“

„Wollt Ihr wohl so gut sein und mir sagen, wo die Jäger liegen?“

„Gewiß. Ihr müßt da um die Ecke biegen und geradeaus gehen bis an das Ende der Straße. Da wohnen die Jäger in der Kaserne!“

„Ich danke Euch hundert Mal,“ sagte Fien, die angegebene Richtung einschlagend.

Als sie vor die Kaserne kam, erkannte sie das Gebäude gleich, sowohl an den vielen Soldaten, die ein und aus gingen, wie an dem Trommeln, das sie drinnen hörte.

Lachend vor Freude ging sie gerade auf das Thor

zu, um in die Kaserne zu treten; aber die Schildwache rief mit barscher Stimme:

„Halt! Zurück! Es darf Niemand hinein!“

Und als das Mädchen noch einen Schritt that, drängte er dasselbe zurück.

„Ach, Freund!“ — seufzte Irien — „ich möchte gern Jemanden sprechen, der auch Soldat ist. Was muß ich denn thun?“

„Bei welchem Bataillon und bei welcher Compagnie steht er?“ fragte die Schildwache.

„Ach, das weiß ich ja nicht“ — erwiderte sie mißmuthig.

„So wartet eine halbe Stunde“ — entgegnete die Schildwache — „sie werden gleich das Zeichen geben wegen der Suppe und einen Augenblick nachher ist Appell zum Exerciren. Da werdet Ihr die ganze Mannschaft aus der Kaserne marschiren sehen, und wenn Ihr gute Augen habt, ihn herauskennen. — Geht, trinkt unterdessen ein Glas Bier hier nebenan im Falken — und laßt mich nun in Ruhe, der Adjutant lauert da auf uns.“

Die Schildwache ließ die erstaunte Irien stehen, schlug mit der Rechten kräftig an den Gewehrkolben, warf den Kopf zurück und schritt wie ein stolzer Soldat auf und nieder, ohne sich nach der jungen Bäuerin umzusehen.

Diese blieb einen Augenblick in tiefe Betrachtung versunken, und quälte sich zu begreifen, wie es eine Missethat sein könne, einem Fremden den rechten Weg

zu zeigen. Der Schmerz begann ihre Seele zu überwältigen. Wie ungeduldig sie auch war, eine halbe Stunde zu warten, schien ihr nicht zu lange. Sie wollte bei dem Ausmarsch der Jäger in der Nähe des Thores der Kaserne stehen, und ihrer Achtsamkeit sollte auch nicht ein Einziger entchlüpfen. Sie sollte Jan sehen und erkennen; aber bei diesem hoffnungsvollen Gedanken verfinsterte sich plötzlich ihr Antlitz; es fiel ihr ein, daß ein Blinder unmöglich mit den Anderen marschiren würde. — Doch, was wußte sie davon? — Alles schien ihr hier so sonderbar und ungewöhnlich. — In ihren Zweifeln befolgte sie den Rath der Schildwache und wandte sich mit langsamen Schritten nach dem Falken. In der Herberge angekommen, forderte sie ein Glas Bier und setzte sich verschämt in einem Winkel neben dem Tische hin.

In der Wirthshausstube befanden sich acht oder zehn Soldaten, die neben dem Schenkstisch standen und mit lauter Stimme von Dienstsachen schwapten.

So wie das Mädchen eingetreten war, hatten sich Alle demselben zugewandt, und einander lachend ihre Bemerkungen mitgetheilt; da sie jedoch Französisch oder Wallonisch sprachen, so verstand Tien nicht, was man über sie redete, und obwohl die freien Blicke der Soldaten sie verlegen machten, lächelte sie doch und sagte:

„Guten Tag Alle mit einander, Freunde!“

Diese Soldaten schienen ihr wackere Leute zu sein, einen Einzigen ausgenommen, der älter war als die Anderen und mit einer Art von Herrschaft über sie

sich äußerte. Er trug grobe Handschuhe von sämischem Leder; die Knöpfe seines Kamisols glänzten wie Gold; die Commis-Mütze hing ihm auf das linke Ohr herab; sein stattlicher Schnurrbart war mit schwarzem Wachs in die Höhe gewichst; er stand mit zurückgebeugtem Oberleibe, die Hand in die Seite gestemmt, wie eine ewige Herausforderung. Fürwahr, es konnte nicht anders sein; dieser tropige Kriegsmann mußte Profosch oder Fechtmeister sein.

Sein Aeußeres und seine Haltung waren es nicht, die dem Mädchen eine so schlechte Meinung von ihm einflößten; aber daß er sie so unverschämt zwang, die Augen vor seinem strengen Blick niederzuschlagen und daß er so laut über sie zu spotten schien, das ärgerte sie; sie verbarg das Gefühl auch nicht, denn der stolze Jäger konnte wohl an ihrem Gesichte sehen, daß sie ihm nicht freundlich gesinnt war.

Während man einander so betrachtete, brachte die Wirthin ein Glas Bier für das Mädchen. Ein junger Soldat, mit mildem Blick und freundlichen Augen, näherte sich ihr, bot ihr sein Glas und sagte im Dialekt des Rempenlandes:

„Nicken, wir wollen anstoßen. Ihr seid sicher von der Seite von Antwerpen?“

„Nein, Kamerad, ich bin von der Seite von St. Antonis, von Schilde oder von Magerhalle, wie Ihr wollt.“

„Und ich bin ein Junge von Wechsel=ter=Zande; da sind wir ja, Nachbarn“

Heitere Freude erhellte des Mädchens Antlitz; es warf dem jungen Soldaten einen so liebevollen Blick zu, als hätte es einen Bruder in ihm gefunden.

Wittererweise hatten sich die anderen Jäger gleichfalls an den Tisch gestellt oder gesetzt; der Soldat mit dem aufgestrichenen Schnurrbart ließ sich so dicht neben Trien nieder, daß er fast ihre Seite streifte.

Trien konnte diese spöttische Zutraulichkeit nicht vertragen und zitterte wie vor Schreck. Sie ergriff die Hand ihres Landmannes und bat höchst freundlich:

„O, guter Freund, Ihr müßt bei mir sitzen bleiben, wenn Ihr so gut sein wollt, ich fürchte mich vor dem Wallonen. Wer meint er denn, daß ich sei?“

„Bah, bah!“ — antwortete der Andere — „es ist ein Windbeutel. — Laß ihn sich nur unterstehen und Euch anrühren, dann will ich schon meine Faust auf seinen Knebelbart legen, und wenn er auch hundert Mal Rechtsmeister ist.“

Durch diese Worte ermuthigt, wandte Trien sich dem Spötter zu und sagte dreist:

„Herr Soldat, ich möchte Euch bitten, etwas fort zu rücken. Was glaubt Ihr denn? Oder haltet Ihr mich für eine schlechte Dirne?“

Der Rechtsmeister schlug ein lautes Gelächter auf, schob jedoch seinen Stuhl etwas zurück, während er allerlei Spas machte, den das Mädchen zum Glück nicht verstand.

„Sagt, Freund!“ — fragte Trien ihren Be-

schüßer — „wie heißt Ihr, wenn ich es wissen darf?“

„Sus Gaerd.“

„Sus Gaerd? Si sieh, vor vierzehn Tagen haben wir Eurem Vater ein Kalb verkauft; ein schönes, buntes. Ich habe noch von dem Gelde in meiner Tasche.“ —

„Und was macht mein Vater? Ist er gesund?“

„Ganz gesund! Ein Mann wie ein Baum — jetzt fällt mir ein, daß er gesagt hat, Ihr wäret auch unter den Soldaten. — Aber kennt Ihr unseren Jan denn nicht?“ —

„Wie heißt er weiter?“

„Braems.“

„O Gott, als ob ich Jan Braems nicht kenne! Wir stehen in derselben Compagnie. Wir gingen stets zusammen aus, ehe er böse Augen bekam.“

Tiefgerührt ergriff ihn das Mädchen bei beiden Händen und seufzte:

„Seht, Freund, nun danke ich unserem lieben Herrgott dafür, daß ich in diese Schenke kam. Ihr werdet mich zurechtweisen, wo ich Jan finde, nicht wahr? Die Jungen aus unserer Gegend sind doch allzumal gute Menschen.“

„Gewiß! Ich werde Euch nach dem Hospital bringen. — Ihr wißt, daß er blind ist?“

„Leider ja“ — seufzte Arien — „aber in Gottes Namen, es ist nun einmal so! Wir haben viele Thränen deswegen geweint.....“

Die Soldaten hatten mit einer Art von Neid zu gesehen, wie sich so schnell eine innige Vertraulichkeit zwischen dem Kempener und dem jungen Mädchen bildete. Der Fehmeister vor Allen rutschte auf dem Stuhle hin und her und machte allerlei Geberden. Mittlerweile war er wieder ganz dicht an das Mädchen herangekommen und griff ihr mit der Hand nach dem Kinn, gerade als sie am wenigsten auf ihn achtete.

Der Bläming sprang auf und stieß Drohungen aus, aber Fien, deren Gesicht vor Zorn glühte, stand auf und schlug dem Fehmeister mit der flachen Hand so tapfer ins Gesicht, daß ihm der Kopf wirbelte *).

Sobald der Geschlagene sich von seiner Betäubung wieder erholte, verwandelte sich die Schenke in einen schrecklichen Kriegsschauplatz. Er ergriff eine Kanne und wollte dem Mädchen damit den Kopf zerschlagen; aber der junge Kempener war stärker als er, hatte ihn rasch bei der Kehle gepackt und ihm die Kanne aus der Hand gerungen. Die andern Kameraden sprangen hinzu und rissen die Kämpfenden aus einander, ihnen zurufend, daß Soldaten sich nicht mit der Faust schlagen dürften, sondern der Säbel entscheiden müsse.

Während Fien in der größten Angst und zitternd eine Fluth von groben Worten anzuhören bekam, die

*) Diese etwas rauhe Vertheidigungsweise ist unter den Kempenschen Bauermädchen etwas durchaus Gewöhnliches und wird als eine Pflicht der Ehrbarkeit betrachtet.

Soldaten sich zankend hin und her trieben und die Wirthin schrie, sie würde die Wache holen lassen, hörte man plötzlich ein anhaltendes Trommeln in der Ferne.

„Die Suppe! Die Suppe!“ riefen Diejenigen, die an dem Streite keinen Theil nahmen; — sie ließen die Andern stehen und eilten zur Schenke hinaus.

Der Fechtmeister stieß noch einige Drohungen aus und ging dann gleichfalls fort, indem er zu dem Kempener sagte:

A ching heures sol terraing! edj vindrai vos quérie! *)

„Gut, gut, Schwäger!“ antwortete der geforderte junge Mann mit spöttischem Lachen.

„Ach! Süßlieb, was habe ich für Angst ausgestanden“ — seufzte Fien, als sie sich mit ihrem Beschützer allein sah. — „Ist's nun abgemacht?“

„Abgemacht? Ich muß heute Abend mit dem Eisenfresser mich auf den Säbel schlagen.“ —

O Gott! und das um meinetwillen!“ — rief die Maid erbleichend und sichtlich zitternd.

„Das darf Euch nicht ängstigen, Kind, das ist zum Lachen. Es wird darauf hinauslaufen, daß wir zusammen trinken gehen; das ist für den Wallonen so eine Manier, um Genever zu bekommen, wenn er oben drauf ist. Das passiert ihm jede Woche nur

*) Wallonisch: „Um fünf Uhr auf den Fechtplatz; ich werde Euch abholen.“

Der Uebers.

zwei Mal und ist allgemein bekannt. — Kommt nur rasch, ich werde Euch nach dem Hospital bringen, wo Jan Draemé ist.“

Frien bezahlte ihr Bier und verließ die Schenke mit dem Soldaten. Er brachte sie schwabend zwei oder drei Straßen weit und verließ sie dann mit den Worten:

„Seht Ihr dort den Soldaten auf der Bank vor der Thür des großen Hauses sitzen? Nun, das ist das Lazareth. Ihr müßt den Soldaten anreden. Er wird Euch hineinlassen, wenn's möglich ist. — Kommt gut wieder nach Hause und viele Grüße an meinen Vater, wenn Ihr die Gelegenheit habt.“

„Seid tausend Mal bedankt, Freund!“ antwortete Frien und verließ ihn, um sich nach dem Hospital zu begeben.

Sobald die Jungfrau sich allein sah, bemächtigte sich eine tiefe Bekümmerniß ihrer Seele und es fehlte ihr fast der Muth, ein Wort an den Soldaten, der auf der Bank saß, zu richten. Als sie sich jedoch dem Lazareth näherte, glänzte ein freudiges Lächeln auf ihrem Gesicht. Es schien ihr, als kenne sie den Soldaten. Und wirklich, als sie noch einige Schritte von ihm war, rief sie ihn schon bei seinem Namen; es war Robe, von Listje dem „Hüfner“ — von dem Jan geschrieben, daß er Corporal geworden und hier saß er auf der Bank als Corporal-Planton.

Sobald er das Mädchen bemerkte, sprang er jubelnd auf, eilte zu ihm und rief mit froher Verwunderung:

„Wie, Friemjelielieb, seid Ihr es? — O Gott, wie freue ich mich, Euch hier zu sehen! Wie geht es Allen in unserm Dorfe? Ist meine Mutter genesen? Wie steht's mit Loken Verbaer's? Wissen sie dort, daß ich Corporal geworden bin? Und was hat Loken gesagt, als sie es vernahm?“

„Es geht noch allezeit gut,“ antwortete Friem. Gute Mutter war vorigen Sonntag schon in der Hofmesse: sie ist das Fieber los und man sieht es ihr schwerlich an, daß sie krank war. — Ich habe selbst im Vorbeigehen Loken gesagt, daß Ihr Oberst geworden seid.“

„Nun, und lachte sie nicht?“

„Nein, sie wurde roth bis in die Haarspitzen, aber sie war doch so vergnügt, daß sie nichts mehr sprechen konnte; ich habe ihr das an den Augen abgesehen.“

Kobe, der Corporal, senkte langsam den Kopf und sah zu Boden; der Ausdruck seiner Züge veränderte sich plötzlich; er fühlte auch, daß die Scham ihm die Wangen röthete und sein Herz rascher schlug. Das Geburtsdorf mit seinen Haiden und Feldern, der keusche Blick der Geliebten, das liebevolle Lachen der Mutter, die Sonntagsfreuden nach der langen Arbeit, die Kinder unter der grünen Linde, das Schwagen der zahmen Elster, das Bellen des Haushundes, das Klauschen der Tannen . . . dies Alles stieg frisch und lebendig vor seinen Blicken auf, dies Alles tönte lockend in sein Ohr und ließ ihn in die zauberhafte An-

„Schauung des Lebens, nach dem er sich sehnte, versinken“

„Was habe ich denn gesagt, Koke, das Euch betrübt?“ fragte Frien leise.

— „Ach Frientzlieb,“ — lautete die Antwort — „ich weiß es selbst nicht; mir stellte sich auf ein Mal unser Dorf vor die Augen, so deutlich, daß ich die Sonne auf den Thurm scheinen sah. Mein Vater war damit beschäftigt, die Stoppeln aus dem Felde zu harken, und meine Mutter stand dabei und ich hörte, daß sie von mir redeten. — Ich war ganz von Sinnen, aber nun ist's vorbei.“

„Kommt Koke“ — sagte Frien — „führt mich nun rasch zu Jan, er wird so froh sein, wenn er mich sieht!“

„Ihr wißt also sein Unglück?“ —

„Ach ja, ich komme um ihn zu sprechen und ihn zu trösten. — Laßt mich nicht länger hier stehen, sondern bringt mich gleich zu ihm.“

„Frientlieb, wie beklage ich Euch“ — seufzte Koke wahrhaft betrübt.

„Und warum?“ rief Frien — „Ach Koke, ach, Ihr macht mich ängstlich.“

„Unglückliche Frien!“ — erwiderte Koke — „es darf Niemand zu den Blinden und den andern Augenkranken gelassen werden; es ist uns bei schwerer Strafe verboten.“

Ein peinlicher Schrei erfuhr dem Mädchen, während es die Schürze vor die Augen brachte und weinend klagte:

„Ach Gott, ach Herr! Vier Tage lang soll ich gewandert und mich gequält haben, und ihn nun nicht sehen dürfen! Dann geh ich nicht lebendig von hier fort, dessen könnt Ihr sicher sein!“

„Frien, Ihr müßt nicht auf der Straße so heulen“ — sagte Kober — „sonst kommen die Menschen um uns herum und gaffen. Seid lieber still.“

Die Jungfrau trocknete sich mit einem Ausdrücke des Muthes und der Verzweiflung die Thränen und rief:

„Und wenn ich wie ein Dieb in dies Haus brechen müßte, und sollte ein Säbel mir das Herz durchstoßen, ich will ihn sehen und sprechen — sie sollen mich abhalten, wenn sie können!“

„Höret, Frienslieb“ — sagte der Corporal leise — ich kann vielleicht meine Treffen dadurch verlieren, aber ich werde Euch doch helfen. Haltet Euch still und thut, als ob Ihr von nichts wüßtet. Der Sergeant geht gleich mit dem Rapport zum Platzcommandanten; der Doctor ist schon da gewesen, und der Director ist nicht wohl, der kommt nicht in die Krankensäle. Wenn der Sergeant fort ist, bringe ich Euch sacht in das Blindenzimmer. Aber Frien, komme ich ins Loch und verliere ich meine Treffen, so sagt auch meiner Mutter und Losen, daß es aus Freundschaft und aus Barmherzigkeit geschah.“

„Seid gewiß, Kober“ — antwortete das Mädchen mit thränenfeuchten Augen — „ich werde Euch mein Leben lang dafür dankbar sein; laßt mich nur machen.

losen soll Euch einen Brief schreiben, so wie ich wieder zu Hause bin.“

„Sie kann nicht schreiben, Arien!“ — seufzte der Corporal.

„Desto besser kann ich's“ — entgegnete die Jungfrau — „dann werde ich es für sie thun; und ich werde Dinge hineinschreiben, daß Ihr vor Freunden in die Höhe springen sollt.“

„Seht, Arien, ich stehe hier nicht auf Schildwache; ich bin Planton und es ist mir verboten, mit den Leuten zu sprechen. Kommt, setzt Euch auf die Bank, ohne Euch etwas merken zu lassen, bis der Sergeant zur Thür hinausgeht; ich werde sagen, daß Ihr meine Schwester seid, sonst kommt er uns noch dazwischen. Laßt uns ein bißchen schwagen, über die Freunde daheim. Ist des Brauers Neel schon getraut mit der Ruhmagd vom Pachter Dierik? Ist das Füllen, das wir dem Baas in der Krone verkauft haben, ein schönes Pferd geworden?“

Sie setzten sich, absichtlich in einiger Entfernung von einander auf die Bank, und begannen von den Abwesenden zu plaudern.

Drinnen im Spital für Augenranke befand sich ein besonderes Gemach, dessen Fenster mit Läden von grünem Papier verschlossen waren, damit auch nicht ein einziger Sonnenstrahl hinein könne. Für Sehende war es ein abscheulicher Aufenthalt, denn ein trüberer

Ton als das dunkelste Schwarz überzog dort Alles mit peinlichen Farben, und das Herz des Betrachtenden fühlte sich beklemmt von Angst und Schrecken. Hier herrschte eigentlich weder Licht noch Finsterniß, aber man mußte sich erst an den tödtlich grünen Tag gewöhnen, wenn man irgend einen Gegenstand unterscheiden wollte. Oben drein, trotz dem, daß hier Menschen wohnten und von unsäglichem Gram litten, herrschte daselbst eine Todtenstille, die nur von Zeit zu Zeit durch Klagen über das schmerzhafteste Brennen der Augen mit Höllenstein unterbrochen wurde.

Längs den Wänden auf hölzernen Bänken saßen die Blinden wie eine Reihe Gespenster, unbeweglich und stumm in der Dunkelheit. Jeder von ihnen hatte einen langen grünen Lichtschirm vor, der Stirn und Gesicht so tief deckte, daß Niemand das Antlitz sehen konnte.

In der hintersten Ecke saß Jan Braems, mit gesenktem Haupte, schmerzlich träumend von Dingen, die er liebte und nie wieder sehen sollte. Seine Seele wollte in der Ferne, wo seine Eltern und Freunde wohnten. Unter dem grünen Lichtschirm spielte ein süßes Lächeln um seinen Mund, während seine Lippen sich rührten, als hielt er ein Gespräch mit unsichtbaren Wesen. Oben hatte er das Bild seiner guten Freundin aus der Erinnerung heraufbeschworen und sie gezwungen, das schüchterne Bekenntniß ihrer Liebe ihm aufs Neue in das Ohr zu flüstern, als sich plötzlich ein fast unhörbares Geräusch auf der Treppe vernehmen ließ.

Ihm schien, als sei sein Name genannt worden. Zitternd sprang er auf, wie von einer unsichtbaren Hand berührt, und sein Mund seufzte ohne seinen Willen: „Frien! Frien!“

Die Thür wurde draußen geöffnet und das Mädchen erschien mit dem Corporal auf der Schwelle des Zimmers. Frien erschrak, als sie in das dunkle Gemach schaute und die geisterhaften Schatten, mit den grünen Lichtschirmen verumhüllt, sitzen sah. Sie fuhr mit einem lauten Schrei zurück, aber Jan Braems hatte ihre Stimme erkannt und tappte mit vorgestreckten Händen tastend und suchend auf sie zu. Sie erkannte ihren unglücklichen Freund, eilte weinend auf ihn zu und schlang ihm beide Hände um den Hals.

Zuerst vernahm man nichts als: „Frien!“ — „Jan!“ mit dem Ausdruck der Liebe, des Mitleids, des Kummerd gesprochen. Weinend lag das Mädchen an der Brust des Jünglings und schien vor Rührung endlich ohnmächtig zu werden, denn ihr Kopf lag auf der Seite und ihre Hände hingen schlaff von den Schultern ihres unglücklichen Freundes herab.

Wüthend hatten sich die andern Blinden rings um die Jungfrau gestellt und betasteten sie mit den Händen, als wollten sie sie gleichfalls erkennen. Diese Berührungen weckten sie aus ihrer Verwundtheit. Sie zog Jan zurück und sagte erschreckt:

„Ach Gott, Janlieb, was ist das hier? Sage doch, daß sie mich in Ruhe lassen, sonst kann ich nicht hier bleiben.“

„Fürchte Dich nicht, Trien,“ antwortete Jan — „es ist nichts. Die Blinden sehen mit den Fingern. Sie befühlen Deine Kleider und wissen aus welcher Gegend Du bist. Sie meinen nichts Arges damit.“

„Ach, die armen Menschen!“ — seufzte Trien — „wenn es so ist, so verzeihe ich ihnen von Herzen; aber ich habe es doch nicht gern. Laß uns lieber in dieser dunkeln Ecke und auf die Bank setzen, Jan, ich habe Dir so viel zu sagen.“

Bei diesen Worten führte sie ihren Freund zu der Bank und setzte sich neben ihm hin, seine Hände in den übrigen haltend.

Das Gespräch, das sie nun begannen, mußte äußerst rührend sein, obwohl fast unhörbar; denn auf Triens Gesicht lösten helle Freude und Trauer und Thränen einander oftmals ab, und von Zeit zu Zeit sah man sie Jan's Hände mit innigem Gefühl drücken. Gewiß bemühte sie sich, den Balsam des Trostes in das Herz des Unglücklichen zu gießen; denn die wenigen vernehmbarcn Laute ihrer Stimme waren so zart und eindringlich süß, wie die süßesten Töne eines Liebesliedes. Auf Jan's Angesicht, der den Lichtschirm höher hinauf geschoben hatte, war ein eigenthümlicher Ausdruck von träumerischer Aufmerksamkeit und zugleich von Schmerz und Verzweiflung sichtbar, wie bei Jemandem der aus dem Abgrunde des Leides auf Worte lauscht, die ihm zwar sein Leid nicht vergessen machen, ihn aber doch einen Augenblick mit eingebildeter Freude täuschen.

Im Halbkreise umstanden die Blinden schweigend das gerührte Paar. Auch sie lauschten aufmerksam, um zu erfahren, was die Beiden sprachen und einige von den trostreichen Klängen aufzufangen.

Der Corporal war vor der Thür geblieben und ging auf und ab, von Zeit zu Zeit den Kopf in das Blindengemach steckend, um zu sehen, ob Fien noch nicht bereit sei, das Zimmer zu verlassen. Plötzlich erblaste er und in seinen Blicken war das heftigste Erschrecken sichtbar.

Er sah den Sergeanten die Treppe herauf kommen. — Ohne eine Bewegung zu wagen, ließ er ihn in das Blindenzimmer gehen und folgte ihm mit gesenktem Haupte wie ein Missethäter, der sein Urtheil erwartet.

Kaum ward der Sergeant das Mädchen gewahr, so brach er auch schon in einem Strom von zornigen Worten aus und rief endlich dem Corporal zu:

„Ha, Ihr habt hier Jemand Fremdes eingelassen. Und noch dazu ein Weib! Ich werde Euch augenblicklich ablösen lassen und vierzehn Tage Stadtprokosch für Euch fordern. Wenn Ihr Eure Corporalstreifen behaltet, so ist es nicht meine Schuld!“

Fien stand auf und sagte stehend zu dem erzürnten Sergeanten:

„O, Herr Oberst, seid doch barmherzig. Ich bin allein daran Schuld, durch meine Thränen habe ich ihn bewegt, mich einzulassen. Thut ihm nichts Böses, weil er so gutherzig ist . . .“

Das Haupt ungeduldig schüttelnd fiel ihr der Sergeant spöttisch in die Rede:

„So, was bedeutet das Alles? Ich kenne meinen Dienst und weiß, was ich zu thun habe . . . und Ihr, Mieser, augenblicklich hinaus! Und das schnell!“

Das Mädchen schien schmerzlich überrascht zu werden durch diesen unerwarteten Befehl; es merkte jedoch, daß das Ernst sei, und trat zitternd zu dem Sergeanten ihn ansehend:

— „Ach bitte, nur noch ein halbes Stündchen! Ich will sieben Vater unser für Euch beten und meine Hand küssen vor Freude“

„Kommt, kommt, macht dem dummen Spiel ein Ende!“ — schnauzte der Sergeant sie an — „Keine Minute länger!“

„Aber Gott, lieber Mann“ — schrie die betrübte Tien — „ich komme zu Fuß vom andern Ende des Landes, um unserem unglücklichen Jan Trost zu bringen, dem Armen, und Ihr wollt mich nun fortjagen? — Ich habe ihm fast noch nichts gesagt!“ —

„Geht Ihr oder nicht?“ — schrie der Sergeant, mit groben Worten drohend, die das Mädchen beben machten.

Die Thränen stürzten ihr aus den Augen, sie hob die gefalteten Hände zum Sergeanten empor und schluchzte bittend:

„Um Gottes willen, Freund, noch ein Viertelstündchen. Bringt mich nicht um! Habt doch Mitleiden mit einem armen Blinden; es kann Euch ja

auch zustoßen, Mann! — Würde es Euch das Herz nicht zerreißn, wenn Ihr Eure Mutter oder Eure Schwester wegzagen müßtet, wie einen Hund? Ach Herr Oberster, erbarmt Euch unser; ich will Euch mein Leben lang lieb haben dafür!"

Jan und die andern Blinden waren erzürnt über die Härte des Sergeanten und unterstützten des Mädchens Bitte. Das ganze Zimmer kam in Unruhe und Aufruhr und es war, als ob die Blinden sich gegen ihren unerbittlichen Vorgesetzten empörten. Dieser dadurch noch mehr erzürnt, drohte sie Alle auf Wasser und Brod zu setzen und ergriff plötzlich Trien bei dem Arm, um sie mit Gewalt aus dem Zimmer zu führen; sie bemerkte aber seine entschiedene Absicht, riß sich los, lief weinend auf Jan zu und schloß ihn mit lauten Klagen in die Arme. Eben so traurig, aber überzeugt, daß Nichts die Trennung verhindern könne, wollte der Jüngling sie trösten und sagte ihr hastig eine Menge von Dingen, die sie während ihrer leisen Unterhaltung vergessen hatten.

Der Sergeant war ihr jedoch eben so rasch gefolgt, und hatte sie wieder gepackt. Indem er die Hand auf ihre Schulter legte, wollte er sie von Jan losreißen, aber die jammernde Trien hielt ihre Arme wie ein eisernes Band fest um den Körper ihres blinden Freundes geschlossen und leistete der heftigen Gewalt des Sergeanten Widerstand. Dieser rief Koke zu, welcher bestürzt neben der Thür stand:

„Corporal! Was bleibt Ihr dort stehen? Hierher!

Ich befehle Euch, daß Ihr selbst die Bäuerin aus der Thür werft, oder Ihr sollt es mir theuer bezahlen. Spudet Euch!"

Kobe näherte sich dem Mädchen, sagte es am Arm und sagte:

„Frienlich, es thut mir weh, aber da kann Nichts helfen. Geht nur ruhig fort; sonst werfen sie Euch noch die Treppe hinunter. Die Consigne ist einmal so; der Sergeant muß thun was sein Dienst befiehlt.“

Frien ließ ihren Freund los, und den Kopf mit stiller Würde aufrichtend, trat sie, obwohl noch immer bitterlich weinend, auf den Sergeanten zu und sagte:

„Herr Oberster, ich will gehen; aber, Freund, vergeiht es mir und vergeiht es Kobe auch: Gott wird Euch gewiß dafür belohnen, denn es ist ein gutes Werk. Ihr habt doch auch ein Herz im Leibe und alle Menschen sind ja Brüder in der Welt. Nicht wahr, Herr Sergeant, Ihr werdet so gut sein und es vergessen? Ich werde Gurer in allen meinen Gebeten gedenk sein.“

Des Sergeanten Zorn legte sich, als er sah, daß man so demüthig seinen Befehlen Folge leistete; die süße Stimme und die eindringlichen blauen Augen der Maid hatten sein Gemüth erweicht, und er antwortete wahrhaft gutherzig:

„Nun denn, geht aber rasch fort — und wenn die Uebertretung verborgen bleibt, so will ich, aus Mitleid mit Euch, die Sache verschweigen und vergessen.“

„Ach, Ihr guter Mensch!“ — rief Irien — „ich wußte es wohl, Ihr sprecht ja auch Vlāmisch wie wir; ich gehe augenblicklich, nur noch ein einziges Lebe wohl!“

Sie umarmte nochmals den unglücklichen Blinden, der sprachlos ihren Abschiedskuß empfing, murmelte einige zauberhafte Worte in sein Ohr und wandte sich dann weinend und schluchzend der Thür zu. Dort drehte sie den Kopf und stieß dann einen schneidenden Schrei aus, indem sie wieder umkehren wollte und mit dem Sergeanten rang, der sie aber dies Mal gewaltsam festhielt. — Das Mädchen sah nämlich, daß sein unglücklicher Freund in der Ecke zu Boden gesunken war und mit dem Kopfe wie leblos auf der Bank lag. Dieser Anblick erschütterte dasselbe dermaßen, daß es vor Angst und Schmerz zitterte und wie wüthend mit dem Sergeanten rang, um sich frei zu machen. Dieser riß sie aber fort und machte die Thür des Zimmers hinter ihr zu.

Abgemattet, kraftlos und fast sterbend vor Verzweiflung, solglosam wie ein Märtyrer und beinahe gefühllos, ging sie zwischen dem Sergeanten und dem Corporal die Treppe hinunter und trat in den offenen Vorhof. Hier ließ sie sich bewusstlos fortstoßen und ziehen, denn ihre Füße verweigerten die Bewegung, welche sie von Jan entfernen mußte. Sie sagte indessen kein Wort; stille Thränen, die über ihre Wangen strömten, waren der einzige Beweis ihrer Schmerzen.

Auf der Schwelle von einer der Thüren, die zu

dem Vorhofe führten, stand eine reich gekleidete Frau mit edeln Zügen. Sie betrachtete aus der Ferne das weinende Mädchen, und schien begierig zu erfahren, was sich da zutrage. Je näher ihr Jene kamen, um das Thor zu erreichen, desto mehr drückte ihr Blick tief empfundenes Mitleid aus.

Arien ward es gewahr; ein Strahl der Hoffnung drang ihr in die Brust. Dies entging Koben nicht, er flüsterte ihr ins Ohr:

„Das ist die Frau von dem Vorgesetzten des Hospitals; o, ein so gutes Mensch. Sie ist von Antwerpen.“

Die Jungfrau schritt jetzt rascher fort und schien nun selbst Eile zu haben, zum Thore hinaus zu kommen; als sie sich aber in der Nähe der reich gekleideten Frau befand, lief sie plötzlich schreiend auf dieselbe zu, warf sich vor ihr mit ausgestreckten Armen auf die Kniee und rief:

„Ach, Frau! Hülf, Barmherzigkeit für einen armen Blinden!“

Die Frau schien überrascht und verlegen über diesen unerwarteten Kniefall; eine Weile betrachtete sie die junge Bäuerin, welche ihre schönen blauen Augen wie zu inbrünstigem Gebet auf sie gerichtet hielt, und unter Thränen hoffnungsvoll lächelte, als danke sie bereits für eine empfangene Wohlthat. Sie ergriff Arien bei beiden Händen, richtete sie auf und sagte freundlich zu ihr:

„Armes Mädchen! Komm herein, liebes Kind; was ist's, das Dich so betrübt?“

Mit diesen Worten und ohne auf den Sergeanten zu achten, der höflich die Hand an die Stirn legte, führte sie die Jungfrau in ihre Wohnung, und schob ihr einen Stuhl hin, um sich zu setzen.

Im Zimmer besand sich ein Offizier der Jäger, der vor einem Pulve stand und schrie; neugierig und theilnehmend sah er von seiner Arbeit auf und betrachtete das weinende Mädchen, erwartete jedoch ohne sich zu rühren eine nähere Erklärung.

Die Frau — sie war des Offiziers Gattin — faßte von Neuem die Hand der Jungfrau und sagte: „Komm, komm, Mädchen, tröste Dich nur; es soll Dir nichts Böses widerfahren. Sage mir, was Dich so erschreckt; ist es möglich, so werde ich Dir helfen.“

„Ach, Frau!“ — seufzte Iren, während sie die Hand ihrer Beschützerin mit Inbrunst küßte — „Gott wird Euch segnen für Eure Güte! Ich bin ein armes Bauermädchen von zwischen St. Antonis und Magerhal in den Kempen. Unser Jan hat sich festgeloost und ist Soldat geworden. Vor vier Tagen hat er seiner Mutter einen Brief geschrieben, daß er schlimme Augen habe, aber mir allein hat er geschrieben, daß er blind ist für sein ganzes Leben. Ich habe wohl zwei Stunden wie todt gelegen unter einem Viehbaum; aber seiner Mutter habe ich Nichts sagen dürfen, damit sie nicht vor Jammer stürbe. Am andern Tage früh Morgens bin ich barfuß fortgegangen, ohne den Weg zu wissen, um von unserm Dorfe nach Venloo

zu kommen; ich habe gefragt, mich verirrt und hin umhergelaufen, habe Schaam und Pein genug gelitten, bin Tag und Nacht gegangen, fast ohne zu essen und zu trinken, daß mir das Blut von den Füßen tropfte. Nachdem ich mich drei Tage abgequält wie ein verirrted Schaaf, komme ich hier an; ein Bursche aus unserm Dorfe, der Corporal ist, läßt mich aus Mitleid herein; ich sehe unsern Jan mit ausgelaufenen Augen, ich will ihn trösten — und da kommt der Sergeant und jagt mich fort. — Nun soll ich Jan nicht mehr sehen; ich muß ihn verlassen, den Armen, ohne Trost; o Frau, das ist doch ganz unmöglich. Bedenkt, wenn Ihr so gut sein wollt, was ich ausgestanden, um hieher zu kommen, und habt doch Mitleid mit dem unschuldigen Lamm, das dort im Dunkeln sich vor Schmerz aufzehrt und verschmachtet!"

„Ist er Euer Bruder?“ fragte der Offizier hinter dem Pulte.

Die Jungfrau senkte den Kopf um die Schaamröthe zu verbergen, die bei dieser Frage ihr Gesicht färbte.

Noch kurzem Schweigen schlug sie die Augen wieder auf und sagte:

„Herr! ich bin seine Schwester nicht; aber von Kindesbeinen an wohnten wir unter demselben Dache; seine Eltern sind die meinen; er liebt meine Mutter; sein Großvater hat mich getragen, als ich noch nicht laufen konnte; Arbeit, Verdienst, Freude und Leid, Alles haben wir gemeinschaftlich.“

Nach einer Pause senkte sie wieder den Blick zur Erde und sagte mit leiserm Ton:

„Seit er unglücklich ist, fühle ich auch wohl, daß ich nicht seine Schwester bin . . .“

Von den Worten des Mädchens gerührt, war der Offizier vom Pulse fortgegangen und hatte sich Trien langsam genähert.

„Armes Kind!“ seufzte die Frau — Du mußt Dir die Gedanken aus dem Sinn schlagen und Dich trösten über sein Unglück. Einen Blinden kannst Du doch nicht immer lieben!“

Trien zitterte vor Schmerz.

„Iha verlassen!“ — rief sie — „ihn vergessen, weil er für sein ganzes Leben blind und unglücklich ist! O Frau, seid so gut und sagt das nicht wieder; es zerschneidet mir das Herz wie ein Messer!“

Ein neuer Thränenstrom brach ihr aus den Augen.

Der Offizier wechselte einige Worte in französischer Sprache mit seiner Gattin. Er sagte ihr, daß ein Ministerialbefehl gekommen sei, welcher den Obersten die Macht verleihe, die erblindeten Soldaten mit unbeschränktem Urlaub zu ihren Gemeinden zurückkehren zu lassen, und dort einen bestimmten Abschied aus dem Dienste abzuwarten. Obwohl diese Maßregel erst binnen einigen Wochen ausgeführt werden sollte, so zeigte er sich doch bereit, einen Versuch bei dem Obrist und wen es sonst anging, zu machen, um für den unglücklichen Freund der Bäuerin ausnahmsweise noch an demselben Tage einen Urlaubsschein zu erhalten. Seine

Gemahlin trieb ihn an, diesen Plan auszuführen. Obwohl Erien nun nicht verstand was sie redeten, so merkte sie doch wohl, daß ihre Beschützerin ihren Mann zu etwas Gutem für sie antrieb; die halbgetröstete Jungfrau nickte bittend mit dem Kopfe, als wolle sie ihn zu diesem menschenfreundlichen Unternehmen er-
muthigen.

Der Offizier wandte sich zu ihr und fragte sie:

„Würdet Ihr Euch freuen, wenn Euer Freund mit Euch nach Hauseehrte?“

Ein unbeschreiblicher Ausdruck gemischter Freude und Angst erhellte plötzlich Erien's Angesicht. Ihre großen blauen, weit geöffneten Augen, schienen noch andere Worte aus dem Munde des Offiziers locken zu wollen. Endlich machte sie sich in Worten Luft:

„Freuen! froh sein?“ — rief sie — „ich werde fast närrisch über die Frage; o Herr, Herr, betrübt mich nicht mit solcher Hoffnung. Ich würde im Staube vor Euch kriechen und Euch die Füße küssen aus Dankbarkeit!“

Rasch ergriff der Offizier seinen Eschako, schnallte den Säbel um und ging fort mit den Worten:

„Habt nur guten Muth, Jungfer; vielleicht glückt es mir. Auf jeden Fall sollt Ihr Jan morgen noch sprechen, dafür werde ich sorgen.“

Einige unverständliche Laute des Dankes folgten dem Offizier bis auf den Vorhof nach; dann begann Erien innig ihrer Wohlthäterin zu danken, doch diese ließ ihr nicht die Zeit, um das Gefühl, von dem ihr

Herz überströmte, ganz auszusprechen. Sie lief nach der Küche und kam mit einer Nagd zurück, die ein Fischchen vor Irien hinschob und Fleisch, Brod und Bier darauf setzte, während Jene zu Irien sagte:

„Iss und trinke nur ruhig, Mädchen; es ist Du vom Herzen gegönnt.“

„Ach, das weiß ich wohl, Frau,“ — seufzte Irien — „aber womit hab ich das verdient? Es ist, als ob Ihr meine Mutter wäret. Möge Gott es Euch lohnen!“

„Du hast wohl schon seit lange nichts genossen?“ fragte die Frau.

„Zeit drei Uhr heute früh“ — antwortete Irien, mit wahren Hunger die Speisen genießend; „ich bin schon sieben Stunden gelaufen, aber nun danke ich dem barmherzigen Gott doch in allem meinem Jammer, daß er Euch so gut geschaffen hat, Frau.“

Lange bezugte Irien ihre Erkenntlichkeit, und lange noch tröstete die edelmüthige Frau sie mit solchen süßen und schwesterlichen Worten, denn der Offizier blieb wohl zwei Stunden lang aus. Irien hatte bereits ihre ganze Lebensgeschichte erzählt, und mit tiefer Anhänglichkeit von dem schönen und geliebten Kemyenlande gesprochen, wo Geist und Leib rein sind wie die Luft der sandigen Ebene, wo jedes Gefühl der Seele umfließen wird von dem Odem der Einsicht und Redlichkeit, wie die ewige Blüthenflur der Heide, die sich an jeglichem Morgen in balsamreichen Thümpfen badet

Die Frau fand ein inniges Behagen an diesem Bauermädchen, dessen ungekünstelte Sprache einen scharfen Verstand und ein reichbegabtes Herz verrieth. Mehr als ein Mal hatte Erien ihr Gemüth bewegt, und ihre Augen glänzten vor Rührung.

Während sie nun wartend da saßen und über das Landleben plauderten, war der Offizier zurückgekommen und mit dem Sergeanten nach dem Blindenzimmer hinaufgegangen. Nachdem sie einige Zeit bei den Unglücklichen verweilt, stieg er wieder die Treppe hinunter bis in den Vorhof. Jan folgte ihm mit dem Ranzen auf dem Rücken und einem Wanderstab in der Hand, von dem Sergeanten bis zu der Thür von des Offiziers Wohnung geleitet. Hier faßte der Letztere selbst den Blinden bei der Hand und sagte zu ihm:

„Dort drinnen ist Erien; sie erwartet Euch.“

Mit diesen Worten öffnete er die Thür.

Jan zog ein Papier aus der Brusttasche und rief, es hoch emporhaltend, mit freudigem Jauchzen:

„Erien, liebe Erien, ich darf mit nach Hause gehen! Ich brauche nicht mehr Soldat zu seyn: hier ist mein Abschied!“

„Es ist wahr, was er sagt“ — bemerkte der Offizier, als er sah daß Erien nicht wagte, es zu glauben.

Unterdeß trat Jan mit ausgestreckten Händen in das Gemach, aber Erien sprang ihm nicht entgegen. Das erschütterte Mädchen sank vom Stuhl und kroch auf den Knien zu ihrer Wohltäterin, die etwas

weiter hin auf dem Sopha saß. Mit ausgestreckten Händen und weinend, ihr dankbar in die Augen sehend, rief das Mädchen laut:

„O Frau, wenn Ihr nicht in den Himmel kommt, wer soll dann selig werden! Ich kann nicht reden! Ach, mir bricht das Herz — ich sterbe vor Freude. — Dank! Dank!“

Wirklich ließ sie den Kopf kraftlos in den Schooß der Frau sinken und umfaßte schweigend deren Kniee. Plötzlich aber erwachte sie aus dieser tiefen Nüßrung, sprang auf und lief mit lautem Jubel, in dem man nur den Namen des Jünglings allein vernehmen konnte und mit offenen Armen auf den Blinden zu.

Nachdem sie ihre Freude und Dankbarkeit ganz ergossen hatten, verließen Erien und Jan das Hospital, von den freundlichen Glückwünschen ihrer Wohlthäter begleitet.

Es war ein seltsamer Anblick, die blühende Bäuerin, welche den blinden Soldaten an der Hand führte, durch die Straßen von Venloo schreiten zu sehen. Alle Vorübergehenden blieben erstaunt stehen, nicht so sehr durch die Erscheinung des Unglücklichen, der mit dem Ränzlel auf dem Rücken und dem grünen Lichtschirm vor den Augen, neben dem Mädchen herlief, als durch den unerklärlichen Ausdruck von Stolz und Freude,

der dem Antlitz der Jungfrau etwas Edles und Wunderschönes gab, angezogen.

Die gute Trian war so glücklich, so stolz auf den Erfolg ihrer Aufopferung und ihrer Kühnheit, daß sie den Kopf hoch haltend und mit jubelnden Mienen dahinschritt, ohne die Augen vor den neugierigen Blicken der Bürger niederschlagen.

Sie hatte große Eile die Stadt zu verlassen, und trieb daher den Blinden an, schnell zu gehen. Der unerwartete Sieg hatte sie überrascht und erstaunt. Selbst jetzt konnte sie kaum daran glauben und fühlte noch dann und wann ängstliche Schauer, wie wenn sie fürchtete, daß man ihr den unglücklichen Freund wieder entreißen könnte.

Endlich erreichte sie das Stadthor; sie sah das freie Feld am fernen Horizonte, über welches der Weg nach ihrem Dorfe führte. Jetzt erst entfuhr ihrer Brust ein lauter Jubelruf. Dankbar wandte sie die Augen zum Himmel, machte das Zeichen des Kreuzes und sagte dann mit süßem Entzücken:

„Nun komm nur Jan! Nun sind wir frei!“

V.

Es war noch drückend heiß, obwohl der Schatten der Bäume sich schon beträchtlich auf dem Boden verlängerte; über Haide und Feldern schwebte noch der durchsichtige Odem des Sommers; kein Lüfchen löspelte im Laub; die Vögel saßen leuchtend und still zwischen den unbeweglichen Blättern; alle Stimmen der Natur schwiegen; so weit das Auge reichte, erblickte man weder Menschen noch Thiere; die Erde schien von Ermattung eingeschlummert zu seyn.

Am Rande eines einsamen Weges, überdeckt von den Zweigen junger Eichen, lag ein Soldat mit dem Kopf auf seinem Tornister und schlief. Seine Füße waren nackt; die Schuhe standen neben ihm.

Eine junge Bäuerin saß an seiner Seite und hielt ihren kummervollen Blick auf ihn gerichtet, während sie in tiefster Stille mit einem Birkenzweige die Aelgen von seinem Gesicht und seinen Füßen verjagte.

Der Soldat lag auf einem Bette von wildem Thymian, der rings um ihn her süße Düfte ausstrahlte. Die wilde Glockenblume neigte ihre Glöckchen

auf seine Stirn; tiefer, neben seinen Füßen, hob der himmelblaue Enzian seine prächtigen Kelche zu ihm empor.

Er muß schon lange der Rast gepflegt haben, denn seine Gefährtin blickte mit einer gewissen Unruhe nach der Sonne, als wolle sie an dem Gange der Himmessackel abmessen, wie weit der Tag vorgeschritten sei. Vielleicht entstand ihre Bekümmerniß aus einer andern Ursache. Wirklich bemerkte sie mit Betrübniß, daß die Sonne sich um die Ecke des Eichenholzes gedreht habe und einige ihrer Strahlen bereits mit voller Gluth auf den Körper des Schlafenden fielen. Ihre Verlegenheit wuchs; sie stand auf und warf die Blicke umher. Erst wollte sie die Zweige der jungen Eichen biegen und zusammenbinden, um die Ruhe des Soldaten zu schützen; aber dieser Versuch ergab sich als nutzlos, da die Sonne schon in gerader Richtung auf den Rand des Weges schien.

Mit der größten Stille und leise auftretend, kroch sie nun in das Gebüsch und schnitt mit einem Messer zwei lange gerade Zweige ab, stellte sich vor den Soldaten, und die Sonne betrachtend, als ob sie einen Plan berechnete, steckte sie die beiden Stöcke neben ihm in den Boden. Dann löste sie ihr Gürtelband und hing ihre Schürze wie eine breite Schattenwand vor das Angesicht des Schlafenden; worauf sie sich wieder mit dem Ausdruck der Zufriedenheit zu ihm setzte.

Geraume Zeit belauschte sie noch seine Ruhe und sein Athmen, als wolle sie die Schläge seines Herzens

zählen. Seine Augen konnte sie nicht sehen, denn ein grüner Lichtschirm verbarg dieselben.

Endlich machte der Soldat eine Bewegung, tastete ängstlich in die Runde, streckte die Hände aus und rief mit banger Stimme:

„Erien, Erien, wo bist Du?“

Das Mädchen ergriff seine Hand und sagte:

„Ach, Jan, hier bin ich. Beruhige Dich! Du zitterst? Was hast Du?“

„O, ich habe geträumt, Du wärest von mir gegangen“ — antwortete der Jüngling sich in die Höhe richtend. — „Gott, welch ein Traum! Der kalte Schweiß bricht mir noch davon aus.“

„Was das für Gedanken sind!“ — bemerkte die Jungfrau mit freundlichem Zorn. — „Desto besser, daß Du es geträumt hast, Jan; es ist ein sicheres Zeichen, daß ich Dich nie verlassen werde; Träume müssen immer umgekehrt ausgelegt werden.“ —

„Es ist wahr, Beste,“ — sagte der Soldat ihr die Hände drückend — „Gott wird Dich im Himmel dafür belohnen!“

Mittlerweile hatte das Mädchen die Riemen des Mäntels aufgeschnallt und ein Brod mit einem Stücke Fleisch herausgenommen. Sie schnitt das Brod in kleine Stücke, legte sie auf den Thymian und bedeckte sie dann mit Fleisch.

Zugleich sagte sie mit liebeichem Ton:

„Wie geht es Dir nun, Jan? Hast Du Dich ausgeruht? Hat Dich der Schlaf erquickt?“

„Müde bin ich nicht mehr, Trienlieb,“ — war die Antwort — „aber ich weiß nicht, ich bin so traurig von dem häßlichen Traume.“

„Das wird übergehen, Jan; es kommt von dem schweren Schlaf auf der Erde. — Ich habe hier den Tisch schon gedeckt. Willst Du essen?“

„Ja, mich hungert, Trien.“

Das Mädchen legte ihm die Stückchen Brod und Fleisch, eins nach dem andern in die Hand. Während er schweigend die dargereichte Nahrung zu sich nahm, betrachtete sie aufmerksam sein Gesicht und bemerkte einen eigenthümlichen Ausdruck der Muthlosigkeit und der Betrübniß auf demselben. Noch immer der Meinung, daß der schwere Schlaf die einzige Ursache dieser anscheinenden Trauer sei, machte sie keinen Versuch, sein Gemüth zu erheitern. Sobald sie ihm die letzten Stücke Brod gereicht, zog sie ihm die Strümpfe und Schuhe an. Der Soldat griff nach dem Känzel, aber die Jungfrau nahm ihn ihm.

„Nein, Trien, laß mich ihn jetzt tragen“ — bat er — „Du machst Dich zu müde. Es schickt sich auch nicht, daß ein Mädchen mit dem Känzel auf dem Rücken wandert; es muß so schon seltsam genug seyn, eine Bäuerin mit einem blinden Soldaten über die Haide ziehen zu sehen. Was mögen die Menschen davon denken?“

„Was kümmern uns die Menschen, Jan! Du, der Du nicht sehen kannst, ermüdest Dich hundert Mal mehr als ich; Du trittst ja fast bei

jedem Schritte fehl. Mir ist der Ranzen nicht zu schwer."

Sie nahm selbst wieder den Tornister auf den Rücken und führte nun reisefertig den Soldaten in die Mitte des Weges, indem sie ihm einen Stock in die Hand gab, dessen anderes Ende sie hinten auf ihrem Rücken hielt, damit der arme Blinde ganz genau in ihre Fußstapfen treten könne. Im Fortgehen sagte sie:

„Sollte ich zu rasch gehen, lieber Jan, so mußt Du es mir sagen, und laß uns ein wenig schwagen, es wird uns den Weg abkürzen.“

Da sie keine Antwort erhielt, so wandte sie sich, immer vorwärts schreitend, zu dem Jünglinge und bemerkte:

„Jan, Du mußt den Kopf nicht so hängen lassen, es greift Dir die Brust an.“

Der Blinde hob schweigend das Haupt in die Höhe, ließ es aber nach wenigen Schritten schon wieder sinken. Er war sichtbar in ernste Gedanken vertieft; dies war auch wohl die Meinung der Jungfrau, denn, obschon Betrübniß ihre Züge verdüsterte, sagte sie doch mit heiter klingender Stimme, als wolle sie ihn aus dem ihm beherrschenden Kummer wecken:

„O Jan, morgen Abend sind wir zu Hause! Das soll eine Lust sein. Deine arme Mutter denkt, Du schmachtest noch in dem dunkeln Siechhause. — Wie glücklich wird sie sein und Dich vor Freude küssen . . . Und Pauwken, der so viele Thränen vergoß, als Du weggingst zu den Soldaten! Wie

wird das Kind springen — und meine Mutter und Großvater. Mir dünkt, ich sehe sie schon mit offenen Armen Dir entgegenkommen . . . und der Ohe, das arme Vieh, wenn er Dich hört, wird er sich haben wie ein Mensch; denn ich kann es ihm noch täglich an den Augen absehen, daß er Dich nicht vergessen hat . . . und dann wird Großvater rasch das fette Kaninchen schlachten, und wir werden Alle zusammen schmausen wie Könige. Ach, ich wollte, ich säße schon dabei!”

So plaudernd sah sich die Maid oftmals um nach dem Blinden — der hinter ihr an dem Leitstocke herschritt, um die Wirkung ihrer Worte auf seinem Gesichte zu lesen. Ein zweifelhaftes Lächeln war die einzige Veränderung, die sie auf demselben bemerkte. Dieses Zeichen, wie gering auch immer, flößte ihr Muth ein, und obgleich der Jüngling nicht geantwortet hatte, fuhr sie doch fort:

„Und sind wir erst zu Hause, Jan, so werde ich immer bei Dir sein und Dich nicht verlassen. Ich werde Lieder laufen und sie lernen, um sie Dir Abends am Feuer vorzusingen; wenn ich aufs Feld arbeiten gehe, mußt Du immer bei mir sein, wir wollen während der Arbeit zusammen schwagen und was Du nicht sehen kannst, werde ich Dich mit den Händen fühlen lassen: dann wirst Du eben so gut wie ich wissen, wie die Frucht steht; Du sollst sie in Deinem Gemüth wachsen sehen. Ich werde Dich zur Kirche führen und mit Dir Sonntags Abends in der Krone

eine Kanne Bier trinken, damit Du die Freunde sprechen hörst. Es soll sein, als ob Du nicht blind wärest! Was sagst Du dazu! So ist es doch immer noch ganz gut!"

Eine Thräne fiel blinkend unter dem grünen Lichtschirm des Soldaten herab und rollte wie ein Thautropfen von seinen Wangen herunter auf den Weg. Er antwortete mit dumpfem Ton:

„Frienlieb, Deine Stimme ist so süß, daß sie mein Herz vor Gram beben macht. Wenn ich auf Deine lieben Reden horche ist mir's, als ob mein Schutzengel vor mir herginge; ich sehe Dich vor mir stehen; Du hast Flügel, Dein Leib ist so leicht wie die Sonne. Ich glaube, unser lieber Herr läßt mich durch meine blinden Augen sehen, wie Du später im Himmel wirst belohnt werden, für Deine unbegreifliche Güte.“

„Ach Jan, Du mußt nicht so sonderbar reden“ — antwortete die Jungfrau. — „Ich verlange nur eine Belohnung für meine Mühe und die ist, daß Du nicht so traurig sein sollst. Gestern warst Du doch weit fröhlicher.“

Der Blinde zog den Stock an sich, ergriff des Mädchens Hand, um neben ihr zu gehen und sagte:

„Frien, gestern war ich so froh, daß ich nach Hause lehren durfte. Aber seit diesem Morgen und während ich dort schlief, hat sich mir die Wahrheit gezeigt; jetzt nagt etwas an meinem Herzen, das ich Dir nicht verschweigen will. Gott würde mich

strafen, wenn ich Deine Liebe mit Begehrlichkeit lohnte!"

„Aber Jan, was ist Dir in den Kopf gefahren? Du machst mich so betrübt, daß ich kaum gehen kann. Sag mir nur, was Dir das Herz drückt; es ist doch wohl nur Einbildung!"

„Laß uns einmal mit ruhigem Gemüth darüber reden, Erien," — versetzte der Jüngling mit erstickter Stimme. — „Du bist schön, stark und gut von Herzen, kannst jede Arbeit thun, und Du solltest Dein junges Leben verstreichen und verloren gehen lassen, aus Liebe und Barmherzigkeit für einen unglücklichen Blinden? Und dann, wann unsere Eltern auf dem Kirchhofe liegen, wirst Du alt sein, allein und verlassen auf der Welt um meinetwillen." —

Das Mädchen weinte bitterlich, von dem trüben Ton seiner Stimme erschüttert; der Blinde bemerkte es nicht und fuhr fort:

„Erien, noch auf meinem Todtbette werde ich des Augenblicks gedenken, wo wir Abschied nahmen von einander; ich habe verstanden, was Deine lieben blauen Augen sagten und es hat mich glücklich gemacht in meinen Leiden. Selbst als der Doctor mir die Augen mit dem Höllenstein brannte, daß ich vor Schmerz schrie, standest Du vor mir mit derselben Röthe auf der Stirn, und ich fühlte noch Deine Hand in der meinen zittern. Ach, hätte der allgütige Gott mir nur ein einziges Auge gelassen, um für unser tägliches Brod arbeiten zu können, so wäre ich auf die Kniee

gefallen, Erien, um Dich um etwas zu bitten, das uns für unser ganzes Leben verbinden müßte, und ich hätte mich zu Tode gearbeitet, um Dich für Deine Güte zu belohnen. — Jetzt kann das nicht mehr geschehen. . . .“

„Aber um Gottes willen, Jan!“ — rief die Jungfrau voll Verzweiflung — „was redest Du denn da? Ichust Du es, um mich zu quälen? Ich begreife Dich nicht. Und was sollst Du denn haben auf der Welt?“

„Kummer und den Tod!“ — seufzte der Jüngling.

„Den Tod!“ — rief das Mädchen mit Bitterkeit. — „Du denkst wohl, ich werde Dich sterben lassen? Was meinst Du denn? Sprich deutlicher: ich kann die dunkeln Worte nicht vertragen! So will ich nicht weiter gehen. — Setze Dich hier etwas nieder, damit Dir die häßlichen Dinge aus dem Kopfe kommen.“

Sie führte den Blinden an den Rand des Weges, setzte sich mit ihm im spärlichen Grase nieder, legte den Tornister ab und sagte:

„Laß hören, Jan, sage gerade heraus, was Du meinst.“

„Ach, liebe Erien, Du begreifst mich wohl,“ — antwortete der Soldat — „Du willst Deine Jugend um meinetwillen abschwören. Kann ich denn verlangen, daß Du Dir Dein ganzes Leben verdirbst aus Güte für mich? Der Gedanke allein, daß Du dies thun willst, zerstreut mir das Herz. Wenn Du willst, daß ich mich trösten soll und heiter werden, so gelobe mir, daß Du mir Nichts mehr sein willst, als eine

Schwester; daß Du auf die Kirmesen gehen willst wie zuvor und gegen andere Bursche freundlich seyn in Ehrbarkeit"

Schluchzend unterbrach ihn die Jungfrau mit heißen Thränen:

„Jan, Jan, wie ist es möglich, daß Du so böse seyn kannst! Du zerschneidest mir das Herz wie ein Hentersknecht. Das habe ich von meiner Güte: Geh, such' Dir andere Burschen! Womit habe ich das verdient, oder was habe ich gesündigt?“

Jan suchte des Mädchens Hand und als er dieselbe erfaßt hatte, sagte er mit traurigem Tone:

„Ach, Trian, Du willst mich nicht verstehen. Hätte ich noch sechs Augen, ich ließe sie mir allesammt ausbrennen, um Dich zu lieben, ohne Dir Schmerz zu machen. Und doch ist Blindseyn ein Leid, das Niemand begreifen kann, so lange er das Licht sieht. Aber Gott würde mich sicher strafen, wenn ich Dein Leben zu meinem Vorthell verbrauchen wollte.“

„Und wenn ich Deinen häßlichen Rath befolgte, dann würdest Du mich auch vergessen, nicht wahr?“

„Vergessen!“ — seufzte der Blinde — „es ist immer Nacht um mich. Ich muß mein ganzes Leben lang denken und träumen. An wen, woran könnte es seyn? Nur an Deine Güte und was Deine Augen mir bei dem Scheiden sagten.“

„Und Du würdest Trian doch lieb behalten, wenn sie auch Deinen Wunsch erfüllte?“

„Allzeit, bis zum Tode.“

Das Mädchen wischte sich die Thränen aus den Augen. Ein ganz anderer Ausdruck zeigte sich in ihren Zügen; mit freudigem Stolz und heiterem Muth entgegnete sie:

„Und ich sollte Dich verlassen? Mit anderen Burschen zur Kirmse geben, während Du im Winkel des Herdes Wochen lang sähest und trauerdest und an mich dächtest? Jan, ich begreife nicht, wie Du das nur denken kannst! Würst Du es nicht, ich würde gewiß sehr böse darüber werden. Meinst Du denn, ich hätte kein Herz und würde Dich so ausgehoren lassen? Nein, nein, Du hattest mich recht lieb, als Du Deine zwei schwarzen Augen noch hattest; nun werde ich Dich auch lieb behalten, wenn Du auch Deine Augen verloren hast, Du Armer! — Und rede mir nicht mehr von anderen Burschen; es thut mir sehr weh; denn es ist, als hieltest Du nichts mehr von mir Wenn ich nur daran denke, rollen mir die Thränen über die Wangen.“

Jan drückte stumm, bewundernd und dankbar, dem Mädchen die Hand. Nach einigem Stillstehen sprach er seufzend:

„Frien, Du bist ein Engel auf Erden, ich fühle es wohl; Du allein kannst mich vergessen machen, was Gott mir genommen hat; aber es kann nicht seyn!“

„Ja,“ — entgegnete sie — „ich verstehe Dich wohl; Du willst sagen, ich soll in St. Anna's Orden kommen, eine alte Jungfer werden. Dem ist nicht so, ich will eine glückliche Ehe schließen und mich verheirathen, ehe das Winterkorn ausgesäet wird, siehst Du!“

„Heirathen!“ — murmelte der Soldat, innerlich heimlich betrübt — „o Frien, nun wird mein Gemüth beruhigt. Gebe Gott, daß Dein Mann Dich liebe, wie Du es verdienst. Du willst Dich also verheirathen? Mit wem? Ist es ein Freund aus dem Dorfe?“

„Jan, hast Du den Verstand verloren?“ — rief die Jungfrau so laut, daß es hinter ihr im Tannenwald widerhallte. — „Ich verheirathe mich. Du fragst mit wem? Mit Dir!“

„Gott! Mit mir? Mit einem Blinden?“

„Mit Dir! Mit Demjenigen, der sechs Augen darum geben würde, mich lieben zu dürfen.“

„O Dank, Dank für Deine äußerste Güte! Sei gesegnet für so viel Liebe, aber . . .“

Frien legte ihm die Hand auf den Mund und ersickte das ablehnende Aber, indem sie sagte:

„Schweig; Du hast da so ernsthaft gesprochen und ich habe zugehört, daß mir das Herz davon in der Brust springen wollte; laß mich nun auch einmal so sprechen. — Wenn Frien durch ein Unglück blind geworden wäre, würdest Du das arme Schaaf verstoßen haben? Und wenn sie fortführe, Dich zu lieben in ihrem Jammer, würdest Du ihr den Todesstoß gegeben haben, anderen Mädchen gut zu seyn? Nun, antworte mir darauf!“

„Ich darf nicht.“

„Du mußt, und gerade heraus sollst Du es sagen, Jan!“

„Ach, Erien, ich würde gethan haben, was Du jetzt thust; aber es kann doch nicht sein, liebe Freundin! Was würden die Menschen von mir sagen?“

„Es soll seyn!“ — sprach die Jungfrau mit Nachdruck — „gelobe es hier in meine rechte Hand, daß Gott es sehe, in Erwartung, bis der Priester über uns betet.“

Als der Soldat dies hörte, bedeckte er sich das Gesicht mit beiden Händen und ließ den Kopf langsam auf die Brust des Mädchens sinken; er wurde fast ohnmächtig vor Rührung und blieb stumm, bis Erien begeistert rief:

„Die Menschen! Wer recht thut, braucht sich nicht zu schämen! Und wenn ich mit Dir zur Kirche gehe, um das Jawort vor dem Altar zu sprechen, dann will ich stolz den Kopf emporheben und denken, daß Gott droben weiß, was böse und was gut ist. Und laß mich nur machen, ich will schon zeigen, was man kann, wenn Herz und Arme stark sind. Es soll Dir an Nichts fehlen, Zanlieb; dafür soll Erien sorgen; und sie wird bei Dir bleiben und Dich trösten und lieben und aufheitern, bis der Tod uns scheidet. Und so wollen wir mit unseren Müttern, mit Großvater und Bauwken leben, in Glück und Frieden wie zuvor. Ist es nicht so gut?“

Weinend und schluchzend küßte ihr der blinde Soldat die Hände. Er murmelte wohl noch einige Worte, um das liebevolle Anerbieten abzulehnen; aber sie sprach in befehlendem Tone:

„Jan, hier können wir nicht sitzen bleiben; wir müssen aufbrechen. Es wird schon dunkel seyn, ehe wir den Hof erreichen, wo ich vor vier Tagen geschlafen habe. Steh auf und geh nur fröhlich weiter. Ich will Nichts mehr von der Sache hören; was gesagt ist, bleibt gesagt. Laß uns jezt von anderen Dingen schwagen.“

Sie nahm den Tornister auf den Rücken, reichte Jan den Stock und Beide schritten nun still, aber fröhlichen Sinnes über die Haide fort.

VI.

Am andern Morgen bei Tagesanbruch war Irien schon wieder unterwegs mit dem Kängel auf dem Rücken und dem blinden Soldaten hinter ihr.

Das Gras der Seiten des Weges und die Kräuter der Haide glänzten im ersten Sonnenstrahl, als wären sie mit Diamanten bestreut gewesen, während die Spigen der Tannen, von dem Thau befeuchtet, sich wie mit Silber überzogen zeigten. Im Osten glühte der Himmel von Gold und Purpur; nach dem fernen Gebüsch zu flog der Dunst der Nacht in die Höhe und schwebte dort zwischen Himmel und Erde. Die Vögel waren erwacht und füllten die Luft mit ihrem Gesange; die emsige Biene umschwirrte summend den Thymian; Käfer, Schmetterlinge, Heuschrecken flogen lustig umher; Alles lachte bei dem Anbrechen des schönen Tages; Alles jauchzte der Ankunft des jungen Lichtes entgegen.

Auch das gute Mädchen fühlte sich unbewußt in gleicher Stimmung mit der Natur. Von Zeit zu Zeit sang es begeistert einige Töne des einen oder andern Liedes, oder sprach einzelne Worte, um dem Frohsinn in

seinem Herzen Raum zu geben. Der Soldat war lange schweigend fortgeschritten; endlich fragte er:

„Aber, Frienlieb, wie bist Du vergnügt! Gewiß, weil schönes Wetter sein wird? Ich kann es nicht sehen, aber ich höre wohl, wie die Vögel guten Tag rufen und wie die Bienen zu meinen Füßen summen und froh sind.“

„Nein, Jan, deshalb ist es nicht“ — antwortete das Mädchen — „tritt doch zu mir; ich muß Dir etwas Sonderbares erzählen. Es ist nur ein Traum und ich hätte ihn beinahe ganz vergessen; seit ich wieder heiter geworden bin, ist er mir ganz ins Gedächtniß zurückgekommen. Träumen ist doch angenehm, nicht wahr, Jan?“

„Mitunter.“

„Ja, ich meine, wenn es schöne Träume sind. Ich bin noch nie so glücklich gewesen, wie heute Nacht, wo ich schlief, und ich gebe meinen Traum nicht für zwanzig Kronthaler fort, und das ist doch erschrecklich viel. Es ist ärgerlich, Jan, daß Träume keine Wahrheit sind.“

„Was hast Du denn so schön geträumt, Frien?“

„Ja, Du bist auch dabei, Jan, das kannst Du Dir wohl denken. Ach, es ist so artig. Höre nur. — Die Wächtersfrau — das gute Mensch, Gott möge es ihr lohnen! — hatte mich in eine kleine Kammer zum Schlafen geführt. Als ich nun allein war, kniete ich und betete zur lieben Frau, die dort auf dem Hausaltar stand. Ich weiß nicht, wie lange ich kniete,

aber als ich aufstand, wirbelte mir der Kopf und ich verlor fast die Sinne, so schien es mir wenigstens. Der Mond war unterdessen aufgegangen und leuchtete so hell durch das Fensterchen, daß meine Kammer überall klar ausah und ganz fremd. Ich legte die Stirn an die Scheiben, um mir den Kopf etwas zu fühlen, und warf mich dann halb angezogen auf das Bett, um am nächsten Tage früh bei der Hand zu sein. Aber ich konnte doch nicht schlafen, denn der Mond schien mir gerade in die Augen und ich wurde immer geplagt, nach dem Mann mit seinem Reisbündel zu sehen, der darin ist. Ob ich endlich doch eingeschlafen bin, kann ich nicht sagen; allein es muß doch gewesen sein, denn höre nur, was mir widerfuhr. — Plötzlich bekam der Mond einen Mund und wunderschöne blaue Augen und fing an roth zu werden wie ein Apfel und lachte mir so freundlich zu, daß ich ganz davon ergriffen wurde. In meinem Leben habe ich keine Frau gesehen mit einem so schönen und lieblichen Wesen, denn gäbe es so eine auf der Welt, die Menschen würden gewiß vor ihr niederknien. Ich glaube es gewiß, doch höre nur weiter. — Allmählig wuchsen dem Mond Arme und Beine und ein langes Kleid mit großen, goldenen Blumen; auf seinem Haupte war eine silberne Krone von sieben blinkenden Sternen. Und nun war es plötzlich eine Frau, die ein Kind auf dem Arme trug, schöner als die Engelschen im Himmel. — Und, o Gott, Jan, es war die Unsere liebe Frau aus dem Kämmerchen, die lebendig geworden war, und mit unserm lie-

den Herrn auf dem Arme, der in der Luft mir zu-
lachte und winkte Nun kommt's noch artiger.
Wie sie in meine Kammer gekommen war, weiß ich
nicht, aber sie saß auf einem Stuhl am Fenster und
mit Deinen blinden Augen sahst Du die Unsere liebe
Frau auch, denn wir fielen zusammen auf die Knie
und streckten die Arme aus hinter den Scheiben, als
ob wir die Mutter Gottes anriefen. Da kommt sie
plötzlich leise, leise herunter, immer näher und näher
und gerade durch die Scheiben in die Kammer. Sie
sagte etwas ihrem Kindschen Jesus und das Kindschen
berührt Dir mit dem Finger die Augen und Du, Jan,
ruffst mit höchster Freude: «Ich sehe, ich sehe!» Ich
war so davon ergriffen, ich Aermste, daß ich im Schlafe
aussprang und aus dem Bett fiel und es war
nicht wahr. Ich hatte nur geträumt; denn der Mond
mit dem Manne darin stand noch am Himmel und
schien und das Unsere Liebfrauenbild stand noch ruhig
auf dem Altärchen Ist das ein glücklicher Traum? "

Sie schwieg und wartete auf eine Antwort. Der
Jüngling sagte nach kurzer Pause:

„Frien, wie kannst Du schön erzählen. Mein Herz
pupperte vor Vergnügen, während Du sprachst; ich
glaubte, ich sähe es geschehen, und als Du sagtest, daß
Unser Herr mir die Augen berührte, habe ich etwas
gefühl, das ich nicht beschreiben kann; und ich habe
Unsere liebe Frau gesehen, so klar und deutlich, daß
ich im Sande die goldenen Blumen zeichnen könnte,
die auf ihrem Kleide funkelten.“

„Was hast Du für Blumen darauf gesehen, Jan?“

„Große Rosen.“

„Ich auch; das ist wunderbar.“

„Und Lilien, wie vergangenes Jahr so viele in des Brauers Hofe standen.“

„Und ich habe auch Rosen und Lilien darauf gesehen. Aber wie ist das nur möglich? Mir steht der Verstand still davon.“

„Ach, Beste!“ — seufzte Jan — „täusche Dich nicht selbst mit einer falschen Hoffnung. Träume sind Schäume, sagt das Sprüchwort; es ist nur ein Trost, den Gott uns für die Reise zusendet.“

„Das ist dasselbe!“ — rief das Mädchen freudig — „mir dünkt, ich habe seit heute Nacht die Mutter Gottes noch lieber als zuvor . . . und wenn wir zu Hause sind, werde ich bei Küsters Mariane mir etwas Silberpapier ausbitten, um dem Wilde unter der Linde auch eine solche Krone mit sieben Sternen zu machen, und wenn wir in unserm Leben es thun können, soll das Wild auch ein Kleid mit goldenen Blumen bekommen. — Laß uns nun rascher fortschreiten, ehe die Sonne höher steigt, und nimm den Stock, denn der Fußweg wird schmal und holpericht. Ich glaube, wir haben uns verirrt über dem Erzählen.“

„Frienlieb, Du mußt auf den Weg achten; denn meine Kniee fangen schon an zu ermüden; ich fühle, daß ich heute nicht werde zehn Stunden gehen können.“

„Sei unbekümmert, Jan!“ — antwortete sie, langsamer gehend — „auf einer flachen Haide, wie diese,

findet man sich immer zurecht, und ich sehe dort in der Ferne zwei Thürme: Moll und Baelen, wie man uns heute Morgen gesagt hat."

„Wie weit sind sie wohl, Arien?"

„Wohl anderthalb Stunden. Kannst Du heute Morgen noch so weit gehen?"

„Ja, wenn wir dann und wann unterwegs ausruhen."

— „Du mußt es nur sagen, wenn Du müde bist. Wir wollen nur wieder schweigen, sonst wirst Du es noch früher . . ."

Die Sonne war mittlerweile hochgestiegen und begann ihr Licht wie einen Feuerstrom über die Haide auszugießen. Die Hitze ward so drückend, daß beide Reisende leuchten, während ihnen der Schweiß vom Gesicht floss. Der Soldat klagte jedoch nicht über Müdigkeit und schritt tapfer hinter seiner Führerin her. Er hatte die Stille noch nicht unterbrochen, als nur mit der Bemerkung, daß seine Augen ihm weh thäten, als ob die brennende Sonnengluth die Entzündung vermehre.

Nachdem sie eine gute Stunde Weges zurückgelegt, stand das Mädchen plötzlich still, ohne dem Blinden etwas zu sagen. Dieser fragte sie verwundert:

„Arien, was giebt's denn, daß Du so plötzlich still stehst?"

„Ja, Jan,“ — erwiderte Erien betrübt — „ich habe was Schönes gemacht. Gott weiß, wie lange wir schon vom Wege abgekommen sind, und da stehen wir nun vor einem breiten Wasser, das quer über die ganze Halde läuft, ohne daß ich irgendwo eine Brücke sehe.“

„Das ist ärgerlich,“ — seufzte Jan — „ich wurde schon so müde. Ist das Wasser tief?“

„Ach nein; es ist ein breiter Bach; den Grund kann ich ganz gut sehen; bis an die Kniee würde man wohl durchwaten können.“

„Laß uns es wagen, Erien, dann brauchen wir doch keinen Umweg zu machen.“

„Ja, aber es ist unmöglich, Jan, die Ränder sind so hoch; Du kommst weder herunter noch hinauf. — Komm, komm, aus der Noth eine Tugend gemacht!“

Sie führte den Blinden an den Rand des Baches, warf das Ränzel hinüber und stieg in das Wasser hinab; der Jüngling hörte es und fragte:

„Was willst Du thun, Erien?“

„Schlage Deine Arme um meinen Hals und halte Dich recht fest,“ — antwortete das Mädchen, während sie den Soldaten mit der Hand zu sich zog und ihn, trotz seiner Einwürfe, zwang, ihrem liebevollen Befehl zu gehorchen.

Sie trug dann die schwere Last durch das Wasser bis an das andere Ufer und sagte:

„Jan, dort am Rande steht ein Weidenbusch; fasse

die Zweige und hilf Dir daran hinauf, ich werde Dir schon beistehen."

Er that, was sie ihm sagte, und erreichte ohne Mühe den festen Boden. Frien trat zu ihm und schüttelte das Wasser aus ihren Kleidern. Der Blinde sagte zu ihr:

"Ach, Frien, Du bist die Güte und die Liebe selbst. Wie schmerzt es mich, daß ich Dir so viele Freundlichkeit und Barmherzigkeit nie lohnen kann."

"Nun, Jan, das ist wohl der Mühe werth, so viel davon zu sprechen," — fiel ihm das Mädchen in die Rede — „daß ich Dich durch das Wasser getragen habe. Die Sonne wird mir bald die Kleider wieder getrocknet haben. Komm nur wieder langsam mit; in einer halben Stunde sind wir bei dem ersten Thurm; das wird Moll sein; da ruhen wir uns aus."

"Ist das Wasser des Baches rein?" — fragte er.

"So klar wie Glas" — erwiderte die Jungfrau — „bist Du durstig? Warte, ich kann doch nur ein Mal naß werden und will Dir einen guten Schluck zu trinken geben."

Während sie dies sprach, schnallte sie schon das Feldesfesschen vom Tornister los, das darauf befestigt war; aber der Soldat bemerkte:

"Nein, Frien, deshalb nicht. Meine Augen stechen so peinlich; Du mußt mir etwas Wasser auf einem Luche geben, um sie zu waschen, das wird mich erfrischen."

Sie stieg in den Bach hinunter, füllte den kleinen

Kessel mit dem kältesten Wasser, ging dann zu dem Blinden, zog ein weißes linnenæs Tuch aus dem Busen und sagte zu ihm:

„Sehe Dich und laß mich Deine Augen auswaschen, sonst machst Du Dir Deine Kleider naß.“

Der Soldat gehorchte und setzte sich in das Gras, den Rücken der Sonne zugewandt. Erien nahm ihm den grünen Lichtschirm vom Haupte und säuberte seine geschlossenen Augen mit dem nassen Tuche. Da er ihr aussprach, daß diese Waschung ihm eine große Erleichterung und Labung verursache, so hörte sie nicht auf und benetzte ihm Gesicht und Stirn reichlich, bis er ihre Hand abwandte und zu ihr sagte:

„Halt ein, Erien, es ist genug.“

Als sie nur etwas auf die Seite trat, um den Lichtschirm zu nehmen, sprang der Blinde plötzlich mit einem eigenthümlichen Schrei in die Höhe und blieb, die Hände nach seiner Gefährtin ausstreckend, zitternd stehen, während unverständliche Laute seinem Munde entschlüpfen.

„Gott, Janlieb, was ist Dir?“ — rief die Jungfrau, erschreckt auf ihn zu eilend.

Aber wie verwirrt, drückte er sie sanft zurück und bat:

„Erien, Erien, geh wieder an denselben Platz, bitte, bitte!“

Erstaunt über den Ton seiner Stimme und die unbegreifliche Freude, die auf seinem Gesichte zu lesen war, that die Jungfrau, was er verlangte und stellte

sich einige Schritte weit von ihm hin. Er öffnete seine erstorbenen Augen und rief mit ausgestreckten Armen:

„Frien, o Gott! ich habe Dich gesehen! Mein linkes Auge ist noch nicht ganz todt!“

Wie vom Blitz gerührt, zitterte sie an allen Gliedern; mit schwankenden Schritten ging sie auf den Soldaten zu und sagte:

„Nein, nein, Jan, es ist nicht wahr! Tödtete mich nicht vor Freude. Das Sonnenlicht hat Dich betrogen, Du Armer!“

„Ich habe Dich gesehen,“ — rief der Soldat, fast wahnsinnig vor Lust — „im Schwarzen, wie ein Schatten. Mein linkes Auge ist noch nicht todt, sage ich Dir. O Frienlieb, es ist Dein Traum von dieser Nacht!“

Ein Schrei, so schnellend, als wäre er einer gesollterten Brust entfahren, drang aus dem Munde der Jungfrau, während sie zitternd mit zum Himmel erhobenen Händen auf die Knie sank und ein stilles, aber inniges Dankgebet zu Gott emporsandte. Der Soldat sah sie, obwohl undeutlich und in dunkeln Umrissen und kniete ebenfalls neben dem betenden Mädchen nieder.

Diese, in begeisterte Dankbezeugung versenkt, bemerkte ihn nicht und kniete eine Weile unbeweglich. Endlich, durch das Gebet selbst beruhigt, drehte sie den Kopf seitwärts und rief:

„Himmel! Du hast gesehen, was ich that?“

„Ich habe es gesehen!“ — jauchzte Jan.

„Ach, Unsere Liebe Frau!“ — seufzte Trien unter einer Thränenfluth, die jetzt erst aus ihren Augen brach — „das hast Du gethan, heilige Mutter Gottes! Aber ich werde es auch nie vergessen und alljährlich barfuß zu Deiner Ehre nach Scherpenheuvel wallfahrten.“

Nach diesem innigen Ausrufe schien die Kraft sie zu verlassen; sie schlug den Arm um des Soldaten Schulter und weinte stumm, den Kopf an seine Brust gelehnt. Der Jüngling war eben so tief gerührt; ihm fehlten gleichfalls die Worte, um die Gefühle, die sein Herz überströmten, auszudrücken. Eine ganze Zukunft der Dankbarkeit, der Liebe und des Glückes hatte sich seinen Blicken eröffnet und entzückte ihn mit dem Jau-berglanz eines seligen Lebens.

Endlich richtete Trien sich auf und band unter frohen Ausrufungen ihrem Freunde den Lichtschirm vor die Augen; sie nahm das Känzlel auf den Rücken und den Jüngling bei der Hand und Beide setzten nun mit leichten Schritten ihre Reise fort, während die Jungfrau sagte:

„O, Zanlieb, ich weiß nicht, wie mir zu Ruthe ist, aber ich möchte tanzen und springen vor Freude; jetzt könnte ich noch zwanzig Stunden gehen, ohne müde zu werden.“

„Mir ist's auch so, Trien,“ — antwortete der Soldat — „mir ist, als könnte ich fliegen! O, Beste, wenn mein linkes Auge wieder gesund würde! Welch ein Glück, welch ein Glück! Wenn ich daran denke, beklemmt es mir das Herz.“

„Gesund werden? Du wirst gesund werden! Dafür wird Unsere Liebe Frau im Himmel schon sorgen, Siehst Du nicht, daß Gott seine Hand dabei hat? Mein Traum diese Nacht!“

„Trientjelië, Trientjelië!“ — rief der Jüngling, ihr zitternd die Hand drückend — „ach, wenn es wahr wird, wie schön kann dann unser Leben auf Erden noch sein! Wir würden thun, was Du mir so freundlich versprochen hast, wir würden uns heirathen. Ich würde arbeiten wie ein Sklave, aber mit Muth und Glück; Du, meine allerliebste Frau, solltest Nichts mehr zu thun brauchen, als Dich zu pflegen . . .“

„Nicht doch, Jan,“ — fiel sie ihm lachend in die Rede — „meinst Du, daß ich mich an den Müßiggang gewöhnen könnte? Das würde ich Dir schon zeigen.“

„Das ist gleich,“ — entgegnete der Jüngling — „Du solltest nur thun, wozu Du Lust hättest, und weiter Nichts. — Und unsere Eltern, Trien, wie sollten sie sich bis zu ihrem Ende an unserer Liebe und Sorgfalt erfreuen. Ich würde die Scheidewand zwischen den beiden Hütten niederreißen und nur ein Haus daraus machen, damit wir Alle zusammenwohnen könnten. Das würde ein Himmelreich von Liebe und Freude seyn!“

„O, es ist schön, was Du da sagst,“ — seufzte sie gerührt — „die Scheidewand muß fort, sobald wir nach Hause kommen; und dann sollen Großvater und unsere Mütter und Väterken und Du und ich und

auch unser Vieh stets bei einander und zusammen seyn. Welch ein Leben, welch ein Leben!"

Frien schlug vor Freuden in die Hände wie ein Kind.

„Und dann,“ — fuhr Jan fort — „wir haben zu wenig Land in Pacht, um immer arbeiten zu können und vorwärts zu kommen. Ich werde einen Handel anlegen mit Tannenzapfen und allmählig mit Halbholtz und Reisbündeln. Da muß ein Bißchen im Verkauf gesorgt werden, wenn . . .“

Er dämpfte hier etwas die Stimme und sagte kaum hörbar:

— „Wenn es Gott beliebt, daß unsere Familie sich allmählig vergrößert. . . .“

Er schwieg, denn das Mädchen bedeckte sich die Augen mit den Händen und er hörte sie schluchzen und weinen.

„Warum betrüben Dich meine Worte?“ fragte der Soldat.

„Um Gottes willen, schweige doch von allen den schönen Dingen. Es sprengt mir das Herz, aber allein vor Freude . . . Jan, ich bin so glücklich, daß ich verrückt werde, wenn Du fortsetzest zu erzählen, welches Paradies uns auf Erden erwartet.“

„Und ich, Frien! Ich kann nicht schweigen; mein Herz strömt über. Laß mich nur fortfahren und sage Du auch etwas. So kommen wir voll Freude und ohne zu wissen wie nach Moll, wo wir rasten.“

Der Soldat begann aufs Neue seine frohen Pläne

zu entwickeln und zauberte der gerührten Jungfrau eine selige Zukunft herauf, in der Beide ihr ganzes glückliches Leben durchgingen und die Freuden schon im Voraus genossen.

Endlich erreichten sie den Ort. Fien gab Jan das Mäntel und Beide betraten, Hand in Hand, das Dorf.

VII.

Spät am Nachmittage wanderte Erien mit ihrem Freunde über die Haide, jenseits Gasterlee, wo sie die Nethe überschritten hatten. Beide waren schweigsam und betrübt, aber Keins hatte dem Andern seine traurige Gemüthsstimmung entdeckt; im Gegentheil, die wenigen Worte, die sie wechselten, waren noch Versuche, einander heiter zu erscheinen.

Dennoch aber hatte eine bittere Enttäuschung ihre Herzen mit Weh erfüllt.

Seit der Fortsetzung ihrer Reise hatte Erien bereits fünf oder sechs Mal die Augen des Soldaten gewaschen; an keinem Wasser kamen sie vorüber, ohne zu versuchen, ob es nicht die wunderthätige Kraft des ersten Haidenbaches besäße. Ach, ihre liebevolle Sorgfalt wurde für sie selbst und für den unglücklichen Jüngling ein Duell von Verzweiflung und Leiden.

Sei es, daß der Soldat sich selbst getäuscht hatte, als er wähnte, seine Gefährtin gesehen zu haben, sei es, daß das kühle Wasser und das Reiben mit dem Tuche die Entzündung steigerten, er sah von nun an

Nichts mehr, wie oft er sich auch bemühte, das Schattensbild seiner Freundin zu entdecken. Er konnte jetzt sogar das Licht nicht mehr vertragen und schloß unter heftigen Schmerzen die Augen jedes Mal, wenn Trien ihm den Lichtschirm vom Kopf nahm.

So befestigte sich denn unabwiedlich in Beider Gemüth die schreckliche Ueberzeugung, daß eine häßliche Täuschung sie betrogen und die Blindheit vollständig und unheilbar sei. Wohl blieb noch die Hoffnung wie eine glückliche Ungewißheit auf dem Grunde ihres Herzens, aber sie vermochte nur von Zeit zu Zeit einen flüchtigen Strahl in die stille Verzweiflung zu senden und machte dann durch die daraus entspringende Gemüthsbewegung den Schmerz noch heftiger.

Eine andere Ursache stimmte ihre Seelen gleichfalls traurig und sorgenvoll. Seit dem Morgen hatten sie bereits acht Stunden Weges zurückgelegt und waren äußerst ermüdet, namentlich fühlte sich der Soldat, der auf dem Wege oft fehltrat, erschöpft und kraftlos. Fast gefühllos und ohne Besinnung schwankte er an dem Stocke hinter seiner Freundin fort und hielt sich, mit schlaffen Gliedern vorüber gebeugt, wie ein unbeseeltes Wesen. Seine Füße waren wund, und hätte er das Bewußtsein nicht ganz verloren, so würde er gefühlt haben, daß warme Tropfen in seinen rechten Schuh fielen, denn aus seiner Ferse sickerte das Blut.

Trien war nicht minder abgemattet; doch schritt sie vorwärts, ohne etwas zu sagen, selbst ohne sich nach dem Soldaten umzusehen. Das arme Mädchen wagte

nicht zu reden. Sie hatte keinen Trost mehr im Herzen, ihre selige Hoffnung war verschwunden, ihre Aussicht auf Glück erblichen. Eine unaussprechliche Freude hatte sie beinahe wahnsinnig gemacht, als die Zukunft sich so herrlich vor ihren Augen erschloß, aber eben dadurch wirkte auch der Schmerz der Entzauberung tausend Mal stärker und hielt sie, wie muthig sie sonst auch war, jetzt wie eine Sklavin gebeugt unter dem Joch einer unendlichen Muthlosigkeit. — Was konnte sie denn sagen, um ihren Freund in seiner Verzweiflung aufzurichten? Sollte sie von seinen Augen reden und ihr eigenes Gefühl belügen? Sie konnte es nicht; es hätte ihr Herz und sein Herz zerrissen, gleich einem bittern Spotte.

Deshalb ging sie stumm und mit trägen Schritten weiter, in die traurigsten Betrachtungen versenkt und ihren eigenen Zustand fast gar nicht bemerkend.

Nach einer guten halben Stunde des tiefsten Stillschweigens sagte der Soldat plötzlich mit einem schmerzlichen Athemzuge:

„Frien, halt ein, ich kann nicht mehr!“

„Ich bin auch zu Ende,“ — antwortete das Mädchen, ohne sich umzusehen — „wir wollen etwas ruhen und diese Nacht dort in jenem Dorfe schlafen.“

„Ach, bleibe stehen!“ — riefte der Blinde.

„Wir sind ganz nahe bei einem Hofe; noch zwanzig Schritte, Jan; dort ist ein schöner Buchenhag. Dort sitzen wir im Schatten.“

„Um Gottes willen, geh dann schnell.“

Ihn bei der Hand fassend, führte sie ihn nach dem Buchenwäldchen, so daß er diesem den Rücken zuwandte, und ließ ihn dort sich setzen.

Der Jüngling fiel senkrecht auf das Gras hin und bog den Kopf vorn über . . .

Hinter dem Blase, wo der Soldat und seine Gefährtin sich befanden, war eine Laube in dem Hag angebracht. In derselben saß ein Mann, der in einem Buße lag. Er mußte sehr alt seyn, denn tiefe Runzeln furchten sein Antlitz und die wenigen Haare, die wie eine Krone seinen Schädel zierten, waren weiß wie Schnee. Ein bis oben zugeknüpfter Rock und ein Ehrenzeichen auf der Brust gaben ihm das Ansehen eines verabschiedeten Offiziers.

Als er hinter sich das Geräusch hörte, das die beiden Reisenden machten, wandte er sich um und sah durch das Laub einen Soldaten und eine Bäuerin mit einem Känzel auf dem Rücken. Dieser Anblick überraschte ihn anfangs, doch dachte er, es sei eine Schwester, die ihren Bruder nach Hause geleitete und ihm aus Liebe seine Last abgenommen habe. Nichtsdestoweniger bewunderte er diesen einfachen Beweis der Zuneigung und lächelte mit freundlicher Theilnahme, während er die Ruhenden betrachtete.

Trien hatte sich mittlerweile neben dem Blinden hingesezt und sagte zu ihm:

„Jan, Du bist so still und traurig! Was fehlt Dir? Du bist müde, nicht wahr? Das wird schon vorübergehen!“

Da sie keine Antwort erhielt, fuhr sie mit freundlichem Tone fort:

„Ach, sei nur getrost und denke, daß wir morgen zu Hause sein werden. Von Venloo bis hieher sind an die zwanzig Stunden Weges Noch drei Stunden, und wir sind in unserm Dorf. Wenn wir morgen früh ausbrechen, können wir den kurzen Weg wie einen Spaziergang abmachen. Wir haben doch Grund zufrieden zu sein, denn es ist wirklich ein großes Glück, daß ich Dich von den Soldaten fort und nach Hause bringen durfte. Und was das Uebrige betrifft, ich werde schon machen, daß Du nicht viel Verdruß in Deinem Leben haben sollst, Janlieb! Warum sprichst Du denn gar nicht?“

Der Jüngling zwang sich, Odem zu schöpfen, und sagte seufzend:

„Mir pocht das Herz und meine Augen brennen so sehr laß mich ruhen.“

Einige Augenblicke verstrichen, ohne daß das Mädchen die Stille unterbrach; allmählig begann sie die Meinung zu fassen, daß es eher Betrübniß als Ermüdung sei, was ihren Freund niederdrückte. Edelmüthig bezwang sie ihren eigenen Schmerz, um dem Blinden Trost einzusüßen, und sagte mit fröhlicherm Tone:

„Aber, Jan, Du bist doch sicher, daß Du mich gesehen hast? Das macht mich glauben, daß doch noch Leben in Deinem linken Auge seyn muß, obwohl Du jetzt wieder ganz blind bist; das kommt von der Hitze, die Dir die Augen entzündet hat. Habe nur Geduld,

bis wir zu Hause sind; wir wollen etwas neues Korn verkaufen und den Doctor von Wyneghem kommen lassen. Der wird Dich kuriren, denn er hat schon andere Wunder gethan an Menschen, die bereits mehrere Tage ganz todt da lagen. Denke nur, Jan, morgen sehen wir Deine Mutter und Großvater und Bauwerklen, und dann führe ich Dich zu allen Freunden, um ihnen guten Tag zu sagen. Wenn Du ausgeruht hast, werden Deine Augen nicht mehr stechen und Du wirst wieder ein Bißchen sehen. Und wir beten dann zusammen unter der Linde, um Unserer Lieben Frau zu danken für ihre Barmherzigkeit; denn, zweifle nicht daran, Jan, sie hat mich erhört und wird . . . Was ist das? Ich sehe Blut auf Deinem Strumpfe! Weh mir! Und Du, unglückliches Schaaf, Du sagst gar Nichts davon?"

Hastig zog sie ihm den Schuh und den Strumpf aus und trocknete ihm den Fuß vom Blut mit ihrem weißen Brusttuch. Darauf wollte sie ihm sagen, daß es nur eine unbedeutende Wunde sei, aber kaum hatte sie die Augen zu ihm aufgeschlagen, so zitterte sie wie Espenlaub und rief ängstlich:

„Jan, Freund, was ist Dir? Du wirst so bleich!“

Der Jüngling seufzte mit schwacher Stimme:

„Ach, ich weiß nicht; mir bricht das Herz; es ist, als ob ich stürbe . . .“

Ein schweres Zittern durchlief seine Glieder, sein Kopf sank ohnmächtig auf seine Schulter und seine Arme fielen ihm schlaff vom Leibe auf das Gras.

Unverständlich schreiend legte Irien ihre Hände an seine entfärbten Wangen und wollte ihm den Kopf aufheben, während sie voll Verzweiflung rief:

„Jan, Jan! Ach, der Arme! Er ist todt! Wasser, Wasser! Hülfe, Hülfe!“

Bei diesen Worten sprang sie empor, blickte wie wahnsinnig in die Runde und lief von einer Seite nach der andern, um zu sehen, ob sie nirgends Wasser entdecken könne. Da ward sie plötzlich hinter dem Waldschen ein offenes Gatter gewahr, das zu einem Hofe mit einem Herrenhause führte. Dieser Anblick entlockte ihr einen Schrei der Freude und sie eilte so rasch sie nur konnte dahin, um sich auf dem Landsitz Hülfe zu erbitten.

Während sie nun auf den sich schlängelnden Pfaden des Blumengartens sich dem Eingang der Wohnung näherte, sah sie aus derselben zwei Männer auf sie zu kommen. Der Eine war ein alter Herr mit schneeweißem Haar und einem Ehrfurcht gebietenden Antlitz; der Andere, gleichfalls bejahrt, schien noch sehr kräftig zu seyn. Eine breite Narbe, wie von einem Säbelhiebe, lief dem Letztern von der Stirn herab über Mund und Kinn und gab seinen Zügen etwas Bitteres. Er trug einen Krug, ein Paar Gläschen und etwas Leinwand. Es mußte ein Diener des alten Herrn seyn, denn er folgte ihm still in einiger Entfernung.

„O mein Herr!“ — rief Irien verzweifelt — „gebt mir doch etwas Wasser oder Grog! Dort hin-

ter dem Hag liegt ein armer, blinder Bursche; er ist ohnmächtig geworden. Um Gottes willen, Herr, seid barmherzig; thut ein gutes Werk und geht mit mir. O, wenn Ihr so gut seyn wollt!"

Der Greis lächelte mittheilend und antwortete mit großer Ruhe, das Mädchen bei der Hand fassend:

„Sei ruhig, mein Kind; es ist Nichts. Wir sind auf dem Wege, um ihn zu heilen. Du brauchst nicht ängstlich zu seyn, es ist nur eine gewöhnliche Ohnmacht. Dein Freund hat sich zu sehr angestrengt. Komm nur und traure nicht.“

Erten verstand beinahe nicht, was er sagte; es schien ihr so wunderbar, die Hülfe in Bereitschaft zu finden, ohne daß Jemand im Herrenhause den Vorfall gemeldet hatte, daß sie in ihrer Einfalt wieder die gütige Vermittelung der Mutter Gottes zu entdecken meinte. Mit frohem Erstaunen starrte sie dem Greise in das freundliche, trostreiche Gesicht, das ihr schützend zulächelte. Rasch gehend, sagte derselbe zu ihr:

„Du bist ein braves Mädchen, meine Tochter, daß Du einem armen Soldaten solche Liebe zeigst. Woher kommst Du denn mit ihm? Von Venloo, nicht wahr?“

„Ja, von Venloo, mein Herr; es ist sehr weit von hier.“

„Und hast Du die ganze Zeit den Tornister getragen, den Du noch auf dem Rücken hast?“

„Ach, Herr,“ — seufzte die Jungfrau still weinend — „der Arme ist blind und kann nicht gut gehen, weil er den Weg nicht sieht. Wir waren eilig; ich

bin stark und gesund Gott! Seht, da liegt er; weiß wie der Tod!"

Ein Thränenstrom stürzte aus ihren Augen. Die Hände bittweise zusammenschlagend, rief sie betrübt und flehend:

„Er wird doch nicht sterben, Herr?"

Lächelnd schüttelte der Greis den Kopf und trat zu dem Jüngling. Der Knecht setzte die Flaschen auf die Erde, hob, ohne einen Befehl zu erwarten, den Kopf des Soldaten mit der einen Hand in die Höhe, während er ihm mit der andern die Halsbinde aufschnallte und die Kleider über der Brust öffnete. Unterdeß wusch der alte Herr dem Kranken das Gesicht und die Wulste.

Erin kniete neben ihnen und sah weinend die Fürsorge, welche die beiden Unbekannten für ihren unglücklichen Freund trugen.

Sie merkte bald, daß diese Männer gewohnt seien mit Kranken umzugehen und zweifelte nicht mehr daran, der alte Herr sei ein Arzt.

Dieser Gedanke tröstete sie und flößte ihr Muth ein; Dankbarkeit und ängstliche Erwartung drückten sich mit einem eigenthümlichen Lächeln, das durch ihre Thränen schimmerte, auf ihrem Gesichte aus. Noch mehr erstaunte sie, als sie die folgenden Worte hörte:

„Major," — sagte der Knecht — „das ist wie bei Sabijana de Alba in Spanien. Mir wird ganz traurig zu Muth, wenn ich daran denke."

„Unser armer Freund, der Capitain Steens, nicht

wahr?" — antwortete der Herr mit einem Seufzer —
 „die Ohnmacht ist tief! . . . Reich' mir das Gläschen.“

„Ja, mir ist, als ob ich es noch sähe; der Capitain lag auch so, an einem Citronenbaum; aber er hat seine Gebeine zu Vittoria gelassen. Das war ein Hauen, Stechen, Schießen und Schneiden! An dem Tage haben wir Manden aufgehoben und verbunden. Ich war voll Blut vom Kopfe bis zu den Fehen und Sie auch, Major!“

„Das Herz fängt wieder an zu schlagen . . . er wird gleich zu sich kommen.“

Der Diener hob mit dem Finger des Jünglings Augenlider und sagte:

„Er ist blind! Das alte Soldatenübel! Wir kennen die Blage. Aber besehen Sie einmal das linke Auge, Major; das ist noch nicht ganz fort, wie mir scheint.“

„Ein froher Schrei entfuhr der Brust des Mädchens. Sie hatte die Rückkehr des Lebens auf dem bleichen Antlip ihres Freundes belauscht und mit klopfendem Herzen gesehen, daß eine leichte Röthe, von innen nach außen dringend, ihm die Wange färbte. — Jetzt bewegte er sich auch.“

Als er gleich darauf wieder zu sich kam, betastete der Blinde die Kleider der Weiden, die sich seiner angenommen, und seufzte ängstlich:

„Wo bin ich? Was ist mit mir geschehen?“

Und die Hand weiter in die Munde ausstreckend, rief er klagend:

„Frien, Frien, wo bist Du?“

Jauchzend ergriff die Jungfrau seine Hände und sagte:

„O Jan! Danke Gott, daß Du hier gefallen bist. Es ist ein Glück; gute Menschen sind bei Dir. Sie sagen auch, daß Dein linkes Auge noch nicht todt ist.“

„Wer Ihr auch seid, unser Herrgott möge Euch segnen für Eure Barmherzigkeit!“ — sprach der Jüngling.

„Kamerad!“ — fiel ihm der Knecht in die Rede — „wir wollen einmal versuchen, ob wir nicht aufstehen können. Habt nur guten Muth; es wird schon gehen.“

Er faßte den Soldaten unter dem linken Arme, während der alte Herr ihn gleichfalls auf der andern Seite unterstützte. So halfen sie Beide dem Blinden auf seine Füße.

In der Meinung, daß die Dienstwilligkeit der Beiden hier enden müsse, lächelte Frien freundlich und sagte mit leuchtenden Blicken:

„Meine Herren, ich bin ein armes Bauermädchen und unser Jan ist auch nicht reich; aber seid versichert, wir werden unser ganzes Leben Eurer gedenken in unsern Gebeten und Euch segnen für Eure Güte. Gebt Euch nun keine Mühe mehr; laßt ihn nur auf dem Rasen liegen, daß er sich ausruhe. Ich werde ihm Lächer um die Füße schlagen. Wir müssen nach dem Dorfe, dort wollen wir über Nacht bleiben. Gott

schenke Euch Gesundheit und Glück auf Erden und hernach die ewige Seligkeit im Himmel!“

„Nein, so nicht!“ — antwortete der Greis — „folgt mir. — Ihr seid wackere Leute; ich will nicht, daß Ihr Euch durch die Reise abmattet. Der junge Kamerad soll nicht fortziehen, ehe er seine Kräfte wieder hat. Wir wollen sehen, ob ich Nichts thun kann, um Deine edle Aufopferung zu belohnen.“

„Wir haben noch einige Flaschen alten spanischen Wein, der einen Todten würde auferstehen machen,“ — setzte der Knecht hinzu. — „Das ist die einzige Medicin, die er braucht. Warte nur, meine Tochter, binnen einer Stunde kennst Du ihn gar nicht mehr.“

„Ach, meine Herren,“ — stammelte die Jungfrau — „thut nach Eurem christlichen Herzen; wenn ich Eure Güte sehe, kann ich kaum noch sprechen vor Rührung. Habt tausend Dank, Ihr lieben Menschen!“

Auf beiden Seiten durch den Herrn und Diener unterstützt, wandte Jan mit langsamen Schritten fort. Als sie in den Garten kamen, begab sich das Mädchen an die Seite des Dieners und fragte ihn leise:

„Sagt, Freund, ist Euer Herr ein Doctor?“

„Doctor?“ — antwortete der Knecht — „Er ist Chirurgien major unter Napoleon gewesen. Wir haben mehr Beine und Arme abgeschnitten als hier auf diesem Wege liegen können, und das ist nicht wenig.“

„Kann er auch die Augen kuriren, Freund?“

„Ja, ja, und besser, mit Deiner Erlaubniß, als die gegenwärtigen Chirurgen. Es sind bitter Wenige

übrig geblieben von den tapfern Kameraden aus Spanien, sonst würden noch Viele herumlaufen, die ihm das Gesicht verdanken.“

„Ach, Ihr guter Mensch, Ihr müßt ihn einmal recht demüthig bitten, daß er unsern Jan's Augen besuche. Gott weiß, ob er sie nicht heilen kann!“

„Laß nur gut sein, Töchterchen, das wird er schon thun. Er hat die Soldaten lieb. Jan wird sobald von hier nicht wegkommen.“

„Und wenn Ihr etwas dabei thun könnt, oder ein gutes Wort dafür einlegen, so werde ich Euch sehr dankbar sein.“

„Darum braucht Ihr mich nicht zu bitten; an mir soll's nicht fehlen. Soldat, Kamerad, sagt das Sprüchwort. Siehst Du, es geht schon viel besser, ich unterstütze ihn fast nicht mehr.“

Sie überschritten die Schwelle des Hauses und traten in ein mit schönen Mobilien verziertes Zimmer. Der Greis führte den Blinden zu einem breiten Lehnstuhl und ließ ihn sich mit dem Rücken gegen das Licht setzen. Dann gab er einen Schlüssel dem Knecht, der eben so rasch wie erfreut aus dem Zimmer ging und gleich darauf mit einer Flasche und einigen Gläsern zurückkehrte. Im Vorübergehen flüsterte er dem Mädchen ins Ohr:

„Das ist der Wein der die Todten aufzuwecken soll; Du wirst's schon sehen.“

Frien begriff nicht recht, was er damit sagen wollte; mit gespannter Neugier sah sie auf den alten

Herrn, der jetzt ein Glas mit einer hellrothen Flüssigkeit an die Lippen des Jünglings brachte und zu ihm sagte:

„Trinkt das mit langsamen Zügen aus, Freund, es wird Euch erquicken“ —

„Gott, was ist das!“ rief der Blinde erstaunt, einige Augenblicke nach dem er den Trank zu sich genommen hatte. „Wie wärmt mich das inwendig. — Dank, Dank . . . Ich bin hungrig.“

„Gemach, Kamerad, nicht zu rasch“ — bemerkte der alte Herr. — „Jetzt wollen wir Euern Fuß verbinden und dann die Augen einmal besehen. Komm, Tochter, beinahe hätte ich Dich vergessen, liebes Kind. Setz Dich da auf den Stuhl und, Karl, gib dem Mädchen ein Glas Wein.“

Während der Knecht sich mit Fien unterhielt und ihr den wunderthätigen spanischen Wein anpries, hatte der Greis den Fuß des Jünglings verbunden. Jetzt wusch er ihm die Augen mit einer Flüssigkeit und bestrich sie ihm dann mit einer weißen Salbe. Als er dies gethan, ging er zum Fenster und ließ die Vorhänge herunter, um das Licht zu dämpfen. Darauf näherte er sich wieder dem Soldaten und sagte:

„Freund, öffnet nun einmal die Augen und versucht, ob Ihr nichts unterscheiden könnt.“

Jan öffnete die Augen und blieb eine Weile stumm, obwohl der Greis ihn fragte, was er bemerkte. Er schien mit seinen erstorbenen Augen einen Gegenstand zu suchen.

Plötzlich stieß er einen lauten Schrei aus; er stand auf und ging mit vorgestreckten Händen auf das Mädchen zu, das aufgesprungen war und vor fieberhafter Hoffnung zitternd, ihn nähern sah. Sie wollte ihm in die Arme fliegen, aber der Knecht hielt sie zurück.

Der Blinde trat zu ihr und bot ihr mit unsicheren Bewegungen die Hand, während er mit bebender Stimme seufzte:

„Arien, Arien, ich bin nicht blind! Nun ist es doch wahr. Ich werde Mutter und Großvater und Bauwken wieder anschauen können in meinem Leben. Ja ich sehe, daß Du Dein rothes Halstuch um hast.“

Die Jungfrau umarmte ihn unter unverständlichen Worten, welche eher Klagen als Freudenbezeugungen glichen.

Aber der alte Herr entzog ihr den Jüngling und zwang sie, sich wieder ruhig auf den Stuhl zu setzen. Er band dem Kranken augenblicklich den Lichtschirm wieder vor die Augen und fragte ihn:

„Ihr behauptet gesehen zu haben, daß Euere Freundin ein rothes Halstuch trägt. Es scheint mir unmöglich, täuscht Ihr Euch nicht?“

„Ich sehe nichts als einen grauen Schatten“ — antwortete der Soldat — „aber als ich anfing blind zu werden, habe ich bemerkt, daß das Roth im Dunkeln viel schwärzer scheint, als die andern Farben, daher weiß ich, daß es roth ist.“

„Das dachte ich mir“ — bemerkte der alte Herr, — „nun wollen wir vorüchtig zu Werke gehen.“

Und sich zu dem Knecht wendend, sagte er:

„Karel, führe den Kameraden in die Küche, damit er ein wenig Fleisch und Brod esse: halbe Nation, nicht mehr! Dann bringst Du ihn in das Hinterzimmerchen und läßt ihn sich zu Bette legen, damit er sich ausruht. Sage der Magd, daß sie zugleich etwas zu essen bringt für das Mädchen.“

So wie der Knecht mit dem Soldaten aus der Thür war, fiel Trien mit lautem Schluchzen dem Greis zu Füßen und umfaßte sprachlos dessen Kniee, die sie mit ihren Thränen benetzte. Er wollte sie aufheben, aber sie leistete ihm Widerstand und ihre glänzenden blauen Augen zu ihm aufschlagend, rief sie:

„Mein Herr, mein Herr! Gott wird Euch segnen dafür, daß Ihr armen Bauern so viele Güte erzeigt. Ich kann nicht sagen, was ich fühle, aber ich würde gern zehn Jahre früher sterben, wenn Euch das ein längeres Leben verschaffte. Und daß Ihr unserm Jan die Augen heilen wollt, Engel Gottes der Ihr seid, deswegen wollen wir täglich für Euch beten und eine Wallfahrt thun, mein Herr!“

Der Greis hob das Mädchen vom Boden auf und führte es mit trostreichen Worten zu dem Tische, um zu essen. Gleich darauf kam die Magd und stellte einige ausgewählte Speisen vor Trien hin, worauf sie eben so rasch wieder das Zimmer verließ.

Trien konnte nur wenig von den Speisen genießen. Sei es Ermüdung oder Nüchternheit, sie endete nach wenigen Augenblicken ihre Mahlzeit und betrachtete

mit stillem, dankbarem Blick ihren Wohltäter, der sich zu ihr gesetzt hatte und sie einlud zu essen.

Als der alte Herr bemerkte, daß sie nichts mehr nahm, sagte er ihre Hand und sagte:

„Nun erzähle mir, wo Du her bist und wie es kommt, daß Du so allein mit dem blinden Soldaten Dich unterwegs befindest, und ob Du Eltern hast und wo sie wohnen.“

Mit angeborener einfacher Veredsamkeit begann die Jungfrau nun, ihm von den Lehmhütten, dem Festloosen, der alten Mutter, dem Großvater, Bauweken, und der Trennung zu erzählen. Als sie jedoch darauf kam zu berichten, wie sie sich gequält habe, um den blinden Freund in Penloo zu finden, wie sie beinahe vor Freude ohnmächtig geworden sei, als der Offizier ihr gestattet, den Unglücklichen mit nach Hause zu nehmen, wie sie geträumt von Unserer Lieben Frauen und was sie unterwegs mit einander gesprochen, da bemächtigte sich eine tiefe Nührung des Greises und er wischte sich dann und wann eine Thräne des Mitgefühls aus den Augen. Der süße Ton von des Mädchens Stimme wirkte unwiderstehlich auf ihn und er bewunderte ihre unbegreifliche Aufopferung und Liebe.

Sie hatte ihm nichts verheimlicht und ihm redlich und offen von ihren Plänen, ihrer Verheirathung mit dem Blinden und von Allem, was sie diesem gelobt habe und auszuführen gedente, um das Bittere seines Lebens zu verjüßen, gesprochen; eben so von dem

was ihr Jan gelobt und zugesagt, wenn er durch Gottes Güte sein Gesicht wieder erhalte.

Diese rührende Erzählung hatte lange gewährt und der Greis sie trotz dem nicht mit einer einzigen Frage unterbrochen.

Als das Mädchen mit glühendem Danke schloß und schweigend eine Bemerkung erwartete, saß ihr Zuhörer mit niedergeschlagenen Augen in tiefes Sinnen versunken.

Nach einigen Augenblicken hob er den Kopf empor und sprach:

„Du hast recht gehandelt, meine Tochter. Du bist ein tugendhaftes, edel gesinntes Kind! Also Dein Traum war, daß Ihr, indem Ihr Tag und Nacht arbeitet, vorwärts kommen werdet. Du, um den Schmerz des Blindseins von Deinem Freunde abzuwenden, er, um Dich für Deine Liebe zu belohnen; Ihr Beide zusammen um Eueren alten Eltern ein friedliches Leben zu bereiten? Es ist gut: Gott hat Euer Gebet erhört. Er ist es, der Euch hierher führte und mir gestattet, ein gutes Werk zu thun. — Ich werde meine ganze Erfahrung anwenden, um das linke Auge Deines Freundes zu heilen, und ich habe gegründete Ursache zu glauben, daß es mir gelingen werde. Was das Uebrige betrifft, sei unbekümmert; Dein edler Traum soll Wahrheit werden . . . Ihr sollt diese Nacht auch hier schlafen. Morgen wollen wir sehen, was wir thun müssen. Du kannst Dich inzwischen ausruben oder im Garten spazieren, und

wünschst Du etwas, so fordere es nur von der Magd oder dem Knecht; es sind gute Leute, die fliegen werden um Dir zu dienen. Jetzt verlasse ich Dich bis zum Abend."

Sprachlos blickte Erien dem Greise nach, als er fortging Nach einer Weile verließ sie auch das Zimmer und wandelte heiteren Muthes im Garten umher, an das denkend, was der alte Herr ihr gesagt.

Am nächsten Vormittage fuhr ein Wagen aus dem Gartenthor des Landhauses. Auf der vordersten Bank saß der Knecht mit der Narbe auf der Stirn, der ein lustiges Stückchen pfiß und das Pferd mit der Peitsche zum Laufen antrieb. Auf der hintersten Bank saß der Jüngling mit dem grünen Lichtschirm vor den Augen, und hinter ihm die fröhliche Erien, die ihm still die Hand drückte und ihm in das Ohr flüsterte:

„O Jan, wir sind doch glücklich, nicht wahr? Mein schöner Traum ist in Erfüllung gegangen! Nun wird Deine Mutter recht froh werden und Du wirst gewiß gesund, der alte Herr hat es versichert Wie werden sie sich Alle wundern, wenn wir, wie Barone, angefahren kommen in einem schönen Wagen!"

„Wir wollen über Gietle und Wechsel-ter-Bande fahren" — sagte der Knecht — „und so auf Zoersfel. Dort müßt Ihr mir den Weg zeigen. — Und nun drauf!"

Er ließ dem Pferde muthig den Zügel und rief:
„Gopla Marengo, vorwärts! Marsch!“

Der Staub der Landstraße wirbelte wie eine Wolke
empor; das Fuhrwerk verschwand bald zwischen den
ersten Häusern des Dorfes.

VIII.

Eines Tages, als ich in gänzlicher Einsamkeit auf der Heide umherstreifte und mir die poetischen Eindrücke der Natur im Geiste sammelte, stieg ein Gewitter im Westen auf.

Es ist etwas Wunderbares, est etwas Furchtbares, sich im heißen Sommer auf einer Ebene zu befinden, wenn die blüthschwangeren Dünste sich langsam am grenzenlosen Himmel zu Sturmwolken bilden. Man möchte sagen, daß die Natur plötzlich von einer tödtlichen Angst befallen wird; die Sonne erbleicht und scheint mit schwachen Strahlen; die Luft wird drückend und beengt des Menschen Brust; die Thiere flüchten und verkriechen sich mit Bangigkeit; die Vienen schießen wie Pfeile durch den Raum, um ihre Körbe zu erreichen; das Laub der Bäume ruht, der Wind hält seinen Odem an; die Kräuter schließen ihre Blätter und kleinen Blumenkelche; in furchtbarer Stille harret Alles. . . . Ein unbeschreibliches Gefühl von Angst und Ehrfurcht beklummt das Herz des Dichters, und inmitten der allgemeinen Furcht jauchzt seine Seele,

weil ihm vergönnt wird, das schreckliche Naturwunder in seiner vollen Majestät anzuschauen.

Aber bald treiben die Wellen wühlend durch einander; was Stunden lang still am Himmel hing, kommt jetzt in wilder Fahrt herangestürmt; der Orkan tobt und braust, als würde er durch Gottes Hand mit mächtigen Schlägen fortgepeitscht, er entreißt den Tannenwäldern ein Geheul der Pein, er wirbelt Wolken von Sand und Blättern empor, und zerbricht und entwurzelt einsam stehende Bäume. Dann erst kommt der Donner und beherrscht mit seiner mächtigen Stimme allen jenen Lärm. Der Blitz schießt seine flammenden Pfeile durch den Raum; die Haide scheint zu brennen, feurige Schlangen durchwühlen ihren Schooß. Wasserströme stürzen auf die Erde nieder und auf das Brüllen des Orkans folgt das einionige, dumpfe Geplätscher des fallenden Regens

Meine Seele war an diesem Tage zu dichterischen Anschauungen gestimmt; ich hatte mit besonderer Lust das große Schauspiel dieses Fieberanfalls der Natur betrachtet, bis die ersten Blitzstrahlen mir begreiflich machten, daß ich thun müsse, was alle lebenden Wesen bereits gethan; einen Schutzort suchen und mich in Demuth verbergen vor den Wundern Gottes.

Nicht weit von dem Orte, wo ich mich befand, stand ein Pachtthof, einsam auf der Haide, aber wie eine Dase in der Wüste, umringt von grünen Feldern und frischem Gehölz.

Raum hatte der Regen begonnen wie eine zweite

Sündfluth vom Himmel herabzuströmen, so trat ich in das Thor des Nachthofes und bat um Erlaubniß, mich unter dem Dache zu bergen.

Ich fand die Bewohner in der größten Stille, rings um eine geweihte Kerze betend. Der Wächter allein ließ sich durch mein Kommen stören und wies mir mit freundlichem Lächeln einen Stuhl, worauf er wieder das Haupt senkte und die Hände faltete.

Ich weiß nicht wie es kam, aber obwohl das Ungewitter mir als eine nützliche Naturerscheinung die unerklärliche Angst nicht einflößte, welche diese Leute zittern machte, erschien es mir doch so schön, so rührend und so himmlisch, dieses stille Gebet der Familie, daß ein unbezwingliches Gefühl mich drängte, Theil zu nehmen an der Gemeinschaft dieser Menschen mit dem Gotte, dessen Stimme droben so erhaben durch den Raum hallte. Mit entblößtem Haupte faltete ich gleichfalls die Hände und betete. Es that meiner Seele so wohl, die kindliche Wallung meines Herzens wieder zu finden, als ob mich der Odem der entzauberten Welt nie berührt hätte.

Nachdem einige zwanzig Blige das Gemach erhellt und die Leute des Nachthofes eben so oft das Zeichen des Kreuzes gemacht hatten, zog das Ungewitter vorüber und wurde merklich schwächer. Die Bewohner des Hofes hörten jedoch noch nicht auf zu beten und ließen mir daher Zeit, unbemerkt Alle aufmerksam zu betrachten, wie es eben einem Beobachter der Menschen, und vor Allen einem Schriftsteller eigen ist.

Dort befand sich ein alter Großvater, der wohl das neunzigste Jahr, vielleicht noch mehr, erreicht haben mochte, denn Haupt und Hände zitterten ihm fortwährend, als habe er das Fieber. Neben ihm saßen zwei gleichfalls bejahrte Frauen, etwas weiter ein kräftiger Mann, dessen rechtes Auge ohne Leben, wie eine weiße Kugel unter der schwarzen Braue drohte, während das linke von Muth und Lebenslust funkelte. An seiner Seite saß eine frische Frau mit einem Kinde auf dem Schooße und bei ihr noch ein Knäbchen und ein kleines Mädchen von acht oder sieben Jahren. Ganz am Ende des Tisches zeigte sich ein schöner Jüngling mit blühendem Antlitz und prächtigen Augen.

Auf ein Zeichen des einäugigen Mannes schlugen Alle ein Kreuz und standen auf. Der Großvater ging mit schwankenden Schritten nach dem Winkel des Herdes, wo er sich hinsetzte. Die andern Hausgenossen redeten Alle mit mir und boten mir ihre Wohnung als Obdach an, da es noch immer stark regnete.

Blinnen Kurzem war ich bereits mit diesen guten Menschen vertraut und plauderte mit ihnen, wie ein längst gekannter Freund. Am Nachmittage genoß ich mit ihnen das nährendes Roggenbrod und trank den Kaffee der Gastfreiheit. Und da ich damals nichts Besseres zu thun hatte, als auf die artigen Dinge zu lauschen, die der Mann mit nur einem Auge und seine Frau mir erzählten, so verließ ich erst am andern Morgen den Nachthof.

Was ich Dir in dieser Geschichte erzählt habe, lieber Leser, vernahm ich an jenem Abend auf dem einsamen Pachtthofe, der vor Zeiten nur aus zwei Lehmhütten bestand, doch jetzt ein schönes Bauerngut mit vier Kühen und zwei Pferden geworden ist.

Jan Braems und Trian, seine wackere Ehefrau, arbeiten wie sie es gelobt haben. Und Gott hat ihre Liebe gesegnet, drei Kinder spielen um sie herum und trocknen ihnen liebevoll täglich den Schweiß von der Stirn.

Alle sind noch am Leben; der Großvater, obwohl mit einem Fuße schon im Grabe, raucht noch sein Pfeifchen neben dem Kuchstiel; die beiden Mütter freuen sich an dem Glücke ihrer Kinder und sind noch thätig, das Vieh zu versorgen und bei der Hausarbeit zu helfen. Pauw, der schöne Jüngling, wartet die Pferde und pflügt und erntet für seinen Bruder; aber nächste Ostern verheirathet er sich mit der jüngsten Schwester von Holzschuhmachers Raet . . .

Jeden Abend betet die ganze Familie für den alten Doctor; denn er ist es, der Jan Braems das Gesicht wiedergab; er ist es, der durch seinen edelmüthigen Schutz die Lehmhütten in einen wohlhabenden Pachtthof umwandelte.

Gehe Gott den Wohlthätern und den Dankbaren ein langes und glückliches Leben hienieden! —



Druck von A. M. Brockhaus in Leipzig.

Hendrik Conscience.

Daas Gansendonck.

Deutsch von

L. S. Wolff.



Leipzig

Verlag von Carl B. Nebe.

1850.

Niederländische
B i b l i o t h e k.

Zwölfter Band.



H. Conscience.
Baas Gansendonck.



Leipzig
Verlag von Carl P. Joch.
1850.

Hendrik Conscience.

Paas Gansendonck.

Aus dem Blämischen

von

C. F. D. Wolff.

Leipzig

Verlag von Carl B. Fock.

1850.

228

Kgl. Univ.-Bibl.
Berlin.

Baas Gansendonck.



Erinnerung.

In einem Dorfe zwischen Bergstraten und Calmpthout in den Antwerpener Kempen wohnte Peer Gansendonck, der Baas der Wirthschaft zum Heiligen Sebastian.

Ich habe ihn gekannt nach 1830, als ich Soldat war; aus jener Zeit weiß ich aber Nichts mehr von ihm, als nur, daß er weder Soldaten noch Bauern leiden konnte und am Liebsten mit Officiere zu thun hatte; auch war er außerordentlich aufgebracht gegen den Bürgermeister, weil dieser den Capitain der Compagnie in seine eigene Wohnung genommen, die anderen drei Officiere zu dem Baron, dem Notar und dem Doctor gelegt und ihm, Peer Gansendonck, Niemanden zu beherbergen gelassen als den Sergant-Major, Gueren gehorsamsten Diener.

Ich erinnere mich auch, daß ich meine müßigen Stunden oft damit ausfüllte, allerlei hübsches Spielzeug für Pieschen, das fünfjährige Töchterchen des Baas Gansendonck, zu verfertigen. Das Kind kränkelte und schien sich auszugehnen; aber es war etwas so Liebliches in seinen engelhaften Neugelchen, etwas so Reines in seinem marmornen Gesichtchen, so süß Alagendes in seinem silbernen

Stimmchen, daß ich eine Art von Glück darin fand, das kranke Lämmchen durch Spiel, Gesang und Erzählungen zu trösten und zu erquickten.

Wie bitterlich weinte Lieschen, wie rollten ihm die Thränen über die Wangen, als die Trommeln zum letzten Male Lebwohl! wirbelten und sein guter Freund, der Sergeant-Major, mit dem Tornister auf dem Rücken, dort marschfertig stand, um für immer fortzuziehen! Aber solche Eindrücke verschwinden so schnell aus dem jungen Gemüth. Seitdem habe ich nie mehr an das kleine Lieschen gedacht, und das Kind hat mich ohne Zweifel ebenso ganz und gar vergessen.

Vor Kurzem führten mich meine Streifzüge durch die Kempen wieder zum ersten Male in dasselbe Dorf. Ich betrat es ohne Vorgefühl, ohne die geringste Erwartung.

Kaum hatte jedoch mein Inneres das Bild der Kirche, der Häuser und der Bäume in sich aufgenommen, als ein Bächeln der Ueberraschung auf mein Gesicht trat und die Brust mir von froher Nührung schwell. Ganz besonders war es der Anblick des alten Schildes über der Thür des Wirthshauses, der mir das Herz klopfen machte. Erschüttert senkte ich den Kopf und blieb eine Weile unbeweglich stehen, um den Strom jugendlicher Erinnerungen zu genießen, der wie eine warme wohlthätige Fluth mir durch das Haupt wogte.

Wie muß in der Jugend unsere Seele doch lieben und kräftig sein, daß sie Alles, was sie umringt, auf immer in sich aufnimmt und in eine unvergängliche Wolke der Rei-

gung hüllt! Menschen, Päume, Häuser, Worte, Alles, lebend oder leblos, wird ein Theil unseres eigenen Wesens; an jeden Gegenstand heften wir eine Erinnerung, die so schön und so süß ist, wie unsere Jugend selbst. Unsere Seele fliehet über von Kraft; sie sprüht Funken und Blitze ihres Lebens über alles Geschaffene, und während wir unaufhaltsam dem Glücke entgegenjauhen, das uns, Kinder oder Jünglinge, in der unbegrenzten Zukunft erwartet, jubelt und singt Alles in der Natur einstimmig mit uns.

Ach! wie liebe ich die Weide, die Linde, den Pachtthof, die Kirche, und alle anderen Dinge, die mich grüßten, als die Rosen der Jugend und die Lilien reiner Lebensspecie mir das Haupt schmückten! Sie haben genossen, was ich genoss; ich sah sie üppig grünen, blühen und lachend im Sonnenschein glänzen, als ich fröhlich war und muthwillig dahinzog auf der unbekannten Bahn menschlicher Bestimmung. Sie sind meine alten Spielkameraden, meine Genossen; Jedes von ihnen ruft mir etwas Angenehmes, etwas Entzückendes zu; sie reden die Sprache meines Herzens; die feinsten Saiten meiner Seele klingen wieder mit jugendlicher Kraft bei ihrem Rufe und in stiller fremder Nüchternung danke ich dem Herrn, daß er selbst in dem erstarrten Herzen des abgemüdeten Menschen noch den süßen Brunnen der Erinnerung fließen läßt.

Vor der Thüre des alten Wirthshauses stehend, war ich ganz in bessere Zeiten zurückgezaubert. Ich sah meine Kameraden, meine Officiere wieder; die Trommel wirkelte in der Ferne; ich hörte das mächtige Commando-Wort

erschallen, hörte den fortziehenden Kriegsgefang über dem Häusern verhallen und das Jägerhorn im Lindenlaub tönen..... Aber zwischen Allem erschien mir noch klarer — frischer Lieschens ruhiges Engelbild, das mir aus der Vergangenheit zulachte.

Der Gedanke des Menschen eilt schneller durch die Welt der Ideen, als der Blitz durch den Raum des Himmels. Nur eine Minute ungefähr hatte ich so gerührt da-
gestanden, und schon waren fünf schöne Monate meines Lebens in voller Klarheit vor meinen Augen vorbeigezogen.

Mit großem Verlangen und fröhlichem Antlitz schritt ich auf das Wirthshaus zu — ich werde Lieschen sehen; sie wird mich nicht erkennen, ich weiß es wohl, denn das Kind muß jetzt ein schönes Weib geworden sein; ihr Anblick wird mich aber doch erfreuen; sie war kränklich und leidend; vielleicht liegt sie in der Erde auf dem stillen Friedhof. Fort mit diesem häßlichen Gedanken, den die kalte Vernunft mitten unter meine warmen Erinnerungen wirft!

Aber wie ist es mir hier fremd und trübe im heiligen Sebastian. Alles hat sich verändert, Menschen und Dinge. Wo ist Baas Gansendond? Wo ist Lieschen? Wo der Einschiebtisch, auf welchem ich mit meinen Cameraden um so manche Kanne Bier spielte? Alles ist verschwunden!

Armes Lieschen! ich sehe noch die Ecke am Fenster, wo du mit deinem Köpfchen auf dem Schooß deiner Mutter ruhest, wo ich dich so erfreute mit dem Wagen von Karten,

den vier Raikäfer zogen, wo dein müder Blick wie ein Gebet mir dankte für meine Freundschaft!

Ich hatte das Alles so ganz und gar vergessen, ich wußte nicht einmal mehr, daß ich einst in diese Gegend gekommen war; aber jetzt springt aus jedem Dinge ein Bild, eine Stimme hervor; ich sehe, ich höre Alles wieder; Alles wird jung und lachend; — selbst mein Herz, das zu der harmonischen Uebereinstimmung mit dieser bekannten und geliebten Umgebung zurückkehrt.

Eiße Lischen! wer würde damals gesagt haben, daß ich einst deine Geschichte meinen Landsleuten erzählte, wie ich früher dein Herz durch Kindergeschichten erfreute!

Das Leben gleicht einem jener Riesenströme Amerika's, welche eine Zeitlang friedlich zwischen lachenden Ufern dahin fließen, aber dann plötzlich sich von einem hohen Berge herabstürzen und in brausenden Wegen stürmisch und vernichtend fortrollen. Der Mensch ist ein Strohalm, der auf dem Strome dahinschwimmt; die stille Fahrt zwischen den blühenden Ufern ist die Jugend, der brausende Wasserfall, der tohrende Strom die menschliche Gesellschaft, in die der Einzelne wie ein Strohalm geschleudert wird. Er fällt, er geht zu Grunde, er erhebt sich wieder, er taucht von Neuem unter; er wird gefoltert, gequetscht, zerschmettert, abgenutzt. — Wer kann wissen, an welches Ufer der arme Strohalm geworfen wird!

Daas Gansendonck.

I.

Wenn Nichts mit Etwas sich verflücht
Kennt sich das Etwas selber nicht.

Daas Gansendonck war ein sonderbarer Mann. Obwohl von den niedrigsten Dorfbewohnern herkommend, hatte er sich doch schon früh eingeildet, daß er aus viel edlerem Stoffe gemacht sei, als die anderen Bauern, daß er allein weit mehr wisse, als ein ganzer Haufe Gelehrter zusammen, daß die Gemeineangelegenheiten in Verwirrung geriethen und den Abgang gingen, bloß weil er mit seinem Verstande nicht Bürgermeister sei, und viele andere Dinge dieser Art.

Und doch kann der arme Mann weder lesen noch schreiben und hat von den meisten Dingen sehr wenig vergessen
..... aber er hatte ja viel Geld.

In dieser Hinsicht wenigstens glich er vielen vornehmen Leuten, deren Verstand auch in einer Kiste hinter dem Schlosse liegt, oder deren Weisheit für fünf Procent Zinsen ausgeliehen, ihnen jährlich mit diesen Zinsen von Neuem in den Kops kommt.

Die Bewohner des Dorfes, täglich durch die Einbildung von Daas Gansendonck beleidigt, hatten allmählig einen tiefen Haß gegen ihn gefaßt, und nannten ihn spottweise den Blaeklaef (den Brathans).

Der Paas oder Wirth zum heiligen Sebastian war Wittwer und hatte nur ein einziges Kind. Es war eine Tochter von achtzehn oder neunzehn Jahren, schwach und bleich, aber so zart und fein von Gesicht, so lieblich und anmuthig von Charakter, daß sie die Augen vieler jungen Männer auf sich zog. Ihr Vater, in seiner Thierheit, hielt sie für viel zu gut, zu gebildet und zu schön um sich mit einem Bauernsohn zu verheirathen. Er hatte sie auf einige Jahre in eine berühmte Erziehungsanstalt gethan um dort Französisch und seine Manieren zu lernen wie sie sich für ihre hohe Bestimmung geziemten.

Glücklicher Weise war Lisa, oder Lischen wie die Bauern sie nannten, eben so einfach zurückgekehrt, obwohl dort allerdings der Saame der Eitelkeit und des Leichtsinns, wenn auch nur in geringem Maasse, in ihren Geist gestreut worden; aber die natürliche Reinheit ihres Herzens ließ die gefährlichen Aeime nicht aufkommen, während ihre jungfräuliche Unschuld, selbst den Anzeichen derselben etwas Reizendes verlieh, das Alles an ihr liebenswürdig machte.

Wie gewöhnlich hatte sie nur eine halbe Erziehung bekommen; sie verstand ziemlich gut Französisch, sprach es jedoch unvollkommen. Dagegen konnte sie sehr fertig stricken, bunte Pantoffeln und Muckkissen machen, mit Perlen stricken, Blumen in Papier ausschneiden, äußerst freundlich guten Tag sagen, sich neigen und verbeugen, sehr kunstreich tanzen und viele andere Liebhabereien mehr, die zu dem Bauernhause ihres Vaters paßten, wie, mit dem Erbknecht zu reden, ein Spitzenkragen zu dem Hals einer Kuh.

Von Kindheit an war Lisa dazu bestimmt worden, sich mit Karl, dem Sohn des Brauers, einem der schönsten jungen Männer weit und breit, zu verheirathen. Er war für einen Dorfbewohner sehr wohlhabend und recht gebildet, da er einige Jahre das Gymnasium zu Hoegstraten besucht hatte.

Das Studiren hatte ihn indessen wenig verändert; er liebte die zwanglose Freiheit des Landlebens, war fröhlich wie ein Vogel, trank und sang ehr- und tugendsam mit Jedermann, voller Lebenslust und benahm sich gegen jeden Bekannten als ein wackerer Freund und Kamerad.

Wegen des frühzeitigen Todes seines Vaters hatte er das Gymnasium verlassen, um seiner Mutter bei der Verwaltung der Brauerei behülflich zu sein und die gute Frau dankte täglich Gott, daß er ihr einen so braven Sohn zu ihrem Troste gelassen, denn einen fleißigeren und ordentlicheren Jüngling fand man wirklich nicht.

Nur in Lisa's Gegenwart verlor Karl seine Unbefangenheit, und versank in poetisches unbestimmtes Träumen. Bei dem geliebten Mädchen sitzend, wurde er mit ihm zum Kinde, fand Vergnügen an dessen unbedeutenden Beschäftigungen und fügte sich mit frommem Gehorsam in ihre geringsten Wünsche; sie war so zart, so schwach, aber dabei auch so sehr schön, seine Braut. Auch behandelte er, der starke, muthige Jüngling das zierliche Wesen mit solcher Eifersucht, Nachgiebigkeit und ängstlicher Sorgfalt, als habe man ihm das Leben einer hinwellsenden Blume anvertraut.

Fünf oder sechs Monate lang hatte Baas Gansendonck nichts Böses darin gefunden, daß seine Tochter Karl's Frau

wurde. Sein Hochmuth ward allerdings nicht ganz dadurch befriedigt; da jedoch ein reicher Braueresohn, nach seiner Meinung wenigstens kein Bauer war, hatte er sein längstgegebenes Wort nicht brechen wollen und sogar eingewilligt, daß man Alles für die bevorstehende Hochzeit anordne und bereit halte.

Die Angelegenheit der jungen Leute stand also ziemlich gut, — da starb der unverheirathete Bruder des Paas Gansendond an einem heftigen Fieber und hinterließ eine schöne Erbschaft, die bald nachher im Wirthshause zum heiligen Sebastian, in klingender Münze mit anderen Geldsäcken vereinigt wurde.

Peter Gansendond theilte mit vielen anderen Leuten die Meinung, daß der Verstand, der Werth und die Vortrefflichkeit des Menschen allein nach dem Gelde, das er besaß, gemessen werden dürften, und obwohl er kein Englisch konnte, war er doch ganz von selbst auf den erhabenen englischen Gedanken gekommen, daß die Frage: „Wie viele Pfund Silber wiegt der Mann?“ Alles abthut und unwiderleglich beantwortet, nach dem altväterlichen Volksspruch:

Das Geld, das stumm ist,
Macht recht, was krumm ist,
Und klug, was dumm ist.

Es versteht sich von selbst, daß durch eine solche Lebensweisheit sein Hochmuth oder richtiger seine Verträchtigkeit noch größer geworden war als sein Vermögen. Er schätzte sich nun wenigstens gleich mit dem Herrn Baron im Dorfe,

denn er bildete sich ein, eben so viele Pfund zu wiegen wie der adelige Gutbesitzer.

Seit diesem Tage nun rappelte es dem Baas Gausendouf noch mehr im Oberhäubchen und er hielt sich für einen der ersten Männer im Lande. Oft träumte ihm die ganze Nacht, er sei von vornehmerm Geschlecht, und selbst am Tage zogen ihm lieblosende Gedanken unaufhörlich durch Kopf. Um die Gegenprobe dieser eingebildeten Vortrefflichkeit zu machen, bemühte er sich zu Zeiten, herauszubringen welcher Unterschied zwischen ihm und einem Edelmannne sein möchte, aber fand wirklich keinen.

Sein Gewissen sagte ihm zwar dann und wann, er sei zu alt, um noch Französisch lernen oder seine Lebensweise gänzlich zu ändern und in höhere Kreise der Gesellschaft zu treten, indessen, wenn er das auch nicht mehr konnte, so sollte doch seine Tochter höher steigen und sich mit dem ersten besten Baron verheirathen. — Welche selige Gewissheit für Baas Gausendouf! Ehe er starbe, würde er noch das Vergnügen haben, seine Lisa Frau Baronin nennen zu hören! Er selbst würde Großvater einiger Baröndchen sein!

Deshalb nun fing die Liebe Karl's des Bräuers an, ihm gewaltig im Kopfe herumzugehen und er betrachtete in seinem Gemüthe den lustigen jungen Mann als ein Hinderniß für die Zukunft seiner Tochter. Bereits hatte er in Lisa's Gegenwart sich über Karl mit bitterer Geringschätzung geäußert und Dinge gesagt, welche das arme Kind so verletzten, daß es zum ersten Male in seinem Leben tropig sei-

nem Vater widersprach und dann wohl zwei Stunden lang bittere Thränen vergoß.

Um seine Tochter nicht zu betrüben gab er jeden directen Angriff hinsichtlich der Liebe des Bauers auf, aber er beschloß die Hochzeit so lange zu verschieben, bis die Zeit Lisa die Binde von den Augen nähme und sie sich selbst überzeuge, Karl sei nur ein grober Bauer gleich allen Anderen.

II.

Deß Brod ich esse
Deß Lied ich singe.

Auf dem Hofe der Wirthschaft zum heiligen Sebastian, waren die Dienstboten und Tagelöhner, bereits seit Tagesanbruch mit der gewöhnlichen Arbeit beschäftigt. Treck, die Kuhmagd stand am Brunnentrog und wusch Rüben für das Vieh; in der offenen Scheune hörte man das taktmäßige Niederschlagen der Dreschflügel; der Stallknecht sang ein rohes Lied und striegelte die Pferde.

Ein Mann allein wandelte sorglos auf und ab, rauchte seine Pfeife und blieb dann und wann stehen um der Arbeit der Anderen zuzuschauen. Er war auch wie ein Tagelöhner gekleidet, und trug eine Jacke und Pelzschuh. Obwohl sein Gesicht in voller Ruhe träge Gleichgültigkeit bezeugte, blickte doch eine gewisse Schlaueit und Arglist aus seinen Augen. Uebrigens sah man deutlich an seinen glänzenden Wangen und seiner rothen Nase, daß er an einem fetten Tische saß und den Weg zum Keller kannte.

Die Aufmagd ließ ihre Rüben stehen und ging nach der Scheune, wo die Drescher eben neue Garben spreiteten und die Gelegenheit benutzten zwischen der Arbeit ein Bischen zu plaudern. Der Mann mit seiner Pfeife war dabei.

— „Kobe, Kobe!“ — rief die Aufmagd ihm zu — „Ihr habt den rechten Brief gefunden. Wir plagen uns zu Tode vom Morgen bis zum Abend und bekommen statt des Lohns Schelte an den Kopf. Ihr habt den Wind von hinten; Ihr geht spazieren, raucht Euer Pfeifchen, seid der Freund des Baas, bekommt die fettesten Bissen. Ihr müßt sagen, daß Euer Brod in den Honig gefallen ist, das Sprichwort hat Recht: Menschen äffen ist nur eine Gewohnheit.“

Kobe lachte schelmisch und antwortete:

— „Haben ist haben und Bekommen ist die Kunst; das Glück fliegt, der es fängt, der hat es.“

— „Schmeicheln ist Heucheln und Fuchsschwänzen ist Scherwenzeln“, murrte einer der Tagelöhner bissig. —

— „Worte sind keine Messer“, — lachte Kobe. „Jeder ist auf der Welt um dem Sohn seines Vaters Gutes zu thun und wer was findet, hebe es auf.“

— „Ich würde mich schämen“ — rief der erzürnte Arbeiter — es ist keine Kunst aus fremdem Leder Riemen schneiden, und ein Ferkel wird auch gemästet ohne daß es arbeitet.

— „Dem einen Hund thut's Leid daß der Andere in die Küche geht,“ — spottete Kobe. — „Ungleiche Schüsfein machen böse Brüder, aber besser Reider als Mittheider.“

Und da der Mensch auf dieser Welt doch einmal sitzen muß, setze ich mich lieber auf Rissen als auf Dornen.“

— „Schweig, Schmarotzer, und bedenke daß es unser Schweiß ist von dem Du so fett wirst.“

— „Tistje, Tistje, warum so verbissen auf mich? Du kannst nicht vertragen daß die Sonne auf meinen Leich scheint. Kennst Du denn das Sprichwort nicht: Wer gegen einen Andern hat Reid, zerfrißt sein Herz und verspißt sein' Zeit? — Wenn ich etwas weniger bekäme, bekämst Du darum mehr? Bin ich hochmüthig? Thu' ich Böses? Im Gegentheil, ich steck' es Euch, wann der Baas kommt und schieb' Euch immer eine gute Kanne Bier in das Kellertoch. Du suchst, wo man's nicht verloren hat, Tistje.“ —

— „Ja, ja, wir kennen Deine Wohlthätigkeit. Du bist wie der Pastor, der segnete Jedermann, aber sich selbst zuerst.“

— „Er hat Recht, und ich auch: wer dem Altar dient lebt vom Altar.“

— „Das ist wahr“ — rief ein anderer Arbeiter — „Kobe ist ein guter Kerl und ich wollte, ich steckte in seinen Schuhen; dann würde ich auch mein Brod verdienen, indem ich den Krähen Rauch zublief; ist das Bäuchlein voll, hat das Herzlein Ruh.“

— „Ja, dicker Bauch, schlafende Füße; — voller Aropf, toller Kopf.“

— „Laß sie nur schwagen, Kobe. Jeder kann nicht einen schönen Stern am Himmel haben, und ich sage daß Du viel Verstand hast!“



— „Nicht mehr Verstand als der Pilz dort am Nirschbaum“ — sagte Robe mit erheuchelter Bescheidenheit.

Alle blickten verwundert auf einen großen Baumschwamm der zwischen den schwersten Nestern des Nirschbaums wuchs. Eben so rasch wandten sie sich zu Robe, um von ihm wie gewöhnlich, eine schalkhafte Erklärung zu erhalten.

— „Oho“ — rief die Ruhmagd — „nicht mehr Verstand als der Pilz da — dann müßt Ihr ja ein schrecklicher Lump seyn.“

„Das kennt Ihr nicht, Micken. — Was sagt das Sprichwort. Das Arbeiten ist für Dummköpfe. — Ich thue Nichts, also?“

„Aber was hat der Pilz damit zu thun?“

„Seht Ihr, es ist ein Räthsel: der schöne große Nirschbaum ist unser Baas. —

„O, Ihr Fuchschwänger!“ — rief die Magd.

„Und ich bin der arme demüthige Pilz“

„Scheinheiliger!“ murrte der aufgebrachte Tagelöhner.

— „Wenn Ihr das rathen könnt, so wißt Ihr was kleine Hunde thun müssen um mit den großen aus derselben Schüssel zu essen, ohne gebissen zu werden.“

Robe's Absicht war, sie noch länger mit seinen doppel-sinnigen Worten zu plagen, aber er hörte die Stimme des Baas drinnen im Hause und sagte zu den Arbeitern, während er seine Pfeife einsteckte:

— „Laßt die Bauern nur dreschen, Jungen! Unser braver, freundlicher Baas kommt um zu sehn, ob das Werk gut von Statten geht.“

— „Wir bekommen unsern Morgenimbiss; das wird wieder kein kleines Geschrei geben!“ — rief die Ruhmagd und lief nach dem Brunnentrog.

— „Wenn er mich wieder anschmauzt und wie gestern, Tagebied und Bauerlünmet schimpft, so werfe ich ihm den Dreschflegel an den Kopf!“ — sagte einer der Tagelöhner voll Zorn.

„Als der Krug mit dem Stein sechten wollte, ging er bei dem ersten Stoß entzwei!“ — spottete Aobe.

„Was mich betrifft, so lache ich über sein Schelten und lasse ihn ruhig toben;“ — bemerkte ein Zweiter.

„Das ist das Beste,“ -- fiel ihm Aobe in die Rede — „sperrt die Ohren weit auf, dann fliegt es hier herein und dort hinaus. Der Baas muß doch was haben für sein Geld! Gebt ihm Recht und thut, was er sagt.“

— „Thun was er sagt, und wenn man das nicht kann?“

— „So gebt ihm doch Recht und thut es nicht, — oder besser, sagt Nichts und haltet Euch als ob Ihr weder von tuten noch von blasen etwas wüßtet; denkt, daß Schweigen nicht verbessert werden kann.“

— „Alle Menschen sind Menschen. Ich spottete über seine Barschheit. Er soll nur anfangen ich will ihm auch ein Mal die Zähne zeigen. Er hat nicht das Recht, mich wie ein Vieh zu behandeln, wenn ich auch nur ein Tagelöhner bin.“

— „Es ist wohl wahr was Du sagst, und doch trifft Du daneben, Driesken,“ — bemerkte Aobe — „Jeder muß seinen Platz in der Welt kennen. Was lehrt das Sprich-

wort? Bist Du Amboss, duhste wie ein Amboss, bist Du Hammer, schlage wie ein Hammer. Obendrein bringt ein kleines gutes Wort großen Aerger. Und willst Du es besser haben, so bedenke daß es nicht möglich ist mit Eßig Fliegen oder mit Trommeln Hasen zu fangen“

— „Kobe, Kobe!“ — rief eine Stimme drinnen mit hörbarer Ungeduld.

— „Nun seht, seht, wie er die Deuchlerfrage zieht!“ — spottete ein anderer Drescher.

— „Das ist gerade die Kunst, die Ihr nie lernen werdet,“ — antwortete Kobe. — Sich darauf dem Hause zuwendend, rief er mit bittendem Tone, als sei er erschrocken:

„Ich komme, ich komme, lieber Baas! Werdet nicht böse, ich fliege, da bin ich schon!“

„Der gewinnt sich sein Brod damit, daß er den Schoophund macht!“ — murrte der erzürnte Tagelöhner verächtlich — da dresch' ich doch lieber mein Leben lang! Das ist so Einer der mit allen Wassern gewaschen ist.“ —

„Er hat zehn Jahr lang gedient, da lernt man den Unschuldigen im Stücke spielen, um so wenig wie möglich zu thun. Nachher ist er Herren-Anecht geworden, dabei kriegt man auch keine Schwielen in den Händen. — Aber welcher artig Räthsel gab er uns auf? Versteht Ihr was er meint?“

— „O das ist leicht zu rathen“ — antwortete der Erste — „er will damit sagen, daß er dem Baas auf dem Nacken sitzt und ihn aussaugt, wie der Pilz den Nirschbaum. — Kommt, kommt, laßt uns nun nur weiter dreschen!“

III.

Kaisers Kopf' ist seine Nicht';
Große Latern' doch kleines Licht.

„Nun denn, Knecht!“ — fragte Baas Gansendond seinen Knecht, — „wie seh' ich aus mit der neuen Mütze?“ —

Der Knecht trat zwei Schritt zurück und rieb sich die Augen wie Jemand, der sich über etwas Unglaubliches wundern muß.

„O Baas!“ — rief er, — „sagt es recht heraus, seid Ihr es wirklich? Ich glaubte den Herrn Baron vor mir zu sehn. — Aber heiliger Gott, wie kann das sein? Hebt Euern Kopf etwas in die Höhe. Baas, Baas, dreht Euch einmal herum; geht einmal vorwärts Baas. — Seht Ihr, Ihr gleicht dem Herrn Baron wie ein Tropfen Wasser dem“

„Knecht!“ — fiel ihm der Baas mit versteelltem Ernst in die Rede — „Du willst mir schmeicheln, das habe ich nicht gern.“

— „Das weiß ich, Baas!“ — antwortete der Knecht.

— „Es giebt wenige Menschen die minder Hochmuth haben als ich, wenn sie gleich aus Neid sagen daß ich hof-
färtig sei, weil ich die Bauern nicht leiden kann.“

„Ihr habt Recht, Baas. — Nun, ich zweifle aber doch noch, ob Ihr nicht der Baron seid?“

Die Freude strahlte aus Baas Gansendond's Augen; den Kopf hintenüber werfend und in stolzer Haltung dastehend, betrachtete er lächelnd den Knecht, welcher fortfuhr allerlei Geberden der Verwunderung zu machen.

Kobe hatte seinen Herrn nicht ganz hintergangen. Im Neusperen, und sein dummes Gesicht nicht in Betracht gezogen, war Baas Gansendonck dem Baron sehr ähnlich. Kein Wunder, denn seit mehreren Monaten bereits hatte er die täglichen Kleider des Barons nachmachen lassen; wenige Menschen hatten darauf geachtet, da der Letztere auf seinem Landgute in voller Freiheit lebte und meist nur sehr gewöhnliche Kleider trug.

Vor einigen Wochen indessen hatte der Baron auch eine Grille gehabt. Wer hat keine? Ein sehr schöner Wasserhund war ihm gestorben und er hatte sich von dessen Fell eine Mütze machen lassen. Diese artige Mütze stach unserm Baas dermaßen in die Augen, daß er sich am Ende auch eine solche in der Stadt machen ließ. Jetzt prangte sie mit ihren tausend Locken auf dem Haupte des Baas zum heiligen Sebastian, der sich selbst nicht genug im Eriegel bewundern konnte, seit den Schmeicheltreden seines Anechtes.

Endlich schickte er sich an auszugehen und sagte:

„Kobe, nimm meine Kasse, wir gehen durch's Dorf.“

„Ja Baas!“ antwortete der Anecht, seinem Herrn mit heuchlerischem Antlig auf den Fersen folgend.

Auf dem breiten Wege zwischen den Häusern begegneten sie vielen Dörflern, die freundlich Hut oder Mütze vor Baas Gansendonck zogen, aber in ein Gelächter ausbrachen, so wie sie vorüber waren. Viele Einwohner kamen auch neugierig aus den Häusern und Ställen herbeigelaufen um die hässliche Mütze des Baas zu bewundern. Dieser grüßte Niemanden zuerst, sondern ging mit emporgehobenem Kopfe

und langsamem Schritte, gleichmäßig vorwärts, wie es der Baron zu thun pflegte. Koe spazierte mit anscheinend unschuldigem Gesicht stillschweigend hinter seinem Herrn einher und folgte ihm in allen seinen Wendungen so genau und treu als vertrat er die Stelle eines Hundes.

Alles ging gut, bis an die Schmiede. Dort standen einige junge Leute und schwatzten zusammen. Sobald sie den Baas kommen sahen, begannen sie so laut zu lachen, daß es über die ganze Straße schallte.

Eus, der Sohn des Schmiedes, der als ein spöttischer Schalk bekannt war, ging mit dem Koyse hintenüber und mit kunstmäßigen Schritten vor der Schmiede auf und ab, und äffte Baas Gansendonck so treffend nach, daß dieser fast vor Aerger barst. Im Vorübergehn betrachtete er den jungen Schmied mit einem wüthenden Blicke und riß die Augen auf, daß sie fast platzten. Aber der Schmied sah ihn mit einem spöttischen Lachen an, so daß Baas Gansendonck wüthend vor Zorn, zuletzt murrend fortging und einen Seitenweg einschlug.

„Prachtthans! Prachtthans!“ rief man ihm nach.

„Nun, Koe, was sagst Du zu dem Mauernpach?“ — fragte er, als sich sein Zorn etwas gelegt hatte — „die sollen mich zu verhöhnen wagen! Mich zum Besten haben, einen Mann wie ich bin!“

„Ja, Baas! stechen doch die Fliegen ein Pferd, und das ist ein so großes Thier!“

„Aber ich werde sie schon zu finden wissen, die Lumpen! Laß sie nur aufpassen! Sie sollen es mir theuer

bezahlen! Berge kommen nicht zu einander aber Menschen wohl!“

„Gewiß, Baas! Aufgeschoben ist nicht aufgehoben.“

„Ich würde ein rechter Thor sein, wenn ich meine Pferde von dem ungezognen Schlingel beschlagen ließe, oder meine sonstige Arbeit bei ihm machen!“

„Ja, Baas! zu gut ist halb dumm!“

„Und von meinen Leuten soll Keiner wieder je einen Fuß in seine Schmiede setzen!“

„Rein, Baas!“

„Dann wird der Spötter schon betrübt aussehen und an den Nägeln kauen!“

„Ohne Zweifel, Baas!“

„Ich glaube, Koe, daß der schuifige Schmied von Jemanden bezahlt wird, um mich zu verfolgen und zu ärgern. Der Feldwächter meint, er sei es auch gewesen, der in der vergangenen Rainacht Etwas auf mein Aushängeschild geschrieben hat.“

„Zum silbernen Esel, Baas!“

„Es ist nicht nöthig, die abscheuliche Unverschämtheit zu wiederholen.“

„Rein, Baas!“

„Du mußt ihn einmal tüchtig durchdreschen, unter vier Augen, wenn es Niemand sieht! Und dann bestelle ihm mein Compliment!“

„Ja, Baas!“

„Willst Du es thun?“

„Das Compliment? — Ja, Baas!“

„Nein, ihn durchdreschen!“

„Wenn Ihr mich ohne Arme und Beine wollt nach Hause kommen sehen! Ich bin nicht sehr stark, Baas, und der Schmied ist keine Ake, die man ohne Handschuhe anpacken kann!“

„Fürchtest Du Dich vor dem feigen Brähler? Ich würde mich schämen!“

„Es sieht sich schlecht mit Jemanden, der seines Lebens müde ist! Besser ein blöder Hans, als ein todter Hans, sagt das Sprüchwort, Baas!“

„Abe, Abe, ich glaube, an Wuth stirbst Du nicht!“

„Das hoffe ich, Baas!“

Während sie so plauderten, verging allmählig Baas Gansendonck's Zorn. Neben vielen Fehlern hatte er doch eine gute Eigenschaft: obwohl er leicht aufbrauste, vergaß er doch ebenso schnell das Böse wieder, das man ihm gethan.

Er war jetzt an ein Gehölz gekommen und ging hinter demselben zwischen seinen eignen Feldern durch, wo er allerlei Ursachen fand, seinem übertriebnen Gefühl von Eigenthum Lust zu machen und auf Gott und alle Welt zu schelten und zu zanken. Hier war eine Auh zu weit gegangen und von dem Fußsteig auf sein Land gekommen; dort hatte eine Ziege etwas Laub von seinen Pflanzungen abgestressen und weiter hin glaubte er sogar die Fußstapfen von Jägern und die Tritte ihrer Hunde zu entdecken.

Dies Letztere reizte ihn so zur Wuth, daß er mit dem Füßen stampfte. Er hatte an allen Ecken seiner Felder hohe Pfähle aufstellen lassen, mit der Inschrift: Verbotene

Jagd; und trotzdem war Jemand so lech gewesen, sein Eigenthumsrecht mit Füßen zu treten.

Ein Schwall von Scheltworten entströmte ihm nun, als er schlug vor Zorn mit der Faust an einen Buchenstamm.

Kobe stand hinter dem Baas und dachte an das Mittagessen. Er wußte, daß es einen Hasen geben würde, bildete sich ein, man würde die Sauce nicht gut zubereiten, und stampfte deshalb auch mit dem Fuße. Mittlerweile antwortete er nichts Anderes als: Ja, Baas! und Nein, Baas! ohne auf das, was sein Herr sagte, Acht zu geben.

Plötzlich hörte Peer Gansendond eine Stimme, welche spottend rief:

„Brahlhans! Brahlhans!“

Wüthend blickte er sich um; doch bemerkte er Niemanden als seinen Knecht, der die Augen auf den Boden geheftet hatte und die Lippen bewegte, als sei er mit Essen beschäftigt.

„Was, Schelm! Bist Du es gewesen!“ — rief Baas Gansendond jornig.

„Ich bin es noch, Baas!“ antwortete Kobe. . . .
„Aber, Herr Gott! Was überkommt Euch, Baas!“

„Ich frage, Lump, ob Du es gewesen bist, der da gesprochen hat?“

„Habt Ihr es denn nicht gehört, Baas?“

Der geärgerte Gansendond riß ihm die Gaffel aus der Hand und wollte ihn damit schlagen; aber als der er-

schreckte Knecht bemerkte, daß es Ernst war, sprang er zurück und rief mit emporgehobenen Armen.

„Ach, Gott! ach, Gott! Nun ist unser Baas ganz verrückt geworden!“

„Prahlschand! Prahlschand!“ — rief wieder Jemand hinter Peer Gansendonck's Rücken.

Jetzt ward er erst gewahr, daß in den Zweigen der Buche eine Gister saß, und daß dieser Vogel das Scheltwort wiederholte.

„Köbe, Köbe!“ — rief er — „Laufe und hole mein Jagdgewehr! Es ist die Gister des Schmiedes! Das verfluchte Vieh muß sterben!“

Aber die Gister verließ den Baum und flog nach Hause.

Der Knecht brach in ein so volles Gelächter aus, daß er auf das Gras sank und sich dort eine Zeitlang hin und her rollte.

„Hör' auf!“ — schrie der Baas — „hör' auf, oder ich jage Dich fort! Höre auf zu lachen, sage ich Dir!“

„Ich kann nicht, Baas!“

„Stehe auf!“

„Ja, Baas!“

„Unter einer Bedingung will ich Deine Ungezogenheit verzeihen: Du mußt der Gister des Schmiedes das Gar-aus machen!“

„Womit, Baas?“

„Mit Gift!“

„Ja, Baas, wenn sie es nur frisst!“

„So schieße sie todt!“

„Ja, Baas!“

„Komme, laß uns gehen! Aber was sehe ich dort in meinem Tannenwäldchen? Da sei man einmal Eigenthümer, wenn Einen Jeder plündern darf!“

Nach diesen Worten lief er, von dem Knechte begleitet scheltend hin.

Er hatte von Weitem gesehen, daß eine arme Frau und zwei Kinder damit beschäftigt waren, die dürren Aeste aus den Tannen zu brechen und zu einem großen Reisigbündel zusammenzubinden.

Obwohl ein uralter Gebrauch den Armen gestattet, dürres Holz in den Tannenwäldern zu sammeln, so konnte Baas Gansendonck das doch nicht leiden. Das dürre Holz war ja eben sowohl sein Eigenthum wie das grüne, und sein Eigenthum durfte Niemand anrühren. Obendrein war es nur eine Frau, und er hatte daher weder Widerstand noch Spott zu fürchten. Dies stökte ihm Muth ein und gab ihm Gelegenheit, seinem ganzen Zorne Luft zu machen.

Er packte die arme Frau bei der Schulter und rief:

„Unverschämte Holzdiebe! Vorwärts! Mit nach dem Dorfe! In die Hände der Gensdarmen! in's Loch, Ihr Spigbuben!“

Die zitternde Frau ließ das aufgeraffte Holz fallen und ward so bestürzt von der schrecklichen Drohung, daß sie sprachlos zu weinen anfang. Die beiden Kinder hielten sich an den Kleidern ihrer Mutter fest und erfüllten das Geschrei mit ihrem Schreien.

Robe schüttelte verdrücklich den Kopf; der gleichgültige Ausdruck war von seinem Gesichte verschwunden; ein Gefühl des Mitleides schien sich seiner bemächtigt zu haben.

„Komme her, Du Hautpelz!“ — rief der Baas ihm zu — „Strecke doch die Hand aus, um die Diebsbrut zu den Gensdarmen zu bringen!“

„Lieber Mann! Ich werde es nie wieder thun!“ — flehte die Frau. — „Bedenkt doch meine armen Kinder; sie sterben vor Schrecken!“

„Schweige, Landstreicherin!“ — vollerte der Baas — „Ich will Dir das Rauben und Stehlen schon ablehren!“

Der Knecht packte die Frau mit erheucheltem Zorn bei dem Arme und schüttelte sie heftig; doch flüsterte er ihr zu gleicher Zeit in das Ohr:

„Fallt auf die Kniee, und sagt: Gnädiger Herr!“

Die Frau kniete vor Baas Gansendond nieder, streckte die Arme zu ihm empor, und bat:

„Ach, gnädiger Herr! gnädiger Herr! verzeiht mir, ich bitte Euch! ach, um meiner armen Kinderchen willen, gnädiger Herr!“

Ein heimlicher Grund schien den Baas zu rühren; er ließ die Frau los und sah sie träumerisch mit milden freundlichen Blicken an. Doch hieß er sie nicht aufstehen.

Jemand vor ihm auf den Knieen, mit emporgehobenen Händen, und um Gnade flehend! Es war königlich!

Nachdem er eine Weile dieses große Glück genossen hatte, hob er selbst die arme Frau von der Erde auf, wuschte sich eine Thräne der Rührung aus den Augen und sagte:

„Arme Mutter! Ich bin wohl zu hastig gewesen! Es ist schon vorbei. Nehmt Euer Reisigbündel auf; Ihr seid eine brave Frau! Künftig könnt Ihr das dürre Holz in allen meinen Holzungen brechen, und wenn auch ein Wischen grünes darunter kommt, ich werde Nichts sagen. Seid ruhig; ich schenke Euch meine volle Gnade!“

Mit großer Verwunderung betrachtete die Frau die beiden sonderbaren Menschen, welche vor ihr standen, den Baas mit seinem protegirenden Gesicht, und den Anecht, der sich sichtbar Gewalt anthat, um nicht zu lachen.

„Ja, Mütterchen!“ — wiederholte der Baas — „Ihr dürft Holz lesen in allen meinen Holzungen.“

Indem er dies sagte, zeigte er mit der Hand in die Runde, als ob die ganze Gegend ihm zugehörte.

Die arme Frau trat einige Schritte zurück, um ihr Bündelchen aufzunehmen, und seufzte mit dankbarem Gefühl:

„Gott segne Euch für Eure Güte, Herr Varen!“

Baas Gansendonck fühlte sich von einem süßen Schauer überlaufen und sein Antlitz leuchtete, wie bestrahlt von der Sonne des Glücks.

„Frau, Frau! kommt einmal her!“ — rief er — „Was habt Ihr da gesagt? Ich verstand es nicht!“

„Daß ich Euch tausendmal danke, Herr Varen!“ — entgegnete die Holzleserin.

Baas Gansendonck fuhr in die Tasche, holte eine Silbermünze heraus, reichte sie der Frau, und sagte mit Thränen in den Augen zu ihr:

„Da, Mütterchen! macht Euch auch einmal einen guten Tag, und im Winter kommt alle Sonnabende dort nach dem heiligen Sebastian! Ihr sollt Holz und Brod in Ueberschuß haben! Geht jetzt nur nach Hause!“

Mit diesen Worten verließ er die Frau und ebenso eilig das Gehölz. Er weinte, daß ihm die Thränen über die Backen rollten. Der Knecht, der es bemerkte, wischte sich auch mit dem Ärmel seiner Jacke die Augen aus.

„Es ist wunderbar,“ — seufzte endlich der Baas — „daß ich Niemanden leiden sehen kann, oder mir geht das Herz über!“

„Ich auch nicht, Baas!“

„Hast Du es gehört, Kebe? Die Frau hielt mich auch für den Herrn Baron!“

„Sie hat Recht, Baas!“

„Schweige nun ein wenig, Kebe; wir wollen sachte nach Hause gehen!“

„Ja, Baas!“

Kebe folgte mit der größten Unterthänigkeit den Fußstapfen seines Herrn. Beide gingen träumend weiter. Der Baas dachte an den schönen Namen, den ihm die Frau gegeben; der Knecht phantasirte von Hasenpfeffer mit Weinsauce.

Seit einigen Augenblicken waren drei Jäger aus einem Eichenwäldchen hervorgetreten und standen nun lachend und spottend dort, Baas Gausendond und seinen Knecht beschauend. Es waren drei junge Herren, in eleganten Jagd-
kleidern, mit Gewehren unter dem Arme.

Einer von ihnen schien den Baas zum heiligen Sebastian genau zu kennen. Er erzählte seinen Gefährten, von welchem sonderbarem Hochmuthsteufel der Mann befallen sei, und sprach dann mit großem Lobe von dessen Tochter Lieschen.

„Kommt, kommt!“ — rief er endlich — „Wir sind müde, laßt uns nun etwas lustig sein! Folgt mir; wir gehen mit dem Baas nach dem heiligen Sebastian und leeren eine Flasche. Aber redet sehr ehrfurchtsvoll mit ihm und macht viele Complimente. Je närrischer, desto besser!“

Nachdem er dies gesagt, sprang er mit seinen Begleitern über den trocknen Graben und lief auf den Baas zu, sich tief verbeugend und ihn außerordentlich höflich grüßend.

Peer Wansendonck nahm seine Pelzmütze in beide Hände und bemühte sich nachzuahmen, was ihm der junge Herr vorgemacht hatte. Die beiden anderen Jäger nahmen jedoch an diesen Complimenten keinen Theil, sondern verbargen sich hinter dem Rücken des Anechtes, und thaten sich die größte Gewalt an, um nicht in lautes Gelächter auszubringen.

„Nun, Herr Adolph, mein Freund!“ — sagte der Baas — „wie geht es Ihrem Papa? Noch immer dick und fett? Er besucht uns nicht mehr, seit er in der Stadt wohnt. Aber, aus den Augen, aus dem Sinn, sagt das Sprichwort.“

Adolph sagte einen seiner lachenden Freunde bei der Hand und zog ihn mit Gewalt zu dem Baas.

„Herr von Gansendonck!“ — sprach er ernsthaft — „ich habe die Ehre, Ihnen den jungen Herrn Baron Victor von Bruinkasteel vorzustellen; aber Sie müssen sein Uebel entschuldigen; es ist ein Nervenleiden, das ihm von den Krämpfen geblieben ist; er kann Niemanden sehen, ohne in ein Lachen auszubrechen.“

Victor konnte sich nicht länger halten; er warf den Kopf hinten über, trampelte mit den Füßen, und wurde blickblau vor Lachen.

„Ihr verderbt das Spiel!“ — raunte Adolphe ihm in das Ohr — „Lass' es sein, oder er merkt es!“

„Ganz nach Ihrem Belieben, mein Herr von Bruinkasteel!“ — sprach der Vaas — „Lachen macht keine Gühneraugen.“

Seinen Freund von Neuem bei der Hand fassend, wiederholte Adolphe die Vorstellung.

„Herr von Bruinkasteel hat die Ehre, mich nicht zu kennen,“ — sprach der Vaas mit einer Verbeugung.

„In der That!“ — antwortete Victor — „ich habe die Ehre, Euch unbekannt zu sein.“

„Die Ehre ist nicht groß, gnädiger Herr!“ — sagte der Vaas, sich verneigend. — „Der Herr wollen gewiss mit unserm Freund Adolphe die Jagdsaisson auf dem Wütchen zubringen?“

„Aufzuwarten, Herr von Gansendonck!“

„Sein Herr Vater hat uns den Jagdhof abgekauft,“ — sagte Adolphe. — „Herr von Bruinkasteel wird jährlich im Winter Ihr Nachbar sein und wahrscheinlich Sie oft besuchen, Herr von Gansendonck.“

„Aber, Wolph, mein Freund, warum bleibt der andere junge Herr dort hinter Koe stehen? Fürchtet er sich vor mir?“

„Er schämt sich, Herr von Gansendond! Was kann man dazu thun? Die pure Jugend! Aber Herr von Gansendond besitzen eine freie Jagd, sehe ich Sie sind also Jäger?“

„Ich bin ein großer Liebhaber, nicht wahr, Koe?“

„Ja Baas, von Hasen! Ich auch..... Wenn sie ihn nur nicht anbrennen lassen!“ — setzte er leise hinzu.

„Was murmelst Du da!“ — rief der Baas zornig, um den Herren zu zeigen, daß er ein gutes Regiment führe.

— „Was murmelst Du da, Du unverschämter Lump!“

„Ich frage, ob Ihr nicht meint, daß es Zeit sei, nach Hause zu gehen, Baas, und ich sagte so zu mir selbst: Fischen und Jagen macht hungrigen Magen.“

— „Wenn ein Ferkel träumt, so träumt's von Trebern. Du sollst schweigen.“

— „Ja, Baas; schweigen und denken thut Niemanden kränken.“

— „Kein Wort mehr, sage ich Dir!“

— „Nein, Baas.“

— „Die Herren erzeigen mir wohl die Ehre in meinem Hause ein Glas Morgenwein mit mir zu trinken?“ — fragte Peer Gansendond.

— „Es war unsere Absicht, mein Herr, Sie darum zu ersuchen.“

— „Wohl, da kommen Sie nur; Sie werden von dem Feinchen erzählen können. Nicht wahr, Koe, Du hast ihn

schon einmal in Deinem Leben gekostet? Wenn Sie sich nicht die Finger nachher ablecken, meine Herren, so sagen Sie daß ich ein Bauer bin."

— „Das ist wahr, Baas!" — antwortete der Knecht.

Der Baas schritt gravitatisch auf seinem Wege fort, und plauderte freundlich mit Adolph, dessen zwei Gefährten etwas zurück blieben um ihrer Lust freien Lauf zu lassen. Robe sah Allen mit seltsamen Blicken nach und würde auch wohl gelacht haben, hätte ihm nicht der Hasenfesfer so sehr im Kopfe gesteckt, daß er fast einen Magenkrampf davon bekam.

Langsam begab sich die Gesellschaft nach dem heiligen Sebastian.

IV.

Bringe den Wolf niemals in deinen Schaafstall.

Es war ein prachtvoller Morgen. Die Sonne erschien am Horizonte in einer Gluth von brennendem Golde aus der glänzende Strahlenbüschel über den ganzen Himmel schossen. Ihr funkelndes Licht behrte sich spielend durch die Fensterscheiben des Heiligen Sebastian und fiel dort, wie ein rosenfarbiger Glanz auf die Stirn einer Jungfrau.

Lisa Gansendond saß am Fenster vor einem Tisch. — Sie träumte — denn ihre langen schwarzen Wimpern hingen über ihre Augen hinab, und ein stilles Lächeln spielte um ihren Mund, während dann und wann ein rothes Wölkchen auf ihren bleichen Wangen, eine eigenthümliche

Rührung ihres Herzens bezeugte.... Gleich darauf, aber richtete sie sich plötzlich empor auf ihrem Stuhl; ihre Augen schienen heller zu leuchten und sie lachte deutlicher, als ob ein Gefühl von Glück sich ihrer bemächtigt habe.

Sie ergriff eine französische Zeitung aus Antwerpen, die offen vor ihr lag und, nachdem sie einige Zeilen gelesen hatte, versiel sie wieder in ihr früheres stilles Sinnen.

Wie reizend saß sie da, einem lieblichen Traume gleich, umgeben von der tiefsten Stille und beleuchtet von dem wärmsten Strahl der Morgensonne! Bleich und zart, jung und lieblich wie eine halb geschlossene weiße Rose, deren Reich sich erst am nächsten Tage ganz öffnen wird.

Alänge, so zarte und zitternd, wie der sterbende Seufzerhauch eines fernen Saitenspiels entglitten ihren Lippen. Tiefathmend sagte sie:

— „O, in der Stadt muß man glücklich sein! Ein solcher Ball! Alle die reichen Toiletten, Diamanten, Blumen im Haar, Kleider so kostbar, daß man ein halbes Dorf dafür kaufen könnte; Alles strahlend von Gold und Licht! Und dazu die Artigkeit, die schöne Sprache. Ach, könnte ich das nur einmal sehen und wäre es auch nur durch ein Fenster!“

Nach langem Sinnen schien der bezaubernde Gedanke von einem Ball in der Stadt sie endlich zu verlassen. Sie stand von dem Tische auf, und trat vor einen Spiegel, in welchem sie sich aufmerksam betrachtete, hier und dort eine Falte im Kleide ordnend, oder ihr schönes schwarzes Haar glatt streichend, damit es noch mehr erglänze.

Uebrigens war sie sehr einfach gekleidet, und man würde in ihrem Puge nicht eins zu tadeln gefunden haben, wenn nicht der Geruch des Kuhstalles, die verräucherten Wände des Wirthshauses und die zimmernen Kannen auf dem Bord von allen Seiten geschrien hätten daß Jungfrau Lisa nicht an ihrem Plage sei.

Ihr schwarzseidenes Kleid war schlicht und nur mit einem einzigen Polant, ihr Riemen rosenfarb und Beides paßte so schön zu ihrem blassen Gesicht. Das Haar trug sie unbedeckt, einfach anliegend und hinten auf dem Kypse in einem Kränzchen zusammengeflochten.

Nachdem sie eine Weile vor dem Spiegel zugebracht, setzte sie sich wieder an den Tisch und begann gleichmüthig einen Spitzenkragen zu sticken, während ihre umherschweifenden Blicke bezeugten, daß sie mit dem Gedanken sehr fern von ihrer Arbeit war. Gleich darauf, sagte sie sinnend mit beinaß unhörbarer Stimme:

— „Die Jagd ist eröffnet; die Herren aus der Stadt werden um wieder herauskommen. Vater sagt, ich müsse freundlich mit ihnen sein. — Er will mich mit nach der Stadt nehmen um mir einen seidenen Hut zu kaufen.... Ich darf nicht mit niedergeschlagenen Augen da sitzen. Ich soll lachen und den Herren in's Gesicht sehen, wenn sie mit mir reden? Was meint Vater damit? Ich wisse nicht, wozu es gut sein könne sagt er.... Aber Karl! Es scheint ihm nicht zu gefallen, wenn ich oft die Kleidung wechsle; es macht ihm Schmerz, wenn die Fremden zu viel mit mir reden... Was soll ich thun? Vater will es so. — Ich

kann doch nicht unfreundlich gegen die Leute sein! Doch ich will Karl auch nicht kränken"

Die Stimme ihres Vaters ließ sich vor der Thür vernehmen; sie sah ihn sich verbeugen und drei jungen Herren in Jagdkleidern Artigkeiten beweisen. Ein dunkles Roth färbte ihre Stirn. War Verlangen oder Verlegenheit die Ursache daran? — Sie strich sich mit den Händen nochmals die Haare glatt und blieb sitzen als ob sie Nichts gehört hätte.

Baas Gansendond trat mit seiner Gesellschaft ein und rief voll Freude:

„Eben Sie meine Herrn, das ist meine Tochter! Was sagen Sie zu solcher Blume? Sie ist gelehrt, sie kann Französisch, meine Herrn; zwischen meinem Pieschen und einer Bäuerin ist ein ebenso großer Unterschied wie zwischen einer Anly und einem Schubkarren!“

Der Knecht brach in ein lautes Lachen aus.

„Schlingel!“ — rief Baas Gansendond zornig — „was stehst Du da und lachst? Pack' Dich fort!“

— „Ja, Baas!“

Rohe setzte sich in die Ecke des Heerdes und zog mit Wohlust den Hasengeruch in die Nase, der aus einer Hinterküche in duftreichem Qualm hercindrang. Mittlerweile schaute er in das Feuer, horchte aber anscheinend gleichgültig auf Alles was rings um ihn her gesprochen wurde.

Während Lisa aufgestanden war und in französischer Sprache einige Complimente mit den Herren wechselte, hatte sich Baas Gansendond in den Keller begeben und lehrte

mit einer Flasche und Gläsern zurück, die er vor seiner Tochter auf den Tisch stellte.

— „Setzen Sie sich, setzen Sie sich meine Herren,“ — sagte er — „wir wollen mit Lisa anstoßen; sie soll Ihnen Bescheid thun. Ach, Sie reden Französisch mit ihr. — Seltsam, daß ich so gern das Französisch höre, ich könnte einen ganzen langen Tag zuhören; es ist mir immer als säuge Jemand ein Lied.“

Er faßte Victor am Arm und zwang ihn sich neben Lisa zu setzen.

„Nicht so viele Complimente, Herr von Brunkasteel“ — rief er — „thun Sie als ob Sie zu Hause wären.“

Lisa's schönes sanftes Antlitz hatte auf den ersten Blick zwei von den jungen Jägern eine Art Ehrfurcht eingeflößt; sie saßen auf der andern Seite des Tisches und betrachteten stumm das einfache Mädchen, das sich deutlich Gewalt anthat, freundlich zu erscheinen, dessen erschrockne Verschämtheit aber seine Stirn wie von rothem Feuer erglänzen machte.

So zurückhaltend war Victor von Brunkasteel nicht; er begann fast dem jungen Mädchen Schmeicheleien über ihre Schönheit, ihre Stille, ihr Französisch zu sagen und mußte seine Worte so zu setzen und zu mischen, ohne im Mindesten dem Anschein nach sich etwas Unziemliches zu erlauben, daß Lisa träumerisch auf seine Rede horchte als ob sie einen süß klingenden Gesang vernehme.

Baas Gansendouk, dessen Hoffnung mit jedem Worte höher stieg und der eine Vorliebe für den Herrn Victor nährte, rief sich lachend die Hände und sprach zu sich selbst:

— „Niemand weiß wie ein Dubbeltchen (Zweistüberstück) rollen kann und Alles ist möglich, nur nicht in die Höhe fallen. Das würde erst recht ein schönes Paar sein!.... Nun, meine Herren, trinken Sie doch noch eins. — Auf ihre Gesundheit, Herr von Bruinlasteel! Fahren Sie nur fort, Französisch zu parliren; um mich brauchen Sie sich nicht zu kümmern; ich sehe in Ihren Augen, was Sie sagen wollen.“

Die jungen Jäger schienen sich außerordentlich zu ergötzen. Lisa sprach zwar nicht das beste Französisch aber in ihrem Munde klang Alles so reizend und natürlich. Die fortwährende Schaamröthe auf ihren Wangen hatte etwas so Anmuthiges; ihr ganzes Wesen gab ein so frisches und liebliches Bild daß der Ton ihrer Stimme allein hinreichte, um süße Nübrung im Herzen zu erwecken.

Victor, ein ausgelearnter Stuger, hatte bald die schwache Seite von Lisa's jungfräulichem Gemüth entdeckt. Er sprach mit ihr von der neuesten Mode, schönen Anzügen, dem Stadtleben; schilderte ihr Feste und Bälle mit prächtigen Farben und wußte ihre Aufmerksamkeit so zu fesseln, daß das arme Mädchen Alles um sich her vergaß.

Allmählig ward er so kühn, daß er mitten im Gespräch wie zufällig, Lisa's Hand ergriff.

Jetzt erst schien die Jungfrau aus ihren Träumen zu erwachen. Zitternd zog sie ihre Hand fort, schob ihren Stuhl zurück und warf ihrem Vater einen trüben, fragenden Blick zu. Dieser aber, wie wahnsinnig vor Freude, sah sie verweisend an und nickte ihr zu, sie solle sitzen bleiben.

Lisa's Benehmen überraschte Victor und er wandte das Gesicht ab, um seine Verlegenheit zu verbergen. Nun bemerkte er, daß der Knecht im Winkel am Ofen aufgestanden war und ihm mit einem drohenden Blicke und scharf lachend in die Augen starrte.

Ärgerlich wandte er sich zu dem Baas und fragte:

— „Was hat der Lump hier zu sagen, daß er mich so unverschämmt anzugucken wagt und mich auslacht?“

— „Er etwas zu sagen?“ — schrie der Baas — „das sollt Ihr gleich sehn!“

— „Keke!“ —

— „Was soll ich, Baas?“

— „Hast Du Herrn von Bruinlasteel unfreundlich angestarrt? Wagst Du es ihn auszulachen, Erdemwurm?“

— „Ich lache wie ein Hund dem man Senf um's Maul gewischt hat; ich habe mir die Hand verbrannt, Baas.“ —

— „Pfui! Du bist noch zu plump um vor dem Teufel zu tanzen. Pack Dich zum Hause hinaus.“

„Ja, Baas!“

Der Knecht verließ mit trügen Schritten das Zimmer und nahm seine Mütze ungeschickt ab, als wisse er von gar Nichts.

Bald nachher war die Wirkung von Victor's Redheit schon vergessen; die jungen Leute plauderten freundlich in französischer Sprache mit Lisa fort, und der Baas ermunterte sie seine Tochter oft zu besuchen, sie würden stets eine Flasche des besten Weins vorfinden. Victor's frivoles

französisches Geschwätz gefiel Lisa und sie machte im Stillen die Bemerkung, daß solche seine Sprache doch tausend Mal schöner sei, als das gewöhnliche Alltagsgeplapper der Bauern.

Ein junger Mann öffnete die Hinterthür und trat von dem Anechte begleitet in das Zimmer.

— „Ein Glas Bier, Ache, und zapse auch eins für Dich ab,“ — sagte er.

Der kräftige Jüngling trug einen Kittel von seiner blauer Leinwand, ein seidenes Halstuch und eine Mütze von Otterfell. Sein schönes und regelmäßiges Gesicht war von der Sonne gebräunt, seine breiten Hände bezeugten zugleich die tägliche Arbeit, während seine großen blauen Augen, voll Feuer und Leben, den Gedanken einflößten, daß Geist und Herz bei ihm nicht minder reich ausgestattet seien, wie der Körper.

Bei seinem Eintritt stand Lisa auf, und lachte ihm so freundlich und zuthulich ein Willkommen zu, daß zwei von den Jägern ihn verwundert ansahen. Adolph, der dritte Jäger, kannte ihn schon lange.

Der Baas murmelte einige brummige Worte und zog ein saures Gesicht, als ob die Gegenwart Karl's, des Brauers, ihm höchst lästig sei; er stammte sogar verdrießlich mit dem Fuß und verhehlte seinen Verdruß nicht.

Der junge Mann schien das Alles nicht sonderlich zu beachten; er hielt die Augen auf Lisa gerichtet, als ob er sie etwas fragen wolle. Das Mädchen lachte ihm noch freundlicher und offener zu und nun erst zeigte sich in seinen Zügen ein Ausdruck der Zufriedenheit.

— „Vater . . .“ sagte Lisa.

— „Schen wieder das Bauernwort!“ — rief der Baas.

— „Papa“ — fragte Lisa, sich verbessernd — „Papa, soll Karl nicht ein Glas mit uns trinken?“

— „Er mag sich einen Römer aus dem Schrank nehmen!“ — war die barsche Antwort.

— „Ich danke Euch, Baas Gansendont,“ — sagte Karl mit scharfem Lächeln — der Wein schmeckt mir nicht am Morgen.“

— „Nein, trinke lieber Bier, Junge! Davon bekommst Du einen dicken Kopf“ — scherzte der Baas lachend, wie Jemand, der etwas sehr Weistreiches gesagt zu haben glaubt.

Karl war die plumpe Sprache des greben Gansendont gewohnt und achtete daher auch jetzt nicht darauf. Er wollte sich zu dem Anechte in der andern Gasse neben dem Heuer setzen; aber Lisa rief ihn zu sich und sagte:

— „Karl, hier ist ein Stuhl! Kommt, setzt Euch zu mir und plaudert auch ein Bißchen mit uns.“

Baas Gansendont sah seine Tochter mit ärgerlichem Gesichte an und biß sich vor Ungeduld auf die Lippen. Dies hinderte Karl nicht, Lisa's freundlicher Einladung zu folgen, obwohl er die höhrenden Geberden ihres Vaters recht gut bemerkte.

— „Sie werden dieses Jahr eine gute Jagd haben, meine Herren, —“ sagte er in plämischer Sprache, sich neben Adolph hinsetzend — „Es wimmelt von Hasen und Feldhühnern.“

— „Ich glaube es auch“ — antwortete Adolph — „aber heute Morgen ist es uns nicht geglückt, Etwas zu schießen; die Hunde haben keine Bitterung.“

— „Ich dachte es doch“ — rief der Baas spöttisch — „daß er wieder Stöcke in die Kläder stecken würde! Mit seinem ewigen Blämisch! Nun werdet Ihr wieder nichts Anderes hören als von Hunden, Rügen, Pferden und Kartoffeln. Lassen Sie ihn nur schwagen, Herr von Bruinkasteel, und sprechen Sie nur Französisch mit unserer Lisa fort. Ich höre es gar zu gern, ich kann nicht sagen, wie gern!“

Karl lachte, daß es schüttelte, und sah Victor frei und stolz in die Augen. Dieser Letztere schien seiner leichten Wohlredenheit beraubt zu sein und zeigte sich im Ganzen nicht geneigt, das schmeichelnde Gespräch mit Lisa in Karl's Gegenwart fortzusetzen. Ein Augenblick der lästigsten Stille trat ein. Mit einer Art von Verzweiflung sah der Baas, daß Herr von Bruinkasteel anfing verdrießlich zu werden. Er warf daher einen tadelnden Blick auf Karl und sagte:

— „Herr Victor, achten Sie nicht auf ihn; es ist unser Brauer und ein Bekannter des Hauses; aber er hat hier doch Nichts zu sagen, wenn er auch glaubt Nummer Eins gezogen zu haben. Fahren Sie nur fort, Herr von Bruinkasteel! Ich will, daß meine Tochter freundlich mit Ihnen sei und lache, wenn Sie mit ihr reden. Will der Brauer ein schiefes Gesicht ziehen, so kann er hinausgehen und es auf der Straße thun.“

Durch diese Worte ermutigt, und vielleicht in der Absicht, den jungen Brauer zu ärgern, neigte sich Victor zu Lisa und betrachtete sie während des Redens mit jenem zärtlichen Blinzeln, das man sich in der vornehmen Gesellschaft erlaubt, wenn man eben nicht die beste Meinung hat von der Ehrbarkeit einer Frau.

Karl wurde blaß, zitterte und biß die Zähne krampfhaft zusammen; doch bezwang er diese Aeußerung des Schmerzes und Zornes ebenso rasch; trotzdem bemerkten Alle dieselbe. Victor war davon erschrocken. Zwar fürchtete er sich nicht, aber sie machte doch einen solchen Eindruck auf sein Gemüth, daß ihm alle Lust zu Scherz und Aröblichkeit verging. Den Baas dagegen hatte es noch heftiger erzürnt, und er stampfte murrend mit dem Fuße. Lisa, welche glaubte, daß ihres Vaters harte Worte allein den Jüngling verletzt hatten, schlug die Augen nieder und war nahe daran, in Thränen auszubrechen. Karl saß ruhig auf seinem Stuhl, zwar noch etwas bleich und zitternd, aber doch dem Anscheine nach ganz gelassen.

Plötzlich stand Victor auf, nahm sein Gewehr und sprach zu seinen Begleitern:

— „Kommt, wir wollen noch etwas sagen. Fräulein Lisa wird es mir verzeihen, wenn ich unwissend Etwas gesagt habe, das ihr unangenehm war.“

— „Was! was!“ — rief der Baas — „Alles, was Sie gesagt haben, war schön und unverbesserlich und ich hoffe, sie hat Sie nicht zum letzten Male gesehen und gehört.“

— „Gräulein Lisa denkt vielleicht anders, obwohl meine Absicht gewesen ist, ihr alle Ehre und Freundlichkeit zu erweisen.“

Als er sah, daß seine Tochter nicht antwortete, fuhr der Baas sie verdrießlich an:

— „Na! was soll das hier werden mit dem dummen Bauernspiel! Lisa, was sigest Du da, wie ein Trinchen rühr' mich nicht! Gib doch rasch eine Antwort!“

Lisa stand auf und sagte auf Blämisch mit kaltem, höflichem Tone:

— „Herr von Bruinkasteel, werden Sie nicht böse, wenn vielleicht etwas Anderes mich zerstreut macht. Was Sie die Güte gehabt haben mir zu sagen, ist mir sehr angenehm gewesen, und wenn Sie uns wieder die Ehre erzeigen, unser Haus zu besuchen, so werden Sie uns stets willkommen sein.“

— „Das ist recht! das ist recht!“ — rief der Baas in die Hände schlagend. — „Ach! Herr von Bruinkasteel es ist eine Perle von einem Mädchen! Sie kennen sie noch nicht. Sie kann singen wie eine Nachtigall. Wollen Sie sich nicht wieder hinfegen? Ich werde eine neue Flasche heraufholen.“

— „Nein, wir müssen fort; der Tag verstreicht und ganz und gar! Haben Sie Dank für Ihre freundliche Aufnahme.“

— „Ich gehe noch ein Stückchen mit, wenn die Herren es erlauben“, — sagte der Baas. — „Ich habe da am Fahrwege ein Hölzchen liegen, in dem ich mich einmal

umsehen will. Des Herrn Auge macht die Pserde fett, sagt das Sprüchwort."

Die jungen Herren erklärten sämmtlich, daß ihnen die Gesellschaft des Herrn von Gausendend großes Vergnügen mache. Unter höflichen Reden verließen sie mit ihm das Haus. Der Knecht folgte seinem Herrn.

Sobald die jungen Leute allein waren, jagte Lisa mit freundlichem Tone:

— „Karl, Ihr müßt Euch nicht betrüben, wenn mein Vater rauh mit Euch redet; Ihr wißt ja, er meint es nicht so.“

Der Jüngling schüttelte den Kopf und antwortete:

— „Das ist es nicht, Lisa, was mich schmerzt.“

— „Was denn?“ — fragte das Mädchen verwundert.

— „Das ist mir zu schwer Euch klar zu machen, Lisa! Guer reines und sauberes Gemüth würde es nicht begreifen. Wir wollen lieber davon schweigen.“

— „Nein, Ihr müßt mir es sagen.“

— „Nun denn: ich sehe es nicht gern, daß die jungen Stutzer aus der Stadt hier ihre klauen Complimente vor Euch austragen. Es kommt so leicht etwas Unziemliches hinein, und in jedem Falle beweisen die schönen französischen Manieren und das zärtliche Augenblinzeln, daß sie sich Euch nicht mit der Ehrfurcht nahen, wie einer Frau geziemt.“

Ungebuld und Betrübniß zeigten sich auf dem Antlitze der Jungfrau.

„Ihr seid im Unrecht, Karl,“ — antwortete sie — „die Herren haben mir nichts Unziemliches gesagt. Im Ge-

gentheil, wenn ich ihnen zuhöre, lerne ich wie man sprechen und sich benehmen muß, um nicht für eine Bäuerin zu gelten."

Karl senkte stumm den Kopf; ein schmerzlicher Seufzer rang sich aus seiner Brust los.

"Ja, ich weiß es" — fuhr Lisa fort. — Ihr haßt die Stadtmenschen und die Stadtmanieren; aber was Ihr auch darüber denken möget, mir ist es nicht gegeben unfreundlich zu sein. Ihr habt doch sehr Unrecht, Karl, daß Ihr mich zwingen wollt, Menschen zu hassen, welche mehr als Andere verdienen geachtet zu werden."

Das junge Mädchen hatte diese Worte mit einer gewissen Empfindlichkeit gesprochen. Karl saß schweigend vor ihr und schaute ihr gar eigen in die Augen. Lisa fühlte, daß er tiefe Schmerzen leide, obwohl sie nicht begreifen konnte, wie es käme, daß ihre Rede ihn so sehr betrübe. Sie faßte theilnehmend seine Hand und fuhr fort:

"Aber Karl, ich begreife Euch nicht, — Was soll ich denn thun? Wenn Ihr an meiner Stelle wäret, wie würdet Ihr Euch benehmen, sobald fremde Herren kommen und Euch anreden?"

"Darüber kann nur das Gefühl entscheiden, Lisa!" — antwortete er, den Kopf schüttelnd. — ich weiß selbst nicht, was ich Euch rathe soll; aber, wenn es zum Beispiel, solche Complimentenmacher wären, so würde ich ihnen zwar freundlich antworten, doch nicht dulden, daß sie sich zu Dreien um mich herumsetzten und mir leere Redensarten in die Ohren bliesen."

„Und mein Vater, der mich dazu zwingt,“ — rief Lisa bestürzt. — „Man findet hundert Gründe aufzustehen, wenn man nicht sitzen bleiben will.“ —

— „Also habe ich in Euern Augen nicht recht gehandelt,“ — schluchzte die Jungfrau, während ihr plötzlich Thränen in die Augen drangen. — „Ich habe mich nicht gut betragen.“

Der Jüngling schob seinen Stuhl näher an Lisa und erwiderte mit bittendem Ton:

— „Lisa! Verzeiht es mir. Ihr müßt auch etwas nachsichtig gegen mich sein; es ist meine Schuld nicht, daß ich Euch so sehr liebe. — Mein Herz beherrscht mich, ich kann es nicht bezwingen. Ihr seid schön und rein wie eine Lilie; ich zittere bei dem Gedanken daß ein zweideutiges Wort, ein unsauberer Hauch Euch berühren könne; ich liebe Euch mit ängstlicher Ehrfurcht. Ist es also ein Wunder daß die zudringlichen Blicke dieser Junker mich beben machen? O Lisa, Ihr glaubt, daß mein Gefühl tadelnswerth sei! Vielleicht ist es das auch wirklich, aber beste Freundin, könntet Ihr wissen, welche Pein mir die Seele durchwühlt, welchen Gram mir das bereitet, Ihr würdet Mitleid haben mit meiner allzugroßen Liebe. Ihr würdet mir diese Gedanken verzeihen und mich in meiner Betrübniß trösten.“

Diese Worte, die er mit leisem Tone sprach, rührten die Jungfrau sehr. Freundlich erwiderte sie, mit Thränen in den Augen:

— „Ach Karl, ich weiß nicht was Ihr Euch für Gedanken macht; aber sei es auch was es wolle. Da es Euch verdrückt, soll es nicht wieder geschehen. Wenn künftig Herren kommen, werde ich aufstehen und in ein anderes Zimmer gehen.“

— „Rein, nein, Lisa, so mein ich es nicht.“ — seufzte Karl halb beschämt über den Erfolg seiner Aeußerung. — „Sei artig und freundlich mit Jedermann, wie es sich ziemt, auch mit den Herren, die eben hier waren. Ihr habt mich nicht recht verstanden, Beste. — Benehmt Euch wie zuvor, aber bedenkt daß gewisse Dinge mich schmerzen; vergeßt in solchen Fällen nicht daß Euer Vater sich zuweilen täuscht, und legt den Maasstab Eueres eignen Werthes an, um Euch zu sagen, was Ihr thun müßt. — Ich kenne Euer reines Herz, Lisa, mir ist es gleich wer hieher kommt, aber ich verlange daß man Euch respectvoll behandle: das geringste Vergessen, schon der Schein von Geringschätzung gegen Euch, beleidigt mich auf das Tiefste.“

— „Aber Karl, Ihr habt gehört, daß Herr Adolph und seine Freunde noch oft herkommen werden. Ich muß ihnen doch Rede stehen, wenn ich im Zimmer bleibe. Wird Euch denn das jedes Mal böse und verdrücklich machen?“

Karl wurde roth und machte sich innerlich Vorwürfe über die Bemerkungen die er sich erlaubt hatte, indem er zugleich die natürliche Herzensgüte der Geliebten bewunderte. Ihre Hand ergreifend antwortete er mit freundlichem Lächeln:—

— „Lisa, ich bin ein Thor. Wollt Ihr mir einen Gefallen thun?“

— „Gewiß, Karl!“

— „Ja aber im Ernst, ganz aufrichtig. Verzeiht meine Grille. Wahrlich es würde mich jetzt betrüben, wenn ich sähe, daß Ihr Euer Betragen ändertet. Warum sollte ich es auch verlangen da Euer Vater der Herr ist, und Euch zwingen würde, nach seinem Willen zu handeln.“

— „Nun seid Ihr brav, Karl!“ — erwiderte das Mädchen — „ich muß doch freundlich sein, nicht wahr? Mein Vater ist hier Herr. — Auch auf der anderen Seite habt Ihr Unrecht. Herr von Bruinfasteel hat zwar lange mit mir gesprochen, aber Alles was er sagte war sehr schicklich und ich bekenne gern, daß ich ihm mit großem Vergnügen zuhörte.“

Karl empfand von Neuem daß ihm etwas das Herz beklemmt machte; aber er unterdrückte das aufwallende Gefühl und versetzte bittend:

„Beste, laßt uns vergessen, was geschehen ist. Ich bringe eine gute Nachricht. Meine Mutter hat endlich eingewilligt, unser Haus beträchtlich zu vergrößern; die Arbeiten sollen schon nächsten Montag beginnen. Ihr sollt ein schönes Zimmer für Euch allein haben, recht zierlich ausgeschmückt. Wir bekommen eine Wohnung mit eigenem Eingang und eine Kammer wo eine Chaise für Euch stehen soll. So Lisa braucht Ihr nicht durch die Brauerei zu gehen und am allgemeinen Lärm zu sitzen; Ihr sollt ein stilles und ruhiges Leben führen und Alles bekommen, was Euer Herz wünscht. Treut Euch das nicht, Beste?“

— „Ihr seid zu gut Karl,“ — antwortete sie — und ich bin Euch herzlich dankbar für soviel Liebe und Freundschaft, aber ich glaube Vater wird mit Euch von etwas noch Besserem sprechen, das Euch wahrscheinlich auch gefällt. Er würde es gern sehen, daß wir den Hof pachteten, der hinter dem Schlosse leer steht. Mir scheint der Gedanke nicht so übel. Dann lebten wir doch nicht mehr unter den Bauern und könnten allmählig mit ordentlichen Leuten Bekanntschaft machen.“

— „Aber Lisa,“ — fiel ihr der junge Mann ungeduldig in die Rede — „wie ist es möglich, daß Ihr daran denkt? Ich meine Mutter verlassen! Sie ist Wittwe und hat Niemanden auf der Welt, als mich allein . . . Und wäre das auch nicht der Fall, ich thäte es doch nicht; ich habe von Kindheit auf gearbeitet, ich muß auch ferner arbeiten, für mein eignes Vergnügen und meine Gesundheit, für meiner Mutter Wohlergehen — für Euch Lisa, um Euch das Leben heiter und froh zu machen, um zu wissen, daß die Früchte meiner Arbeit zu Eurem Glücke beitragen.“

— „O, das ist doch nicht nöthig“ — seufzte Lisa — „unsere Eltern besitzen ja schon genug Geld und Gut.“

— „Und dann, Lisa, bedenkt, daß wir jetzt zu den Ersten in unserem Stande gehören. Euer Vater ist einer der vornehmsten Eigenthümer in der Gemeinde; unsere Brauerei steht keiner andern nach. Soll ich nun einwilligen ein neuer Reicher zu werden, hochmüthigen Leuten ihre Freundschaft abzubetteln und mich von meinen vorigen Genossen verhöhnen zu lassen, als Einer, der aus Hochmuth

den gnädigen Herrn spielen will? Nein Lisa, das mag Manchem in seiner Eigenliebe schmeicheln, mich würde es erniedrigen und elend machen. Lieber von Bauern geachtet und geliebt, als von Edelleuten scheel angesehen und verspottet."

Lisa wollte Karl etwas auf seine eifrige Rede erwidern, aber der Knecht öffnete mit sichtbarer Eile die Thür, trat zu dem Jüngling und sagte sehr schnell:

— „Karl habt Ihr Lust Euch ein Paar Stunden mit unserem Baas zu zanken? Nicht? Nun dann macht daß Ihr fortkommt, denn er ist wüthend auf Euch. Ihr müßt ihn häßlich auf den Fuß getreten haben. Wenn Ihr nicht geht, kehrt er im Hause das Oberste zu unterst.“

— „Ach, Karl“ — bat Lisa, ihm die Hand drückend — „geht nur, bis meines Vaters Zorn vorüber ist. Heute Nachmittag denkt er nicht mehr daran.“

Der junge Brauer schüttelte den Kopf, nahm mit einem trüben Blicke von seiner Verlobten Abschied, und eilte durch die Hinterthür aus dem Hause.

Der Knecht folgte ihm und sagte im Vorübergehn:

— „Fürchtet Nichts, Karl, ich werde schon die Augen auf's Segel halten und Euch einen Wink geben, wenn der Wagen zu sehr aus der Spur geht. Bei unserem Baas ist eine Schraube los. Beruhigt Euch aber nur, die Grille geht schon vorüber. Der Wetterhahn auf dem Thurme dreht sich auch wie ein Narr und doch zeigt er mitunter gar schönes Wetter an.“

V.

Uhrbarkeit, der Frauen Ruhm.
Schöne aber garte Blum'!

Zwei Monate waren verstrichen.

Eines Morgens früh standen drei oder vier junge Bauern in der Schmiede und schwagten dort über allerlei Dinge. Sus hielt mit der einen Hand ein Eisen im Feuer und zog mit der andern an dem Blasebalg, indem er sich langsam ein Stückchen pfiß.

— „Run, wer hat die Neuigkeit schon gehört?“ — rief einer von den jungen Männern — „Lisa Gansendonck heirathet einen Baron.“

— „Oho“ — lachte der Schmied — „nächstes Jahr fällt Ostern auf einen Freitag! Geh', verkaufe Deine Neuigkeit auf einem andern Markt.“

— „Ja, ja, sie heirathet den Junker, der seit sechs oder sieben Wochen beständig im heiligen Sebastian liegt.“

— „Wenn es glückt, kalbt der Ochse!“ — rief Sus.

— „Ihr glaubt es nicht? Der Blaesack hat es selbst dem Notar gesagt.“

— „Dann glaub' ich's noch viel weniger.“

— „Wißt Ihr, was ich denke? Baas Gansendonck traut sich da selbst ein gar bitteres Bier. Ueber Jungfer Lisa gehn schon gar wunderliche Gerüchte um. Die Leute reden von ihr wie die Juden vom Speck.“

— „Der Blaeslaef bekommt nur was er verdient, und die leichtsinnige Modepuppe auch. Wer mit der Rag' spielt, den kragt sie, sagt das Sprüchwort.“

— „Und der unglückliche Karl, der dumm genug ist, sich das verdrießen zu lassen. Ich ließe sie zum Guckguck fahren mit sammt ihrem Herrn Baron!“

— „Da kommt Karl“ — sagte einer von den Bauern, der an der Thür stand. — „Schon von Weitem kann man ihm ansehen, daß er traurig ist, er hängt den Kopf auf die Brust wie Jemand der Stecknadeln sucht. Er sieht aus als hätt' er schon seinen Sarg bestellt.“

Alle steckten die Köpfe hinaus und sahen nach Karl, der langsam mit zu Boden gerichteten Blicken und achlos träumend über den Weg schritt.

Sus warf seinen Hammer mit Gewalt auf den Amboss und murrte in sich hinein als hätte ein plötzlicher Aerger ihm die Stimme gelähmt.

— „Was fällt Euch denn an?“ — fragte er die Anderen.

— „Wenn ich Karl sehe, kocht mir das Blut,“ — rief Sus — „ich würde mich verbindlich machen ein ganzes Jahr kein Bier zu sehen, wenn ich dem Blaeslaef Eins auf dem Rücken schmieden könnte. — Der hochmüthige Lump! Er wird durch seine dummen Grillen seine Tochter in Schande bringen; das versteht er; aber der Leichtfuß von Mädchen verdient es auch nicht besser! Daß er mir aber meinem Freund Karl vor Verdruss die Auszehrung an den Hals bringt, und ihn in die Grube jagt, ... einen Jungen wie ein Baum, reich, geschickt, herzensgut, der mehr werth

ist als hundert solche Brathänse und Rodepuppen — das ist zum Tollwerden. Seht, ich wünsche Niemandem Uebles, aber wenn Gansendonck zufällig den Hals bräche, so würde ich meinen, das ist eine Strafe Gottes.“

— „Beruhigt Euch, Sus; Hochmuth kommt vor dem Fall. Wenn die Ameise Flügel bekommt, stirbt sie bald.“

— „Droht nicht zuviel, Sus, der Blasofack hat gesagt, er ließe Euch noch in's Loch stecken.“

— „Bah, ich kümmere mich soviel um den Brähler als ob er an die Mauer gemalt wäre.“

— „Aber könnt Ihr Karl nicht begreiflich machen, daß er sie laufen läßt, wofür sie gut ist?“

— „Da hilft keine Salbe; je mehr sie ihn im heiligen Sebastian zum Narren halten, desto ärger wird es; sie machen ihm da weis, daß die Nag' Eier legt; er ist ganz von Sinnen. Muth steckt auch nicht mehr in ihm; spricht man viel davon, so kommen ihm die Thränen in die Augen, er kehrt sich um und guten Tag bis Morgen!“

„Kann denn Aobe seinem Baas nicht begreiflich machen, daß wenn eine Krähe mit Schwanensfedern fliegen will, sie gar bald niedertaumelt, und im See ertrinkt?“

— „Baas und Anecht sind über denselben Raam geschoren: zwei nasse Säcke trocknen einander nicht.“

— „Schweigt, Sus, da ist er; ich glaube, er kommt nach der Schmiede.“

Wirklich trat Karl ein und grüßte die Anwesenden mit erzwungenem Lächeln. Sprachlos ging er an die Werkbank und drehte träumerisch am Schraubstock, oder nahm achtlos

irgend ein Werkzeug in die Hand, während die jungen Bauern ihn neugierig und mittheilig betrachteten.

Ein unaufhörliches Leid mußte in der That an ihm nagen, so hatte er sich in der kurzen Zeit verändert. Sein Gesicht war blaß und aschensahl, seine Augen irrten glanzlos umher oder starrten eigensinnig auf gleichgültige Gegenstände; seine Wangen waren eingesunken und abgemagert. In seiner ganzen Erscheinung lag etwas, das von Versäumnis und Unachtsamkeit zeugte; seine Kleider schienen nicht so sauber wie zuvor. Sein Haar fiel verwirrt auf seinen Hals.

— „Nun Karl,“ — rief Zus — „Du trittst hier schon wieder ein wie der liebe Sonnenschein, ohne zu reimen. Komm, komm, wirf die häßlichen Gedanken über den Zaun und denke daß Du besser seiest, als die so Dich ärgern. Nach' ein Kreuz darüber und trink ein gut Maas Bier darauf; mit all' der Betrübniß schaffst Du dem Blaeslaef doch keinen Verstand. — Und aus seiner ledernen Tochter machst Du auch nichts Anderes als eine....“

Karl's Zittern und dessen wilder Blick machten daß ihm das Wort im Munde stecken blieb.

— „Ja“ — fuhr er fort — „ich weiß wohl daß ich das Häßchen nicht aufdecken darf; Du schlachtest die schlechten Kranken und schüttest die Medicin in den Graben; aber das giebt's nicht her, die wilten Grillen dauern zu lange. Weiß. Du was der Blaeslaef sagt? Mammafell Lisa verheirathet sich mit Herrn von Bruinkasteel, vor Notar und Priester.“

„Ich gönne sie ihm lieber als mir“ — sagte ein Anderer — „er wird was Schönes an ihr haben, der verlausenen Bäuerin, die mit ihrer Tugend keinen Weg mehr weiß.“

Karl hatte die Faust krampfhaft um den Schraubstock gedrückt und blickte die Redenden zornig an.

— „Elsa“ — seufzte er mit dumpfem Ton — „Elsa ist unschuldig und rein. Ihr redet böse und unrechtlich.“

Nach diesen wenigen Worten wandte er sich um und verließ die Schmiede mit langsamem Schritt, ohne auf das zu achten was sein Freund Sus ihm noch zurief.

Er ging quer über den Weg und schlug einen Fußsteig ein, der nach den Feldern führte. Unterwegs redete er mitunter laut zu sich allein, blieb stehen und stampfte mit dem Fuße, ging dann wieder rasch weiter und so träumerisch hinschlenkernd entfernte er sich immer mehr vom Dorfe, bis er plötzlich an der Ecke eines Tannenhölzchens seinen Namen rufen hörte.

Dort sah er den Knecht des Baas Gansendonck auf dem Kautz sitzen, mit einer Flasche in der einen und einem Stück Fleisch in der anderen Hand; ein Jagdgewehr lag neben ihm.

— „Ha, Koe!“ — rief der Jüngling freudig — „was thut Ihr hier?“

— „Eine neue Grille von unserem Baas“ — antwortete der Knecht. — „So oft er mich nur entbehren kann, muß ich hier den Holzvoigt spielen. Ich sitze da und passe auf, daß die Bäume nicht wegfliegen.“

„Geht ein Bißchen mit mir!“ — bat Karl.

„Ich bin gerade mit dem Essen fertig,“ sagte der Knecht aufstehend. „Seht Karl, das ist ein schönes Jagdgewehr; der Hahn ist so eingerostet daß man ihn nicht spannen kann und wenn man ein Pferd davor spannte, und der Lauf ist nun bereits seit zwanzig Jahren und drei Monaten geladen; wie der Meister so die Waffe.“

„Kommt Robe,“ antwortete der Brauer, als der Knecht zu ihm trat, „sagt mir etwas, das mich trösten kann. Wie steht es zu Hause?“

— „Ich weiß nicht, Karl, auf welcher Seite ich den verfaulten Apfel anpacken soll. Drüben geht's schief; der Vaas weiß sich nicht vor Freuden zu lassen; er träumt laut von Baronen und Schlössern; wohl drei Mal täglich läuft er zum Notar.“

— „Weshwegen? Was bedeutet das?“ — fragte Karl erschreckt.

— „Er sagt, Lisa werde sich binnen Kurzem mit Herrn von Bruinkasteel verheirathen.“

Der Brauer erblasste und sah den Knecht traurig und bestürzt an.

— „Ja,“ fuhr Robe fort — „der junge Baron weiß Nichts davon und denkt nicht daran.“

— „Und Lisa?“

— „Lisa auch nicht.“

— „Ach!“ — seufzte Karl als fielen ihm ein Stein vom Herzen. — „Ihr habt mir weh gethan!“

— „Wäre ich Ihr“ — hub Robe wieder an — „ich müßte hell sehen in der Sache; läßt man das Unkraut zu

lange wuchern, frisst es das schönste Korn auf; Ihr kommt nie nach dem heiligen Sebastian als wenn Herr von Bruinkasteel weggegangen ist; Ihr sitzt dort halbe Tage bei Lisa und grämt Euch, daß es einen Stein erbarmen müßte. Fragt Lisa Euch nach der Ursache Eurer Betrübniß, so macht Ihr ihr weiß, daß Ihr krank seid und sie glaubt es Euch.“

— „Aber Robe, was kann ich thun? So wie ich das kleinste Wort davon anhebe, so brechen ihr die Thränen aus den Augen! Sie begreift mich nicht.“

— „Weiberthränen sind wohlfeil, Karl; daraus würde ich mir nicht viel machen; wenn das Kalb ertrunken ist, hilft es Nichts mehr den Brunnen zu leeren. Bei einer Wurst bleibt ein Hund nicht lange.“

— „Was wollt Ihr damit sagen?“ — murmelte Karl erschreckt — „habt Ihr Lisa im Verdacht? Fürchtet Ihr, daß sie?“

— „Wenn ich wüßte daß ein Paar auf meinem Ropse Böses von Lisa dächte, ich risse es aus. Nein, nein, Lisa ist unschuldig. Die Ärmste bildet sich ein dies Scherwenzeln und Französischparliren wären seine Manieren. Und wenn sie auch, aus Liebe zu Euch, den Baron küßt abser-tigt, so kommt der Baas und zwingt sie zur Freundlichkeit. Herr von Bruinkasteel muß sehr gut sein. Der Baas wirft ihm Lisa zehn Mal jede Woche in die Arme.“

— „Wie? In die Arme!“ — rief Karl heftig.

— „Das ist nur eine Redensart“ — fuhr der Knecht fort — „versteht Ihr mich nicht, desto besser!“

— „Was soll ich thun?“ — rief Karl verzweiflungs-
voll den Boden stampfend.

— „Unter dem Sande liegt es nicht verborgen, Karl.

— Wäre es meine Sache, ich schlage gerade durch; besser
eine Scheibe zerbrochen, als das Haus verlieren.“

— „Was wollt Ihr sagen, um Gottes willen, redet
deutlicher!“

— „Nun fangt Streit an mit Herrn Victor; wenn
es auch einen Kampf giebt, so bringt es doch eine Verände-
rung zuwege und das Schlechte wird durch Veränderung
gewöhnlich besser.“

— „Wenn er mir nur eine Ursache gäbe“ — rief
Karl — „aber Alles was er sagt und thut ist so schlau be-
rechnet, daß man keine Rache nehmen kann und sollte man
verstehen.“

— „Kommt, kommt; wer finden will, der braucht
nicht lange zu suchen. Tretet ihm vorsichtig auf den Fuß;
Ihr wißt schon, sein bäurisch, mit Sammetshuhen. Da
wird das Spiel schon losgehn.“

— „Ach, Koebe, was würde Lisa dazu sagen? Soll
ich ihrem Ruf schaden durch eine Handlung aus der man
abnehmen kann, daß ich gleichfalls Böses argwöhne?“

— „Ihr, liebe Unschuld; glaubt Ihr, Lisa sei nicht
schon in der Leute Mäuler? Täglich wird ihr das Aergste
nachgesagt? Die ganze Sache hängt am Glockenseil und
Jeder hängt noch etwas hinzu.“

— „Gott, Gott! sie ist unschuldig und man klagt sie
schlechter Handlungen an!“

— *Karl, Karl!* Ihr habt kein Blut mehr im Herzen. Ihr seht das Böse täglich wachsen und senkt den Kopf dazu, wie ein ohnmächtiges Kind. Ihr seht, daß Alles sich ver-
 schadet Eure unschuldige Braut in das Verderben zu stürzen; Victor's verlockende Reden, der verrückte Hochmuth ihres Vaters, und ihre eigene Sucht nach allem Städtischen.

— Niemand kann etwas thun um sie zu retten, als Ihr ... und Ihr seid wie ein Schutzengel der einschläft, wenn der Teufel sich daran macht, das Seelchen zu übertölpeln.

— Durch Euere furchtsame Nachgiebigkeit seht Ihr Lisa hülflos der drohenden Gefahr aus. Wenn sie unglücklicher Weise strauchelt, wer hat Schuld. Hilf dir selber, so hilft dir Gott; hab Muth, haut zu, seid ein Mann! — Sagt nicht das Sprüchwort: Weil die sich irren, so wissen den Weg, frisst der Wolf das Schaflein weg."

Karl antwortete erst nach einer Pause.

— „Ach, ach," seufzte er — „Alles erschreckt mich! Was kann ich thun? Sowie mich Lisa ansieht, sinkt mir der Muth. Kobe, mir ist das Herz krank, ich muß mein bitteres Loos ertragen."

— „So vertheidigt sie wenigstens gegen den schmähligen Hohn des Barons selbst."

— „Hohn! Hat er sie verhöhnt?" —

— „Wißt Ihr, was Herr von Bruinfasteel vorgestern spottend zu seinen Kameraden sagte? Adolph's Jäger war dabei."

Er näherte sich dem Brauer und flüsterte ihm einige Worte in das Ohr.

„Ihr lügt, Ihr lügt!“ — rief Karl, den Anecht von sich stoßend. — „Das hat er nicht gesagt!“ —

— „Wie Ihr wollt, Karl“ — brummte Aobe; — „mir kann's auch recht sein; ich lüge und der Jäger lügt; es ist nicht wahr, es kann nicht sein, Herr von Bruinfasteel hat Lisa viel zu lieb um so etwas zu sagen.“

Karl hatte den Stamm einer Tanne gepackt und hielt sich daran fest; seine Brust leuchtete heftig, er athmete röchelnd und seine Augen funkelten von seltsamer Gluth unter den zusammengezogenen Brauen. Was der Anecht ihm in das Ohr geraunt hatte, mußte ihm eine tiefe Wunde versetzt haben, denn er stand da, zitternd wie ein Schilfrohr und zornig wie ein Löwe.

Blötzlich ballte er dem Anecht die Faust entgegen und rief ganz außer sich:

— „Ha, es ist also ein Mord, den Du mir anräthst, Teufel?“

Aobe wich erschreckt einige Schritte zurück und stammelte:

— „Karl, ist das Spaß oder Ernst, daß Ihr ein Gesicht zieht wie eine Hungernoth? Ich habe Euch nichts Böses gethan. Wollt Ihr mich lieber von hinten sehn, so braucht Ihr es nur zu sagen; mit einem guten Tag ist Alles gethan und Jeder geht seines Weges.“

— „Bleibt hier!“ schrie der Brauer.

— „So macht die Hände auf,“ — antwortete Aobe — „ich sehe nicht gern geballte Fäuste.“

Karl schlug von Neuem die Augen zu Boden und blieb lange unbeweglich stehen, ohne sich nach dem Anecht umzu-

schauen. Endlich hob er den Kopf empor und fragte mit bebender Stimme.

— „Kobe, ist Victor von Bruinkasteel um diese Zeit im heiligen Sebastian?“

— „Ja — aber —“ rief der Knecht ängstlich — „Ihr geht nicht dorthin, Karl; ich lasse Euch nicht hin und müßte ich mit Euch ringen, bis kein Glied an meinem Leibe mehr lebendig ist. Ich begreife Euch nicht, Ihr seid, wie das Sprüchwort sagt: Bald zu wise, bald zu dumm, aber immer queer und krumm. Ihr würdet schöne Dinge anstiften im heiligen Sebastian. — Ihr seid ja wie ein wildgewordener Stier.“

Obne auf seine Reden zu achten wendete sich Karl um und schlug hastig die Richtung nach Baas Gansendonck's Wohnung ein. Der Knecht ließ sein Gewehr fallen, sprang dem Brauer vor und hielt ihn mit Gewalt zurück.

„Laßt mich gehen“ — sagte Karl, indem er Kobe bitter lachend ansah — „Ihr werdet mich doch nicht hindern. Warum wollt Ihr mich zwingen Euch ein Leid anzuthun?“

Die Kälte mit der er diese Worte sprach, setzte den Knecht in Erstaunen, er ließ ihn jedoch nicht los, sondern fragte ihn:

„Wollt Ihr mir geloben, daß es bei Warten bleibt, und daß Ihr die Häuste im Sacke behaltet?“

— „Ich will Niemandem etwas thun“ — entgegnete der junge Brauer.

— „Was wollt Ihr denn eigentlich?“

— „Euern Rath befolgen, Kabe; Nechenschaft fordern von Allen und gerade heraus sagen, was mir auf dem Herzen liegt. Fürchtet Nichts, Kabe, ich vergesse nicht, daß ich eine Mutter habe.“

— „Aha, Euer Verstand ist wiedergekommen? Ihr könnt dem Wetterhahn auf dem Thurm eine Lektion geben! Ihr heuchelt nicht, nicht wahr? Nun dann gehe ich mit. Bleibt kalt und standhaft, Karl; kühn gesprochen ist halb gefochten. Macht ein Bißchen Lärm, zeigt die Zähne und lest dem Vaas einmal sein Evangelium; vor Muth bekommt er das Fieber nicht. Gott weiß, wenn Ihr ihm ordentlich auf den Leib rückt, ob er nicht selbst den Baron ersucht, an seiner Thür vorüber zu gehen und dann: auf Leid folgt Freud! Mir dünkt, ich sehe den Spielmann schon auf dem Dache sitzen.“

Sie gingen Beide mit gemäßigten Schritten den Weg entlang; der Knecht eröffnete dem Jüngling eine trostreiche Aussicht und ermutigte ihn sanft, aber besonnen zu sein, indem er ihm rieth dieses Mal nicht eher auf Lisa's Thränen zu achten, als bis er sein vorgestecktes Ziel gänzlich erreicht habe.

In der Nähe des heiligen Sebastian verließ Kabe seinen schwermüthigen Begleiter, mit der Bemerkung, es sei für ihn noch zu früh, nach Hause zu kehren, er müsse noch eine ganze Stunde den Holzvogt spielen.

Karl drückte ihm dankbar die Hand und versprach seinen Rath zu befolgen. Sobald der Jüngling sich allein befand, kam es ihm vor, als sei ihm eine Binde von den

Augen genommen und er durchschaue jetzt erst klar, was sich zutrage und was er thun müsse. Er nahm sich vor dem Baas Gansendond Rechenschaft über dessen Benehmen zu fordern und ihn zu überzeugen — mochte er böse werden oder nicht — daß seine Thorheit nicht allein Lisa um ihren guten Ruf bringe, sondern selbst ihrer Ehrbarkeit gefährlich werde. Während er sich der Wohnung näherte, zeigte des Jünglings Gesicht Entschlossenheit.

Als er jedoch vor der Hinterthür des heiligen Sebastian anlangte, änderte sich aber plötzlich diese Gemüthsstimmung.

Drinnen erklang die verführerische Stimme des Barons. Dieser sang eine französische Romanze, deren Ton und Weise Liebe und Zärtlichkeit athmeten.

Als Karl den Gesang hörte, blieb er bebend stehen und lauschte mit fleberhafter Aufmerksamkeit.

„*Pourquoi, tendre Elise, toujours vous défendre?*)*
A mes désirs daignez vous rendre!“

Arampfhaft zuckten die Hände des Bräuers; ein furchtbarer Sturm begann in seiner gefolterten Seele zu toben.

„*Ayez moins de rigueur;*
Si mon amour vous touche,
Qu'un mot de votre bouche,
Couronne mon ardeur!“

*) Bruchstück einer Arie aus der französischen Oper *Joconde*. Deutsch: „Warum theuere Elise immer Dich wehren; o wolle Dich meinen Wünschen ergeben. — — Habe weniger Ertrenge; wenn meine Liebe Dich rührt, so kröne

Furchtsam vermischte sich Lisa's Stimme mit dem Gesange; sie sang gleichfalls die zärtlichen Worte.

Ungestim brauste das Blut durch die Adern des Jünglings; seine Augen funkelten, knirschend biß er die Zähne zusammen, und als die letzten Verse der Romanze aus Lisa's und des Varen's Munde zugleich ihm wie verzehrende Feuerfunken auf das Herz fielen, sträubte sich sein Haar auf seinem Kopfe empor:

„Pitié mon trouble est extrême.

Ah, dites je vous aime!

Je vous aime!

„Bravo, Bravo!“ — rief der Vaas in die Hände klatschend; — „ach, wie schön!“

Ein dumpfes Röcheln drang aus der Achse des Jünglings, während er in das Haus trat.

Bei seinem Erscheinen im Zimmer, sprangen Alle vor Schreck oder Ueberraschung in die Höhe; Lisa stieß einen gellenden Angstschrei aus und streckte bittend die Arme gegen Karl aus; der Varen sah ihn stolz und fragend an, der Vaas stampfte ungeduldig mit den Füßen und murmelte höhnisch etwas in sich hinein.

Eine Weile blieb Karl wie sinnlos, die Hand auf einen Stuhl gelegt, stehen; er zitterte so heftig, daß seine Beine fast unter der Last seines Körpers zusammenknickten; sein Gesicht war todtensbleich, krampfhafte Zuckungen liefen ihm

ein Wort aus deinem Munde meine Wuth. — — Mitleid! meine Verwirrung ist außerordentlich. Ach, sage: Ich liebe Dich, ich liebe Dich.“ —

über Stirn und Wangen; sein ganzes Wesen mußte etwas Schreckliches haben, denn der Baron, wie muthig er sonst auch war, erbleichte gleichfalls und trat einige Schritte zurück, um aus dem Bereich des wüthenden Brauers zu kommen. Baas Gansendonck allein schien Karl's zu spotten und betrachtete ihn mit verächtlichem Lachen.

Plötzlich schleuderte der junge Mann einen feurigen Blick voll Haß und Rachsucht dem Baron in die Augen, der sich dadurch beleidigt fühlte und tropig ausrief:

„Nun, was soll das Kinderspiel hier? Wißt Ihr wen Ihr vor Euch habt? Ich verbitte mir ein solch impertinentes Anglophen!“

Wüthend packte der Brauer den Stuhl und wollte ihn empor heben, um den Baron damit zu Boden zu schlagen, aber ehe er dies thun konnte, hing Lisa schreiend und bitterlich weinend an seinem Halse. Sie blickte ihm so stehend, so liebreich in die Augen, sie nannte ihn mit so süßen Namen, daß er gleich darauf kraftlos den Stuhl fallen ließ, während er mit einem tiefen Seufzer zu ihr sagte:

„O, Dank, Dank, Lisa; Ihr habt mich gerettet; ohne Euch wäre es geschehn.“

Das Mädchen hielt seine beiden Hände fest und fuhr fort ihn durch Worte der Liebe zu beruhigen und zu trösten; sie merkte wohl an seinem ganzen Wesen, daß der Zorn noch heftig in seinem Innern loderte und bemühte sich die Ursache seiner Heftigkeit aus dem Wege zu räumen.

Mittlerweile näherte sich der Baron der Thür und wollte das Haus verlassen; aber Baas Gansendonck rief demselben zu:

„Nun, Herr Baron, fürchten Sie sich denn vor einem verrückten Bauer. Bleiben Sie doch, ich lasse ihn durch meine Knechte hinauswerfen.“

— „Ich fürchte mich vor keinem verrückten Bauer auf der ganzen Welt,“ — antwortete der Baron — aber es paßt sich nicht für mich mit einem verrückten Bauer in Streit zu gerathen.“

Bei diesen beleidigenden Worten sprang Karl empor, riß sich aus den Armen seiner Geliebten los und eilte nach der Thür, um dem Baron auf die Straße zu folgen; Baas Gansendonck hielt ihn jedoch fest und rief im höchsten Zorn:

— „Halt, Karl, wir Beide jetzt! Es dauerte schon zu lange! Was, Ihr wollt die Leute aus meinem Hause jagen und hier den Baas spielen! Den Herr Baron von Bruinkasteel mit Stühlen schlagen! Was hindert mich, daß ich nicht die Gensdarmen holen lasse? Kommt nun, ich will Euch Dinge sagen, die meine Tochter nicht zu hören braucht, — so soll es mit einem Male abgemacht werden, oder ich will Euch zeigen, wer hier der Herr ist.“

Ein bitteres Lächeln umspielte Karl's Lippen; er folgte dem Baas in ein anderes Zimmer. Dieser verriegelte die Thür und stellte sich dann stumm, aber mit drohenden Blicken vor den Bauer, der sich augenscheinlich Gewalt anthat, um seinen Zorn zu bezwingen und so ruhig zu sein;

wie es ihm in diesem erwünschten Zwiegespräche nothwendig war, um seinen Zweck zu erreichen.

„Biegt nun so viel Fragen wie Ihr wollt,“ — sprach der Baas — „ich lache über Euere dummen Grillen. Nun sagt mir aber rasch, wer Euch das Recht giebt, in mein Haus zu kommen und ungezogen gegen Jedermann zu sein? Oder meint Ihr etwa, Ihr hättet meine Tochter gekauft?“

— „Reizt mich nicht, um Gottes Willen“ — bat Karl — „steht mir nur Rede, ich will verständig mit Euch sprechen und wollt Ihr mich nicht begreifen, so gehe ich und komme nie wieder über Eure Schwelle.“

— „Nun, da bin ich doch neugierig; ich weiß zwar, was für ein Liedchen Ihr singen werdet, aber es soll Euch doch nicht glücken; Ihr klopft an eines tauben Mannes Thür.“

— „Mein Vater hat Euch beigestanden, Euch vom Untergang gerettet. Ihr habt ihm auf seinem Todtenbette gelobt, daß Lisa meine Frau werden sollte; Ihr habt unsere Liebe ermuthigt.“

„Die Zeiten ändern sich und die Menschen auch!“

„Jetzt, da Ihr Noth geerbt habt, Noth, den man Geld nennt, wollt Ihr nicht allein als ein Undankbarer Euer heiliges Wort brechen, sondern Ihr befleckt auch den guten Ruf meiner Verlobten. Für die Hoffnung einer unmöglichen Standeserhöhung, verkauft Ihr ihre Menschheit, schleift ihre Ehre durch den Gassenschmutz.“

— „Ohe, was ist das für ein Ton und mit wem meint Ihr zu reden?“

— „Und mich tödtet Ihr durch Aerger und Verzweiflung. Nicht, weil Ihr mir Lisa rauben wollt! Nein, das könnt Ihr nicht, denn sie liebt mich. Aber kann es eine größere Marterqual geben, als seine Geliebte, seine Braut vor seinen eigenen Augen verderben zu sehn, sie bestrecken zu sehn durch Alles, was die Stadt Leichtfertiges und Sittenloses ausbrühet? Sie vor dem Altar erwarten zu müssen in das zerrissene Gewand gemordeter Seelenreinheit gehüllt?“

— „Wo habt Ihr das Wischivafchi gelernt? Das versteh' der Guckguck! Ich bin der Herr und was ich thue ist wohlgethan, oder glaubt Ihr, daß Ihr mei: Verstand habt, als Vaas Gansendonck?“

„O, Ihr Blinder, Ihr zwingt Euere Tochter die vergifteten Worte des Barons anzuhören; jede seiner Schmeicheleien ist ein Schmutzstreck auf ihre reine Seele. Ihr stoßt sie ins Verderben und fällt sie, ach, so hat der Vater selbst die Grube gegraben, in der die Ehre seines Kindes zu Grunde gehen muß. Was hofft Ihr denn? Daß sie sich mit Herrn von Bruinkasteel verheirathe? O, das ist unmöglich. Wären auch sein Vater und seine Verwandten nicht da, um es zu hindern, so würde er selbst eine Frau verstoßen, die durch Eure unaufländize Anlockung und durch seine niedrigen Absichten bereits in seinen eigenen Augen entehrt ist.“

— „Fahrt nur fort,“ — spottete Vaas Gansendonck, — ich wußte nicht, daß Ihr so viele Noten für Euer Lied hattet? Sie sollte sich mit dem Baron nicht verheirathen?

Das wollen wir doch sehn. Wenn Ihr Euch gut betragen wollt, könnt Ihr zur Hochzeit kommen. Schlagt Euch die Liebe aus dem Sinn, Karl, das ist das Beste, was Ihr thun könnt; Ihr möchtet sonst noch daran erstickn! Bleibt lieber im Guten aus unserem Hause fort — denn Ihr seht doch wohl ein, daß der Baron nun fast den ganzen Tag hier sein wird und Ihr ihm nur zwischen die Beine lauft; er ist nicht der Mann, um viel mit Bauern umzugehn.“

— „Also, mein tödtlicher Schmerz vermag Nichts über Euch? Er soll also vor wie nach kommen, ihr schmelteln, sie mit schändlichen Worten betrügen, von Lust und Leidenschaft singen und meiner Lisa Herz mit dem Gifte füllen, das alle Sittsamkeit zerstört?“

— „Gift? Was das für Redensarten sind! Weil Ihr es ihm nicht nachmachen könnt. So reden die Bauern immer von den Stadtleuten; sie verstehen vor Reid, wenn sie Jemanden sehen, der gute Manieren hat und artig ist. Aber macht Euerm Herzen Lust, Freund, fahrt nur fort, es hilft Euch doch Nichts. Der Baron soll vor wie nach kommen und Lisa soll gnädige Frau werden! Und wenn Ihr Euch den Kopf entzwei lisset, es sollte Euch doch nicht mehr helfen als eine Fliege in Eurem Braukessel. Ich habe das Recht, mit meinem Hause und meiner Tochter zu thun was ich will und Niemand hat seine Nase hienein zu stecken, Ihr so wenig wie ein Anderer.“

— „Das Recht!“ — rief Karl bitter lachend — „das Recht, die Ehre Eueres Kindes zu morden! Sie, rein und unschuldig wie sie ist, der Lästerung aller Menschen Preis

zu geben? Sie als die leichtfertige Liebste eines niederlichen Junkers dem allgemeinen Spott und der allgemeinen Verachtung zur Beute zu machen? Nein, das Recht habt Ihr nicht! Mir gehört Lisa! Will Ihr Vater sie in den Schlamm der Schande hinabdrücken, so werde ich sie siegreich herausreißen. Meine Pflicht hatte ich vergessen; aber jetzt ist's geschehen. Euer Baron soll fort bleiben. Lisa soll wider Euren Willen gerettet werden. Nein, ich respectire Eure unglückliche Ehrsucht nicht mehr."

— „Ist das nun Alles, was Ihr zu sagen habt?“ — fragte Vaas Gansendond mit der größten Gleichgültigkeit.

— „Dann will ich Euch nur sagen, daß ich Euch mein Haus verbiete, und wenn Ihr es wagt, wieder hieher zu kommen, so lasse ich Euch durch den Feldwächter und meine Knechte aus der Thüre werfen!“

— „Eine Herberge steht Jedermann offen.“

— „Es sind Zimmer genug in meinem Hause, wo der Baron mit meiner Tochter sprechen kann.“

Ermattet und muthlos sank der Jüngling in einen Stuhl, ließ den Kopf sinken und blick sprachlos, die Augen zu Boden geheftet, sitzen.

— „Nun, nun!“ — sagte der Vaas — „schlagt Eure Augen nur auf! Der blaue Schein wird bald geheilt sein. Geht nach Hause und bleibt fortan aus dem heiligen Sebastian weg, ohne Euch weiter um Lisa zu bemühen. Unter dieser Bedingung wollen wir künftig auch gute Freunde bleiben; ich werde Euren Hochmuth und Eure seltsamen

Grillen vergessen. Späte Vernunft ist auch Weisheit! Na, geht Ihr nun?"

Karl stand auf. Sein Gesicht hatte eine vollkommene Umwandlung erfahren. Die Spannung, in der er sich befunden, hatte aufgehört, der fieberhafte Anlauf zur That ihn erschöpft; die Fruchtlosigkeit seiner Worte ihn alles Muthes beraubt. Knehend und die Hände faltend trat er vor den Daas und bat mit thranenden Augen:

— „O Gansendond, habt Mitleiden mit mir und mit Lisa! Seid überzeugt, ich muß sterben. Bei dem Andenken meines Vaters beschwöre ich Euch, öffnet die Augen, gebt mir Eure Tochter zur Frau, ehe ihr Name ganz entehrt ist. Ich will sie glücklich machen, sie lieben, wie ein Sklave für sie sorgen und arbeiten. Ich werde Euch ehren, gehorchen, Euch lieben wie ein Sohn, und Euch dienen wie ein Knecht.“

Als er sah, daß Karl sich so vor ihm erniedrigte, fühlte der Daas einiges Mitleiden mit ihm und antwortete:

— „Karl, ich will nicht sagen, daß Ihr nicht ein guter Junge seid, und daß meine Lisa nicht einen guten Mann an Euch haben würde.“

— „O Daas, um Gotteswillen!“ — bat der Jüngling, ihm voll Hoffnung in die Augen blickend — „erbarmt Euch meiner, gebt mir Lisa zur Frau; ich will mit kindlicher Unterwürfigkeit Eure leisesten Wünsche erfüllen, die Brauerei verkaufen, auf einem Herrenhose wohnen, dem Bauernstande entsagen, meine Lebensweise ändern.“

— „Es kann nicht mehr sein, lieber Karl; es ist zu spät.“

— „Und wenn Ihr nun gewiß wißt, daß es mein Tod sein wird?“

— „Das sollte mir wahrlich leid thun; aber ich kann Euch nicht zwingen am Leben zu bleiben.“

— „O Gansendond!“ — rief der Jüngling, nieder-knieend und die Arme ausstreckend — „gebt mir Hoffnung, mordet mich nicht!“

Der Baas hob ihn auf und sagte:

— „Aber habt Ihr denn den Verstand verloren, Karl? Ich kann ja Nichts mehr thun. Bedenkt doch, wie die Sachen stehn. Morgen speisen wir auf dem Jagdhofe bei dem Baron. Er giebt Lisa zu Ehren ein Fest.“

— „Sie? sie? meine Lisa? auf dem Jagdhofe bei dem Baron? O, Ihr zerstört ihre Ehre auf immer, unrettbar. Es ist ja nicht eine einzige Dame auf dem Jagdhofe.“

— „Sie soll das Jagdschloßchen ihres künftigen Mannes kennen lernen.“

— „Also keine Hoffnung mehr! Für sie die Schande, für mich das Grab!“ — schrie der Brauer verzweifelt, während er beide Hände vor die Augen schlug und eine Thränenfluth ihm von den Wangen rollte.

— „Ich beklage Euch, Karl!“ — sprach der Baas gleichgültig — „Lisa soll gnädige Frau werden! Es stand droben geschrieben, und es soll geschehn!“

Er faßte den betäubten Karl sanft bei der Schulter und schob ihn nach der Thür, indem er sagte:

— „Kommt! es hat nun lange genug gedauert, und es hilft doch Nichts! Geht nur nach Hause und redet nicht mehr mit Lisa, hört Ihr?“

Karl ließ sich kraftlos und stumm fortschleichen. Er senkte den Kopf vorn über, und die Thränen aus seinen Augen fielen auf die Erde. In das Zimmer tretend, in dem Lisa sich befand, warf er, wie ein ewiges Lebewohl, noch einen sterbenden Blick auf sie.

Die Jungfrau, welche schon lange mit tiefer Angst auf die undeutlichen Stimmen gelauscht hatte, welche in der Kammer ein Gespräch mit einander führten, wartete zitternd, bis die Thür sich öffnete.

Jetzt erschien ihr Geliebter vor ihr, weinend und stumm, wie ein geduldiges Schlachtopfer, das zum Tode geführt wird. Ein lauter Schrei entwand sich ihrer Brust. Sie sprang auf den Jüngling zu und schlug ihm die Arme um den Hals, ihn mit ängstlicher Gewalt von der Thüre fortreisend. Karl blickte sie geduldig an und lächelte so trübe, daß der Ausdruck seines Gesichts ihr einen neuen Angststurz erpreßte.

Mit drohenden Worten löste Baas Gansendonck die Arme seiner Tochter von Karl's Halse, schob den jungen Mann zum Hause hinaus und warf die Thür hinter ihm zu.

VI.

Wer aufgeblasen ist und dumm,
Der macht sich selbst zum Spott ringum.

Baas Gansendonck lief wie ein Narr in seinem Zimmer auf und ab, zog den Spiegel nach vorn, um seine Beine sehen zu können und ging mit lauter Selbstbewunderung bald vorwärts bald rückwärts. Er war in Hemdärmeln und hatte ein nagelneues Beinkleid mit Streifen an. Auf einem Stuhle an der Wand lagen ein Paar gelbe Handschuhe, eine weiße Weste und ein Vorhemdchen mit einem Jabot von Spitzen.

Der Knecht stand mitten im Zimmer und hatte ein zusammengelegtes weißes Tuch auf dem Arme. Er sah den Baas ruhig an; nur von Zeit zu Zeit spielte um seinen Mund ein fast unerklärbares Lächeln des Mitleids und der Unzufriedenheit.

— „Nun, Koke!“ — sagte der Baas freudig — „was meinst Du dazu: sitzen sie nicht gut?“

— „Das verstehe ich nicht, Baas!“ — antwortete Koke wie verdrrießlich.

— „Du kannst doch wohl sehen, ob es mir gut oder schlecht steht?“

— „Ich sehe Euch lieber ohne Riemen unter der Hose, Baas, als mit Beinen, so steif wie Besenstiele!“

Verwundert hörte Gansendonck diese kede Bemerkung; er warf einen wüthenden Blick auf den Knecht, und rief:

— „Was soll das bedeuten? Zängst Du auch schon an die Hörner herauszustrecken? Oder meinst Du, daß ich Dich bezahle und Dir zu essen gebe, um mir Dinge zu sagen, die mir nicht anstehen? Komm, laß hören! Sieht sie mir gut oder nicht?“

— „Ja, Baas!“

— „Was? Ja, Baas!“ — schrie Gansendonck, und stampfte mit dem Fuße. — „Ob sie mir gut sieht oder nicht, frage ich Dich.“

— „Sie kann Euch nicht besser sitzen, Baas!“

— „Du bist dickköpfig! Willst Du gern Deine Rechnung gemacht haben und Dir einen andern Dienst suchen müssen? Oder hast Du es hier nicht gut genug, Schlingel? Du wünschst Dir vielleicht noch besseres Brod, als Hausbackenbrod? So kommt man vom Alee ins Unkraut; aber das Sprüchwort hat Recht, wenn es sagt: Gebt einem Esel Hafer und er läuft nach den Disteln.“

Roze sagte bittend, mit erheuchelter oder mit wahrer Angst:

— „Ach, Baas! ich habe solches Bauchgrimmen, daß ich nicht weiß, was ich sage. Ihr müßt es mir verzeihen. Eure Hose steht so schön, als ob sie Euch an die Beine gemalt wäre.“

— „So, Du hast Bauchgrimmen?“ — sagte der Baas theilnehmend. — „Öffne dort das Schränkchen und schenke Dir einen Bermuthschnaps ein. Bitter im Mund macht das Herz gesund.“

— „O, Baas! Ihr seid sehr gut, Baas!“ antwortete Aobe, und ging nach dem Schränkchen.

— „Gieb mir mein Halstuch“ — entgegnete der Baas — aber vorsichtig, daß Du mir es nicht zerknüllst.“

Während er fortfuhr sich zu kleiden und zu putzen, sagte er halb träumend:

— „Na, Aobe! wie werden die Bauern gaffen, wenn sie mich vorbeigehen sehen mit einer weißen Weste, einem Jabet von Spitzen und gelben Handschuhen! Gott weiß! das haben sie in ihrem Leben noch nicht gesehn! Sehr schlau hatte ich Herrn von Bruinlasteel gefragt, wie die feinen Herren sich anziehen, wenn sie zu Tische gebeten sind, und in vier Tagen haben sie mir das in der Stadt zusammengenäht. Mit Geld kann man noch mehr als zaubern; mit Geld kann man Wunder thun. Und Lisa wird den Leuten nicht wenig in die Augen stechen mit den sechs Aragen unten an ihrem seidenen Kleide!“

— „Sechs Volants, Baas? Die gnädige Frau vom Schloß trägt ihrer nur fünf, und das auch nur am Sonntag.“

— „Wenn Lisa meinen Willen thun wollte, so trüge sie ihrer zehn. Wer lang hat, läßt lang hängen, und wer bezahlen kann, mag auch kaufen! Du sollst sie nur einmal recht, wie es sich für eine gnädige Frau geziemt, vor den Bauern erscheinen sehen, Aobe! Mit einem Atlashut, auf dem Blumen hängen, wie sie im Winter auf dem Schlosse blühen!“

— „Camelia's, Baas!“

— „Ja, Gamelia's! Denke Dir nur, Koke, da hatten sie mir in der Stadt nachgemachte Kornähren und Buchwalzenblumen auf Lisa's Hut gesteckt! Aber das Bauernzeug habe ich einmal flink herunterreißen lassen! Gieb mir meine Weste, aber komme ihr nicht mit den Händen zu nahe!“

— „Das ist eine Kunst, die ich nicht gelernt habe, Baas!“

— „Pump! ich meine, Du sollst sie mit dem Handtuche anfassen!“

— „Ja, Baas!“

— „Sage einmal, Koke, siehst Du mich dort auf dem Jagdhofe, am Tische sitzen? Lisa zwischen mir und dem Baron! Hörst Du, wie wir uns dort Complimente machen und schöne Dinge sagen? Alle fremden Sorten Weine trinken, und Wildpret essen, das mit Saucen angerichtet ist, deren Namen der Teufel nicht behalten kann? In vergoldeten Schüsseln, mit silbernen Löffeln!“

— „Ach, Baas, schweigt still, wenn Ihr so gut sein wollt! Ich bekomme Heißhunger davon.“

— „Da hast Du auch Ursache, Koke! Aber ich will nicht allein glücklich sein. Es ist noch ein halber Hase von Gessern da; den kannst Du aufrappeln, und ein Paar Rannen Gerstenbier kannst Du auch dazu trinken.“

— „Ihr seid sehr gütig, Baas!“

— „Und am Nachmittage kommst Du nach dem Jagdhofe, um zu sehen, ob ich Nichts zu befehlen habe.“

— „Ja, Baas!“

— „Sage einmal, Aobe, ob Lisa wohl schon ange-
gegen ist.“

— „Ich weiß es nicht, Paas. Oben als ich frisches
Regenwasser holte, saß sie noch am Tische.“

— „Was hatte sie denn für ein Kleid an?“

— „Ihr gewöhnliches Sonntagsgleid, glaube ich,
Paas.“

— „Hat sie Dir nicht erzählt, daß ich gestern dem
Brauer die Thüre gewiesen habe?“

— „Ich habe gesehen, daß sie sehr niedergeschlagen ist,
Paas. Aber ich frage nicht nach Dingen, die mich nicht
angehen. Der ist ein Thier, der sich die Finger an eines
Anderen Aessel verbrennt.“

— „Du hast Recht, Aobe! Aber ich bin doch der Herr,
mit Dir davon zu sprechen, wenn mir es gefällt. Glaubst
Du wohl, daß sie den verrückten Karl noch so sehr liebt,
um sich zu weigern, auf dem Jagdhofe zu freisen, weil sie
den Musje hat weinen sehen, als er fortging. Den ganzen
Abend habe ich mit ihr zanken müssen, um ihren Starrsinn
zu brechen.“

— „Hat sie denn endlich gesagt, daß sie mitgehen will,
Paas?“

— „Was? Da hat sie Nichts zu sagen; ich bin der
Herr!“

— „Das ist gewiß, Paas!“

— „Hat sie nicht selbst die Mühe gehabt, mir zu
sagen, sie wolle sich nicht mit dem Brauer verheirathen?“

— „So?“

— „Ja, und daß sie ihr Lebenlang eine alte Jungfer bleiben will, wenn sie den lumpigen Karl nicht zum Manne bekommt. Sie würde schön da sitzen in der schmutzigen Branerei, mit einem Spinnrad, bei'm Kochkessel — und wenn sie dann einmal nach der Stadt fahren wollte, da könnte sie auf den Bierwagen steigen, nicht wahr, Aobe?“

— „Ja, Baas!“

— „Nimm, gib mir nun meine Handschuhe; ich bin fertig. Jetzt aber nach Lisa umgesehen! Vielleicht hat sie noch Strümpfe zu verkaufen. Gestern Abend wenigstens wollte sie gar keine Bekanntschaft machen mit den sechs Krügen, die an ihrem neuen Kleide hängen. Lieb' oder Leid, sie soll sich kleiden, wie ich meine, daß es sich für sie schickt!“

Lisa saß im Vorzimmer am Fenster; diese Trauer lag auf ihrem Gesichte; sie hielt eine Nadel in der einen und eine Stickeret in der andern Hand; aber ihre Gedanken waren weit davon entfernt; denn sie blieb unbeweglich, und arbeitete nicht.

— „Was ist das?“ — rief Baas Gansendend ärgerlich. — „Ich bin von Kopf zu Füßen angezogen, und Du sitzt da, als ob gar Nichts vor sich ginge.“

— „Ich bin bereit, Vater!“ — antwortete Lisa mit freundlicher Gelassenheit.

— „Vater! Vater! Du willst, daß ich aus der Haut fahren soll?“

— „Ich bin bereit, Papa!“ — wiederholte das Mädchen.

— „Stehe einmal auf!“ — entgegnete Vaas Gansendond, mit strengem Gesicht. — „Was hast Du da für ein Kleid an?“

— „Mein Sonntagskleid, Papa!“

— „Schnell ziehst Du mir Dein neues Kleid an und sehest den Hut mit Blumen auf!“

Lisa senkte den Kopf und antwortete nicht.

— „Na, wie lange dauert es?“ — schrie Gansendond.
— „Wirst Du reden oder nicht?“

— „Ach, Papa!“ — bat Lisa — „zwinge mich nicht! Das Kleid und der Hut ziemen sich nicht für unsern Stand; ich wage nicht damit durch das Dorf zu gehen. Du willst, daß ich Dir nach dem Jagdhofe folge, obgleich ich Dich auf den Knien gebeten habe, mich zu Hause zu lassen. Nun denn, das will ich thun; aber um Gotteswillen, laß mich in meinen Sonntagskleidern gehen!“

— „Mit einer Haube? und nur mit einem einzigen Stragen unten am Kleide?“ — stotterte Vaas Gansendond.
„Du wirst schön aussehen an einer Tafel mit vergoldeten Schüsseln und silbernen Löffeln. Komm', komm'; mache nicht so viele Worte! Dein neues Kleid an und den Hut auf! ich will es haben!“

— „Du magst thun, was Dir gut dünkt, Papa!“ — seufzte Lisa, betrübt den Kopf sinken lassend; — „Du kannst mich bestrafen, mich auszaunken; ich ziehe das neue Kleid nicht an, ich trage den Hut nicht.“

Aus dem Winkel am Feuer nickte Aobe mit dem Kopfe, um die Jungfrau zu erimuthigen.

Der Baas wandte sich zu dem Anrechte, und fragte während:

— „Na, was sagst Du zu einer Tochter, die so mit ihrem Vater zu sprechen wagt?“

— „Es ist möglich, daß sie Recht hat, Baas!“

— „Was sagst Du? Du auch? Habt Ihr Euch mit einander verabredet, um mich vor Aerger bersten zu machen? Ich will es Dir lehren, Du undankbarer Lump! Morgen ziehst Du ab.“

— „Aber lieber Baas, Ihr versteht mich nicht!“ — antwortete Rebe mit erheuchelter Furcht. — „Ich meine, Lisa könnte Recht haben, wenn sie nicht Unrecht hat.“

— „Na, da sprich ein anderes Mal deutlicher!“

— „Ja, Baas!“

— „Und Du, Lisa, spüte Dich! Mag es Dir lieb oder leid sein, Du sollst mir gehorchen, und müßte ich Dir das Leid mit Gewalt anziehen!“

Das Mädchen brach in Thränen aus. Ihr Vater wurde noch ärgerlicher dadurch; denn er murmelte heftig mit sich selbst und schob die Stühle durch einander.

— „Noch besser!“ — schrie er. — „Heule nur eine oder zwei Stunden, Lisa! dann wirst Du erst recht schön aussehen, mit einem Paar rother Augen, wie ein weißes Aa ninchen! Ich will nicht haben, daß Du Thränen vergießest; das ist bloß ein Biß um zu Hause bleiben zu können.“

Das Mädchen blieb stumm und fuhr fort zu weinen.

— „Komm' nur!“ — sagte der Vaas mit reinlicher Ungebuld. — „Wenn es nicht anders sein kann, so kleide Dich, wie Du willst; aber höre auf zu weinen. Um Gottes willen, Lisa, mach zu!“

Die Jungfrau stand vom Stuhle auf, ging, ohne zu sprechen, die Treppe hinauf, um sich für den Besuch auf dem Jagdhofe anzuziehen.

Sie war kaum aus dem Zimmer, als Herr von Bruinlaasel eintrat und zu dem Vaas sagte:

— „Wo bleibt Ihr so lange, Herr von Gansendond? Ich war schon besorgt, daß Euch Etwas widerfahren sein möchte. Wir warten bereits länger als eine Stunde auf Euch.“

— „Es ist Lisa's Schuld,“ — antwortete der Vaas. — „Ich hatte ihr ein schönes neues Kleid und einen Atlashut machen lassen; aber ich weiß nicht, was ihr im Kopfe steckt; sie will keine neuen Kleider anziehen.“

— „Sie hat Recht, mein Herr von Gansendond! Sie ist auch so hübsch genug.“

— „Schöne Kleider machen sie nicht häßlicher, mein Herr Victor!“

Lisa kam wieder und grüßte den Varen mit stiller Freundlichkeit. Man las ihre Betrübniß in ihren Augen und konnte leicht sehen, daß sie geweint hatte. Sie trug ihr gewöhnliches seidenes Kleid mit dem einfachen Besatz, und hatte ein sauberes feines Spitzenhäubchen dazu aufgesetzt. Absichtlich nahm sie ihres Vaters Arm und wollte ihn zur Thür hinausführen; der Vaas ließ sie aber los

und entfernte sich von ihr, als wolle er den Baron nöthigen, ihr seinen Arm anzubieten.

Herr Victor schien es nicht zu merken. Vielleicht hielt er es weder für Lisa noch für sich selbst passend, Arm in Arm durch das Dorf zu gehen.

Nach einigen Complimenten, wer zuerst aus der Thür gehen solle, verließen sie das Haus. Der Baas machte aus der Roth eine Tugend und führte die Tochter. Unterwegs sagte er spitzig:

— „Siehst Du nun wohl, Du eigensinniges Mädchen, hättest Du Dein schönes Kleid angezogen und Deinen Hut mit Blumen aufgesetzt, so würde Dir der Baron den Arm gegeben haben. Nun will er nicht; Du bist zu gemein gekleidet; das kommt davon.“

Sie mußten an der Brauerei vorübergehen. Dort hinter der Mauer des Stalles, sah das Mädchen den armen Karl stehen. Mit übergeschlagenen Armen und gesenktem Kopfe sah er sie leidend an, ohne weder Aerger noch Bewunderung zu zeigen. Ermattung, Ruthlosigkeit und stille Verzweiflung waren allein in seinen Blicken zu lesen.

Lisa stieß einen Schrei der Ueberraschung aus, riß sich von ihres Vaters Arm los, und lief auf Karl zu, dessen Hände sie zitternd ergriff, unter verwirrten Ausrufungen des Trostes und süßer Zuneigung.

Baas Gansendond näherte sich den beiden Liebenden, sah während den Bräuer an, und riß seine Tochter von ihm fort.

Stumm und voll bitterer Gedanken ging Lisa nun nach dem Jagdhofe des Herrn von Bruiulastee.

VII.

Hochmuth ist die Quelle alles Uebels.

Spät am Nachmittage stand Karl in einem hochgewachsenen Gebüsch, sich mit dem Rücken an eine Birke lehrend.

Dort vor ihm, auf der anderen Seite des Grabens, lag der Jagdhof des Herrn von Bruinkastel.

Schon lange besaß sich der Jüngling an diesem einsamen Orte; er wußte selbst nicht, wie und warum er dahin gekommen war. Während er mit schrecklichen Träumen in der Seele achtlos durch die Felder streifte, hatte sein Herz ihn dahin geführt, um einen Reich, der noch weit bitterer war, zu leeren. Dort stand er jetzt, wie ein gefühlloses Bild, die Augen starr auf die Wohnung des Barons heftend, und nur von Zeit zu Zeit Leben äussernd durch ein Lachen der Verzweiflung oder ein krampfhaftes Zittern seiner Glieder. Seine Seele lag auf der Folterbank; seine gequälte Phantasie drang durch die Mauer, hinter der Lisa sich befinden mußte. Er sah sie neben dem Baron sitzen, hörte Liebeserklärungen und verführerische Schmeicheleien; er überraschte gierige Blicke, und sah, wie der Baas Gansendouk mit Gewalt die Keuschheit seiner Tochter unterdrückte, und dann dann wußte die schwache Lisa nicht mehr, was sie thun sollte — sie ließ den Baron ihre Hand angreifen und sie mit dem besteckenden Blicke schändlicher Verführung betrachten.

Armer Karl! So verlegte er seinem Herzen zahlreiche Wunden und zwang seine überspannte Phantasie, gräßlich

in denselben zu wüthen, um den Schmerzenskelch bis auf die Hefen zu leeren.

Nachdem er lange sich solchen schweren Träumen hingegab und von ihnen gelitten hatte, versiel er in eine Art von Geistes Schlaf. Die Spannung, in der er sich befunden, ließ nach; auf seinem Antlitze sah man nur noch den ruhigen Ausdruck der Ermattung; sein Kopf sank auf seine Brust, und mit halb geschlossenen Augen blickte er auf die Erde. Plötzlich drangen einige ferne Saitenklänge zu seinem Ohr und mit diesen die fast unhörbaren Töne einer Männerstimme.

Wie undeutlich dieser Gesang auch war, er wirkte gewaltig auf des Jünglings Gemüth. An allen Gliedern zitternd und voll Nachsicht, die sich in seinen Zügen aussprach, sprang er auf, als ob ihn eine Schlange gebissen hätte. Seine Augen schossen glühende Blicke, seine Zähne knirschten, krampfhaft ballte er die Hände..... Er kannte den verhassten Gesang; er hatte ihn schon an diesem Morgen gehört, wie eine Stimme aus der Hölle; welche zu Lisa's Ohr von schändlichen Begierden gesprochen. Verzehrend brannten noch in seinem Herzen die entehrenden Worte, welche aus Lisa's Munde dem Verführer entgegenklangen.

In seiner Verzweiflung brach der Jüngling die Eichen- zweige in Stücke und murmelte mit schrecklichen Lauten.....

Die Töne des Gesanges wurden deutlicher; das Wort: „Je vous aime“ drang durch die Eichen; es ward von dem Baron mit solchem Feuer, mit solchem innigen Gefühl gesungen, daß es unmöglich anders als unmittelbar an Lisa

gerichtet sein konnte. Ganz außer sich und nicht wissend, was er thue, lief Karl durch den Graben, erkletterte den andern Rand desselben und verschwand in dem dichten Laube von Haselbüschen, die sich längs einem breiten Wege hinzogen. Sich immer verbergend, kroch er wie ein wildes Thier durch das Gebüsch fort, bis er sich einer dunklen Laube nahte. Es waren hier zwei Anpflanzungen von Buchen in weniger Entfernung von einander angelegt, und man hatte mit großer Sorgfalt ihre Nester zu einer schattigen Laube zusammengebogen. Obwohl die letzten Strahlen der Sonne noch auf der einen Seite die Bäume beschienen und einzelne Blätter als helle Punkte sich strahlend von dem tieferen Grün abhoben, so war es doch in derselben sehr dunkel.

Der Jüngling schlich sich durch den Baumgang und nahte sich dem Hause und dem Saal, in welchem der Baron und seine Gäste sich befanden. Drei oder vier Schritte weit von einem Fenster dieses Saales standen mehrere Ziercarrubische, deren Blumen gewiß im Sommer die ganze Wohnung mit ihrem süßen Duft erfüllen. Mitten in diesem dunklen Verstecke befand sich Karl und sah gerade und ungehindert in das Gemach hinein.

Wie klopfte ihm das Herz! wie wallte das Blut in seinen Adern! Er konnte Alles gewahren, Alles hören; denn der Wind und die Fröhlichkeit drinnen hatten den Stimmen einen helleren Klang gegeben.

Es schien, als ob man Lisa wieder ihren Willen zu Etwas zwingen wolle. Der Baron zog sie mit freundlicher Gewalt, an der Hand nach dem Fortepiano hin; ihr

Vater schob sie mit geringerer Rücksicht vorwärts und rief halb ärgerlich:

— „Lise, Lise! Dein Eigensinn macht, daß ich noch aus der Haut fahre! Was Du heute Morgen gethan hast, kannst Du jetzt auch thun. Die Herren bitten Dich so freundlich, das Liedchen noch einmal zu singen, und Du bist smartig genug es abzuschlagen. Du brauchst Deine Stimme nicht zu verbergen, Mädchen! sie kann sich hören lassen.“

Der Baron bat von Neuem; der Baas befohl zornig; Lise gehorchte, und begann unter Begleitung des Piano mit dem Baron zu singen:

„Ah, pitié! mon trouble est extrême,

„Dites: je vous aime,

„Je vous aime!“

Das Sireengebüsch bewegte sich zitternd, als ob ein Windstoß durch dasselbe fahre.....

Baas Gansendonck verlor fast den Verstand vor Hochmuth. Sein Antlitz strahlte und war roth von Selbstzufriedenheit. Er rieb sich unaufhörlich die Hände und sprach so frei, so lech und so viel, daß ein Fremder ihn ohne Zweifel für den Eigenthümer des Schlosses würde gehalten haben. Neben dem Fortepiano stehend, wiegte er den Kopf und trat den Takt mit seinen schweren Füßen unrichtig auf dem gebahnten Fußboden, in den Pausen zu seiner Tochter sagend:

— „Lauter! rascher! So ist es gut! Bravo!“

Daß Adolph und dessen Gefährte, ja Victor selbst mit ihnen ihren Spott trieben, fühlte er nicht. Er hielt im Ge-

gentheit ihr lustiges Lachen für einen Beweis ihrer Zustimmung und Freundschaft.

Der Gesang war kaum zu Ende, so ließ Adolph, der vor dem Piano saß, seine Finger eine Weile über die Tasten laufen und begann dann einen so raschen und verführerischen *Waller* zu spielen, daß der Baas, als er das hörte, selber Lust zum Tanzen bekam und sich wirklich auf die Fußspitzen stellte, als ob er im Saale herumhüpfen wollte.

— „Tanzen! Tanzen!“ — rief er — „das versteht unsere Lisa vortrefflich. Es ist, als wollte sie fortschweben, wenn sie nur die Füße hebt!“

Das Mädchen, das bereits mit großer Betrübniß sich zum Singen hatte nöthigen lassen, wollte sich von dem Piano entfernen, um dieses Mal dem Befehl ihres Vaters zu entfliehen. Aber er führte sie in die Mitte des Saals zurück und gab dem Varen ein aufforderndes Zeichen.

Fröhlich und leichtsinnig sprang dieser zu, schlug seine Arme um die Jungfrau und riß sie gegen ihren Willen fünf oder sechs Tacte lang fort.

Aus dem Sircengebüsch drang ein dumpfes Stöhnen peiniglich und schrecklich, wie der letzte Seufzer eines sterbenden Löwen; drinnen war man jedoch viel zu beschäftigt, um der Stimme des Schmerzes Aufmerksamkeit zu schenken.

Da Lisa sich entschieden weigerte zu tanzen und sich unwillig fortzuschleppen ließ, so mußte Herr von Brunkasteel es aufgeben. Er entschuldigte sich mit artigen Worten bei dem beschämten Mädchen, und weder ihre sichtbare Betrübniß noch ihre Weigerung schienen einen Eindruck auf

ihn zu machen. Der leichtfertige junge Herr amüßte sich; wahrscheinlich sah er in Lisa Gausendouck nichts Anderes, als ein artiges unschuldiges Mädchen, mit dem er sich annehmen die Zeit vertreiben konnte. Hätte ihn ein tieferes Gefühl zu ihr gezogen, so würde ihn ihre Kälte verletzt oder betrübt haben; aber er schien selbst nicht im Mindesten darauf zu achten. Mit leichter Verbeugung bot er Lisa den Arm, die ihn nicht ablehnen durfte, und rief den Anderen zu.

— „Kommt, wir wollen einen Spaziergang im Garten machen, bis die Lichter hier angebrannt sind. Nehmt es nicht übel, Freunde, daß ich den Cavalier von Träulein Lisa mache.“

Alle verließen den Saal und wandten sich nach dem schattenreichsten Theile des Gartens. Viele Wege boten sich ihnen hier dar. Der Baron führte Lisa zu einer Anlage von Georginen. Adolph und dessen Gefährte schlugen sogleich einen anderen Weg ein. Mit Schrecken und Angst sah die Jungfrau, daß ihr Vater sich ebenfalls von ihr entfernte. Sie warf einen bittenden Blick auf ihn und wollte den Baron verlassen, aber Paas Gausendouck gebot ihr mit erheucheltem Zorn, ihrem Führer zu folgen, und lief dann sogleich lachend zu Adolph, als ob er etwas sehr Schönes gethan habe. Lisa zitterte; ihr jungfräuliches Gewissen sagte ihr, daß sie Unrecht thue, so allein Arm in Arm mit dem Baron durch die einsamen Alleen zu gehen. Indessen er äußerte sich nicht unziemlich, und am Ende der Allee traf sie ja ihren Vater wieder. — Würde es nicht eine grobe Unart sein, den Baron stehen zu lassen, und wie eine

Bäuerin von ihm wegzulaufen? Mit diesem Gedanken folgte sie dem Junker gehorsam, gab ihm jedoch nur einspitzig und zerstreut Antwort.

Gleich nachher verschwanden Alle in den schattenreichen krummen Gängen des Gartens.

Der unglückliche Karl war wie im Fieber und litt unsägliche Marter. Mehr als zwanzig Mal hatte schon die Nachsucht, die in seinem Busen braunte, ihn angetrieben, aus seinem Versteck hervorzuspringen und den Verführer zu tödten; aber dann trat ihm wieder das Bild seiner alten stehenden Mutter vor die Seele und hin und hergezogen von der aufregenden Nachsucht und dem warmenden Gefühl der kindlichen Liebe, tobten in ihm Schmerz und Verzweiflung. Eine solche Raserei hatte sich seiner bemächtigt, daß sein glühender Athem ihm gleichsam das Antlitz versengte. Plötzlich hörte er, nur einige Schritte von dem Orte, wo er sich befand, die schmeichelnde Stimme des Barons. Er sah Lisa mit stillem und traurigem Gesichte an dessen Arme fortschreiten. Beide schlugen den Weg ein, der sie nach dem Sireengebüsche und von dort nach dem dunklen Baumgange führen mußte.

Nur wenige Schritte von der Stelle, wo Karl mit zurückgehaltenem Athem und in ängstlicher Erwartung ihre Bewegungen belauschte, bemerkte Lisa erst das dunkle Gebüsch, dem sie zuschritten. Sie bat den Baron mit ihr zu ihrem Vater zurückzukehren, und als dieser ihren Arm fester hielt und ihre Furcht verspottend sie antrieb, mit ihm durch die Allee zu gehen, begann sie wie ein Geysselaub zu zittern

und wurde bleich vor Angst. Der Edelmann schien darauf nicht zu achten oder glaubte vielleicht, es sei nur erheuchelt. Kurz, er wollte sie mit scherzhafter Gewalt nach der Allee ziehen, und es glückte ihm auch einigermaßen.

— „Bater, Bater!“ — rief Lisa mit schneidendem Angstschrei.

Ebenso rasch entwand sich ein anderer, noch viel schrecklicherer Schrei aus ihrer Brust.....

Ehe sie jedoch ein Wort äußern konnte, packten zwei mächtige Hände die Schultern des Barons und schleuderten ihn drei oder vier Schritte fort in den Sand.

Wüthend richtete der Baron sich auf, riß eine Stange von einer Georgine fort und lief damit auf Karl zu, welcher ihn rachsüchtig und wahnsinnig erwartete. Es glückte dem Baron, ihm mit derselben einen solchen Hieb auf den Kopf zu versetzen, daß ihm das Blut gleich aus dem Gesichte sprang. Aber das war auch das Signal zu einem wüthenden Kampfe. Karl packte seinen Feind an den Beinen, hob ihn in die Höhe und warf ihn wie einen Stein zu Boden. Dessenungeachtet sprang der Baron wieder auf und leistete dem jungen Manne so lange Widerstand, bis dieser ihn zu Boden warf, ihm auf die Brust kniete und ihm mit seinem schweren Häuften Haupt und Gesicht zerquetschte und blutig schlug.

Lisa war einen Augenblick schreiend stehen geblieben, bis sie das erste Blut wahrte; dann hatte sie weinend die Flucht ergriffen und war etwas weiter hin ohnmächtig zu Boden gestürzt.

Ihr Geschrei nach Hülfe war jedoch von den anderen Gästen und selbst von der Dienerschaft vernommen worden und hatte diese mit Schrecken erfüllt. Alle kamen jetzt auf den verschiedenen Pfaden herbeigeeilt und rissen den jungen Mann von dem Körper des Barons weg.

Adolph befahl den Bedienten, den Knecht zu packen. Diese gingen ihm auch ihrer fünf oder sechs zu Leibe und hielten ihn bei den Armen, während er verwirrt und lachend betrachtete, wie er seinen Feind behandelt habe.

Baas Gansendonck war zu seiner Tochter gelaufen und riß sich verzweiselt die Haare aus, da er sich einbildete, sein Kind sei ermordet.

Adolph und dessen Freund halfen Herrn von Bruin-Laastel wieder in die Höhe; der Baron war im Gesicht und am Leibe arg zugerichtet; dennoch hatte er die Kraft, mit heftigem Zorn seinen Verdruss zu äußern, als er den Trauer dort stehen sah.

— „Schelm!“ — rief er — „ich könnte Euch durch meine Knechte zu Tode peitschen lassen; aber das Schaffot soll mich an einem Mordhelmschänder rächen. Man sperre ihn in den Keller, und Du, Steven, laufe und hole die Gensdarmen!“

Die Knechte wollten den Jüngling fortschleppen, um des Herrn Befehl auszuführen; als dieser jedoch merkte, was man mit ihm im Sinne habe, riß er sich los warf den, der vor ihm stand, in den Sireenbusch, lief durch das Wasser und verschwand vor Aller Augen hinter einer Ecke des Tannenwaldes.

VIII.

Stille Wasser sind tief.

Am Morgen des andern Tages saß Lisa in einem Nebenzimmer des heiligen Sebastian hinter den Gardinen eines Fensters. Die außerordentliche Blässe ihres Gesichts und die Röthe ihrer Augen bezeugten, daß sie vom Weinen erschöpft war.

Wie sehr Lisa auch durch den Schmerz ermattet schien, dennoch verriethen ihre Züge eine unruhige Spannung des Gemüthes und ihr krampfhaftes Zucken den Eindruck einer inneren heimlichen Erschütterung. Es war, als ob ein tiefer Schrecken oder eine ängstliche Erwartung ihr das Herz beklebte; denn mitunter blickte sie bebend durch die Fensterscheiben und starrte mit sichtlicher Furcht auf die Straße bis irgend ein Vorbeigehender ihre Wohnung zu betrachten schien. Obwohl man sie nicht von Außen sehen konnte, zog sie doch dann den Kopf zurück. Die Scham färbte ihre Wangen mit einem dunklen Roth. Sie schlug die Augen nieder, als ob sie die anklagenden Blicke der Leute fliehen wollte, und blieb dann lange Zeit in der größten Stille sitzen, um darauf wieder mit angestregneter Neugier und Angst auf die Straße zu schauen.

Was mochte sie erwarten? Sie wußte es selbst nicht; aber ihr Gewissen nagte wie ein Wurm an ihrem Herzen. Karl's Bild schwebte ihr vor den Augen und rief ihr laut zu, daß sie Schuld sei an allen Qualen, welche sein liebes Gemüth gefoltert hatten. Ihre erschrockne Phantasie

ließ sie hören, was die Dorfbewohner von ihr sagten, und sie begriff jetzt erst gänzlich, daß ihr guter Name verloren sei und Karl sie mit Recht verstoßen werde. Darum zitterte und erröthete sie vor den Blicken der Vorübergehenden; denn sie sah auf dem Gesichte derselben, daß sie über den gestrigen Vorfall sprachen, und daß Spott, Verachtung und Born deren Worte begleiteten. Ja, sie hatte einige Bauern die drohenden Fäuste nach dem Hause ausstrecken sehen, als wenn sie geschworen hätten, Rache zu nehmen für die Schande, welche dem ganzen Dorfe durch die Gausendond's zugefügt worden sei.

Während Lisa im Nebenzimmer den bitteren Kelch der Schaam und Reue mit langen Zügen trank, saß Aobe ebenso still und einsam in der Herberge bei dem Heerde.

Er hielt seine Pfeife in der Hand, aber rauchte nicht. Tiefes Simmen, trübe Gedanken schienen sich seiner bemächtigt zu haben. Ein ganz anderer als der gewöhnliche Ausdruck zeigte sich auf seinem Gesichte. Es war etwas Bitteres, Strafendes, ja, sogar etwas Trostiges darauf zu lesen. Seine Lippen rührten sich, als ob er spräche, und seine Augen funkelten zu Zeiten vor Born und Merg.

Plötzlich glaubte er die Stimme des Baas Gausendond zu vernehmen. Ein Lachen des Mitleids spielte um seinen Mund; ebenso schnell aber verschwand dieses Zeichen der Rührung wieder, und man sah auf seinem Antlitze Nichts weiter als Merg und Verdruß.

So wie der Baas sich der Hinterthür des Hauses näherte, hörte der Auecht ihn polternd und scheltend sich

Baas Gausendond.

gegen Leute äußern, welche ihn verspottet haben mußten; Krobe konnte aber nicht verstehen, wer oder was den Baas so in Harnisch gebracht hatte; es schien ihm indeß jedenfalls sehr gleichgültig zu sein; denn Krobe rührte sich nicht und blieb ruhig wartend unter dem Mantel des Heerdes sitzen.

Jetzt kam der Baas plötzlich, als fälle er in das Haus hinein, stampfte mit den Füßen wie ein Toller, und schlug mit seinem Stocke an die Stühle, als hätten diese ihm auch Etwas zu Leide gethan.

— „Das geht zu weit! gewiß, das geht zu weit!“ — rief er — „Ein Mann wie ich! Was? sie sollen mir auf der Straße mit Häufen drohen? mir nachrufen? mich aus-
höhnern? mich schelten dürfen? wie einen Schelm? einen Esel? Denke einmal, Krobe! müssen sie nicht vom Teufel besessen sein? Die schändlichen Bauern aus der Schmiede laufen mir nach und rufen: „...Skandal! Skandal!“ Hätte ich es nicht unterlassen, weil ich meine Hände nicht an diesem Ger-
stadel beflecken wollte, so hätte ich ihrer drei oder vier die Köpfe entzwei geschlagen. Aber Sus soll mir für alle diese Lumpen zugleich bezahlen. Ich will ihm lehren Baas Gansendonck mit Noth bewersfen! Wir werden einmal sehen, wie ich ihm die Lust dazu vertreibe; und wenn ich die Hälfte meines Vermögens darüber verlieren sollte, er soll mir es schrecklich bezahlen. Die Gensdarmen sollen dazwischen kommen und wenn noch Jemand wagt mir ein Gesicht zu ziehen, so citire ich das ganze Dorf vor das Gericht. Ich habe Geld genug dazu und Herr von Bruin-
tasteel, der ein Freund von dem Staatsprocurator ist, wird

sie schon auf einige Wochen in's Loch zu bringen wissen. Dann werden sie Mores lernen: dann werden sie erfahren, mit wem sie zu thun haben, die Hlegel! Das Ding muß ein Ende nehmen. Da sie mich so unverschämt gehöhnt haben, so werde ich auch unbarmherzig sein und sie fühlen lassen, was Vaas Hausfendouk vermag! Jetzt ist es einmal geschehen, nun auch keine Gnade mehr!"

Der wüthende Vaas würde wahrscheinlich noch lange in diesem Tone fortgerast und geschimpft haben, wenn ihm nicht der Athem ausgegangen wäre. Rendend warf er sich auf einen Stuhl und betrachtete mit ärgertlicher Bewunderung den Knecht, welcher höchst gleichgültig in das Feuer blickte, als ob er Nichts gehört habe. Nur auf seinem Gesichte konnte man einige Betrübniß bemerken.

— „Was sigest Du da wieder und faulenzest, wie Jemand, der keine drei zählen kann? Das faule Leben verdirbt Dich, Knecht! Ich weiß nicht, aber Du wirfst so träge und schwabblich wie ein Schwein. Es gefällt mir nicht. Mein Knecht soll Leben haben und nicht kalt bleiben, wenn ich mich ärgere.“

Knecht sah seinen Herrn mit einem schmerzlichen Blick des Mitleids an.

— „Ach! Du hast wieder Bauchschmerzen!" — rief der Vaas — „Das ärgert mich nicht wenig. Oder meinst Du, daß der heilige Sebastian ein Exittel ist? Du sollst keine Bauchschmerzen haben; Du mußt weniger essen, Bielfraß! Na, wirst Du nun reden oder nicht?"

— „Ich würde ganz gern reden“ — antwortete Koebe — „wenn ich nicht wüßte, daß Ihr mir bei dem ersten Worte den Mund schließt, und dann nach Eurer Gewohnheit ausfällt und eine lange Litanei singt.“

— „Was nimmst Du für einen Ton an? Sage mir gerade heraus, daß ich ein Schwäger sei; halte nicht hinter dem Berge: sie rücken ja Alle jetzt Baas Gansendonck auf den Leib. Warum wolltest Du denn nicht einen Stein werfen nach Dem, der Dir zu essen giebt!“

— „Seht Ihr wohl,“ — sagte Koebe mit trübem Lächeln — „sechs Worte habe ich gesagt, und schon sieht Ihr wieder hoch zu Pferde! Ich werde mich wohl hüten, von Euch etwas Böses zu sagen; aber das müßt Ihr mir zugeben, Baas: die Spinne müßte sehr stink sein, die vor Euern Mund ein Gewebe ziehen wollte.....“

— „Ich bin der Herr, ich kann so lange allein reden, wie mir es gefällt.“

— „In der That, Baas! da laßt mich schweigen, und sollte ich daran ersticken!“

— „Schweigen? Nein, das will ich nicht! Du sollst reden! Ich bin doch neugierig, zu sehen, was aus solchem Dummkopf Gutes kommen kann!“

— „Stille Wasser sind tief, Baas!“

— „Na, laß hören: aber sprich nicht zu lange, und vergiß besonders nicht, daß ich meinen Knecht nicht bezahle, um von ihm belehrt zu werden.“

— „Es giebt ein Sprüchwort, Baas, das sagt: Der

weise Mann geht bei den Theren zu Rathe und findet dort die Wahrheit."

— „Nun dann, so sage doch, was der Thor dem weisen Manne zu rathen hat. Wenn Du so vernünftig reden willst, so will ich Dir schon ein Biischen zuhören."

Der Knecht drehte sich mit dem Stuhle seinem Herrn zu, und sprach mit freier und lecker Haltung:

— „Vaas, es geschehen hier seit zwei Monaten Dinge, die selbst ein dummer Knecht nicht mit ansehen kann, ohne daß ihm das Blut mitunter vor Ungeduld zu kochen anfängt."

— „Das glaube ich wohl; aber es soll nicht lange dauern, Rebe; die Genedarmen werden nicht bezahlt, um Fliegen zu fangen."

— „Was mich betrifft, Vaas, so bin ich ein Faulpelz, ich bekenne es; aber mein Herz ist gut. Ich würde viel thun, um unser braves Biischen aus einem Unglück zu retten, wenn ich die Macht dazu hätte, und ich vergesse auch nicht, Vaas, daß Ihr bei allem Euren hoffärtigen Wesen doch gut gegen mich seid."

— „Das ist wahr, Rebe!" — sagte der Vaas gerührt.

— „Ich höre mit Vergnügen, daß Du dankbar gegen mich bist. Aber, wo willst Du denn eigentlich mit diesem Ernste hin?"

— „Spannt den Wagen nicht vor die Pferde, Vaas! Ich werde bald genug an dem schmerzlichen Drathe ziehen."

— „Nach's kurz, oder ich laufe zum Hause hinaus!"

— „Nun dann, so horcht mir nur einen Augenblick zu. Lisa war lange mit Karl verlobt, der ein guter Junge ist, wenn er auch eine Unvorsichtigkeit begangen hat.“

— „Ein guter Junge!“ — schrie der Baas. — „Wie kannst Du Den eines guten Jungen nennen, der als ein Mörder den Herrn von Bruinkasteel in seinem eigenen Hause anfiel“

— „Das beste Pferd strauchelt auch.“

— „So! das nennst Du straucheln? Er ist ein guter Junge? Das Wort soll Dir schlecht bekommen! Dein Weißbrot ist alle; heute noch ziehst Du ab.“

— „Na, meine Sachen sind schon gepackt, Baas!“ — antwortete Aobe kalt. — „Aber ehe ich fortgehe, sollt Ihr doch hören, was mir auf dem Herzen liegt; Ihr sollt es hören, und müßt ich Euch nachlaufen auf das Feld, auf die Straße, oder in Eure Kammer. Es ist meine Pflicht, und der einzige Dank, den ich Euch abstatte kann. Daß Ihr mich fortschicken wollt, wundert mich nicht. Wahrheit findet nirgends Herberge.“

Baas Gansendond trippelte vor Ungeduld mit den Füßen; doch sagte er nichts mehr; der Ernst und unerschrockene Ton seines Knechtes verwirrte und beherrschte ihn.

— „Unsere Lisa“, — fuhr Aobe fort — „würde mit Karl glücklich gewesen sein; aber Ihr, Baas, habt den Fuchs zu Euren Gänsen gebracht, einen leichtsinnigen Junker in Euer Haus gelockt, ihn angespornt, Eurem Kinde verderbliches Geschwätz in die Ohren zu blasen, ihr von erheuchelter

Liebe vorzuschwären und Lieder mit ihr zu singen, welche aller Ehrbarkeit entschieden widersprechen."

— „Das ist nicht wahr!“ — murmelte der Baas. —

— „Ihr habt gewollt, daß er Französisch mit Eurer Tochter spräche! Könnet Ihr wissen, was er sagte, da Ihr kein Wort Französisch versteht?“

— „Und Du Lump, verstehst Du es denn so gut, daß Du so fest darüber urtheilen darfst?“

— „Ich verstehe genug davon, Baas, um zu begreifen, daß der Teufel der Begierde und des Spottes dabei im Spiele war. Was sind nun die Folgen Eurer Unvorsichtigkeit gewesen? Soll ich es Euch sagen? Die Ehre Eurer Tochter ward geschändet, wenn auch nicht in der That, doch hinreichend in den Gedanken der Leute, so daß sie nie in ihrer ganzen Reinheit wieder hergestellt werden kann; Karl, der Einzige, der sie aufrichtig liebte und glücklich machen würde, stirbt vor Schmerz und Verzweiflung; seine Mutter ist bettlägerig geworden aus Gram über die Leiden ihres einzigen Sohnes. Ihr, Baas, Ihr werdet von Jedermann gehaßt und verachtet. Man sagt, Ihr wäret Schuld an Karl's Tode, an Eurer Tochter Schande und an Eurem eigenen Unglücke.“

— „Ja, wenn man den Hund gern todt haben will, so schreit man, er sei rasend geworden; aber was geht denn das sie an,“ schrie der Baas in seinem Zorne. — „Das geht sie gar Nichts an; ich thue was ich will; und Du, Unverschämter, Du sollst auch wissen, warum Du Deine Nase in Dinge steckst die Dir Nichts angehen:“

— „Es ist mir ganz gleichgültig, ob Euch meine Worte gefallen, oder nicht; es sind doch die letzten, die ich im heiligen Sebastian sprechen werde.“

Es schien, daß Baas Gansendonck trotz seiner Drohungen außerordentlich viel von seinem Anechte hielt und nicht gern den Abzug desselben gesehen haben würde; denn so wie dieser ihm mit großer Ruhe ankündigte, daß er Willens sei, seinen Dienst zu verlassen, legte sich plötzlich der Aerger des Baas, und er ließ ihm bereitwillig sein Ohr. Robe fuhr daher fort:

— „Was soll nun daraus werden? Soll man hier mit dem Sprüchworte sagen: der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht? Nein! die Keuschheit Eurer Tochter muß dieselbe vor größerer Schande bewahren. Der Baron wird Lisa's Gesellschaft müde werden und anderen Zeitvertreiß suchen; Lisa wird sitzen bleiben und von jedem rechtlich Denkenden gemieden werden; die Leute werden Euch verspotten und sich an Eurer Beschämung freuen.“

— „Aber, Robe! wer kann es denn Jedermann recht machen? Wer an der Straße baut, hat viele Tadler. Ich begreife Deine Dummheit nicht; oder weißt Du nicht, was stattfinden wird? Der Baron wird Lisa heirathen; daran ist gar nicht zu zweifeln; das kann ja ein Kind sehen; und dann werden die bösen Zungen im Dorfe, und Du oben drein stehen und gaffen und die Augen aufsperrern wie ein Hase im Sonnenschein. Ja, wenn ich dessen nicht so ganz gewiß war, so hätten die Leute Recht gehabt, ob-

wohl sich auch Niemand darum zu bemühen brauchte, denn ich bin Herr in meinem Hause."

— „So! der Baron verheirathet sich mit Lisa! dann ist Alles vortrefflich, und Ihr könnt Euch eine schöne Feder auf den Hut stecken, Baas! Aber meinen und müssen fängt mit demselben Buchstaben an. Wollt Ihr mir eine Frage erlauben, Baas?"

— „Nun?"

— „Hat denn der Baron schon mit Euch von der Heirath gesprochen?"

— „Das ist nicht nöthig!"

— „So? Da habt Ihr ihn wohl um seine Absichten befragt?"

— „Das ist auch nicht nöthig?"

— „Hat der Baron denn mit Lisa davon gesprochen?"

— „Was das für kindische Fragen sind, Koe! Er wird wohl Lisa um ihre Einwilligung zu bitten brauchen, wenn er weiß, daß ich allein der Herr bin, der hier zu entscheiden hat! Das geht nicht so!"

— „Nein! Aber der Baron hat über Euch und Eure Tochter seinen Spott getrieben, als der Doctor ihn auf dem Kirchhofe in Gegenwart von mehr als zehn Menschen fragte, ob er sich wirklich mit Lisa verheirathen wolle!"

— „Was sagst Du? Der Herr von Bruinkasteel hätte über mich gespottet?"

— „Er hat den Doctor gefragt, ob er glaube, daß er als Baron sich mit einer Tochter aus einer Bauernwirthschaft verheirathen könnte; und als man ihm sagte, Ihr

hättet schon mit dem Notar über den Heirathcontract gesprochen, hat er gerufen: „Die Tochter ist ein braves Mädchen, aber der Vater ein eingebildeter Narr, den man schon längst hätte nach Gheel *) bringen sollen“.

Als er dies vernahm, sprang der Baas plötzlich so wüthend in die Höhe, als ob ihn Jemand unversehens auf den Fuß getreten hätte.

— „Was sagst Du da?“ — rief er drohend — „Ich nach Gheel gebracht werden? Was fällt Dir ein? Hast Du ganz den Verstand verloren, Du Flegel? Das ist doch wirklich wahr: Ein toller Hund beißt auch seinen eigenen Herrn.“

— „Ich wiederhole Euch, was zehn Menschen bezeugen werden gehört zu haben. Wollt Ihr es nicht glauben, Baas, so steht es Euch frei. Was hilft“

— „Ja, sagt es nur gerade heraus: Was hilft eine Brille, wenn die Gule nicht sehen will! Ich begreife noch nicht, wie es möglich ist, daß ich Dich nicht aus der Thür werfe.“

— „Was hilft das Licht Dem, der die Augen zukneipt!“ — fuhr Aobe fort. — „Der Baron hat ganz andere Bemerkungen über Eure Einbildung gemacht.“

— „Nein, nein! Was Du mir da erzählen willst, ist nicht wahr, kann nicht wahr sein. Du schenkst den Lästereien neidischer Leute Glauben, die vor Gift versterben, weil

*) Eine Gemelne in den Kempen, wo sich eine Irrenanstalt befindet.

ich mehr Geld habe als sie, und weil sie wohl vorhersehen, daß Lisa gnädige Frau werden wird, allen Denen, die es ihr nicht gönnen, zum Aerger.“

— „Wenn der Blinde träumt, daß er sieht, dann sieht er, was er gern sieht“ -- seufzte Aobe. — „Für Eure Wunde giebt es keine Salbe, Baas; darum kann ich Euch auch nicht helfen; und ich sage mit dem Sprüchworte: Jeder kocht, wie er es essen will! Macht es nach Eurem Geschmack und heirathet morgen.“

— „Es sind Erfindungen von boshaften Neidhämmeln, weiter Nichts.“

— „Der Doctor beneidet Euch nicht, Baas; er ist ein ruhiger, vorsichtiger Mann, vielleicht der Einzige im ganzen Dorfe, der Euer Freund geblieben ist. Er selbst trieb mich an, Euch wider Eurem Willen die Augen zu öffnen, welchen Gefahren Ihr Euch aussetzt.“

— „Aber der Doctor hat sich getäuscht, Aobe; man hat ihm allerlei Lügen weiß gemacht. Es kann nicht anders sein, sage ich Dir. Das würde eine schöne Geschichte werden, wenn der Baron sich nicht mit Lisa verheirathen wollte.“

— „Ungelegte Eier, unsichere Rüklein, Baas!“

— „Ich bin davon eben so überzeugt, wie von meines Vaters Namen.“

— „Ihr sitzt noch nicht im Sattel und reitet schon. Ich sage Euch, Baas, der Baron verspottet Euch und lacht Euch aus und hat Euch als einen Dummkopf zum Besten. Ich sage Euch, Ihr seid blind! Ich beklage Euch und Lisa. Ich gehe morgen früh von hier weg, um das Ende der trau-

rigen Gischichte nicht mit anzusehen; und wollt Ihr die Ohren aufmachen, Baas, so will ich Euch zum Lebewohl einen Rath geben, einen guten goldenen Rath."

— „Zum Lebewohl? Das wollen wir sehen. Laß Deinen köstlichen Rath hören."

— „Seht, Baas! Wer gern glaubt, der wird bald betrogen. Wäre ich an Eurer Stelle, so müßte ich heute noch wissen, woran ich bin. Da ginge ich nach dem Jagdhofe und fragte geradezu den Herrn von Bruinkasteel, wie er es eigentlich mit Lisa meint. Schöne Worte und widrige Redensarten sollten mich nicht irre führen. Jeden Satz würde ich mit der Frage schließen: Heirathet Ihr oder heirathet Ihr nicht? Ich würde ihn zwingen, mit mir Karten auf dem Tische zu spielen und mir ein für alle Mal eine deutliche und entscheidende Antwort zu geben. Weigert er sich, was sehr wahrscheinlich ist, so würde ich ihn hindern, je wieder ein Wort an Lisa zu richten, dagegen aber die Dinge wieder in das alte Gleis bringen, mich bei Karl entschuldigen, ihn zurückrufen und seine Verheirathung mit Lisa beschleunigen. Das ist das einzige Mittel, das Euch bleibt, um großes Leid und große Schande zu verhüten."

— „Nun, wohl! Wenn Herr von Bruinkasteel nicht selbst bald mit mir von seiner Heirath redet, so werde ich kühn genug sein, ihn darüber zu befragen; — aber es hat keine Eile."

— „Keine Eile, Baas? Von Hand zu Mund ist Gefahr. Heute noch müßt Ihr wissen, was der Baron im Sinne hat."

— „Nun, nun!“ — rief der Baas — „Ich werde heute Nachmittag nach dem Jagdhofe gehen und mir von dem Barone eine bestimmte Erklärung ausbitten. Ich weiß aber schon jetzt, was er mir antwortet.“

— „Ich wünschte, daß Ihr die Wahrheit sagtet, Baas; aber ich fürchte, Ihr bakt schliß mit Euern Neujahrskuchen.“

— „Was? daß ich die Wahrheit sagte?“

— „Ja, wenn auch nur dieses Mal!“

— „Die Welt hat sich umgekehrt“ -- seufzte der Baas mit ziemlicher Ungeduld — „der Knecht hat den Herrn zum Narren und ich muß es verbeissen. Spiele mit dem Esel und er schlägt Dir mit dem Schwanze ins Angesicht. Aber warte nur, ich werde bald gerächt sein. Noch diesen Nachmittag gehe ich nach dem Jagdhofe Und was wirst Du dann sagen, Unverschämter, wenn ich die Erklärung zurückbringe, daß der Baron sich mit Lisa verheirathen will?“

— „Daß Ihr allein Verstand habt, Baas, und daß alle Anderen, ich nicht ausgenommen, große Dummerjahne sind. Aber, was werdet Ihr sagen, Baas, wenn Herr von Bruinkasteel Euch verspottet?“

— „Das ist unmöglich, sage ich Dir.“

— „Wenn es nun aber doch wäre?“

— „Wenn! wenn! Wenn der Himmel einfällt, so sind wir Alle todt!“

— „Ich wiederhole meine Frage, Baas: Wenn der Baron Euch nun mit Spott abweist?“

— „Ach, Baron oder nicht Baron! Ich will ihm schon zeigen, wer ich bin, und“

Ein schwerer furchtbarer Angstschrei machte ihm das Wort im Munde ersticken. Erschreckt und bestürzt sprangen Beide auf und eilten nach dem Zimmer, in dem Lisa sich befand.

Die Jungfrau stand am Fenster und sah auf die Straße. Was sie gewahrte, mußte furchtbar sein; denn ihre Lippen zuckten und sie biß ihre Zähne krampfhaft zusammen. Ihre weit aufgerissenen Augen schienen ihr aus dem Kopfe treten zu wollen, und sie zitterte furchtbar an allen Gliedern. Baas Gansendonck war kaum in das Zimmer getreten, so flog ein neuer Angstschrei schneidend durch dasselbe; — Lisa hob beide Hände gen Himmel empor und schlug rücklings ohnmächtig hintenüber.

Schreiend kniete der Baas neben ihr hin.

Kobe lief nach dem Fenster und warf einen Blick hinaus. Er erblaßte und zitterte gleichfalls; Thränen sprangen ihm aus den Augen, und was er sah, bestürzte ihn dermaßen, daß er gar nicht auf den Hülfseruf seines Herrn achtete.

Draußen auf der Straße ging Karl, mit auf den Rücken gebundenen Händen, zwischen zwei Gensdarmen den Weg entlang, der nach der Stadt führte; eine alte Frau trippelte schreiend hinter ihm her und säete glühende Thränen in die Fußstapfen ihres unglücklichen Sohnes. Sus, der Schmied, riß sich die Haare aus und wüthete vor Zorn und Betrübniß. Eine Anzahl Bauern und Bäuerinnen schritt mit gesenktem Haupte und traurigem Antlitz hinter-

her. Mehr als eine Schürze wurde in Bewegung gesetzt, um die Thränen des Mitleids zu trocknen. — Man hätte sagen mögen, ein Leichengefolge sei hier vorübergezogen, um einen theuren Todten zu Grabe zu geleiten.

IX.

Wenn dem Esel zu wohl ist, geht er aufs Eis tanzen und bricht ein Bein.

Baas Gansendonck war kaum mit seinem Mittagessen fertig, als er sich auch schon nach dem Rathe seines Knechtes aufmachte, um den Baron über seine Absichten zu befragen. Da er nicht an der Schmiede vorbeigehen wollte, so verließ er sein Haus durch die Hintertür und schlug einen Nebenweg ein, der ihn quer durch Tannemwälder und über einsames Feld nach dem Jagdhofe des Herrn von Bruinlasteel führen sollte.

Man las aber keine Trauer auf dem Gesichte des Baas Gansendonck, obwohl seine Tochter seit dem Morgen an einem heftigen Fieber darniedertag. Im Gegentheil, es zeigte eine gewisse Selbstzufriedenheit, und mitunter schlug er ein Lachen auf, so hell und so jubelnd, als freute er sich über einen gewonnenen Sieg. An der Beweglichkeit seiner Gesichtszüge und dem abwechselnden Ausdrucke, den sie zeigten, konnte man sehen, daß er sich nur mit angenehmen Dingen beschäftigte und seine Gedanken achtlos auf dem Ströme der

Hoffnung und der Täuschung dahintreiben ließ. Er hatte schon eine Zeitlang leise vor sich hingemurmelt und nur durch Geberden die Beschäftigung seines Innern verrathen. Endlich aber rissen ihn seine Einbildungen so fort, daß seine Stimme sich mehr und mehr steigerte und er gleich darauf laut sagte:

— „O, sie verschwören sich Alle zusammen gegen mich und sie glauben, ich werde auch nur einen Fuß breit zurückweichen wegen ihres dummen Geschreies? Baas Gansendond wird zeigen, was er ist und was er vermag. Ein Anderer würde sagen: Es ist besser Freunde als Feinde zu haben. Aber ich sage: Besser Reider als Mitreider; und Jedermanns Freund ist Allermanns Feind. Der Baron sollte Lisa nicht heirathen? Und er hat heute schon zweimal seinen Knecht geschickt, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Wenn ich mir es recht überlege, so ist gar nicht daran zu zweifeln. Hat er mir nicht selbst gesagt, daß Lisa viel zu gut und zu gebildet ist, um die Frau eines groben Bauers zu werden? Hat er nicht hinzugefügt: sie muß eine bessere Partie und Jemanden glücklich machen, der im Stande ist, sie zu begreifen? Mir dünkt, das ist klar genug. Oder glauben die Kegel von Bauern, daß ein Baron dergleichen abmacht wie sie und so ohne Weiteres sagt: Trina, wollen wir uns heirathen? Nein, so geht es nicht. Wie? Herr von Bruinkasteel würde sich weigern, sich mit Lisa zu verheirathen? Ich wette fünf Morgen Landes, daß er mir um den Hals fällt, wenn ich anfangs davon zu reden. Herr von Bruinkasteel sollte sich nicht mit

Lisa verheirathen? nicht verheirathen? Als ob ich nicht bemerkt hätte, warum er immer so freundlich mit mir war und so höflich gegen mich that, daß es Jedermann sehen konnte! Das hieß immer: Herr von Gansendonck hier, Freund Gansendonck dort! Und die Hasen, die er schickte! und die Rebhühner, die er brachte! Und Lisa ist kein Bild! Also nur mir wünschte er zu gefallen. Warum? Gewiß nicht um meiner schönen Augen willen. Nein, nein! er wollte sich nur den Weg ebnen, ehe er den großen Schritt wagte. Ich werde ihm die Sache leichter machen; er wird sehr froh darüber sein“

Baas Gansendonck rieb sich mit fröhlicher Selbstzufriedenheit die Hände und schwieg eine Weile, wahrscheinlich um noch besser die Süßigkeit seiner Uebergengung zu genießen. Plötzlich brach er in Lachen aus und sagte:

— „Aha! ich sehe sie schon im Dorfe stehen, mit Hasen, so lang wie mein Stock! Da geht der Baron und führt Lisa am Arme. Sie sind gekleidet, daß die Bauern die Augen zukneipen möchten vor dem Glanze. Vier Knechte mit Gold und Silber am Güte, folgen ihm; die Kutsche, mit vier Pferden bespannt, fährt hinterher. Ich, Peter Gansendonck, ich gehe neben Petra von Brunkasteel her mit hochgehobenem Kopfe und betrachte mir die Lästler und Meider, wie es sich für den Schwiegervater eines Barons geziemt, gemeines Bauernpack sich zu besehen. Wir gehen nach der Kirche; dort liegen Teppiche und Kissen; dort werden Blumen gestreut; die Orgel spielt, daß die Fensterscheiben zittern; das Janort wird vor dem Altar

gesprochen und Lisa fährt in Begleitung ihres Mannes mit Extrapoß durch das Dorf, daß die Finken aus den Steinen springen. Am nächsten Tage liegen wohl zwanzig Bauern zu Bette vor Aerger und Reid. — Unterdessen verkaufe oder verpachte ich den heiligen Sebastian, und wenn mein Schwiegersohn mit meiner Tochter zurückkehrt, ziehe ich nach dem großen Schlosse. Baas Gansendend, das heißt Herr von Gansendend hat seine Schäfchen in's Trockene gebracht; er thut weiter Nichts mehr als befehlen, essen, sagen, spazierenreiten. Aber indem ich mir alle diese schönen Dinge überlege, renne ich beinahe mit der Nase an die Thür des Jagdhofes."

Dies sagend, zog der Baas an der Kette. Nachdem er einen Augenblick gewartet hatte, kam ein Diener und sagte, während er die Thür öffnete:

— „O, guten Tag, Baas! Ihr kommt gewiß um den Herrn Baren zu besuchen!"

— „Ja wohl, Aert!" — sagte der Baas mit vornehmem Tone.

— „Er ist nicht zu Hause."

— „Was? nicht zu Hause?"

— „Das heißt, er ist nicht zu sprechen."

— „Was? für mich nicht zu sprechen? Das wäre schön! Er liegt vielleicht zu Bette!"

— „Nein; aber er will Niemanden empfangen. Ihr könnt Euch denken, warum: Ein blaues Auge und das Gesicht voll Schrammen.

— „Das macht Nichts! Wer mir braucht er sein Gesicht nicht zu verbergen; wir sind intim genug, der Herr Baron und ich, so daß ich mit ihm sprechen kann, wenn er auch zu Bette liegt. . . . Ich gehe hinein; sein Befehl ist nicht für mich gegeben.“

— „Da kommt nur!“ — sagte der Knecht mit einem schlauen Lächeln. — „Folgt mir; ich werde Euren Besuch anmelden.“

— „Das ist nicht nöthig“ — entgegnete der Baas.
— „Complimente sind zwischen uns überflüssig.“

Der Knecht führte ihn jedoch in ein kleines Vorzimmer und zwang ihn, trotz seiner Einreden, sich zu setzen und die Antwort des Barons zu erwarten.

Es war bereits mehr als eine halbe Stunde verfloßen und der Bediente noch immer nicht zurück. Der Baas fing an sich schrecklich zu ärgern, und brummte vor sich hin:

— „Der Knecht meint auch, mich zum Vesten zu haben. Schon gut! Ich werde mir es schon aneignen! In unseren Diensten soll der keine grauen Haare bekommen. Er muß fort! Das wird ihm schon eine Portion sein. . . . Aber ich horche mich taub, und ich höre Nichts sich auf dem Jagdhofe rühren! Sollte der Knecht vergessen haben, daß er mich hier warten läßt? So weit wird er doch nicht die Ungezogenheit zu treiben wagen! Auf jeden Fall kann ich doch nicht bis morgen sitzen bleiben. Aha! da höre ich den Eschelm! Er lacht! Mit wem lacht er denn?“

— „Baas Gansendouck!“ — sprach der Bediente — „beliebt mir zu folgen! Der Herr Baron hat die Güte,

Euch zu empfangen. Ohne meine Fürsprache müßtet Ihr ununterrichteter Dinge wieder nach Hause gehen."

— „Nun, was schwächt Ihr denn da, grebet Patron?"

— rief der Baas ärgerlich. — „Wißt Ihr mit wem Ihr sprecht? Ich bin Herr Gansendond!"

— „Und ich bin Jack Miermans, Euch zu dienen!"

— antwortete der Bediente mit kaltem Spott.

— „Ich werde Euch schon zu finden wissen, Kerl!" — sagte der Baas, die Treppe hinaufsteigend. — „Ihr sollt erfahren, daß Ihr mich eine halbe Stunde habt in dem Zimmer warten lassen! Schnürt nur Euer Bündel! Ihr sollt hier nicht lange mehr mit Männern, wie ich bin, Eueru Spett treiben!"

Ohne auf die Drohung zu antworten, öffnete der Bediente die Thür eines Salons, und rief mit lauter Stimme:

— „Der Baas aus dem heiligen Sebastian!" —

Darauf ließ er den erzürnten Gansendond stehen, und lief rasch die Treppe hinunter.

Herr von Bruinkassteel saß am Ende des Salons und lehnte sich mit dem Ellenbogen an einen Tisch. Sein linkes Auge war durch eine Binde bedeckt; seine Stirn und seine Wangen trugen die Spuren des Kampfes mit dem Brauer.

Was jedoch die Aufmerksamkeit des Baas Gansendond bei seinem Eintritt weit mehr anzog als dies, war der prächtige türkische Schlafrock des Barons. Der bunte und sammetartige Anzug stach ihm gewaltig in die Augen, und mit einem Lachen der Bewunderung rief er, noch ehe er selbst den Baron begrüßt hatte:

— „Heiliger Gott! Herr Baron! was haben Sie für einen schönen Schlafrock an!“

— „Guten Tag, Herr Gansendond!“ — sagte der Baron, ohne darauf zu achten. — „Sie wollen sich gewiß erkundigen, wie es mir geht! Haben Sie Dank für Ihre Freundschaft!“

— „Nehmen Sie es nicht übel, Herr Baron! Aber ehe ich nach Ihrer Gesundheit frage, möchte ich gern wissen, wo Sie diesen Schlafrock haben machen lassen. Er sitzt mir wahrlich in die Augen.“

— „Bringen Sie mich nicht zum Lachen, Herr Gansendond; es thut mir weh im Gesicht.“

— „Es ist nicht um zu lachen, Herr Baron; nein, nein, es ist mein Ernst!“

— „Ihre Frage ist sonderbar. Dieser Schlafrock ward in Paris gekauft.“

— „Zu Paris? Das ist ärgerlich Baron!“

— „Warum denn?“

— „Ich hätte mir gern auch einen solchen machen lassen.“

— „Er kostet an die zweihundert Franken.“

— „Ach, das macht mir Nichts aus!“

— „Er würde Sie nicht kleiden, Herr Gansendond!“

— „Nicht kleiden? Wenn ich ihn bezahlen kann, so muß er mir auch gut stehen! — Aber lassen wir das! Wie steht es denn eigentlich mit Ihrer Gesundheit, Herr von Bruinlaßee?“

— „Sie sehen es: ein blaues Auge und den Leib voll Beulen!“

— „Der Schelm ist von den Gendarmen abgeholt und nach der Stadt gebracht worden. Sie werden ihn doch seinen unverschämten Angriff bezahlen lassen, wie sich's gehört?“

— „Allerdings, bestraft muß er werden! Er hat mir mit Verbedacht in meinem eigenen Hause aufgelaurek und mich angefallen. Auf dergleichen steht eine schwere Strafe; jedoch würde ich nicht gern sehen, daß man die Sache nach dem Buchstaben des Gesetzes behandelte; denn dann käme er unter fünf Jahren Gefängniß nicht davon. Seine alte Mutter war heute Morgen bei mir, und bat und flehte; ich habe Mitleiden mit der armen Frau.“

— „Mitleid?“ — rief der Paas, ärgerlich und verwundert. — „Mitleid? Mit dem Schurken?“

— „Wenn der Sohn auch ein Tollkopf ist, welche Schuld hat dann die arme Mutter daran?“

— „Sie müßte ihren Sohn besser erzogen haben. Der große Schlingel wird nur bekommen, was er verdient. Und was sollten die Bauern denken, wenn sie Menschen, wie wir, so behandeln könnten, als ob sie ihres Gleichen wären? Nein, nein; Respect, Ehrfurcht, Unterthänigkeit müssen aufrecht erhalten werden! Sie tragen jetzt schon die Hörner viel zu hoch. Wäre ich an Ihrer Stelle, so würde ich nicht auf das Geld sehen, um dem Pauer und mit ihm dem ganzen Dorfe eine tüchtige Lektion zu geben.“

— „Nun, das ist meine Sache.“

— „Das weiß ich wohl, Baron. Jeder ist Herr in seinen eigenen Angelegenheiten.“

Es schien, als ob diese Wendung des Gesprächs dem Baron mißfalle; denn er wandte das Gesicht ab und sah einen Augenblick da, ohne ein Wort zu reden. Der Baas, der gleichfalls nicht wußte, was er sagen sollte, sah zerstreut im Zimmer umher, und suchte Etwas zu finden, um von der Heirath seiner Tochter anzufangen. Er scharrte mit den Füßen und räusperte sich einige Male; aber es wollte ihm Nichts einfallen.

— „Und unser armes Liebschen!“ — sagte der Baron endlich. — „Der Anblick der Gefangennehmung des Brauers muß sie sehr erschreckt haben. Ich begreife das wohl; sie liebt ihn seit ihren Kinderjahren.“

Der Baas schien wie aus dem Schlafe aufzufahren, sobald der Name Lisa aus dem Munde des Barons in seine Ohren klang. Er dachte, daß ihm das den Weg ebene, um seinen Plan auszuführen, und hub daher lächelnd wieder an:

— „Sie liebe ihn, meinen Sie, Baron? Nein, nein! es war früher eine Kälterliebe, wie man zu sagen pflegt; aber das ist lange vorbei. Ich habe einen Niegel vorgeschoben und dem Brauer die Thür gewiesen. Denken Sie nur, Baron, das grobe Bierfass hätte sich gar zu gern mit Lisa verheirathet.“

— „Es giebt noch andere Leute, Baas, die dieselbe Neigung verspüren könnten.“

Ein Strahl der Freude brach aus des Paas Augen. Er sprang in seinem Sessel empor und sagte mit dummen glänzendem Lächeln:

— „O, ich weiß es schon lange. Ein verständiger Mann rath leicht, wo die Auh liegt, sobald er ihren Schwanz sieht.“

— „Ein artiger Vergleich!“

— „Richt wahr? Ich bin so dumm nicht, Baron. Aber lassen Sie uns das Kalb bei dem Kopfe packen; Umwege sind ja zwischen uns nicht nöthig.“

Der Baron sah den Paas mit gezwungenem Lächeln an.

— „Also denken der Herr Baron ernstlich an die Heirath? — fragte Gausendend zuversichtlich.

— „Weber wissen Sie das? Ich habe es selbst vor meinen Freunden verbergen gehalten.“

— „Ich weiß Alles, Baron; ich habe mehr im Schuttsack, als Sie meinen.“

— „In der That! Sie müssen ein Wahrsager sein; aber Sie rathe es nur; Sie treffen jedoch den Nagel auf den Kopf.“

— „Dann wollen wir alles Uebrige nur kurz abmachen!“ — sagte der Paas sich die Hände reibend. — „Sehen Sie, ich bringe ein Opfer: ich gebe meiner Lisa dreißigtausend Franken Aussteuer in Geld und liegenden Gütern. Wenn ich sterbe, bekommt sie noch dreißigtausend. Ich verkaufe die Wirthschaft, um keine Gemeinschaft mehr mit den lumpigen Bauern zu haben und ich werde

bei Ihnen auf dem Schlosse wohnen. So bekommen Sie doch die sechzigtausend Franken schon vom ersten Tage an."

Bei diesen Worten stand er auf, bot dem Baron die Hand, und rief:

— „Sie sehen, daß ich nicht viele Schwierigkeiten mache. Nun, Herr von Bruinlasteel, schlagen Sie ein auf diese Heirath. Warum ziehen Sie Ihre Hand zurück?"

— „Auf diese Heirath? Auf welche Heirath?" — fragte der Baron.

— „Nehmen Sie, drücken Sie ihrem Schwiegervater die Hand, und binnen vierzehn Tagen fallen Sie mit meiner Tochter von der Kanzel! Schämen Sie sich nicht, Baron; wir sind ja keine Kinder mehr; geben Sie mir die Hand!"

Der Baron brach in ein lautes Gelächter aus; — auf dem Gesichte des Vaas malte sich Bestürzung und Angst.

— „Warum lachen Sie, Herr von Bruinlasteel?" fragte er verlegen. — „Vielleicht vor Freude?"

— „Nun, Herr Gansendonck." — rief der Baron, sobald er wieder Herr über sich selbst wurde — „sind Sie von Sinnen? oder was geht mit Ihnen vor?"

— „Haben Sie nicht selbst gesagt, daß Sie sich verheirathen wollen?"

— „Gewiß mit einer Dame in Paris! Sie ist nicht so schön, wie ihre Lisa; aber sie ist eine Gräfin und hat einen sehr alten und berühmten Namen."

Es durchfuhr den Vaas; er zitterte vom Kopf zu Füßen; mit bittender Miene sagte er:

— „Herr Baron! Scherz bei Seite, wenn Sie die Güte haben wollen! Sie beabsichtigen ja doch meine Lisa zu heirathen. Ich weiß Sie lachen gern, und habe Nichts dagegen, wenn es ihnen Spaß macht, — bedenken Sie aber nur, Baron! Mädchen, wie unsere Lisa, laufen eben nicht viele herum. Schön wie ein Blümchen im Felde, gebildet, liebenswürdig, von guter Herkunft und dreißigtausend Franken gleich, und eben so viel in der Zukunft! Das ist doch nicht lächerlich, und ich kenne nicht eine einzige Gräfin, die so viele Vortheile darbietet. Eine gute Gelegenheit fliegt mit den Störchen über das Meer, und man weiß nicht, wann sie wiederkehrt.“

— „Armer Gausendond!“ — sagte der Baron — „ich beklage Sie! Sie haben wahrlich ihre fünf Sinne nicht beisammen; in Ihrem Reyse ist eine Schraube losgegangen!“

— „Was! Was!“ — rief der Baas aufgebracht — „Ich will mich bezwingen; es ist vielleicht nur ein Scherz. Unser Mißverständniß muß jedoch ein Ende haben. Ich frage Sie, Herr von Bruinkaskeel: Wollen Sie meine Tochter heirathen, oder nicht? Haben Sie die Güte und geben Sie mir eine kurze und deutliche Antwort.“

— „Es ist mir eben so unmöglich, Lisa zu heirathen, Baas, als Ihnen, eine Ehe mit dem Morgenstern zu schließen!“

— „Und warum das?“ — rief der Baas zürnend — „oder sind Sie vielleicht zu vornehm für uns? Die Gausendonds sind ehrliche Leute, mein Herr; sie haben man-

des schöne Stück Land unter dem blauen Himmel liegen.
Sagen Sie kurz: Heirathen Sie meine Tochter oder nicht?"

— „Ihre Frage ist lächerlich, doch will ich sie beantworten. Nein! Ich heirathe Lisa weder heute, noch morgen, noch jemals! Und nun lassen Sie mich zufrieden mit Ihrem lächerlichen Wahn!"

Vor Wuth bebend und roth wie ein Hahn vor Schaam und Zorn, stampfte der Vaas mit dem Fuße auf den Teppich, und rief:

— „So! meine Frage ist lächerlich? ich bin ein Narr? Sie wollen Lisa nicht heirathen? Das wollen wir sehen! Das Recht ist für Jedermann, sowohl für mich, wie für einen Baron! Und wenn ich die Hälfte meines Vermögens daran setzen soll, so werde ich Sie zu zwingen wissen. Was? Sie wollen mit scheinheiligem Wesen in mein Haus dringen, meiner Tochter einen Haufen Lügen weismachen, ihren guten Namen in Gefahr bringen, mich zum Besten haben? und dann zu sagen wagen: Ich will sie nicht, ich verheirathe mich mit einer Gräfin! Das geht nicht so, Baron! Mit Vaas Gausendend kann man nicht so umspringen! Nach dem, was gestern vorgefallen ist, dürfen Sie sich nicht mehr weigern. Sie müssen die Ehre meiner Tochter wiederherstellen, oder ich lasse Sie vor das Gericht laden, und treibe den Prozeß bis nach Brüssel. Sie müssen sie heirathen; und wenn Sie mir nicht gleich das Jawort geben, so verbiete ich Ihnen, je wieder einen Fuß über meine Schwelle zu setzen.“

Während dieses Ausfalles hatte der Baron mit einem stillen Lächeln des Mitleides und mit großer Ruhe den Baas angesehen. Nur als dieser drohte, zeigte die plötzliche Röthe seines Gesichtes, daß Unwille oder Zorn sich seiner bemächtigten.

— „Herr Gansendond! — sagte er — „Aus Achtung gegen mich selbst müßte ich an diesem Aningelzuge ziehen und Sie durch meine Diener hinausführen lassen; aber ich habe wahrlich Mitleid mit ihrer Verrücktheit. Wenn Sie wollen, will ich ein für alle Mal klar und deutlich antworten auf das, was Sie gesagt haben und noch sagen könnten. In dem, was vorgefallen ist, liegt eine Lehre für Sie wie für mich. Wir werden Beide wohlthun, wenn wir Ruhen daraus ziehen.“

— „Ich will wissen,“ — rief der Baas — „ob Sie sich mit Lisa verheirathen werden oder nicht!“

— „Haben Sie keine Ohren, daß Sie mich so oft dasselbe fragen? Achten Sie, Herr Gansendond, auf das, was ich Ihnen sagen werde, und unterbrechen Sie mich nicht! oder meine Anechte sollen unserem lächerlichen Gespräch ein Ende machen!“

— „Ich höre, ich höre!“ — murrte der Baas, die Zähne zusammenbeißend — „Und wenn ich verschmachten sollte, ich werde schweigen, bis nachher die Reihe an mich kommt.“

— „Sie werfen mir vor, daß ich mich in Ihr Haus gedrängt habe,“ — hub der Baron an — „und doch wissen Sie selbst, daß Sie mich dahin lockten und mich antrie-

hen mit Ihrer Tochter Bekanntschaft zu machen. Was habe ich denn gethan, das ohne Ihre Zustimmung geschah? Nichts! Sie fanden im Gegentheil stets, daß ich nicht vertraut genug mit ihrer Tochter umgehe. Nun verlangen Sie, daß ich mich mit ihr verheirathen soll. Es war also eine Falle, die Sie mir stellten, und Sie hatten Ihre geheimen Absichten dabei. Urtheilen Sie nun selbst, ob ich nicht solche Mittel und so abscheuliche Pläne verwerfen müsse. Ich kam zu Lisa, weil ihre Gesellschaft mir angenehm war, und weil ein echt freundschaftliches Gefühl mich zu ihr zog. Hat dieser Umgang, durch den ich Sie zu ehren meinte, eine traurige Folge für uns Alle gehabt, so ist es allein dadurch gekommen, daß wir das Sprüchwort: „Bleibe bei Deines Gleichen“, nicht geachtet haben. Wir haben Beide unverständlich gehandelt und sind Beide dafür bestraft worden. Ich ward zu meiner großen Schande fast von einem Bauer todtgeschlagen. Sie sind der Spott des ganzen Dorfes geworden und haben alle die Lustschlöffer einstürzen sehen, die Sie bauten. Besser unter dem Walgen beichten, als niemals! Ich bekenne, daß ich Unrecht that, in eine Bauernherberge zu kommen und mich zu betrinken, als ob ich Ihres Gleichen wäre, und ich sehe jetzt wohl ein, daß, wenn Lisa nicht von Natur so streng sittlich wäre, meine Worte und Manieren ihren schönen Charakter verdorben haben würden.“

— „Was erlauben Sie sich zu sagen?“ — brach der Baas los — „haben Sie Unsittliches zu meiner Tochter gesagt, Sie Verführer?“

— „Ich lache über Ihre Thorheit“ — fuhr der Baron fort — „und will noch einen Augenblick vergessen, wer es ist, der so mit mir zu sprechen wagt Ich habe Ihrer Tochter Nichts gesagt, als was man in höheren Klassen als tägliche Komplimente betrachtet, Dinge, die der französischen Sprache eigen sind und Personen, die von Jugend auf nichts Anderes hören, vielleicht wenig Schaden, die aber in den niederen Ständen das Herz und die Sitten verderben, weil man sie dort für Wahrheit hält und sie also Leidenschaft entzünden, als ob sie nicht leere Complimente wären. Darin habe ich gefehlt; es ist das einzige Unrecht, oder der einzige Mißgriff, den mir Jeder vorwerfen darf, Sie ausgenommen, der Sie mich mehr sagen und thun lassen, als ich selbst wollte. Sie haben mir so eben gedroht, Sie wollen mir Ihr Haus verbieten; das ist nicht nöthig. Ich hatte schon beschlossen, mir die erhaltene Lehre zu Nutzen zu machen und nicht allein nicht mehr zu Ihnen als Freund zu gehen, sondern mich zu jedem Bauer nur zu stellen, wie es sich für meinen Stand geziemt.“

— „Bauern?“ — rief der Baas ungeduldig — „Ich bin kein Bauer! Ich heiße Gansendond! Welche Ähnlichkeit finden Sie zwischen mir und einem Bauer? Sagen Sie!“

— „Unglücklicher Weise für Sie leider keine große,“ — antwortete der Baron — „Ihr Hochmuth hat Sie verführt; jetzt sind Sie weder Fisch, noch Fleisch; weder Bauer, noch Herr; Sie werden Ihr ganzes Leben hindurch Nichts finden, als Heiðseligkeit und Spett auf der einen, Verachtung und Mitleid auf der andern Seite. Sie sollten sich

schämen, daß Sie so unvernünftig Ihren eigenen Stand verachten. Ein Bauer ist auf Erden der nützlichste Mensch, und wenn er dabei ein ehrlicher und redlicher Mann ist, der seine Pflicht erfüllt, so verdient er vor allen andern Menschen geachtet und geliebt zu werden. Wissen Sie, wer die Bauern lächerlich macht? Leute, wie Sie, die sich einbilden, man erhebe sich dadurch, daß man seine Brüder verachtet, die da meinen, daß man kein Bauer mehr ist, wenn man von den Bauern mit Geringschätzung redet, und daß es genüge, sich einige Adlersfedern auf den Leib zu hängen, um ein Adler zu sein.“

— „Habe ich nun lange genug zugehört?“ — rief der Daas aufspringend, — „oder denken Sie, Herr Baron, daß ich gekommen bin, mich so durch den Roth schleifen zu lassen, ohne etwas darauf zu antworten?“

— „Noch ein Wort,“ — sagte der Baron hinzu — „ich will Ihnen einen guten Rath geben, Herr Gansendonk! Schreiben Sie über die Thür Ihrer Schlafstube das Sprüchwort: „Schuster bleibe bei Deinem Leisten!“ — Achten Sie sich wie die andern Bauern, sprechen und handeln Sie wie Leute Ihres Standes, suchen Sie einen braven Bauernsohn für ihre Tochter zum Mann, rauchen Sie Ihre Pfeife und trinken Sie Ihr Glas Bier in Freundschaft mit den Dorfbewohnern und geben Sie sich keine Mühe mehr, zu scheinen, was Sie nicht sind. Denken Sie, daß wenn auch ein Hsel eine Löwenhaut trägt, seine Ohren doch herausgucken, und daß man stets an Ihren Federn und Ihrem Gesange deutlich genug merkt, Ihre Mutter sei keine

Ente gewesen. — Und nun gehen Sie in Frieden mit dieser Lehre nach Hause; Sie werden mir später dafür danken. Glauben Sie aber noch etwas sagen zu müssen, so reden Sie, ich werde Sie nun meinerseits anhören.“

Der Baas sprang wieder vom Stuhl empor, kreuzte die Arme wüthend auf der Brust und rief:

— „O, Sie glauben mit Ihrer erheuchelten Rälte und mit Affensprüngen mich zu betrügen. Nein, nein, so soll das nicht enden; wir wollen einmal sehn, ob es kein Recht in der Welt mehr giebt, das Sie zwingt, Herr Baron! Ich werde zu Ihrem Vater nach der Stadt gehn und ihm erzählen, wie Sie die Ehre meines Hauses schändeten. Und müßte ich nach Paris an die Gräfin schreiben, deren Namen Sie aus Furcht verschweigen, so werde ich es thun — Ihre Heirath hindern und der ganzen Welt mittheilen, welch' ein falscher Betrüger Sie sind.“

— „Ist das nun Alles, was Sie zu sagen hatten?“ — fragte der Baron mit verhaltenem Zorn.

„Heirathen Sie Lisa oder nicht?“ — schrie der Baas, mit den Fäusten drohend.

Der Baron streckte die Hand aus und riß zwei Mal heftig am Klingelzuge. Eben so rasch hörte man die Schritte herbeieilender Diener auf der Treppe. Baas Gansendend zitterte vor Wuth und Beschämung. Die Thür öffnete sich, die Diener erschienen im Salon. —

„Der Herr Baron haben geklingelt?“ — fragten Alle zugleich bestürzt.

„Begleitet Herrn Gansendond bis an das Thor des Jagdhofes!“ — befahl er, so kalt wie es ihm noch möglich war.

„Was, Sie wollen mich aus der Thür werfen,“ — schrie der Baas mit verbissener Wuth — „das sollen Sie mir bezahlen, Tyrann, Betrüger, Verführer!“

Der Baron gab den Bedienten ein Zeichen mit der Hand, stand auf und verließ den Salon durch eine Seitenthür.

Baas Gansendond war wie vom Donner gerührt und wußte nicht, ob er schelten oder weinen sollte. Die Bedienten schoben ihn unterdessen artig, aber unwiderstehlich bis an die Thür, ohne auf seine Ausrufungen zu achten.

Ehe der Baas noch recht wußte, was mit ihm vorgegangen, befand er sich auf offenem Felde und sah das Thor des Jagdhofes hinter sich zusallen.

Eine Weile ging er gerade aus, wie ein Blinder, der nicht weiß wo er ist, bis er mit dem Kopf an einen Baum rannte und durch diesen Stoß zu erwachen schien. Dann schritt er eilig auf dem Wege weiter und stieß Schimpfsreden gegen den Baron aus, um seiner Betrübniß und seinem Borne Luft zu machen.

Hinter der Ecke eines Gehölzes blieb er überlegend stehen. Nach zehn Minuten etwa des peinlichsten Nachdenkens fing er an sich selbst mit Häuften zu puffen und mit der flachen Hand an die Stirn zu schlagen, während er bei jedem Schlage sich selbst zurief:

Baas Gansendond.

„Ist, darfst Du nun noch zu Hause gehn, Du Eule?
Die Beutische verdienst Du, dummer Lump. Das soll Dich
lehren Barene und gnädige Herren suchen! Thu' nur noch
eine weiße Weste und gelbe Handschuh an! Eine Narren-
lappe paßt besser für Dich! Einfältig und dumm genug
bist Du, um in einer Windmühle zu ertrinken! — Versteck
Dich, kriech' in die Erde vor Schaam, lumpiger Bauer!
lumpiger Bauer!

Endlich, nachdem er seinen Aerger über sich selbst aus-
gegossen, stürzten ihm die Thränen aus den Augen; wei-
nend und seufzend, beschämt und betrübt, trabte er nach
seiner Wohnung fort.

Plötzlich sah er seinen Knecht von Weitem, der ihm ent-
gegen lief und ihm in der Eile unverständliche Worte zurief.

„Baas, Baas, kommt schnell,“ — rief Robe, so wie er
sich seinem Herrn näherte — „unsere arme Lisa liegt in
tödlichen Krämpfen!“

— „Gott, Gott!“ — seufzte Baas Gansendond —
„Alles stürzt zugleich auf mich ein! Und Jeder verläßt
mich. Du auch Robe!“

— „Berg:ben und vergessen Baas!“ — sagte der
Knecht höchst mitleidig — „Ihr seid unglücklich; ich bleibe
bei Euch, so lange ich Euch nützlich sein kann . . . aber
kommt nur, kommt!“

Beide eilten mit hastigen Schritten und traurigem Ge-
schrei nach dem Dorfe.

X.

Schwach ist die Tochter des Hochmuths.

Der Winter ist vorbei. Schon beginnen Bäume und Kräuter wieder ihr zartes Grün im milden Sonnenschein zu entfalten; die Vögel bauen ihre Nester und singen ihre süßen Maientlieder; Alles prangt in jugendlicher Kraft, Alles lacht der Zukunft entgegen, als ob niemals eine graue Wolke den schönen blauen Himmel verdunkeln könnte. . . .

In einer Nebenstube des heiligen Sebastian ruhte eine kranke Jungfrau, ihr Haupt auf das Kissen gelegt. Armes Lieschen! ein böser Wurm zernagt ihr Leben! — Dort sitzt sie unbeweglich und doch vor Ermattung leuchtend die leiseste Bewegung ist für sie eine schmerzliche Anstrengung. Bleich und durchsichtig wie Glas ist ihr Antlitz, aber auf jeder ihrer abgezeigten Wangen glimmt ein röthlicher Fleck . . . ein böses Anzeichen. In schwere Träume versunken, entblättert sie mit ihren mageren Fingern einige Maastlieben, die ihr wie einem Kinde zum Trost gebracht worden sind. Sie läßt die zerstückten Blumen zur Erde fallen; ihr Kopf sinkt kraftlos auf das Kissen zurück; ihr verglaster Blick steigt himmelwärts zum Unendlichen empor; ihre Seele mißt schon den Weg der Ewigkeit.

Etwas ferner, hinter der Jungfrau, festwärts neben dem Fenster, saß Baas Gausendont, die Arme auf der Brust zusammengeschlagen. Er hielt den Kopf tief gesenkt

und die halbgeschlossenen Augen auf den Boden geheftet, seine Gesichtszüge wie sein ganzes übriges Wesen sprachen bitteres Leid, Reue und Beschämung aus.

Von welcher Beschaffenheit waren die Gedanken des unglücklichen Vaters, der so sein einziges Kind als eine Märtyrerin hinsterven sah? Erkannte er, daß sein Hochmuth der Henker war, der das unschuldige Opfer auf die Folterbank gelegt hatte?

Wie dem auch sein mochte, er barg ebenfalls eine quälende Schlange im Herzen; denn tiefe Runzeln des Schmerzes furchten sein Antlitz und seine abgemagerten Wangen und trägen Bewegungen zeigten nur zu deutlich, daß die letzten Funken von Selbstvertrauen, Muth und Hoffnung in seinem Busen erloschen waren.

Der leiseste Seufzer seiner kranken Tochter durchschauerte ihn, ihr peinliches Husten zerriß ihm das Herz. Wenn sie ihren leidenden Blick auf ihn richtete, so bebte er, als ob in ihren müden Augen für ihn das schreckliche Wort Kindesmörder zu lesen sei. — Jetzt, wo das Gefühl der Liebe in seinem Innern sich rein und mächtig von den Banden des Hochmuths befreit hatte, würde er den bittersten Tod mit Freuden erduldet haben, hätte er das Leben seines Kindes dadurch auch nur um ein einziges Jahr verlängern können.

Armer Gansendonck! Ihm hatte Alles so zugelacht auf der Welt. So himmlisch schöne Träume von Glück und Größe hatten ihn sein ganzes Leben hindurch umgaukelt und gewiegt! Nun sah er da wie ein stummer Schatten bei

seinem hinstorbenden Kinde — ängstlich und zitternd wie ein Riffethäter auf der Bank der Schande.

Wenn auf der einen Seite das beständige Nagen des Gewissens, das stete Nachdenken seinen Körper alt gemacht, so hatte es auf der anderen Seite dagegen seinen Geist aus dem Dunkel des Hochmuths und der Vermessenheit zur Klarheit geführt und seine Gemüthsart sehr gemildert. Jetzt war seine Kleidung gering, seine Rede freundlich, seine Haltung bescheiden. Geduldig sein schweres Schicksal tragend, war jetzt seine einzige Lebensaufgabe seiner Tochter Schmerzen zu lindern, sein einziges Streben, Karl's Befreiung.

Seit einer halben Stunde bereits saß Baas Gansendonck in derselben Stellung. Er hielt den Odem an und rührte sich nicht, aus Furcht die Ruhe seiner Tochter zu stören.

Endlich hob Lisa mit einem schmerzlichen Seufzer den Kopf empor, als liege ihr das Rissen nicht bequem. Baas Gansendonck näherte sich ihr mit tiefem Gefühl:

— „Lisalieb, es verdrießt Dich so, hier immer allein in dieser Kammer zu sitzen, nicht wahr? Sieh, die Sonne scheint so hell draußen, die Luft ist so sanft und frisch! Ich habe einen Stuhl in den Hof gesetzt. Soll ich Dich in dem Sonnenschein führen? Der Doctor hat gesagt, daß Dir das gut thun würde.“ —

— „Ach nein, laß mich hier sitzen“ — seufzte das Mädchen — „das Rissen ist so hart.“ —

— „Die ewige Stille dieser Kammer ist peinlich, Lisa; Dein Herz bedarf der Erquickung.“

— „Die ewige Stille?“ — wiederholte die Jungfrau sinnend — „Wie muß es still und süß sein im Grabe!“

— „Laß die bittern Gedanken, Lisa. Komm, soll ich Dir helfen? Niemand soll Dich sehn. Ich schlicke die Posthür zu; Du sollst in der schönen Buchenlaube sitzen, und sehn wie prächtig die Blumen blühen und hören wie lieblich die Vögel singen. Thu' es mir zu Gefallen, Lisa.“ —

— „Nun denn Vater“ — antwortete sie — „Dir zu Liebe will ich versuchen, ob ich noch so weit gehen kann.“ —

Mit beiden Händen sich auf den Tisch stützend, richtete sie sich langsam auf; den Augen ihres Vaters entströmten heiße Thränen, als er sah wie sie auf ihren Füßen schwankte und alle ihre Glieder zitterten, als erliege sie unter der Last ihres Körpers. Er faßte sie stumm unter dem Arme und trug sie mehr, als daß er sie stützte. So gingen Beide, Schritt für Schritt, durch das Haus und kamen, nachdem sie mehr als einmal stehen geblieben, um auszuruhen, in den Hof, wo Lisa erschöpft und schmerz'ich hustend sich in den Lehnstuhl fallen ließ.

Nachdem der Baas ihr Kissen im Rücken und unter dem Kopfe zurecht gelegt hatte, setzte er sich neben sie auf einen anderen Stuhl und wartete still bis ihre Ermüdung sich verminderte.

Endlich sagte er unter Thränen, mit tröstendem Tone:

— „Habe nur gute Hoffnung, liebe Lisa; der schöne Sommer hat begonnen, die süße reine Luft wird Dich stärken. Du wirst wieder gesund werden.“

— „Ach, Vater, warum mich betrügen?“ — seufzte sie den Kopf schüttelnd. — Wer mich sieht — Du auch Vater — der vergießt Thränen und weint über mein Schicksal! Es ist vorbei, nicht wahr? — Wenn die Kirchweih kommt, liege ich schon auf dem Friedhofe?“

— „Kind, betrübe Dich nicht selbst mit so schrecklichen Gedanken!“

— „Schreckliche Gedanken? Auf der Welt ist es nicht gut, Vater. Wäre ich doch schon im Himmel! Dort ist Gesundheit, Freude, ewige Liebe!“

— „Karl kommt bald zurück, Lisa. Hast Du nicht selbst gesagt, daß Du bald gesund sein werdest? Er wird Dich trösten, seine freundliche Rede Dich mit neuer Kraft beselen, daß Du Dich aus Deinen schweren Leiden herausreißest.“

— „Noch sechs Monate“ — seufzte das Mädchen verzweiflungsvoll gen Himmel blickend, als frage sie Gott etwas.
— „Noch sechs Monate!“

„So lange nicht mehr, Lisa; Robe ist gestern nach Brüssel gereist mit einem Briefe von unserem Bürgermeister an den Herrn, der unser Fürsprecher bei dem Minister ist. Alles läßt uns hoffen, daß wir eine Veringerung der Strafe für Karl erhalten. Dann wird er augenblicklich frei. Will's Gott bringt uns Robe diesen Nachmittag die frohe Kunde von seiner baldigen Erlösung. — Lisa, mein Kind, giebt dir nicht schon der Gedanke neues Leben?“

„Armer Karl!“ — seufzte Lisa träumerisch — schon vier lange Monate! O Vater, ich habe gesündigt

aber er, der Unschuldige was muß er leiden in seinem düstern Kerker!"

— „Nicht doch Lisa, ich habe ihn noch vorgestern in seinem Gefängnisse besucht. Er trägt sein Schicksal mit Geduld; machte ihn nicht Deine Krankheit traurig, er würde sich glücklich schätzen auf Erden.“

— „Er hat so viel gelitten, Vater; Du wirst ihn lieben, nicht wahr? Ihn nicht mehr verstoßen? Er ist so gut!"

— „Ihn verstoßen?" — rief der Baas mit zitternder Stimme — „ich habe ihn auf den Knieen um Verzeihung gebeten, seine Füße mit meinen Thränen benezt"

„Himmel! Und Er, Vater?"

— „Er ist mir um den Hals gefallen, hat mich geküßt und getröstet. Ich wollte mich selbst anklagen, ihm sagen, daß mein Hochmuth allein die Ursache seines Unglücks ist, ihm geloben, daß mein ganzes Leben eine Bußübung sein solle Er hat mir den Mund mit einem Kusse verschlossen einem Kusse, der wie ein Balsam des Himmels, Hoffnung und Kraft in mein Herz flöhte und mich stark gemacht hat, nun mit geringerer Angst Gottes Beschluß zu erwarten. Gesegnet sei er, der Barmherzige, der Böses mit Liebe vergilt!"

— „Und mir hat er auch Alles vergeben, nicht wahr, Vater?"

— „Dir vergeben, Lisa? Was hast Du denn je gesündigt? Ach, wenn Du leidest, wenn eine Strafe von oben Dich zu treffen scheint, so büßest Du allein um meinetwillen so schwer, mein armes Kind!"

— „Und ich, bin ich unschuldig, Vater? War es nicht mein Leichtsin, der ihm das Herz zerriß und ihn zur Verzweiflung brachte? Aber er hat mir doch Alles verziehen der Gute!“

— „Nein, nein!“ — rief der Vater — „Karl hat Dir Nichts verziehen. In seinen Augen warst Du stets die reine, keusche Ellie. — Selbst damals als mein unsinniger Hochmuth Dich zu einer Unvorsichtigkeit zwang und Alles zusammentraf um ihm Mißtrauen einzulösen, wehrte er sich gegen den geringsten Verdacht und sagte stolz: meine Lisa ist rein, mich allein liebt sie auf Erden.“

Ein süßes Lächeln umspielte die Lippen der Jungfrau während sie sagte:

— „O, diese Gewissheit wird mir das Sterbeküssen sanft machen. Wenn ich erst droben bin, werde ich Gott für ihn bitten . . . aus dem Himmel will ich ihm zulächeln wo er geht und steht, bis er auch kommt.“

— Der frohe Ton von Lisa's Stimme flößte ihrem Vater Muth ein den Versuch zu machen ihre Gedanken von so trüben Dingen abzulenken. Freudig sagte er:

— „Und Du weißt nicht, Lisa, was er mir vorgestern Alles sagte von einem schönen Garten, den er Dir anlegen will sobald er frei sein wird — von schönen Blumen, mit sich schlängelnden Wegen und Gängen, mit Lauben, Rasenplätzen und Teichen . . . Und während man daran arbeitet, will er mit Dir eine Reise nach Paris machen und Dir die schönsten Dinge auf der Welt zeigen und Dir durch seine treue Liebe und allerlei Genuß und Freude den Geist er-

quicken O, Lisa, denke nur, dann wirst Du schon Karl's Frau sein. Nichts auf Erden kann Euch dann mehr trennen; Euer Leben wird ein Himmel voll Seligkeit sein! Und Karl will, daß ich mit Euch und mit seiner Mutter in der Brauerei wohne. Er soll mein Sohn sein. Du, Lisa, wirst wieder eine gärtliche Mutter haben. Ich werde mir durch Sanftmuth und Zuthulicheit die Freundschaft der Dorfbewohner wieder gewinnen. Jeder wird uns achten und lieb haben. Wir wollen alle einander lieben, vereinigt durch das Band der Brudersliebe und friedlich unser Leben verbringen auf Erden Aber Lisa, Kind, was hast Du? Du zitterst! Ist Dir nicht wohl?"

Die Jungfrau bemühte sich, zu lächeln; man sah aber deutlich, daß ihr die Kraft dazu fehlte; sie suchte jedoch die Hand ihres Vaters, und als sie dieselbe gefunden hatte, sprach sie mit schwacher, allmählig erstickender Stimme:

— „Vaterlieb! hätte Gott im Himmel mich nicht gerufen, so würde Dein tröstendes Wort mich wohl heilen; — aber ach! was kann mich retten vom Tode, den ich stets vor meinen Augen wie Etwas, das ich nicht sagen kann eine Wolke, — Etwas, das mir winkt. Jetzt wieder. Es läuft mir kalt über den Leib; die Lust ist zu scharf Wasser! Wasser auf meine Stirn! O, Vater! lieber Vater! ich glaube ich muß sterben!“

Bei diesen schmerzlichen Worten schloß sie die Augen und sank leblos wie eine Leiche zusammen.

Baas Gansendonck stürzte auf die Knie vor seiner Tochter und hob die Arme flehend gen Himmel, während ein Thränenstrom ihm aus den Augen brach. Gleich darauf aber ward er sich seines Zustandes bewußt, und sprang mit fieberhafter Angst in die Höhe. Er rief der ohnmächtigen Lisa die Pulse, hob ihr den Kopf empor, rief sie bei ihrem Namen, küßte ihr die erstarrten Lippen und benetzte ihre Stirn mit Thränen der Reue und der Liebe.

Bald nachher kam die Kranke wieder zu sich. Während ihr Vater, halb sinnlos vor Freude, die Zeichen ihres Erwachens aus dem Todesschlaf auf ihrem Antlitz betauschte, öffnete sie langsam die Augen und blickte wie verwundert umher.

— „Noch nicht! noch auf Erden!“ — seufzte sie. — „O, Vater! führe mich hinein! Mir schwindelt es im Kopfe; es brennt mir so in der Brust; die Lust zehrt mir die Lungen aus; die Sonne macht mir Schmerzen.“

Baas Gansendonck hob sie mit eifersüchtiger Kraftanstrengung empor, als wolle er sein Kind von dem drohenden Tode entfernen, und trug sie in ihr Gemach.

Dort setzte sich Lisa wieder neben dem Tisch hin und legte den Kopf stillschweigend auf das Kissen.

Der Baas wollte etwas sagen, um sie zu trösten, aber sie flehte:

— „Sprich nicht, lieber Vater! ich bin so müde — laß mich ruhen!“

Baas Gansendonck setzte sich still wieder auf seinen Stuhl und vergoß stumme Thränen über den nahen Tod seiner geliebten Tochter.

Es war eine halbe Stunde verflossen, ohne daß eine Bewegung, ein Klang, ein Seufzer die Anwesenheit von Menschen in diesem Zimmer verrathen hätte, als man plötzlich einen Wagen vor der Thür halten hörte.

— „Da ist Koke, Lisa! da ist Koke!“ — rief Baas Gansendonck freudig. — „Ich höre es am Tritt unseres Pferdes!“

Ein schwacher Hoffnungsschimmer erglänzte in den sterbenden Augen der Jungfrau.

Wirklich trat der Knecht in die Kammer. Lisa schien alle ihre übrigen Kräfte zu sammeln, um die frohe Nachricht zu vernehmen. Sie hob den Kopf empor und wandte ihn Koke zu. Der Baas sprang auf und rief:

— „Nun, Koke, nun?“

Mit Thränen in den Augen antwortete der Knecht:

— „Nichts! Der Herr, der bei dem Justizminister für Karl sprechen soll, ist nach Deutschland gereist.“

Ein leiser, doch höchst schmerzlicher Klageruf entfuhr Lisa's Munde. Ihr Haupt fiel senkrecht in das Kissen zurück; stille Thränen drangen ihr aus den Augen.

— „Ach! ach!“ — seufzte sie beinahe unhörbar. — „Er soll mich auf Erden nicht mehr sehen.“

XI.

Disteln gesäet, Dornen gemähet.

An einem schönen Morgen schritt ein junger Bauer mit großer Eile auf dem Steinwege von Antwerpen nach Breda. Er leuchte sichtbar, und der Schweiß stand in Perlen auf seiner Stirn. Dennoch strahlte unaussprechliche Freude aus seinen Augen, und in den flüchtigen Blicken, die er auf die Felder und auf das dunkle Blau des Himmels warf, funkelten Dankbarkeit gegen Gott und Liebe zu der belebenden Natur. Seine Schritte waren leicht; von Zeit zu Zeit entfuhr ihm ein Schrei der Freude. Man hätte sagen mögen; daß er mit brennender Ungeduld nach einem Orte eilte, wo ein großes Glück seiner harrete.

In der That, es war Karl der Brauer, dessen Fesseln plötzlich durch Eine Ermäßigung der Strafe gefallen waren.

Er kehrte jetzt heim, das Herz voll seliger Träume. Er sollte seine Lisa wieder sehen, sie trösten, ihr Genesung bringen; denn war es nicht seine Verurtheilung, seine Gefangenschaft, welche die Jungfrau unter dem Drucke eines nagenden Schmerzes niederbeugte und krank machte? und mußte daher nicht seine Befreiung, seine Rückkehr das unfehlbare Heilmittel ihrer Krankheit sein? Ja, er kehrte zu ihr zurück, rein, liebevoll; er überraschte sie durch sein Erscheinen; er wollte ihr zurufen: „Stehe auf aus Deinem Schmerz, meine Lisa! Hier bin ich, Dein treuer Freund! Schöpfe Kraft aus meiner Liebe; erhebe Dein Haupt voll Hoffnung! All' unser Leid ist vorüber! Blicke muthig und heiter in

die Zukunft; lache dem Leben zu; es verspricht uns noch so viele schöne Jahre!"

Und seine gute alte Mutter! wie wollte er sie belohnen für ihre liebevollen Schmerzen! Er sah bereits im Geiste, wie sie ihm vor Nührung schreiend entgegeneilte, fühlte, wie sie ihm die Arme um den Hals schlug, wie ihr Kuß auf seinen Wangen glühte, ihre Thränen seine Stirn benetzten Liebevoll lachte er diesem süßen Bilde zu, während das Wort „Mutter! Mutter!“ ihm von den Lippen fiel.

O! selig war der Jüngling! Die wiedergewonnene Freiheit machte ihm die Brust schwellen. Die düstere Heide umwallte ihn und goß Lebensfeuer in seine Lunge; die Lenzsonne vergoldete ringsum das liebliche Grün der Tannen, und kleidete die Natur in ein prachtvolles Festgewand Träumend von einer schönen Zukunft, Gott dankend mit übersießendem Herzen, Alles, was er liebte, sich vor die Seele zaubernd, seufzend vor Liebe, lachend vor Glück, schritt der Jüngling immer rascher fort, bis er sich ungefähr eine halbe Stunde Weges von seinem Geburtsdorfe befand.

Dort blieb er plötzlich zitternd stehen, als ob eine fäßliche Erscheinung ihn mit Schreck und Verwirrung geschlagen habe.

Aus einem Seitenwege waren drei Herren auf den Steindamm getreten; der Eine war Herr von Bruinlasteel.

Es wäre schwer zu sagen, ob diese Personen den jungen Bauer bemerkt hätten: sie sahen ihn jedoch nicht an, sondern schlugen den Weg nach dem Dorfe ein.

Karl war rathlos. Mit dem Baren wollte er jetzt nicht in ein Gespräch kommen, denn er fühlte an dem Pochen seines Herzens, wie gefährlich es für ihn werden könne, wenn sein Feind ihn auch nur mit einem einzigen Worte verhöhnte. Stehen bleiben konnte er jedoch auch nicht. Seine Ungeduld, die Geliebte wiederzusehen und seine Mutter zu umarmen, riß ihn zu mächtig vorwärts.

Nach kurzer Ueberlegung faßte er rasch einen Entschluß. Er sprang von dem Steindamme auf einen Nebenpfad und lief zwischen Gebüsch und Feld auf Umwegen seinem Dorfe zu

Ueber dem Dorfe schweben die langsamen Klänge der Todtenglocke. Auf dem Kirchhofe gähnt ein frisch aufgeworfenes Grab. Jeder Ton des Trauergeläutes hallt wieder in der wartenden Grube. Es ist, als fliege eine hohle Stimme aus dem Boden empor, als seufzte die Erde voll Verlangen: „Komm, komm, komm!“

Selbst die Sinne der Thiere werden schmerzlich ergriffen von dem dumpfen Ruf des Todes. Die Hunde heulen, die Stiere brüllen dem Glockengeläute entgegen; und dennoch umfängt eine tiefe Stille die ganze Gemeinde. Man verspürt keine andere Bewegung als den trägen Gang von einsamen alten Leuten, die mit Gebetbuch und Rosenkranz wie stumme Schatten nach der Kirche wandeln.

Fernher naht ein trauriges Gefolge. Aber wie schon zeigt sich hier der Zug nach dem letzten Ruheort!

Vier Jungfrauen in schneeweißen Gewändern tragen die Leiche ihrer Gefährtin, welche in der Blüthe des Lebens starb; andere, ebenso gekleidete Mädchen gehen nebenher, um, wenn die Reihe an sie kommt, die theure Last auf ihre Schultern zu nehmen. Hinter ihnen folgen alle Töchter der Gemeinde, mit Blumen oder Weihpalmen in der Hand, ja, selbst die kleinen Mädchen, deren unschuldiges Gemüth noch nicht begreift, was das Wort „sterben“ bedeutet. Viele weinen bitterlich; Alle gehen mit gesenktem Haupte und trauern über die arme Lisa, die ach! so unschuldig gebüßt hat.

Auf den Sarg sind Blumen gestreut, Rosen und Lilien, Sinnbilder jungfräulicher Reinheit. Sie duften so frisch, sie prangen so lieblich auf dem weißen Bahrtuch..... In dem Sarge liegt auch eine Blume, eine Lilie, die der Wurm des Leides zernagt, kalt und bleich; ein unschuldiges Lamm der Sühne, ein schuldloses Schlachtopfer des Hochmuthes und der Aufgeblasenheit.

Nur drei Männer folgen unmittelbar der Leiche. Auf der einen Seite geht Robe, der Knecht, auf der anderen Sus, der Schmied. Mitleidig weinend unterstützen sie einen Dritten, der wie ein Betrunkener auf den Beinen schwankt. Er bedeckt sein Angesicht mit den Händen; Thränen tröpfeln durch seine Finger, seine Brust leuchtet sichtbar unter peinlichem Schluchzen..... Armer Gansendonck! schuldvoller Vater! Du darfst das Auge nicht mehr auf die Bahre richten! Bei jedem Blicke nagen Gewissensbisse Dir das Herz blutig, nicht wahr? Du zitterst vor Angst und Beschämung?..... Aber ich will nicht in Dein

Herz schauen. Deine Marter stößt mir Ehrfurcht ein. Deinen unglücklichen Hochmuth vergessend, weine ich auch Thränen des Mitgeföhls über Dein bitteres Leiden.....

Man naht sich dem Felde des Todes. Dort ist der Priester, der das letzte Gebet über der Leiche sprechen soll.....

Aber was erfüllt Jeden mit Schrecken und Bestürzung? Warum dieser Schrei der Angst, der zu gleicher Zeit sich aus jeder Brust drängt? Welche gräßliche Erscheinung macht die Jungfrauen zittern?

Gott! dort ist Karl! Er bleibt einen Augenblick, wie vom Blitz getroffen, stehen und starrt mit wildem Blicke auf den Leichenzug, der ihm plötzlich vor die Augen gekommen ist..... Niedergeschmettert erkennt er, was sich zuträgt. Die Paare steigen ihm zu Berge. Er eilt herbei; er stürzt neben der Leiche nieder; gewaltsam stößt er die Jungfrauen fort, reißt das Bahrtuch ab, und reißt sich die Hände blutig an den Schrauben. Er will den Sarg öffnen; er ruft seine Lisa; er schreit, er weint, er lacht..... Es kommen Männer herbei und ziehen ihn mit unwiderstehlicher Gewalt von der Leiche weg..... Aber eine neue Erscheinung entreißt ihm einen Schrei der Rache, so gräßlich und gewaltig, daß Jeder davor zurückbebt. Was hat denn sein verwildertes Auge gesehen, daß er wüthend Alles aus dem Bege räumt, und mit furchtbarem Geschrei auf Etwas, das ihn ärgert, zuläuft?

Himmel! dort an dem Fenster eines Wirthshauses steht der Baron!

Baas Gansendonck.

Wehe! wehe! Wahnsinnig zieht der Jüngling ein Messer aus der Tasche. Es funkelt so gräßlich in der Sonne. Rasch springt er in das Wirthshaus. Es wird ein Mord geschehen. — Aber nein! er strauchelt an der Schwelle und fällt wie ein Stein mit dem Kopf auf den Boden. Jeder hebt schreiend die Arme empor, Jeder zittert..... Aber Karl steht nicht wieder auf; er bleibt liegen, als hätte der Tod in ihm ein neues Opfer gefunden.

Der Baron, sein Feind, ist der Erste bei ihm. Er hebt mitleidig den Jüngling vom Boden auf. Auch an ihm nagt die Reue; auch ihm ruft Etwas zu: Dein Leichtsinn hat Antheil an dem Unglück, das hier ringsum so schrecklich wüthet!

Kobe läuft ebenfalls herbei. Beide sehen den Jüngling auf einen Stuhl und benetzen ihm Stirn und Brust mit Wasser. Er bleibt jedoch todtensbleich und bewegungslos sitzen.....

Unterdeffen murmelt der Priester den letzten Friedensgruß über einem Grabe, und dumpf rollen die Erdschollen auf einen Sarg.....

Karl hat sich von der Ohnmacht erholt. Der Baron will ihn trösten..... Kobe spricht zu ihm von seiner Mutter. Aber der Jüngling kennt weder Freund noch Feind mehr. Etwas Gräßliches blickt aus seinen Augen. Er lacht und scheint so glücklich. Er ist wahnsinnig.

Lieber Leser! Wenn Du einst zufällig durch das Dorf kommst, wo diese traurige Geschichte sich zugetragen hat, dann wirst Du vor der Brauerei zwei Männer auf einer

Bank sitzen sehen und spielen, als ob sie Beide noch Kinder wären. Der Jüngste hat ein lebloses Gesicht, obwohl das Feuer des Wahnsinns in seinen Augen glüht; der Andere ist ein alter Knecht, der mit liebevollem Mitleid für ihn sorgt und sich bemüht, ihn zu trösten.

Frage den Knecht nach der Ursache von seines Herrn Unglück; der gute Knecht wird Dir traurige Dinge erzählen, Dir das Grab zeigen, wo Baas Gansendond neben seinem Kinde den ewigen Schlaf schläft, und sei gewiß, er wird seine Rede unfehlbar beschließen mit dem Spruche:

Hochmuth ist die Quelle alles Uebels.

Niederländische
B i b l i o t h e k.

Dreizehnter Band.



H. Conscience.
Die hölzerne Clara.



Leipzig
Verlag von Carl P. Jorch.
1850.

Hendrik Conscience.

Die hölzerne Clara.

Aus dem Blämischen

von

Rudolph Müldeuer.

Leipzig

Verlag von Carl D. Sord.

1850.



I.

Meine Nichte Frederika, die kleine, liebe — Gott sei ihrem armen Seelchen gnädig — fragte mich oft mit thränenden Augen, warum ihre Mitschülerinnen immer spottend sagten: „Du stehst da wie die hölzerne Clara.“ Sie wußte so gut als ich, daß hölzerne Clara der Name eines Bildes war, was an der Treppe des Antwerpner Mädchenauses (Waisenhaus für Mädchen) steht, aber sie hätte gern von mir erfahren wer diese Clara gewesen ist, und was ihr Name bedeutet.

Ich konnte damals ihrem Wunsche nicht entsprechen und mußte sie ungetröstet und ohne Antwort lassen.

Längst ruhte mein Nichtenchen schon auf dem Kirchhofe zu Stuivenberg und das Kreuzchen auf ihrem Grabe war schon verfallen und verschwunden, als ich, von poetischer Begeisterung dazu getrieben, endlich anfang mit Ernst und Ausdauer die alten Volksagen meiner Vaterstadt Antwerpen zu studiren und dann auch erfuhr wer diese „Houten Clara oder Houten Cleer“ — wie die Antwerpner sagen — eigentlich war. Diese Geschichte, die sich kurz nach der Einnahme Antwerpen's durch den Herzog von Parma ereignet haben soll, gleicht durchaus nicht einer gewöhnlichen Volksage, und man darf daher mit Recht vermuthen, daß ihr

ein wahres Ereigniß zu Grunde liegt. Wie dem auch sei, das, was ich hier erzähle, ist Nichts als die Verknüpfung und freie Bearbeitung dessen, was ich bruchstückweise aus dem Munde verschiedener alter Leute vernommen habe.

Als an einem Frühlingstage des Jahres 1589 die Waisen aus dem Wägelbause in der Gasthuistraße mit ihrer Mutter oder Aufseherin spazieren gingen, blickten Viele nach den Fenstern eines nebenstehenden Hauses empor und deuteten neugierig auf eine reiche Frau, die vom Fenster aus auf sie herabschauete.

— Sieh, sprach die Eine, das ist die reiche Senora, die kürzlich hierher gezogen ist.

— Ich weiß wie sie heißt, rief eine Andere; es ist die Gräfin d' Almata und kommt aus Spanien.

— Ja, und von wem weißt Du das? fragte eine Dritte.

— Ich habe es von der Mutter und Schwester Rosita gehört, — und die reiche Senora ist keine Spanierin; auch seht Ihr wohl, daß sie blaue Augen hat und blondes Haar? Nein, es ist ein Fräulein aus Antwerpen, die an einen reichen Spanier verheirathet ist.

— Hört Treck, die Lügnerin, wieder Lügen ersinnen! lachte eine der Zuhörerinnen.

— Fragt doch lieber die hölzerne Glara; die war auch dabei Oh, vst, hölzerne Glara, hölzerne Glara!

Bei diesem Rufe wandte die Mutter des Mägdehauses sich um und bemerkte wie einige der Mädchen unverwandt nach den Fenstern des Herrenhauses blickten während sie selbst beschäftigt war die anderen in Reihe und Glied zu stellen. Strengen Blickes trieb sie die Neugierigen in den Zug zurück, ergriff dann mit besonderer Vorliebe eines der Mädchen bei der Hand und gab dann das Zeichen zum Aufbruch.

— Schon wieder hölzerne Glara! sagte Trees; dieses Zuckerkind, das arme, daß es nur nicht in Stücke bricht!

— Oh, Anna Moenal, sieh, wie hochmüthig und fleißig sie mit ihrem Besenstiele im Rücken nun neben der Mutter her gehet! Sie hat wieder über ihre Aufgabe gearbeitet, die Märrin.

— Schweigt nur von der hölzernen Glara! sel ihr die lange Wie, die Schwägerin, in die Rede; sie kann wieder ein neues Liedchen. Ach es ist so schön! Es geht so:

Gott grüß' Dich schöne Blume,

Maria edle Jun.frau.

Und sie soll es uns heute Nachmittag lehren und noch dazu mit Begleitung des Clavocimbels: Ich gäbe zwei Finger meiner linken Hand darum, wenn ich auf dem Clavocimbel so schön wie die hölzerne Glara spielen könnte!

— Das ist ganz gut; allein muß sie deshalb immer das liebe Kind sein, als wenn sie keine Waise wäre gleich uns Anderen? Warum ist sie denn so hochmüthig?

— Hochmüthig? sie? Ich dünkte sie wäre die Freundschaft und Sanftmuth selbst.

Vielleicht würden die meisten Mädchen ihren Jungen noch lange Zeit auf Clara's Rechnung freien Lauf gelassen haben, wenn nicht ein schöner und kräftiger Jüngling auf schäumendem Pferde daher gesprengt wäre. Nun hatten die Mädchen genug zu thun, um diesen zu betrachten und sich gegenseitig ihre Ansichten über ihn mitzutheilen.

Während die Waisen also langsam durch die Gastbuis-
strasse fortschritten, stand die Edelfrau noch immer hinter dem Fenster und blickte träumerisch hinab auf die Strasse. Alles an ihr, die durchscheinende Blässe ihrer Gesichtszüge, der matte Blick ihrer blauen Augen wie die Abgemessenheit ihrer Bewegungen gab Zeugniß von einer tiefen Melancholie. Trotz ihres Alters, denn sie mochte wohl über dreißig Jahre zählen, war sie noch eine schöne und herrliche Frauengestalt.

Die Seneca hatte fast eine Viertelstunde unbeweglich am Fenster gestanden, als die Thüre leise geöffnet ward und ein Mann den Kopf forschend in das Zimmer steckte. Da die Dame sich nicht regte, so trat der Mann geräuschlos, jedoch ohne augenscheinlich überraschen zu wollen, in das Zimmer. Er näherte sich der Dame und warf einen flüchtigen Blick über ihre Schultern durch das Fenster.

Verubigt, da er Nichts auf der Strasse bemerkte, trat er einige Schritte zur Seite und warf sich in einen Sessel.

— Immer so traurig, Catalina? sprach er zur Edelfrau. Ihr täuschtet mich also als Ihr mir unaufhörlich versichertet, daß die Luft der Niederlande Euch erquicken sollte? Nun weilen wir bereits vierzehn volle Tage hier, und statt daß der Aufenthalt in Eurer Geburtsstadt Euch erheitern

sollte, ist im Gegentheil das holde Lächeln von Eurem Antlitz verschwunden, was während unserer Reise so tröstlich darauf strahlte. Ich bedaure sehr, daß ich Eure Bitten so leicht erhörte, denn gewiß ist Spaniens glühender Himmel gesunder und heiterer als jener dicke Nebel der hier unaufhörlich fleischwer auf die Erde drückt. Wahrhaftig, Catalina, meine Liebe zu Euch muß sehr groß sein, daß ich mich bewegen ließ eine so weite Reise zu unternehmen und ein Land wieder zu besuchen, in welchem ich Freunde und Mutterverwandte durch Feuer und Schwert unkommen sah. Ich hoffte, daß Ihr diese Anstrengung wenigstens durch Zeichen des Wiederauflebens und der Freude belohnen würdet. Leider aber seid Ihr jetzt gefühlloser als zuvor. Habt Ihr außer den Besuchen, die wir zusammen bei Euren Mutterverwandten abgestattet haben, unsere Wohnung nicht verlassen?

Diese letzten Worte wurden in einem eigenthümlich forschenden Tone ausgesprochen. Die Edelfrau schlug die Augen nieder und blieb sprachlos und wie beschämt stehen.

Ihr Obegenosse fuhr mit erkünstelter Kälte fort:

— Nein, Senora, Ihr habt das Haus nicht verlassen. Selbst nicht gestern gegen Abend als ich ausgegangen war um Don Fabricio aufzusuchen — selbst dann seid Ihr nicht ausgegangen, Ihr und Eure Duena — die ich schon wieder hier nicht sehe?

— Galisto! Galisto! seufzte die Edelfrau, warum beobachtet Ihr meine geringsten Schritte? Ihr fragt warum ich unter niederländischem Himmel nicht wieder auflebe?

Es war die Freiheit, die ich hier suchte — und, leider, die Sklaverei hat mich bis hierher verfolgt. Es ist weder niederländische Lust noch die vlämische Sonne, die mich zu erquickern vermag. Die niederländische Freiheit muß ich genießen; und wenn mir dieselbe hier eben so grausam entzogen wird, wenn Ihr auch hier wie in dem erstickenden Spanien immer bezahlte Spione um Eure Gattin pflanzet — erwartet dann keine Besserung in meinem Zustande, Senor. Es ist nutzlos einen andern Aufenthaltsort für mich zu suchen; ich werde überall verkommen, wo Sklaverei mich niederdrückt.

Während die Edelfrau mit schlecht verhehlter Bitterkeit also antwortete, schaute Graf d' Almata ihr tief in die Augen und das Lächeln des augenscheinlichsten Zweifels bewegte seine Lippen.

— Sollte Senora, fragte er, wohl die Güte haben Ihrem Gatten mitzutheilen, wo sie gestern Abend in der Dämmerung mit ihrer Duena gewesen ist?

— Auf dem Groote Markt, Calisto.

— Darf ich auch wissen, Catalina, was Ihr dort in einem Hause von sehr geringem Anscheine zu suchen hattet?

— Ach, Gott, Calisto, in welchem Tone fragt Ihr mich da!

— Es wäre viel einfacher, Catalina, mir ganz kurz zu sagen, was ich wissen will.

— Wohlan, ich war ausgegangen um in Freiheit die Abendluft zu genießen — in Freiheit, versteht Ihr, Calisto? — Auf dem Groote Markt erinnerte ich mich, daß

dort eine alte Dienstmagd meines Vaters wohne und ich wollte sie noch einmal sehen. Sie war es, die mich zur Schule brachte, als ich noch Kind war; allein es sind nun bereits acht Jahre verflossen seit wir die Niederlande verlassen haben. Die alte Dienstmagd ist längst weggezogen und spurlos verschwunden: Niemand weiß wo sie geblieben ist. Was ist da zu argwöhnen bei einer so einfachen Sache?

— Um so besser, Catalina! Ich werde Euch selbst suchen helfen, wenn Ihr wollt. Wie heißt die alte Dienstmagd?

Eine hohe Röthe überflog die bleichen Wangen der Edelfrau und nur nach einem augenblicklichen Besinnen antwortete sie stotternd:

— Sie heißt . . . Anna De Zwart.

— Da! wiederholte Graf d' Almata unglaublich, sie heißt Anna De Zwart! Es ist gut, Senora, vielleicht habt Ihr aber ihren Namen vergessen, denn es ist doch bereits so lange her, nicht wahr?

— Galisto, rief die Edelfrau voll Schmerz und Zorn, ich verbiete Euch in diesem Tone mit mir zu sprechen! Wenn Euer eifersüchtiges Gemüth Euch auch Mißtrauen einflößt gegen Eure Gattin, so ist es Euch, Senor d' Almata, doch nicht gestattet das Blut Eures alten Waffengefährten in seiner Tochter zu erniedrigen. Abtret in mir den edeln Stamm der Wyseghem's, dem Ihr die Rettung Eures Lebens zu danken habt.

— Euer Vater, Juan Van Wyseghem, mein Waffengefährte und Retter — Ihr seht, Senora, daß ich es nicht

vergessen habe — hat Euch meiner Sorgfalt anvertrauet. Ich erfülle nur der Ehe heilige Pflichten — und was Ihr auch dagegen sagen oder thun möget, Catalina, ich will und werde entdecken was Ihr hier in Niederland sucht und ich nicht wissen darf. Ich gestehe gern, daß Euch mein Betragen peinlich sein muß wenn Ihr frei seid von jedem Vorwurf, und noch lieber gestehe ich Euch, daß ich Euch für ehebar halte und treu; aber wachen muß ich über Euch, denn das Herz täuscht sich zuweilen, und in dem unverbrüchlichen Geheimnisse, in welches Ihr Euch hüllt, liegt vielleicht eine drohende Gefahr verborgen. Ihr seht, daß ich zum wenigsten unverholen spreche — da ich das Recht auf meiner Seite habe. Ihr, Catalina, könnt freilich dies nicht sagen, denn wer sich verbirgt und versteckt muß wissen, warum er dies thut.

Die Senora empfand ob ihrer Uebereilung eine schmerzliche Reue, ihr Zorn war unter dem Einflusse der letzten Worte des Grafen ganz verschwunden. Ein Lächeln auf den Lippen und eine Thräne in jedem Auge näherte sie sich ihm, und seine Hand mit Zärtlichkeit erfassend, sprach sie bittend:

— Guter Calisto, vergeßt mir; ich habe Unrecht. Aber warum mir auch ein solches Mißtrauen zeigen? Warum mich über eine unbedeutende Sache ausfragen wie eine Angeklagte, die vor ihrem Richter steht? Ihr verlangt, daß ich fröhlich und lebendig sei, daß ich Euch Freundschaft beweise und eine heitere Gefährtin werde? Wohlان, hört auf mich so ängstlich zu bewachen, gönnt mir die Freiheit, die anderen

Frauen in den Niederlanden genießen, und Ihr sollt sehen, wie dankbar ich Euch lieben werde, nicht nur als einen gärtlich geliebten Gatten, sondern auch als meinen Wohlthäter und als den Retter meines Lebens!

— Ich weiß nicht, Catalina, wie Ihr Euch nur den Gedanken hingeben könnt, daß Ihr in Sklaverei leben sollt. Ich überwache Euch nicht, allein warum erregt Ihr meinen Argwohn indem Ihr heimlich ausgehet ohne mein Wissen und ohne es mir zu sagen? Mein Diener, Domingo, sah Euch gestern auf der Schwelle eines Hauses auf dem Groote Markt mit einer Frau sprechen; was war natürlicher als das er mir das erzählte? — Könnt' ich doch jedes Mißtrauen aus meiner Brust verbannen! ich verlange nichts Besseres; aber, sei es eine Eigenschaft des spanischen Blutes, was in meinen Adern rollt, oder eine Folge Eures räthselhaften Betragens, Catalina, ich werde nicht eher zufrieden gestellt sein, bis ich aus Eurem eignen Munde die Erklärung des Geheimnisses vernommen habe, dessen Existenz Ihr leugnet und das dennoch existirt. Ich bin überzeugt, daß Ihr nichts Böses beabsichtigen könnt, Catalina; allein ich bin Mensch und, was mehr ist, ich bin Spanier. Seid doch großmüthig und vergeßt das nicht so oft.

— Calisto, Calisto, könntet Ihr doch in meinem Herzen lesen! Ehe ich jemals der Liebe und Dankbarkeit ermangeln werde, die ich Euch schulde, wollte ich lieber tausend Mal den Märtyrertod erleiden. Ach! Euer Mißtrauen beengt mir die Brust; habt doch Mitleid mit mir!

— Nun, meine arme Catalina, trauert nicht; es ist vorüber. Laßt uns diese peinliche Unterredung abbrechen. Lebe wohl, meine Liebe! binnen einer halben Stunde müssen wir bei Senora de Beza de Santa-Cruz den versprochenen Besuch abstaten. Hoffentlich wird Eure Duena bis dahin zurück sein um Euch zu begleiten.

Bei diesen Worten küßte er liebervoll die Hand seiner Gattin und verließ das Zimmer.

Die Edelfrau fiel abgemattet in einen Sessel und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Sie mußte in diesem Augenblicke heftige Schmerzen empfinden, denn alle ihre Glieder zitterten fieberhaft. Zwischen ihren Händen rollten einige glänzende Wasserperlen hervor und schmerzliche Seufzer wanden sich empor aus ihrer beengten Brust. Zweifelloß kämpfte die unglückliche Senora gegen ein Leos an, dem sie auf keine Weise zu entfliehen vermochte, bis sie endlich entschlossen und muthvoll sich erhob und die Thränen von ihrem Wangen trocknete. Auf ihrem Angesichte erschien selbst ein Ausdruck, der einem Lächeln des Verlangens gleich — und zur Wand des Zimmers tretend, klopfte sie dreimal mit der Hand daran. Augenblicklich vernahm man im Nebenzimmer das Geräusch eines Stuhles und dabei die heftigen Schritte eines Menschen, der vielleicht schon lange auf dieses Zeichen gewartet haben mochte.

Einige Augenblicke später trat eine alte Frau vorsichtig in das Zimmer. Die Senora stand schweigend auf, öffnete leise alle Thüren und schloß sie wieder eben so geräuschlos, ergriff endlich die Duena bei der Hand und zog sie zum

Fenster, dem fernsten Winkel des Zimmers. Mit gedämpfter und fast unhörbarer Stimme unterhielt sie sich mit der Alten, während auf ihrem Antlitz der Ausdruck einer entzückenden Hoffnung glänzte:

— Wohlan, Ines, gute Ines, hast Du endlich etwas entdeckt? Weist Du was aus Anna Kanteels geworden ist?

— Ja, ich weiß wo sie wohnt, Senora.

— O Gott, endlich doch Etwas! Ha! dies mildert meinen Schmerz..... wie bin ich froh, liebe Ines!

— Ihr werdet noch froher sein, Senora, wenn ich Euch erzähle, was ich noch erfahren habe.

— Was? Was, Ines? Solltest Du.....

Die alte Duena brachte mit fröhlichem Lächeln den Finger auf ihren Mund und flüsterte dann der Edelfrau in's Ohr:

— Gott sei Dank, ich weiß auch wo sie ist.

Das Wort sie, mit Nachdruck ausgesprochen, mußte für die Edelfrau eine leicht zu errathende Bedeutung haben; denn sie sprang fröhlich und doch bebend auf und rief, während sie sich offenbar Gewalt anthat um ihre Aufregung zu verbergen:

— Sie? Sie?

— Ja, Senora; sie lebt nur wenig Schritte von Euch entfernt.

— Ach, wie viel löst Du mich leiden, Ines! sprich doch deutlich; ich kann an solch' ein unerwartetes Glück nicht glauben.

— Zweifelst nicht länger, Senora; sie, die wir suchen, — nicht die Alte, die Andere — ist nicht fern von hier.

Eine heftige Aufregung besing die Edelfrau bei dieser vollen Bestätigung dessen, was sie kaum hatte hoffen dürfen; Blässe und Gluth wechselten auf ihrem Angesicht, sie fühlte ihre Kräfte schwinden und lehnte sich gegen den marmornen Pfeiler des Kamins. Fast ohnmächtig, senkte sie stehend:

— Wo? Wo lebt sie? Ach, unterstütze mich, gute Ines, es ist mir als sollte ich ohnmächtig werden Nein, es ist vorüber, glaub' ich Sag' schnell, wo ist sie?

— Geduldet Euch, Senora, bis Eure Aufregung sich etwas gelegt hat, wartet nur einen Augenblick die Freude über die glückliche Nachricht erschüttert Euch zu sehr Ihr könntet vielleicht die Botschaft, die ich Euch bringe, nicht ertragen.

— Woblan, häßliche Peinigerin, betrachte mich! Ich befehle, nicht wahr? aber an Kraft fehlt es mir doch nicht mehr. Sag an, von welcher Botschaft sprichst Du denn? Muß ich statt der Rettung, die Du mir gelobtest, aus Deinem Munde mein Urtheil vernehmen?

— Ach, arme Senora, Ihr irrt Euch. Bleibt ruhig und kaltblütig und ich werde Euch sagen wo sie ist.

Bei diesen Worten trat die Duena an die gegenüberliegende Wand des Zimmers heran und indem sie mit dem Finger auf ein eigenthümliches Geräusch zu deuten schien, flüsterte sie geheimnißvoll:

— Senora, die Waisenkinder aus dem Wäldchen hier nebenan sind mit ihrer Mutter so eben vom

Spaziergange zurückgekehrt. Vernehmt Ihr nicht ihre Stimmen?

— Ja, Ines, ich höre sie täglich so, aber, o Himmel! was willst Du damit sagen?

— Sie ist dort unter den Waisennädchen, Senora, und vielleicht klingt in diesem Augenblicke ihre Stimme in Eurem Ohr!

— Gott, ist es möglich! rief die Edelfrau mit unvorsichtiger Kraft; sie wäre dort, so nahe bei mir!

Und wie von einem unwiderstehlichen Gefühle fortgerissen, eilte sie zur Mauer und lehnte das Haupt dagegen, während der Ausdruck der Seligkeit und die Spannung einer ängstlichen Aufmerksamkeit sich gleichzeitig auf ihrem Angesichte ausprägten.

Lange verharnte sie schweigend in dieser lauschenden Stellung, bis diese ruhige Haltung ihr jagend Blut abgekühlt und ihre erschütterten Nerven nach und nach beruhigt hatte. Zudem hatte der Gesang der Waisennädchen, die sich wahrscheinlich wieder in den Arbeitsaal versetzt hatten, bereits aufgehört.

Die Edelfrau kehrte, noch ganz mit Freude erfüllt, zur wartenden Duena zurück, und, sich neben ihr niederlegend, fragte sie mit gedämpfter Stimme:

— Aber, liebe Ines, erzähle mir doch wie Du mich auf einmal mit so viel Glück überschütten konntest, wie es Gott gefallen hat Dich so sichtbar bei Deinen Nachforschungen zu leiten? Du bist doch überzeugt, daß man Dich nicht getäuscht hat? — ah! ich fühle davon!

— Hört denn meine Erzählung mit Geduld an, Senora. Die Zeit ist kostbar, denn Domingo hat mir bei meiner Rückkehr gesagt, daß Ihr mit dem Grafen augenblicklich ausgehen würdet.

— Es ist wahr, was Domingo sagte; beeile Dich also!

— Wohlan. Ich wußte heute nicht mehr wohin ich gehen oder bei wem ich mich erkundigen sollte. Kein Wunder, Senora, es dauert bereits vierzehn Tage, dieses nutzlose Suchen. So wollte ich eben unverrichteter Sache nach Hause zurückkehren, als mich eine alte Frau, die früher zuweilen in dem Hause des Herrn Grafen gearbeitet und geschauert hat; auf der Straße anredete und sich nach Euch erkundigte. Ihr werdet sie wohl noch kennen, Senora, da sie auch bei Eurem Vater arbeitete.

— Meinst Du Theresia Costerlings?

— Ja, dieselbe. Ein Wort gab das andere und so brachte ich das Gespräch endlich auch auf Anna Canteels — und ich vernahm von Theresia, daß sie einen schlechten Lebenswandel geführt und endlich einen Soldaten geheirathet habe, mit welchem sie in der Klosterstraße ein Zimmer in einem schlechten Häuschen bewohne. Voller Freude begab ich mich in das spanische Quartier und nach vieler Mühe entdeckte ich endlich auch ihre Wohnung. — Ach! Senora, diese Frau ist zu beklagen! ausgemergelt und gelb, mager wie ein Geripp und unreinlich; es ist kaum zu glauben. Gleichwohl muß das Herz der unglücklichen Soldatenfrau noch gut sein, denn kaum fing ich an von Euch zu sprechen, so stürzten ihr auch schon die Thränen aus den

Augen und schluchzend bat sie um Verzeihung. Aus ihrem Munde vernahm ich auch wie sie sie bei einem Bauer, von dem Schafe, den Ihr ihr gelassen, einige Jahre hatte verpflegen und erziehen lassen. Später ist Anna Ganteels liederlich geworden und mit Soldaten in Verührung gekommen, die sie zu einem schlechten Leben und zur Verschwendung verleiteten. Zuletzt hat sie Einen unter ihnen geheirathet und wahrscheinlich den Schlechtesten unter Allen; dieser hat ihr durch Schläge und allerlei Mißhandlungen anderer Art das Geld entrißen, was ihr anvertrauet war. Allein sie hat dasselbe jedoch nur unter der Bedingung hergegeben, daß ihr Loos sicher gestellt würde. Es wäre zu weitläufig Euch zu erzählen, wie sie eine traurige Geschichte von einem todtten Soldaten und einem verbrannten Dorfe erfunden und es durch Hürsprache reicher Leute endlich dahin gebracht haben, daß sie in das Waisenhaus aufgenommen wurde. Gegenwärtig befindet sie sich also hier neben an im Wgdehause und die Mädchen nennen sie unter einander „die hölzerne Clara.“

— Hölzerne Clara! ein Spettname! ihr! Gott, ist sie vielleicht ein Gegenstand der Verfolgung?

— Ach nein, Senora; man nennt sie nur so weil sie die Gewohnheit hat stets ganz gerade und aufrecht zu gehen; wie es scheint haben alle Waisenmädchen einen Spitznamen bekommen — und hölzerne Clara wird vielleicht noch einer der schönsten sein. — Aber laßt mich doch fortfahren; ich höre unten bereits Geräusch. Kommt hierher vor den Spiegel, Senora, damit ich Euch bei Eurer Toilette helfe;

ich will dabei in meiner Erzählung immer fortfahren. — Aber das leise Sprechen wird doch lästig, es erstickt mich beinahe. — Während ich mich noch mit der weinenden Anna Canteels unterhielt, ging plötzlich die Thüre auf und ein gräßlicher Soldat mit langem Knebelbart und abscheulichem Gesicht schwankte herein. Es war ihr Mann: Der trunkne Aert besah mich mit mißtrauischem Blicke und brach in Zorn aus als er bemerkte, daß Thränen über die Wangen seiner Frau rollten. Mit wüster Gewalt riß er sie vom Stuhle, schleppte sie in eine Ecke und verlangte, fluchend und schwörend, die Ursache meiner Anwesenheit zu erfahren. Die arme Anna widerstand ihm einen Augenblick aber grausame Mißhandlungen zwangen sie schnell genug zum Bekenntniß. Dann fabelte der wüthende Soldat von Belohnung und von Geld bis ich Alles, was meine Tasche enthielt, vor ihm ausgegüßet. Ich habe versprochen ihm wöchentlich eine Gabe zu bringen. Er ist ganz gezähmt, denn..... herzt, Seneca, da höre ich den Grafen d' Almata die Treppe heraufkommen. Ble gut daß Ihr zum Ausgehen fertig seid!

In der That trat der Graf d' Almata mit freundlichem Lächeln in das Zimmer. Am Spiegel wartete er noch einen Augenblick bis seine Gattin ihre Toilette gänzlich beendet hatte. Mit Bewunderung und Freude bemerkte er wie ihre Augen im Feuer eines neuen Lebens glänzten und selbst oft mit dem Ausdrucke der innigsten Liebe auf ihm ruheten. Er glaubte darin das Gefühl der Dankbarkeit für seine Nachgiebigkeit am Morgen zu sehen, und erfreute

sich darum doppelt an der so liebenswürdigen Erscheinung seiner Frau. Bärtlich ergriff er ihre Hand und Beide verließen das Zimmer um Senora de Beza de Santa Cruz ihren Besuch abzustatten.

II.

Am andern Morgen erwachte die Gräfin d' Almata viel früher als gewöhnlich. Ihre Duena selbst war noch nicht aufgestanden als die Edelfrau bereits das Bett verlassen und sich zum Ausgehen angekleidet hatte. An dem immerwährenden Lächeln auf ihren Lippen, so wie an der Hast ihrer Bewegungen errieth man leicht daß eine fröhliche Ungeduld sie befeuerte.

Als die Duena in das Zimmer trat, war ihre Toilette bereits fast ganz vollendet. Die Alte erblickte darin einen Verweis ob ihrer Schläflichkeit und mit stummem Keger sing sie an bis und da etwas am Anzuge der Gräfin zu ordnen, diese aber kehrte sich scherzend zu ihr um:

— Nun, Ines, sei nicht böse, Liebe; die Freude hat mich aus dem Bett getrieben. Du hast Dich gestern so viel für mich bemühet, daß ich Dich aus Erkenntlichkeit für Deine Dienstleistungen nicht wecken mochte.

Geheimnißvoll nährte sie sich hierauf der bereits getrösteten Duena, ergriff sie bei der Hand und flüsterte ihr, von ihrer Freude hingerissen, mit leiser Stimme zu:

— Ines, ich werde sie sehen! werde sie besuchen! Mein Herz klopt so fröhlich; es ist als wenn ein neues

Leben mein Blut und meine Adern durchströmte. Komm, hilf mir noch ein wenig; ich weiß vor lauter Freude und Haß kaum was ich thue.

Die verwunderte Duena gehorchte.

— Und der Graf d' Almata, Senora? fragte sie zweiselnd. Wird der nicht schrecklich erbittert werden, wenn Ihr nochmals ohne sein Wissen und trotz seines Verbotes Eure Wohnung verläßt?

— Er weiß es, Ines; er hat es mir erlaubt.

— So! Und seid Ihr gewiß, Senora, daß Euch diese Erlaubniß in aller Form gegeben ward?

— Ganz gewiß; Du kannst nicht glauben wie gütig, wie vertrauensvoll und wie zärtlich er gestern gegen mich war. Ich begreife diese plötzliche Veränderung nicht.

— Ich wohl, Senora. Der Graf liebt Euch über Alles. Seit acht Jahren trauert Ihr nun und erwidert alle Beweise seiner Zuneigung durch eine unüberwindliche Niedergeschlagenheit. Als ich Euch gestern die frohe Nachricht brachte, da glänzten Eure Augen voll Lebensfeuer, eine warme Röthe überszog Eure Wangen und Eure Stimme ward sanft und klar wie Saitenton. Ihr wart schön, Senora, schön, lachend und stolz. Er, der Euch liebt und anbetet, vermochte diesem Zauber nicht zu widerstehen; — und, Senora, habt Ihr selbst nicht mit ihm mit mehr Heiterkeit und zugleich Zärtlichkeit denn je gesprochen?

— Wie klar durchschauest Du doch die Herzen, Ines! Ja, so ist es: nach vierzehn Tagen der Verzweiflung und

der Thränen ward ich plötzlich so sehr von Freude erfüllt, daß Alles, was von meinen Lippen strömte, den Stempel einer angenehmen Heiterkeit und einer innigen Freundschaft trug, die den Grafen auf den Gipfel des Glückes erhob. Als ich ihm dann im Laufe des Gesprächs, unter dem Vorwande einige Spitzen zu kaufen, den Wunsch ausdrückte das Wägelhaus zu besuchen, warimte er mich mit Inbrunst: Geh, liebe Catalina, jedes Mißtrauen ist verschwunden; verbirg Dich nicht mehr vor mir; ich weiß wohl daß nur die Sucht nach Freiheit Dich so geheimnißvoll handeln läßt, da Du glaubst, daß ich Dich überwache. Bleibe immer so froh, sei immer so gut und thue was Du willst. Deine edle Seele wie Dein ehrfamer Stolz sind mir genugsame Bürgschaften gegen die unruhige Bekümmerniß meines castilianischen Gemüths.

Ein Seufzer entschlüpfte der Brust der Duena; sie hob die Hände empor und sprach:

— Und solch' einen Mann, die Güte und Liebe selbst, müssen wir hintergehen! Gott vergebe es uns, Senora; wir thun großes Unrecht!

Die Edelfrau ließ ihr Haupt auf die Brust sinken; sie schien von der Bemerkung der Duena niedergedrückt zu werden. Endlich antwortete sie traurig:

— Wir thun Unrecht, sagst Du? Leider! es ist vielleicht wahr; aber ist es möglich diesem Schicksal zu entfliehen? Ich bin unschuldig, Du weißt es — und eher stürbe ich vor Schaam ehe ich einem einzigen unedlen Gedanken in meinem Herzen Zugang verstatte würde..... und

doch muß ich leiden und unter den Verdacht gebeugt einher gehen.

Einen Augenblick schwieg sie, dann aber fuhr sie fragend fort:

— Soll ich ihm Alles entdecken, Ines?

— O, was sagt Ihr da, Senora!

— Sieh, Ines, ich liebe den Grafen so wohl aus Neigung wie in Folge meiner grenzenlosen Dankbarkeit. Die Ueberzeugung, daß ich ihn hintergehen muß, ist für mich eine Hölle voll Schmerz und Pein: es giebt Augenblicke, in denen ich ihm Alles entdecken könnte.

— Hütet Euch wohl davor, Senora; das spanische Blut würde dann gewiß — und mit Recht — die Oberhand gewinnen. Sein Leben würde von einer für ihn gräßlichen Gewißheit vergiftet werden und Ihr selbst könnt nicht voraussehen, was in diesem Falle Guer Loos sein würde. Es wäre besser wieder nach Spanien zurückzukehren und zu vergessen warum wir nach den Niederlanden gekommen sind.

Diese letzten Worte der Duena machten auf die Edelfrau einen sehr peinlichen Eindruck; als wenn ihr ein Hohn geschehen, erhob sie sich mit würdigem Stolz und, indem sie der alten Frau einen finstern Blick zuwarf, sprach sie:

— Wie darfst Du davon sprechen, Ines? Abreisen ohne sie zu sehen? Du spottest sicher, denn besser als ich weißt Du daß dies unmöglich ist — Komm, meine Haube..... wir gehen!

— — — — —
— — — — —

In der Gasthuisstraße steht ein Haus mit seltsamem, gothischem Giebel, dessen oberstes Fach mit einer symbolischen Darstellung der heiligen Dreifaltigkeit geziert ist. Ueber der Hauptthür befindet sich ein in erhabener Bildhauerarbeit ausgeführtes Gemälde, eine Anzahl junge Mädchen vorstellend, die von einer Mutter oder Lehrerin unterrichtet werden, wie auch einige Waisen an der Thüre des Stifters. Unter dieser kunstvollen Bildhauerarbeit liest man folgende Erklärung über den Ursprung und Zweck des Mädchenauses:

Tot eerlick onderhont van Myskens Cleene,
Die Nasnaels duer armoeude mochten sneven,
Heest een godsfurchtig man wt liefde alleene
Dit godhuys wel begaest, onbekeunt in d'leven*)

Dese goede man is wt dit leven gescheiden,
den XIX november MDLXII. Hy heeft geleest
LXXIII jaren ende was geraempt Jan van der Meere
Coopman alhier**)

Vor diesem Hause war es, wo die Gräfin d' Almata am frühen Morgen mit ihrer Duena sich zeigte. Diese

*) Anmerkung. Diese Inschrift heißt auf Deutsch:
„Zum ehrlichen Unterhalt kleiner Mädchen, die sonst der Ar-
muth anheimfallen würden, hat ein gottesfürchtiger, wäh-
rend seines Lebens unbekannter Mann dieses Gotteshaus aus
Liebe reich bedacht. D. Heb.

**) Anmerkung. Auf Deutsch: Dieser gute Mann
ist am 19ten November 1662 aus dem Leben geschieden. Er
war 73 Jahre alt, hieß Jan van der Meere und war
Kaufmann alhier. D. Heb.

Leptere hob den eisernen Thürklopfer empor und ließ ihn niederfallen, daß der Schlag im Innern des Hauses widerhallte.

— Nun, Senora, sprach sie unterdessen hastig zu ihrer Gebieterin, um Gottes Willen bezwingt Euch; man könnte aus Eurem Gesicht errathen, was Niemand auch nur vermuthen darf.

Die Edelfrau antwortete nicht.

Einen Augenblick später öffnete ein Waisenmädchen, was ein großes Bund Schlüssel an der Schürze trug, die Thür. Die Kleine sah ungemein fröhlich aus; ihre ganze Kleidung war so nett und rein, Schürze, Kape, Mützchen und Berärmel waren von Leinwand, aber so blendend weiß und so glänzend, daß das Mägdlein für einen lebendigen Beweis der Reinlichkeit, der Sorgfalt und der kundigen Arbeit, die das Institut auszeichnete, gelten konnte.

— Was beliebt der Edelfrau? fragte das Mägdlein mit freundlichem Lächeln.

— O! Du liebes Kind! rief die Senora wie bezaubert, während sie die Kleine freundlich am Kinn faßte. — Sie griff in die Tasche und zog nach kurzem Suchen einen silbernen Fingerhut hervor, den sie der Kleinen zum Geschenk machte.

— Nimm das, mein Kind, weil Du so freundlich bist und nett. — Ich komme um hier einige schöne Spitzen zu kaufen.

— Dank Euch, Dank Euch, Edelfrau, antwortete das Mädchen. Wir haben sehr schöne Spitzen. Beliebt hier

in dieses Zimmerchen zu treten. Und unter die Thür schreitend rief sie nach oben:

— Frau Mutter, Frau Mutter, kommt schnell herab! Hier ist eine schöne Edelfrau, die Euch zu sprechen verlangt!

Einen Augenblick später erschien eine Frau von vielleicht vierzig Jahren im Sprachzimmer. Gesundheit und Gemüthsruhe spiegelten sich in ihrem Angesicht und ihre ganze Erscheinung zeugte von Güte und Frieden. Sie verneigte sich vor der Senora, und bot ihr höflich einen Sessel an.

— Welche Ehre, edle Frau, sprach sie, daß die Gräfin d' Almata unser Haus und seine armen Waisen eines Besuches würdigt! Worin können wir Euch dienen?

— Wohlan, Frau Mutter, ich wünsche einige schöne Erpen zu kaufen und bei dieser Gelegenheit eine Stiftung zu sehen, die so berühmt ist ob ihrer Kleinheit und ihrer Zucht.

Die Mutter öffnete hastig eine große Lade und breitete große Stücke Erpen vor den Augen der Edelfrau aus. Diese jedoch konnte ihre Ungeduld nicht bezwingen.

— Ja, sprach sie, die Erpen sind außerordentlich schön und ich werde deren gewiß kaufen; wollt Ihr aber, Frau Mutter, nicht die Güte haben mir vorerst Eure Waisen zu zeigen wenn sie bei der Arbeit begriffen sind?

Ohne dieser Bitte die schuldige Aufmerksamkeit zu schenken, fing die Mutter plötzlich an die Senora verwundert zu betrachten, und zwar in einer Weise, die keineswegs von Unhöflichkeit frei zu sprechen war.

— Wohlan, Frau Mutter, sprach die Gräfin, Ihr antwortet mir nicht?

— Verzeiht, edle Frau, erwiderte diese, ach Gott, wo sind meine Sinne! ich war ganz zerstreuet!.... Es ist doch sonderbar!

— Was ist's denn, was Euch so sehr überrascht? fragte die Senora fast zitternd.

— Nichts, nichts, eine Ähnlichkeit aber, mein Himmel, wie ich auch nur daran denken konnte! — Habet die Güte mir zu folgen, edle Frau!

Sie führte beide Frauen über einen viereckigen Hof nach dem Hintergebäude, wo die Waisen sich befanden.

— Cuidado, Senora! flüsterte unterwegs die Duena ihrer Herrin mit Nachdruck in das Ohr.

Der Saal, in welchen die Gräfin von der Mutter geführt ward, war von arbeitenden Mädchen verschiedenen Alters angefüllt.

Sie waren alle gleich gekleidet: ein schwarzer wollener Rock, ein blaues wollenes Leibchen mit plattem weißem Strägelschen, eine schneeweiße Schürze und ein schwarzes Sammkörpchen, dies war ihr ganzer Schmuck. Das Haar war hinten aufgebunden und in das Körpchen gefast, so daß die Stirn ganz frei und sehr erhaben erschien. Bei der Arbeit trugen sie, um die Ärmel ihrer wollenen Leibchen vor zu schneller Abnutzung zu bewahren, leinene Vorärmel.

Die Weissen waren mit Strigenkörpchen bekleidet. Andere näheten oder zeichneten Wäsche, strickten bunte Wolle oder stickten mit Seide und Gold in verschiedenen Stoffen.

Vor Ankunft der Mutter waren die Mädchen mit dem Singen eines geistlichen Liedes beschäftigt; die Senora hatte dies gehört und namentlich eine sanfte Discantstimme unterschieden, die wie der Ton einer silbernen Flöte den Gesang beherrschte. Es war ihr peinlich, daß bei Ihrem Erscheinen plötzlich die tiefste Stille herrschte und jedes Mädchen das Haupt über ihre Arbeit beugte. So lautete indessen die Hausordnung und die Mutter war nicht mild im Strafen.

Nach dem Wunsche der Senora zeigte ihr die Mutter die Arbeit eines jeden Mädchens und gab dabei so weilläufige Erklärungen, daß sie nur sehr langsam zwischen den Reihen der Mädchen fortschreiten konnte. Nach Derjenigen fragen, die sie zu sehen wünschte, das durfte die Gräfin nicht und sie sah sich mithin zur peinlichsten Geduldprobe verdammt und hörte, ganz mit dem Gedanken beschäftigt, daß Jemand, der ihr theurer war als selbst ihr eigenes Leben, in diesem Augenblicke mit ihr die Luft desselben Zimmers athme, fast nicht mehr auf ihre Begleiterin.

Die Mutter war über die sonderbare Unachtsamkeit der Gräfin nicht wenig verwundert, und eben wollte sie ihre Erklärungen unterbrechen, als diese plötzlich fragte:

— Eure Töchter, Mutter singen wohl lieblich und schön; vor Allen ist unter ihnen ein Discant von bezaubernder Reinheit.

— Ich glaube es wohl, rief die Mutter; das ist die hölzerne Clara.... Was fehlt Euch, Edelfrau? die Luft beengt Euch vielleicht? Kommt, wir wollen in den Hof gehen, dort ist es frischer.

— Ihr irrt Euch, Mutter, antwortete die Duena mit Paß doch sehr kaltblütig. Meine Gebieterin erbleicht oft plötzlich; es ist dies ein nervöses Uebel, was jedoch weiter Nichts bedeutet.

— Ah! um so besser, versetzte die Mutter. Wollt Ihr, edle Frau, das Lied vielleicht noch einmal hören?

— Ach ja, ich würde Euch dafür dankbar sein; aber erlaubt, daß ich mich ein wenig setze, denn ich bin sehr ermüdet.

Die Mutter eilte nach dem obern Ende des Saales und holte ihren eigenen mit Feder überzogenen und mit vergoldeten Nägeln besetzten Sessel herbei. Sie ersuchte die Gräfin sich darauf niederzulassen und sprach dann zu den Mädchen gewandt:

— Kinder, diese Edelfrau wünscht Euch singen zu hören. Clara Houtvelt stelle Dich vor das Pult.

Während die Waisen sich anschickten Ihrer Mutter zu gehorchen, fragte die Gräfin mit schlecht bezwungener Aufregung:

— Clara Houtvelt, sagt Ihr, Mutter? Ich glaube Ihr habt von einer (hölzernen) Clara gesprochen, die Vorsängerin ist?

— Ja, edle Frau, Clara Houtvelt ist Houten Clara, das liebe Engelchen, was dort vor dem Pulte steht.

Und ohne weiter auf den Gesichtsausdruck der Senora, noch auf die ängstliche Aufmerksamkeit, womit die Duena ihre Gebieterin betrachtete, Acht zu geben, wandte sie sich zu den Mädchen:

— Das Christlied! Clara, Kind, sing Du vor; Deine Schwestern sollen den Gruß (die Salution) wiederholen.

Clara stand da vor dem Pulte wie ein poetisches Bild des Kindes. Ihre Glieder waren außerordentlich zart, vielleicht etwas mager, doch dies that ihren zwölf Jahren keinen Eintrag. Ihre großen Augen schienen das Blau des Himmels zurück zu strahlen, ihr Mündchen war klein wie ein gefaltetes Rosenblatt und das Grübchen auf ihrer Wange lieblich wie ein glänzendes Sternchen. Was sie jedoch am Meisten vor ihren Genossinnen auszeichnete, aber zu ihrem platten Mützchen, ihrer Schürze und ihrem wollenen Leibchen am Wenigsten passte, das war die Würde ihrer Haltung und etwas Unausprechliches in ihrem Blicke, was in ihr das Kind hoher Eltern vermuthen ließ. Unter ihren Gespielinnen selbst war keine, die diesen Eindruck nicht bereits erfahren hatte; alle waren überzeugt daß Clara von keinen geringen Eltern stammen könne, ebschon dieser Glaube sich bei ihnen nur auf die würdige Haltung und die edle Seele dieses reinen und schönen Kindes gründete. Als Clara von der Mutter das Zeichen zum Anfang erhalten hatte, erhob sie ihr schmeichelnd hohes Stimmchen und sang:

Maria ende Joseph mede
Voeren heyde te samen
Tot Bethleem ter stede,
Daer si haer herberghe namen. *)

*) Das hier mitgetheilte Christlied ist ein alter vlämischer
Die hölzerne Clara.

Die andern Mädchen antworteten Alle zugleich:

In excelsis gloria!

Et in terra pax hominibus.

Valasus! Valasus!

Swighet soete Jhesus;

Ghi sijt ons Dominus,

Et in terra pax hominibus!

Kirchengesang, ganz in jenem schwulstigen und barocken Style geschrieben, der die geistliche Poesie der damaligen Zeit charakterisirte. Der Uebersetzer hielt es aus diesem Grunde für passend den vlämischen Text auch in dieser deutschen Ausgabe unverändert stehen zu lassen, giebt aber hier eine Uebersetzung derselben in Prosa:

D. H.

Maria und Joseph fuhren zusammen nach Bethlehchem zur Stadt, wo sie ihre Herberge nahmen.

In excelsis gloria! etc.

In einem armen Häuschen, wo weder Blege noch Thüre Rand, mußten sie übernachten, denn sie waren von aller Hülfe entblößt.

In excelsis gloria! etc.

Als nun die Mitternacht erschien, da hat die Jungfrau ein Kind von großer Macht geboren, wie schon die Engel uns erklärt.

In excelsis gloria! etc.

Da gebat die Knecht den Herrn, der da gebenedeiet ist im Himmel und auf Erden. Gelobt sei sie zu aller Zeit!

In excelsis gloria! etc.

Da sang mit frohem Schalle Joseph Hallelujah, und die Engel alle: **In excelsis gloria! Valasus! Valasus!** Schweige süßer Jesus, du bist unser Dominus. **Et in terra pax hominibus.**

Diesen Refrain sangen sie dann nach jeder Strophe.
Glara aber fuhr fort:

In een arm huysken,
Al sonder weeghe oft doeren,
Omdal si waren van have bloot
Moesten hem also gheboeren.

In excelsis gloria, enz.

Alst quam ter rechter middernacht,
Soe hevet die maghet ghebaert
Ken kindeken van groter macht,
Als die engel ons verklaert.

In excelsis gloria, enz.

Daer haerde die suverlijke
Den Heere ghebenedijt
Van hemel ende aertrijcke.
Lof si haer tot alder tijd!

In excelsis gloria, enz.

Doe sanck met bliden gheschalle
Joseph-alleluya, en die Enghelen alle:

In excelsis gloria!

Valasus! Valasus!

Swighet soete Jhesus,

Ghi sijt ons Dominus.

Et in terra pax hominibus.

Während dieses Liedes saß die Gräfin mit offenem
Munde da und lauschte ganz erstaunt, als hätte sie in der

That dem heiligen Hallelujah des Himmels betraewohnt. Ihre Augen waren keinen Augenblick von Clara abgewandt, sie hingen buchstäblich an den Lippen des Kindes. Und in der That besaß die singende Waise in ihrer Erscheinung etwas so Reines und Himmlisches; aus ihren blauen Augen leuchtete eine so innige Begeisterung, sie schien so ganz in ihren Lobgesang versunken, durch ein geheimnißvolles Gefühl der Harmonie fortgerissen zu sein, daß sie mit Nichts als mit einer verstärkten Seele, die vor dem Throne Gottes steht, verglichen werden könnte. Die Duena selbst war dadurch so gerührt, daß sie ganz die Gefahr vergaß in der ihre Gebieterin schwebte; mit vorgestrecktem Haupte und offenem Munde starrte auch sie unverwandt auf Clara hin.

Der Gesang war längst geendigt und Clara bereits wieder zu ihrem Klöppelstiffen zurückgekehrt, die Gräfin und die Duena indessen saßen noch gleich unbeweglich da.

— Ja, ja, edle Frau, sprach die Mutter sich der Senora nähernd, voll Stolz, man suche in der ganzen Stadt noch eine einzige Sängerin wie dieses liebliche Kind! Auch wird sie niemals außerhalb unsers Hauses in Dienste treten. Da sind die Elisabethenonnen hier hinten, die Witte Zusters (zweißen Schwestern) in der langen Nieuwstraße, und die Oostmallen auf dem Offenmarkt die unserer Clara bereits zugeredet haben in ihr Kloster zu treten wenn sie alt genug sein würde. Man wolle sie ohne Mitgift annehmen, denn sie sollte in der Kirche die erste Stimme führen; aber sie sollen sie nicht haben, edle Frau. Clara ist mein Kind und wenn es Gott gefällt soll sie mich, so lange ich

lebe, nicht verlassen. Was denkt Ihr, Gräfin, von dieser schönen Stimme?

Senora war von einem unwiderstehlichen Gefühle beherrscht; und kaum vermochte sie zwei Thränen zurück zu halten, die gewaltsam sich aus ihren Augen stahlen. Die Duena bemerkte den innern Kampf ihrer Gebieterin und ergriff sie, um sie zur Besinnung zu bringen, heimlich bei der Hand. Ohne weder dieses Zeichen noch die Frage der Mutter zu beachten, erhob sich die Edelfrau von ihrem Sessel und ging gerade zu Clara hin, die aus Ehrfurcht vor der Fremden gleichfalls aufstand und die Augen bescheiden niederschlug.

Bebend ergriff die Gräfin des Mädchens Hand und sprach stammelnd:

— Welche engelgleiche Stimme hast Du doch, mein Kind! Sieh mich doch an, meine Kleine; fürchtest Du Dich denn vor mir?

— Ach nein, Edelfrau, antwortete sie; spricht Ihr doch so freundlich zu Eurer Dienerin!

— Dienerin! seufzte die Dame schmerzlich, während sie die Hand der Waise noch zärtlicher drückte. Willst Du mich wohl umarmen, Clara? o, Du singst so schön!

— Umarmen, Edelfrau? fragte das Mädchen verschämt. Ich möchte wohl, aber ich darf nicht.

Kaum waren diese Worte dem Munde des Kindes entfallen, als die Senora dasselbe beim Kopfe ergriff und es so lange und mit einer solchen Leidenschaft küßte, daß die

Kleine davon ganz roth wurde und sich erstaunt und überrascht wieder zu ihrer Arbeit niederbückte.

Unterdessen hatten sich die Mutter wie die Duena, Beide von dieser flüchtigen Scene angezogen, der Gräfin genähert. Die Erstere wußte nicht was sie von dem Betragen der Edelfrau denken sollte und bereits durchkreuzten sonderbare Vermuthungen ihren Kopf. Da diese Vermuthungen jedoch jedes wahrscheinlichen Grundes entbehrten, so that sie sich selbst innerlich Gewalt an, um zu glauben, daß Clara's Gesang allein die Gräfin zu Thränen gerührt habe. Die übrigen Waisenmädchen betrachteten das, was vor ihren Augen geschah zum Theil mit gedankenloser Neugierde, zum Theil mit Reid. Sie waren gewöhnt in Clara stets und überall den Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit und besonderer Liebkosung zu erblicken, so daß sie auch bei dieser Gelegenheit nichts Weiteres vermutheten.

Die Duena hingegen zitterte vor Angst, und kaum bemerkte sie, daß ihre Gebieterin nach dem Kusse, den sie auf die Stirn des Kindes gedrückt, erbleichte, daß ihre feuchten Augen im Feuer der Verwirrung funkelten, als sie auch schon mit lauter Stimme sprach:

— Senora, der schöne Gesang hat Euch zu sehr aufgeregert; Ihr seid unwohl Die frische Luft wird Euch wohl thun. Laßt uns lieber Nachmittag oder Morgen wiederkehren.

Bei diesen Worten schlen sie ihre Gebieterin scheinbar zu unterstützen, in der That aber zog sie dieselbe mit fast unweiderstehlicher Kraft am Arme aus dem Saale fort,

und führte sie so nach dem Sprachzimmer, in welchem sie vorher die Spitzen gemustert hatten.

— Nun, Mutter, sprach die Duena, zeigt uns schnell die besten Spitzen; meine Gebieterin bedarf der Ruhe. Auf der ganzen Welt kenne ich Niemand der empfänglicher wäre für Gesang als die Gräfin. Er erschüttert alle ihre Nerven und zieht ihr zuweilen Ohnmachten zu.

— Ach, wenn ich der Frau Gräfin damit angenehm sein kann, so möge sie kommen wenn es ihr gefällt. Clara kann noch viele schöne Liedchen; ich werde sie vor meiner edlen Nachbarin allein singen lassen; das Kind ist so sanft und so freundlich; es hat noch niemals Etwas geweigert was Jemand Vergnügen machen könnte!

Die Senora besaß in der That nicht mehr Geistesgegenwart genug um zu antworten. Der Ruf brannte noch immerr in ihrem Geiste, und ihre Seele hing noch immer an dem Mündchen des angebeteten Kindes. Die Duena begriff den Zustand ihrer Gebieterin sehr wohl und ohne deren Zustimmung abzuwarten, fuhr sie fort:

— Ja, die Spitzen sind außerordentlich schön; der Preis, den Ihr fordert, Mutter, ist wahrlich hoch; allein dies schadet nicht: meine Gebieterin nimmt das ganze Stück: ich werde sie augenblicklich holen und auch diese schmale Spitze zu fünf Karolusgulden . . . Auf Morgen, Mutter. Seid hundertmal bedankt für Euern freundlichen Empfang. Wir gehen, nicht wahr, Senora?

Die Gräfin wandte sich zur Mutter und sagte:

— Ich möchte der Sängerin gern ein Geschenk machen; könnte ich sie vielleicht noch einmal sehen?

— Augenblicklich, edle Frau, antwortete die Mutter und eilte aus dem Zimmer.

— Um Gottes Willen, Senora, was thut Ihr da! rief die Duena mit gefalteten Händen.

— Ich will sie noch einmal küssen ehe ich gehe und sollte ich darüber das Leben verlieren, Ines.

— Möge Euer Schutzengel Euch beistehen, Senora; die Gefahr ist groß! Vorsichtig, vorsichtig, da ist sie bereits.

Clara ward von der Mutter zur Gräfin geführt; diese ergriff ihre Hand.

— Liebes Kind, Deine Stimme und Deine Anmuth haben mich bezaubert, sagte sie. Ich muß Dich doch für Deinen schönen Gesang belohnen. Da nimman Dies von mir als von einer Freundin die Dich liebt.

Das Kind betrachtete erstaunt das glänzende Geschenk in seiner Hand. Das war ein Scheerchen mit silbernen Augen und ein Nadelbüchchen, von demselben Metall.

— Küsse nun die Senora, sprach die Duena.

Clara voller Freude über das niedliche Scheerchen und das noch schönere Nadelbüchchen, ließ sich das nicht zweimal sagen und hob ihre Arme, ein holdes Lächeln in den Augen, zur Gräfin empor. Diese küßte und küßte das Kind bis die Duena mit der strengen Bemerkung:

— Senora, der Graf wartet Eurer; er wird sonst über unser langes Ausbleiben ungehalten werden, dazwischen trat, während sie selbst einige Schritte nach der Thür hin that.

— Auf Morgen, Frau Mutter, sprach die Gräfin; auf Morgen, mein Kind.

— Es fehlt Dir noch ein Fingerhut, meine kleine Sängerin; ich werde Dir ihn auch schenken.

Darauf folgte sie ihrer Duena und die Thür schloß sich hinter ihnen zu.

— Senora! Senora! rief die Duena als sie auf die Straße gekommen waren, wie unvorsichtig waret Ihr doch! Diese Leute müßten in der That stockblind sein, wenn sie nicht errathen sollten, daß Eure Nührung ein Geheimniß verberge, und

Die Senora indessen hielt ihr die Hand auf den Mund und von Entzücken ganz außer sich sprach sie:

— Schweig, Ines, schweig: Und wenn der Graf auch Alles entdecken, und wenn ich auch ein Opfer seines Hasses und seiner Rache werden sollte, was wäre das? Ha! Du scheinst es nicht zu wissen, daß ich sie gehört, gesehen und geküßt habe? daß sie mir entgegenlachte, daß sie mit mir gesprochen? daß ihre Lippen voll Liebe auf den meinigen ruhten! o Gott! es ist des Glückes zu viel! Ich bin bereit Alles auszustehen, Alles zu leiden, aber raube mir doch die beseligende Freude nicht, die jetzt mein Herz überströmt! Schweig doch, Ines, laß mich baden in diesem unaussprechlichen Genuß; trübe den Himmel meiner entzückten Seele nicht! Was ist der kleine Engel nicht schön, nicht wahr, Ines? Welch edler Hauch ist nicht über die kleine Nachtigall ausgegossen!

Zwei Thränen trocknend öffnete die Duena die Thür und als ihre Geleiterin eingetreten war, schloß sie dieselbe sorgfältig wieder zu.

Unterdessen war die Mutter des Wägdehauses gedankenvoll vor sich hin sprechend nach dem Sprachzimmer zurückgekehrt, um dort die Läden, in denen die Spitzgen verschlossen wurden, wieder zu schließen. Als sie indessen dort angelangt war, hatte sie jedoch bereits wieder vergessen was sie denn eigentlich thun wollte, und so sank sie denn fast bewußtlos in einen Stuhl und sprach, die Augen zu Boden gerichtet, endlich leise und langsam vor sich hin:

— Aber die Geschichte von dem abgebrannten Dorfe und dem mitleidigen Soldaten? — Sollte dies denn eine Erdichtung sein? — Heurvelt? Ein sonderbarer Name. — Es ist vielleicht ihre Schwester..... aber wäre dies möglich? Ist Clara wohl älter als zwölf Jahre? Nein, vielleicht ist es eine Nichte, eine Tante.... Wer weiß? Aber ist es möglich, daß eine Nichte, eine Tante — eine Schwester selbst — bei einem einzigen Kusse auf den Mund eines Kindes sich entfärbe, ohnmächtig werde, Thränen vergieße? Könnte dieses unwiderstehliche, dieses hinreißende Gefühl wohl ein anderes sein als das, was die Gräfin beim Anblicke ihrer Nührung in meinem eigenen Herzen entzündete? Was beherrscht Anderes die Seele einer Frau wenn nicht die Mutterliebe?.... Ach, ich begreife! Arme Mutter, was mußt sie leiden! Ein Kind, so schön und bezaubernd! Es seit Jahren nicht gesehen haben, es wiederfinden unter Mädchen die zum Dienen erzogen werden, es weder erlösen noch

beschützen können, ohnmächtig werden bei einem Ruffe und sich dennoch mit gebrochenem Herzen entfernen müssen! o Gott! einen Händedruck, einen Kuß, ein Lächeln von seinem eigenen Kinde stehlen und mit ihm reden müssen als wenn es eine Fremde wäre! Vergehen und stets das glühende Schwert der Schande über seinem Haupte schweben sehen, gegen Natur und Gesellschaft blutig ankämpfen und hundertmal unter dem unerbittlichen Schicksal zerschmettert niedersinken! Arme Mutter!

Aber wer kann es wissen? Ich irre mich vielleicht — und dann wäre meine Vermuthung ein der Gräfin ganz unwürdiger Hohn — Wie dem auch sein mag, die Gräfin ist gut, sie liebt das Kind feurig was ich über Alles lieb habe: was auch das Geheimniß ihres Herzens sein möge, ich werde es nicht verrathen — dafür bewahre mich Gott! Und wenn sie Vergnügen daran findet — und ich zweifle nicht daran — wenn sie in Clara's Anblick und in ihrem süßen Lächeln die mütterliche Seligkeit kosten will . . . so möge sie kommen die arme Mutter, ich werde ihr behtlich sein

-- Frau Mutter, rief jetzt die Schließerin, hier ist Schwester Pegga von den Annunciaten, sie kommt wegen des Ehorhemdes für den Kanonikus Visschers!

— Ich komme, ich komme! antwortete die Mutter hastig, indem sie schon der Schwester entgegeneilte.

III.

Raum hatte die Sonne einen geringen Theil ihrer Himmelsbahn durchlaufen, als die Gräfin d' Almata in Begleitung ihrer Duena schon ihre Wohnung verließ um zum zweiten Male das Mägdehaus zu besuchen. In ihren Augen glänzte die reinste Freude; seit sie selbst aus ihrer langjährigen, gefühllosen Trauer erwacht war, erschien ihr Alles in der Welt wieder schön und freundlich. Ihr Gemahl erblickte in ihrer Heiterkeit eine Quelle des Trostes, des Genusses; er war so gütig und zärtlich gegen sie, bewies ihr ein wirklich grenzenloses Vertrauen und sie war überzeugt, daß fernert kein Argwohn mehr in seinem Herzen wohnte! Sie konnte also die Kleine besuchen ohne fürchten zu müssen, daß das Auge eines Spähers sie verfolge.

Die Duena klopfte.

Ohne Zweifel hatte die Mutter der Schlichterin besondere Befehle gegeben, denn als diese sah wer draußen wartete, riß sie die Thür weit auf, und sprach erfreut mit heiterer Gefälligkeit:

— Willkommen, willkommen, Gräfin d' Almata! Eure unterthänige Dienerin. — Geruht näher zu treten, Gräfin; ich werde unsere Frau Mutter augenblicklich rufen.

Die frische Maid schloß die Thür wieder zu und eilte dann schnell wie ein Reh nach dem Hintergebäude. Wenige Augenblicke später erschien die Mutter mit der hölzernen Glara.

Als das Kind in das Sprachzimmer trat und die Gräfin bemerkte, eilte es auf sie zu und küßte ihr die Hand.

Ein Zittern durchlief die Adern der Gräfin, doch sie bezwang sich und mit Wollust blickte sie sprachlos in des Kindes blaue Augen. Sie auch hatte Clara's Händchen gefaßt und streichelte ihr mit der andern Hand vertraulich Stirn und Schulter. Der unbestimmte und seltsame Blick der Gräfin erzeugte in dem Kinde ein unbegreifliches Gefühl; das Lächeln verschwand von seinen Lippen und fragend, als wenn es eine Erklärung erwartet hätte, blickte es der Senora in die Augen. Es schien zu sagen:

— Ich bin von Jedermann geliebt und bevorzugt, aber Ihr liebt mich anders. Wie kommt das? Und warum wünsche ich so sehnlich stets bei Euch zu sein?

Die Gräfin schien die stumme Frage der Waise zu verstehen:

— Du armes Kind! seufzte sie traurig.

Die Mutter hatte alle Gemüthsbewegungen, die sich auf dem Angesicht der Edelfrau abspiegelten, aufmerksam verfolgt und sie erkannte leicht etwas Gezwungenes, was in ihrem Zustande herrschte, während weder sie noch Clara Etwas zu sagen wußten.

— Gräfin, wandte sie sich daher an die Senora, laßt uns in das Zimmer gehen, wo die Clavocimbel steht. Ihr sollt hören wie Clara spielen kann. Als es ist eine köstliche Perle von einem Kinde; Schwester Cathelyne im Palconskloster hat sie in der Musik unterrichtet und sie spielt

so schön, daß man Tage lang ohne zu essen oder zu trinken dastehen und ihr zuhören könnte.

Zwischen der Gräfin und Clara mußte bereits ein Band der Liebe und des Vertrauens entstanden sein, und ohne Zweifel trieb ein geheimes Gefühl das Herz an in dieser reichen und mächtigen Frau mehr als eine bloße Beschützerin zu erblicken, denn als die Mutter sprach: „laßt uns in das andere Zimmer gehen“ hatte die Kleine die Senora bereits bei der Hand ergriffen, als wenn sie ihre Mutter gewesen. Diese Bewegung, wie einfach auch, ließ die Augen der Gräfin in Freude und Stolz erglänzen und sie führte Clara an der Hand, wie sie es mit ihrem eigenen Kinde gethan haben würde.

In dem Zimmer, wo die Clavecimbel stand, bot man der Gräfin einen Sessel an; die Duena setzte sich neben der Mutter auf einen Stuhl und Clara stellte sich vor das Instrument.

— Nun, sprach die Mutter, sing das Lied: „Mit Freude wollen wir singen,“ das hat ein so schönes Vorspiel.

Clara begann. Sie mußte für die Musik ungemein empfänglich sein; schon beim Anfang des Spieles schien sie von Begeisterung ergriffen zu sein. Während ihre Fingerringen auf den Tasten dahin liefen, lachte ihr Mündchen den süßen Tönen entgegen oder eine leichte Falte auf ihrer Stirn zeigte an, daß sie eine tiefere Saite berührt hatte.

Voll Bewunderung dieses zugleich prächtigen und bezaubernden Spieles, von einem Regen harmonischer Töne überladen, blickten die drei Frauen unverwandt auf die be-

geisterde Maid, die plötzlich den schlanken Hals emporrichtete, das blaue Auge zum Himmel wandte und unter Begleitung der Clavecimbel folgendes Lied sang:

Met vruechden willen wi singen
Ende loven die Triniteit,
Dat si ons wil bringhen
Ter eeuwigher salicheit,
Die eeuwelije sal dueren,
Eeuwelijk sonder verghaenck,
Och mocht ons dat ghebueren;
Och, eeuwelijk is so lanck!

Die bliscap is sonder eynde
Daer boven in Hemelrijk,
Die wi daer sullen vinden
En heeft egheen gelijck.
Daer is dat godlijk wesen,
Het scenet ons goeden dranck,
Also wi horep lesen,
Och eeuwelije is so lanck!

Die heylighen alle gader
Sy maken grote feest,
Sy loven God den Vader,
Den Soon, den heylighen Gheest.
Die goeden sullen scheyden
End singhen der engelen sanck
Tot eeuwelicken tijde
Och eeuwelije is so lanck!

Maria, moeder ons Heeren,
 Sij is van ons verblijt,
 Wanneer wi ons bekeeren
 In deser allendigher tijt.
 Maria, maghet reyno
 ô, Edel Wijngaertranck,
 Blijt voer ons int ghemeyne.
 Och, eeuwelijc is so lanck! *)

So lange die Stimme der singenden Maid in versengleichen Tönen das Ohr der Frauen erfüllte, so lange hatte weder die Mutter noch die Duena einen Blick von, dem

*) Auch dieses Lied ist ein altolamischer Kirchengesang, der stark an die gleichzeitige deutsche Poesie, die Poesie eines Moscherosch erinnert. Wir lassen hier die Uebersetzung in Prosa folgen:

Mit Freude wollen wir singen und loben die Dreieinigkeits, die uns wird bringen zur ewigen Seligkeit, die ewig währen soll, ewig ohne Ende. O möchte sie uns zu Theil werden, ach, ewig währt so lang!

Endlos ist die Freude, die wir oben im Himmelreich finden sollen; sie hat nicht ihres Gleichen. Dort schenkt das göttliche Wesen uns einen guten Trank, während wir Horen lesen, ach, ewig währt so lang!

Die Heiligen allesammt, die haben großes Fest, sie loben Gott den Vater, den Sohn, den heiligen Geist. Die Guten singen der Engel Gesang in alle Ewigkeit. Ach, ewig währt so lang!

Maria, die Mutter unseres Herrn, ist über uns erfreut, wenn wir uns bekehren in dieser elenden Zeit. Maria, reine Jungfrau, Du edler Weinessenck, bitt' für uns in's Gesammt. Ach, ewig währt so lang! D. Ueb.

Kind abgewandt. Als aber Clara ihren Gesang beendet hatte, da blickten Beide noch der Gräfin hin als wenn sie sagen wollten:

— Ist dies nicht himmlisch schön, nicht wahr?

Die Gräfin indessen saß da mit gesenktem Haupte und ein Strom stiller Thränen rollte in ihren Schoos!

Clara, die dies nun auch bemerkte, stieß einen lauten Schrei aus und eilte auf die Senora zu. Sie betrachtete sie mit seltsamem Blick, fing dann gleichfalls an zu weinen, legte ihr Köpfchen auf das Knie der Gräfin als glaubte sie dadurch ihr Herz von dem trüben Nitzgefühl zu entlasten.

Die Senora hob alsbald das Kind in die Höhe, schloß es in ihre Arme und benetzte seine Stirn mit ihren Thränen. Keine Klage, kein Seufzer entschlüpfte weder dem Kinde noch der Frau.

Diese Scene war so feierlich und so rührend, daß die Duena ihre Gebieterin ehrfurchtvoll betrachtete und nicht zu sprechen wagte; was die Mutter betrifft, so war sie nun überzeugt, daß sie sich in ihrer ersten Vermuthung nicht getäuscht hätte. Sie fühlte was im Herzen der Senora jetzt vorging und mühsam bekämpfte sie das Mitleid, was sich bei ihr in Thränen Lust zu machen suchte; allein Pflichtgefühl und ein gewisser Edelmutb halfen ihr ihr Erstaunen zu bezwingen und gaben ihr selbst Kraft zu heucheln als wenn sie die Ursache dessen nicht zu errathen vermöchte, was hier geschah.

Nach einigen Augenblicken erwachte die Gräfin aus ihrer Selbstvergessenheit. Die Stille, die sie umgab, überraschte sie, sie hob das Haupt empor und sah die Augen der Mutter prüfend auf sich gerichtet. Sie begriff wie sehr sie sich blosgestellt hatte und suchte, wenn auch nur scheinbar, sich zu beruhigen. Sie trocknete zu wiederholten Malen die Thränen aus ihren Augen und liebte das Kind um ihre fortdauernde Rührung zu verbergen. Als sie endlich wieder zu sich selbst gekommen war, küßte sie Clara und sprach mit scheinbarer Kaltblütigkeit:

— Deine Stimme, liebes Kind, hat mich ganz verwirrt Du bezauberst förmlich durch Deinen schönen Gesang.

Das Kind jedoch fuhr fort zu weinen und antwortete schluchzend:

— Ja, es ist gut, nun singe ich auch nicht wieder in ganzen Leben nicht mehr.

— Warum denn, Kind?

— Ja, weil es Euch weinen macht Und gewiß singe ich nicht mehr, weder vor Euch, noch vor Anderen denn ich bin mit mir selbst böse, daß ich Euch betrübt habe. Ich bin sehr unglücklich, daß ich singen kann.

Die Worte des Kindes waren gewiß nicht geeignet die Senora zu beruhigen. Sie unterdrückte die hervorbrechenden Thränen, denn noch war der aufmerksame Blick der Mutter auf sie gerichtet. Die Gräfin nahm das Kind liebevoll auf ihren Schoos und sprach schmeichelnd:

— Liebe Clara, es ist nicht darum, mein Kind; es sind Freudenthränen, die ich vergieße. Hast Du denn nicht geweint, mein Kind, als Du zum ersten Male ein schönes Lied hörtest?

— Wenn Schwester Catheline und Meister Huggens unter Begleitung der Clavocymbel zusammen singen, antwortete das Kind ganz betrübt, dann weine ich immer, Edelfrau; aber es ist doch so nicht.

— Ja wohl, mein Kind, es ist das Gefühl der Seele was in der Harmonie der Musik verschwimmt.

— Ja, die Seele verschwimmt; das Herz bebt aber ich will doch nicht mehr singen daß ich Euch betrübte das macht mich sicher krank und thut mir so weh, so weh!

— Armes Kind! weißt Du was Du thun mußt um mich zu trösten? Du mußt fröhlich sein und das Weinen lassen. Ein Lächeln Deiner Lippen wird mich schnell wieder fröhlich machen.

Clara hob das Köpfchen empor und zeigte der Senora ein noch ganz von Thränen benetztes Gesicht, auf welchem jedoch auch gleichzeitig ein süßes und bezauberndes Lächeln erglänzte. Dieser Beweis der Liebe und einer himmlischen Hergensgüte des Kindes rührte die Gräfin so sehr, daß sie einen Augenblick ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckte und dann das Kind wiederum mit Uebertreibung küßte.

Die Mutter fühlte, daß ihre Gegenwart der Gräfin peinlich sein müsse. Sie war edel genug ihre Neugierde zu

bemeistern und darum verließ sie mit folgenden Worten das Zimmer:

— Edelfrau, ich muß nach meinen Mädchen sehen, denn es ist keine kleine Sache so viele Waisen in Ordnung zu halten. Bleibt indessen, wenn es Euch gefällt, ruhig hier mit Clara: Niemand wird Euch stören. Ich werde schnell wiederkommen.

— Senora, sprach die Duena, als die Mutter das Zimmer verlassen, auf Spanisch zur Gräfin, sollte diese Frau Nichts vermuthen? Ich glaube im Gegentheil, daß sie Alles errathen hat.

— Es ist wohl möglich, Ines, antwortete die Edelfrau ohne Schrecken; indessen fürchte ich Nichts. Sie liebt das Kind vielleicht so sehr als ich; sollte sie ihm also etwas thun können was ihm Schaden brächte?

— Die Zunge einer Frau, Senora, wird zuweilen wider Willen zum Verräther.

— Ach Gott! Ines, betrübe mich nicht; laß mich die Seligkeit genießen.

— Ich schweige, Senora; genießt immerhin Euer Glück: es ist bezahlt.

Als die Mutter eine halbe Stunde später zurückkehrte, sprang Clara von dem Schooße der Gräfin, und eilte ihr entgegen um ihr ein Buch zu zeigen.

— Ach, Frau Mutter, jauchzte das Kind fröhlich, seht nur dieses schöne Gebetbuch mit goldnem Schloß und den vielen Bilderchen! Meister Jan van den Rozier, der

Euch conterseite, hat Blumen von Silber und Lasur hinein gezeichnet. Ach Gott, wie bin ich froh! Und morgen komme ich ein Piederbuch! Und ich habe auch noch Perlen-schnuren in meiner Tasche ach seht nur . . . sie sind selbst zu schön für ein Königskind!

Die Gräfin war von ihrem Sessel aufgestanden und schickte sich an das Nägdehaus zu verlassen. Sie ergriff die Hand der Mutter und drückte sie freundlich:

— Ich bin Euch sehr verpflichtet. Wenn ich Etwas thun kann um Euch meine Dankbarkeit zu beweisen, so wendet Euch an mich, meine Wohnung ist Euch zu jeder Stunde geöffnet. Laßt mich Euch nützlich werden — und ich werde Euch dafür noch dankbar sein.

— Ihr seid zu gütig, Gräfin. Eure geehrte Freundschaft ist für mich eine schöne Belohnung. Verfügt über mich, betretet unser Haus wenn es Euch gefällt: Alles soll Euch zu Diensten stehen.

— Auf morgen also, gute Mutter. Wenn ich Euch einst gern sprechen möchte, würdet Ihr dann wohl die Güte haben einmal zu mir zu kommen?

— Gewiß, edle Frau; zu viel Ehre.

Clara stand da ganz betrübt und schien große Lust zum Weinen zu haben.

— Auf morgen also, kleine Nachtigall! sprach die Senora.

— Bleibt Ihr nicht hier? seufzte das Kind.

— Ich komme morgen wieder — und dann bringe

Ich Dir ein schönes Liederbuch. Komm, küsse mich noch einmal und vergiß Deine Freundin nicht.

— Nein, nein, ich werde auch diese Nacht wieder so frohlich von Euch träumen.

— Du hast von mir geträumt? fragte die Gräfin verwundert. Und was träumte Dir denn, liebes Kind?

— Ach, es war so schön! Ich träumte Ihr wäret meine Mutter, ich ruhte in Eurer Bette in Euren Armen, Ihr küßtet mich

— Auf morgen, auf morgen! rief die Gräfin mit gepreßter Stimme.

Sie ergriff die Hand der Duena und zog sie fort auf die Straße als wenn sie einer drohenden Gefahr hätte entfliehen wollen.

IV.

— Ihr habt die Güte gehabt mich rufen zu lassen, Edelfrau, sagte die Mutter des Mägdehauses als sie in das Zimmer der Gräfin d'Almata trat. Hier bin ich zu Euren Diensten.

— Seid willkommen, Frau Mutter, rief die Senora. Setzt Euch zu mir auf diesen Stuhl: ich wünschte gern mit Euch zu sprechen. Ihr vermuthet ohne Zweifel worüber ich mich mit Euch unterhalten will.

— Ueber Clara, Edelfrau?

— In der That. Kennt Ihr die Geschichte dieses Kindes?

— Ich weiß nicht viel davon, edle Frau. Clara war bereits ungefähr ein Jahr im Wägelhaufe ehe ich als Mutter desselben angestellt ward.

Von den Vorstehern und Almoseniers habe ich vernommen, daß sie nach der Verwüstung eines Dorfes ganz elternlos geworden, von einem Soldaten aus Mitleid an Kindesstatt angenommen und versorgt ward. Eräter ist sie auf Fürsprache eines Blutsverwandten des Stifters unseres Hauses bei uns aufgenommen worden. — Was mich betrifft, so glaube ich kein Wort von dieser Geschichte, die mir immer wie eine Erfindung vorgekommen ist, erfunden um Clara's wahre Abkunft zu verbergen.

— Weiß denn aber Clara selbst Nichts von ihren Eltern?

— Alles, dessen sie sich noch unbestimmt zu erinnern vermag, ist, daß sie in ihrer frühesten Jugend auf einem Dorfe in einem Bauernhause wohnte. Und was mich vermuthen läßt, daß sie niemals die Sorgfalt und Liebe einer Mutter genoß, ist, daß sie sich aus jener Periode nur mit Arbeit auf ein kleines, künftiges Schäschen, mit dem sie spielte, zu besinnen vermag. — Dies beweist meiner Meinung nach unumstößlich, daß das Kind entweder keine Mutter hatte oder von derselben verlassen worden war.

Die Gräfin versank unter dieser Erzählung in ein tiefes Nachsinnen und schien ganz von einem Gedanken beherrscht zu werden. Die Mutter sah es wohl und täuschte sich auch über die Ursache nicht. Die gute Frau war überzeugt, daß die Gräfin sie zur Vertrauten eines Geheimnisses machen

wollte, und in diesem Glauben bemühte sie sich selbst der Senora Gelegenheit zu geben. Wohlwollen und Edelmuth hinderten sie indessen direct auf ihr Ziel loszugehen. Sie fühlte, daß sie die Gräfin schonen und ihr kein Bekenntniß entreißen müsse, was sie zu machen vielleicht nicht geneigt war — wenn sie sich dennoch getäuscht hätte?

Sehend, daß die Senora schwieg suchte sie deren Aufmerksamkeit aufs Neue auf sich zu ziehen.

— Seht, Gräfin, sprach sie, daß ist Alles was ich von der hölzernen Clara und ihrer Geschichte weiß.

— Hölzerne Clara! Warum hindert Ihr denn Eure Mädchen nicht sich gegenseitig so häßliche Beinamen zu geben?

— Ja, edle Frau, wollen und können ist zweierlei. Wir haben auf wichtigere Dinge aufzupassen. Seid versichert, daß ein Hähnlein Soldaten leichter denn so viele Mädchen in Ordnung zu halten ist.

— Seht, Mutter, ich habe Euch ersucht zu mir zu kommen um von Euch zu erfahren, was Jemand, der die kleine Clara gern beschirmen und begünstigen möchte, für sie zu thun vermag.

— Ich nehme an, daß diese Gönnerin die Gräfin d'Almata sein wird? Sie kann erstens: das Kind aus dem Wägelchause nehmen und es im eigenen Hause erziehen; denn alle Waisen sind bestimmt als Arbeiterinnen oder Mägde irgendwo in Dienste zu treten, wenn sie nicht, was auch wohl zuweilen geschieht, das Haus in Folge einer anständigen Verheirathung verlassen.

Die Mutter schwieg und schien eine Antwort von der Gräfin zu erwarten, diese jedoch machte nur eine ungeduldige Bewegung als wenn sie sagen wollte;

— Und weiter! weiter!

— Zweitens erhält jede Waise einen Antheil vom Ertrage ihrer Arbeit; dieser unbedeutende tägliche Verdienst wird für Jede besonders gespart. Wenn sie sich dann außer dem Hause verheirathen, so dient ihnen das Gesparte als Brautschatz; verlassen sie hingegen das Haus um in Dienste zu treten, so dient ihnen das Gesparte als Nothpennig zum Schutze gegen Mangel und Laster. Eine Wohlthäterin kann also, Geld in die Sparbüchse einer Waise legend, deren Zukunft erleichtern oder sichern.

— Ist dies Alles, Mutter?

— Ich weiß kein anderes Mittel, edle Frau; denn so lange eine Waise im Wädehause bleibt, trägt sie die Kleidung des Institutes; sie ist an der gemeinschaftlichen Tafel, darf, eine Kleinigkeit ausgenommen, kein Geld besitzen, darf ohne besondere Erlaubniß nicht ausgehen und auch dieses nur um in den Häusern achtbarer Bürger zu arbeiten.

An den unruhigen Bewegungen der Gräfin war leicht zu erkennen, daß die Worte der Mutter sie bekümmerten.

— Gott! was soll denn aus Glara werden? seufzte sie leise im Tone des Schmerzes.

— Das, edle Frau, ist nicht schwer zu prophezeien. Sie soll im Wädehause meine Dienstmagd werden, muß dann freilich auch ihre Genossinnen bedienen, scheuten, waschen, kochen.....

— Sie, Clara? rief die Gräfin fast ergürnt, sie soll die Wad der andern Waisen werden?

— Ja, gewiß, edle Frau.

— Das darf nicht geschehen, Mutter; ich will es nicht!

— Es ist aus Liebe zu dem Kinde, daß ich dies beschlossen habe, Gräfin; nehmt an daß sie meine Dienstmagd, das heißt die Dienstmagd unseres Hauses nicht werde. Dann ist sie sicher noch viel schlimmer daran, denn dann muß sie sich als Dienstmagd in ein anderes Haus vermlethen, und Varscheit, Sklaverei und vielleicht Mißhandlungen ertragen. Dem zu entgehen bliebe nur das Kloster übrig, allein es wäre grausam und unmenschlich in diesem Sinne über die Zukunft eines zwölfjährigen Mädchens zu beschließen, da Niemand wissen kann, wie es bei ihr mit Herz und Geist stehen wird, wenn erst die rechte Zeit dazu gekommen ist.

Gerührt faßte die Gräfin der Mutter Hand.

— O Dank, daß Ihr das Kind so edelmüthig liebt, sagte sie; eine Mutter könnte nicht sorglicher sprechen. Ihr seid eine gute und verständige Frau. Aber, sagt an, wäre es nicht möglich die kleine Clara ihrem niedern Loose zu entziehen?

— Ich begreife nicht recht, edle Frau.

— Wenn man ihr zum Beispiel Lehrer gäbe um sie im Spanischen wie in allen Dingen zu unterrichten, die ein gebildetes Mädchen wissen muß?

— Ach, edle Frau, dies würden die Herren Vorseher nicht zulassen. Solche Dinge passen für keine Dienstmagd

oder Arbeiterin; es wäre dies nur eine Ursache zur Eitelkeit und Untugend.

— Dienstmagd! Dienstmagd! seufzte die Gräfin sich erhebend. Nein, nein, es soll nicht sein, o Gott!

Sie öffnete ein Kästchen, nahm eine schwere Börse heraus, die sie der Mutter überreichte.

— Seht, theure Freundin, hier ist eine Börse voll Gold; sie enthält eine ansehnliche Summe. Thut dies Alles in Clara's Sparbüchse und verschönert damit ihr Leben; weigert Ihr Nichts, erfüllt ihre geringsten Wünsche, laßt sie Alles lernen, macht sie froh und glücklich, daß nicht der geringste Verdruß das theure Kind betrübe. Thut dies und seid überzeugt, daß ich Euch für Eure Güte ewig dankbar sein werde.

— Der Sparpfennig der Waisen steht unter der Verwaltung der Vorsteher, edle Frau; wenn diesen einmal das Geld übergeben ist, so kann nur aus triftigen Gründen Etwas davon genommen werden. Ich kann es also zu dem Zwecke, den Ihr mir anweist, nicht gebrauchen.

— Warum tritt doch Alles meinen Wünschen in den Weg? das ist wahrlich unheilvoll.

— Wenn Ihr, edle Frau, dagegen einwilligt, daß ich einen geringen Theil dieses Geldes zu meiner Verfügung behalte, so will ich so viel als möglich Euren liebevollen Wunsch erfüllen.

— Ja, ja, ich danke Euch Mutter, daß Ihr mir so edelmüthig zu Hülfe kommt!

— Das Uebrige soll ich in Clara's Sparbüchse legen als eine Gabe . . . der Gräfin d'Almata?

Die Senora erschrak bei dieser Frage offenbar; sie schlug die Augen nieder wie Jemand der nachsinnt oder beschämt ist.

— Soll ich sagen, daß ein Unbekannter mir dieses Geld übergeben hat? fragte die Mutter mit einem gewissen Nachdrucke.

— Ja, ja, ein Unbekannter, antwortete die Senora, eine Person die verschwunden ist und von der man weiter Nichts weiß. Ha! das ist gut!

Je länger diese Unterredung dauerte, um so fester wurzelte auch bei der Mutter die Ueberzeugung, daß sie sich in Bezug auf die zwischen der Gräfin und Clara herrschenden Beziehungen in der That nicht getäuscht hatte: sie bemerkte gleichfalls daß Etwas das Herz der Senora bedrückte und daß diese geneigt war ihr Leid in ihren Busen auszuschnitten, sie schloß dies aus der geringen Sorgfalt, die sie anwandte um ihr Geheimniß zu verbergen. Die Mutter nahm sich vor den Weg der Erklärung, wenn diese überhaupt in der Absicht der Senora lag, abzukürzen und zu erleichtern. Die Gelegenheit dazu bot sich ihr unverweilt dar.

— Nicht wahr, sprach die Senora, Ihr werdet Clara im Spanischen unterrichten lassen? Ihr werdet ihr Alles lehren, was man wissen muß um mit Ehren in der Gesellschaft zu erscheinen?

— Nein, edle Frau, es darf nicht sein; zu viel Wissen ist für eine Frau niedrigen Standes fast immer eine Ursache des Unglücks.

— Ach Gott, Mutter, Ihr seid wahrlich unerbittlich. Aber Clara ist von edlem Blute, sag' ich Euch.

— Ich weiß es noch ehe ich die Ehre hatte Euch zu kennen, Gräfin, antwortete die Mutter kaltblütig.

— Von wem wißt Ihr denn das? rief die überraschte Senora.

— Von Clara selbst.

— Wie? Clara sollte dies wissen.

— Nein, Gräfin, sie weiß es nicht und doch sagt sie es.

— Was ist das für ein Räthsel? Ich begreife es nicht.

— Es ist seltsam in der That. — Ihr, edle Frau, habt gewiß schon oft von einer Krankheit sprechen hören die man Mondsucht oder Schlafwandel nennt?

— Ja, und nun?

— Die kleine Clara leidet an dieser Krankheit.

— Ach, die Arme!

— Beruhigt Euch, Gräfin, sie leidet nicht dabei: es wird mit dem Alter vorübergehen. Sie ist auch nicht das ganze Jahr mondsüchtig, die Krankheit befällt sie nur im Mai, wenn die Knospen hervorbrechen, und das Blut heißer in den Adern gährt. Das dauert ungefähr drei Wochen oder einen Monat.

— Und was geht dann mit ihr vor? Um Gottes willen beruhigt mich, Ihr verursacht mir ein bitteres Leiden.

— Bauet auf mein Wort, edle Frau; es ist gar kein Grund zur Besorgniß dabei. Anfangs schlief Clara im allgemeinen Schlaftaal der Waisen, wenn sie dann die Krankheit überfiel, so lagte sie den andern Mädchen — obwohl

diese Clara's Krankheit kannten — oft einen solchen Schreck ein, daß das ganze Haus dadurch in Aufruhr gerieth. Zudem fürchtete ich, daß das Kind sich vielleicht einst tödtlich beschädigen möchte, und setzte darum sein Bettchen in das Vordergebäude über der Treppe in das hängende Kämmerchen. Anfangs hielt ich Clara's Kämmerchen verschlossen; allein dies verursachte ihr ohne Zweifel großes Leid, denn wenn sie in der Nacht aufstand, so schlug sie ihre Händchen braun und blau am Schloß. Einmal verwundete sie sich selbst ziemlich stark indem sie die Fensterscheiben zerschlug. Meister Tysselpf, der Doctor unseres Hauses, befehlt mir dann die Thür des Kämmerchens aufzulassen. Ihr wißt, edle Frau, es giebt bei uns im Vordergebäude nur zwei Thüren, von denen die eine auf die Straße, die andere auf den Hof führt. Clara kann also im Schlaf nur die Treppe heruntersteigen und in dem Plaze zwischen den beiden verschlossenen Thüren, wo sich Nichts befindet was sie verwunden oder sonst beschädigen könnte, hin und her wandeln.....

— Mutter, Mutter, um Gottes willen beeilt Euch —
Eure Erzählung macht mich zittern wie Espenlaub.

Die Mutter warf der Senora einen forschenden Blick zu und fuhr dann fort:

— In der Zeit, wo Clara an der Mondsucht leidet, verläßt sie allnächtlich um Mitternacht ihr Bett, steigt vorsichtig die Treppe hinab und setzt sich auf der untersten Treppenstufe nieder. Dort sitzt sie ungefähr eine halbe Stunde, steigt dann wieder in ihr Kämmerchen hinauf und schläft ruhig bis zum Morgen. Aber nun kommt das Selt-

same. Ihre Augen sind geöffnet, sie sieht in der Dunkelheit wie bei Licht, sie spricht, fragt und antwortet deutlich, aber dies Alles mit unendlich mehr Gefühl als bei Tage. Ihr Erinnerungsvermögen muß dann auch viel stärker als gewöhnlich sein, denn sie erzählt gewisse Umstände aus ihrer frühesten Kindheit deren sie sich bei Tage auch nicht im entferntesten mehr zu erinnern vermag. Eine Frau muß ihr oft gesagt haben, daß ihre Mutter reich und von Adel ist; dies habe ich mehr als einmal in abgebrochenen Worten von Glara gehört. Bei Tage darf man ihr indessen nicht davon sprechen, denn sie weiß nicht das Geringste von dem, was sie in ihrer Nachtwandelung thut, ja sie würde selbst nicht wissen, daß sie das Bett verlassen, wenn man sie nicht zuweilen geweckt hätte, indem man sie beim Namen ruft. — Wenn man sie nämlich bei ihrem Namen nennt, dann erwacht sie augenblicklich.

— Aber, Frau, ich höre nicht daß Ihr jemals versucht habt das arme Kind von seiner gefährlichen Krankheit zu heilen. Diese Gleichgültigkeit ist unverzeihlich. Wie kann man nur diesen kleinen Engel so leiden sehen ohne Himmel und Erde zu seiner Genesung in Bewegung zu setzen? Wäre ich an Eurer Stelle!

— Ich weiß, Gräfin, daß dann hundert Aerzte von nah und fern zu Rathe gezogen sein würden. Aber wer sagt Euch denn, daß ich, die ich unbemittelt bin, nicht aus Liebe zu dem Kinde gethan habe, was eine Gräfin mit allem Gelde in der Welt nicht hätte thun können?

— Ach, vergebt mir meine Uebereilung; ich leide so sehr.

— Und doch muß ich fortfahren, edle Frau, denn das Sonderbarste habe ich Euch noch zu erzählen. Wenn Clara nun dort auf der Treppstufe sitzt, dann antwortet sie, wenn man sie fragt, als ob ihre rechte Mutter vor ihr stünde. Wenn man dem Zuge ihres Herzens nicht widerstrebt, so erglüht in ihr die Flamme der innigsten Liebe; sie liebkost und umarmt Euch, küßt und lacht; sie setzt sich auf Euren Schoos, streichelt Euch die Wangen und blickt Euch in die Augen, daß Eure Seele sich erschreckt; ergießt einen Strom bezaubernder Worte in Euer Ohr und durch eine unerforschliche und unbegreifliche Macht, die mich zuweilen zittern macht, reißt sie Euch bis zur Selbstvergessenheit hin.

Hier unterbrach die Mutter, eine Bemerkung der Gräfin erwartend, ihre Mittheilung; diese indessen saß da, bewegungslos, mit weit geöffneten Augen lauschend und sichtbar nach einer fernern Erklärung ängstlich verlangend. Die Frau fuhr fort:

— Ich bilde mir ein, edle Frau, daß Clara's Mutter ihr Kind in seiner frühesten Jugend oft Stunden lang geliebkost, geküßt und dabei Thränen vergossen hat; denn zuweilen fängt Clara in ihrem Schlasse an zu weinen, weil sie glaubt daß ihre Mutter weint! Dann, edle Frau, ist das Kind ein so treffendes und schönes Bild der Zärtlichkeit und Liebe, daß kein Mensch auf Erden, und wäre sein Herz von Stein, dem Eindrucke ihrer Geberden und Worte zu widerstehen vermöchte. Wann ihre Mutter sie hören könnte! Gewiß, sie würde jede Gefahr verachten um ihr Kind mit ihrer Liebe zu laben, um es in seiner Trauer zu trösten

..... um es glücklich zu machen; denn leider leidet diese reine Seele schrecklich, vergeht unter dem Einflusse eines geheimen Schmerzes..... Aber ihr weint, Gräfin; meine Erzählung hat Euch zu tief erschüttert. Verzeiht mir!

Die Senora saß da, ganz verwirrt, gedankenlos, stumme Thränen in den Augen. Sie antwortete nicht auf den Aufruf der Mutter und schien selbst deren Gegenwart vergessen zu haben, und regte sich selbst dann nicht als diese tröstend ihre Hand ergriff.

Zwischen den beiden Frauen herrschte eine ziemlich lange Stille. Plötzlich erhob sich der Rufen der Senora, eine lebhafte Röthe überslog ihre Stirn, sie schlug die Augen wie beschämt zu Boden und mit fast unhörbarer Stimme seufzte sie:

— O, habt Mitleid mit mir! Clara ist mein Kind! Ich bin ihre Mutter! Mich ruft sie! Mich liebkost sie.....

Eine Thränenfluth entstürzte ihren Augen und erstickte ihre Stimme.

Anfangs achtete die Mutter den Schmerz der Gräfin, dann aber fing sie an ihr allerlei tröstliche Worte zu spenden. Sie erzählte ihr noch mehr von Clara, zeigte ihr die Wege des Kindes Glück zu sichern und that Alles, was ihr edles Herz ihr eingab, um den Kummer der Senora zu lindern. Allmählig erreichte sie ihr Ziel; — und da das Herz der Gräfin jetzt von einem Geheimnisse befreit war, was sie so lange bedrückt hatte, so sprach sie auch viel freier und zuletzt selbst mit einer gewissen Heiterkeit des Geistes.

So unterhielten beide Frauen sich noch lange über das Kind, besonders aber über seine Krankheit, deren geringste Umstände die Gräfin zu erfahren wünschte.

Plötzlich erbleichte die Edelfrau und fing ängstlich an zu zittern.

Während die Mutter erschrecken nach dem Schlüssel dieser plötzlichen Aufregung suchte, riß die Gräfin hastig eine Pade auf und warf einige Stücke Epizen auf die Tafel.

— Mutter, Mutter, sagte sie, da ist der Graf d' Almata; ich habe ihn zur Thüre hereinkommen hören! Ach, Liebe, entfernt Euch schleunigst damit er Euch hier nicht finde: er dürfte Euch Dinge fragen, die Ihr schwerlich beantworten könntet. Verberat das Weid und wenn Ihr ihm begegnet, sagt, daß Ihr mir Epizen zum Kauf angeboten hättet. Geht, geht, auf morgen ich komme alle Tage zu Euch.

Die Mutter stand auf und verließ hastig das Zimmer; der Ton und die Bestürzung der Gräfin hatten sie erschreckt. Auf der Treppe begegnete sie in der That dem Grafen d' Almata, der sie wohl mit forschender Neugierde, die sie zittern machte, betrachtete, sonst aber kein Wort an sie richtete.

Eben so stumm öffnete ihr Domingo die Thür.

V.

Bereits waren vierzehn Tage verflossen seit die Gräfin d'Almata der Mutter des Waisenhauses ihr Geheimniß anvertraut hatte. Jeden Morgen und zuweilen selbst auch während des Nachmittags besuchte sie das Kind und blieb dann mit Ruthen der Mutter regelmäßig zwei bis drei Stunden mit ihm allein, es liebtosend und in köstlichen Sprüchen und edeln Manieren unterrichtend. Sie hatte selbst angefangen Clara die spanische Sprache zu lehren. In jener Zeit nämlich mußte man, wollte man nicht für ungebildet gelten, dieser fremden Sprache mächtig sein; und da die Senora Alles anbotien wollte um Clara so viel als möglich über ihren Stand als Waisenmädchen zu erheben, so war es natürlich daß ihre erste Sorge bei Ausbildung des Kindes sich diesem Punkte zuwandte.

Clara, deren Naturel für die Liebe so empfänglich war, hing mit grenzenloser Zärtlichkeit an ihrer Beschützerin und ihre süßen Worte und unschuldigen Liebesanreden, bezaubernd genug um selbst ein fremdes Herz zu gewinnen, hatten einen solchen Eindruck auf das Gemüth der Gräfin gemacht, daß diese die ganze Welt vergaß um nur an ihr engelgleiches Kind zu denken.

Freilich gefiel es dem Grafen d'Almata nicht sonderlich, daß seine Gemahlin unter dem unwahrscheinlichen Verdachte in der Mutter des Waisenhauses eine alte Schulfreundin wiedergefunden zu haben, deren Gesellschaft ihr

besonders angenehm sei, Tage lang außer dem Hause verkehrte. Der Argwohn war um so gewaltiger in seinem Herzen wach geworden da er sich nun auf's Neue von der Gräfin fast ganz vergessen und vernachlässigt sah; allein er war entschlossen seinem Worte treu zu bleiben und wie sehr das Betragen der Senora ihn auch betrübte oder pelnigte, so ließ er sie dennoch nicht beobachten, zeigte auch durchaus kein Verlangen mehr zu wissen als die Gräfin selbst ihm sagte. In seinem Busen häufte sich dagegen der Bohn und der Verdacht, und sicher mußte der Sturm furchtbar werden, wenn er sich einmal Luft machen sollte.

Da veränderte eine Nachricht aus Spanien plötzlich die Lage der Dinge. Ein Ohm des Grafen d' Almata war gestorben und hatte ihn zum Erben aller seiner Güter eingesetzt. Diese Güter bestanden aus einem großen Theile des Gebietes des Fleckens Rota, im fruchtbaren Andalusien, zahlreichen Häusern in der Stadt Keres-de-la-Frontera und aus vielen schönen Seeschiffen, die von Cadix aus nach der neuen Welt fuhren.

Die Reichthümer, die auf diese Weise den Besitz des Grafen d' Almata vermehrten, waren fast unschätzbar, und um nicht einen Theil einer so weitläufigen Erbschaft einzubüßen, konnte er nicht umhin in aller Eile nach Spanien zurückzukehren. Er betrachtete dies als einen glücklichen Umstand um seine Gemahlin ohne Widerstand zur Abreise zu bewegen. Als er der Gräfin die Abreise nach Spanien ankündigte, bemerkte er wohl, daß eine tödtliche Blässe ihr Antlitz übersog, und später sah er sie mit roth geweinenden

Augen, allein er stellte sich als wenn er diese Trauer keiner verborgenen Ursache zuschriebe. Die Gewißheit, daß er sich mit der Gräfin jetzt von dem unbekannten Gegenstande entferne, der sie an die Niederlande gefesselt hielt, genügte ihm.

Am Abend vor dem zur Abreise nach Spanien bestimmten Tage saßen die Senora und die Duena schweigend in dem Zimmer der Gräfin. Beide hatten seit langem kein Wort mehr gesprochen und schienen mit Ungeduld oder Furcht auf Etwas zu warten. Dann und wann überflog ein fast unerklärliches Lächeln der Freude das Antlitz der Senora, doch dieses Lächeln verschwand schnell wieder unter dem leblosen Ausdrucke der Vergessenheit und Träumerei.

Auf dem Gesicht der Duena spiegelte sich hingegen ein gewisser muthloser Trübsinn.

Als die Thurmuhre ebenfalls Elf schlug, richteten sich beide Frauen gleichzeitig empor und blickten nach der Thür des Zimmers, denn draußen hörte man die Dielen der Flur unter den Schritten eines Mannes ächzen.

— Himmel, er ist noch nicht zu Bett gegangen! seufzte die Edelfrau.

Der Graf d' Almata trat in das Zimmer, warf einen fragenden Blick auf die beiden Frauen und sprach:

— Noch auf, Catalina? Warum noch nicht zu Bett, da wir doch morgen eine langwierige und beschwerliche Reise unternehmen müssen? Ihr seid traurig, ich weiß es; allein Ihr müßt doch vernünftig sein und Euch der Nothwendigkeit unterwerfen.

— Wir gedachten augenblicklich zu Bett zu gehen, Calisto, antwortete die Senora indem sie aufstand und ein Licht ergriff.

— Ich weiß nicht, bemerkte der Graf, allein es ist doch sonderbar, daß heute Jedermann im Hause das Bett zu fliehen scheint. Da ist Domingo — der gewöhnlich schon um neun Uhr schläft und schnarcht — heute weiß er allerhand Vorwände zu erfinden um fast bis Mitternacht zu wachen. Alles ist doch seit heute Morgen zur Reise bereit.

Auf diese Bemerkung antwortete die Senora nicht; sie schien eine längere Unterhaltung mit dem Grafen vermeiden zu wollen.

— Wohlan, Calisto, sprach sie, die Hand auf den Thürdrücker ihres Schlafzimmers legend, ich will mich beeilen Euch zum Rathe zu folgen und schlafen, wenn dies möglich ist. Man verläßt sein Vaterland nicht ohne Trauer — wenn man nicht weiß ob man es einst wiedersehen wird.

— Ihr sollt es wiedersehen, Catalina. Um Gottes willen, überlaßt Euch doch nicht so Allem was Euch traurig stimmen kann. — Nun schlaft wohl, auf morgen.

— Auf morgen, Calisto.

Der Graf verließ das Zimmer und begab sich nach seinem Schlafgemach, was an der andern Seite des Hauses gegen den Hof hin gelegen war. Die Senora trat in Begleitung der Duena in ihr Schlafkabinet.

Hier nahmen beide Frauen einander gegenüber Platz ohne daß sie indessen die Absicht, sich zur Ruhe zu begeben, hätten bilden lassen.

Nachdem sie einen Augenblick aufmerksam selbst auf das geringste Geräusch gelauscht hatte, sprach die Gräfin mit gedämpfter Stimme:

— Ach, Ines, wenn Domingo uns verrathen hätte! Wenn er unser Verhaben seinem Herrn entdeckt haben sollte!

— Er wird es nicht thun, Senora.

— Bist Du dessen so gewiß, Ines?

— Ich habe ihm versprochen ihm bei unserer Ankunft in Madrid meine schöne Antonieta zur Frau zu geben. Für diesen Preis wäre er im Stande mit bloßen Füßen über glühendes Eisen hinweg zu laufen. Fürchtet Nichts von ihm.

— Habe Dank, Ines, dies mildert meine Angst: ich zitterte vor Verrath, denn der Graf besah uns so mißtrauisch und sein Blick drang so tief in mein Auge.

— Ich glaube nicht, edle Frau, daß er Etwas argwöhnt. Es ist sein gewöhnliches und leider gegründetes und gerechtfertigtes Mißtrauen. Aber ich ersuche Euch, ich flehe Euch an, edle Frau, hört noch einmal meine Warnung bevor Ihr Euren gefährlichen Entschluß ausführt und verzeiht mir, wenn ich Euch abermals mißfallen sollte.

— Sprich, Ines, sage was Du willst, Du Gute, aber, um meines Grams willen, reinige mich nicht allzusehr.

— Senora, Euer Verhaben ist ein solches, wobei Ihr Euer eigenes Leben wie das meinige und, was mehr ist, auch Eure Ehre als Frau auf das Spiel sezet; denn wer könnte Euch rechtfertigen, wenn die blutige und scheinbar gerechte Rache Eures Gemahls Euer Geheimniß mit uns Weiden begräbt?

— Habe Mitleid, Ines, es ist vergebens.

— Mich kümmert die Sache wenig, Senora; ich habe Muth genug und habe zudem mehr als einmal die Spitze eines Dolches gesehen; aber Ihr, Senora, sollt mir wenigstens das Zeugniß geben, daß ich, die ich mich aus Liebe und Dankbarkeit zu Eurer Sklavin weihte, diesen unvorsichtigen, diesen wahnsinnigen Schritt nicht gebilligt habe. Ich habe Euch abgerathen, nicht wahr?

— Ja, ja, Ines.

— Mit Thränen, mit Beredtsamkeit, mit Zorn selbst, nicht wahr?

— Ja! Ich mache Dich ja auch für Nichts verantwortlich, Liebe.

— Und Ihr beharrt also bei Eurem ersten Entschlusse? Ihr wollt um eines höchstens halbständigen Genusses willen Euer Leben, Euer Ehre gefährden?

— Du sprichst fast leichtsinnig darüber, Ines. Du willst mich also der letzten Seligkeit berauben, die mir vielleicht auf Erden noch gegönnt ist? Morgen fahren wir nach Spanien zurück. Wer weiß ob wir die Niederlande jemals wiedersehen werden? Ich soll meine Glara verlassen ohne daß das Wort Mutter aus ihrem Munde in mein Ohr gestungen? Ohne daß sie weiß warum ich sie anbede? Ich soll wie eine Fremde von ihr gehen, die sie mit Gleichgültigkeit ihrem Loose als Dienstmagd überläßt? Nein, nein, das kann nicht sein. Ja, ich weiß, Ines, daß Du Recht hast, daß ich thöricht, daß ich wahnsinnig bin; allein ich würde

es vergebens versuchen gegen das Gefühl anzukämpfen, was mich fortreißt. Es muß sein!

— Ich hätte Vieles gegen Eure Rede einzuwenden, Senora: ich weiß jedoch, daß dies nutzlos sein würde. Wohlan, es sei: fürchtet keine Einwendungen mehr von mir; was auch daraus entstehen möge, ich werde Euch gehorchen. — Noch einige Augenblicke und es wird Zeit sein. Domingo erwartet uns bereits mit dem Schlüssel; der Vater des Wägdchens wird gleichfalls bereit sein: er glaubt, daß wir ein Werk der Barmherzigkeit thun und die kleine Clara von ihrer Krankheit heilen wollen.

Eine starke Viertelstunde verfloss in tiefster Stille, bis die Duena aufstand und der Gräfin die Haube zurecht setzte.

— Senora, es ist Zeit! Geht auf den Fußsöhlen damit die Thür nicht knarrt. Und nun kein Wort mehr so lange wir im Hause sind. Folgt mir.....

Beide Frauen verließen das Zimmer und stiegen in dichtester Finsterniß vorsichtig die Treppe hinab. Auf der Mitte der Treppe vernahmen sie Beide plötzlich im ersten Stoß ein Geräusch. Zitternd blieben sie stehen und horchten voll Angst: sie hörten indessen Nichts mehr.

— Weh uns! seufzte die Gräfin; war dies nicht auf dem Zimmer des Grafen?

— Schweigt, Senora; antwortete die Duena; ich glaube es nicht. Verhaltet Euch ruhig.....

— Es ist Nichts, fuhr die Duena nach längerem Lauschen fort.... Kommt! dann sich zur Thüre wendend, rief sie leise:

— Domingo, seid Ihr da?

— Ich warte schon lange, antwortete der Diener in der Dunkelheit.

Nachdem Domingo die Thüre vorsichtig geöffnet, verließ die Gräfin mit ihrer Duena das Haus.

Vor dem Wägebause angelangt, öffnete sich die Hälfte der Thüre scheinbar von selbst, denn hinter dem Thürfensterchen wartete ihrer bereits der Vater des Wägebause.

Die Mutter empfing die Frauen und führte sie zum Sprachzimmer, wo ein Licht brannte.

— Edle Frau, Ihr habt lange gezögert, sprach sie zur Gräfin. Clara hätte längst unten sein können, denn ihre Stunde kommt nicht immer so pünktlich. Haltet Euch also bereit, edle Frau. Clara darf uns nicht sehen; wir wollen unterdessen hier warten. Nehmt Euch in Acht, daß Ihr sie nicht beim Namen nennt, sie würde augenblicklich aus ihrem Schlaf erwachen.

— Es ist kalt, bemerkte die Edelfrau; könnte das Kind nicht krank werden?

— Das hat keine Noth, edle Frau, ich habe für Clara Nachtkleider machen lassen. Während ihrer Krankheit schläft sie darin. Horcht, ich höre sie aus dem Bett aufstehen. Schnell also; wir bleiben hier. Bei der Treppe steht ein Stuhl zu Eurem Dienst. Nehmt die Lampe edle Frau!

Die Gräfin wandte sich mit dem Licht in der Hand nach der Treppe hin. Das Herz klopfte ihr gewaltig, sie zitterte als wenn eine große Angst sie erfüllte. Trotzdem war es nur das Gefühl einer übermäßigen Freude, was ihre

Nerven erschütterte, denn was hier vergehen sollte, versprach ihr einen Himmel des Glückes und der Seligkeit. Arme Frau! In ihrem Herzen glübete wie eine verzehrende Flamme das grenzenlose, das unwiderstehliche Gefühl der mütterlichen Liebe; ein Kind nur hatte der Himmel ihr geschenkt, acht Jahre lang hatte sie getrauert und geschmachtet, sie hatte Unfrieden und Trauer um sich her verbreitet — aus Liebe zu ihrem armen und verlassenem Kinde allein hatte sie gleich einer Märtyrerin gelitten. Es ist wahr, sie hatte seit einiger Zeit eine Belohnung für so viel Schmerz gefunden: sie hatte sich an Glara's Liebesungen, ihren Küssen, ihrem Lächeln gelabt; — leider jedoch war sie immer noch eine Fremde für sie: noch war das Wort Mutter nicht in ihrem Ohr erklungen! Nun sollte sie es hören, dieses heilige Wort, was wie ein göttlicher Klang das Herz der Frau berührt und es in unsäglichlicher Freude erzittern macht.

Kein Wunder daß die tödtliche Stille, die sie umfing, und die undurchdringliche Finsterniß der fernem Winkel der Hausflur, die auch kein Strahl des schwachen Lichts erhellte, auf ihr Gemüth durchaus keinen Eindruck machte; die Erwartung des feierlichen Augenblickes stieß ihr eine Freude ein, die sie gänzlich beherrschte.

Sie stand am Fuße der Treppe und blickte empor.

Glara erschien auf der Schwelle und lächelte der Gräfin in holder Liebenswürdigkeit zu.

Das Kind war ganz in weißes Linnen gekleidet; seine nicht sehr langen, blonden Haare wuchsen in künftigen

Locken auf ihre Schultern herab; eine schöne Rosenfarbe glänzte auf ihren Wangen, ihre großen Augen, die weit geöffnet unter ihrer spiegelreinen Stirne glänzten, schienen noch blauer als gewöhnlich zu sein. Und weit entfernt in dieser geheimnißvollen Mitternachtsstunde und unter diesen eigenthümlichen Verhältnissen eine gespensterhafte Erscheinung zu sein, glich Clara im Gegentheil einem selenden Engel, wie die mütterliche Phantasie ihn an der Wiege ihres Kindleins träumt.

Raum hatte Clara die Gräfin bemerkt, so rief sie auch schon mit dem ganzen, eindrucksvollem Zauber ihres silbernen Stimmchens:

— Ah! Mutter, bist Du da? ich komme, ich komme.

Bei diesen Worten breitete sie die Arme aus und eilte in froher Hast die Treppe hinab, so daß das Kind bereits an ihrem Halse hing und sie mit Küßten bedeckte, als wenn es sich ob ihrer Rückkehr nach jahrelanger Abwesenheit freute, bevor die Gräfin noch Zeit gehabt hatte das Licht niederzusetzen. Zwischen ihren Küßten verschmolzen ihre Worte, die, obwohl unverständlich, wie Perlen des Glückes in das Herz der Gräfin fielen. Die Senora erstarb beinahe unter des Kindes leidenschaftlichen Liebkosungen; sprachlos drückte sie die Kleine an ihre Brust und trank in Selbstvergessenheit den verführerischen Mutternamen, der nun unaufhörlich von Clara's Lippen quoll.

Das Kind befreiete sich endlich aus den Armen der Senora und während sie sich selbst auf die unterste Stufe neben dem hölzernen Treppenseiler nieder setzte, ergriff es mit freudigem Lächeln die Hand der Gräfin:

— Ach, liebe Mutter, setze Dich dort auf den Stuhl: es ist hier so still und gemüthlich wenn Du da bist. Ach, ich bin so traurig gewesen und habe so viele Thränen vergossen! Es sind nun bereits sieben Tage, daß ich hier allein sitze und traurig warte!

— Du täuschest Dich! rief die Gräfin von Eifersucht gemartert. Die Frau, von der Du sprichst, ist Deine Mutter nicht. Ich bin Deine Mutter. Du bist mein Kind!

Clara betrachtete die Senora mit Gistannen.

— Wie bist Du heute, so seltsam? fragte sie. Ich weiß ja, daß Du meine Mutter bist..... Aber warum kommst Du denn nicht täglich? — Du hattest es mir versprochen.

— Die anderen Kinder, die eine Mutter haben, dürfen immer bei ihr sein!

In den Zügen der Gräfin malte sich eine tiefe Trauer und ihre einzige Antwort auf des Kindes Fragen waren schmerzliche Seufzer. Clara bemerkte dies.

— Ach, Gott, liebe Mutter, sprach sie, sei doch nicht traurig; ich will Nichts mehr sagen. Ich weiß ja, es ist nicht Deine Schuld, daß Du nicht immer kommst.

Und ihre Arme um den Hals der Gräfin schlingend, brachte sie so ihr Gesicht unter die Augen der trauernden Senora und wehete:

— Ach, Du bist doch nicht böse, lieb Mütterchen? Ich sehe Dich so gern! Wenn ich bei Dir sein, in Deinen Armen ruhen kann, dann bin ich so froh.... so froh wie ein Engelchen im Himmel. Aber Du mußt nicht traurig sein, Mutter, denn das macht mir großen Schmerz.....

Des Kindes süße Worte schienen ihren Eindruck auf das Gemüth der Gräfin verloren zu haben. Theilnahmslos ließ sie sich lieblosen und küssen während andere Gedanken ihren Geist bewölkten. Sie hatte gebofft daß Clara, wenn sie zu ihr spräche: „ich bin Deine Mutter“ das ganze Gewicht dieser Erklärung wenigstens in ihrem Scheinschlafe empfinden würde. Als Clara sie nun ohnedies als ihre rechte Mutter betrachtete und keinen Unterschied zwischen ihr und der Vorsteherin des Wägebauhauses zu machen schien, da war es der Seneca nicht möglich ihrer beabsichtigten Offenbarung einen Ausdruck zu geben. Da sie das geträumte Glück nicht fand, so war sie über diese langersehnte Zusammenkunft ganz entzaubert, und mit trüber Niedergeschlagenheit sagte sie:

— Armes Kind, die andere Frau ist nicht Deine Mutter: ich allein weiß was Deine Geburt mir gekostet hat, ich allein habe um Deines Daseins willen bittere Schmerzen gelitten, ich allein habe ob Deines unglücklichen Leides Jahre lang Thränen vergossen, ich allein werde vielleicht aus Lieb- und Mitleid für Dich einen bittern Gramestod sterben..... Ich gebe mich der Rache eines erzürnten Vaters preis — ich wage meine Ehre und die meines Geschlechts um das Wort Mutter nur einmal von Deinen theuren Lippen zu vernehmen und ach!... Du begreifst mich nicht!

Eine Fluth stiller Thränen ergoß sich in diesem Augenblicke aus den Augen der Gräfin. Clara, aus Mitgefühl gleichfalls weinend, betrachtete sie verwundert als wenn

man sie in einer fremden, unverständlichen Sprache angerebet hätte.

— Ach, Gott, liebes Mütterchen, seufzte endlich das Kind, will man Dir wehe thun? Warum?

Die Senora presste das Kind an ihre Brust und küßte es schweigend. Nach einigen Augenblicken tödtlichen Schmerzes, erhob die Gräfin plötzlich ihr Haupt, trocknete die Thränen von ihren Wangen und ergriß mit Fieberkraft des Kindes beide Hände. Während ein Lächeln der Verzweiflung ihr Gesicht entstellte, rief sie!

— Glara! Glara!

Bitternd und athemlos auf das Kind starrend, wartete sie der Wirkung dieses Namens.

Das Mädchen rieb sich die Augen wie Jemand der eben erwacht, sah sich ängstlich um und rief:

— Ach, Gott, wo bin ich denn? es ist Nacht!

— Und sich der Senora in die Arme werfend, seufzte sie:

— Ich fürchte mich..... es ist hier so einsam und so kalt!.....

Nachdem die Senora dem Kinde Zeit gelassen sich mit verminderter Furcht umzusehen und sich ganz zu beruhigen, sprach sie:

— Glara, meine Liebe, Du erkennst mich wohl, nicht wahr?

— Ach, ja, edle Frau, antwortete sie, und nun fürchte ich mich nicht mehr..... da Ihr bei mir seid. Aber was thun wir hier so mutterseelen allein in der Nacht?

— Erhe Dich, Clara, und höre mich an ohne mich zu unterbrechen: ich habe Dir Etwas zu sagen, was Du in Deinem ganzen Leben nicht vergessen darfst.

— Ach, Gott, Ihr zittert, edle Frau! nun fürchte ich mich wieder!

— Sei still und ruhig Clara. Es kann uns hier nichts Uebles geschehen. — Höre aufmerksam, um Gottes willen!..... Jedermann denkt, daß Du eine arme Waise bist, Clara; Jedermann glaubt daß Du eine niedere Dienstmagd werden sollst, daß Du bestimmt bist Dein Leben lang wie eine Sklavin zu arbeiten und fremden Leuten zu Diensten zu stehen, die Dich bezahlen. Du glaubst es auch und bist mit Deinem elenden Loos zufrieden. Aber dem ist nicht so, Clara! einst wirst Du als Gebieterin befehlen, in reichen Kleidern prangen, in einer Kutsche fahren, durch Deine Schönheit selbst die Edelsten bezaubern und mit Stolz auf Alles niederselien, was Dich an Deine erste Bestimmung erinnern könnte. Denn sieh, theures Kind, Du hast eine Mutter, die ihr Leben Deinem Glück opfern könnte. Diese Mutter ist edel, reich und mächtig und.... sie wird ihr Kind nicht verlassen!.....

Bei diesen lehen Worten umarmte sie stürmisch das Kind, und gewiß hoffte sie daß dasselbe sich gleichfalls in Liebesbezeugungen ergießen würde; allein das Gegentheil von alledem geschah. Clara schien ganz in tiefe Betrachtungen versunken und seufzte als wenn sie mit sich selber redete:

— Ich soll reich werden, in einer Kutsche fahren und schöne Kleider tragen? Ach wie will ich sie gern sehen!....

Aber warum holt sie mich nicht, meine Mutter. Ich kenne sie nicht.

— Sieh mich an, lieber Engel, sieh mich an..... Ich bin Deine Mutter! Fühlst Du das nicht an dem glühenden Russe, den ich Dir gebe, theurer Schatz meiner Seele? Mein geliebtes Kind?

Eine lebhafteste Freude erglänzte auf Clara's Gesicht, gleichwol mischte sich in ihr Freudentälcheln noch ein Schein des Unglaubens.

— Ihr, — Ihr seid meine rechte Mutter? rief sie aus — meine Mutter, die bei meinem Vater wohnt?

— Dein Vater ist längst im Himmel, liebe Clara; er ist todt und bittet Gott für uns, seufzte die Gräfin während sie jede fernere Frage durch einen neuen Kuß unterdrückte. Ich bin Deine wahre und rechte Mutter — und ich habe kein anderes Kind!

— Ach Gott, seufzte das Kind, dafür möge die heilige Jungfrau gebenedeiet sein! Welche schönen Lieder will ich nun mein ganzes Leben lang ihr zur Ehre singen! Ich glaube, das hat sie gethan! Wie bin ich froh! Wie bin ich froh, daß Ihr meine Mutter seid! Ich sah Euch auch bereits so gern! ach so gern!

In diesem Augenblicke sprach eine geheimnißvolle Stimme in der Finsterniß:

— Senora, Senora, es ist Zeit!

Die Gräfin fing an in leidenschaftlicher Hast mit Clara leise zu sprechen. Gewiß fürchtete sie von Der, die in diesem Augenblicke vielleicht als eine unzeitige Lauscherin in der

Nähe stand, verstanden zu werden. Lang dauerte diese stille Unterhaltung; auf beider Angesicht wechselten Thränen und Lächeln, Trauer und Seligkeit bis Clara endlich entschlossen aufstand und nach einem feurigen Kusse zu ihrer Mutter sprach:

— Nein, ich werde nicht sagen, daß Du mich gewekst hast! Niemand soll erfahren, daß Du meine Mutter bist.... Aber Du wirst wiederkommen, lieb Mütterchen? Ich will ohne Trauer warten.... Geh nur ruhig auf die Reise! Ich will den heiligen Engel Sankt Michael bitten, daß er Dich geleite.

Das Licht ergreifend, stieg die Gräfin mit dem Kinde die Treppe hinauf, und kehrte einige Augenblicke später zu den zwei Frauen zurück, die bereits ungeduldig ihrer warteten.

— Komm, Ines, sprach die Senora; laß uns hastig nach Hause zurückkehren. Clara ist bereits hinauf gegangen; sie schläft ruhig. — Frau Mutter, ich werde Euch morgen früh rufen lassen; wir reisen erst Nachmittag, so daß ich noch Zeit haben werde mit Euch über wichtige Dinge zu sprechen.

Die Senora und ihre Duena verließen das Mädchenshaus und kehrten nach ihrer Wohnung zurück. Leise klopfen sie an die Thür damit Domingo ihnen öffne. Obschon sie das Zeichen mehrfach wiederholten, so empfingen sie dennoch keine Antwort. Schon fing die Senora an an allen Gliedern zu zittern, als die Duena mit der Hand die Thür betastete und fand, daß diese nur angelehnt aber nicht verschlossen war.

— Es ist Nichts, Senora, murmelte sie; der träge Domingo wird irgendwo eingeschlafen sein. Die Thür ist offen; kommt still herein und macht kein Geräusch auf der Treppe.

Nachdem die Duena die Thüre vorsichtig verschlossen, stiegen sie Beide, im Dunkel tastend, die Treppe hinauf, ohne daß das geringste Geräusch auf der Flur ihre Gegenwart hätte verrathen können. Als sie das Schlafzimmer der Gräfin erreicht hatten, entschlüpfte Beiden ein schwerer Seufzer; es schien ihnen ein Stein vom Herzen zu fallen. Sie hatten das gefährliche Unternehmen vollführt, und nun standen sie wieder vor dem Zimmer, was sie verlassen hatten, ohne daß sie ein Unfall betroffen!

Die Duena öffnete die Thüre des Schlafgemachs um ihre Geleiterin vorangehen zu lassen; — bei dem zweiten Schritte aber, den die Senora zu thun wagte, entfloß ein stiller Angstschrei ihrer Brust und bleischwer sank sie zu Boden. Bleich und zitternd stand die Duena neben ihrer regungslosen Geleiterin und wagte nicht sich zu ihr niederzulegen: die erschrockene Frau blickte tiefer in das Zimmer hinein, und eine furchtbare Erscheinung beim flackernden Kerzenlichte erschreckte sie fast tödtlich..... Am Bett der Gräfin saß, ein Pistol in jeder Hand und knirschend vor Wuth wie ein getroffener Löwe, der Graf d'Almata! Er heftete sein glühendes Auge auf die Senora, lachte einen Augenblick mit bitterm Spott, stand auf, streckte seine Rechte mit dem Pistol nach seiner unglücklichen Gattin aus..... allein, wie von einem geheimen Gedanken be-

herrscht, stieß er plötzlich einen Schrei der Verzweiflung aus, ließ den Arm mit dem Mordwerkzeuge wie gelähmt sinken, und eilte davon wie Jemand, der vor dem Gedanken eines Mordes zurückschreckt oder seiner eigenen Raserei entfliehen will. Er donnerte noch einen schrecklichen Fluch in das Ohr der zerschmetterten Ines und verschwand auf der Treppe im Dunkel. Die Duena sank neben der Senora auf die Knie nieder und überfluthete sie mit ihren Thränen. Bereits hatte sie die eigene Gefahr vergessen um allein an das Loos ihrer Gebieterin zu denken.

VI.

Die Gräfin saß allein in ihrem Zimmer. Sie hatte den Kopf auf die Lehne ihres Armstuhles gestützt; ihr Haar hing verwirrt auf ihre Schultern herab; ihre Kleider waren zerfetzt und verknüllt. Eine graußige Stille umringte sie: — Sie schien eine Leiche zu sein, die eines plötzlichen Todes verblieben. Wenn indessen das langsame aber heftige Wogen ihres Busens noch Leben verrieth, so erkannte man doch auch, daß eine unaussprechliche Marter sie abgemattet und daß sich jetzt die bitterste Verzweiflung ihrer bemächtigt hatte.

Ein durch das gewaltige Zuwerfen der Hausthür verursachtes Geräusch machte sie zittern; matt erhob sie das Haupt zum ängstlichen Bauschen, doch eben so schnell ließ sie dasselbe wieder sinken.

Die Duena trat hastig, obwohl mit leisen Schritten, in das Zimmer, und ihre Gebieterin bei dem Arm ergreifend, sprach sie voll Freude:

— o, Senora, laßt uns Gott danken: eben ist der Graf nach Hause gekommen.

Die Gräfin, durch diese Nachricht wie gekräftet, richtete sich im Stuhl empor und mit zum Himmel erhobenen Händen betete sie voll Dankbarkeit:

— Gesegnet mußt Du sein, o Gott, daß Du es nicht geschehen ließe! Beschirme mein Kind, mein unschuldiges Kind, o Herr! Mag ich als Wütherin sterben.... aber er! er, der Gute, dessen Leben ich vergiftet habe.... o Dank, Dank, daß Du ihn bewahrtest! — Dein Engel hat den gräßlichen Gedanken aus seinem Herzen verschreckt; — Du hast es nicht gewollt, o Vater, daß ein Mord Deine niedere Dienerin belaste. Ach, Dein Name sei gebenedeiet!

— Aber, rief die Duena wie von unüberwindlichem Schrecken erfasst, nun da der Graf zu Hause ist, kann er auch jeden Augenblick hierher kommen.... o, sagt doch, was können wir thun? Ich bin rathlos und auf den Tod betrübt.

— Wohlthun, geh, spüte Dich, Ines, suche ihn auf.

Die Duena schien zu diesem Schritte keineswegs geneigt zu sein, sie schüttelte das Haupt und blieb sprachlos stehen.

— O weh mir! rief die Gräfin aus; Du willst nicht! Ines, verlangst Du denn daß ich selbst gehen soll? Du, so berebt, so geschickt das Herz zu rühren, Du willst mich im entscheidenden Augenblicke verlassen?

— Ach, theure Gebieterin, seufzte die Duena, ich darf es nicht wagen. Hättet Ihr gesehen wie er mit glühenden Augen und verwildertem Gesicht die Thüre zuwarf und wuthschnaubend zum Hause hereinstürzte, ach! Ihr würdet fliehen denn der Tod begleitet ihn!

— Ja, Du weigerst mir diesen letzten Dienst, sagte die Gräfin peinlich indem sie wie vernichtet das Haupt sinken ließ; Du willst den guten Gedanken nicht ausführen, den Du selbst mir als einen Rettungsanker gezeigt hast? Wohlan, es sei! ich befehle meine Seele Gott und harre in Ergebung des Schicksals, der mich treffen soll.

Die Duena stützte ihr Haupt auf die Lehne des Stuhles und weinte schweigend. Nach einigen Augenblicken der tiefsten Stille erhob die Gräfin das Haupt und sprach:

— Was! ich sollte undankbar und feige genug sein? Das Pflichtgefühl, mein blutendes Herz, mein nagendes Gewissen — Alles ruft mir zu, daß ich ihn aus der Hölle der Verzweiflung, worin er verkehrt und leidet wie eine verdammte Seele, erlösen muß; — und ich sollte vor einem offenen Bekenntnisse zurückschauern? Nein, nein!

— Bleibt, ach bleibt, unglückliche Edelfrau! flehte die Duena mit gefalteten Händen. Er wird Euch tödten!

Die Senora indessen beachtete diese Bitte nicht weiter und fuhr mit wachsender Leidenschaft fort:

— Ich habe zur Nachtzeit das Haus verlassen er glaubt mich des abscheulichsten Verrathes schuldig; um weinetwillen, um seiner geliebten Catalina willen, hat er zehn Jahre lang die Ruhe und den Genuß seines Lebens

geopfert; ich bin in seinen Augen zum elenden und verächtlichen Geschöpf geworden: Liebe, Haß und Rache kämpfen nun in seinem Innern und zerreißen seine Brust..... Und aus Scham, aus Furcht vor dem Tode soll ich ihn im Streite mit diesen gräßlichen Gedanken lassen? Nein, Ines, wenn ein Sühnopfer sein muß, so möge es die Schuldige sein. — Es ist geschehen, bleibe hier, ich gehe.....

Bei diesen Worten schritt sie nach der Thüre, allein die alte Duena warf sich vor ihr auf die Kniee nieder.

— Verzeiht mir, verzeiht mir, edle Frau! rief sie aus.

— Ich habe Nichts zu vergeben, antwortete die Senora indem sie die Duena aufrichtete und sie umarmte. Ich begreife Deine Furcht, gute Ines. Sei ruhig und laß mich gehen.

— Ihr sollt nicht gehen! ergriff die Duena im gebieterischem Tone das Wort. Euer Ablick würde ihn zur Wuth entflammen, und unter seinen Verwürfen würdet Ihr nicht sagen können, was nothwendig gesagt werden muß. Euer Wuth hat mein Pflichtgefühl neu belebt. Möge auch der Tod meiner warten, so werde ich doch hier als Vermittlerin auftreten. Ich will nicht daß meine Gebieterin sich bei ihren eigenen Worten zu schwärmen habe. Mein Entschluß ist gefaßt; was ich diesen Morgen versprach, das werde ich ausführen. Verhaltet Euch ruhig und hoffet!

Sie ließ der Senora nicht Zeit irgend eine Einwendung zu machen und verließ hastig das Zimmer, was sie, den Schlüssel abgehend, von Außen verschloß.

Als die Duena durch das Beispiel ihrer Gebieterin einmal zur Verachtung einer jeden Gefahr ermutigt war, zitterte sie nicht mehr. Im Gegentheil hatte, da sie von Natur eine sehr muthige Frau war, das Gewicht ihrer Sendung sie selbst mit einer ungemeinen Gemüthskraft befeelt, und so schritt sie ohne Zögern durch die Corridore und plötzlich stand sie im Zimmer des Grafen v' Almata.

Der unglückliche Gatte saß, das Haupt auf die Hand gestützt, an einem Tische und blickte unverwandt zu Boden. Die beiden Pistolen lagen noch gesprannt neben ihm.

Als er die Duena erblickte lief ein Zittern durch alle seine Glieder und ein bitteres Spottlachen verzerrte sein Gesicht.

— Elende Schlange, lebst Du noch! rief er aus; bringst Du mir Dein Blut zum Opfer..... ich begehre es nicht. Der Henker und der Scheiterhaufen werden zu Gericht sitzen über Deinen schändlichen Verrath.

Die Duena ließ sich indessen durch diese schrecklichen Worte nicht niederdrücken, einen Augenblick schwieg sie, dann aber ergriff sie kaltblütig das Wort:

— Graf v' Almata, Ihr habt Eure Gattin ob einer Missethat in Verdacht: es ist eine Lüge! Heilig hat sie Euch die Treue bewahrt, welche sie vor Gottes Altar einst gelobte.

— Ha, der Betrug soll den Verrath verbergen! Nein, nein, es ist geschehen. Weh, erzürne mich nicht, das Feuer könnte nochmals in meinem Gehirn entbrennen.... ich will Dein Blut nicht, sag' ich Dir!

— Graf d'Almata, hob die Duena unerschrocken wieder an, seht mich an: ich zittere nicht..... steht das Verbrechen so vor seinem Richter? Hört mich an, denn ich bringe Euch Ruhe und Friede — Glück vielleicht. Ihr leidet unaussprechliche Schmerzen, Euer Herz will Euch im Busen brechen. Wenn Euer entsehllicher Verdacht gegründet wäre, so hättet Ihr nicht bloß Grund Euch selbst zu feldern, sondern auch Euren Nachkruft in dem Blute der Schuldigen zu löfchen. Doch es ist dem nicht fo, Graf d'Almata. Ihr höhnt meine Gebieterin!

Der Graf fchlug fich vor die Stirn und rang fchmerzlih feine Hände, wie Jemand, der gegen einen Gedanken aufkämpft, der fich mit unwiderftchlicher Gewalt unfereß Geißeß bemächtigen will.

— Und bedenkt, Senor, fuhr die Duena fort, wenn es wahr ift, daß die Gräfin Euch unaufhörlich geliebt hat, daß fie rein und treu geblieben, bedenkt dann wie ungerecht Ihr Euer eigenes Herz martert und das ihrige unter einem grundlofen Verdachte erdrückt. Und Alles dieß ift Wahrheit, Graf d'Almata; jeder andere Gedanke ift eine Lüge!

— Ach Gott, wie darfft Du fo fprechen! rief der Graf voll Schmerz und Zorn; und diefe Nacht, diefe Nacht?

— Beweißt Nichts, Senor. Ich weiß es, wir handelten unrecht, wir verfündigten uns fchredlich an Euch; Nichts kann uns über diefen Schritt entfeuldigen; allein war unfere Handlung auch unvorfichtig, fo hat unfere Abficht jedoch nichts mit Dem gemein, was Ihr fürchtet oder

vermutet. — Verzeiht mir meine stolze Sprache; mit Ehrfurcht beuge ich mich vor meinem Herrn und Gebieter, allein ich vertheidige hier die verkannte Ehre meiner Gebieterin. Ich bin gekommen, um die Pölle des Zweifels in Eurer Brust zu erstickn. Mögt Ihr mich vernichten, wenn Ihr wollt: ich will von der Wahrheit Zeugniß geben und bedrohet mich auch schon der Tod!

— Mein Haupt ist glühend, seufzte der Graf, Alles drehet sich vor meinen Augen, ich leide furchtbar. Catalina rein! Ich sollte sie noch lieben dürfen! Ines, Ines, wenn Du auch nur Ein falsches Wort sprächest, so wäre Deine Verworfenheit nicht mit tausendsachem Tod zu süßen! Ach, habe Mitleid mit mir, täusche mich nicht!

Langsam näherte sich die Duena dem Grafen und sank vor ihm auf die Knie nieder. Sie ergriff seine Hand und nachdem sie dieselbe ehrerbietig küßte, antwortete sie:

— Guter Herr, ich flehe es als eine Gnade für Euch selber, für die Gräfin und für mich, daß Ihr mich sprechen laßt. Ich bin gekommen, um Euch das Geheimniß zu erklären, was nun seit zehn Jahren wie ein vergifteter Schleier über Euer Leben ausgebreitet ist — und wenn dieses Geheimniß Etwas birgt, was Euch mit Recht erzürnen wird, so läßt Eure endlose Güte mich hoffen, daß Ihr verzeihen werdet, was zu verzeihen ist. Darf ich sprechen? Werdet Ihr mich anhören, ohne mich zu unterbrechen?

— Steh auf, sprach der Graf auf einen Stuhl gehend, und wenn Du Wahrheit sprichst, so möge Gott Dich segnen!

Die Duena sehte sich nicht, sondern blieb etwas seitwärts vom Grasen stehen, und mit gesenktem Haupte zu Boden blickend hob sie ihre Rede folgendermaßen an:

— Erinnert Euch, Graf d'Almata, jener Zeit, wo Ihr auf dem Landhause der Ghyseghems mit Eurem Bruder und seiner Gattin eine gastfreie Zuflucht gegen die Verfolgungen der Feinde Spaniens fandet. Dort war auch ein junger Edelmann, den Ihr als treuen Bufenfreund liebte und der auch Euch die innigste Freundschaft entgegenbrag. Schmerz, Angst, Freude, Hoffnung theilte Ihr mit ihm; er war Euch ein zweiter Bruder

— Armer Lancelot! seufzte der Graf.

— Lancelot van Bisschoven liebte Senorita Catalina, fuhr die Duena fort, Ihr selbst, Senor, streut Euch dieser edlen Zuneigung und ermangelte nicht bei jeder Gelegenheit Lancelot's Tugend, Muth und Biederkeit in Gegenwart meines Fräuleins zu rühmen. Gleichwohl waret Ihr, Senor, selbst nicht gleichgültig gegen Senorita Catalina's zauberische Schönheit. Indessen trieb Ihr Euren Edelmut und Eure Güte so weit, daß Ihr selbst Eure eigne Leidenschaft unterdrücktet um das Glück Eures Bufenfreundes zu befördern. Die Lebiprüche, mit denen Ihr Lancelot unaufhörlich überhäufet, und die Mittel, die Euer erfindungsreicher Geist erfann, um ihn in seinen Wünschen behüllich zu sein, entzündeten endlich auch im Herzen meines Fräuleins die Flammen einer sanften Zuneigung für Euren Freund. Es war ein Freudentag — auch für Euch, Graf d'Almata — an welchem im Tempel

des Herrn die Verlobung meines Fräuleins mit Panceloot van Bisschoven gefeiert wurde. Diese gegenseitige in Gegenwart der Eltern und Verwandten geschlossene Verlobung schien Allen unverbrüchlich und erhaben über jeden Zufall. Noch wenig Tage und das unverlegliche Band der Vermählung mußte meine Gebieterin mit Euren Vasenfreunde verbinden.

— Warum, seufzte der Graf, mußt Du mich an diese trübe Zeit erinnern? leide ich noch nicht genug?

Ohne auf des Grafen Nührung weiter Rücksicht zu nehmen, fuhr die Duena fort:

— Die mittheidlose Hand des Todes zerriß dieses Band, bevor die Hand des Priesters es für immer geknüpft. Der alte Herr van Ghyssegheem sah sich genöthigt nach Gent zu reisen, um dort bei den Friedensunterhandlungen gegenwärtig zu sein. Ich blieb demnach mit Fräulein Catalina allein in dem Hause zurück, was wir seit einiger Zeit in der Hoogstraße bewohnten. Ihr wißt es, Herr Graf, ich wurde plötzlich von einer tödtlichen Krankheit befallen, und lag fieberkrank im Bett. An einem Tage, den Antwerpen mit Thränen und Blut in seiner Geschichte aufgezeichnet hat, fielen die Spanier, den Degen in der einen, die flammende Fackel in der andern Hand, vom Castell aus in der Stadt ein. Mord und Brand bezeichnete in unsern Straßen ihre Spur. Die Bürger von Antwerpen griffen ihrerseits gleichfalls zu den Waffen und versuchten einen hoffnungslosen Widerstand. Alles, was Spanisch hieß und ihnen in die Hände fiel, mußte zur Wiedervergeltung ermordet werden. Ich höre noch das rasende Geschrei der

Menge, die, um Euch zu ermerden, unser Haus bestürmte; ich höre noch Lanceloot's Verzweiflungsruf, wie er, den Degen in der Faust und ganz mit Blut bedeckt, Euer Leben gegen den rasenden Volkshaufen vertheidigte. Als die spanische Furie *) endlich Blut genug vergossen und das Feuer Straßen genug verheert hatte, da fand man zuletzt auch Lanceloot's von fünf Degenstichen durchbohrte Leiche. Euer Bruder mit Gattin und Kind war in dem Brande seiner Wohnung umgekommen. Verzeiht mir, Graf d'Almata, daß ich Euren Augen Thränen entlede; ich bin dazu gezwungen. Lange Zeit danach, als man die seligen Tödtten nur noch im Innersten des Herzens betrauerte, erwachte in Euch auf's Neue das Feuer einer grenzenlosen Liebe für mein Fräulein Catalina. Ihr hieltet es für Eure Pflicht, die Verlobte Eures verstorbenen Freundes glücklich zu machen, und stehet um ihre Hand.

*) Die spanischen Soldaten waren mehrere Monate lang nicht bezahlt worden und unter Drohung von Aufstand und Plünderung forderten sie ihren rückständigen Sold. Die Einwohner Antwerpens hatten, um sich gegen einen Ueberfall zu verschansen, angefangen Erdwälle gegen das Castell hin aufzuwerfen. Allein Sanctius d'Avila, Befehlshaber der Besatzung, zog die Spanier von allen Punkten aus nach Antwerpen hin. Am 4. November 1576 fielen sie vom Castell aus mit unerhörter Grausamkeit in der Stadt ein, morden und brennen, legen fünfhundert Häuser nebst dem Stadthaus in Brand und tödten gegen 50,000 Menschen. Mehr als 200 Spanier verloren gleichfalls das Leben. Diesen Ueberfall nennt man die spanische Furie.

Anmerk. d. Verf.

Mein Gebieterin achtete Niemand höher denn Euch, Niemand, Herr Graf, besaß in ihren Augen ein edleres Herz, war mehr der Liebe würdig als Ihr dennoch weigerte sie sich ihr Loos mit dem Eurigen zu verknüpfen; sie verwarf Euren Antrag mit Angst und Schauer, als wenn Ihr ihr Schande und Unglück geboten. Ihr wißt, Graf d'Almata, welche vergeblichen Versuche Ihr machtet, um sie zu besiegen, wie sie Euch knieend und unter einer Fluth von Thränen bat von dieser Peirath abzusehen! Es wäre überflüssig Alles dies zu wiederholen — Endlich habt Ihr, von unüberwindlicher Liebe getrieben, die Macht ihres Vaters zu Hülfe gerufen, und unsere arme Senorita wie ein Opferlamm zum Altar geschleppt und ihr mit moralischer Gewalt das Jawort entrunken. Rede ich wahr oder nicht?

— Ach, ich liebte Catalina mehr als mein Leben!

— Ich weiß es, und ferne sei es von mir meinen Gebieter zu tadeln; aber wißt Ihr, Graf d'Almata, warum meine Gebieterin Euch widersprechte, wie Jemand, der sie unglücklich machen und dessen Leben sie selbst mit Bitterkeit und Galle vergiften mußte? Kennt Ihr das Geheimniß, was Jahre lang wie ein finsterner Alp bleischwer auf uns gelegen?

Sie rückte näher an den Grafen heran und flüsterte mit gedämpfter Stimme:

— Das Band, welches Lanceloot an Catalina knüpfte, konnte durch keine Macht der Erde zerrissen werden: selbst der Tod vermöchte es nicht. Es lebt auf Erden ein Kind

Ranceloot's, Herr Graf, ein armes, verborgenes Lämmchen, das unschuldige Pfand der ewigen Treue zwischen dem seligen Verlobten und der leidenden Frau!

Der Graf d'Almata erbleichte und die Duena senkte unter seinem furchtbaren Blicke demüthig das Haupt. Ein schwerer Athemzug und ein tiefer Gurgellaut, bewiesen, wie tief diese Erklärung den Grafen verwundet hatte. Zolternde Gedanken von Unehre und Schande durchkreuzten sein Haupt; doch er that sich selbst Gewalt an, um unter seinem Weh nicht zu erliegen und blieb schweigend sitzen.

Die Duena fuhr im trüben Tone in ihrer Erzählung fort:

— Gott hat Euch keine Kinder geschenkt, Herr Graf; es ist Euch mithin unmöglich zu ermessen, mit welcher unwiderstehlichen Gewalt das mütterliche Gefühl eine Frau beherrschen kann. Und wäret Ihr auch Vater, so würdet Ihr es dennoch nicht begreifen. Kein Mann auf Erden kann ermessen, mit welcher Kraft die heilige Flamme der Mutterliebe das Herz einer Frau erfüllt, daß sie selbst auf dem Todtenbette mit dem letzten Hauche zu Gott flehet: mein Kind! mein Kind! Wenn man schon sein Kind anbietet, wenn es in vollem Wohlsein und Lebensfreude vor unsern Augen empor blühet, wie muß dann die Mutterliebe sich nicht zum Wahnsinne entflammen, wenn das Kind, dem wir das Leben gaben, unglücklich ist? Wenn es fremden Händen übergeben ist und wie ein verlorenes Schaf in der Irre wandelt, wenn die Gesellschaft es verdammt, mit dem flammenden Stempel der Schande gezeichnet hat? Acht Jahre lang, Graf

Almata, wußte meine Gebieterin nicht, wo Lanceloot's armes Kind verblieben war Acht Jahre lang hat sie getrauert und geweint, acht Jahre lang blutete ihr Mutterherz und Niemand, denn mich, ihre Dienerin, konnte sie zur Vertrauten ihres Schmerzes und ihrer bittern Leiden machen. Sie mußte Euch hintergehen. Euch, den sie feurig liebte, den sie als das Vorbild der Güte und des Edelmutheß ehrte; sie mußte Euch hintergehen, Euch erzürnen durch das Geheimnißvolle ihrer Worte und Thaten; sie mußte Euch in Eurem innersten Gefühl verwunden und Euer Leben in eine Hölle des Verdachts, der Verzweiflung und des Zweifels verwandeln. Ach, ich sah die Märtyrerin vergehen, sah die Röthe ihrer Wangen bleichen, sah, wie nagender Kummer sie verzehrte, wie der Tod sie allmählig beschlich. Und Ihr selbst, Herr Graf, habt Ihr es mir nicht oft mit Verzweiflung gesagt: Ach! sie wird sterben: ein geheimes unbegreifliches Leid verzehrt sie?

Ein dröhnender Seufzer unterdrückten Schmerzes war des Grafen einzige Antwort. Die Duena fuhr fort:

— Endlich willigtet Ihr ein, eine Reise nach den Niederlanden zu unternehmen. Ihr gabt dadurch meiner Gebieterin das Leben wieder. Nach langem, vergeblichem Suchen haben wir das Kind endlich hier in Antwerpen wiedergefunden: es lebt hier nebenan im Wägdchause. In dieser Nacht wollte die unglückliche Mutter ihr Töchterchen noch einmal umarmen, ihr Herz noch einmal von dem unendlichen Liebegefühl entlasten, — noch einmal vor ihrer Rückkehr nach Spanien ihr Kind mit ihren Thränen

benutzen. Die Gräfin hat ihre Wohnung zur Nachtzeit verlassen: es ist dies eine strafbare Thorheit in der That; allein sie hatte dabei keine andere Absicht, als die, ihr Kind zu umarmen. . . . Und wenn Ihr an der strengen Wahrheit alles Dessen zweifeln solltet, Senor: — in der Klosterstraße wohnt eine arme Soldatenfrau, Namens Anna Canteels; sie war es, der man das Kind anvertraute, sie weiß Alles. . . . Im Wägelohse nebenan wohnt das Kind als Stadtwaise: es ist ein Töchterchen und wird die hölzerne Clara genannt. Vielleicht wollt Ihr, Herr Graf, die Unschuld Eurer Gemahlin durch nähere Untersuchung bestätigt sehen. . . . es ist dies ein Recht, was Euch zusteht; allein ich flehe Euch an, was auch Euer Entschluß sein möge, Graf d'Almata, schonet den guten Ruf meiner Gebieterin, schonet das Gedächtniß Eures Freundes Lanceloot, schonet Euer eigenes Haus vor Schande und Unehre! Ich habe Nichts mehr zu sagen; nun wißt Ihr die ganze Wahrheit. . . .

Längst schon hatte die Duena geendet, als der Graf mit unterdrücktem Zorne endlich sprach:

Es ist gut; verlaß dieses Zimmer. Ha, Du wolltest mir Ruhe und Friede bringen und hast nichts gethan, als die Quelle meiner Verzweiflung, meines Schmerzes verändert! Neben der Wunde, die ein furchtbarer Verdacht meinem Herzen geschlagen, hast Du eine neue blutende Wunde geöffnet. . . . Ich muß mich mit Freunden und Verwandten berathen über das, was mir zu thun geziemt: diesen Schimpf will ich von meinem Wappen entfernt wissen. Geh,

laß mich allein, Deine Gebieterin soll vor der Nacht meinen Entschluß erfahren.

Halb traurig, halb vergnügt verließ die Duena das Zimmer und blieb einige Schritte entfernt im Gange stehen. Sie hoffte und fürchtete ohne den Erfolg ihrer Bemühungen errathen zu können. Wenn sie indessen bedachte, daß ihre Erklärung des Grafen ausbrausende Wuth gedämpft und in eine weniger folternde Trauer verwandelt hatte, so erfreute sie sich innerlich über das, was sie gethan. Ein einziger peinlicher Gedanke beunruhigte sie noch zuweilen: — wollte der Graf sich von Catalina trennen? Sollte er sie gleich einer schuldigen Gattin verstoßen wollen? Sollte er allein nach Spanien reisen — und dadurch den letzten Sproß der Ghysegheme der Schande preisgeben?

Ganz in diese Betrachtung vertieft, trat die Duena endlich wieder in das Zimmer ihrer Gebieterin, was sie ebenso sorgfältig wieder von innen verschloß.

Unterdeffen saß der Graf noch immer gleich regungslos in seinem Sessel und blickte theilnahmslos vor sich hin, wie Jemand, der ganz in einen Abgrund von Gedanken und Betrachtungen versunken ist.

Nur die flüchtigen Falten, die zuweilen über sein Gesicht hinliefen, und das bittere Lachen, was seinen Mund umzuckte, verriethen den Sturm, der in seinem Innern wüthete. • Plötzlich fuhr er verzweifelt über Stirn und Augen, als wenn er die drückenden Gedanken dadurch ver-

scheuchen wollte. Er stand auf, ordnete hastig seinen Anzug, ergriff eine Hand voll Geld und stürzte zum Hause hinaus.

VII.

Gewiß war der Graf aus seiner Wohnung entflohen, um unter dem offenen Himmel etwas Beruhigung zu suchen, denn nach wenig Augenblicken sah man ihn hinter den Stadtbefestigungen auf den Hospitalkriegen spazieren gehen. Vielleicht hatte die Lust in der That sein Leid gemildert und seinen Zorn besänftigt, denn bald darauf schlug er wieder den Weg zu seiner Wohnung ein und schien nach jenem Orte, wo ihn ein so bitterer Schlag getroffen, zurückkehren zu wollen. Indessen der Graf ging an seiner Wohnung vorüber und klopfte an das Mägdehaus. Niemand konnte errathen, was er dort thun wollte, allein an dem mißgünstigen Ausdrucke seines Gesichtes hätte man fast vermuthen sollen, daß er nichts Andern beabsichtige, als Glara mit seinem Zorn zu überschütten; allein dazu war der Graf wiederum zu rechtschaffen und edel. Vielleicht trieb blinde Eifersucht ihn an wenigstens die Ursache seines Unglücks und der Bitterkeit seines Lebens kennen zu lernen, vielleicht hatten ihn auf's Neue festernde Zweifel übermannt und ihn angespornt mit eignen Augen zu untersuchen, ob unter den Worten der Duena sich nicht ein schöner Betrug verberge.

Wie dem auch sei, als die Schließerin ihm geöffnet, verlangte er in gebieterischem Tone die Mutter zu sprechen.

Die Schließerin führte ihn zum Sprachzimmer und eilte dann nach dem Hintergebäude, wo die Mutter beschäftigt war, Arbeiten unter den Mädchen auszutheilen. Sie ließ ihre Beschäftigung im Stiche und eilte nach dem Sprachzimmer, ohne zu vermuthen, wer dort ihrer warte. Als sie den Grafen erkannte, erschrak sie sichtlich, und eine ängstliche Blässe überflog ihr Gesicht.

— Frau, sprach der Graf d'Almata mit bitterm Lächeln, meine Gegenwart überrascht Euch und läßt Euch zittern, wie es scheint. Geht, ruft das Mädchen, die hölzerne Clara; ich will sie sehen!

Nun fing die bange Mutter in der That zu zittern an und murmelte eine unverständige Antwort.

— Wie? fuhr der Graf fort, ist es vielleicht nöthig, Frau, daß sich die Vorsteher des Hauses wegen der Sache bemühen? Verlangt Ihr ein ausdrückliches Gebot von ihnen?

— Ach, nein, nein! flehte die Mutter.

— Sputet Euch also und erfüllt mein Verlangen.

— Ja, ja, Herr Graf, stammelte die Mutter ganz verblüfft, ich glaube sie ist ausgegangen, ich will sehen!

— Ihr wollt mich hintergehen, Frau, rief der Graf zornig; Ihr möchtet es bereuen.

Seufzend verließ die Mutter das Zimmer und begab sich nach dem Hintergebäude, von wo sie bald darauf mit Clara zurückkehrte.

— Clara, sprach sie unterwegs zu ihr, da ist der Graf d'Almata, der Mann Deiner Beschützerin. Er sieht so verdrießlich aus und ist so zornig! Du mußt recht freundlich gegen ihn sein, hörst Du Kind!

— Ja, Mutter, meine Beschützerin hat es mir befohlen; allein sie hat gesagt, er sei so gut?

Die Mutter hatte nicht Zeit auf diese Bemerkung zu antworten, denn schon stand sie auf der Schwelle des Sprachzimmers. Sie führte Clara zu dem Grafen hin und blieb mit dem festen Entschlusse, weder der Bitte, noch der Gewalt zu weichen, wenn der Graf verlangen sollte, mit Clara allein gelassen zu werden, an der Thüre stehen; die bange Frau fürchtete, der Graf möchte das arme Kind mißhandeln.

Clara blieb schweigend vor dem Grafen stehen und blickte ihm mit ihrem gewöhnlichen sanften Lächeln in die Augen. Der Graf hatte das Kind anfangs mit finsterem Borne betrachtet, kaum hatte er indessen den Eindruck dieses engelschönen Gesichts empfunden, als in seinem Herzen wie auf seinem Antlitze eine plötzliche Verwandlung eintrat. Ergriffen und erstaunt starrte er auf die beiden himmelblauen Perlen, auf das zarte Mündchen, was ein unwiderstehliches Zauberlächeln umspielte. Er, der erzürnte, der beleidigte Gatte, mußte sich beugen vor der Macht eines Kinderauges!

Indessen war es Clara's reine Schönheit nicht allein, die hier ein Wunder vollbrachte: etwas Anderes machte den Grafen vor Rührung zittern und sein Auge in Freude

glänzen. Das Mädchen glich ihrem Vater: aus diesen reinen und edlen Zügen flehte der seltsame Lanceloot um Mitleid für sein Kind, um Gnade für seine Verlobte! Der Graf sah seinen Busenfreund vor sich stehen, es war seine theure Stimme, die in seinem Ohre widerklang und nun war es ihm nicht mehr möglich, sein Auge von den Zügen abzuwenden, in welchen er, wie in einem offenen Buche, die schönsten und glücklichsten Stunden seines Lebens aufgezeichnet fand.

Nicht mächtig dem in seinem Herzen aufwallenden Gefühle länger zu widerstehen, gab er der Mutter ein Zeichen sich zu entfernen. Die aufmerksame Frau erkannte, daß jetzt alle Gefahr vorüber war; sie hatte innerlich gejauchzt über die Verwandlung des Grafen, den sie durch Clara's süßen Zauber besiegt glaubte. Nun verneigte sie sich ehrerbietig und verließ das Zimmer.

Sobald Graf d'Almata sich allein befand, überließ er sich ganz dem Gefühl, was sich seiner bemächtigt hatte; er führte die rechte Hand an die Augen und mit der Linken die Hand Clara's fassend, vergoß er in der Stille eine Fluth von Thränen, die seinen Busen von all' dem Weh zu entlasten schienen, was sich darin aufgehäuft hatte. Unter dessen streichelte das Kind, in der augenscheinlichen Absicht, den leidenden Mann zu trösten, seine Hand.

Der Sturm im Herzen des Grafen beruhigte sich allmählig. Er betrachtete das Kind auf's Neue; allein diesmal war sein Gesicht von Freude erhellt und schien dem süßen Lächeln auf Clara's Lippen zu entsprechen.

— Ach, liebes Kind, sprach er in ziemlich gutem Niederdeutsch, Du kennst mich also, daß Du mich so freundlich betrachtest?

— Seid Ihr nicht der Graf d'Almata? antwortete das Kind; meine Beschützerin liebt Euch so sehr und hat mir gesagt, daß Ihr so gut seid! Muß ich Euch da nicht gern sehen, Herr Graf?

Senor d'Almata hob das Kind auf seine Kniee und es freundlich lieblosend, fragte er:

— Kennst Du Deinen Vater?

— Mein Vater ist im Himmel, seufzte Clara, er bittet Gott für mich..... Ich habe ihn nicht gesehen.

Aber ich, antwortete der Graf seufzend. Ich habe ihn gesehen und gekannt, liebes Kind, er war mir ein theurer Freund und Bruder. Ich habe ihn geliebt, ach so sehr! Die Thränen, die ich jetzt vergoß, hast Du meinen Augen entlockt, denn Du gleichst ihm wunderbar!

Unter den Lieblosungen des Grafen war Clara schnell mit ihm vertraut geworden. Als sie hörte, daß der Senor ihren Vater geliebt hatte, da war alle ihre Schüchternheit verschwunden. Sie schlang ihre Arme um seinen Hals und ihn auf die Wange küßend, sagte sie im schmelzendsten Tone ihrer Stimme:

— Möge Gott Euch lohnen, daß Ihr meinen Vater geliebt habt.... darum werde ich Euch auch stets gern sehen!

— Kennst Du wenigstens Deine Mutter? fragte der Graf.

Clara senkte das Haupt und antwortete nicht.

— Anbetungswürdiges Kind! rief d'Almata mit Entzücken; dieses Geheimniß willst Du nicht verrathen; aber lügen kann Dein reines Herz auch nicht. Nein, nein, sage es keinem Menschen auf der Erde!

— Ha! Du solltest unglücklich sein? Ich sollte die Stimme Deines Vaters überhören, seine Bitte verwerfen mein Leben durch Gewissensbisse vergiften? Undankbar sein und Liebe mit Haß belohnen? . . . Kind, Kind danke Gott in Deinen reinen Gebeten. Dein süßes Lächeln hat zwei Menschen vom Tode errettet; zwei Menschen, von denen Einer Dir theuer ist und der Andere Dir theuer werden soll durch seine Wohlthaten Fühlst Du in der That eine Neigung mich zu lieben, Clara?

— Ach, fragt das nicht, Herr Graf; seid Ihr nicht der treueste Freund meiner Beschützerin — muß ich Euch also nicht lieben? Und Ihr seid so gut und freundlich gegen sie, wie sie immer sagt! Darum werde ich Euch auch immer gern sehen.

Der Graf betrachtete das Kind schweigend. Ein unbeschreiblich seliges Lächeln glänzte auf seinen Zügen, und er liebte das Kind nicht bloß mit Freundschaft, sondern selbst mit Dankbarkeit. Den Trost, den er durch die Umwandlung seiner Gedanken genoß, das Glück, das er in seinen edelmüthigen Entwürfen fand, die sein Leben in einen Himmel des Friedens und der Liebe umschaffen konnten — alle diese Gefühle ergossen sich wie ein erquickender Strom über sein Herz, und mit einer gewissen Bewunderung blickte

er auf das einfache Kind, was diesen süßen Balsam in seine beklemmte Brust ergossen hatte.

Als wenn eine Stimme in seinem Innern plötzlich gesprochen, stand er auf und sprach zu Clara:

— Man könnte sich Tage lang mit Dir unterhalten, strahlende Maid! Komm, damit ich Dir einen herzlichen Kuß gebe: vielleicht werde ich Dir Friede und Glück zu verdanken haben. — Aber Du wirst Nichts sagen von dem, was hier geschehen ist, nicht wahr? Komm, umarme mich noch einmal, hoffentlich wird es das letzte Mal nicht sein. Geh nun ruhig wieder an Deine Arbeit und sage Nichts: Du sollst glücklich werden, Clara.

Der Graf verließ das Zimmer und sprach noch einige geheimnißvolle Worte mit der Mutter des Mägdehauses, die nicht ohne Angst an der Thür wartete. Was der Graf ihr gesagt, mußte sie sehr erfreut haben, denn sie grüßte ihn lachend und fröhlich und eilte dann lauchzend zu Clara hin, die sie vom Boden aufhob und in höchster Freude mit Küffen bedeckte.

Graf d'Almata hatte sich unterdessen die Thüre öffnen lassen und eilte jetzt mit verdoppelten Schritten nach der Mitte der Stadt. Bald darauf befand er sich in der Klosterstraße; und später sahen seine Bekannten ihm die Treppe des Stadthauses hinaufsteigen. An diesem Tage mußte er gewiß an vielen Orten gewesen sein und eilige Angelegenheiten erledigt haben; er war zum zweiten Male im Mägdehause gewesen, gleichwohl aber noch immer nicht in

seine Wohnung zurückgekehrt.....

Es war gegen vier Uhr Nachmittags; die Gräfin saß ganz abgemattet, ausgeweint und niedergedrückt in ihrem Sessel; die Duena betete in geringer Entfernung ihren Rosenkranz.

Im Herzen der Senora wohnte jetzt zwar weniger Schreck, allein destomehr Verdruß; sie hatte von Ines vernommen, daß der Graf der Wahrheit Glauben geschenkt hatte und daß er nun nicht mehr von dem veinlichen Gedanken verfolgt ward, daß sie ihm untreu gewesen, allein sie dachte, daß er sie verlassen und allein nach Spanien abreisen wolle. Da sie ihren Gatten feurig liebte und sowohl durch die Bande der Dankbarkeit, wie der Zuneigung an ihn gefesselt war, so war diese Gewißheit ihr ein harter Schlag, dessen sie mit duldbender Angst harrte, wie Jemand, der sich zerschmettert unter das Schicksal beugt.

Während sie im Innern über den Verlust alles Dessen, was ihr theuer war, weinte und trauerte: den Verlust ihrer Ehre, ihres theuern Gatten, während sie bei dem Gedanken zitterte, daß er in seinem Zorne vielleicht Worte gesprochen haben könnte, die sie und ihr Kind der öffentlichen Schmach preisgeben könnten, während sie ganz in diese trüben Betrachtungen versunken war, öffnete sich plötzlich die Thür und Graf d'Almata erschien im Zimmer.

Mit einem lauten Schrei sprang die Senora von ihrem Stuhle auf, sank auf die Kniee nieder und rief mit erhobenen Händen:

— Gnade, Gnade, Graf d'Almata! Ich habe übel gehandelt, ich bin schuldig, verdiene Eure Rache, Euren Unwillen, Euren Haß. Ach! handelt mit mir nach Eurem Gutdünken. Aber, bei dem bitteren Leiden unsers Herrn, entfernt mich nicht aus Eurer Nähe, laßt mich nicht so grausam sterben! Laßt mich Eure Magd, Eure Sklavin sein, nur erlaubt, daß ich Euern Fußstapfen folge! Calisto, Calisto, verstoßt mich nicht! Ich werde Euch mein Kind opfern und, wenn Gott mir die Kraft dazu verleihet, so will ich es ganz vergessen, um meine Schuld zu büßen.....

Der Graf ließ ihr nicht Zeit fortzufahren; er hob sie vom Boden auf und küßte sie schweigend auf die Stirn.

Dieser Beweis von Liebe überraschte die Senora so sehr, daß sie fast ohnmächtig an die Brust ihres Gatten sank.

— Ach, habt Mitleid mit mir rief sie, ihm mit ungläubigen Erstaunen in die Augen blickend,.... ich werde wahnsinnig aber nein, Ihr seid es, Calisto und Ihr haßt mich nicht, Ihr lacht mir entgegen....

Becklemmt und von Seligkeit fast erstickt, hing sie am Halse ihres Gatten, der sie liebevoll betrachtete.

— Dank, Dank! seufzte sie. Ihr habt mir also verziehen? Ihr achtet mich noch Eurer Freundschaft würdig? Ich will Euch lieben — anbeten wie das Bild der göttlichen Güte. Ach, Calisto, seid gesegnet!

Der Graf faßte den Arm der Senora und sie mit zärtlichem Lächeln zum Fenster führend, deutete er dort auf einen Stuhl, nahm neben ihr Platz und ergriff auf's Neue ihre Hand.

Ich habe einen tödlichen Kummer ausgestanden, es ist wahr, sprach er: ein gräßlicher Verdacht hat mir das Herz zerrissen — Niemand weiß was ich gelitten habe; denn ich liebe Euch, theure Catalina, und ich dachte doch ich hatte Unrecht; sprechen wir nicht mehr davon. Es ist mir heute ein Glück widerfahren, was mich auf den Gipfel der Freude erheben würde, wenn Euer eigner froher Blick dazu nicht hinreichend wäre.

— Ein Glück? fiel die Gräfin ihm in das Wort, ein Glück, Euch, Calisto? o dafür sei Gott gedankt!

— Hört, fuhr der Graf mit geheimnißvollem doch fröhlichem Tone fort; Ihr wißt wohl, Catalina, daß mein Bruder mit seiner Gattin an blutigem Tage der spanischen Furie in seinem Hause verbrannte. Ihr Kind war nach der Aussage einiger Nachbarn gleichfalls in den Flammen umgekommen; allein Ihr erinnert Euch wohl, daß Andere behaupteten, daß ein spanischer Soldat das Kind aus den Flammen gerettet habe?

Bei dieser Frage schüttelte die Gräfin das Haupt als wenn sie sagen wollte: — Ich erinnere mich dessen nicht.

Vielleicht habt Ihr es vergessen, fuhr der Graf fort. Ihr wißt, Catalina, wie ich meinen Bruder geliebt habe, daher werdet Ihr auch begreifen, welche Freude mich erfüllt, da ich heute durch einen Zufall das Kind meines Bruders entdeckt habe.

— Das Kind Eures Bruders? rief die Gräfin als ob sie an der Wahrheit dieser Nachricht zweifelte.

— Das Kind Senor Alonzo's? wiederholte die erstaunte Duena.

— Ja, ja, antwortete der Graf, das Kind Don Alonzo d'Almata's, meines seligen Bruders — und kein Zweifel bleibt mir übrig: ich habe das Zeugniß des spanischen Soldaten durch Schöffensbriefe bestätigen lassen, und bin zudem im Besitze anderer unwiederleglicher Beweisstücke. Und nun, hört aufmerksam auf das, was ich sagen werde, Catalina. — Der Himmel hat unsere Ehe mit seinen Kindern gesegnet; die Tochter meines Bruders — Es ist eine Tochter? rief die Gräfin.

— Ein allerliebstes Kind, schön und lieblich wie ein Engel! antwortete d'Almata. Sie ist nach Recht und Gesetz meine einzige Erbin. Da sie nun bisher nicht die Sorgfalt genossen hat, welche dem letzten Sprossen der d'Almata geziemt, so bin ich Willens das Kind in meinem Hause, unter meinen Augen zu erziehen. Ich habe auch bereits gehörigen Ortes eine Adoptionsurkunde ausfertigen lassen. Sie wird mein Kind und meine Erbin. Öffentlich und mit dem größten Geräusche will ich sie in ihre Familie zurückführen, von welcher ein trauriges Unglück sie getrennt hat: so soll Jeder sie ehren nach ihrer hohen Geburt. Ich hoffe, theure Catalina, daß Ihr gestatten werdet, daß sie Euch als Mutter liebe; was mich betrifft, so will ich, daß sie mir stets den Vaternamen gebe. Nicht wahr, Ihr werdet das arme Kind um meinethwillen lieben?

— Ach, daß es komme! antwortete die Gräfin, jedoch nicht ohne eine gewisse Niedergeschlagenheit; ich werde es lieben weil es von Eurem Blute ist.

um so mehr da das, was er von ihnen verlangte, allein die Ausführung einer guten That bezweckte. Demgemäss erklärten sie vor den Schöffen der Stadt Antwerpen, daß Clara das Kind Don Alonso d'Almata's sei und ließen darüber in Gegenwart des Grafen eine Urkunde aufnehmen, in welcher die Waise den Namen Brigita Clara Juana Condesa d'Almata empfing.

Dies Alles war indessen noch nicht genug. Um das Ereigniß dieser wunderbaren Wiederauffindung über jeden Zweifel und jede böswillige Auslegung zu erheben, hatte der Graf Sorge getragen, daß die Geschichte mit allen ihren Einzelheiten in der ganzen Stadt bekannt wurde. — Und hätten die hundert und aber hundert Stimmen, die diese Neuigkeit vom Wägelohse aus verbreiteten, nicht genügt die Geschichte zum Stadtgespräch zu machen, so würden die vom Grafen angewandten Mittel diesen Zweck schon allein erreicht haben.

Kein Wunder also, daß man in der ganzen Stadt von Nichts als von dem seltsamen Schicksal der hölzernen Clara sprach und daß Hunderte, und darunter Leute aus den höchsten Ständen, in der Hoffnung das Kind zu sehen, im Wägelohse einen Besuch abstatteten. Sie sahen sich indessen alle in ihrer Erwartung getäuscht, denn das Kind war bereits auf Befehl des Magistrates ihrem angeblichen Oheime, dem Grafen d'Almata übergeben worden.

Um allen Antworten auf unbescheidene oder neugierige Fragen zuvorzukommen, gebrauchte man überdies die

Vorsicht Clara niemals allein zu lassen — — — — —

Seit drei Tagen bereits war Fest im Wägdchause. Auf Grund dieses sonderbaren Ereignisses sahen die Vorsteher Manches durch die Finger und gestatteten der Mutter in dieser Woche nicht allzusehr auf das Vollbringen der aufgegebenen Arbeit zu dringen. Jede Waise hatte vom Grafen eine Wohlthat oder von Clara ein Geschenk zum Andenken erhalten. Die Sparbüchse einer jeden Waise war mit einer bedeutenden Gabe bedacht worden; die Zukunft der Mutter und ihres Mannes war gleichfalls gesichert. Außerdem hatte man jede Waise noch mit einigen kleinen Geld- oder Silbersachen beschenkt, die sie entweder bei ihrer täglichen Arbeit oder später zu ihrem Ruße benutzen konnte. Es war indessen nicht die Freude über diese Geschenke allein, die heute eine solche Lebendigkeit und selbst Ausgelassenheit unter den Waisen erzeugte.

Die Ältesten und Geschicktesten, unter denen sich Trees durch ihr lautes Wesen bemerkbar machte, waren am frühen Morgen damit beschäftigt auch ihrerseits ein Andenken für Clara zu verfertigen; — die Freude und Neugierde der Anderen war Ursache, daß jetzt nicht gerade sehr viel Rucht im Arbeitssaale herrschte, denn alle Augenblicke standen sie auf um zu sehen wie weit die Arbeit schon gediehen sei.

Und in der That war es wohl der Mühe werth dieses bescheidene Pfand der Liebe und Dankbarkeit zu sehen, an welchem so viele arme Mädchen mit dem Schweisse der Hant arbeiteten. Trees hatte die Worte erdacht und Meister

Jan van der Kogler den Patron gezeichnet. Es war ein Brachtuch in welchen neben einigen leichten Verzierungen folgende Worte in buntfarbiger Seide und Gold- und Silberdrath gestickt waren:

GEFERTIGT ZUR EHRE
DER
DONA BRIGITA CLARA JOANNA GRÄFIN D'ALMATA
VON
IHREN VORIGEN GENOSSINNEN UND NUN
UNTERTHÄNIGEN DIENERINNEN
DEN WAISEN AUS DEM MÄGDEHAUSE ZU
ANTWERPEN
1589.
GOTT GEBE IHR GLÜCK AUF ERDEN
UND NACHMALS DIE EWIGE SELIGKEIT.
AMEN.

Gegen zehn Uhr Vormittags rief Trees mit lauter Stimme:

— Heil, Heil! Schwestern, es ist gethan! Noch etwas ausbessern und säubern und wir trennen es vom Rahmen!

Ein allgemeines Freudengeschrei begrüßte diese frohe Kunde. Trees ließ die Anderen die letzte Hand an das Werk legen und eilte zur Thür.

— Da, Da! rief sie aus, da kommt der Gärtner von Terzelen zur guten Stunde! Seht nur, drei Körbe voll Blumen! Die Blumen nun, die Blumen!

Drei Körbe voll Blumen wurden in das Zimmer gebracht und man fing an eine Menge kleiner Sträußer zu machen, was keineswegs ohne Wortwechsel und Lärm geschah. Da es indessen nicht so gar ernstlich gemeint war, so kam die Mutter nicht dazwischen; im Gegentheil sah sie Alles

das mit fröhlichem Lächeln.....

Eine halbe Stunde später standen die Waisen, jede mit einem Blumensträußchen in der Hand, in der Hausflur in Reihen geordnet; sie hatten ihre besten Kleider angezogen und glänzten in Reinheit; ihre Herzen klopften, das Verlangen hatte ihre Wangen geröthet, ihre Augen funkelten in Lebensfreude. Fürwahr, die Blumen erbleichten vor diesen lebendigen Rosen, denn der schönste Strauß, den ein menschliches Auge sehen konnte, war gewiß diese Schaar junger Mädchen, deren natürlicher Zauber durch keinen fremden Schmuck vermindert oder verdüstert ward.

An der Spitze des Zuges standen die vier ältesten Waisen des Wägeldehauses: — Lange Wie, Trees, Geertuid de Kwezel und Anna Moenal, die gemeinschaftlich ein rothes Sammetkissen trugen, auf welchem das für Clara bestimmte Geschenk ausgebreitet war.

Während die Waisen des Zeichens zum Ausbruche harrten, vernahm man in der Gasthuisstraße das Rollen der Rutschen und das Stampfen unruhiger Pferde. — Der Vater des Wägeldehauses warf jetzt beide Thüren weit auf. Ringsam und gemessen zogen die Mädchen unter dem Zufließen einer großen Volksmenge, die einen guten Theil der Gasthuisstraße anfüllte und mit Gewalt vordrang um den Zug so nahe wie möglich vorüber ziehen zu sehen, zum Hause hinaus. In demselben Augenblicke war auch die Thür des nebenstehenden Hauses geöffnet, und Clara trat,

wie ein Edelstuhlein in die köstlichsten Stoffe gekleidet, an der Hand des Grafen und der Gräfin d'Almata heraus. Ihr folgten unter andern Bekannten und Freunden Schwester Cathelyne aus dem Falconskloster und Meister Huygens, der Organist der Hauptkirche. Man führte Clara zu den vier Mädchen, die ihr das Geschenk der Waisen überreichen sollten. Während das Kind mit klopfendem Herzen das glänzende Tuch betrachtete, wollte Trees im Namen ihrer früheren Gespiellinnen eine Art Anrede an sie richten; allein schon bei den ersten Worten versagte ihr die Stimme und sie brach in eine Fluth von Thränen aus. Diesem Beispiele folgten nicht nur die drei anderen Geschenkträgerinnen, auch Clara selbst fing an zu weinen. Die Gräfin dankte den Mädchen für ihr freundliches Geschenk und dachte durch Trostgründe ihrer Trauer ein Ende zu machen. Indessen glückte es ihr nicht, denn man weiß, daß unter Frauen Nichts ansteckender ist als Thränen. Zudem hatte Clara schluchzend Trees umarmt, und die anderen Waisen hatten dieses Schauspiel mit tiefster Rührung betrachtet. Auch sah man im ganzen Zuge bald Nichts mehr als Schürzen, die langsam nach den Augen geführt wurden. Alle Waisen hatten ihr Angesicht verborgen und weinten im Stillen.

Nach einigen Augenblicken glaubte der Graf, daß es Zeit sei diesen traurigen Liebesbezeugungen ein Ende zu machen. Er sprach einige Worte zu Clara, führte sie dann zum Wagen, der einige Schritte entfernt ihrer wartete, stieg mit der Gräfin gleichfalls ein, die Lakaien sprangen hinten auf, der Kutscher fuhr mit der Peitsche knallend durch die

Lust..... und die Reisenden verschwanden in der Richtung des Kaiser- oder Sent-Joristhores auf der Heerbahn nach Brüssel.

Arme Waisen! Sie hatten mit so viel Freude an dem Geschenke und den Blumensträußen gearbeitet! Sie waren so froh in Aussicht auf die Freude, welche Glara bei diesem Beweise ihrer dankbaren Liebe finden würde.... und nun gehen sie einsam dahin, das Herz voll Trauer, die Schürze vor den Augen! Nun lehren sie schweigend und niedergeschlagen nach Hause zurück um ihren Kummer im Mägdehause zu verbergen und in Freiheit über den Verlust ihrer engelgleichen Gefährtin zu trauern!

IX.

Vierzehn Tage später wandelten die Mädchen während der Freistunde auf dem Hofe hin und her und schienen mit Geldeinsammeln beschäftigt, denn jedes Mädchen, von der Langen Wie dazu aufgerufen, warf eine Kupfermünze in Trees' Schürze. In der Mitte des Platzes stand ein alter Mann auf einer Leiter und arbeitete an einem steinernen Liebfrauenbilde. Die Zeit hatte es beschädigt: es waren einige Stücke der Draperie abgefallen und er war damit beschäftigt, sie in ihrer ursprünglichen Gestalt wiederherzustellen. Der greise Bildhauer mußte im Mägdehause sehr bekannt sein, denn die Mädchen tauschten mit ihm allerlei unschuldige Scherze und harmlose Neckereien aus. Auf einmal entstand in einer Ecke des Hofes ein heftiger Wort-

wechsel zwischen Lange Wie und Anna Noepal über einen aufscheinend sehr gewichtigen Streitpunkt, denn die anderen Mädchen fuhren mit großem Geschrei dazwischen. Als die lärmenden Berathschlagungen lange genug gewährt hatten, rief Trees endlich mit lauter Stimme:

— Kommt, kommt, das währt noch bis Ostern auf einen Freitag fällt! Was verstehst Du davon. Noepal? Wir wollen nur gleich Meister Steven fragen, der soll uns sagen ob es möglich ist.

Meister Steven wandte sich auf seiner Leiter um, um Richter über den Zwist zu sein, allein ihm tönten zu gleicher Zeit so viel verwirrte Fragen in die Ohren, daß er kein einziges Wort zu verstehen vermochte.

— Ho, Ho, Ihr seid allesammt von der Tarantel gestochen, daß weiß ich wohl, eifelschwägige Mädchen! rief er, während er mit beiden Händen am Gesicht vorüber fuhr als wenn er einen Schwarm Fliegen versagen wollte; genug, genug! um Gottes willen, schweigt — oder ich bekomme den Schwindel und falle von der Leiter. Wollt Ihr denn den armen Steven Arm und Bein brechen sehen? Hört auf, hört auf!

Trees, lauter denn alle Anderen schreiend, behielt wie gewöhnlich zuletzt die Oberhand.

— Nun laßt mich die Sache auslegen, rief sie aus, und spricht dann wenn es Euch beliebt mit dem Schreien zu gleicher Zeit.

— Du bist die größte Schreierin von uns Allen, murmelte die Lange Wie, da ist es freilich nicht leicht alle Zeit Recht

zubehalten. Sieh nur zu daß Du die Wahrheit sagen kannst, wenn dies möglich ist!

— Hört, Meister Steven, wandte Trees sich nun an den Bildhauer, sagt Ihr lieber ob es sein kann. Wir haben von den Herren Vorstehern Erlaubniß erhalten unter uns allwöchentlich eine Pfennigsammlung zu veranstalten um mit diesem Gelde das Portrait von der hölzernen Clara malen zu lassen. Clara ist nun nach Spanien gereist, und nie hat ein Maler sie gekannt. Lange Wie behauptet, daß ein Maler nicht nöthig hat Jemand gesehen zu haben um sein Gegenbild zu machen. Ist das wahr?

Meister Steven brach in ein lautes Gelächter aus und antwortete:

— Ja, ja, es ist möglich.....

— Seht Ihr wohl! rief Lange Wie triumphirend.

— Ja, ja, fuhr der alte Bildhauer spottend fort, es ist so möglich, wie es möglich ist, daß ich heute Abend den Kaptaun verschmause, der in diesem Augenblicke in der Küche des Großtürken am Spieße steckt! Lange Wie, Du mußt 'mal eilig einen neuen Henkel an meinen Mantel setzen..... es ist wahr, ich bin in meinem Leben keinen Mantel reich gewesen; allein dies thut doch wohl Nichts zur Sache, Wieken?

Die Waisen brachen, zum großen Aerger der Langen Wie, in ein lautes Gelächter aus, so daß diese erzürnt und ganz beschämt davon eilte.

— Seht Ihr nun wohl, rief Trees ihren Gefährtinnen zu, seht Ihr wohl, daß es nicht sein kann? Wir haben

schön Geld zu sammeln um ein Portrait machen zu lassen — und nun giebt es keinen Künstler, der die hölzerne Clara gekannt hat!

— Ho, ho, Treed, was sagst Du da? fragte Meister Steven; kein Künstler der die hölzerne Clara gekannt hat? — und für wen oder für was seht Ihr mich denn an? Ich, der ich den schönen Altar in Eurer Kapelle ganz allein gemacht habe?

— Aber Steven, Ihr macht doch keine Conterfei's?

— Ho! was keine Conterfei's? Es ist was Schönes so ein rothes und blaues Geschmier, was die Signors vom Bischof ein Conterfei zu nennen belieben! Wenn Ihr mit der Hand darüber fahrt, so ist es Nichts mehr als ein armseliges Blendwerk. Sprecht mir aber von einem gehauenen Bilde! Das ist Natur, Ihr könnt es sehen, tasten und fühlen..... seht, Ihr wißt, daß ich Clara's Kopf einst in Thon nachgebildet habe, ich wollte ihn als Modell für den Engel benutzen, der auf Eurem Altar steht. Laßt mich ihr Bild in Holz ausführen?

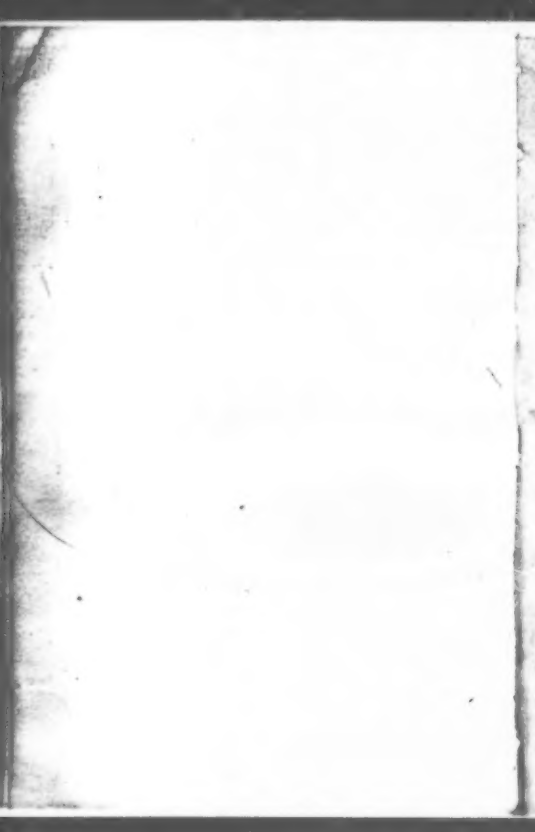
— In Holz! in Holz! riefen die Mädchen spottend.

— Ja in Holz, erriß Meister Steven wieder das Wort, Ihr scheint darüber zu lachen; aber, Kinderchen lieb, wo sind denn Eure Sinne? Die hölzerne Clara von Holz ist das nicht klar?

Dieses sonderbare Wortspiel verschaffte dem Bildhauer den Sieg. Man übertrug ihm die Anfertigung einer Statue Clara's in Holz und er bedung vorläufig den Preis.

Zwei Monate später kam Meister Steven eines Morgens in das Mägdehaus, die hölzerne Clara auf der Schulter.

Das Bild des Meisters Steven steht noch heute im Mägdehause links von der Thür und dient der Treppenhne zum Pfeiler. Es steht auf derselben Stelle wo die hölzerne Clara so oft während ihrer nächtlichen Wanderung gesessen hat.



Hendrik Conscience.

Der arme Edelmann.
Die blinde Mosa.

Zwei Erzählungen.



Leipzig
Verlag von Carl B. Fock.
1851.

Niederländische
B i b l i o t h e k.

Zwanzigster und einundzwanzigster Band.



Hendrik Conscience.
**Der arme Edelmann.
Blinde Rosa.**



Leipzig
Verlag von Carl P. Joch.
1851.

Hendrik Conscience.

Der arme Edelmann.

Aus dem Blämischen.

von

C. F. D. Wolff.



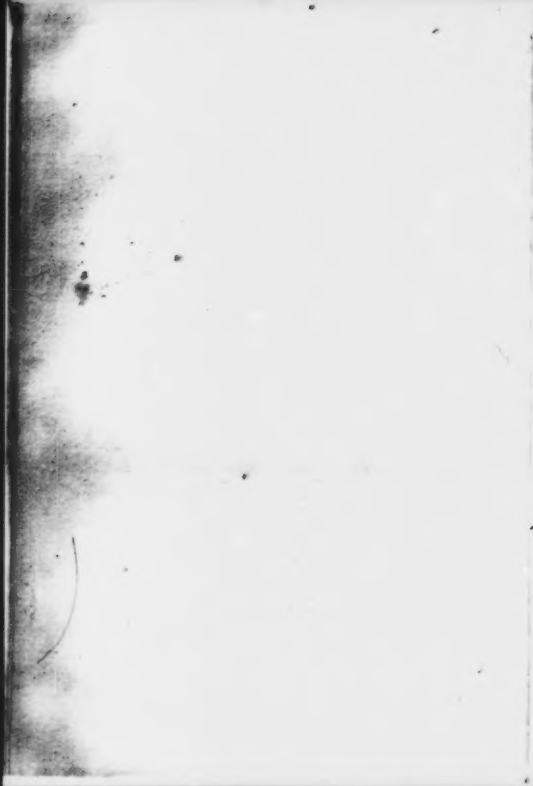
Leipzig

Verlag von Carl P. Koch.

1851.

Belmont Eibl
1941

Der arme Edelmann.



I.

In den letzten Tagen des Juli 1842 rollte ein offenes Cabriolet über eine der drei großen Landstraßen, welche von der holländischen Grenze nach Antwerpen führen.

Dies Fuhrwerk, obwohl es mit sichtlichster Sorgfalt gereinigt und aufgeputzt war, verrath dennoch eine gewisse Armuth; langer Gebrauch hatte es abgenutzt, es schwankte hin und her in seinem Riemenwerk und klapperte wie ein loser Fensterrahmen in seinen ausgeschliffenen Naddbüchsen. Das lederne Verdeck, das jetzt zum Theil zurückgeschlagen war, glänzte in der Sonne durch das Geth, mit dem man es bestrichen hatte, allein der Glanz verbarg die unzähligen Risse und Brüche des Leders nicht. Die Griffe der Thüren und das übrige Kupferwerk waren zwar sehr sorgfältig geputzt, aber die Ueberreste einer Versilberung, die man noch in den Tiefen der Verzierungen sah, zeugten von früherem Reichthum, der jetzt sehr vermindert oder gänzlich verschwunden sein mußte.

Das Pferd, welches den Wagen zog, war derb und kräftig; ein Kenner brauchte dasselbe jedoch nicht lange zu betrachten, um aus seinen kurzen und schwerfälligen Tritten zu errathen, daß es zu schwererer Arbeit bestimmt und ge-

wohnt sei, einen Trachtwagen zu ziehen oder vor dem Pfluge zu gehen.

Auf dem Boche des Cabriolets saß ein junger Bauer von siebenzehn bis achtzehn Jahren, in Livree mit einer Goldtresse um den Hut und blanken Kupferknöpfen am Rock; aber der Hut fiel ihm über die Ohren und der Rock war so weit und breit, daß er dem jungen Menschen wie ein Sack um die Glieder schlotterte. Diese Kleider, das Eigenthum des Herrn, hatte gewiß schon mancher Knecht getragen, und ihre Bestimmung war, noch eine lange Reihe von Jahren von einem Diener dem anderen überliefert zu werden.

Die einzige Person im Wagen selbst war ein Herr von ungefähr fünfzig Jahren. Niemand würde vermuthet haben, daß er der Gebieter des Knechtes und der Eigenthümer dieses alten abgenutzten Fuhrwerkes sei, denn Alles an ihm stöhte Ehrerbietung und Hochschätzung ein.

Mit gebeugtem Haupte und in tiefes Nachdenken versunken, saß er regungslos da, bis irgend ein Geräusch die Annäherung eines anderen Wagens verkündigte. Dann hob er den Kopf empor; sein Blick ward milder und nahm den helleren Glanz der Zufriedenheit an, und ein sanfter Stolz strahlte auf seinem Antlitze; kaum hatte er jedoch mit den Vorüberfahrenden einen höflichen Gruß gewechselt, so bemächtigte sich stille Trauer wieder seiner Züge, während sein Haupt langsam auf die Brust hinabsank.

Trotz dem bedurfte es aber nur eines Augenblickes der Beachtung, um sich durch geheime Zuneigung zu diesem

Manne hingezogen zu fühlen. Obwohl abgemagert und mit unzähligen schmerzlichen Falten bedeckt, war doch sein Gesicht so regelmäßig und edel, sein Blick so sanft und dabei so tief, seine hohe gewölbte Stirn so rein und so mächtig, daß man nicht daran zweifeln konnte, dieser Mann müsse reich begabt mit Verstand und Gefühl sein.

Wahrscheinlich hatte derselbe bereits viel gelitten. Wenn der Ausdruck seines Gesichtes diese Vermuthung auch nicht bestätigt hätte, so wäre es doch sichtbar geworden an den silberweißen Haaren, die so früh schon seinen Kopf bedeckten und von denen seine dunkeln schwarzen Augen, bei dem Drange heranstürmender Gedanken, oft mit einem eigenthümlichen funkelnden Glanze abstachen.

Seine Kleidung stimmte vollkommen mit seinem Wesen überein; sie trug den Stempel jener reichen, man könnte sagen, prächtigen Einfachheit, welche große Weltersahrung und ein feines Gefühl dessen, was sich ziemt, zu gewähren pflegen. Seine Wäsche war fein und äußerst sauber, sein Kleid von vortrefflichem Tuch, sein Hut sorgfältig gebürstet.

Zu Zeiten, besonders wenn Jemand vorüber fuhr, zog er eine schöne goldene Tabackspipe heraus und nahm so zierlich und elegant eine Prise, daß man schon aus dieser unbedeutenden Bewegung allein hätte urtheilen können, er sei gewöhnt, sich in den höheren Kreisen der Gesellschaft zu bewegen.

Ein scharfes oder böswilliges Auge hätte allerdings bei genauerer Untersuchung entdecken können, daß das Kleid dieses Edelmannes bis auf den Faden lappig gebürstet, daß

die Haare seines Hutes mühsam über die abgenutzten Ränder desselben gestrichen und daß seine Handschuhe an vielen Stellen genäht seien. Ja hätte man in den Wagen bis auf den Boden sehen können, so würde man bemerkt haben, daß einer seiner Stiefel auf der linken Seite zerrissen und der darunter befindliche Strumpf auf dieser Stelle mit Tinte schwarz gefärbt sei — aber alle diese Spuren der Armuth waren so künstlich verdeckt, diese Kleider wurden mit solchem Anschein des Reichthums und so edlem Stolz getragen, daß die meisten Menschen unfehlbar daraus den Schluß ziehen mußten, wenn dieser Herr keine ganz neuen Kleider trage, so geschehe es nur, weil er keine Lust dazu habe.

Der Wagen war bereits zwei Stunden lang ziemlich rasch auf der Landstraße dahin gerollt, als der Knecht vor der Stadt Antwerpen auf dem Damme bei einer geringen Schenke still hielt.

Die Birthin und der Stallknecht kamen heraus und überschütteten den Herrn mit Beweisen tiefer Verehrung, während sie das Pferd ausspannen halfen. Der Besitzer des Wagens mußte ein gewöhnlicher Gast in dieser Ausspannung sein, denn Jeder nannte ihn bei seinem Namen:

„Schönes Wetter! nicht wahr, Herr van Blierbese? Aber es wird heiß werden. Wenn es nur mehr regnen wollte; es würde im Oberlande auch keinen Schaden bringen; nicht wahr, Herr van Blierbese? Sollen wir dem Pferde von unserem Hafer geben? Ah, der Knecht hat den Hafer mitgebracht. Befehlen Sie etwas, Herr van Blierbese?“

Während die Wirthin rasch hinter einander diese und ähnliche Fragen an ihn richtete, stieg Herr van Blierbese aus dem Wagen. Er sagte der Frau einige freundliche Worte, wünschte ihr Glück zu ihrer Gesundheit, erkundigte sich nach allen ihren Kindern und endete damit, ihr zu erzählen, daß er augenblicklich in die Stadt gehen müsse. Dann drückte er ihr freundschaftlich, jedoch mit der Weise eines wohlwollenden Beschützers, die Hand, so daß der Standesunterschied zwischen Beiden dadurch nicht aufgehoben wurde. Er erteilte darauf seinem Knechte einige Befehle und wandte sich alsbald mit artigem Gruße der Brücke zu, welche nach der Stadt führt.

In einer einsamen Stelle der Aufseuerwerke blieb Herr van Blierbese stehen, schlug den Staub von den Kleidern, rieb seinen Hut mit dem Taschentuche ab und ging dann durch das Nothe Thor.

Jetzt in der Stadt, wo er an allerlei Menschen vorüber gehen mußte und keinen Augenblick glauben konnte, nicht gesehen zu werden, hielt er Kopf und Körper sehr gerade und gab seinen Mienen fortwährend den heiteren Ausdruck der Selbstzufriedenheit, welche Andere wäbnen läßt, man sei glücklich. — Obwohl jedoch sein Antlitz eine solche Stimmung offenbarte, wühlten Schmerz und tiefe Angst in seiner Seele. Er ging einer Erniedrigung entgegen, bei deren Wahrscheinlichkeit schon ihm das Herz blutete. Aber es gab ein Wesen auf Erden, das er noch mehr als sein Leben, noch stärker als seine Ehre liebte. Für dasselbe hatte er so oft seinen Stolz zum Opfer gebracht, für dasselbe wie ein

Martyrer gelitten. . . . Und doch beherrschten ihn die Gefühle der Liebe so mächtig, daß jede Pein, jede Erniedrigung die er erduldet, ihn in seinen eigenen Augen erhob und ihn den Schmerz betrachten ließ als etwas, das da veredelt und heilig macht.

Nichts desto weniger war aber sein Gemüth erschüttert; je tiefer er in die Stadt kam und je mehr er sich dem Hause näherte wo er einen traurigen Versuch zu wagen hatte, desto ungestümer jagte sein Blut durch die Adern.

Gleich darauf blieb er vor einer Thür stehen und seine Hand zitterte, trotz der wunderbaren Herrschaft, die er über sich selbst besaß, als er die Glocke zog. —

Bei dem Anblick des Dieners, der ihm öffnete, wurde er wieder Meister seiner selbst.

„Ist der Herr Rotarius zu Hause?“ fragte er.

Nach einer besahenden Antwort führte ihn der Diener in einen kleinen Saal und entfernte sich um ihn seinem Herrn anzumelden.

Sobald er sich allein sah, schlug Herr van Blierbete rasch den rechten Fuß über den linken und sicherte sich durch diese Haltung davor, daß man den Riß in seinem Stiefel bemerken könne, dann zog er seine goldene Dose hervor und schickte sich an eine Brise zu nehmen.

Der Rotar trat mit einem Amtsgesicht ein, bereit höflich zu grüßen, kaum bemerkte er jedoch, wer ihn erwartete, so überzog auch schon der Ausdruck jener Zurückhaltung sein Antlitz, deren man sich als Schutzwehr bedient, wenn man ein lästiges Anliegen voraussieht und abweisen will.

Weit entfernt seine gewöhnliche Redseligkeit zu zeigen, setzte er sich, nach einigen kühlen Worten der Artigkeit, schweigend und fragend Herrn van Blierbeke gegenüber hin.

Dieser Letztere, durch solche ungünstige Stimmung erniedrigt und verlegt, fühlte einen kalten Schauer in seinen Adern und erbleichte. Endlich faßte er jedoch Muth und sagte mit flehendem Ton:

„Verzeihen Sie, Herr Notarius. Von äußerster Nothwendigkeit gezwungen, wende ich mich nochmals an Ihre Güte und bitte Ihre edle Gesinnung um einen kleinen Dienst.“

„Und was wünschen Sie von mir?“ — fragte der Notar misstrauisch.

„Ich wünschte Herr Notar noch eine Summe von tausend Franken oder selbst weniger, gegen Hypothek auf mein Besitztum aufzunehmen, dies ist jedoch nicht meine besondere Bitte; ich brauche heute durchaus Geld und möchte noch diesen Morgen einige hundert Franken von Ihnen borgen. Sie werden mir hoffentlich, diese geringe Hilfe, die mich aus der größten Verlegenheit rettet, nicht verweigern.“

„Tausend Franken! gegen Hypothek!“ — murmelte der Notar. — „Wer würde die Zinsen zahlen, Ihre Güter sind weit über ihren Werth belastet.“

„O Sie täuschen sich Herr Notar,“ entgegnete Herr van Blierbeke mit großer Betrübnis.

„Durchaus nicht, ich habe im Auftrage derjenigen Personen, welche Summen auf Ihre Güter vorgestreckt haben, eine Taxation Ihres ganzen Besitztums, und zwar so hoch wie möglich angestellt; das Ergebniß war, daß die-

selben nur im Falle äußerst günstigen Verlaufs, ihre Capitalien ganz zurück bekommen können, Sie haben eine unverbesserliche Thorheit begangen, mein Herr; wäre ich an Ihrer Stelle gewesen, so hätte ich mein ganzes Vermögen und das meiner Gattin nicht geopfert um einem Undankbaren, ich möchte fast sagen einem Betrüger zu helfen, gleichviel ob er mein Bruder war oder nicht."

Herr van Blierbete, von einer schmerzlichen Erinnerung niedergedrückt, beugte das Haupt, gab jedoch keine Antwort auf die Beschuldigung seines Bruders, seine Finger schienen die goldne Dose krampfhaft zu drücken. Der Notar fuhr fort:

"Durch diese unvorsichtige Handlung haben Sie sich selbst und ihr Kind in Armuth gestürzt, denn verbergen können Sie es jetzt nicht mehr: -- Zehn Jahre lang haben Sie, Gott weiß, mit welchen Leiden das Geheimniß Ihres gänzlichen Ruins verborgen gehalten, nun naht sich aber unfehlbar der Augenblick, wo Sie ihre Güter verkaufen müssen."

Der Edelmann sah den Notar mit einem fragenden Blicke, in welchem Angst und Zweifel vorherrschten, an.

"Es ist dennoch so" fuhr dieser fort: "Herr van Hoogebaen ist auf seiner Reise in Deutschland gestorben, die Erben haben Ihren Schuldbrief über 4000 Franken, im Nachlaß gefunden und mir berichtet, daß an eine Erneuerung desselben nicht zu denken sei. Wenn auch Herr van Hoogebaen Ihr Freund war, die Erben kennen Sie nicht. -- Zehn Jahre lang haben Sie bereits versäumt diese Schuld

abzutragen, Sie haben 2000 Franken an Zinsen gezahlt. Zu Ihrem eignen Besten muß die Sache ein Ende nehmen. Noch vier Monate bleiben Ihnen, Herr van Blierbeke, denn so lange läuft der Schuldbrief noch.“

„Noch vier Monate,“ seufzte der Edelmann mit traurigem Ton, und dann — „o Gott.“

„Dann werden Ihre Güter gerichtlich verkauft. Ich begreife, daß dieser Gedanke Ihnen Schmerz macht, aber da ein unabwendbares Schicksal Ihnen dreht, thun Sie am Besten ihm muthig entgegen zu gehen und sich auf den Schlag vorzubereiten. Lassen Sie mich unter irgend einem Vorwande Ihre Güter feil bieten, so entgehen Sie der Schmach eines gezwungenen Verkaufs.“

Herr van Blierbeke saß seit einigen Augenblicken und bedeckte die Augen mit den Händen, als ob die schlimmen Worte des Notar ihn zu Boden schmetterten. Als die Frage wegen des freiwilligen Verkaufs seiner Güter an ihn gerichtet wurde, hob er den Kopf empor und sagte mit schmerzlicher Ruhe!

„Ihr Rath ist gut und edelmüthig Herr Notar, aber ich kann ihn nicht befolgen, Sie wissen, daß alle meine Opfer, mein bittres Leben, meine ewige Angst nur dazu dienen müssen, das Schicksal meines einzigen Kindes zu sichern. Sie wissen es, Sie allein Herr Notar, daß Alles, was ich thue, nur einen einzigen, und nach meiner Meinung einen heiligen Zweck hat. Nun es scheint mir, als ob Gott mein zehnjähriges Gebet erhören wolle. Zwischen meinem Kinde und einem reichen Manne, dessen Güte und

Vortrefflichkeit ich bewundere, hat sich ein Liebesverhältniß angeknüpft. Seine Eltern scheinen uns sehr geneigt zu sein. Vier Monate! die Zeit ist wahrlich kurz, aber soll ich durch einen Verkauf alle meine Hoffnungen zerstören, meinem Kinde und mir selbst eine offenbare Armuth auferlegen, setzt wo ich vielleicht allen meinen Leiden und Qualen ein Ende machen kann?“

„So würden Sie also diese Leute betrügen wollen, vielleicht träfe dadurch Ihr Kind noch ein größeres Unglück!“

Das Wort betrügen, machte den Edelmann zittern, ein kalter Schauer lief durch seine Glieder und die Röthe der Schaam färbte seine schöne Stirn.

„Betrügen,“ seufzte er bitter, „o niemals! Aber ich will das Gefühl der Liebe, das aus gegenseitiger Reigung so mild in zwei Herzen entspringt nicht unterdrücken, dadurch, daß ich mein Elend offenbare. Muß irgend ein Entschluß gefaßt werden, so erkläre ich redlich, wie es mit mir steht. Wird meine Hoffnung dadurch vernichtet, so befolge ich Ihren Rath, lasse mein Gut verkaufen und ziehe aus dem Vaterlande, anderswo hin, wo ich durch Unterricht das Nöthigste für mich und mein Kind zu erringen suche.“

Er schwieg eine Weile und fügte dann, wie mit sich selbstredend, hinzu: „An dem Sterbelager meiner Gattin und auf dem Crucifix habe ich gelobt, daß mein Kind dieses Schicksal nicht theilen, daß es friedlich und glücklich leben solle. Zehn Jahr Leiden, zehn Jahr Erniedrigung reichten nicht

hin mein Gelübde zu erfüllen, jetzt erleuchtet ein letzter Strahl der Hoffnung unsere dunkle Zukunft. "

Er ergriff zitternd die Hand des Notars, schauete ihm, wie verwirrt in die Augen, und rief bittend: „O Freund, helfen Sie mir bei diesem entscheidenden Versuch, halten Sie mich nicht länger hier auf der Folter, sondern gewähren Sie mir, was ich bitte. Ich werde den Namen meines Wohlthäters, den Retter meines Kindes segnen, so lange ich lebe.“

Der Notar zog seine Hand zurück und antwortete verlegen:

„Aber ich begreife nicht, in welcher Beziehung dies Alles zu der Summe steht, die Sie geborgt haben wollen.“

Herr van Blierbese steckte die Hand in die Tasche und sagte mit eignem Ton:

„Ach es ist lächerlich, nicht wahr, so tief zu sinken, und sein Glück oder ewiges Unglück abhängig zu sehen von Dingen, über die jeder andere Mensch spotten würde? — Morgen kommt der junge Mann mit seinem Oheim zu uns, um bei uns zu speisen, der Oheim hat sich selbst eingeladen. Wir haben nichts ihnen vorzusetzen, meine Tochter braucht einige Kleinigkeiten um anständig gekleidet zu sein, wir werden ebenfalls von ihnen gebeten werden. Unsere Einsamkeit wird unsere Armuth nicht länger verbergen, Opfer jeder Art müssen getracht werden um nicht vor Schaam zu vergehen. . .“

Bei diesen Worten zog er die Hand aus der Tasche und zeigte dem Notar mit unbeschreiblichen Ausdrücken zwei Franken in kleiner Münze.

„Sehen Sie,“ seufzte er, bitter lächelnd, „das ist Alles, was ich noch besitze und morgen muß ich reiche Leute zu Mittag bewirthen. Wird meine Armuth nur im Mindesten verhalten, so geht alle Hoffnung für mein Kind verloren. Um Gottes Willen Herr Notarius versagen Sie mir Ihre edelmüthige Hilfe nicht.“

„Tausend Franken“ murmelte der Notar, „ich kann meine Klienten nicht betrügen, welches Pfand wollen Sie mir geben? Sie besitzen nichts mehr, das nicht überschuldet wäre.“

„Tausend, oder fünfhundert oder zweihundert, leihen Sie mir doch etwas, daß es mich aus der Verlegenheit rettet.“

„Ich habe kein Geld disponibel,“ war die kalte Antwort, „vielleicht in vierzehn Tagen, aber ich kann es nicht versprechen.“

„So leihen Sie mir, um unsrer Freundschaft willen, Ihrer eignen Kasse.“

„Ich darf nicht hoffen, daß Sie je im Stande sein werden, das Geliehene wiederzugeben,“ fiel ihm der Notar mit sichtbarem Verdruß in die Rede, „es ist daher ein Almosen, was Sie verlangen.“

Der Edelmann rang schmerzlich die Hände und wurde blaß, ein funkelnder Blick strahlte aus seinen Augen, seine Stirn runzelte sich zornig, dennoch bezwang er seine heftige

Bewegung, schlug die Augen nieder und murmelte mit trauriger Gelassenheit.

„Ein Almosen; sei es! Auch diesen letzten Tropfen aus dem Leidensleisch, will ich trinken, es ist für mein Kind.“

Der Notar nahm einige Fünffrankenstücke aus einer Schublade und bot sie ihm an. Mochte es nun sein, daß dieser sich verlegt fühlte, ein Almosen anzunehmen oder ob die Summe ihm unzulänglich schien, er betrachtete das Geld eine Weile mit wildem Blicke, warf sich mit einem Seufzer zurück und bedeckte sein Gesicht wieder mit den Händen.

Ein Diener trat ein und meldete den Besuch einer fremden Person; der Edelmann sprang in die Höhe, so bald jener den Saal verlassen hatte und wischte sich zwei helle Thränen aus den Augen. Der Notar zeigte auf die Fünffrankenstücke, welche er auf den Tisch gelegt hatte; aber Herr van Bliedeker wendete seine Augen mit Abscheu von dem Gelde und sagte eilig: Herr Notar verzeihen Sie meine Kühnheit, ich erbitte mir nur noch eine Günst von Ihnen.

„So, und welche?“

„Im Namen meines Kindes, das Geheimniß!“

„Was das betrifft, so kennen Sie mich lange. Gegen Sie keine Furcht. Sie wollen also diese geringe Hilfe nicht annehmen?“

„Dank, Dank,“ rief der Edelmann, indem er die Hand des Notar von sich zurück wies und zitternd als habe ihn ein Fieber ergriffen, den Saal verließ und zur Thür hin-

aus eilte, ohne abzuwarten, daß ihm der Diener dieselbe öffnete.

Nach bestürzt von dem erniedrigenden Schlage, der ihn getroffen hatte, fast bewusstlos, sterbend vor Schaam, den Kopf auf die Brust gesenkt und die Augen zu Boden schlagend, lief der unglückliche Edelmann eine Zeitlang durch die Straßen der Stadt, ohne zu wissen wo er sich befand. Endlich weckte ihn das Gefühl der Nothwendigkeit aus seinen fieberhaften Träumen, er lenkte die Schritte zum Burgerhout'schen Thor hinaus, und ging die Festungswerke entlang, bis er sich ganz allein an einem einsamen Orte befand.

Dort stillstehend schien er noch einen schweren Kampf bestehen zu müssen. Seine Lippen bewegten sich schnell, auf seinem Angesicht wechselte der Ausdruck der Pein, der Verzweiflung und der Schaam. Mittlerweile nahm er die goldne Dose aus der Tasche und betrachtete mit tiefem Schmerz, das darauf eingegrabene adelige Wappen; dann versank er in trübe Gedanken und erwachte darauf wieder, als ob er etwas Wichtiges beschlossen hätte.

Endlich sagte er mit leiser, aber voll Nührung bebender Stimme:

„Andenken meiner guten Mutter, Schutzengel, der mein Glend so lange verborgen hielt, heiliger Schild, den ich als Schirm gegen Alles erheben konnte, das meine Armuth verrathen wollte; du uraltes Erbe meiner Väter, auch dir muß ich Lebewohl sagen, dich schänden mit meiner Hand. Möge diese letzte Hilfe durch dich verlihen uns von größerer Erniedrigung erretten.“

Eine Thräne rollte über seine Wangen, dennoch fuhr er in seiner sonderbaren Beschäftigung fort und kratzte mit einem Messer auf die Dose, bis daß das Wappen gänzlich unsichtbar geworden war.

Darauf verließ er diesen Ort und kehrte nach der Stadt zurück, wo er meist alle kleinen und einsamen Straßen durchkreuzte und mit furchtsamen und scheuen Blicken alle Aushängeschilder betrachtete.

Nachdem er über eine Stunde so umhergeschlichen war, gelangte er an eine kleine Gasse des St. Andreas Viertels und ein plötzlicher Ausdruck auf seinem Gesichte bezeugte, daß er gefunden habe, was er gesucht. Sein Auge richtete sich nämlich auf ein Schild, welches nur vorne zwei Worte enthielt: Vereidigter Vergträger. Dies bezeichnete nämlich, daß in dem Hause Jemand wohne, welcher für die Stiftung, Berg der Warmherzigkeit genannt (*mont de piété*), Geld auf Pfänder lieh.

Der Edelmann ging dort vorbei und bis an das Ende der Straße, dann kehrte er um und beschleunigte oder verzögerte seine Schritte, je nachdem sich irgend Jemand in der Straße zeigte, bis er zuletzt einen günstigen Augenblick fand und zitternd sich längs der Mauer in das Haus schlich, an welchem er das Aushängeschild entdeckt hatte.

Eine ziemliche Zeit darnach kam er wieder aus dem Leihhaus heraus und flüchtete sich in einen Winkel einer andern Straße. Wohl strahlte einige Freude aus seinen Augen, aber das dunkle Roth, das noch sein Antlitz färbte,

bezeugte deutlich, daß er die erwünschte Hilfe nur auf Kosten einer neuen Erniedrigung erhalten habe.

Fast darauf hatte er die Mitte der Stadt erreicht, er trat an einen Laden mit Gewaaren, kaufte ein gefülltes Huhn, eine Fleischpastete, eingemachte Früchte und andere kleine Gerichte, ließ dieselben in einen Korb packen, bezahlte den Betrag und sagte, daß er seinen Diener senden würde um sie zu holen. Darauf kaufte er bei einem Goldschmiede ein paar silberne Löffel und ein paar Ohrenglöckchen, worauf er diese Gegend verließ, wahrscheinlich um sich noch verschiedene andere Dinge anzuschaffen.

II.

In vielen unserer Haidegegenden hat der Mensch einen siegreichen Kampf angefangen um den Boden aus seinem Jahrhundert langen Schlafe zu erwecken. Er hat die dürrer Eingeweide der Erde durchwühlt und seinen Schweiß in ihren Schoos gegossen, hat Wissenschaft und Gewerbefleiß zu Hilfe gerufen, Sümpfe und Moräste ausgetrocknet, das fruchtbare Wasser der Gebirge aus dem Strome der Maas geleitet und so die befruchtenden Lebensadern durch einen Boden strömen lassen, der wie eine Leiche tausend Jahre lang geschlummert hatte.

Ruhmreicher Kampf des Menschen mit der Materie, nie genug gepriesener Sieg, welcher dereinst das unfruchtbare Kämpenland in einen reichen Garten umwandeln wird! Wahrlich unsere Nachkommen werden es nicht glauben, wenn einst eine wogende See von Korn oder eine grüne Weide sich ihrem entzücktem Blick zeigt, wo jetzt die Zenne, von dem hellen Sande zurückprallt.

Im Norden der Stadt Antwerpen nach den holländischen Grenzen zu, bemerkt man jedoch kaum einige Spuren dieses Beginns, nur längs den Landstraßen sieht man hier und da den Ackerbau in die Haide eingreifen, wei-

terphn dagegen im Herzen des Landstrichs ist Alles wüß und dürr; dort zieht sich eine versengte Ebene hin, deren eiförmiger Schmuck das Paidekraut ist, so weit das Auge reichen kann; dort findet man noch Plätze, wo nichts den Horizont begrenzt als jener bläuliche Nebel, welcher zu erkennen giebt, daß die Wüste sich noch viel weiter ausdehnt, als die Nacht des Blickes sich erstreckt. Wenn man hier große Strecken durchwandert hat, so begrüßt Einen von Zeit zu Zeit ein sich windendes Bächlein, dessen Ufer Kräuter schmücken und Weidengebüsche zieren. Längs diesem murmelnden Paidebächlein, oder etwas höher hinauf auf dem Lande, zeigen sich einige Pachthöfe, Lusthäuser und ganze Dörfer, als ob der Mensch, wie der Boden nur des fließenden Wassers bedürfe um Nahrung zu finden und zu leben. In einer dieser Gegenden, wo Weiden und anderes Gebüsch den Aufbau möglich gemacht hatten stand ein ziemlich großer Hof zu dem ein abgelegener Weg führte. Die hohen Bäume, welche ihren Schatten so majestätisch rund warfen, bezeugten, daß der Mensch sich hier schon seit Jahrhunderten niedergelassen habe und der Graben, welcher sich rings herumzog, so wie die steinerne Brücke vor dem Thor, berechtigten zu der Annahme, daß daselbst ein herrschaftliches Landgut sein müsse.

Man nannte dieses Veriðthum in der Gegend den Grinselhof.

Der Pachthof nahm mit seinen Wohnungen, Ställen und Scheunen die ganze Vorderseite des Guts ein und hinterließ dadurch größtentheils die Vorübergehenden zu sehen,

was sich hinter dem dichten Gehölze und innerhalb des Grabens befand oder zutrage.

Das war auch in der That ein Geheimniß, selbst für den Pächter des Hofes. Hinter seinem Hause und Vorhofe erhoben sich undurchdringliche Bäume, wie ein Vorhang und entzogen das Innerste des Landgutes seinem neugierigen Auge. Weder er noch irgend Jemand seiner Hausgenossen durfte ungerufen diese Grenze überschreiten.

In der Tiefe des Besitztums, zwischen den höchsten Bäumen, stand ein großes Haus, welches die Bauern das Castell nannten; in diesem wohnte ein Edelmann mit seiner Tochter, so einsam und verborgen, wie ein Einsiedler, ohne Anechte und Mägde, sorgfältig alle Gesellschaft meidend. Man glaubte, daß derselbe, welcher ziemlich ausgedehnte Güter besaß aus unbegreiflicher Habsucht und Gierigkeit, sich so von andern Menschen abgeschlossen habe.

Was den Pächter betrifft, so wich dieser darüber aller Erklärung aus, das Geheimniß seines Herrn mit tiefem Stillschweigen ehrend. Es ging ihm gut auf diesem Hofe. Der Boden war dort fruchtbar und das Pachtgeld nicht hoch. Er erzeigte sich seinem Herrn dankbar dafür und ließ ihm willig ein Pferd um ihn an jeden Sonntagmorgen nach dem Dorfe zu fahren, wo der Edelmann und seine Tochter dem Gottesdienste bewohnten. Auch stand bei dringenden Gelegenheiten sein junger Sohn, als Anecht dem Gutsherrn zu Diensten.

Es ist an einem Spätnachmittage des Monates Juli, die Sonne hat ihre tägliche Reise am Himmel beinahe zurückgelegt und neigt sich nach Westen, aber ihre Strahlen, obwohl nicht mehr so brennend, wie am Mittage, sind doch noch warm und überströmen die Natur mit farbenreicher Gluth. Auch auf dem Grinselhof spielt die sinkende Sonne fröhlich und heiter zwischen dem Laube: Während ihre Strahlen die höchsten Gipfel der Bäume mit sanfteren Tinten bemalen und überglänzen, wird Alles Grün an der Offseite dunkler und das Innere des Gehölzes düster und geheimnißvoll. Riefige Schatten strecken sich über den Boden, und nach der erstickenden Tageshize erhebt sich langsam die frische Abendkühle aus Gras und Blättern und erfüllt die Luft mit erquickenden Düften.

Trotzdem ist aber auf dem Grinselhof Alles traurig. Eine Todtenstille liegt wie ein Leichentuch über der einsamen Wohnung, die Vögel schweigen, der Wind ruht, kein Blatt bewegt sich. . . Nichts als das Licht, das hier allein zu leben scheint.

Man möchte bei der Abwesenheit aller Bewegung, alles Klanges denken, daß die Natur hier auf immer in einen Bauberschlaf versenkt läge. Wenn man das Auge in der undurchdringlichen Finsterniß zwischen dem verwilderten Laube umherirren ließe, so würde man von einem Schauder ergriffen werden, als ob das stille Geheimniß dieses Ortes etwas Schreckliches in seinem Schooße verborgen hielte. . .

Plötzlich raschelt es in den Blättern, mitten im Gebüsch beugen sich Zweige, bei dem raschen Durchgange eines un-

sichtbaren Körpers, viele Vögel verlassen das Gehölz und fliegen lärmend durcheinander, als wollten sie einer sich nahenden Gefahr entfliehen.

Kommt vielleicht ein menschliches Wesen um durch seine Erscheinung Leben und Klang zu bringen, wo Tod und Stille auf immer zu herrschen schienen?

Dort öffnet sich das Laub, ein junges Mädchen, ganz in Weiß gekleidet springt zwischen den Haselbüschen hervor; mit einem seidnen Fangnetze in der Hand jagt es einem Schmetterling nach: es hüpfet und läuft rascher, als ein Reh; den schlanken Körper ausstreckend, die Arme emporgehoben, den Boden nur mit den Fußspitzen berührend scheint es geflügelt und noch behender zu sein als die Vögel, welche durch dasselbe aus ihrem Verstecke geschreckt werden. Langes, in dichten Locken herabfallendes Haar bedeckt seinen schönen Hals. Seht es thut einen mächtigen Sprung in die Höhe!...

Wie ist er doch reizend und prächtig dieser Schmetterling, der über ihrem Haupt flattert und tanzt, als hätte er Lust mit der Jungfrau zu spielen. Seine gezackten Flügel sind mit Augen von Lasur, Purpur und Gold übersäet.

Ein Freudenschrei, ein Klang, wie ein heller Gesangton entflieht der Brust des Mädchens, beinahe hätte es den Gegenstand seines Verlangens gefaßt, doch berührte es ihn nur mit dem Rande des Netzes und verlegte seine Flügel. Obwohl verstümmelt erhebt sich der Schmetterling in die Höhe und ist bald aus seinem Bereich; es sieht ihm traurig

nach, bis seine Farben sich mit dem Blau des Himmels verschmelzen.

Die Jungfrau bleibt einen Augenblick leuchtend stehen und schlägt dann mit langsameren Schritten einen breiten Fußpfad ein.

Wie schön ist sie. Die Sonne hat den sanften Teint ihres Antlitzes wohl etwas gebräunt, aber dies erhöht die Röthe auf ihren Wangen und giebt denselben den vollen Ausdruck geistiger Kraft und körperlicher Gesundheit. Unter ihrer hohen Stirn funkeln schwarze Augensterne durch die langen Wimpern, ihr feingeschnittner Mund umschließt zwei Reihen von glänzenden Perlen, welche zwischen Lippen hervorblicken, die eine aufblühende, rothe Rose beschämen würden.

Alles Bezaubernde, das aus diesem freundlichen, jungfräulichen Antlitze strahlt, wird umgeben von einer Krone herabwallenden Haares, welches sich auf ihren Schultern wiegt und dann und wann ihren weißen Schwanenhals durchschimmern läßt. — Sie ist schlank gewachsen, das einfache, weiße Kleid, das von einem Gürtel fest gehalten wird verliert ihre feinen Formen nicht. Wenn sie das Haupt emporhebt und hintüberstreckt um in das Blaue des Himmels zu sehen, so hätte man leicht glauben können die Traumgestalt eines Luftgeistes zu gewahren und sich einbilden diese Jungfrau sei die Elfe des Grinselhofs.

Während sie jetzt so durch die Gänge streifend, an etwas Fröhliches dachte und sinnig lächelte oder die Regungen ihres Herzens unterdrückte und da mit ernstem Antlitz stehen

blieb und auf den Boden sah, näherte sie sich einem Blumenbeete, in welchem einige Nelken mit hängenden Köpfen, von der Hitze versenkt, schwachteten. Diese Blumen mußten der Gegenstand von Jemandes besonderer Vorliebe sein, denn sie waren alle an weiße Stöcke gebunden und sorgfältig vor Unkraut bewahrt. Die Wahl der Blumen, die kindliche Fürsorge mit der man sie umgab, ein Ton von mütterlicher Pflege, der sich fühlen, aber nicht aussprechen läßt, Alles dies bezeugte, daß eine Frauenhand, oder vielmehr eine liebevolle jungfräuliche Hand dieselben aufziehe und pflege.

Das Mädchen bemerkte schon von Weitem, daß die Blumen schlaff und ermattet an den Stöcken niederhängen. Sie nähete sich ängstlich und sagte, indem sie den Kelch einer Nelke mit der Hand empor hob,

„Ach Gott, meine armen Blumen, ich vergaß gestern euch zu begießen, ihr habt Durst, nicht wahr? Jetzt steht ihr da schwachtend und wartet auf mich mit Gesenktem Köpfchen, als ob ihr sterben wolltet!“

Nachdenkend fügte sie hinzu: „aber ich bin auch seit gestern so zerstreut, so freudig, so heiter.“

Zu Boden sehend, als ob ein Gefühl der Scham sie befeele, flüsterte sie mit gedämpfter Stimme,

„Gustav!“

Sie blieb eine Weile so stehen und vergaß die Blumen und dabei vielleicht die ganze Erde, um mit einer entzückenden Traumgestalt allein zu sein. Bald darauf rührten sich ihre Lippen und sie flüsterte:

„Immer, immer sein Bild vor meinen Augen, immer seine Stimme, die mich verfolgt. Es ist unmöglich diesem Gaukelspiel zu entfliehen, das Herz klopft mir in der Brust, Gott was geht in mir vor; bald sagt das Blut mir glühend durch die Adern, bald wieder fließt es kalt und träg oder es eilt in wilden Sprüngen mir durch die feuchende Brust. Ich bin beklemmt, eine geheime Angst belebt mein Gemüth und doch jauchzt meine Seele und fühlt unbegreifliches Entzücken!..“

Sie blieb noch eine Weile unbeweglich und schweigend, dann schien sie plötzlich zu erwachen, hob rasch den Kopf empor und schüttelte mit einer eigenthümlichen Wendung die dichten Locken aus dem Gesicht, als ob sie sich von einem sie beherrschenden Gedanken befreien wollte.

Lächelnd sagte sie zu den Nelken:

„Wartet ein bißchen, ich will euch helfen und erquicken.“
 Sie sprang auf die Seite und brach einige Zweige im Gebüsch ab; nachdem sie damit die Blumen beschattet hatte, nahm sie eine kleine, danebenliegende Gießkanne und lief damit durch das Gras nach einem kleinen Weiher, welcher sich unter Trauerweiden mitten auf dem Rasenplatz befand.

Die Oberfläche des Wassers war glatt und ruhig als sie erschien, kaum aber spiegelte sich ihr Bild in derselben wieder, so schien auch der Weiher von lebenden Wesen zu wimmeln; Hunderte von Goldfischchen, jeder Größe und Farbe, rotke, weiße, schwarze kamen hervor geschwommen und geschossen und steckten den Kopf aus dem Wasser, mit dem

Mäulern schnappend, wie wenn sie sich Gewalt anthäten mit dem Mädchen zu reden.

Mit der einen Hand sich an dem Stamme der nächsten Trauerweide festhaltend, bog sie sich anmuthig über das Wasser und bemühte sich die Gießkanne zu füllen ohne die Goldfische zu berühren.

„Kommt, kommt, laßt mich zufrieden,“ sagte sie, während sie die Fische vorsichtig auseinander trieb, „ich habe jetzt keine Zeit zu spielen, ich will euch gleich euer Mittagessen holen.“

Über die Fische spielten um die Gießkanne herum, bis sie dieselbe aus dem Wasser herausnahm, ja selbst als sie schon fort war, umkreisten sie noch mit schnellen Bewegungen die Stelle am Rande des Weihers, welche ihr Fuß eingedrückt hatte.

Das Mädchen hatte die Blumen begossen. Die Gießkanne war ihr langsam aus der Hand geglitten. Mit gesenktem Haupte richtete sie nun ihre Schritte nach der einsamen Wohnung, kehrte ebenfalls langsam zurück und warf den Goldfischen etwas Weißbrod zu, darauf wandelte sie wieder ganz in Gedanken vertieft, in den Gartenpfaden umher.

Endlich näherte sie sich einem Plage, wo ein hoher Natalpastrauch seine Zweige wie ein breiter Schirm über den Weg ausstreckte und niederbeugte; darunter stand ein Tisch und zwei Stühle. Ein Buch und ein Tintensafz und weibliche Handarbeit bezeugten, daß die Jungfrau noch kürzlich hier gegessen und gearbeitet habe.

Sie setzte sich auch jetzt auf einen der Stühle hin, nahm abwechselnd das Buch und die Handarbeit, ließ aber Beide wieder fallen und legte dann, sich ihren Gedanken hingebend, ihr holdes Köpfchen auf den Arm, wie Jemand, der ermüdet ist und ruhen will.

Eine Zeit lang irrten ihre Auaen umher im Raume umher, dann und wann spielte ein süßes Lächeln um ihren Mund, wie wenn sie sich mit einem befreundeten Wesen unterredete, mitunter sanken ihre ermüdenden Augenlider; ihre Wimpern hoben sich jedoch wieder um noch schwerer niedersinken, bis endlich ein tiefer Schlaf sich ihrer bemächtigt zu haben schien.

„Schief sie?“ Ihre Seele wachte und genoß der Freude, denn das anmuthige Lächeln zeigte sich noch immer auf ihrem Antlip, und verschwand es auch mitunter, um einem ruhigern Ausdruck Platz zu machen, so erschien es doch bald wieder und zeigte von Neuem den Ausdruck des Glückes und der Lebensfreude in dem spiegelreinen Wesen der Jungfrau. Man hätte sagen können daß ihre Traumgestalten sich verkörperten und vor ihren Augen in der Abendröthe schwebten, um ihr Herz mit einer Fluth von Freude zu überströmen.

Lange lag sie so dort, in gänzlicher Vergessenheit ihrer selbst, von süßen Träumen eingewigt, da ließ sich an dem Bordthor bei dem Pachtthofe ein Geräusch hören und das laute Wiehern des Pferdes störte die Stille des Grinselhofes. Die Jungfrau erwachte jedoch nicht.

Das alte Gabriolet war aus der Stadt angekommen und auf dem Hof nach dem Stalle gefahren.

Der Pächter und seine Frau eilten herbei um den Herrn zu begrüßen und das Pferd auszuspannen.

Während sie damit beschäftigt waren stieg Herr van Blierbeke aus dem Wagen und sprach einige freundliche Worte mit ihnen, jedoch in einem so trüben Tone, daß der Pächter und seine Frau ihn verwundert ansahen. Allerdings pflegte ihn der stille Ernst selbst bei der äußersten Freundlichkeit nie zu verlassen, dies Mal jedoch zeigte sein Antlitz eine ganz ungewöhnliche Niedergeschlagenheit. Er schien sehr ermattet und sein sonst lebendiges Auge bewegte sich langsam und träge unter den gesenkten Wimpern.

Das Pferd ging in den Stall; der junge Knecht, der bereits die Livree abgelegt hatte, nahm einige Körbe und Pakete aus dem Wagen, trug sie hinein und legte sie auf einen Tisch; unterdessen näherte sich Herr van Blierbeke und sagte:

„Baas Jans, ich brauche Eure Hilfe, morgen kommt Besuch nach dem Grinselhof; Herr Denecker und sein Neffe werden hier zu Mittag speisen.“

Erstaunt sah der Pächter seinen Herrn an, er konnte nicht glauben was er hörte. Nach einer kurzen Pause fragte er zweifelnd: „Der dicke reiche Herr, der Sonntags während der Messe neben Euch im Stuble sitzt?“

„Nun denn, Baas Jans, was ist daran so wunderbar?“

„Und der fröhliche, junge Herr Gustav, der gestern nach der Messe auf dem Kirchhof mit unserm Fräulein gesprochen hat?“

„Derselbe.“

„Ach, Herr, es sind so reiche Leute, sie haben alle Güter rund um den Echelpoel gekauft. Auf ihrem Hofe stehen wohl zehn Pferde im Stall, ohne diejenigen, die sie noch in der Stadt haben; ihre Kutsche ist von unten bis oben mit Gold und Silber geschmückt.“

„Ich weiß es, und gerade deshalb will ich sie empfangen, wie es sich für ihren Stand geziemt. Haltet euch mit eurer Frau und eurem Sohne bereit: ich will euch morgen sehr früh rufen, ihr werdet mir willig eine Hand reichen, um mir zu helfen, nicht wahr?“

„Gewiß, gewiß Herr, mit dem größten Vergnügen, das geringste Wort von Euch genügt. Es freut mich, wenn ich Euch einen Dienst leisten kann.“

„Habt Dank für Eure Güte, es bleibt also dabei, morgen früh.“ Herr van Blierbete ging in den Hof und gab dem jungen Knechte einige Befehle hinsichtlich der Körbe, die aus dem Wagen genommen waren; darauf verließ er den Hof und ging durch das Gehölz nach dem Grinsethof.

Sobald er dem Pächter aus dem Gesicht war, erhielt sein Antlitz einen freieren Ausdruck und ein lächelndes Verlangen umspielte seinen Mund, während er sich in den Gartenwegen umsah, als suche er Jemand in dieser Einsamkeit.

Plötzlich fiel sein Auge auf die schlafende Jungfrau. Wie von einem zauberhaften Anblick ergriffen, wurden seine Schritte langsamer und er blieb entzückt vor ihr stehen.

Gott, wie schön war die Ruheude! Jetzt, wo die sinkende Sonne sie mit warmer Gluth übergoß und Alles rund um sie her in rosigem Schimmer erglänzte; ihre schweren Waden lagen in holder Verwirrung auf ihren Wangen. Der Katalpastrauch hatte viele seiner Blüthen auf ihr Haupt fallen lassen und ihren Ruheplatz mit schneeweißen Aelchen bestreut. Sie träumte noch immer, ein Lächeln stiller Seligkeit spielte in ihren Zügen; ihre Lippen bewegten sich und flüsterten unbestimmte Worte, wie wenn ihre Seele strebe sich Luft zu machen durch den Ausdruck eines überwältigten Gefühls.

Lange hielt Herr van Blierbeke seinen Athem zurück und liebkosete das süße, jungfräuliche Wesen mit seinen Blicken. Von tiefer Rührung ergriffen, hob er die Augen gen Himmel und sagte mit stiller, begehrter Stimme:

„Dank, dir, Allmächtiger, sie ist glücklich! Laß mich auf Eiden ein Duldor bleiben, aber mein Leid mache dich barmherzig gegen sie! Gnade, Schutz für mein Kind, möge ihr Traum Wahrheit werden, o Gott!

Nach diesem kurzen, aber feurigem Gebete ließ er sich auf dem zweiten Stuhle nieder, legte den Arm vorsichtig auf den Tisch, um seinen Kopf darauf zu stützen, mit dem süßen Lächeln des Glücks und dem Glanz froher Verwunderung auf dem Gesicht. Für ihn mußte der Anblick der jungfräulichen Schönheit seiner Tochter, eine Quelle inniger Freude sein, welche ihn durch eine wunderbare Kraft auf einen Augenblick, alle seine Leiden vergessen machte; denn er hielt jetzt den Blick mit seligem Entzücken auf sie gerichtet

und auf seinem Gesichte wiederholte sich wie in einem treuen Spiegel, jede Nühtung, welche die feinen Züge der Jungfrau in Bewegung setzte.

Plötzlich farbte ein tiefes Erröthen ihre Stirn, ihre Lippen bewegten sich deutlicher. Ihr Vater betrachtete sie mit großer Aufmerksamkeit und obwohl sie nicht gesprochen hatte, verstand er doch eins der tonlosen Worte, welche mit ihrem Odem in der Luft verschwunden waren.

„Mit noch größter Freude,“ sagte er leise zu sich:

„Gustav,“ sie träumt von Gustav, ihr Herz stimmt mit meinen Wünschen überein, möge es glücken, möge Gott ihm günstig sein. Ja mein Kind öffne dein Herz nur dem schmeichelnden Gefühl der Hoffnung, träume und sinne. „Aber wer weiß — doch nein vergällen will ich dir diese selige Stunde nicht durch das kalte Bild der Wirklichkeit. Schlafe, schlafe und laß deine Seele sich haben in dem Zauberstrome aufsteigender Liebe.“

Herr von Bliedese blieb noch einige Zeit in stiller Betrachtung vor der Jungfrau sitzen: endlich richtete er sich auf, trat hinter sie und drückte ihr einen langen Kuß auf die Stirn.

Noch halb träumend öffnete sie langsam die Augen. kaum bemerkte sie jedoch, wer sie weckte, als sie aufsprang, beide Arme um ihren Vater schlug, schmeichelnd an seinem Halse hing und unter zärtlichen Küffen allerlei Fragen an ihn richtete.

Der Edelmann wand sich aus den Armen seiner Tochter und sagte mit liebevollem Scherz:

„Wahrscheinlich darf ich Dich, Venora, heute nicht fragen, welche Schönheiten Du im *Vendel's Lucifer* entdecktest, dir hat es gewiß an Zeit gefehlt die Vergleiche dieses Meisterstückes unsrer Sprache mit Milton's verlor'nem Paradiese zu beginnen.“

„Ach Vater, stammelte Venora, es ist mir allerdings so wunderbarlich und seltsam zu Muthe, ich weiß nicht was mir fehlt, ich kann selbst nicht einmal mit Aufmerksamkeit lesen.“

„Nun, Venora, betrübe Dich nicht mein Kind, setze Dich, ich muß Dir etwas Wichtiges sagen. Du weißt nicht, warum ich heute in die Stadt gefahren bin; wir haben Morgen Gäste zu Tisch.“

Die Jungfrau erstaunte über diese Mittheilung und blickte ihren Vater fragend und verwundernd an.

„Es ist Herr Denecker, er kommt Morgen; Du weißt es wohl, der reiche Kaufmann, welcher neben mir im Kirchenstuhl zu sitzen pflegt und das Schloß bei dem Gabelreel bewohnt.“

„Ja, ich kenne ihn wohl, er grüßt mich immer so freundlich und hilft mir aus dem Wagen steigen, wenn wir vor der Kirche halten. Aber?..“

„Deine Augen fragen mich, ob er allein kommt,“ erwiderte er. „Nein, Venora, es kommt noch Jemand mit ihm.“

„Gustav!“ rief die Jungfrau wider ihren Willen, mit einem eignen Ton der Ueberraschung und der Freude, während das Röthchen der Scham ihre Stirn bedeckte.

„In der That, es ist Gustav,“ antwortete Herr von Blierbeke; „zittere darum nicht und fürchte Dich nicht davor, weil Deine Seele, sich sich selbst noch unbewußt, einem neuen

Gefühle öffnet. Zwischen Dir und mir kann kein Geheimniß bestehen, das meine innige Liebe nicht ergründete."

Die Jungfrau sah ihrem Vater tief in die Augen und schien in seinen milden Blicken die Erklärung seines Rathfels zu suchen. Plötzlich, als wenn ihr Geist auf einmal erleuchtet worden sei, schlug sie ihm den Arm um den Hals, verbarg ihr Gesicht an seiner Brust und sagte mit feuriger Dankbarkeit:

"Vater, lieber Vater, Deine Güte ist unendlich!"

Der Edelmann erfreute sich eine Weile an den zärtlichen Liebkosungen seiner Tochter. Allmählig versunkerten sich aber seine Züge, und eine Thräne blinkte in seinem Auge. Er sagte mit tief gefühltem Tone:

"Penora, was uns auch im Leben widerfahren möge, Du wirst deinen Vater immer so lieben, nicht wahr?"

"Ach immer, immer!" rief die Jungfrau.

"Penora, mein Kind," seufzte der Vater, "Deine süße Liebe ist mein einziger Lohn und mein Leben auf Erden, raube meiner Seele nie diesen Trost."

Der traurige Ton seiner Stimme erschreckte das junge Mädchen so sehr, daß es sprachlos seine Hände ergriff, ihm den Kopf an die Brust legte und still zu weinen begann.

Sie blieben einige Augenblicke so bewegungslos in tiefer Nüchternung stehen, welche weder Betrübniß noch Freude war, jedoch ihr unergründliches Wesen der Mischung dieser beiden Empfindungen verdankte.

Des Vaters Antlitz nahm zuerst einen anderen Ausdruck an, seine Züge wurden ernst, er schüttelte zweifelnd

das Haupt und schien sich selbst etwas vorzuwerfen. In der That, die seltsamen Worte, welche die Thränen seiner Tochter fließen machten, waren aus seiner Seele aufgestiegen bei dem Gedanken, daß ein Anderer mit ihm die Neigung seines Kindes theilen, dasselbe vielleicht auf immer entfernen würde.

Zu jedem Opfer bereit und wenn solches noch ungleich größer wäre, sobald es nur etwas zu dem Glücke seines Kindes beitragen konnte, hatte dennoch die Idee einer solchen Trennung sein Herz schmerzlich berührt. Lieblosend sagte er nun zu seiner Tochter:

„Komm, komm, Lenora! Sei wieder heiter und fröhlich; es ist ein Glück, daß unsere Seele sich mandymal wieder entlasten kann, wenn das Uebermaaß des Gefühls sie drückt. Laß uns hinein gehen, ich habe Dir noch viel zu sagen, damit wir unsere Gäste empfangen, wie sich's gehört.“

Die Jungfrau gehorchte seufzend und folgte ihrem Vater mit langsamen Schritten, während noch einige Thränen ihren schönen Augen entfielen.

Einige Stunden später saß Herr von Bliethele in dem großen Saal seiner Wohnung bei einem kleinen Lämpchen, die Arme auf den Tisch legend. Das Gemach, das nur an einer einzigen Stelle erleuchtet war, während alle Winkel und Ecken in tiefer Dunkelheit verschwammen, hatte etwas

Unheimliches und Todtes; die flackernde Flamme der Lampe warf ihren Schein in langen Streifen auf die Mauer und bildete allerlei gespensterhafte Gestalten, während die alten Portraits, welche die Wände schmückten, ihre eigensinnigen Augen auf den Tisch zu heften schienen.

Aus dieser Dunkelheit und Stille trat das schöne und ruhige Antlitz des Edelmannes allein hervor. Das glänzende Auge in die Tiefe der Nacht gerichtet, saß er da wie ein unbewegliches Bild und schien aufmerksam wartend auf etwas zu lauschen.

Endlich stand er vorsichtig auf, ging auf den Fußspitzen bis an das andere Ende des Saales und legte das Ohr an eine verschlossene Thür.

„Sie schläft,“ flüsterte er leise und seufzte dann mit emporgerichtetem Blicke:

„Gott beschütze ihre Ruhe!“

Jetzt näherte er sich dem Tische, ergriff die Lampe und eröffnete einen in der Mauer angebrachten Schrank. Niederkniend nahm er aus den untersten Schubladen einige Servietten und ein Tischtuch, entfaltete sie und versicherte sich mit ängstlicher Genauigkeit, daß kein Flecken sie entstellte. Ein Lächeln der Zufriedenheit bezeugte, daß der Ausgang dieser Untersuchung ihn erfreue.

Sich aufrichtend ergriff er jetzt ein Körbchen, ging mit demselben zu dem Tische und nahm aus dem Schubladen einen Lappen und ein Stück Kreide; diese legtere zerhackte er mit dem Griffe eines Messers und begann nun die silbernen Messer und Gabeln, welche in dem Körbchen

sagen, zu reiben und zu rügen. Dasselbe that er mit den Salzmeßten und anderem kleineren Tischgeräth, das meist von Silber war und durch seine getriebene Zierrathen einen gewissen Reichthum andeutete.

Während er sich so beschäftigte, gab sich sein Geist der Erinnerung hin. Die Unbeweglichkeit seines Gesichtes und seiner Augen bewiesen, trotzdem er unsicher in die Dunkelheit zu blicken schien, daß er tief in Gedanken versunken war. Von Zeit zu Zeit bildeten seine Lippen zuweilen Worte, welche stille und zugleich liebe Töne begleiteten, denn ein liebevolles Lächeln strahlte dabei auf seinem Gesichte; er hatte bereits auf seinen Lippen alle Namen genannt, die ihm auf Erden theuer gewesen waren, und vielleicht die reine Lebensfreude seiner Jugend wiedergewonnen. Seine Stimme wurde deutlicher, er seufzte:

„Armer Bruder, ein einziger Mensch weiß, was ich für dich that, und dieser nennt dich einen Undankbaren, einen Betrüger, und du, du irrst umher im Norden Amerika's, kränklich und verkümmert; für geringen Lohn durchstreiffst du die Wüsten, wo Monate lang kein menschliches Antlitz dich anblickt; du, auch ein Edelmann, bist des Engländer's Knecht geworden und sammelst die Pelze, welche zur Pracht der Reichen dienen müssen. Ach, ich erdulde bittere Leiden um deinetwillen, aber Gott ist mein Zeuge, daß die Liebe zu dir unvermindert in meinem Herzen lebt. Möge deine Seele, o Bruder, während du in der einsamen Wüste sitzt und trauerst, diesen Seufzer meiner Seele empfinden und er dich trösten in deinem Elend.“

Der Edelmann versank eine Weile in die Betrachtung von seines Bruders Schicksal; endlich riß er sich los von seinen Träumen und wandte seine Aufmerksamkeit auf die Arbeit. Er legte die silbernen Gegenstände neben einander auf den Tisch hin und sagte nachdenkend:

„Sechs Gabeln, acht Löffeln, wir sind unster vier am Tisch, es muß also genau aufgepaßt werden, sonst fehlt es irgendwo; es wird indessen doch gehen, ich werde die Bäckerin genau unterrichten, sie ist eine gewandte Frau.“

Während er diese Worte sagte, schloß er Alles wieder in den Schrank; dann nahm er das Lämpchen, verließ mit langsamen und vorsichtigen Schritten den Saal und stieg eine steinerne Treppe hinunter in einen weiten gewölbten Keller, wo er eine kleine Thür öffnete und sich unter eine noch niedrigere Wölbung bückte. Bei dem Scheine der Lampe tastete er unter einer großen Anzahl leerer Flaschen umher und fand endlich, was er suchte. Er nahm drei Flaschen aus dem Sande heraus und sagte, mit Angst und Blässe auf dem Gesicht:

„Himmel, nur drei Flaschen, drei Flaschen Tischwein, mehr nicht, und man sagt, daß Herr Denecker seinen Stolz darin setzt, viel trinken zu können. Was soll ich anfangen, wenn man diese drei Flaschen leert und dann noch mehr Wein verlangt? . . . Ich trinke nicht, Lenora wenig, also zwei Flaschen für Herrn Denecker und eine für seinen Neffen, es kann genug sein. Hier hilft doch kein Alagen, das Schicksal muß entscheiden.“

Ohne weiter etwas hinzuzusetzen, ging der arme Edelmann in die anderen Ecken des Kellers und sammelte dort einige Spinnweben, die er kunstmäßig über die drei Flaschen hing und hier und dort mit ein wenig Sand bestreute.

Dann ging er wieder hinauf in den Saal und klebte ein Stück Tapete an die Wand, da wo diese durch Zufall etwas abgeseuert war. Nachdem er darauf noch eine halbe Stunde an seinen Kleidern gebürstet und die von der Zeit abgeschabten Stellen an den Ellenbogen und den Ärmeln durch Tinte und Wasser zu verbergen gesudet hatte, ging er wieder an den Tisch und bereitete sich auf eine noch viel seltsamere Arbeit vor. Er nahm nämlich einen seidenen Faden, eine Schusterahle und ein Stück gelbes Wachs aus einer Schublade, legte seinen Stiefel auf den Schoß und fing an, wie ein geschickter Schuhmacher den Riß an demselben zuzunähen.

Diese Arbeit mußte traurige Gedanken in ihm erwecken, denn er lachte verächtlich, als ob er eine bittere Freude daran finde, sich selbst zu verspotten. Auf seinem Antlitz offenbarte sich bald darauf ein heftiger, inniger Streit; das Roth der Schaam wechselte ab mit der Blässe der Angst, bis er endlich wie erzürnt den seidenen Faden abschnitt, den Stiefel auf den Tisch warf, in die Höhe sprang, die Hand nach den Bildnissen ausstreckte und mit unterdrückter Stimme rief:

„Ja, schaut mich an, Ihr, deren edles Blut durch meine Adern fließt! Du, Feldoberst, der an Camont's Seite bei St. Quentin das Leben für das Vaterland opferte, — Du,

Staatsmann, der Du nach der Schlacht von Pavia dem großen Kaiser Karl so ausgezeichnete Dienste leistetest, — Du, Wohlthäter der Menschheit, der so viele Gotteshäuser beschenkte, — Du, Prälat, der du als Priester und Gelehrter die Kirche deines Gottes so mannhaft vertheidigtest! Seht mich an, nicht allein von dieser leblosen Leinwand — auch aus dem Schooße des Allmächtigen! Er, der hier seinen Stiefel näht und in nächtlicher Stille sein Glend verdeckt, er ist euer Sohn, der Sprosse Eures Stammes. Wenn auch der Blick der Menschen ihm Leid verursacht, vor Euch zum mindesten schämt er sich seiner Erniedrigung nicht! . . . O meine Väter, Ihr habt mit Schwert und Wort gestritten gegen die Feinde des Vaterlandes, ich kämpfe gegen Spott und unverdiente Schmach ohne Hoffnung auf Sieg und Ruhm, ich leide und meine Seele nützt sich ab, ohne daß die Welt mir etwas Anderes als Spott und Verachtung aufbewahrt! — Und dennoch hab' ich Euer Wappen nie beflakt, was ich that, ist gut und tugendhaft in den Augen Gottes; die Quellen meines Unglücks sind Edelmut, Barmherzigkeit und Liebe. Ja, ja, richtet eure glänzenden Augen auf mich, seht mich an, wie ich in Armuth versunken bin; aus der Tiefe meiner Erniedrigung will ich das Haupt stolz zu Euch emporheben und das Auge nicht niederschlagen vor Eurer Blick. Hier in Eurer Gegenwart bin ich allein mit meiner Seele, mit meinem Gewissen, hier trifft keine Schmach denjenigen, der als Edelmann, als Bruder, als Christ und als Vater zum Märtyrer wird, weil er seine Pflicht gethan hat.“

Herr van Blierbete ward von seinem Gifer fortgerissen, mit großen Schritten wandelte er vor der Mauer auf und ab und hob mit raschen Geberden die Hand zu den Bildnissen seiner Väter empor; es lag etwas Majestätisches in seinem Wesen, mit aufgerichtetem Haupte erschien er gebieterisch, wie ein Herr; seine schwarzen Augen funkelten in der Dunkelheit, sein schönes Antlitz strahlte von Würde, sein Ausdruck und sein Benehmen waren männlich und wunderbar groß.

Plötzlich blieb er stehen, legte die Hand an die Stirn und murmelte mit traurigem Lächeln:

„Armer Wahnsinniger, deine Seele sucht sich Raum, sie bricht die Bande der Erniedrigung — und träumt. . .“

Die Hände zusammenschlagend, sagte er mit zum Himmel gerichtetem Blick:

„Ja, es ist eine Täuschung, aber dennoch danke ich dir, o gütiger Gott, daß du diesen Trümmern von Muth und Geduld in meine Seele leitetest. — Wenig, die Wirklichkeit steht wieder vor meinen Augen wie ein Gerippe, das mich angrinst in der Finsterniß; jetzt aber bin ich stark, ich verlache dieses widerliche Gespenst der Demüthigung.“

Er sammelte sich wieder, die Muthlosigkeit spannte seine Züge von Neuem ab, er senkte das Haupt und seufzte ängstlich:

„Und Morgen? . . . Morgen wird das Auge der Menschen mißtrauisch sich auf dich richten: du wirst zittern bei den verwunderten Blicken Derjenigen, welche das Räthsel deiner Handlungen zu lösen suchen, du wirst mit

vollen Zügen den Kelch der Schande leeren; doch lerne deine Rolle gut, berechne die Züge deines Gesichtes, spiele die frige Bosse fort... und sei eingedenk deines edlen Stammes, um auf der Holterbank aus allen Gefäßen deines Herzens zu bluten und hundertmal in einer Stunde zu sterben... Geh, deine nächtliche Arbeit ist abgethan, geh und suche Ruhe, vergiß im Schlafe, was du bist und was dir droht. Der Spott! Dort erwartet dich die Bühne der letzten Erniedrigung, dort kannst du dich selbst sehen — sehen, wie man dein väterliches Erbe verkauft, wie man verächtlich über deinen Fall lacht, wie du mit deinem Kinde aus deinem Vaterlande fliehst, um in fernen Gegenden das Brod des Glendes zu suchen... schlafen! das macht mich zittern... der Schuldbrief... der Schuldbrief...“

Dieses Wort wiederholte er mehrere Male mit steigender Angst, während er alle auf dem Tische liegende Dinge bei Seite brachte.

Gleich darauf verschwand er mit dem Lämpchen durch eine Thür, die wahrscheinlich zu seinem Schlafgemach führte.

III.

Sobald am andern Tage die erste Morgenröthe den Himmel färbte, war schon Alles auf dem Grünselhofe in Thätigkeit, die Pächterin und ihre Magd scheuerten die Treppen und Gänge, der Pächter reinigte den Stall und sein Sohn säuberte und hadte die Wege des Gartens: Lenera war so früh schon im Speisesaale, damit beschäftigt, Staub abzuwischen und die Möbel und die anderen kleinen Gegenstände kunstgerecht zu ordnen.

Es war ein Leben und eine Bewegung, wie man sie seit zehn Jahren auf dem Grünselhofe nicht mehr gesehen hatte; es schien, als ob die Leute des Hofes sich der Arbeit außerordentlich freuten; auf ihrem Antlitz glänzte eine Art von siegreichem Ausdruck, als ob sie wäbnten, mit der tödtlichen Einsamkeit, die hier so lange ungestört geherrscht hatte, einen glücklichen Kampf zu führen.

Herr van Blierke, obwohl innerlich mehr als die Andern aufgeregt, wanderte mit scheinbarer Kälte auf und ab und ging von Einem zum Andern, Jeden durch einige liebevolle, sanfte Worte ermunternd und Alles lenkend, ohne sich eigentlich merken zu lassen, daß er sich viel um das, was

vorgenommen wurde, bekümmere. Er schmeichelte lächelnd der Eigenliebe dieser einfältigen Leute und machte ihnen mit freundlichem Scherz begreiflich, daß es auch eine Ehre für sie sei, wenn seine Gäste sich mit seinem Empfange zufrieden zeigten.

Noch nie hatten der Bäcker und seine Frau Herrn van Blierbese so mittheilend und fröhlich gesehen, und da sie ihn wirklich von Herzen ehrten und liebten, so waren sie darüber auch nicht weniger erfreut, als ob auf dem Grinselhofe Kirmse gewesen wäre. Sie erkannten nicht, daß, da der arme Edelmann sie nicht mit Geld bezahlen konnte, er ihnen ihre Arbeit mit Zuneigung und Freundlichkeit zu vergelten suchte.

Als das schwerste Werk gethan war und die Sonne bereits höher am Himmel stand, rief Herr van Blierbese seine Tochter herunter und theilte ihr das Nähere über die zu kochenden Speisen mit; sie sollte mit dann und wann nachsehen und der Bäckerin sagen, wie sie die ihr unbekannten Gerichte zu bereiten habe.

Das Feuer wurde in den alten Ofen angezündet, das Holz flammte und krachte auf dem Herde, die Kohlen glühten in den Pfannen und der Rauch rollte in spielenden Kreisen über das Dach hin.

Der Korb ward ausgepackt, das gefüllte Huhn, die Fleischpasteten und andere ausgesuchte Speisen herausgenommen; man brachte ganze Körbe mit Erbsen, Bohnen und anderem Gemüse; die Frauen begannen diese zu putzen und zu bereiten.

Lenora selbst nahm Antheil an dieser Arbeit und plauderte fröhlich mit der Pächterin und mit der Magd: die letztere, welche nur sehr selten, die Jungfrau in der Nähe gesehen hatte und nie lange in ihrer Gegenwart geblieben war, betrachtete ihre schönen jungfräulichen Züge, ihre schlanke Gestalt und ihre feurigen Augen mit einer Art von Bewunderung und außerordentlicher Ehrerbietung, noch lebendiger drückten sich diese Gefühle auf ihrem Antlitze aus, als aus dem Munde der träumenden Lenora einige Töne von einem bekannten Volksliede aufstiegen.

Die Magd stand vom Stuhl auf, näherte sich schüchtern ihrer Herrin und sagte dieser bittend und leise etwas in das Ohr, doch laut genug um von Lenora verstanden zu werden:

„Ach Frau Pächterin bittet doch das Fräulein um ein Stückchen von dem Liede zu singen, ich habe gestern zugehört, es war so schön, daß ich dumme Lese wohl noch eine Viertelstunde hinter den Haselsträuchern stand und weinte.“

„Ach ja, hat die Pächterin Lenora, wenn es Ihnen nicht zu viel Mühe macht Fräulein, so würden Sie uns sehr dadurch erfreuen, Sie haben eine Stimme, wie eine Nachtigall und ich erinnere mich, Fräulein, daß meine Mutter — sie ist schon lange bei Gott — mich stets in den Schlaf zu wiegen pflegte mit diesem Liedchen.“

„Es ist so lang,“ antwortete Lenora lächelnd.

„Ach, wenn es auch nur einige Verse wären,“ erwiderte jene, „heut' ist einmal so ein fröhlicher Tag.“

„Nun denn,“ sagte Lenora, „wenn es euch Vergnügen macht, warum sollt ich es Euch da abschlagen, so hört:

Am Rand von einem schnellen Fluß,
Ein traurig Mädchen saß,
Sie klagt' und weinte voll Verdruß
In's Gras, von Thränen naß.

Sie warf die Blümchen, die sie sah,
Fortwährend in den Strom,
Sie rief ach lieber Vater, ach!
Ach, lieber Bruder, komm!

Ein Reicher, der dort wandelte
Hört' ihren lauten Schmerz,
Als er das Mädchen weinen sah,
Brach sein mitleidig Herz.

Er sprach zu ihr: „Mein liebes Kind,
Was dich quält, sage mir,
Sag' mir, warum du weinst und klagst
Kann ich, so helf ich dir.“

Sie seufzt' und sah ihn trostlos an,
Und sprach: „O braver Mann,
Eine arme Waise, trefft Ihr an
Der Gott nur helfen kann.

Seht Ihr den grünen Hügel nicht,
Es ist der Mutter Grab;
Seht Ihr den Rand des Flusses nicht,
Mein Vater stürzt' hinab.

Der wilde Strom bezwang ihn gleich,
Er kämpfte und versank.
Mein Bruder sprang alsbald ihm nach,
Allein, auch er ertrank.

Jetzt eil' zur Hütte ich hinaus,
 Wo nichts als Jammer ist —
 So schüttete ihr Herz sie aus,
 Das voller Kummerniß.

Der Herr sprach: „Mache nicht mein Kind,
 Ich lindre deine Pein,
 Ich will dein Bruder und dein Freund
 Und auch dein Vater sein.“

Er hieß sie liebevoll seine Braut
 Und nahm sie bei der Hand,
 Und ließ sie bei dem Flusse noch
 Anzeihn ein reich Gewand.

Sie hat nun Speis' und leckern Trank
 Und was ihr Freude macht,
 Der reiche Mann verdient viel Dank,
 Daß er so brav gedacht*).

Bei dem Beginne der letzten Strophe zeigte sich Herr von Blierbeke an der Schwelle der Küche, die Pächterin stand ehrerbietig auf und schien zu fürchten, daß er sich über das Geschehene erzürnen möchte, er gab jedoch seiner Tochter ein Zeichen fortzufahren. Als der Gesang zu Ende war sagte er freundlich zur Pächterin:

*) Dieses Volkslied, unter den Namen: die Waife bekannt, wird in den Kempen, viel gesungen. Die Melodie ist traurig, doch süß und anmuthig und hat wie Willens (*Oude Vlaemsche Liederen* S. 223) bemerkt viel Aehnliches mit dem Lieblingssiede der Catalani. *Nel cor più, non mi sento*; es ist eigentlich ein ursprünglich deutsches Gedicht.

Der arme Edelmann.

„Ah, man ist hier heiter, das freut mich wirklich, ich brauche einige Augenblicke Eurer Hilfe eben, liebe Frau.“

Von der Pächterin begleitet ging er die Treppe hinauf in den oberen Saal, wo die Tafel gedeckt war, der junge Bauer stand bereits dort in Livree, mit der Serviette auf dem Arm. Nachdem der Edelmann durch eine kurze Anrede, die Pächterin und ihren Sohn überzeugt hatte, daß, was er thue, nur darauf hinausgehe, damit sie Ehre einlegten durch ihre Bedienung bei Tische, begann er eine wahre Komödie mit ihnen zu spielen und ließ Jedes seine Rolle mehrere Mal durchmachen. Vorzüglich sah er bei dieser Uebung auf den schnellen Wechsel von Löffeln und Tellern und wußte alle Fälle, welche er fürchtete, bei diesem Unterricht so gut und so künstlich sich wie von selbst zutragen zu lassen, daß er endlich zufrieden aufhören konnte, mit der Hoffnung es werde Alles gut und recht gehen.

So näherte sich endlich die Stunde des Mittagessens, Alles stand in der Küche bereit, Jeder war an seinem Plaze, Penora hatte sich angekleidet und wartete mit klopfendem Herzen hinter den Gardinen eines Nebenzimmers. Ihr Vater saß mit einem Buche unter dem Katalpastrauch und schien zu lesen: so verbarg er seine steigende Anzucht vor den Leuten des Hofes.

Ungefähr um 2 Uhr Nachmittags fuhr ein prächtiger Wagen von schönen englischen Pferden gezogen in den Grünselhof und hielt vor der steinernen Haustreppe.

Der Edelmann begrüßte seine Gäste mit der ihm eigenenthümlichen freundlichen Würde und sagte einige heitere

Werte, während der Kaufmann seinem Antlitz den Befehl gab, ihn präcis fünf Uhr mit dem Wagen abzubelen, weil er noch an demselben Abende wegen unaufschieblicher Geschäfte nach der Stadt müsse.

Herr Denecker war ein wohlbeleibter Mann, dessen Kleidung, obwohl sehr reich, absichtlich schien vernachlässiget zu sein um ihm ein unabhängiges Aussehen zu geben: sein Gesicht war übrigens nicht sehr bedeutend, es verkündete eine gewisse Schlaubeit, doch auch eine gewisse Herzenogüte, welche vielleicht nur zu sehr durch Gleichgültigkeit gemäßigt wurde.

Edler war das Wesen seines Nessen Gustav, der mit einer schönen Gestalt und einem stolzen männlichen Gesicht eine ausgesuchte Erziehung verband und in Reinheit der Manieren und des Ausdrucks dem Edelmannne beinahe gleich kam. Sein blondes Haar und seine dunkelblauen Augen gaben seinem Gesichte etwas Poetisches, während sein fester Blick und einige leichte Furchen auf seiner Stirn andeuteten, daß er reichlich mit Verstand und Gefühl ausgestattet sei.

Unter den gewöhnlichen Höflichkeitbezeugungen führte Herr van Blierbese seine Gäste in den untersten Saal, wo seine Tochter sich befand. Der Kaufmann begrüßte sie mit freundlichem Lachen und rief mit wahrer Verwunderung:

„So schön und anmuthig zu sein und im Grinselhof versteckt zu bleiben, ach Herr van Blierbese, das ist nicht recht.“

Unterdessen ging Gustav zu der schönen Jungfrau und murmelte einen unverständlichen Gruß. Beider Stirn bedeckte sich mit Roth, sie schlugen fast bebend die Augen

nieder; bis endlich der Jüngling sich von dieser Nahrung ermannte und verständlich mit Lenora sprach.

Der Kaufmann machte Herrn van Blierbese auf die eigenthümliche Nührung der beiden jungen Leute aufmerksam und flüsterte ihm in das Ohr:

„Sehen Sie, was sich dort zuträgt, mein Nefse wird dufflig im Kopf, das Fräulein sticht ihm die Augen aus, ich weiß nicht wie weit die Neigung zwischen Beiden schon gediehen ist, wenn Sie aber nicht gern sehen, daß sie wache und vielleicht unheilbar werde, so thun Sie bei Zeiten dazu, es möchte sonst bald zu spät sein; denn ich sage Ihnen, mein Nefse mit seinem stillen Gesicht ist kein Junge, der vor einem Hinderniß stehen bleibt; sehen Sie nur, da erzählen sie sich schon etwas: der Schreck ist schon vorüber.“

Herr van Blierbese fühlte sich tief erschüttert durch die Worte des Kaufmannes, weil sie seine letzte Hoffnung auf Rettung stützten: doch ließ er sich nichts merken und antwortete:

„Sie lachen Herr Denecker, es ist ja nichts Böses; sie sind beide jung: kein Wunder, daß sich einige Neigung bei ihnen kund thut; es hat nichts zu sagen.“

„Kommen Sie,“ sagte er jetzt mit lauter Stimme, „die Speisen sind aufgetragen, zu Tische, zu Tische!“

Schüchtern bot Gustav, Lenora seinen Arm, die ihn erröthend und zitternd annahm, Beide schienen verlegen und doch strahlte himmlische Freude aus ihren Augen, und ihre Herzen pochten von unsäglicher Freude.

Der Oheim drohte seinem Nefen scherzend mit dem Finger, als ob er sagen wolle, „ich sehe schon was hier vorgeht.“

Dieser Wink machte den Jüngling noch mehr erröthen, obwohl ihm, die anscheinende Zustimmung seines Oheims das Herz mit süßer Hoffnung füllte; obendrein hatte Leonora glücklicherweise nichts davon gemerkt.

Man setzte sich zu Tische, der Edelmann nahm Herrn Denecker gegenüber, seinen Platz ein, neben Gustav, welcher wiederum der Jungfrau gegenüber saß.

Die Wächterin trug die Speisen auf, ihr Sohn in Livree bediente die Tafel. Die Gerichte waren ziemlich gut bereitet und der Kaufmann bewies mehr als ein Mal seine Zufriedenheit darüber; er wunderte sich über die gute Waare und die Fülle der Speisen, denn er hatte ein sehr mageres Mittagmahl erwartet, da Herr van Vlietke in der ganzen Umgegend, als ein habgieriger und höchst sparsamer Hitz ausgeschrien war.

Das Gespräch war unterdeß allgemein geworden und da Leonora oft, die eine oder die andere Frage des Kaufmanns zu beantworten hatte, so fühlte sie sich freier und setzte ihre beiden Gäste in Erstaunen, durch die Beweise von Bildung und scharfem Verstande, welche sie ihnen gab. Anders war es jedoch mit ihr, wenn sie das Wort gerade an Gustav richten mußte, dann schien sie aller Muth zu verlaufen und sie wagte ihm nur mit niedergeschlagenen Augen, eine abgebrochene und unbedeutende Antwort zu geben. Es ging dem Jünglinge nicht viel besser, und obwohl

Beide sich im Herzen glücklich fühlten, schienen sie sich doch nicht sehr zu amüsiren.

Herr van Blierbeke leitete unterdessen das Gespräch auf allerlei Gegenstände, von denen er glaubte, daß sie seinen Gästen angenehm sein könnten; mit unbegrenzter Nachgiebigkeit, hörte er dem Kaufmann zu und gab ihm Gelegenheit über Dinge zu sprechen, die er als Kaufmann besser wissen mußte. Sein Gast durchschaute diese Freundlichkeit und war ihm im Innern dankbar dafür. Der Kaufmann fühlte sich durch ein wahres Gefühl der Freundschaft zu Herrn Blierbeke hingezogen und bemühte sich, ihm in Höflichkeit und Artigkeit nicht nachzustehen.

So ging denn Alles gut: Jeder war mit den Andern und mit sich selbst zufrieden; vor Allem freute es den Edelmann daß die Wäphterin und ihr Sohn ihren Dienst so gut verstanden und die gebrauchten Löffel und Teller so rasch fortzunehmen und sauber wiederzubringen wußten, daß es unmöglich gewesen wäre, zu bemerken, wie dieselben nur unzureichend vorhanden seien.

Eine Bemerkung allein begann dem Edelmann tiefe Vergrüßlichkeit zu verursachen. Er sah mit Angst, wie Herr Denecker während der Unterhaltung ein Glas Wein nach dem andern leerte. Der junge Herr trieb aus Freundlichkeit oder um eine Gelegenheit zu haben mit ihr zu reden, Lenora unaufhörlich an, doch auch ein Glas zu trinken und so geschah es, daß schon bald nach dem Anfange des Mahls, die erste Flasche bereits, zwischen dem Weine durch, ihren Boden zeigte.

Herr van Blierbefe sah mitunter verstohlen nach der noch vorhandenen Flüssigkeit und zitterte innerlich, so wie der Kaufmann sein Glas antrank. Der Knecht mußte jetzt auf des Edelmannes Befehl die zweite Flasche heraufholen und der Letztere ließ allmählig um den Durst des Kaufmannes nicht zu steigern, das Gespräch fallen, denn er hatte bemerkt daß dieser nicht lange reden konnte, ohne nach dem Glase zu greifen. Er sah sich jedoch betrogen, denn jetzt brachte Herr Denecker das Gespräch auf den Wein selbst, begann das edle Näs himmelhoch zu preisen und gab seine Bewunderung über die unbegreifliche Mäßigkeit des Edelmannes zu erkennen. Mittlerweile trank er noch mehr als zuvor und wurde, obwohl in geringerem Maße dabei durch Gustav unterstützt.

Die Angst des Edelmannes stieg mit jedem Zuge den der Kaufmann an seine Lippen brachte und obwohl es ihm sehr verdrießlich war, so enthielt er sich doch seinem Gaste Bescheid zu thun und zeigte sich hierin wenigstens unfreundlich, aus Furcht vor größerer Beschämung.

Auch die zweite Flasche war bald geleert, der Kaufmann sagte leichtthin zu Herrn van Blierbefe, der mit bestimmtem Herzen, wenn auch dem Scheine nach immer fröhlich und lachend, sein Benehmen ängstlich beobachtete:

Ja, Herr van Blierbefe, der Wein ist alt und einladend; das gestehe ich, aber mit dem Trunke muß man wechseln oder man verliert den Geschmack. Ich muß glauben daß Sie einen guten Keller besitzen, nach der ersten Probe zu urtheilen. Lassen Sie doch eine Flasche Chateau

Margaux bringen, und haben wir dann noch Zeit, so wollen wir unsere Zusammenkunft mit einem Schlucke Hochheimer beschließen. Champagner trinke ich nie; das ist ein schlechter Wein für Kenner."

Bei den letzten Worten des Kaufmanns verbreitete sich eine plötzliche Blässe über das Gesicht des Herrn von Blierbese, aber um die Erschütterung seines Schreckens zu verbergen, rieb er sich eine Weile die Stirn und die Augen, rasch und angestrengt nachdenkend wie er sich aus dieser Verlegenheit retten könne.

Als sein Gast schwieg, enthüllte der Edelmann wieder sein Gesicht; ein ruhiges Lächeln war Alles was man darauf wahrnehmen konnte.

"Château Margaux," sagte er. — "Wie Sie befehlen Herr Denecker," und sich zu dem Diener wendend, befahl er diesem:

"Jan, eine Flasche Château Margaux. Links, in der dritten Reihe."

Der Bauernjunge starrte seinen Herrn an als ob man eine unbekannte Sprache mit ihm rede und murmelte einige unverständliche Worte:

"Entschuldigen Sie" — sagte der Edelmann aufstehend — "er findet es nicht. — Einen Augenblick!"

Er ging die Treppe hinunter und trat in die Küche, wo er die dort bereit stehende Flasche nahm und sich damit in den Keller begab.

Hier sich allein befindend, blieb er stehen und athmete tief, während er zu sich selbst sagte:

„Chateau Margaux, Hochheimer, Champagner! Nichts im Hause als diese letzte Flasche Bordeaux! Was soll ich thun? Zum Nachdenken ist keine Zeit! Der Würfel ist gefallen, möge Gott mir helfen!“

Nun stieg er wieder die Treppe hinauf, und erschien lächelnd im Speisesaal mit dem Aerkzieher in dem Stöpsel der einzigen Flasche. Unterdeßsen hatte Lenora andere Gläser bringen lassen.

„Dieser Wein ist wohl zwanzig Jahr alt; ich hoffe er werde Ihnen gefallen,“ sagte der Edelmann, indem er die Gläser vollschenkte und zitternd von der Seite, die Wirkung seines Thuns auf dem Antlitz des Kaufmanns nachspürte.

Dieser hatte kaum das Glas an den Mund gesetzt, als er es auch schon zurückzog und mit unzufriedner Miene ausrief:

„Hier hat ein Fehlgriff Statt gefunden; das ist derselbe Wein.“

Herr von Blierbeke kostete den Wein ebenfalls, jedoch mit dem Ausdruck des Zweifels und rief dann wie überrascht:

„In der That, ich habe mich vergriffen. Nun ist die Flasche aber einmal angebrochen, nun wollen wir sie erst leeren. Wir haben ja Zeit genug.“

Wie Sie wollen,“ — entgegnete der Kaufmann — „unter der Bedingung daß Sie mir besser helfen. Wir wollen uns ein Wenig fruten.“

Auf diese Weise verminderte sich auch der Wein in der dritten Flasche allmählig, so daß nur noch einige Gläser übrig blieben.

Der Edelmann konnte seinen Schrecken nicht länger verbergen, er wandte sein Gesicht zwar von der Flasche ab, allein unwillkürlich lehrten seine Blicke immer wieder zu ihr zurück. In den Ohren gellte ihn bereits das schreckliche Wort Chateau Margaux, das ihn mit Schande bedecken mußte. Der kalte Schweiß brach ihm aus allen Poren, Die Farbe seines Angesichts wechselte mehreremale in demselben Augenblick, doch waren seine Mittel noch nicht erschöpft und er kämpfte, wie ein muthiger Soldat gegen die herannahende Erniedrigung. Indem er sich Stirn und Wangen mit den Händen und dem Taschentuch rieb, hustete, sich umwandte als ob er niesen wollte und dergleichen mehr, entging er noch eine Weile der Aufmerksamkeit seiner Gäste bis Herr Denecker die Flasche ergriff um sich den letzten Wein einzuschenken. Als er dieses sah überlief den Edelmann ein Schauer, tödtliche Blässe bedeckte sein Gesicht und mit einem Seufzer ließ er den Kopf an die Stuhllehne sinken.

War es eine geheuchelte Ohnmacht, oder beunzte der arme Edelmann nur seinen Schrecken um sich aus seiner tödtlichen Verlegenheit zu helfen?

Alle sprangen auf, Lenora stieß einen Schrei aus und eilte mit kummervollen Blicken zu ihrem Vater, dieser versuchte zu lächeln und sagte, indem er sich langsam erhob:

„Es ist Nichts, die Lust erstickt mich hier, lassen Sie mich einen Augenblick in den Hof gehen, mir wird gleich wieder besser sein.“

Bei diesen Worten ging er aus der Thür und die steinerne Treppe hinab in den Garten; Venora hatte ihn am Arm gefaßt und wollte ihn hinab führen, obwohl er dessen eigentlich nicht bedürftig war. Denecker und sein Nefse folgten ihnen, mit Beweisen vieler Theilnahme.

Nachdem der Edelmann nur einige Augenblicke sich auf eine Bank im Schatten eines riesenhaften Kastanienbaums gesetzt hatte, war die Bläße von seinem Antlitz verschwunden und mit kraftvollem und rubigem Ton, sagte er zu seinen Wästen und seiner Tochter, daß ihm wieder ganz besser sei, daß er sie jedoch bitte, ihn noch ein wenig in der freien Luft zu lassen, aus Furcht die Ohnmacht möge wiederkehren. Bald darauf stand er auf und drückte den Wunsch aus, spazieren zu gehen.

„Das ist mir sehr recht,“ sagte der Kaufmann, „denn um fünf Uhr kommt meine Kutsche und ich muß mit meinem Nefsen in die Stadt fahren, sonst wäre ich am Ende wieder fort ohne Ihre Besichtigung zu sehen. Lassen sie uns ein Bißchen umhergehen, dann trinken wir vor dem Schlosse noch eine gute Flasche Wein auf unsere Freundschaft.“ Bei diesen Worten bot er Venora den Arm, welche ihn freimüthig annahm. Obwohl Herr Denecker seinen Nefsen dabei neidend ansah, war der junge Mann doch durchaus nicht misvergnügt darüber, daß sein Oheim zu der Jungfrau so große Zuneigung zeigte.

Der Spaziergang begann, man sprach über den Landbau, über die Kultur der Haide, über die Jagd und allerlei andre Dinge. Venora, welche jetzt in der freien Luft,

am Arm des Kaufmanns, ihre ganze Freiheit wieder erhalten hatte, legte sich keinen Zwang mehr an. Ihre natürliche Fröhlichkeit offenbarte sich jetzt mit dem hellen Glanze jugendlicher Unschuld. Wie ein spielendes Reh, wollte sie den Kaufmann zum Laufen zwingen und hüpfte neben ihm her unter allerlei Aeußerungen der Lebenslust und Freude. Herr Denecker freute sich außerordentlich an der Lustigkeit der Jungfrau und ließ sich fast überreden mit ihr zu tanzen und zu spielen; er konnte das bezaubernde Antlitz Lenora's, welches jetzt ein Gefühl von Glück erleuchtete nicht genug betrachten, und sagte zu sich selbst, während ein Lächeln auf seinen Lippen schwebte, daß sein Neffe keinen schlechten Geschmack habe.

Während jedoch der Edelmann geschäftig war, seinem Gaste etwas zu erklären und ihm einen Entwurf in den Sand zeichnete, waren Lenora und Gustav weiter gegangen und schienen sehr ernsthaft mit einander zu sprechen.

Als der Vater und dessen Begleiter ihren Spaziergang wieder fortsetzten, waren die jungen Leute wohl fünfzig Schritte voraus und — mochte es nun absichtlich geschehen, oder mochte es der Zufall so fügen — diese Entfernung blieb fortwährend zwischen beiden Paaren.

Die Jungfrau zeigte Gustav ihre Blumen, ihre Goldfische und Alles was sie in ihrer Einsamkeit liebte und pflegte: er hörte kaum auf ihre süßen und kindlichen Worte, denn was sie sagte verschwand vor seinen Ohren, wie himmlischer Gesang, der ihn entzückte und seine Seele in Träume von unbeschreiblicher Seligkeit versetzte.

Seinerseits gab sich dagegen Herr van Blierbeke un-
denkliche Mühe, seinen Gast zu erheitern und ihn zu hin-
dern, wieder zur Tafel zurückzukehren, er rief alle Schätze
seines gründlichen Wissens zu Hilfe, erzählte ihm merk-
würdige Geschichten und suchte die innersten Falten in der
Brust des Kaufmanns zu erspähen, um ihm zu gefallen, ja
selbst, als er das Gespräch stocken sah, fing er an Bessen
mitzutheilen und sagte und that Dinge, welche wohl an-
ständig waren, aber doch nicht eigentlich zu seinem edlen
und ernstern Gemüthe paßten.

Schon nahte sich der Augenblick, den Herr Deucker zu
seinem Wegfahren bestimmt hatte. Der Edelmann dankte
Gott aus Herzens Grunde, daß er ihm gestattet sich in
dieser Qual helfen zu können, da rief der Kaufmann plötz-
lich seinem Neffen zu:

„Nun Gustav, wir gehen hinein, willst du den Ab-
schiedswein mit uns trinken, so spüte dich, es ist schon
fünf Uhr.“

Wieder erblasste Herr van Blierbeke, sichtlich erschreckt
sah er den Kaufmann an, welcher die Wirkung seiner Worte
auf ihn nicht begreifen konnte und diesmal seine Verwun-
derung nicht verhehlte.

„Fühlen Sie sich nicht wohl,“ fragte er.

„Ich bekomme einen Magenkrampf schon bei dem bloßen
Worte Wein,“ — stammelte Herr van Blierbeke, — „es
ist ein eigenthümliches Nervenleiden. . .“

Plötzlich nahm sein Antlitz wieder einen hellern Aus-
druck an, während er mit dem Finger nach dem Thor zeigte
und sagte:

„Da höre ich Ihren Wagen auf dem Damme, Herr Denecker.“

Wirklich fuhr auch die Kutsche in dem Grinselhof.

Der Kaufmann sprach nicht mehr vom Wein, ihm kam seltsam vor, daß man sich über sein Wegfahren zu freuen schien und ohne Zweifel würde ihn diese Vermuthung verdrießlich gemacht haben, wenn nicht auf der andren Seite, das äußerst freundliche Benehmen und der gastfreie Empfang des Edelmannes ihn vom Gegentheil überzeugen hätten. Er glaubte das unhöfliche Benehmen seiner Unpäßlichkeit zuschreiben zu müssen, die er vielleicht aus Artigkeit gesucht habe zu bekämpfen und zu verbergen. — Herr Denecker sagte daher liebevoll, indem er dem Edelmann die Hand drückte:

„Herr von Blickeke, ich habe einen höchst angenehmen Nachmittag bei Ihnen verlebt, in Ihrer Gesellschaft und der des lieben Fräuleins befindet man sich wirklich wahrhaft glücklich, ich bin hocherfreut Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben und ich hoffe, daß ein näheres Verhältniß mir Ihre Freundschaft erwerben wird, mittlerweile, lassen Sie mich aus Grund meines Herzens danken für Ihre gütige und freundliche Aufnahme.“

Gustav und Penora hatten sich genähert, der Edelmann sagte einige Worte der Entschuldigung.

„Und mein Neffe, — fuhr der Kaufmann fort — ist gewiß meiner Meinung, daß er nicht viele so angenehme Stunden in seinem Leben genossen hat, wie diese wenigen, die wir heute auf dem Grinselhofe zubrachten, Sie werden

mir gleichfalls doch die Ehre anthun, Herr van Blierbefe mit dem liebenswürdigen Fräulein bei mir zu speisen, doch muß ich um Verzeihung und mir einigen Aufschub erbitten. Ich reise übermorgen nach Frankfurt in Geschäften und bleibe vielleicht einige Monate abwesend, macht Ihnen mein Neffe unterdessen seinen Besuch, so hoffe ich er wird Ihnen stets willkommen sein."

Der Edelmann wiederholte seine freundschaftlichen Aeußerungen, Lenora schwieg, obwohl Gustav ihr in die Augen blickte und auch sie um Erlaubniß zu bitten schien.

Der Oheim nahm seine Richtung nach dem Wagen zu.

"Und der Abschiedstrunk," — fragte Gustav verwundernd, — „ach lassen Sie uns noch ein Glaschen hinein gehen."

"Nein, nein," fiel ihm Herr Denecker in die Rede, „wollte man Dir folgen, so würden wir heute wahrscheinlich gar nicht fortkommen, aber es ist hohe Zeit zu gehen, also Nichts mehr darüber, ein Kaufmann muß sein Wort halten, und Du weißt selbst, was wir versprochen haben."

Gustav und Lenora wechselten einen langen Blick mit einander, in welchem man deutlich die Trauer über den Abschied und die Hoffnung auf baldiges Wiedersehen, lesen konnte. Der Edelmann und Herr Denecker drückten sich die Hand mit aufrichtiger Neigung, dann stiegen die beiden Gäste in den Wagen.

Freundlich lachend, und mit den Händen grüßend, so weit man einander noch sehen konnte, verließen die Fremden den Grinselhof.

IV.

Am zweiten Tage nach seines Oheims Abreise stellte sich Gustav auf dem Grinselhof ein, Vater und Tochter empfangen ihn mit derselben Freundlichkeit, und er brachte den größten Theil des Nachmittags in ihrer Gesellschaft zu, worauf er bei Anbruch des Abends, das Herz voll heißer Erinnerung, nach dem Schlosse am Gchelvoel zurückkehrte.

Zuerst wagte er nicht, sich zu oft auf dem Grinselhof einzustellen: sei es aus Schickslichkeitsgefühl, sei es weil er fürchtete dem Edelmann lästig zu werden; in der zweiten Woche aber, hatte die herzliche Aufnahme des Herrn van Ollerbete diese Besorgniß in seiner Seele beseitigt.

Der Jüngling widerstand nicht länger der Sehnsucht, die ihn zu Lenora hinzog und ließ jetzt keinen Tag vorübergehen, ohne den Nachmittag auf dem Grinselhof zuzubringen, dort schwandten ihm die vorübereilenden Stunden in stiller Seligkeit. Er lustwandelte mit Lenora und ihrem Vater in den schattigen Laubgängen, — wohnte dem Unterrichte bei, den der Edelmann seiner Tochter in vielen Wissenschaften und Künsten gab, — horchte entzückt auf die schöne Stimme der Jungfrau, wenn sie zuweilen ihre Lieder sang, — führte mit Beiden ein belehrendes Gespräch — oder saß träumend

unter dem Katalpastrauch und dachte an eine glückliche Zukunft, während er das junge Mädchen mit liebevollen Blicken betrachtete, das in Folge der hoffnungreichen Bitten, die er beständig zu Gott empor sandte, dereinst seine Gattin werden sollte.

Hatte das edle und bezaubernde Antlitz Venera's schon den Jüngling gewonnen, als er sie zum ersten Male auf dem Kirchhofe erblickte, so war jetzt, da er nun auch die Schönheit ihrer Seele kannte, sein Gefühl für sie so innig und so unbegrenzt geworden, daß die ganze Welt ihm farblos und todt erschien, sobald die Geliebte nicht zugegen war, um dadurch allein in seinen Blicken Alles mit Licht und Leben zu überstrahlen.

Für ihn konnte ein Engel, aus der reinsten religiösesten Poesie entnommen, nicht schöner sein als seine jungfräuliche Freundin. Und in der That, während sie geschmückt war mit aller körperlicher Schönheit, die der Schöpfer dem ersten Weibe verliehen haben muß, klopfte in ihrer Brust ein Herz, dessen Spiegelreinheit noch nicht der leiseste Ahauch der Welt getrübt hatte und aus dem, bei der geringsten Nührung, das innigste Gefühl wie ein klarer Quell entsprang.

Noch nie hatte sich Gustav ganz allein mit Venera befinden, da die Jungfrau in seiner Anwesenheit niemals das Gemach verließ, wo sie gewöhnlich mit ihrem Vater verweilte, wenn nicht dieser selbst den Wunsch ausdrückte etwas im Freien zu lustwandeln; nie jedoch war in dem Jüngling der Wunsch entstanden seine Neigung vor Herrn van Blierbese zu verbergen oder der Jungfrau zu sagen wie sehr ihr Bild

sein Herz beherrschte. Hier wäre es nutzlos gewesen mit Worten zu erklären, was in jedem Gemüthe vorging. Liebe, Freundschaft, Ehrerbietung strahlten unverfälscht und frei aus den Augen Aller; drei Seelen lebten hier in derselben Empfindung, umschlossen von demselben Bande, verschmolzen in demselben Gefühl von Zuneigung und Hoffnung.

Obwohl Gustav dem Vater Lenora's tiefe Ehrfurcht zollte und ihn wahrhaft wie ein zärtlicher Sohn liebte, so gab es doch etwas, das mitunter seiner Hochschätzung desselben Abbruch zu thun drohte. Was er außerhalb des Grinselhofes von dem unbegreiflichen Geize des Herrn van Blierbeke hatte sagen hören war ihm zur gewissen Wahrheit geworden. Nie hatte ihm der Edelmann ein Glas Wein oder Bier angeboten, oder ihn eingeladen mit ihm zu Abend zu essen, sondern Gustav dagegen sehr oft mit Betrübniß bemerkt, welche Mühe man sich gebe diese beispiellose Anzergigkeit vor ihm zu verbergen.

Haßsucht ist eine Leidenschaft, welche Abscheu und Verachtung einflößen muß, weil man instinktmäßig begreift, daß diese Untugend bei ihrem Entstehen im menschlichen Herzen allen Edelmuth zerstört und ihn mit eißig kalter Selbstsucht füllt. Auch hatte Gustav lange mit seinem Gefühl zu kämpfen, um seine Aufmerksamkeit von diesem Fehler des Herrn van Blierbeke abzuwenden und sich zu überzeugen, daß es eine Grille seines Geistes sei, eine bloße Verirrung seines Verstandes durch die er Nichts von dem angebornen Adel seines Gemüthes eingebüßt hatte.

Hätte der Jüngling nur die Wahrheit gewußt! Hätte er nur einen tieferen Blick in das Herz des Edelmannes thun können, dann würde er gesehen haben, daß hinter jedem Lächeln auf dem Angesichte desselben ein Schmerz verborgen lag, daß jeder Schauer der denselben plötzlich überfiel, ein Ausdruck der Angst seiner Seele war, die sich zu verrathen fürchtete. Er wußte es nicht, der Glückliche, der sich an Lenera's Augen sonnte und aus dem goldenen Melche der Liebe schlürfte, daß das Leben des Edelmannes ein ewiges Leiden war, daß dieser Tag und Nacht von einer gräßlichen Zukunft träumte und mit dem Angstschweiß auf der Stirn die furchtbaren Stunden zählte, als ob jede Minute ihn einem gefürchteten, unabwendbaren Unglücke näher führe und in der That, hatte der Notar nicht zu ihm gesagt: „Noch vier Monate! Noch vier Monate und der Schuldbrief ist verfallen! dann werden Ihre Güter gerichtlich versteigert!“

Von diesen vier verhängnißvollen Monaten waren schon zwei verstrichen.

Schien auch der Edelmann die Liebe des Jünglings zu ermutigen, so geschah es doch nicht allein aus Freundschaft zu diesem. Nein, nein, das Drama seiner Leiden mußte sich innerhalb einer bestimmten Zeit abspielen! — Gesah das nicht, so drohte ihm und seinem Kinde die offenbare Schande, der sittliche Tod. Dann entschied das Schicksal unwiderstehlich, ob er aus diesem zehnjährigen Streite gegen das Glend als Sieger hervorgehen oder besiegt in den Abgrund öffentlicher Verachtung hinabsinken sollte.

Deshalb verbarg er seine Armuth noch hartnäckiger und obwohl er wie ein Schußengel über die beiden jungen Leute wachte, that er doch Nichts um die rasche Entwidlung der Liebe in ihren Herzen zu hemmen.

Als der Zeitpunkt der Rückkehr des Herrn Denecker nahte, schienen die beiden Monate seiner Abwesenheit für Gustav wie ein Traum verflogen zu sein. Obwohl er sich für überzeugt hielt, daß sein Oheim nichts gegen seine Liebe einwenden würde, so sah er doch voraus, daß er ihm nicht gestattete, so viele Zeit drauf zu verwenden. Der Gedanke, vielleicht Wochen lang von Lenora entfernt zu sein, ließ ihn ängstlich und betrübt der Heimkehr des Oheims entgegensehen.

Ginst sprach er gegen Lenora, mit tiefem Schmerz seine Befürchtung aus und schilderte den Schmerz, der ihm, fern von ihr erfüllen würde. Zum ersten Mal sah er Thränen aus ihren Augen fließen. Dieser Beweis der Religion rührte ihn so tief, daß er stillschweigend ihre Hand ergriff und lange stumm neben ihr sitzen blieb. Mittlerweile suchte Herr van Blierbeke ihn zu trösten, seine Worte schienen jedoch das gewünschte Ziel nicht zu erreichen. Nach langer Trauer stand Gustav von dem Stuhl auf und nahm Abschied von Lenora, obwohl die gewöhnliche Stunde seines Weggehens noch nicht gekommen war. Die Jungfrau las auf seinem Antlitz, daß eine Aenderung in seinem Gemüthe stattgefunden habe und seine Züge von Muth und Freude erleuchtet wurden. Sie suchte ihn zurück zu halten, um den Grund von seiner anscheinenden Heiterkeit zu erfahren, aber er wies ihren Versuch mit Freundlichkeit ab und sagte ihr

nur, daß sie am folgenden Tage wahrscheinlich sein Geheimniß kennen würde. Dann verließ er den Grinselhof mit eiligen Schritten, als ob ihn ein heranstürmender Gedanke forttreibe.

Herr van Blierbeke war der Meinung, in des Jünglings Augen gelesen zu haben, was in seinem Herzen vorgegangen war; einige schöne Träume versüßten während der Nacht den Schlaf des Edelmannes. Am anderen Tage, als die Stunde nahte, wo Gustav zu kommen pflegte, klopfte das Herz des Vaters voll Erwartung.

Gleich darauf sah er Gustav durch das Thor und auf seine Wohnung zugehen.

Die Kleidung des Jünglings war nicht wie gewöhnlich aus leichten Stoffen zusammengesetzt, sondern er hatte sich fast ganz in Schwarz gekleidet, wie damals, wo er zum ersten Male den Grinselhof besuchte.

Ein heitres Lächeln umspielte die Züge des Edelmanns, als er ihm entgegen ging, denn die gewählte Kleidung Gustavs bestätigte seine Hoffnung und sagte ihm, daß eine feierliche Bewerbung beabsichtigt werde.

Gustav drückte das Verlangen aus, einige Augenblicke mit ihm allein zu sein. Herr van Blierbeke führte ihn in ein Nebenzimmer, bot ihm einen Stuhl an, setzte sich zu ihm und sagte, mit anscheinender Ruhe, aber sehr freundlichem Ton.

„Ich höre, mein junger Freund.“

Gustav schwieg eine Weile, als wollte er seine Gedanken sammeln, dann sagte er, obwohl mit Angst, doch nicht ohne Festigkeit:

„Herr von Bliedfeld, ich erlaube mir einen sehr wichtigen Schritt bei Ihnen zu wagen, Ihre unendliche Güte allein giebt mir den nöthigen Muth dazu und ich hoffe, wie auch die Antwort auf meine Bitte ausfallen möge, daß Sie auf jeden Fall meine Kühnheit entschuldigen werden. Es wird Ihnen nicht entgangen sein, mein Herr, daß bereits seit dem ersten Tage, wo ich das Glück hatte Lenora zu sehen, mein ganzes Herz erfüllt wurde von einer unbegreiflichen Reizung zu ihr, die mir als ein Engel erschien und stets so geblieben ist. Ich hätte vielleicht, ehe ich diesem Gefühl unbegrenzte Herrschaft über mich einräumte, Sie um Ihre Zustimmung bitten sollen, aber ich glaubte aus Ihrer zuvorkommenden Freundlichkeit gegen mich zu ersehen, daß Sie in meinem Herzen gelesen hätten. !“

Der Jüngling schwieg, in der Hoffnung einige ermunternde Worte aus dem Munde des Edelmanns zu vernehmen. Dieser betrachtete ihn jedoch mit einem stillen Lächeln, in welchem nicht deutlich zu erkennen war, wie ihm die Größungen des Jünglings gefielen. Ein Zeichen mit der Hand, als wollte er sagen, fahren Sie fort, war seine einzige Bewegung.

Mustar fühlte, daß er seine Zuversicht gänzlich verlor, jedoch gleich darauf seine Furcht bezwingend, faßte er Muth und sagte mit Eifer:

„Ja ich habe Lenora geliebt seit dem ersten Male, wo sie Ihre Augen auf mich richtete; senkte sie damals einen Blick der Liebe in meinen Busen, so ist dieser seitdem zu einer Flamme geworden, welche mich verzehren würde, wenn man sie zu erstickn suchte. Sie glauben mein Herr, daß ihre

Schönheit, allein der Grund meiner Liebe sei? Gewiß ist dieser Grund hinreichend, um auch den Zuhörer zu bestimmen. Aber ich habe in dem Herzen dieses Engels einen weit größeren Schatz entdeckt: ihre Jugend, die unbesleckte Reinheit ihres Gemüthes, ihr sanftes und doch so edelmüthiges Gefühl, lauter Gaben, welche Gott ihr so reichlich geschenkt hat — diese sind es, die mich von der Liebe zur Bewunderung, von der Bewunderung zur Anbetung geführt haben. Ach, warum denn es Ihnen länger verbergen? — Nein, ohne Lenora kann ich nicht mehr leben, der Gedanke allein, von ihr getrennt zu werden, füllt mich mit Trauer und macht mich zittern; ich muß sie sehen, täglich, stündlich ihre Stimme hören, Seligkeit aus ihren Blicken saugen. Ich weiß nicht Herr van Blickeke, was Sie entscheiden werden, aber fällt Ihre Entscheidung nicht günstig aus, so wird, glauben Sie mir, mein Herz dadurch auf immer zerschmettert. Würde Ihr Ausspruch mich von meiner geliebten, von meiner süßen Lenora trennen, so wäre das ein Schlag, der mich tödtlich verletzen und mir das Leben verhasst machen würde.“

Mit tiefer Rührung und großer Kraft hatte Gustav diese Worte ausgesprochen. Herr van Blickeke ergriff theilnehmend seine Hand und sagte mit freundlichem Ton:

„Nengstigen Sie sich nicht zu sehr, mein junger Freund, ich weiß, daß Sie Lenora lieben, so wie, daß sie Ihre Neigung erwidert, aber was wünschen Sie von mir?“

Mit niedergeschlagenem Blicke antwortete der Jüngling:

„Wenn ich an Ihrer Einwilligung nach allen Beweisen noch zweifle, so veranlaßt mich dazu ein Grund, der mich fürch-

ten macht, daß Sie mich nicht für würdig halten das Glück zu genießen, um welches ich flehe. Ich habe keinen Stamm-
baum, der seine Wurzeln tief in die Vergangenheit schlägt, die Thaten meiner Väter glänzen nicht in der Geschichte uns-
res Landes, das Blut, das durch meinen Adern fließt ist
bürgerliches Blut.“

„Glauben Sie denn, Gustav,“ sagte Herr van Blier-
bese, „daß ich das nicht wußte, ehe Sie zu mir kamen. Ihr
Herz ist edel und großmüthig, sonst würde ich Sie ja nicht
lieben, wie meinen eigenen Sohn.“

„Also,“ rief Gustav mit froher Hoffnung „also werden
Sie mir Lenora's Hand nicht verweigern, wenn mein Oheim
gleichfalls seine Einwilligung zu dieser Verbindung giebt.“

„Nein,“ sagte der Edelmann, „ich würde sie nicht ver-
weigern; ich würde Ihnen im Gegentheil mit größter Freude
das Glück meines Kindes anvertrauen, allein es besteht ein
Hinderniß, das Ihnen unbekannt ist.“

„Ein Hinderniß,“ seufzte der Jüngling erblassend, „ein
Hinderniß zwischen mir und Lenora.“

„Bezwingen Sie das Gefühl der Liebe auf einen Augen-
blick,“ entgegnete van Blierbese, „und hören Sie ohne
vorgesezte Meinung auf die Erklärung, die ich Ihnen jetzt
gebe. Sie glauben Gustav, daß der Grinselhof und die
Güter, die dazu gehören, mein Eigenthum seien. Sie täuschen
sich, wir besitzen Nichts, wir sind ärmer, als der Pächter,
der am Thor im Hofe wohnt.“

Der Jüngling sah ihn eine Weile verwundernd und
zweifelnd an; gleich darauf zeigte sich jedoch ein Lächeln des

Unglaube auf seinem Antlitz, das den Edelmann erröthen und zittern machte. Dieser sagte mit trübem Nachdruck:

„Ach, ich lese in Ihren Augen, daß Sie meinen Worten kein Vertrauen schenken. Für Sie bin ich ein Habfüchtiger, ein Mensch, der sein Gold verbirgt, der sich und seinem eignen Kinde Mangel auferlegt, um Schätze zu sammeln und Alles seinem gemeinen Geize opfert; ein selbstfüchtiges Geschöpf, das man fürchtet oder verachtet.“

„O, verzeihen Sie mir,“ rief Gustav ängstlich, „meine Hochachtung für Sie ist unbegrenzt.“

„Erschrecken Sie nicht über meine Worte,“ fiel ihm der Edelmann mit ruhigeren Worten in die Rede, „ich beschuldige Sie nicht Gustav, Ihr Lächeln beweist mir nur, daß es mir auch bei Ihnen glückte, hinter dem Mantel des abscheulichsten Geizes meine Armuth zu verbergen. Für den Augenblick ist es nutzlos Ihnen darüber nähern Aufschluß zu geben, was ich Ihnen sage ist Wahrheit, ich besitze Nichts, gar Nichts. Kehren Sie zurück nach Ihrem Hause ohne Lenora zu sehen, überlegen Sie reiflich und mit vollkommener Seelenruhe, ob keine Gründe vorhanden sind, welche Sie veranlassen könnten Ihren Entschluß zu ändern, lassen Sie eine Nacht darüber hingehen und wenn Ihnen die arme Lenora morgen früh ebenso theuer ist, wenn Sie dann noch glauben, daß Sie noch eben so glücklich sein und sie glücklich machen können, dann bitten Sie Ihren Oheim um seine Einwilligung. Hier ist meine Hand, möchten Sie sie dereinst als eine Vaterhand drücken, mein innigster Wunsch würde dadurch erfüllt.“

Der feierliche und ruhige Ton dieser Worte überzeugte den Jüngling, daß man ihm die Wahrheit sagte, wie sehr auch diese unerwartete Mittheilung ihn überrascht hatte. Ebenso schnell zeigte sich jedoch auf seinem Gesicht der Ausdruck freudiger Begeisterung.

„Ob ich die arme Lenora lieben würde,“ rief er aus, „o Gott, sie zur Gattin zu bekommen, mit ihr durch das Band ewiger Liebe vereinigt zu werden, an ihrer Seite zu leben und unaufhörlich aus ihrem süßen Blicke Seligkeit zu schöpfen! Wissen, daß ich sie schützen kann, daß meine Arbeit sie glücklich macht. Ob Palast oder Hütte, Reichthum oder Armuth, Alles ist mir gleichgiltig, wenn nur ihre Gegenwart den Ort beseelt, wo ich mich befinde. Die Nacht kann mir keinen Rath bringen, Herr von Blierbecke; erhalte ich Leonora's Hand von Ihrem Edelmuth, so werde ich Ihnen knieend danken für das unschätzbare Geschenk, das Sie mir machen.“

„Ich glaube es,“ antwortete der Edelmann, „diese innige Leidenschaft, dieses feste Gefühl, sind bei Ihrer Jugend und Ihrem feurigem Geiste natürlich; — aber Ihr Oheim.“

„Mein Oheim?“ murmelte Gustav, sichtlich bekümmert, „es ist wahr, ich bedarf seiner Einwilligung, was ich auf der Welt besitze oder besäßen werde, hängt von seiner Neigung zu mir ab. Ich bin eine elternlose Waise, der Sohn seines Bruders, er hat mich als sein Kind angenommen und mit Wohlthaten überschüttet, er hat daher aber auch das Recht über mein Schicksal zu verfügen, ich muß ihm gehorchen.“

„Und wird er, der Kaufmann ist, und das Geld wahrscheinlich sehr hoch schätzt, weil er gelernt hat, was man

Damit anfangen kann — auch sagen: Arm oder reich, Palast oder Hütte, das ist gleichgiltig.“

„Ach, ich weiß nicht Herr von Blierbese,“ seufzte Gustav betrübt, „aber er ist doch so gut gegen mich, so äußerst gut, daß ich Ursache habe auf seine Einwilligung zu hoffen. Morgen ist der Tag seiner Rückkehr, schon bei dem Willkommenfusse werde ich mit ihm von meinem Verhaben reden und ihm sagen, daß meine Ruhe, mein Glück und mein Leben von seiner Zustimmung abhingen. Er achtet und liebt Lenore außerordentlich und schien mich selbst zu ermutigen mich um ihre Hand zu bewerben, wohl wird ihn Ihre Erklärung sehr in Verwunderung setzen, aber meine Bitten sollen ihn erweichen, das glauben Sie mir.“

Der Edelmann stand auf um dem Gespräch ein Ende zu machen und sagte:

„Nun denn, so bitten Sie Ihren Oheim um seine Einwilligung und verwirklicht sich Ihre Hoffnung, so ersuchen Sie ihn sich zu mir zu bemühen um das Nähere zu besprechen. Was auch der Erfolg sein möge Gustav, Sie haben sich als ein wackerer und redlicher Jüngling gegen uns benommen. Meine Achtung und Freundschaft bleiben Ihnen Gewiß. Gehen Sie; verlassen Sie den Grünselhof ohne dieses Mal Lenora zu sehen; sie kann nicht ebr wieder vor Ihnen erscheinen, bis die Sache entschieden ist; ich werde ihr sagen, was sie davon wissen soll.“

Halb vergnügt und halb traurig, Freude und Angst im Herzen, nahm Gustav Abschied von Lenora's Vater.

V.

Am folgenden Nachmittage saß Herr van Blietbete, das Haupt in die Hand gestützt, neben dem Tische im oberen Saale seiner Wohnung; er mußte in tiefes Nachdenken versunken sein, denn sein Blick irrte unſtet durch den Raum, während ſich bald Hoffnung oder Zufriedenheit, bald Betrübniß oder Angst in ſeinen Zügen offenbarten.

Lenora erſchien mitunter im Zimmer, blieb einen Augenblick unruhig ſtehen, ging von einer Seite nach der anderen, ſah durch das Fenſter auf den Garten und eilte dann wieder die Treppe hinunter. Es war nicht zu verkennen, daß ſie mit beſtigger Ungeduld auf etwas wartete; ihr Antlig zeigte jedoch unverhüllte Heiterkeit, welche vermuthen ließ, daß ihr Herz von ſüßer Hoffnung überſtrömte.

Hätte ſie ſehen können, welche Angst zu Zeiten ihren Vater bei ſeinen Betrachtungen überfiel, ſo würde ſie vielleicht nicht ſo frei und fröhlich von einer glücklichen Zukunft geträumt haben, aber Herr van Blietbete bezwang ſeine Empfindungen in ihrer Gegenwart und lächelte ihrer Ungeduld zu, als ob er gleichfalls einer vertrauensvollen Zukunft entgegen ſähe.

Endlich von allem Kommen und Gehen ermüdet, setzte Lenora sich zu ihrem Vater hin und sah ihn mit hellen fragenden Blicken an.

„Meine gute Lenora,“ sagte er, „sei doch nicht so ungeduldig; heute können wir noch Nichts wissen, morgen vielleicht; mäßige deine Freude, mein Kind, dann wird auch dein Schmerz desto leichter zu überwinden sein, falls Gott in dieser Angelegenheit gegen deine Hoffnung entschiede.“

„Ach mein Vater,“ stammelte Lenora, „Gott wird mir günstig sein, ich fühle es an der Nährung meines Herzens, daß ich freudig bin; wundere dich nicht, Vater, ich sehe Gustav vor meinen Augen, wie er mit seinem Theim redet, ich höre, was er sagt und was Herr Denecker antwortet, ich sehe, daß er Gustav umarmt und sein Jawort giebt; — gewiß, ich darf es wohl hoffen, denn Herr Denecker liebt mich auch und war immer so freundlich gegen mich.“

„Du würdest also recht glücklich sein, wenn Gustav dein Bräutigam würde?“ fragte Herr van Stierke lachend.

„Ihn nie verlassen,“ rief Lenora, „sein Leben schmücken mit Vergnügen, Trost und Freude, die Einsamkeit des Grinselhofes befeelen durch unsere Liebe! O dann werden wir Zwei sein, um Dir deine Tage zu versüßen, Vater; Gustav versteht es noch besser als ich, die Trauer, die bisweilen dein Angesicht verdüstert, aus Deinem Herzen zu verschrecken. Du wirst mit ihm spazieren gehen und sagen und schwagen und fröhlich sein, er wird Dich lieben wie ein Sohn, Dich verehren und mit zärtlicher Fürsorge umgeben; sein einziges Bestreben auf Erden wird Dein Glück sein, weil

er weiß, daß Deine Freude meine Seligkeit ist; ich werde ihn für seinen Edelmuth belohnen und seinen Pfad bestreuen mit den schönsten Blumen einer dankbaren Seele, ja so werden wir zusammenleben in einem Paradiese des Friedens und der Liebe."

"Arme, unschuldige Lenora," seufzte Herr van Blierbeke, „der Herr erhöhe Dein schönes Gebet, aber es giebt Gesetze und Herkommen in der Welt, die Du nicht kennst: eine Frau muß ihrem Gatten gehorsam folgen, wohin er auch gehe. Wenn Gustav für Dich und sich eine andere Wohnung wählte, so müßtest Du ihm ohne Widerspruch gehorchen und Dich allmählig über meine Abwesenheit trösten. Eine solche Trennung von mir würde unter anderen Umständen außerordentlich bitter sein, aber wenn ich Dich glücklich wüßte, würde mich die Einsamkeit nicht schmerzen."

Bestürzt und erschreckt hatte die Jungfrau ihren Vater angesehen, während er diese Worte sprach; jetzt da er schwieg, ließ sie den Kopf langsam auf die Brust sinken und einige stille Thränen entfielen ihren Augen. Herr van Blierbeke ergriff ihre Hand und sagte mit sanfter Stimme:

"Ich wußte, daß ich Dich betrübte, Lenora; aber Du mußt Dich an den Gedanken dieser Trennung gewöhnen."

Sie hob den Kopf wieder empor und sagte entschlossen:

"Wie, Gustav sollte verlangen, daß ich Dich verlasse? Du solltest allein auf dem Grinselhof bleiben und Deine Tage in trostloser Einsamkeit verbringen, während ich mit meinem Gatten in die Welt tretend, ihm zu Festen und Vergnügungen folgen müßte? Dann würde ich keinen

ruhigen Augenblick mehr genießen, überall, wo ich mich befände, würde die Stimme des Gewissens mir zurufen: Undankbares, gefühlloses Geschöpf, Dein Vater leidet! — Ja, ich liebe Gustav, er ist mir theurer als mein Leben, und ich würde seine Hand als eine milde Wohlthat Gottes empfangen, und dennoch, wenn er mir sagte, ich sollte meinen Vater verlassen, ich sollte zwischen Dir und ihm wählen... so würde ich ihn verstoßen, trauern, weinen, vielleicht sterben, aber doch in Deinen Augen, mein Vater . . .“

Sie senkte einige Augenblicke das Haupt, wie wenn sie sich unter einen trüben Gedanken beugte, unmittelbar darauf aber sah sie ihrem Vater muthig in die Augen und sagte:

„Du zweifelst an Gustav's Neigung zu Dir, Du hältst ihn für geeignet, Dein Leben mit Betrübniß zu erfüllen, mich von Dir zu entfernen? O Vater, Du kennst ihn nicht, Du weißt nicht, wie sehr er Dich liebt und ehrt und welchen Schatz von Güte und Liebe er im Herzen trägt...“

Herr van Blierbefe zog seine aufgeregte Tochter an sich und drückte ihr einen Kuß auf die Stirn: er glaubte durch einige tröstende Worte ihr Gemüth zu beruhigen, allein plötzlich riß sich Lenora aus seinen Armen los und sprang lachend und zitternd in die Höhe, sie wies mit dem Finger nach dem Fenster und schien auf ein sich näherndes Geräusch zu horchen.

Pferdegetrappel und das Rollen von Rädern auf dem Damme machten dem Herrn van Blierbefe klar, was es sei, das seine Tochter so plötzlich aufgestört habe; auch auf seinem Antlig zeigte sich ein Ausdruck der Freude, er eilte

hinunter und erreichte eben die Vordertbüre seiner Wohnung, als Herr Denecker aus dem Wagen stieg.

Der Kaufmann schien sehr guter Laune zu sein und drückte herzlich die Hand des Herrn van Blierbete, indem er ihm zurief:

„Ah, Herr van Blierbete, ich freue mich, Sie wieder zu sehen. Wie geht es? Mir scheint, mein Neffe habe die Zeit meiner Abwesenheit wohl zu benützen verstanden.“

Während er von dem Edelmann mit gewohnter Höflichkeit in ein Zimmer geführt wurde, schlug er ihm freundlich auf die Schulter und sagte lachend:

„Ah, ah, wir waren schon gute Freunde, jetzt werden wir Schwäger werden, ich hoffe es wenigstens. Mein Schelm von Neffe hat wirklich keinen schlechten Geschmack, er könnte auch in der That lange suchen, ehe er eine schönere und liebreichere Frau fände, als Lenora. Sehen Sie, Herr van Blierbete, es muß eine Hochzeit werden, daß man in zwanzig Jahren noch davon spricht.“

Unterdessen waren sie in das Seitenzimmer getreten und hatten sich hingesezt. Obwohl dem Edelmann das Herz vor frohem Schrecken klopfte, so wagte er doch nicht zu glauben, was der Ton des Herrn Denecker zu sagen schien, und sah ihm zweifelnd in die Augen. Der Kaufmann fuhr fort:

„Nun, es scheint, als ob Gustav mit brennender Ungeduld sich nach seinem Glücke sehne, denn er hat mich auf den Anieen gebeten, die Sache zu beschleunigen. Ich habe wahrlich Mitleid mit dem jungen Narren, darum laß ich

ihn noch auf einen Tag außer'm Geschäft sein und komme zu Ihnen gelaufen, um die Sache abzumachen. Er hat mir wenigstens gesagt, daß Sie Ihre Einwilligung gegeben haben, das ist brav gehandelt von Ihrer Seite, mein Herr; ich habe auf meiner Reise ebenfalls an diese Heimath gedacht, denn ich hatte wohl bemerkt, daß der Pfeil der Liebe meines Neffen Herz ganz durchbohrt habe, aber ich war nicht ohne Furcht über Ihre Ansichten, die Ungleichheit des Standes — ein Gedanke aus alter Zeit — hätte Sie abhalten können."

"Also Gustav hat Ihnen gesagt, daß ich in seine Heirath mit Lenora willige," fragte der Edelmann.

"Er hat mich doch nicht getäuscht?" entgegnete Deneder verwundert.

"Nein, aber sagte er Ihnen nichts Anderes, das Ihnen ebenso wichtig erscheinen mußte?"

Der Kaufmann schüttelte lachend den Kopf und sagte scherzend:

"Ach, was Possen, die Sie ihm weißgemacht haben; aber das wird zwischen uns Beiden bald aufklärt sein. Er hat mir erzählt, daß der Grinsefisch Ihnen nicht gehöre und daß Sie arm wären. Sie haben doch wohl bessere Gedanken von meinem Verstande, Herr van Blietseke, als zu denken, daß ich solchen Possen Glauben schenke."

Der Edelmann zitterte; bei dem fröhlichen und zutraulichen Tone des Herrn Deneder hatte er einen Augenblick gehofft, daß er Alles wisse und trotzdem seines Neffen Wünsche erfüllen wolle, die letzten Worte überzeugten ihn jedoch, daß

er von Neuem traurige Erklärungen geben müsse, er bereitete sich daher mit kaltem Muth auf den Kampf gegen die Erniedrigung und sagte:

„Herr Denecker, haben Sie die Güte, nicht den mindesten Zweifel zu hegen über das, was ich Ihnen sagen werde. Ich willige gern ein, meine Penora mit Ihrem Neffen zu verheirathen, aber ich erkläre Ihnen hier, ich bin arm, ganz und gar arm.“

„Ach was!“ rief der Kaufmann, „ich begreife wohl, daß Sie entsetzlich an Ihrem Gelde hängen, — das weiß man schon lange, aber in dem Augenblicke, wo Sie Ihr einziges Kind verheirathen, da sollten Sie doch Ihr Herz und Ihren Geldbeutel öffnen und das Ihrige herbeibringen, um die Tochter, wie es sich gebührt, auszustatten; jetzt schon sagt man — verzeihen Sie es mir — daß Sie ein Weizhals sind, was würde man erst sagen, wenn man erführe, daß Sie Ihre einzige Tochter ohne eine Aussteuer gehen lassen.“

Der Edelmann sah wie auf Nadeln auf seinem Stuhl und kämpfte peinlich gegen den ungläubigen Scherz des Herrn Denecker, welcher ihm nicht erlaubte, das Gespräch durch kurze und klare Andeutungen aus dieser demüthigenden Richtung zu entfernen; beinahe flehend rief er aus:

„Um Gottes Willen, mein Herr, ersparen Sie mir diese bitteren Anspielungen, ich erkläre Ihnen bei meinem Worte als Edelmann, daß ich Nichts auf der Welt besitze.“

„Nun denn,“ antwortete der Kaufmann mit schlaudem Lächeln, „da wollen wir die Sache mit Zahlen auf die Tafel bringen und bald sehen, ob die Probe mit der Rechnung

übereinstimmt. Sie meinen vielleicht, daß ich hergekommen sei, Sie zu großen Opfern zu überreden, nicht doch, Herr van Blierbese, Gott sei gelebt, ich brauche so genau nicht darauf zu sehen, aber eine Heirath ist ein Geschäft, das zwei mit einander machen, und da gehört es sich wohl, daß Jeder etwas in die Kasse zahle, wenn die Einzahlungen auch noch so ungleich sind.“

„Gott, Gott!“ seufzte der Edelmann die Hände ringend.

„Hören Sie,“ sagte der Kaufmann, „ich gebe meinem Neffen eine Ausstattung von 100,000 Franken, und will er im Geschäft bleiben, so wird ihm mein Credit noch viel mehr werth sein. Ich verlange nicht, ich will sogar nicht, daß Sie Lenora mit einer gleichen Summe ausstatten, ihre vornehme Herkunft und ihre Liebenswürdigkeit wiegen in dieser Hinsicht auf, was am Brautschlag fehlen wird. Aber die Hälfte, etwa 50,000 Franken, die können Sie doch geben, oder ich täusche mich sehr, was meinen Sie? Geben wir einander die Hand —“

Bleich und bebend saß der Edelmann wie niedergeschmettert auf seinem Stuhle; er seufzte mit trüber Muthlosigkeit:

„Herr Denecker, dieses Gespräch tödtet mich, hören Sie auf, mich so zu reinigen; ich wiederhole es Ihnen, ich habe Nichts, und da Sie mich zwingen, zu reden, noch ehe ich Ihren Entschluß kenne, so wissen Sie, daß der Grünselhof und die dazu gehörigen Besitzungen mit Hypotheken belastet sind, deren Capital ihren nahen Werth bei Weitem übersteigt. Es ist nutzlos, Ihnen zu erklären, woher diese

Schulden entstanden sind, es genüge, Ihnen zu wiederholen, daß ich die Wahrheit sage, und ich ersuche Sie, ehe wir weiter reden, mir genau zu erklären, was Ihr Entschluß hinsichtlich der Heirath Ihres Neffen sei, jetzt da Sie den Stand meiner Angelegenheiten kennen."

Diese Mittheilung, die der Edelmann mit großer Kraft ausgesprochen hatte, überzeugte den Kaufmann noch nicht, wohl zeigte sich einiges Erstaunen auf seinem Gesicht, doch sagte er mit zweifelndem Lachen:

"Verzeihen Sie, Herr van Blierbeke, es ist mir unmöglich, es zu glauben; ich konnte mir nicht einbilden, daß Sie so hartnäckig bleiben würden, aber sei es, Jeder hat seinen Fehler, der Eine ist zu habgütig, der Andere zu verschwenderisch. Nun wohl, ich will etwas thun, um Gustav nicht auf zu lange Zeit unglücklich zu machen. Geben Sie Ihrer Tochter 25,000 Franken, unter der Bedingung, daß der Betrag Ihrer Aussteuer ein Geheimniß bleibe, — denn ich will auch nicht lächerlich werden; 25,000 Franken, das werden Sie doch nicht sagen, sei zu viel, — solche Kleinigkeit reicht kaum hin, um ihre Einrichtung zu bezahlen, nun, handeln Sie rechtlich und redlich, hier ist meine Hand!"

Wie von einem Fieberschauer ergriffen, sprang der Edelmann plötzlich in die Höhe und schloß mit zitternder Hand einen Wandschrank auf; gleich darauf warf er ein Paket Papiere auf den Tisch und sprach:

"Nun lesen Sie, überzeugen Sie sich!"

Der Kaufmann sah eine Weile die Papiere durch, sein Gesicht veränderte sich allmählig und er schüttelte mitunter

nachhimmend den Kopf; unterdessen sagte der Edelmann mit einer Art von spöttischem Wiser:

„Ah, Sie wollten mir nicht glauben, aber hätten Sie sich, nach diesen Papieren allein Ihren Entschluß zu bestimmen, Sie müssen Alles wissen, ich will nicht mehr auf die Follerbank der Erniedrigung zurückkehren, hier ist noch ein Wechsel von 4000 Franken, den ich nicht bezahlen kann, Sie sehen es, ich bin ärmer, als arm, ich habe Schulden.“

„Es ist also wahr,“ sagte Herr Denecker erstaunt, „Sie heißen Nichts: ich sehe aus diesen Papieren, daß mein Notarius auch der Ihrige ist; ich sprach bereits mit ihm über Ihre Güter — und er hat mich in meiner Weisheit oder richtiger in meinem Irrthum gelassen.“

Der Edelmann athmete jetzt freier, wie wenn ihm ein Stein vom Herzen gefallen sei, und sein Antlitz nahm jetzt wieder die ihm eigenthümliche Haltung und Würde an, er setzte sich und sprach mit erzwungener Kälte:

„Jetzt, wo Sie nicht mehr an meiner Armuth zweifeln, frage ich Sie, Herr Denecker, was ist Ihr Entschluß?“

„Mein Entschluß,“ erwiderte der Kaufmann, „mein Entschluß ist, daß wir gute Freunde bleiben, wie vorher — aber die Hochzeit? Die Sache fällt in's Wasser, wir wollen nicht mehr davon reden. — So also, Herr van Blierbeke, hatten Sie Ihre Rechnung gemacht, jetzt fange ich erst an, klar zu sehen, Sie wollten einen guten Handel machen und Ihre Waare so theuer wie möglich verkaufen.“

„Mein Herr,“ rief der Edelmann mit flammendem Blick, „sprechen Sie mit Ehrfurcht von meiner Tochter, arm oder reich — vergessen Sie nicht, wer sie ist.“

„Ergürnen Sie sich nicht, Herr van Blierbefe,“ antwortete der Kaufmann, „ich will Sie nicht beleidigen, ich bin weit entfernt davon; wäre Ihnen Ihr Vorhaben geglückt, so würde ich Sie vielleicht bewundert haben, aber wer mich überlisten will, muß früh aufstehen, und da Sie doch so häßlich im Punkte der Ehre sind, gestatten Sie mir, Sie zu fragen, ob Sie ehrlich handelten, indem Sie meinen Neffen verlockten und veranlaßten, daß diese unglückliche Liebe in seinem Herzen Wurzel schlug?“

Herr van Blierbefe ließ den Kopf sinken, um die Schaamröthe zu verbergen, welche wie eine glühende Wolke seine Stirn überzog. Er blieb vom tödtlichen Schrecken ergriffen sitzen, bis der Kaufmann seine Aufmerksamkeit weckte durch das Wort:

„Nun?“

„Ach!“ seufzte Herr van Blierbefe, „haben Sie Mitleid mit mir. — Vielleicht ließ die Liebe zu meinem Kinde mich diesen Irrthum begehen. — Gott hat meiner Lenora alle Gaben verliehen, welche eine Frau auf Erden zu schmücken vermögen; ich habe gehofft, daß ihre Schönheit, die Reinheit ihrer Seele, der Adel ihres Geschlechtes Schätze seien, wenigstens ebenso köstlich wie Geld.“

„Wohl möglich für einen Edelmann, aber nicht für einen Kaufmann,“ murmelte Herr Deucker.

„Machen Sie mir nicht den Vorwurf, ich hätte Ihren Neffen angelockt; das Wort verletzt mich tief und ist ungerecht; aber als ich zur selben Zeit eine gegenseitige Neigung in Gustav und Penara aufkommen sah, unterdrückte ich allerdings dies Gefühl nicht. Im Gegentheil, ich dankte Gott täglich in meinem Gebete, daß er einen Retter meines Kindes zu uns geführt habe. Ja, denn Gustav ist ein wackerer Jüngling, der Sie — nicht durch das Geld — glücklich gemacht haben würde, sondern durch seinen edeln Charakter und seine Herzensgüte. — Ist es denn eine so große Missethat, wenn ein Vater, der durch unabweisliches Unglück in Armuth versinkt, die Hoffnung nährt, sein Kind werde sich aus diesem Glende retten?“

„Gewiß nicht,“ antwortete der Kaufmann. „Alles kommt darauf an, daß es gelinge, aber Sie haben eine schlechte Wahl getroffen, Herr van Blierbeke; ich bin ein Mann, der die Waare zwei Mal untersucht, ehe er den Handel abschließt, und es ist außerordentlich schwer mir Pfeffer für Citronen aufzuhängen.“

Diese dem Handel entlehnte Redeweise schien den Edelmann entsetzlich zu verletzen und zu soltern; denn er sprang auf und sagte mit steigendem Zorn:

„Sie haben also keine Warmherzigkeit mit meinem Unglück? Sie wollen mir zu verstehen geben, es sei meine Absicht gewesen Sie zu betrügen? Aber waren Sie es, der meine Armuth entdeckte? Steht es Ihnen, nach meiner freiwilligen Erklärung nicht frei, zu thun, was Sie für gut finden? Glauben Sie, weil ich demüthig Ihre Vorwürfe

anhöre, meinen Irrthum, meine Schuld selbst bekenne, daß alles Gefühl eigenen Werthes in meinem Herzen erstorben sei? Sie reden von Waaren, als ob Sie hieher gekommen wären um etwas zu kaufen? Soll das meine Penora sein? dazu reichen alle Ihre Schätze nicht hin, mein Herr! Ist für Sie die Liebe nicht mächtig genug, um dies Mißverhältniß auszugleichen, so wissen Sie, daß ich von Blierbefe heiße und daß dieser Name, selbst in der Arnmuth, schwerer wiegt als Ihr Gold!“

Während dieser Aeußerung offenbarte sich ein tiefes Gefühl des Unwillens in den Zügen des Edelmanns; seine Augen schossen feurige Strahlen auf den Kaufmann, der, durch seine raschen Bewegungen erschreckt, zurückgewichen war und ihn bestürzt ansah.“

„Ach Gott!“ sagte Denecker, „wir wollen nicht so viele Worte darüber machen; Jeder bleibt was er ist; Jeder behält was er hat und damit ist die Sache abgethan. Ich habe Ihnen nur noch eine Bitte vorzutragen, die nämlich, daß Sie meinem Neffen nicht mehr erlauben Sie zu besuchen; sonst....“

„Sonst,“ rief der Edelmann zornig, „Sie drohen mir!“ doch sich bezwingend, sagte er mit fieberhafter Kälte:

„Genug davon! Soll ich Herrn Denecker's Wagen vorsahren lassen?“

„Wie Sie wünschen,“ antwortete der Kaufmann, „können wir kein Geschäft mit einander machen, so brauchen wir darum keine Feinde zu werden.“

„Gut, gut! Lassen Sie uns abbrechen, mein Herr! dieses Gespräch verlegt mich; es muß ein Ende haben.“

Mit diesen Worten geleitete er den Kaufmann bis zur Thür und nahm mit kurzem Gruße Abschied von ihm.

Herr van Blierbete kehrte in das Zimmer zurück, sank auf einen Stuhl und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen, während ein tiefer Seufzer aus seiner Brust aufstieg und diese heftig leuchtete.

So blieb er eine Weile schweigend und unbeweglich sitzen; seine Hände sanken dann kraftlos auf seine Kniee hinab. Tödliche Blässe überzog sein Antlitz; er schien in die schmerzlichsten Gedanken versenkt zu sein. Keine Miene, kein Zug auf seinem Gesicht verrieth die Folterqualen seiner Seele.

Plötzlich hörte er ein Geräusch in dem Zimmer über seinem Kopfe. Er erwachte aus seiner Bewusstlosigkeit, zitternd vor Angst und Schrecken.

„Gott, meine arme Lenora!“ rief er. „Sie kommt! Ich habe noch nicht genug gelitten, ich muß auch das Herz meiner armen Tochter zerschmettern, mit grausamer Kälte ihre alle Hoffnung rauben, ihre süßesten Träume zerstören, sie vor meinen Augen verzweifeln sehen. Ach, könnte ich dieser gräßlichen Gröfßnung entfliehen! Was soll ich ihr sagen? Wie es auslegen?“

Ein bitteres Lachen umzog seinen Mund; er sagte mit schrecklichem Ton:

„Ach, verbirg dein eigenes Leid, habe noch Muth. Wird dir auch das Herz zerrissen, bemächtigt sich gleich deiner die

Verzweiflung, lächle, lächle, dein Schicksal ist doch ein ewiger Spott. — Was kannst du Anderes thun, elender Sklave? Unterdrücke das sich empörende Gefühl! Still, still, da ist dein Kind!“

Lenora öffnete wirklich die Thür und trat mit einem fragenden aber hoffnungsvollem Blicke auf ihren Vater zu.

Welche Gewalt auch Herr van Blierbese sich selbst anthat, um seine Angst zu verbergen, es glückte ihm dies Mal nicht. Lenora bemerkte gleich, daß ein tiefer Schmerz ihn beherrschte. Da er schwieg, begann sie zu zittern und fragte mit heftiger Ungeduld:

„Nun, Vater, nun?“

„Ach, mein Kind,“ seufzte der Edelmann, „wir sind nicht glücklich: Gott prüfte uns durch harte Schläge: wir müssen uns seinem allmächtigen Willen beugen!“

„Was muß ich fürchten,“ rief Lenora bestürzt, „sprich Vater, hat er seine Einwilligung versagt?“

„Er hat sie versagt, Lenora.“

„Nein, nein!“ rief die Jungfrau, „es ist nicht möglich!“

„Versagt, weil er Millionen besitzt und wir neben ihm nur arme Leute sind.“

„Ist das wahr? Ist Gustav mir geraubt? Hoffnungslos geraubt?“

„Hoffnungslos!“ wiederholte der Edelmann dumpf.

Ein heftiger Schrei des Schmerzes entfuhr der Jungfrau; sie eilte zu dem Tische und legte ihren Kopf auf denselben. Hörbar schluchzte sie und murmelte nur zu Zeiten den Namen des Geliebten mit einem Tone äußerster Verzweiflung.

Der Edelmann stand auf und betrachtete eine Zeitlang sein leidendes Kind: eine unansprechliche Trauer drückte sich auf seinem Antlitz aus, seine sonst so feurigen Augen, waren unstill und trübe, krampfhaft ballten sich seine Hände, endlich faltete er dieselben, näherte sich der Jungfrau und sagte bittend:

„Venora habe Mitleid mit mir, mähige Deine Betrübniß um meinetwillen. In dieser unglücklichen Zusammenkunft mit Herrn Denecker habe ich alle Qualen erlitten, welche das Herz eines Edelmannes, das Herz eines Vaters foltern können, ich habe die Galle der Beschämung mit vollen Zügen getrunken und den bitteren Melch der Erniedrigung bis auf den Boden geleert. Aber dieses Alles ist Nichts, gegen den Anblick Deiner Schmerzen, o, fasse Dich, zeige mir Dein Antlitz, laß mich Trost finden in Deiner Gelassenheit, Venora, mein Kopf verwirrt sich, ich sterbe vor Verzweiflung.“

Indem er dieses sagte, sank er ermattet und von Leiden erschöpft auf einen Stuhl. Die Jungfrau näherte sich ihrem Vater und ließ ihren Kopf auf seiner Schulter ruhen, während sie unter Thränen und Seufzern ausrief:

„Ihn nie wiedersehn, seiner Liebe, allem geträumten Glücke entsagen! Ach, er wird sterben vor Schmerz!“

„Venora, Venora,“ seufzte der Edelmann stehend.

„O lieber Vater,“ rief die Jungfrau, „Gustav auf ewig verlieren! Ich könnte vergeben bei diesem schrecklichen Gedanken, doch so lange ich Dich behalte, will ich Gott segnen und preisen, aber jetzt muß ich Thränen vergießen, ach laß mich weinen.“

Herr van Blierbele drückte sein Kind fest an seine Brust und ehrete stumm dessen Schmerz.

Eine tödtliche Stille umringte Vater und Tochter, Beide blieben lange so sitzen, bis die außerordentliche Trauer selbst ihre Kräfte abgespannt hatte und die Ermattung ihre Herzen dem gegenseitigen Trost zugänglich machte.

VI.

Vier Tage später, nachdem Herr Denecker Gustav's Verheirathung mit Lenora zurückgewiesen, fuhr eine Miethkutsche über die Heide ungefähr eine halbe Stunde weit vom Grinselhof und hielt hier an einem einsamen Sandwege.

Ein junger Mann sprang aus dem Fuhrwerk und zeigte dem Kutscher eine ferne Schenke, dieser wandte den Wagen und fuhr dahin, während der junge Mann mit hastigen Schritten in der entgegengesetzten Richtung forteilte. Er schien von heftiger Geduld getrieben zu werden und zitterte mitunter, als ob seine eigenen Gedanken ihn erschreckten. Sobald er den Grinselhof zwischen den Bäumen hervorsichimmern sah, schritt er vorsichtig neben dem Gehölz her und ging bald auf der einen, bald auf der andern Seite des Weges stets da, wo ihn das dichte Laub am Besten verbergen konnte. Als er vor dem Hofe ankam, schrie er vor Freude laut auf, denn das Thor stand offen.

Vorsichtig schlüpfte er durch das Gehölz bis an die Brücke und ging dann auf den Fußspitzen an dem Hofe vorüber bis zu den hohen Bäumen, die wie eine Scheidemauer den Grinselhof einschlossen.

Er war kaum einige Schritte weit im Garten vorge-
drungen, als er auch schon zitternd stehen blieb.

Unter dem Katalpastrauche saß Venora, mit dem Kopf
auf der Tischecke ruhend, ihre Brust leuchtete gewaltsam und
von ihren Fingern, die sie vor den Augen hielt, rollten glän-
zende Thränenperlen in den Sand.

Der Jüngling näherte sich mit leisen Schritten, doch wie
stills und schleichend auch seine Bewegungen waren, die Jung-
frau hob den Kopf empor und sprang bebend in die Höhe,
während das Wort „Gustav“ sich wie ein Angstgeschrei ihrer
Brust entwand und durch das Laub hallte. Sie wollte
entfliehen, aber ehe sie noch einen Schritt thun konnte lag
der Jüngling knieend zu ihren Füßen und sprach mit fieber-
hafter Angst, während er ihre Hände fest hielt:

„Venora, Venora, hören Sie mich an! Wenn Sie mich
fliehen, wenn Sie mir diesen Trostweigern, Ihnen mit ei-
nem letzten Lebewohl zu sagen, was ich leide und hoffe, so
sterbe ich zu ihren Füßen, oder ich nehme eine Schlange mit
mir im Herzen und ende fern von meinem Vaterlande, fern
von Ihnen meine Schwester, meine Geliebte, meine Braut!
— Ach Venora, bei unserer innigen, reinen Liebe verstoßen
Sie mich nicht.“

Obwohl Venora an allen Gliedern zitterte, so zeigte sich
doch Würde und Stolz in ihrem Antlitz. Sie antwortete
mit Ruhe und Kälte:

„Ihre Kühnheit wundert mich, mein Herr, es gehörte
viel dazu um wieder auf dem Grinselhof zu erscheinen, nach
der Beleidigung, die meinem Vater zugefügt worden ist. Jetzt

liegt er krank zu Bette, sein Gemüth erlag den Leiden, ein Fieber hat ihn überfallen; ist das der Lohn für meine Neigung zu Ihnen."

"Gott, Gott, Sie beschuldigen mich, Lenora, was habe ich denn verbrochen," rief der Jüngling verzweifelt.

"Es besteht keine Gemeinschaft mehr zwischen uns," entgegnete die Jungfrau, „sind wir auch nicht so reich wie Sie, mein Herr, so duldet doch das Blut, das in unsern Adern fließt, durchaus keinen Hohn: stehen Sie auf, entfernen Sie sich, ich darf Sie nicht mehr sehen."

"Gnade, Barmherzigkeit," flehte Gustav, die Hände bittend zu ihr emporstreckend, „ich bin unschuldig, Lenora!"

Die Jungfrau verbarg die Thränen, die ihr aus den Augen drangen und wandte sich um zu gehen.

"O, wie grausam," rief der Jüngling verzweifelt, „Sie verlassen mich für immer ohne Lebenswohl, ohne Trost, Sie sind taub gegen meine Bitten, gefühllos gegen meinen Schmerz. Wohl denn, ich werde mein Schicksal erdulden, Sie haben es so gewollt."

Er sprang auf und rief unter häufigen Thränen aus:

"Lenora, Freundin, Sie verurtheilen mich zum Tode, ich vergeihe Ihnen, mögen Sie ohne mich auf Erden glücklich sein; leben Sie wohl, leben Sie wohl auf ewig!"

Nachdem er dieses gesagt schienen ihn seine Kräfte zu verlassen, er sank auf einen Stuhl und ließ die Arme schlaff und ausgestreckt auf einen Tisch fallen.

Lenora hatte zwei oder drei Schritte gethan um sich zu entfernen, aber der Schmerz des Geliebten hielt sie jetzt zu-

rück, man konnte deutlich auf ihrem Angesichte einen heftigen **Streit** zwischen der Pflicht und der Liebe lesen, endlich schien ihr Herz bei diesem Kampfe zu erliegen, Thränen stürzten aus ihren Augen, sie näherte sich langsam dem Jüngling, ergriff seine Hand und seufzte zärtlich:

„Gustav, armer Freund, wir sind unglücklich, nicht wahr?“

Bei dieser Berührung, bei dem süßen Tone dieser Stimme kam der Jüngling wieder zu sich, mit seligem Lächeln sah er der Jungfrau in die Augen und sagte entzückt:

„Lenora, theure Lenora, Sie sind zu mir zurückgekehrt, Sie haben Barmherzigkeit mit meinem Leiden, Sie hassen mich also nicht?“

„Schwindet eine Liebe, wie die unsere, Gustav?“ fragte sie seufzend.

„O, nein, nein,“ rief der Jüngling heftig aus, „sie ist ewig, ewig, nicht wahr Lenora? Mächtig gegen Unglück und **Tod**, unvertilgbar so lange unser Herz im Busen schlägt!“

Die Jungfrau senkte das Haupt und schlug die Augen nieder, sie antwortete mit feierlichem Tone:

„Glauben Sie nicht Gustav, daß unsere Trennung mir weniger Schmerzen macht als Ihnen; wenn die Gewißheit meiner Liebe, Sie in der Abwesenheit trösten kann, so sehn Sie stark und muthig, ich werde Ihr Andenken in meinem trauernden Gemüthe bewahren, Ihnen im Geiste folgen und Sie lieben bis das Grab den Abgrund füllt, welcher ewig zwischen uns gähnt: dort oben bei Gott begegnen wir einander wieder, auf Erden nicht mehr.“

„O, Sie täuschen sich, Lenora,“ rief Gustav, beinahe glücklich, aus, „es ist noch Hoffnung da, mein Oheim ist nicht unerbittlich, er wird nachgeben, aus Mitleid mit meiner Verzweiflung.“

„Es ist möglich, aber meines Vaters Ehrgefühl ist unbegreiflich,“ sagte das Mädchen mit traurigem Stolz. „Sie müssen scheiden, Gustav, schon zu lange übertrat ich sein Gebot, zu lange schon verletzte ich meine Pflicht, indem ich mit einem Manne allein blieb, der nie mein Gatte werden kann. Verlassen Sie mich. Wenn uns Jemand überraschte, würde mein unglücklicher Vater sterben vor Schmerz und Schaam.“

„Gute, liebe Lenora nur noch einen Augenblick, hören Sie auf das, was ich Ihnen sage! — Mein Oheim hat mir Ihre Hand verweigert, ich habe geweint, gebeten, mir die Haare ausgerauft, Nichts beweg ihn seinen Entschluß zu ändern, die Verzweiflung verdüsterte meine Sinne, ich habe mich gegen ihn empört, ihm gedroht wie ein Undankbarer und ihm Dinge gesagt, welche mir vor mir selbst Abscheu einflößten, sobald ich wieder zu mir kam. Auf den Anrathen bat ich ihn um Vergebung, mein Oheim ist gutherzig, er schenkte mir seine Verzeihung unter der Bedingung, daß ich augenblicklich und ohne Widerseßlichkeit eine längst beabsichtigte Reise nach Italien mit ihm anträte, er hofft, daß ich Sie vergessen werde. Sie vergessen, Lenora! Ich habe jedoch diesen Plan mit geheimer Freude angenommen, ich werde Monate lang allein mit ihm sein, ihn mit Liebe und Sorgfalt umgeben, ihn durch meine grenzenlose Ehrfurcht

erweichen, ihn unaufhörlich um seine Einwilligung bitten, ihn überreden und siegreich wiederkehren, Lenora, um Ihnen mein Leben und meine Hand anzubieten, Ihre Stirne mit dem frohen Brautkranz zu schmücken und Sie, vor Gottes Altar knieend, als meine theure Gattin zu empfangen."

Ein helles Lachen strahlte auf dem Antlitz der Jungfrau, ihre Augen funkelten von Erregung bei dieser bezaubernden Schilderung eines noch möglichen Glückes: bald jedoch verließ die Täuschung sie wieder, sie antwortete mit stillem Schmerz:

"Armer Freund, es ist grausam, auch diese letzte Hoffnung aus Ihrem Busen reißen zu müssen — wohl mag Ihr Oheim einwilligen, aber mein Vater?"

"Ihr Vater, er wird Alles verzeihen und mich in seinen Armen empfangen, wie einen wiedergefundenen Sohn."

"Nein, nein, glauben Sie es nicht, Gustav, man hat seine Ehre verletzt: als Christ wird er verzeihen, als Edelmann aber die Schmach nie vergessen."

O, Lenora, Sie thun Ihrem Vater Unrecht! Wenn ich mit der vollen Zustimmung meines Oheims wiederkehre und zu ihm sage: Hier bin ich, der ich Ihr Kind glücklich machen werde, ich will ihr Leben schmücken mit aller Freude und Liebe, die je ein Gatte seiner Gattin gespendet hat, ihr Schicksal soll beneidenswerth sein auf Erden, geben Sie mir Lenora zur Frau. Was meinen Sie, was er antworten werde?"

Mit niedergeschlagenen Blicken antwortete Lenora:

„Sie kennen seine unendliche Güte, Gustav, mein Glück ist der einzige Wunsch seiner Seele, er würde Sie segnen und Gott danken.“

„Nicht wahr, Penora, er würde einwilligen, Sie sehen, Alles ist nicht verloren, ein heller Strahl erleuchtet noch unsere Zukunft, geben auch Sie sich dieser süßen Hoffnung hin, trauern Sie nicht, lassen Sie mir den Trost auf der betrübten Reise, daß Sie, Gottes Güte vertrauend, auf mich warten wollen. Gedenken Sie meiner in Ihren Gebeten, sprechen Sie meinen Namen mitunter in diesen schattigen Gängen, wo die Liebe so süß unser Herz erfüllte —, wo ich zwei Monate lang, ein Jahrhundert unendlicher Seligkeit aus Ihrem Blick schöpfte, lächeln Sie mir zu in Ihrer Einsamkeit, mein Geist wird Ihren fernen Gruß vernehmen, ich werde mich freuen und Muth finden die Abwesenheit zu ertragen.“

Penora weinte stumm, die süßen und rührenden Worte des Jünglings hatten ihren Stolz gänzlich besiegt, in ihrem Herzen war Nichts zurückgeblieben als Liebe und Schmerz; der Jüngling bemerkte es und sagte:

„Ich scheide, Penora. Mit voller durch Ihre Liebe verstärkter Hoffnung verlaße ich mein Vaterland und die Geliebte. Komme was will, ich werde es muthig ertragen. Penora Sie werden an mich denken, täglich an mich denken, nicht wahr?“

„Gott, ich habe meinem Vater versprochen Sie zu vergessen,“ seufzte das Mädchen erschreckt.

„Nicht vergessen, Sie würden sich Gewalt anthun um mich zu vergessen?“

„O nein, Gustav,“ war die leise Antwort, „ich werde zum ersten Male meinem Vater ungehorsam sein, denn ich fühle, daß mir die Kraft fehlt. Mein Gelübde war eine Lüge, vergessen kann ich Sie nicht, ich muß Sie lieben, so lange ich lebe; es ist mein Schicksal auf Erden.“

„O Dank, Dank Lenora!“ rief Gustav entzückt, „Ihre liebevollen Worte geben mir Kraft und Muth, möge Gott Sie hüten. Ihr Bild wird mich schützen in Freude wie in Leid, bei Tage wie bei Nacht; stets wird es mich umschweben. Mir bricht das Herz bei dem Abschiede, aber die Pflicht gebietet, ich muß gehen, leben Sie wohl, leben Sie wohl.“

Mit sicherhafter Spannung drückte er noch ihre beiden Hände und verschwand dann in den Baumgängen.

„Gustav, Gustav, leben Sie wohl!“ schrie Lenora wie harrlos. Sie war wie zerschmettert und suchte mit zitternder Hand einen Stuhl. Gleich darauf sank sie kraftlos auf denselben nieder, legte den Kopf auf den Tisch und gab sich ganz ihrem unendlichen Schmerze hin, während heiße Thränen über ihre Hände strömten.

VII.

Lenora hatte ihrem Vater den letzten Besuch des Jünglings mitgetheilt und sich bemüht die süße Hoffnung auf eine bessere Zukunft auch auf ihn überzutragen, aber Herr van Blierbeke hatte gefühllos und mit bitterem Lachen auf dem Gesicht ihre Erzählung angehört, ohne ihr irgend eine bestimmte Antwort zu geben.

Seit diesem Tage war der Grinselhof noch einsamer und trauriger geworden als vorher. Sichtlich durch ein geheimes Leiden gequält, saß der Edelmann meist das Haupt auf die Hände gestützt und den Blick nachdenkend zu Boden gerichtet; gewiß sah er den unglücklichen Verfalltag des Schuldbriefes vor Augen, welcher drohend und unabänderlich sich näherte um den unglücklichen Vater mit seinem Kinde für immer in das Glend zu treiben.

Lenora verbarg ihren eignen Liebes Schmerz um den unerklärlichen Gram ihres Vaters nicht noch durch ihre Trauer zu vermehren. Obwohl ihr Herz gleichfalls von trüben Gedanken überströmte, so stellte sie sich doch als ob sie ruhig und heiter sei. Sie that oder sagte ihm Alles was ihr liebendes Herz ihr eingab, um ihn aus seinem peinlichen Nachsinnen heraus zu reißen. Ihre Bemühungen blieben

jedoch ohne Erfolg; ihr Vater belobnte sie wohl mit einem Lächeln, mit einer zärtlichen Liebkosung, aber das Lächeln war traurig und bitter, die Liebkosung matt und schwach.

Frage Lenora mitunter, mit weinenden Augen, nach der Ursache von ihres Vaters Schmerz, so wußte er jeder Erklärung darüber auszuweichen. Ganze Tage irrte er einsam und in finstern Gedanken vertieft, durch die dunkelsten Laubgänge des Gartens und schien selbst die Gegenwart seiner Tochter zu fliehen. Sah Lenora ihn von Weitem, so bemerkte sie Blicke des Grams und der Verzweiflung an ihm, während seine Hände sich mit heftigen Geberden bewegten. Näherte sie sich, um durch Beweise tiefer Zuneigung seinen Schmerz zu mildern, so antwortete er kaum auf ihre liebevollen Fragen und verließ sie um sich im Hause einen einsamen Versteck zu suchen.

So verfloß ein ganzer Monat, ein Monat tödtlicher Trauer und stummer Leiden.

Lenora bemerkte unterdessen mit Verzweiflung, wie schnell das Gesicht ihres Vaters an Magerkeit und Blässe zunahm und seine Augen ihren Glanz verloren, als ob eine zehrende Krankheit sein Leben untergrübe.

Ungefähr um diese Zeit jedoch überzeugte sie eine Aenderung in seinem Benehmen, daß ein trauriges, vielleicht ein schreckliches Geheimniß sein Herz belaste.

Seit einer Woche hatten seine Augen mitunter wieder mit hellerem Feuer gestrahlt; er schien jetzt beständig wie von einem Fieber gequält zu werden; seine Worte, seine Gedanken, seine Geberden, seine Handlungen, Alles

zeugte von Ungeduld und Spannung an ihm. Obendrein fuhr er jetzt fast jede Woche zwei oder drei Mal nach der Stadt, ohne im Mindesten merken zu lassen, was er dort thue. Spät am Abend kehrte er wieder nach dem Grinselhof zurück, und setzte sich dann ruhig zu Tische, bis er Lenora selbst aufforderte auf ihr Zimmer zu gehen und mit einer Lampe in dem seinigen verschwand. — Aber daß er nicht ruhe, wußte seine traurige Tochter nur zu wohl; denn, da die Angst sie nicht schlafen ließ, hörte sie oft in der Nacht den Boden unter den Tritten ihres Vaters ächzen und zitterte erschreckt und betrübt in ihrem Bette.

Lenora besaß großen Muth und hatte durch ihre ungewöhnliche Erziehung eine fast männliche Kraft der Seele erhalten; auch keimte allmählig in ihrem Herzen der Entschluß, ihren Vater zu zwingen ihr sein Geheimniß mitzutheilen. Wie sehr auch die Ehrfurcht vor ihm ihr abrieth diesen Schritt zu thun, so trieb und spornte doch ihre sorgenvolle Liebe sie auf der anderen Seite täglich mehr zu Muth und Kühnheit an. Oft schon hatte sie ihren Vater aufgesucht, mit der Absicht ihren Plan auszuführen, aber sein durchdringender Blick und der Ausdruck seines Gesichtes hatten sie immer wieder davon abgehalten. Sie sah daß ihr Vater ihr Vorhaben vermuthete und, als fürchte er sich vor ihren Fragen, in ihrer Gegenwart zu zittern schien.

Eines Tages war Herr van Blierbeks wieder mit dem Frühhesten nach der Stadt gefahren.

Schon war die Mittagsstunde verüber. Lenora irrte langsam, in bittere Träume versunken durch die todtenstillen

Gemächer ihrer Wohnung. Mitunter schien sie in schmerzlichen Nachsinnen zu reden, blieb stehen, streckte die Hand aus oder wischte sich eine Thräne aus den Augen. Zerstreut und ohne zu wissen was sie that, zog sie die Schublade des Tisches heraus an dem ihr Vater zu schreiben pflegte. Vielleicht trieb die Begierde sein Geheimniß zu ergründen sie unbewußt zu dieser That. Sie fand in der Schublade ein offen daliegendes Papier.

Raum hatte sie ihr Auge darauf gerichtet, als eine plötzliche Blässe ihre Wangen entfärbte und zitternd las sie, was ihr dieses Blatt offenbarte.

Gleich darauf machte sie die Schublade mit Abscheu wieder zu und verließ das Zimmer mit gesenktem Haupte und langsamen Schritten, wie Jemand der sich in die trübsten und peinlichsten Gedanken vertieft hat. Im Vorzimmer setzte sie sich, sah eine Weile still auf den Boden und seufzte dann:

„Den Grinselhof verkaufen, warum? Herr Denecker hat meinen Vater verspottet, weil wir nicht reich genug wären, was ist das für ein Geheimniß? Sollten wir wirklich arm sein? Welch ein Licht! Gott das ist also die Lösung des Räthsels von meines Vaters Leiden! . .“

Sie versank wieder in finstres Nachsinnen. Allmählig jedoch erheiterte sich ihr Gesicht, ihre Lippen bewegten sich wach und ihre Augen begannen mit dem Feuer des Muthes zu strahlen.

Während sie so in ihrem Innersten gegen das Schicksal kämpfte und sich vorbereitete dem Unglück und der Er-

niedrigung Troß zu bieten, sah sie plötzlich das alte Cabriolet in den Grinseltshof hinein fahren. Sie bemerkte alsbald daß ihr Vater, wie gefühllos, mit gesenktem Kopfe, darin saß und als bei dem Aussteigen ihr Blick auf sein Angesicht fiel, erschreckte sie die tödtliche Blässe, welche ihn entstellte.

Tief erschüttert hatte sie nicht die Kraft ein Wort an ihn zu richten. Sie ließ ihn daher stumm in das Haus treten, um sich wahrscheinlich wieder in dem abgelegensten Zimmer zu verbergen; sie hatte kaum einen Augenblick an der Thür gestanden, als eine dunkle Röthe plötzlich ihre Stirn und ihre Wangen färbte, während ihre schwarzen Augen, obwohl von Thränen benetzt, von Kraft und Entschlossenheit strahlten. Sie eilte in das Haus und sagte mit Entschiedenheit zu sich selbst:

„Soll ein Gefühl der Ehrfurcht mich noch länger zurückhalten? Soll ich meinen Vater sterben lassen? Nein, nein, ich will Alles wissen! Ich will den giftigen Wurm aus seinem Herzen reißen, ihn retten durch meine Liebe.“

Mit diesen Worten lief sie durch zwei oder drei Zimmer, in dem letzten saß ihr Vater, beide Arme auf den Tisch und den Kopf mit den Händen stützend, aus seinen Augen stieß ein Strom stiller Thränen auf den Tisch.

Venera sprang weinend auf ihn zu, kniete vor ihm nieder und rief mit flehend emporgehobenen Armen:

„Barmherzigkeit, Vater! Ich bitte Dich auf den Anieen laß mich Theil nehmen an Deiner Betrübniß, sage mir, was Dein Herz zernagt. Laß mich es wissen, warum mein Vater Thränen vergießt in der Einsamkeit.“

„Lenora, Du Alles, was mir übrig bleibt auf Erden,“ — senkte der Vater mit dem Lächeln der Verzweiflung, während er sie von dem Boden aufhob, „ich habe Dir schwere Leiden verursacht, nicht wahr? Komm und suche Dir einen Zufluchtsort an meiner Brust, ein furchtbarer Schlag droht uns zu zerschmettern, mein armes Kind.“

Die Jungfrau schien auf diese Klage nicht hören zu wollen und wich der Umarmung ihres Vaters aus. Mit großer Festigkeit des Willens sagte Sie:

„Vater, ich bin mit dem unabänderlichen Entschlusse gekommen zu vernehmen, was Dich quält; ich gehe nicht von hier fort, ohne zu wissen, welches feindselige Gefühl oder welches Unglück mir schon so lange die Liebe meines Vaters geraubt hat. Wie groß auch meine Ehrfurcht gegen Dich ist, die Pflicht spricht noch lauter in meinem Herzen, ich will, ich muß das Geheimniß Deines Leidens kennen lernen.“

„Dir die Liebe Deines Vaters geraubt!“ — sagte der Edelmann — „das Geheimniß meines Leidens ist meine Liebe zu Dir, mein angebetetes Kind. Zehn Jahre lang habe ich den bittersten Kelch des Elends getrunken und Gott täglich gebeten, daß Du glücklich werdest auf Erden, ach, er hat mein Gebet auf immer verworfen!“

„Ich soll also unglücklich sein,“ fragte Lenora, ohne das mindeste Entsetzen.

„Unglücklich durch Armuth,“ — antwortete der Vater, — „der Schlag, der uns trifft beraubt uns aller unsrer Güter, wir werden unsern Grinselhof verlassen müssen.“

Diese lehteren Worte, welche ihre Furcht gänzlich be-
stätigten, schienen die Jungfrau einen Augenblick bestürzt
zu machen, sie bezwang jedoch ihr Gefühl und sagte mit
steigendem Muth:

„Und Du quälst Dich um mich und stirbst langsam dahin,
weil dieses Unglück Dich trifft, ich kenne Deine unbefieg-
liche Gemüthskraft, mein Vater. — Nein, Dein Herz
erliegt den Leiden, nur den Leiden, weil Deine Lenora mit
Dir diese Armuth theilen muß; sei gesegnet für alle Deine
zu innige Liebe; aber sage mir: Wenn man mir alle Reich-
thümer der Erde anböte unter der Bedingung, daß ich ein-
willigte Dich einen einzigen Tag leiden zu sehen, was
glaubst Du, daß ich da antworten würde?“

Stumm und verwundert sah der Edelmann seine be-
geisterte Tochter an, deren Augen heldenmüthig strahlten,
ein schwacher Händedruck war seine einzige Antwort.

„Ach,“ — rief sie aus — „ich, würde die Reichthümer
verschmähen und ohne Schmerz die Armuth erdulden und
Du Vater, wenn Dir die Wahl gelassen würde, Alles
Gold Amerikas zu besitzen oder Deine Lenora zu verlieren,
wozu würdest Du Dich entschließen?“

„Himmel,“ — seufzte der Vater, — „gibt man sein
Leben denn für Schätze oder Güter hin?“

„Also,“ — entgegnete die Jungfrau, — „der gütige
Gott hat uns Beiden das gelassen, was uns das Theuerste
auf Erden ist. Warum klagen, da wir ihn segnen sollen
für seine Barmherzigkeit! Laß den Muth wieder Dein Herz
erfüllen, o Vater, was auch das Loos sein möge, was

und erwartet, und müßten wir eine Hütte bewohnen, so lange wir bei einander sind, soll uns Nichts niederdrücken."

Ein eigenthümliches Lächeln des Staunens und der Bewunderung erleuchtete das Antlitz des Edelmannes. Es kam ihm vor, als ob etwas Unbegreifliches geschehen sei. Mit gefalteten Händen rief er aus:

„Lenora, Lenora, mein Kind, bist Du ein überirdisches Wesen, ein Engel! Du verwirrst mich, ich begreife die Größe Deiner Seele nicht.“

Die Jungfrau sah mit größter Freude, daß sie den Sieg davon trug, denn in den Augen ihres Vaters glänzte wieder das helle Auge des Muthes. Er hob sein edles Haupt langsam in die Höhe, als ob ein Gefühl der eignen Würde seine Brust schwellte. Einen Augenblick betrachtete sie mit himmlischen Lächeln die Wirkung ihrer Worte und rief dann mit begeistertem Tone:

„Auf, auf Vater in meine Arme, keinen Gram mehr! So vereinigt, ist das Schicksal machtlos gegen uns.“

Vater und Tochter umarmten sich und blieben einige Augenblicke, Brust an Brust liegend, in tiefer Seligkeit. Als diese heilige Umarmung endete und sie darauf Hand in Hand neben einander saßen, spielte um Beider Lippen ein unaussprechliches Glück des Lächelns, wie wenn sie die ganze Welt vergessen hätten.

Der Edelmann war noch gerührter, als seine Tochter, mit Thränen in den Augen und begeisterter Stimme sagte er:

„Neues Blut, neues Leben strömen durch meine Adern: ach, ich that Unrecht, Lenora, Dir nicht Alles mitzutheilen,

aber verzeih mir! Die Furcht Dich zu betrüben, die Hoffnung das vielleicht noch Rettung möglich sei, hielten mich zurück, ich kannte Dich noch nicht ganz; ich wußte noch nicht wie groß der Schlag ist, den Gott mir in seiner Güte geschenkt hat. Jetzt sollst Du Alles wissen; ich hätte so nicht länger das Geheimniß meines Betragens und meiner Leiden vor Dir verbergen können. Der verhängnißvolle Zeitpunkt ist gekommen; der Schlag, den ich fürchtete, bedroht uns und ist nicht mehr zu vermeiden. Bist Du bereit meine Mittheilungen zu hören, Lenora?"

Durch das heitere Lächeln ihres Vaters erfreut, antwortete Lenora mit süßer, schmeichelnder Stimme:

„Ach, Vater, schütte alle Deine Schmerzen in meinen Busen aus, aber verbirg mir nichts, mein Antheil muß vollständig sein, Du wirst fühlen, wie Alles, was Du mir anvertraust, von Deinem Herzen fällt.“

Der Edelmann ergriff feierlich die Hand seiner Tochter und antwortete:

„Wohlan denn, nimm von jetzt an Theil an meinen Leiden und hilf mir mein Kreuz tragen, ich will Dir nichts verschweigen. Was ich Dir erzählen werde ist eine traurige, schmerzliche Geschichte, doch tritt nicht mein Kind, nichts darin wird Dich erschrecken, es ist nur eine Darstellung von Deines Vaters Leiden. Du wirst dann auch wissen, weshalb Herr Denecker so böse gegen Dich und mich handelte.“

Er ließ die Hand seiner Tochter los ohne sein Gesicht von ihr abzuwenden und begann folgendermaßen seine Erzählung mit ruhigem Ton:

„Du warst noch klein Lenora, gut und hold wie jetzt, die Freude und der Liebling Deiner Mutter; wir bewohnten in stillen Freuden den bescheiden Hof unsrer Vorfahren und fanden in den Einkünften unsrer Güter Mittel genug um mit Sparsamkeit unsrem Namen und Stande Ehre zu erweisen.“

„Ich hatte einen jüngeren Bruder, gut von Herzen, edelmüthig aber unvorsichtig. Er wohnte in der Stadt und war mit einer Frau von edler Abkunft, doch nicht reicher als er selbst, verheirathet. Ob seine Gattin aus Prahlsucht ihn antrieb unsichre Mittel zu versuchen um seine Einkünfte zu vermehren, weiß ich nicht, kurz er spielte in den Fonds, Du weißt nicht was das sagen will. Es ist ein Spiel mit dem man in einem Augenblicke Millionen gewinnen kann; ein Spiel aber auch, das Dich mit Frau und Kindern in das äußerste Elend zu stürzen vermag und einen Edelmann oder einen Reichen wie durch einen Zauberschlag an den Bettelstab bringt.“

„Mein Bruder hatte zuerst viel gewonnen und sein Haus auf großem Fuß eingerichtet, so daß sie die Reichsten hätten beneiden können; er besuchte uns oft, brachte für Dich Lenora, die sein Liebling war, allerlei Geschenke mit und bewies uns um desto mehr Freundschaft, je mehr sein Vermögen das unsere zu übersteigen schien.“

„Sehr oft stellte ich ihm das Gefährliche seiner Unternehmungen vor und suchte ihm klar zu machen, daß es sich für einen Edelmann nicht gezieme täglich Hab und Gut auf eine unsichere Zeitungsnachricht zu wagen; dennoch aber, da

der Erfolg gegen mich war, wirkten meine Ermahnungen Nichts auf sein Gemüth, sein feuriger Eifer für das Spiel, denn es ist ein Spiel, war mächtiger als meine Worte.“

„Das Glück, das ihn eine Zeitlang begünstigt hatte, schien ihn endlich verlassen zu wollen: er verlor einen großen Theil seines frühern Gewinnes und sah allmählig seine Mittel sich vermindern; trotz dem entfiel ihm aber der Muth nicht, er schien mit Hartnäckigkeit gegen das Schicksal zu kämpfen und war überzeugt er könnte das Glück zwingen zu ihm zurückzukehren. Unglückseliger Irrthum!“

„An einem Winterabend, ich zittere noch wenn ich daran denke, saß ich im unteren Zimmer, im Begriff zu Bett zu gehen, Du hattest Dich schon niedergelegt, deine Mutter saß bei Dir an Deinem Bette und betete mit Dir, wie sie es gewöhnlich that: Du warst schon zu Bett. Ein eifriger Regen schlug heftig an die Fenster, der Wind tobte in den Bäumen und schien unsre Wohnung in den Grundmauern erschüttern zu wollen; von dem Dikan beherrscht, war ich in düstre Gedanken versunken. Plötzlich wurde heftig am Thore geläutet, während das Wiehern von Pferden uns die Ankunft eines Wagens meldete. Der Knecht, wir hielten damals deren zwei, geht und öffnet die Thür, eine Frau stürzt in das Zimmer und fällt mir weinend zu Füßen, es war die Gattin meines Bruders.“

„Webend vor Ueberraschung und Schrecken will ich sie aufheben, doch sie umarmt meine Kniee und flehet mich um Hilfe an, während eine Thränenfluth über ihre Wangen strömte. In unklaren Worten beschwört sie mich, das Leben

meines Bruders zu retten und giebt mir zu verstehen, daß es ~~nicht~~ schon unwiederbringlich verloren sei, was mich mit gräßlicher Angst erfüllt.“

„Deine Mutter kam unterdessen herunter, wir versuchten Beide die halb wahnsinnige Frau zu beruhigen, es gelang uns auch durch Beweise der Theilnahme und Freundschaft, sie wieder zum völligen Bewußtsein zurückzubringen.“

Ach, mein Bruder, hatte Alles, Alles verloren, ja vielmehr noch als er besaß: herzzerreißend waren die Worte seiner unglücklichen Frau, mehr als ein Mal stürzten mir die Thränen aus den Augen. Besonders aber machte der Schluß ihrer Mittheilung uns auf das Tiefste besorgt. Mein Bruder, niedergeschmettert von der Ueberzeugung, daß er nicht die Ehre seines Namens aufrecht erhalten könne, gequält von den Gedanken, daß Gericht und Obrigkeit seine Angelegenheiten in die Hände nehmen würden, war in furchtbare Verzweiflung gerathen und ging mit dem Gedanken um, sich selbst das Leben zu nehmen. Seine unglückliche Frau, von Gott geführt, hatte ihn bei seinem sündigen Verhaben überrascht und ihm das Mordgewehr mit Gewalt entrißen; jetzt saß er eingeschlossen in einem Zimmer seines Hauses, stumm und unbeweglich, von zweien unserer treuesten Freunde bewacht. Gab es Jemanden auf Erden, der ihn aus der Verzweiflung retten konnte, so war es sicher nur sein Bruder.“

„Die arme Frau hatte das ebenfalls gedacht, sie hatte sich in einen Wagen geworfen und war allein in Nacht und Sturm zu mir gekommen, als dem einzigen Retter in ihrer

Noth. Da lag sie nun knieend zu meinen Füßen und mich ansehend mit ihr nach der Stadt zu eilen. — Ich zögerte keinen Augenblick. Deine gute Mutter nicht minder als ich von der schrecklichen Nachricht ergriffen und wohl voraussehend, was von mir verlangt werde, rief mir noch zu, als ich in den Wagen sprang: „O, rette ihn, nimm nur auf ihn Rücksicht, ich beise Alles gut.“

„Der Kutscher, welcher glücklicher Weise den Weg genau kannte, peitschte die Pferde und wir flogen rascher als der Wind durch die Nacht dahin. . . Du erblickst und zitтерst Lenora, o, es war schrecklich! Nie sollst Du erfahren, welchen Eindruck es auf mich machte. Meine früh ergraueten Haare sind das trübe Andenken jener Angst. Laß Muth mein Kind und höre das Ende.“

Die Jungfrau saß wie zerschmettert da und sah starr ihren Vater an, welcher fortfuhr:

„Es ist nutzlos Dir zu beschreiben, in welchem Zustand der Verzweiflung ich meinen Bruder fand und wie ich viele Stunden mit ihm kämpfen mußte um einen schwachen Lichtstrahl in sein verdunkeltes Gemüth zu werfen, nur ein Mittel gab es seine Ehre und dadurch sein Leben zu retten, aber welches Mittel, o Gott! Ich mußte meine geringe Habe verpfänden um die Schulden meines Bruders zu decken, das Gut unserer Väter, den Brautschlag Deiner Mutter, Dein ganzes Erbe Lenora, Alles, Alles wagen mit der Gewißheit den größten Theil davon auf immer zu verlieren; unter dieser Bedingung konnte die Ehre meines Bruders gerettet werden, unter dieser Bedingung würde er den Ge-

danken aufgeben, der Schande durch den Tod zu entfliehen. Er war es nicht, der das von mir verlangte, im Gegentheil er glaubte gar nicht, daß ich es thun könnte oder würde, aber ich hatte die Ueberzeugung, daß mein Bruder seinen sündigen Versuch ausführte, wenn ich nicht mit der größten Aufopferung seine Angelegenheiten augenblicklich ordnete, und dennoch wagte ich nicht mich dazu zu entschließen."

"Wie," rief Lenora plötzlich erschreckt, "Vater, Vater Du hast Dich geweigert?"

Ein Lächeln stiller Freude schwebte auf dem Antlitz des Edelmanns. Statt durch diesen anklagenden Ausruf seiner Tochter sich beleidigt zu fühlen, glänzte sein Auge und er hob den Kopf mit einem Gefühl eigenen Werthes empor; kräftiger fuhr er fort:

"Ach, Lenora, ich liebte meinen Bruder, aber noch mehr liebte ich Dich, mein einziges Kind. Was man von mir forderte, war Armuth für Dich und Deine Mutter..."

"Gott, Gott," seufzte Lenora mit ängstlicher Ungeduld.

"Dieser Gedanke zerriß mir auf der einen Seite das Herz, während auf der anderen, der Anblick von meines Bruders Verzweiflung mir die Seele vernichtete; endlich trug der Edelmuth in diesem Kampfe den Sieg davon. Es war Tag geworden, ich suchte die vornehmsten Gläubiger auf und unterzeichnete mit meiner Hand die Schrift, welche meinem Bruder Ehre und Leben rettete, die aber zugleich meine gute Gattin und mein unschuldiges Kind zu dem bittersten Elende verdammt..."

„Ach, Gott sei Dank!“ rief Lenora freudig, wie wenn sie plötzlich von einem schweren Traum befreiet werde. „sei gesegnet Vater, daß Du so gut und muthig warst!“

Sie stand langsam auf, legte ihm die Hand auf die Schulter und küßte ihn feierlich, jedoch mit besonderem Ernst, als ob sie selbst diesem eigenthümlichen Aufse etwas Feierliches beimischen wolle.

„Du segnest mich für diese That?“ sagt der Edelmann mit dankbaren Blicken, „und dennoch ist sie es, für die ich Dich um Verzeihung bitten muß, mein Kind!“

„Keine Verzeihung,“ rief Lenora erstaunt, „o, wenn Du anders gehandelt hättest, was würde ich nicht gelitten haben durch Zweifel an meines Vaters Edelmuth. Jetzt liebe ich Dich noch mehr als zuvor; ist es denn eine Missethat seines Bruders Leben zu retten, wenn man es kann?“

„Die Welt urtheilt nicht so darüber, Lenora, man verzeiht es einem Edelmann nie, wenn er arm ist; dann muß er büßen für die Erniedrigung, welche viele Leute durch das Bestehen des Adels zu erdulden glauben, dann muß er es bezahlen, doppelt bezahlen für die Andern, dann überhäuft man ihn ohne Mitleid mit Spott und Verachtung und behandelt ihn als einen Ausgestoßenen aus der Gesellschaft. Seinesgleichen fliehen ihn, um nicht verantwortlich für ihn zu erscheinen, die Bürger und Bauern sehen lachend auf sein Unglück, als gewährte ihnen das eine süße Rache. Glück- lich wenn Gott in solchen Verhältnissen einen Engel schenkt, um Trost und Labung in seine Brust zu gießen und ihn

hart zu machen gegen Unglück und Leiden. Aber höre weiter mein Kind: "

„Mein Bruder wurde gerettet, das tiefste Geheimniß umgab die Hilfe, die ihm von mir zum Theil ward, er verließ das Vaterland und ging mit seiner Frau nach Amerika, wo er seitdem mit großer Anstrengung sich nur einen karglichen Lebensunterhalt erwirbt; seine Frau starb auf der Reise. Was uns betrifft, so besaßen wir nichts mehr. Der Grinselhof und unsere anderen Güter wurden mit Hypotheken belastet, deren Betrag den Werth des Grundbesitzes überstieg. Obendrein hatte ich mich genöthigt gesehen von einem befreundeten Edelmann eine Summe von 4000 Franken gegen einen Wechsel aufzunehmen. Als Deine Mutter zuerst vernahm, wie ausgedehnt das Opfer war, das ich gebracht hatte, machte sie mir nicht den mindesten Vorwurf, sondern hieß sogar meine That gut, bald darauf aber verdammte uns die Armuth zu so bitteren Entbehrungen, daß ihr Gemüth allmählig darunter litt und sie ohne zu klagen in eine stille aber tödtliche Auszehrung verfiel.“

„Ach, es war auch zu schmerzlich, wir mußten, um unsern Verfall zu verbergen und den Namen unserer Verfahren vor Geringschätzung zu verwahren, mit äußerster Kargheit das Geld ersparen, das nothwendig war, um unsere Zinsen zu bezahlen.“

„Allmählig während der nächsten drei Monate verschwanden unsere Diensthoten und unsere Pferde, wir vergaßen bald den Weg zu unseren Freunden und schlugen alle Einladungen aus, um unsererseits nicht genöthigt zu sein

Jemanden bei uns zu empfangen. Unter den Einwohnern unseres Dorfes und den benachbarten Edelleuten, unsern vorigen Freunden bekamen wir bald einen sehr schlechten Ruf. Man sagte, daß eine abscheuliche Gabsier uns dazu treibe so einsam zu leben. Wir ertrugen diese üble Nachricht, ja sogar den offenbaren Haß selbst, mit Freude; es war ein Schleier, mit dem man uns bedeckte und unter welchem wir unser Glend sicher verbergen konnten.“

„Ach, Lenora, ich zittere, meine Brust zieht sich krampfhaft zusammen, ich komme in meiner Erzählung zu dem schmerzlichsten Augenblicke meines Lebens, habe den Muth ohne Thränen anzuhören, was ich Dir mitzutheilen habe.“

„Eine arme Mutter war sehr mager geworden, ihre Augen lagen tief in den Höhlen, die Blässe ihrer Wangen war schrecklich anzusehen. Bei dem Anblick der Leiden Derjenigen, die ich mehr als mein Leben liebte und bei der steten Lesung des Wortes: „Sterben,“ das auf ihrem Gesichte so deutlich und drehend ausgeprägt stand, wurde ich fast wahnsinnig vor Verzweiflung und Gram . . .“

Lenora hatte den Blick auf den Boden geheftet und stille Thränen begonnen auf ihren Wangen zu fließen; der Edelmann sah sie eine Weile zitternd an, doch fuhr er dann in seiner trüben Erzählung fort:

„Arme Mutter, sie that Nichts als weinen. So oft sie ihr Kind, ihre kleine Lenora anblickte, brachen ihr die Thränen aus den Augen; Dein Name schwebte beständig auf ihren Lippen, die Gute sandte unaufhörlich ein Gebet für Dich gen Himmel — endlich hörte sie die Stimme Gottes,

die sie zu sich rief. Der Priester hatte sie auf die letzte Reise vorbereitet; man hatte Dich aus ihren Armen gerissen und auf den Hof geführt; ich befand mich allein in dunkler Nacht bei ihr, deren kalte Lippen mir schon den ewigen Abschiedsruß gegeben hatten; mein Herz blutete, Verzweiflung wüthete in meinen Eingeweiden . . . Wie waren ihre letzten Stunden schmerzhaft! O Gott, sie schien bereits eine gefühllose Leiche zu sein und noch flossen Thränen aus ihren eingesunkenen Augen, während sich ihre Lippen noch bemühten, den Namen ihres geliebten Kindes wie eine Klage zu stammeln. Vor dem Bette knicend hob ich die Hände gen Himmel und bat um Vinderung ihrer Leiden, um Verzeihung für das, was ich gethan. Sodann stand ich auf, legte meine Hände auf ihre bleichen Wangen und trocknete die Thränen auf ihrem Antlitz; ich war wie von Sinnen, plötzlich schien ihr Gefühl zurückzukehren, es war der letzte Funke der erlöschenden Lebensflamme. Sie rief mich bei Namen, ich sprang auf und blickte sie wie wahnsinnig an, mit deutlicher Stimme sagte sie: Es ist geschehen, mein Freund, Gott hat mir keinen leichten Todeskampf gegeben, lebe wohl, ich sterbe mit der Ueberzeugung, daß mein Kind, mein armes Kind unglücklich sein werde auf Erden . . .“

„Ich weiß nicht, was meine Liebe ihr sagte und mir in den Mund legte, aber ich gelobte ihr und rief Gott zum Zeugen an, daß ihr Kind, daß Du, Lenora, nicht im Glend bleiben, sondern daß Dein Schicksal ein glückliches werden sollte. Auf dem Antlitz deiner sterbenden Mutter erschien ein himmlisches Lächeln, sie glaubte in diesem letzten Augen-

blicke an mein Gelübde, schlang ihre Arme um meinen Hals und berührte meinen Mund mit ihren Lippen. Bald jedoch sanken ihre Arme wieder nieder und mit dem letzten Odemzuge schwebte ihre Seele zu Gott empor — ach, Lenora, Du hattest keine Mutter mehr, meine arme Margaretha war todt...“

Der Edelmann senkte das Haupt tief auf die Brust und schwieg; Lenora sah ebenso stumm da und weinte mit den Händen vor den Augen. Im Zimmer herrschte Todtenstille...

Gleich darauf rückte die Jungfrau ihren Stuhl näher zu ihrem Vater und ergriff sprachlos seine Hand.

So blieben sie Beide lange Zeit in tiefen Schmerz versunken sitzen, bis Lenora aufstand und ihren Vater durch Beweise ihrer Liebe zu trösten suchte.

Als ob Herr van Blierbeke Wile hätte, seine Geschichte zu beenden, sprach er jetzt mit freierer Stimme:

„Höre mir noch zu, Lenora; was ich noch zu sagen habe, ist nicht so traurig, es betrifft mich allein; vielleicht thäte ich wohl, es Dir zu verschweigen, aber ich bedarf einer Freundin, welche wisse, was ich gelitten habe, welche alle meine Geheimnisse kenne und mir gestatte, in ihr Herz auszuschenken, was mein Herz seit Jahren unterdrückte und verbarg.“

„Deine Mutter, meine einzige Stütze, war mir geraubt, und ich blieb allein auf dem Grinselhof mit Dir, Lenora, meinem Kinde, und mit meinem Gelübde, mit dem vor Gott in der Sterbenden abgelegten Gelübde! — Was sollte ich

thun, um es zu erfüllen? Mein Erbe abtreten, mich in ein fremdes Land begeben und arbeiten, um uns Beide zu ernähren, das mochte ich nicht, das hieß unmittelbar Dich dem Elend entgegenführen, an dieses Mittel konnte ich nicht denken. Nach langer und reinlicher Ueberlegung war es, als ob ein Lichtstrahl von oben in meine Seele kam, und hoffnungsvoll ergriff ich den einzigen Ausweg, der, wenn auch nicht mir, eine glücklichere Zukunft versprach."

"Ich beschloß, unsere Armuth noch eifriger als je vorzuziehen zu halten und mein Leben Deiner Ausbildung zu widmen. Gott hatte dich gnädig mit körperlicher Schönheit ausgestattet, Penora, Dein Vater sollte Dich nun ausrüsten mit Kenntnissen und Künsten, mit Liebenswürdigkeit und Tugend, mit Gottesfurcht und Sittsamkeit, er sollte Dich an Körper und Seele zur ausgezeichnetsten Frau machen, und er wagte zu hoffen, daß der Adel Deines Geschlechtes, die Anmuth und Wohlgestalt Deiner Gesichtszüge, die Schätze Deines Verstandes und Deines Gefühles die Mitgift aufwiegen würden, welche er Dir nicht zu geben vermochte; er schmeichelte sich mit dem Gedanken, daß Du auf diese Weise eine gute Heirath schließen und so in der Welt zum Theil die Stellung wiederfinden würdest, zu der Deine Herkunft Dich zu berechnigen scheint."

"Zehn Jahre lang, mein Kind, habe ich Dich unterrichtet, in Künsten und Wissenschaften; was ich vergessen hatte oder was ich noch nicht kannte, lernte ich oft selbst erst in der Mitte der Nacht, um es Dir mittheilen zu können. Während ich mit frommer Angst jeden Schmerz, jede un-

angenehme Berührung Dir aus dem Bette räumte und Dir, so viel ich konnte, Alles verschaffte, was unser Stand zu fordern schien, während das beständige Lächeln des Vergnügens auf meinem Gesichte Dich erfreute, nagten Furcht, Angst und Schaam fortwährend an meinem Herzen, und ich zählte mit Schrecken die Schritte der Zeit, welche mich dem entscheidenden Augenblicke näher führte. Ach, Lenora, soll ich es Dir sagen, ich habe Hunger gelitten und bin abgemagert durch Mangel an Nahrung! Die Hälfte meiner Nächte verbrachte ich mit gemeiner Arbeit, ich näbete meine Kleider, grub den Gemüsegarten um und lernte und trieb in der Dunkelheit noch sonst allerlei Beschäftigungen, um unsere Armuth vor Dir und Anderen verbergen zu halten."

"Dies Alles war jedoch Nichts, in der Stille der Nacht hatte ich mich vor Niemand zu schämen. Bei Tage jedoch mußte ich immer kämpfen gegen die Erniedrigung und mit blutendem Herzen den anäusendsten Hohn einschlucken."

Die Jungfrau sah ihren Vater mit gerührten Blicken an, in welchen sich eine Thräne des Mitleids zeigte. Herr von Blierfeld drückte ihr tröstend die Hand und fuhr fort:

"Sei nicht betrübt, Lenora. Schlag gleich die Hand des Herrn mit tiefen Wunden, so hatte er mir doch auch in seiner Barmherzigkeit den Balsam geschenkt, der sie zu heilen vermochte; ein einziges Lächeln, das aus Deinem anmuthigen Gesichte mir entgegenstrahlte, reichte hin, um aus meiner Brust ein Dankgebet gen Himmel steigen zu lassen. Du wenigstens warst glücklich, und ich hatte mein Gelübde nicht gebrochen."

„Endlich glaubte ich, daß Gott selbst Jemand auf den Weg geführt habe, um Dich, mein Kind, vor dem nahenden Elende zu erretten. Ein reines Liebesverhältniß bildete sich zwischen Gustav und Dir, eine Heirath schien die Folge dieser Reigungen werden zu müssen. Bei seinem letzten Besuche klagte ich Herrn Denecker den beklagenswerthen Zustand meiner Angelegenheiten. Er weigerte sich darauf unwiederruflich, den Wunsch seines Neffen zu erfüllen. Als ob der Schlag, der meine schönste Hoffnung vernichtete, nicht hinreichte, um mich zu zerschmettern, vernahm ich zu derselben Zeit, daß der Freund, welcher mir 4000 Franken gegen einen Wechsel lieb, mit der Erlaubniß, ihn jährlich zu erneuern, in Deutschland gestorben sei, und daß die Erben die Tilgung der Schuld verlangten. Ich habe die Stadt durchkreuzt, an jeder Freundesthüre geklingelt, Himmel und Erde in Bewegung gesetzt, um diese letzte Schmach abwehren zu können — Alles war vergebens! Morgen wird man vielleicht schon an das Thor unseres Grinselhofs ein Plakat heften, welches nicht allein den Verkauf aller unserer liegenden Güter, auch selbst unseres Hausgeräthes und vieler Dinge, die uns als Andenken lieb und theuer sind, bekannt macht. Unsere eigene Ehre gebietet uns, Alles herbeizubringen, was nur einigermaßen Werth hat, damit der Betrag unserer Schulden erreicht werde. Und wäre uns das Schicksal günstig genug, daß wir Jeden befriedigen könnten, so würde das noch ein großes Glück in unserem Elende sein. — Du lächelst so heiter, Lenora, Freude strahlt aus Deinen Augen, betrübt Dich denn dieses Unglück nicht?“

„Und das ist Alles, was Dich quält, Vater? Weiter Nichts? Du birgst kein Geheimniß mehr in Deinem Herzen?“ fragte die Jungfrau.

„Nein, mein Kind, Du weißt nun Alles.“

„Wahrlich,“ entgegnete Lenora ernst, „ich weiß, daß ein solcher Schlag von allen anderen Menschen als ein schreckliches Unglück würde betrachtet werden, aber was vermag er auf uns? Warum sprichst Du jetzt selbst so kaltblütig, Vater? Warum scheinst Du, ganz wie ich, gleichgiltig gegen die ungünstige Entscheidung des Schicksals?“

„Ach, weil Du mir Vertrauen und Muth in die Seele geößt hast, Lenora, weil ich nach so langer Entbehrung wieder im vollen Besitze Deiner ganzen Neigung bin, weil Du mir Hoffnung machst, daß Du doch nicht unglücklich sein wirst. Ich weiß, was Du mir antworten wirst, edles Kind, das Gott mir schenkte als Schild gegen alle Leiden. Nun denn, ohne das Haupt zu beugen, will ich dem Unglück entgegen gehen und mich mit Geduld dem Willen Gottes unterwerfen.“

„Aber ach,“ fügte er traurig hinzu, „wer weiß, welche Leiden uns noch erwarten! In der Welt umherirren, fern von Freunden und Bekannten und einen verbergenden Aufenthalt suchen und durch unserer Hände Arbeit unsere tägliche Nahrung erwerben müssen — Du weißt nicht, Lenora, wie bitter das Brod der Armuth schmeckt.“

Die Jungfrau zitterte, als sie die Betrübniß wieder wie eine finstere Wolke auf das Antlitz ihres Vaters herabsinken sah. Lebhaft seine Hände ergreifend und ihm tief in die Augen sehend, fragte sie mit bittendem Tone:

„Ach, Vater, laß das Lächeln der Zufriedenheit auf Deinem Antlitze bleiben, sei überzeugt, wir werden glücklich sein. Versehe Dich mit dem Geiste in den Zustand, der uns erwartet; was ist denn so Schreckliches darin? Ich bin in jeder weiblichen Arbeit geschickt, obendrein hinlänglich von Dir unterrichtet, um Andere lehren zu können, was Du mir an Kenntnissen mitgetheilt hast. Ich werde für uns Beide streben und Gott wird meine Arbeit segnen. Siehst Du, Vater, wir wohnen vergessen und allein in einem freundlichen Zimmerchen, friedlich in froher Ruhe des Herzens, stets bei einander, uns liebend, über Schicksal und Unglück erhaben, im Himmel unserer gegenseitigen Aufopferung, im Himmel unendlicher Liebe lebend. Auch mir scheint, als ob die wahre Seligkeit für uns erst beginnen werde, und Du, mein Vater, sollst nun nicht länger trauern, da uns ein Glück winkt, das Wenige auf Erden genießen können.“

Herr van Blierbese hatte entzückt seine Tochter angeschaut, und der begeisterte, aber süße Ton ihrer Stimme ihn so gerührt, ihr Muth, dessen edle Beweggründe er durchschaute, ihn dermaßen mit Bewunderung erfüllt, daß tief empfundene Thränen des Glückes aus seinen Augen flossen. Er zog mit der einen Hand Lenora an seine Brust, legte die andere auf ihr Haupt und blickte mit frommem Entzücken gen Himmel. So blieb er sprachlos, den Blick empor zu Gott gerichtet; ein stilles Gebet, ein Segen für sein Kind, ein inniger Dank stieg wie eine heilige Altarflamme aus seinem Herzen empor zu dem Throne Dessen, der ihm seine gute Lenora geschenkt hatte.

VIII.

Genau wie Herr van Blierbese Penora gesagt hatte, wurde ein Paar Tage später die Anzeige des Verkaufs seiner Güter in die Zeitungen gesetzt und in der Stadt und den umliegenden Dörfern angeschlagen.

Die Sache machte ein gewisses Aufsehen und Jeder wunderte sich über die Verarmung des Edelmannes, den man für so reich und habfüchtig gehalten hatte. Da der Verkauf wegen Wegzuges angekündigt worden war, so würde man die wahren Beweggründe nicht errathen haben, hätte sich nicht aus der Stadt die Nachricht verbreitet, daß Herr van Blierbese diesen Beschluß nur gefaßt habe, um seine Schulden zu bezahlen, und daß er also verarmt sein müsse; sogar die wahre Ursache seines Unglückes, die Hülfe, welche er seinem Bruder hatte angedeihen lassen, wurde unter den Leuten bekannt, obwohl man die Einzelheiten derselben nicht genau zu erzählen wußte. Seit der Ankündigung hatte sich der Edelmann noch mehr abgesondert, um allen Erklärungen aus dem Wege zu gehen. Er wartete mit Geduld den Zeitpunkt des Verkaufes ab und obwohl ein schmerzliches Gefühl noch oft seinen Geist zu überwältigen drohte, so fand er doch in der unermüdlichen Aufmunterung seiner

Tochter die Kraft, um mit einem gewissen Stolge dem unglücklichen Tage entgegenzusehen.

Unterdessen war ihm aus Rom ein Brief von Gustav gekommen, welcher auch einige Zeilen an seine Tochter enthielt. Der Jüngling erklärte in demselben, daß seine Neigung zu Lenora durch die Abwesenheit noch stärker und inniger geworden sei, und daß er seinen einzigen Trost in der Hoffnung finde, doch dereinst durch die Bande der Ehe mit ihr vereinigt zu werden; auf der anderen Seite war sein Schreiben jedoch nicht so ermuthigend, indem er gleichfalls traurig klagend meldete, daß seine Versuche bei seinem Oheim bis jetzt gänzlich mislungen seien.

Der Vater hatte die Briefe gleichgiltig hingelegt; er verbarg Lenora nicht, daß er keine Hoffnung hinsichtlich einer möglichen Verbindung mit Gustav mehr hege, und rieth ihr, diese unglückliche Liebe zu vergessen, um sich später nicht noch größeren Schmerz zu bereiten.

Lenora selbst war überzeugt, daß sie — jetzt nachdem ihres Vaters Armuth allgemein bekannt geworden — jede Hoffnung aufgeben müsse, und dennoch war es ihr ein so seliges und ermuthigendes Gefühl, zu wissen, daß Gustav sie noch immer liebe, daß er, dessen Bild ihr Herz erfüllte und ihre Träume beseelte, fortwährend an sie denke und ihre Trennung beklage.

Gleich ihm ihren Gelübden treu, sprach sie mitunter seinen Namen in der Einsamkeit aus, mancher Seufzer stieg unter dem Natalpastrauch empor, als vertraue sie ihn dem Winde an, um den Wunsch ihrer Seele nach einem milderen

Himmelsstriche zu tragen. Sie wiederholte sich in der Stille Gustav's zärtlichste Bekenntnisse, und in ihren gedankenreichen Spaziergängen, in den schattigen Alleen blieb sie an jedem Orte stehen, wo ein Wort, ein Händedruck, ein Blick von ihm sie je berührt hatte . . .

Als ob alles Unglück, das das Herz des Edelmannes zu zerschmettern im Stande war, mit einem Schlage auf ihn niederschürzen sollte, erhielt er jetzt die Nachricht von dem Tode seines Bruders in Amerika. Der Unglückliche war an einem zehrenden Fieber in den Wildnissen nördlich von der Hudsonsbay gestorben.

Herr van Blierbete trauerte einige Tage über den Verlust des geliebten Bruders. Die sich nähernde Entscheidung seines eigenen Schicksales zog ihn jedoch gewaltsam von diesem Gegenstande wieder ab . . .

Endlich erschien der Tag der Auction.

Schon am frühen Morgen stellten sich allerlei Leute auf dem Grinselhofe ein, welche theils aus Neugierde, theils aus Lust zu kaufen, in den Zimmern umherstreiften, das Hausgeräth besahen und den Werth jedes Stückes bei sich feststellten.

Der arme Edelmann hatte alle verkäuflichen Gegenstände in den größten Zimmern aufgestellt. Von seiner Tochter unterstützt, hatte er die ganze vorige Nacht zugebracht, um die meisten Stücke aufzufrischen und herauszuputzen, damit ihr nettes Aeußere die Liebhaber anlocke, gute Preise zu bieten. Diese Fürsorge war ihm nicht von Eigen-

nitz eingegeben worden, denn da der Grundbesitz einige Tage vorher sehr unvortheilhaft war verkauft worden, so hatte er dadurch den Beweis, daß auf keinen Fall der Gesamtverkauf mehr als den Betrag seiner Schulden einbringen würde. Seine Redlichkeit allein hatte ihn veranlaßt, seine nächtliche Muße dem Interesse seiner Gläubiger zu widmen, um ihre Verluste so viel wie möglich zu vermindern.

Wahrscheinlich hatte sich Herr van Blierbefe vorgenommen, nach diesem Tage nicht mehr auf dem Grinselhofe zu schlafen, denn unter den zum Kaufe ausgestellten Gegenständen konnte man zwei vollständige Betten bemerken, nebst vielen Kleidern, welche ihm und seiner Tochter gehörten.

Genera hatte sich schon früh nach dem Pachthofe begeben und verweilte dort in einem Nebenzimmer, bis Alles vorüber sein würde.

Um zehn Uhr war der Saal, wo man anfangen wollte, mit Menschen angefüllt; dort mischten sich Edelleute und vornehme Damen mit alten Kleiderhändlern und zänkischen Trödlerinnen, die aus der Stadt gekommen waren in der Hoffnung, einen guten Kauf zu machen; dort standen Bauern und schwatzen heimlich und verwundert mit einander über das Unglück des Herrn van Blierbefe; es waren sogar Leute dort zugegen, welche laut lachten und sich mit allerlei Späßen ergötzen, bis der Notar anfing, die Verkaufsgegenstände vorzulesen.

Eine halbe Stunde später begann der Verkauf.

Der Feldwächter stand als Ausrufer auf einem Tische und der Notar war gerade damit beschäftigt, einen schönen

ingelegten Kleiderschrank zu preisen, als Herr von Blierbese selbst in den Saal trat und sich neben den Ausrufer stellte.

Sein Erscheinen verursachte eine allgemeine Verwegung unter den Umstehenden, man steckte die Köpfe zusammen, flüsterte sich ins Ohr und betrachtete den Edelmann mit einer Art von hecker Neugier, zu der sich bei Einigen ein Gefühl des Mitleides mischte, bei den Meisten konnte man jedoch nur Gleichgiltigkeit oder Heiterkeit bemerken.

Dieses kränkende Benehmen währte jedoch nur einen Augenblick: das stille würdige Antlitz des Edelmanns flößte ihnen bald Bewunderung ein. Er war allerdings arm und das Unglück hatte ihn, was sein Vermögen betraf, zu Grunde gerichtet, aber aus seinen Blicken und seinen klaren ruhigen Gesichtszügen strahlte eine freie, muthige Seele, welche durch Widerwärtigkeiten von ihrer Größe und ihrem milden Stolge nichts schien eingebüßt zu haben.

Der Notar setzte mittlerweile die Auktion fort und wurde bei dem Anpreisen der Gegenstände durch Herrn von Blierbese unterrichtet über ihren Ursprung, ihr Alter und ihren wirklichen Werth.

Der eine oder andere Edelmann der dortigen Gegend, welcher in früheren Zeiten zu Lenora's Vater in freundlichem Verhältniß gestanden hatte, kam zu ihm um mit ihm von seinem Unglück zu reden: er entwich jedoch mit höflichen Worten ihrem neugierigen Trost. Er sprach so ungezwungen, er blieb so ganz Herr über sich selbst, daß sie keine Gelegenheit fanden ihm ihr nutzloses Mitleiden zu bezeugen. In seiner Haltung, seinem Betragen, seinem Lächeln, war

etwas so Würdiges und Herrschendes, daß ein Jeder mit der größten Achtung wieder von ihm schied.

Nochte indessen auch das Gesicht des Herrn van Blierbete ruhig sein, mochten aus seinen Augen eine unverminderte Kraft des Gemüthes und ein hohes Gefühl des eignen Werthes strahlen, so wühlten doch mitunter in seinem Herzen die heftigsten Leiden. Alles was seinen Vorfahren zugehört hatte, Gegenstände die das Wappen seines Geschlechts trugen und seit zwei oder drei Jahrhunderten in seinem Hause fromm waren aufbewahrt worden, sah er jetzt für geringe Preise verkaufen und in die Hände der Trödler übergehen. Nach Raabgabe, wie diese Kleinodien der Erinnerung auf den Tisch gelegt wurden, entrollte sich vor den innern Blicken des Edelmannes, die ganze ruhmwürdige Geschichte seiner Vorfahren und es war ihm ein eben so schmerzliches Gefühl, als ob mit jedem Stücke ein Auenten aus seinem blutenden Herzen gerissen würde.

Die Auction war beinah ganz zu Ende, als man die Portraits der ausgezeichneten Männer, welche den Namen: Blierbete, getragen hatten, von der Wand nahm und zu versteigern begann. Das erste — das des Helden von St. Quentin — fiel einem alten Trödler zu, für etwas mehr als drei Franken.

Es lag in dem Verkauf der Portraits und in dem lächerlichen Preis der dafür bezahlt wurde, ein so bitterer Spott für den Edelmann, daß der Schmerz, welcher seine Seele durchzuckte sich zum ersten Male auf seinem Antlitze offenbarte. Er schlug die Augen nieder und verkaufte eine Weile

in bittere und muthlose Gedanken, dann hob er wieder den Kopf empor und verließ tief erschüttert den Saal, um nicht bei dem Verkauf der übrigen Bildnisse gegenwärtig zu sein.

Die Sonne hat noch den vierten Theil ihres täglichen Weges zurückzulegen um den westlichen Horizont zu erreichen.

Auf dem Grinsellhofe hat eine Lebtenstille das lärmende Gewühl der Handelsleute abgelöst: kein Mensch ist mehr in den einsamen Gängen des Gartens sichtbar, das Thor ist verschlossen und Alles zu seiner gewohnten Ruhe zurückgekehrt: man möchte sagen daß hier nichts geschehen sei.

Die Thür von Herrn van Blierbels Wohnung öffnet sich: zwei Personen zeigen sich auf der Schwelle, ein bejahrter Mann und ein junges Mädchen, jedes trägt ein Päckchen in der Hand und sie scheinen reisefertig zu sein. Es ist schwer in diesen gering gekleideten Leuten Herrn van Blierbels und seine Tochter wiederzuerkennen und dennoch sind sie es, obwohl man es nicht vermuthen sollte; man sieht deutlich, daß sie sich bemüht haben nicht bemittelt auszusehen, sondern so bescheiden wie möglich zu erscheinen.

Genora trägt ein Kleid von dunkeltem Matten, eine Haube und ein kleines vierediges Halstuch, ihre schönen Locken sind unsichtbar, sei es nun daß die Haube sie bedeckt, oder daß sie unter der Schere stelen.

Der arme Edelmann trägt einen Leibrock von starkem **Luch**, welcher bis an den Hals zugeknöpft ist und eine Mütze mit breitem Schirm, der sein Gesicht beinahe gänzlich verbirgt.

Dennoch herrscht eine gewisse Nettigkeit in ihrer Kleidung. Was sie auch gethan haben um ihren vorigen Stand und ihre Abkunft zu verbergen, in ihrem Gange, selbst in der Weise sich zu tragen bleibt etwas Unerklärliches, das deutlich eine ausgezeichnete Erziehung verkündet. Das Gesicht des Vaters ist ruhig, aber man kann nicht darin lesen ob Schmerz, Freude oder Gleichgiltigkeit ihn bewegen; Lenora scheint muthig zu sein, obwohl das Verlassen ihres Geburtsortes und der Abschied auf immer, von dem, was sie seit ihrer Kindheit liebte — von den reich belaubten Bäumen, in deren Schatten sie das erste Gefühl der Liebe in ihrem Herzen empfand — von dem anmuthigen Katalpastrauche, zu dessen Füßen das furchtsame Liebesbekenntniß **Gustav's**, wie ein himmlisches Wort ihr Ohr berührte. . . **Ja** sie ist muthig, obwohl dieses felerliche Lebenswohl ihre Seele mit Trauer erfüllt; aber sie muß ihren leidenden Vater unterstützen, auf seinem Antlitze, die Bewegungen seines Gemüthes beobachten, wie eine Schildwache sein Herz bewachen, um den Gram, der dasselbige überwältigen will, durch Beweise ihrer Liebe zu verscheuchen, darum ist ihr Blick so hell und so süß, wenn er dem Blick ihres Vaters zu begegnen strebt.

Mit langsamen Schritten gingen Vater und Tochter nach dem Bachthofe, sie traten ein um Abschied von dem Pächter und seiner Frau zu nehmen.

Diese Leptere war allein mit ihrer Magd in einem unteren Zimmer.

„Mutter Beth,“ — sagte der Edelmann mit sanftem, weichem Tone, — „wir kommen Euch Lebewohl zu sagen.“ —

Die Frau betrachtete sie erschreckt eine Weile, musterte ihre Kleider mit Bestürzung und lief dann die Schürze vor die Augen haltend, schreiend zur Hinterthür hinaus. Die Magd legte ihren Kopf auf die Fensterbank und begann leicht zu schluchzen, obwohl Lenora zu ihr geeilt war und sie zu trösten suchte.

Gleich darauf kehrte die Wächterin mit ihrem Manne wieder, den sie aus der Scheune geholt hatte.

„Ach, ist es denn wahr, Herr,“ sagte der Wächter mit erstickter Stimme, — „Ihr verlaßt den Grinselhof, und wir werden Euch nie wiedersehen.“

„Nun gute Mutter Beth,“ — antwortete der Edelmann, indem er ihre Hand nahm, — „weint darum nicht, Ihr seht, daß wir unser Schicksal mit Geduld tragen.“

Die Frau hob den Kopf empor, warf wieder einen Blick auf die Kleider ihrer vorigen Gebieter und fing dann noch heftiger an zu weinen. Der Wächter stand einen Augenblick da, den Blick auf den Boden geheftet. Plötzlich sagte er entschlossen zu dem Edelmann:

„Herr, ich bitte Euch, erlaubt mir doch einige Worte mit Euch allein zu reden.“

Herr van Blierbese folgte ihm in ein anderes Gemach. Der Wächter machte die Thüren zu und fragte schüchtern:

„Gnädiger Herr, ich wage kaum zu sagen was meine Bitte ist: wollt Ihr sie mir vergeben, wenn sie Euch misfällt?“

„Sprecht frei heraus, Freund!“ antwortete der Edelmann mit gutigem Lächeln.

„Seht Herr,“ — stammelte der Landmann gerührt, — „Alles was ich erworben habe verdanke ich Euch. Als ich mich mit meiner Beth verheirathete, hatten wir Nichts und Ihr habt uns auf diesem Hofe gegen ein geringes Pachtgeld aufgenommen. Es ist uns mit Gottes Gnade und unter Eurer Schutze gut gegangen. Ihr aber, unser Wohlthäter, habt dagegen Unglück gehabt und zieht fort. Gott der Herr, weiß wohin! Vielleicht um Armuth und Mangel zu leiden, das darf doch nicht geschehen; ich würde es mir mein Lebenslang vorwerfen und mich darüber grämen! Ach, Alles was ich besitze, steht Euch zu Diensten. . . .“

Herr van Blierbete drückte zitternd des Pächters Hand und sagte tief ergriffen:

„Ihr seid ein braver Mann; ich bin glücklich daß ich mich Eurer annahm; aber gebt Euer Vorhaben auf, mein Freund; behaltet was Ihr im Schweiß Eures Angesichts gewannet. Seid nicht besorgt um uns; wir werden mit Gottes Hilfe schon ein leibliches Unterkommen finden.“

„Ach Herr!“ — bat der Pächter — „verweigert meine geringe Hilfe nicht.“ Er öffnete eine Lade und zeigte ein Häufchen Silbergeld.

„Seht,“ — sagte er, — „dies ist noch nicht der hundertste Theil von dem Guten, das Ihr uns erwiesen. Er“

zeigt mir die Gnade, die ich mir von Eurer Großmuth erbitte. Nehmt dieses Geld; wenn es Euch einen einzigen Schmerz erspart, werde ich Gott zeitlebens dafür dankbar sein."

Thränen der Rührung strömten aus den Augen des Edelmannes. Er sagte tief bewegt:

"Habe Dank, mein guter Freund; ich muß es ablehnen; jeder weitere Versuch ist nutzlos. Laßt uns dies Zimmer verlassen."

"Aber Herr," — rief der Bächter verzweifelt — „wo geht Ihr hin? Um Gotteswillen sagt es mir!"

"Es ist unmöglich," — antwortete Herr von Blierbese — „ich weiß es selbst nicht. Und wüßte ich es, so würde ich es doch aus Vorsicht verschweigen."

Er hatte diese Worte noch nicht ganz gesagt, als er schon wieder in das andere Zimmer trat. Hier fand er Alle, selbst Lenora, in Thränen aufgelöst. Die Jungfrau hing am Halse der Bächterin, während die Magd ihr weinend die Hand küßte.

Der Edelmann begriff, daß diesem schmerzlichen Schauspiel ein Ende gemacht werden müsse. Er sagte mit tiefem Nachdruck einige Worte zu seiner Tochter, welche sich nun aus ihrem Schmerze aufraffte.

Sie drückten einander nochmals fieberhaft die Hand und gaben sich den Abschiedskuß — dann nahmen der Vater und die Tochter ihre Bäckchen und gingen über die Brücke des Grinselhofes nach der Haide zu.

Lange sahen die Leute des Hofes ihnen weinend nach, bis sie hinter einigen Eichen verschwanden.

Stumm hatte Herr van Blierbeke den Haideweg eingeschlagen bis er zu einer Anhöhe gelangte, hinter welcher ein dichter Tannenwald den Horizont begrenzte. Er wußte, daß, sobald er die Straße durch das Gehölz einschläge, der Grinselhof ihm nicht mehr sichtbar sein würde.

Hier blieb er stehen und wandte sich langsam um. Noch ein Mal warf er den Blick auf das Landgut, wo seiner Vorfahren und seine Wiege gestanden hatte.

Was jetzt in seiner Seele vorging mußte peinlich sein, denn Lenora sah ihn zitternd an; dennoch fühlte sie nicht die Kraft ihn in diesem ernstern Traume zu stören.

Endlich fielen zwei helle Thränen aus den Augen des erschütterten Edelmannes. — Lenora umsing ihn, küßte sie ihn von den Wangen und zog ihn unter tröstlichen Worten, mit der Hand in den Wald.

~~So~~ Bald darauf verschwanden sie in dem Wege der sich durch den dunkeln Schooß des Waldes schlängelte.

IX.

Es waren kaum acht Tage, seit Herrn van Blierbele's Fortzug verfloßen, als ein Brief aus Italien für ihn eintraf. Der Postbote fragte den Pächter, wo der vorige Eigenthümer des Grinselhofes seinen Aufenthalt genommen, konnte aber durchaus nichts Näheres erfahren, da Niemand wußte, wohin sich der Edelmann und seine Tochter begeben hatten. Ebenso ward der Notar vergeblich darum befragt.

Man legte das Schreiben nebst drei oder vier anderen, welche später gleichfalls aus Italien für ihn ankamen, auf dem Postamte nieder und kein Mensch bekümmerte sich weiter um das Schicksal des armen Edelmannes, als allein der Pächter des Grinselhofes, der jeden Freitag auf dem Markte die Leute aus anderen Dörfern unaufhörlich fragte, ob sie seinen alten Herrn nicht gesehen hätten, aber Niemand wußte ihm etwas darüber mitzutheilen.



Fast vier Monate waren vergangen; da hielt eines Morgens ein reicher Reisewagen vor der Wohnung des Notarius.

Die Thür wurde geöffnet. Ein junger Mann in Reifedern sprang aus der Kutsche und eilte mit hastigen Schritten in das Haus.

„Der Herr Notar?“ sagte er ungeduldig zu dem Diener, aber dieser entschuldigte seinen Herrn, der erst nach einigen Augenblicken zu sprechen sei, worauf er den Fremden in ein Zimmer führte, ihm einen Sessel hinschob, etwas zu warten hat und darauf das Gemach verließ.

Der junge Mann schien sehr verdrücklich über diesen Aufschub zu sein und setzte sich murrend in den Lehnstuhl. Traurigkeit überzog sein Antlitz; er blickte auf den Boden und schien in tiefe Gedanken zu versinken. Allmählig erhellen sich seine Züge wieder, ein heiteres Lächeln spielte um seine Lippen, er hob den Kopf empor und sagte freudig und feurig zu sich selbst:

„Ach! wie pocht mir das Herz vor Verlangen! Wie ist doch die Hoffnung so süß, die Sicherheit, daß ich sie heute noch wiedersehen werde, ihr heute noch die Belohnung für ihre Treue, die Vergütung der sechsmonatlichen Leiden schenken könne und vor ihr knieend ausrufen: Lenora, Lenora, meine süße Braut, hier ist die Einwilligung zu unserer Verbindung! Ich bringe Dir Reichthum! Liebe! Seligkeit! Ich kehre zurück mit dem Willen und der Macht, Deines Vaters Alter zu erfreuen, mit Euch Beiden in dem versprochenen Himmel zu leben. O, Geliebte, drücke mich frei in Deine Arme, empfangen meinen Kuß, ich bin Dein Bräutigam, Nichts auf Erden kann uns trennen! O komme! Eine einzige Umarmung, ein ewiges Band umschließe den Vater und seine

Kinder. — Ach, ja, ich fühle es, daß unsere Seelen Eins werden in einem Verlangen, in einer Empfindung der Liebe! Dank, Dank o Gott.“

Während dieser Worte hatten ihn die Verspiegelungen seiner Phantasie ganz der Gegenwart entrückt, er war vom Stuhl aufgestanden, um sich so frei zu bewegen, wie sein aufgeregtes Herz es forderte.

Ein Geräusch, das er an der Thür des Zimmers zu vernehmen glaubte, führte ihn wieder zu der Wirklichkeit zurück, er bezwang seine Aufregung und nahm einen ruhigeren Ausdruck an, obwohl das heitere Lächeln noch auf seinem Gesichte zurückblieb.

Nach einigen Augenblicken versank er wieder in tiefes Nachsinnen, ein anderes Gefühl stieg wahrscheinlich in seinem Herzen auf, denn ein leichtes Zittern schien ihn zu ergreifen und Angst zeigte sich in seinen Zügen.

„Aber, wenn ich mich täuschte,“ seufzte er, „man ließ meinen Brief unbeantwortet, man blieb also gefühllos gegen meine Bitten, selbst gegen meine Thränen? Und wenn Penora..?“

Er stand eine Weile unbeweglich, die Hand an die Stirn gedrückt, plötzlich aber verwarf er den düstern Gedanken wieder und rief mit begeisterter Ueberzeugung:

„Hört fort mit diesem Mißtrauen, das wie eine Schlange in meinen Busen schlüpfen will. Penora mich vergessen, mich verstoßen? Nein, nein, das ist unmöglich! Hat sie nicht gesagt unsere Liebe sei ewig und unvergänglich, kann Penora's

Kund lügen? Kann ein Herz, wie das ihre, untren werden und verrathen? O, schweige, schweige, du lästest.“

Raum war dieses letzte Wort seiner Brust mit Kraft entflohen, als sich die Thüre des Gemaches öffnete. Der Jüngling verband seine Bewegung und ging dem Notar entgegen. Dieser trat mit einem Wangenröth in das Zimmer, bereit seine Worte und Geberden nach dem Range seines Besuches abzumessen. Raum hatte er jedoch den jungen Mann erkannt, als sich ein zutrauliches Lächeln der Freundschaft auf seinem Antlitze zeigte, er mit offenen Armen auf ihn zuging und zu ihm sagte:

„Willkommen, willkommen, Herr Gustav, ich erwartete Sie schon seit einigen Tagen und bin sehr erfreut Sie wiederzusehen. Ohne Zweifel werden wir einige wichtige Angelegenheiten mit einander zu ordnen haben: ich danke Ihnen für das Vertrauen, das Sie mir schenken. — Und wie steht es nun eigentlich mit der Hinterlassenschaft? Ist ein Testament vorhanden?“

Eine bestimmte Erinnerung schien Gustav traurig zu machen. Während er seine Brieftasche herausnahm, überzog sein Gesicht der Ausdruck wahren Schmerzes. Der Notar bemerkte es und sagte:

„Ihr Verlust betrübt mich sehr, mein Herr! Ihr wackerer Oheim war mein Freund, und ich beklage ihn mehr als jeden Andern. Fern von seinem Vaterlande rief ihn Gott ab. Es ist ein großes Unglück, aber der Menschen Schicksal ist einmal so, wir müssen uns trösten mit dem Gedanken, daß wir Alle sterblich sind.. Ihr Oheim hatte Sie außerordent-

lich lieb, mein Herr, ohne Zweifel hat er Sie in seinen letzten Verfügungen nicht vergessen."

"Haben Sie die Güte, sich selbst zu überzeugen wie er mich liebte," sagte Gustav und legte einige Documente auf den Tisch.

Der Notar durchlief die Papiere; was er las schien ihn zu überraschen, denn in seinem Gesichte zeigte sich eine Art von frohem Erstaunen. Gustav saß unterdessen mit gesenktem Haupte da und blickte zu Boden, doch bewegte er sich unruhig hin und her, als ob eine bestige Ungeduld sich seiner bemächtigt habe.

Nach einigen Augenblicken stand der Notar von seinem Stuhle auf und sagte mit sehr ehrerbietigem Tone:

"Erlauben Sie mir, Ihnen Glück zu wünschen, Herr Denecker, diese Papiere sind unangreifbar und in vollster, gesetzlicher Ordnung. Universalerbe! Aber wissen Sie auch Alles mein Herr? Sie besitzen mehr als eine Million."

"Wir wollen ein ander Mal ausführlicher darüber reden," fiel ihm Gustav ungeduldig in das Wort, „ich fuhr unmittelbar bei Ihnen vor, weil ich Ihre Gefälligkeit um einen Dienst bitten wollte."

"Sie haben zu befehlen."

"Sie sind der Notar des Herrn van Blietke?"

"Zu dienen."

"Durch meinen seligen Oheim vernahm ich, daß Herr van Blietke verarmte; ich habe Gründe zu wünschen ihn von diesem Unglücke zu erlösen."

"Ich denke mir, mein Herr," entgegnete der Notarius, „daß Sie eine Wohlthat üben wollen; sie kann nicht besser

angewandt werden. Ich weiß wie Herr van Blierbeke in das Elend gerieth und was er gelitten hat; er ist ein Opfer seines Edelmuthe und seiner Redlichkeit. Vielleicht hat er diese Tugenden bis zur Thorheit getrieben; jedenfalls aber verdient er ein besseres Loos."

"Run den", Herr Notarius, ich bitte Sie um die Güte, mir bis auf das Geringste mitzutheilen, was geschehen muß, um Herrn van Blierbeke zu helfen, ohne sein Ehrgefühl zu verletzen. Es existirt unter andern ein Schuldbrief von 400) Franken, zum Besten der van Hoogebaen'schen Familie. Dessen Schuldbrief muß ich so gleich befügen und sollte er um das Zehnfache seines Werthes angekauft werden müssen."

Mit sichtbarem Erstaunen und ohne zu antworten betrachtete der Notar den Herrn Dencker und dieser fragte ängstlich:

"Warum erschreckt Sie mein Verlangen? Sie machen mich zittern."

"Ich begreife Ihre Angst nicht, aber ich denke mir, daß das, was ich Ihnen mitzutheilen habe, Sie tief betrüben wird; ich wage kaum zu reden. Ist meine Vermuthung begründet, so beklage ich Sie mit Recht, mein Herr."

"Wett, was sagen Sie," rief Gustav erschrocken, "erklären Sie sich, hat der Tod den Winseihof heimgesucht? Ist die einzige Hoffnung meines Lebens vernichtet?"

"Nein, nein," rief der Notarius rasch, "zittern Sie nicht, Beide leben noch, aber ein großes Unglück hat sie betroffen."

"Was ist es?" seufzte der Jüngling mit fieberhafter Angst."

„Beruhigen Sie sich,“ entgegnete der Notarius, „setzen Sie sich und hören Sie mich an, mein Herr. Es ist so schlimm nicht wie Sie meinen, da Ihr Reichthum auf jeden Fall dies Glend zu mindern vermag.“

„Ach, Gott sei Dank,“ rief Gustav erfreut, „aber ich beschwöre Sie, Herr Notarius, eilen Sie, beruhigen Sie mich, Ihre Langsamkeit peinigt mich unbarmherzig.“

„So wissen Sie denn, daß der Schuldbrief während Ihrer Abwesenheit verfiel. Herr van Blierbeke versuchte Monate lang vergeblich, das nöthige Geld zu finden, um ihn bezahlen zu können. Auf der andern Seite waren seine Güter mit den schwersten Hypotheken überladen. Um der Schmach eines gerichtlichen Verkaufes zu entgehen, hat er seine Immobilien und Mobilien öffentlich verauctioniren lassen. Der Ertrag erreichte beinahe die Summe seiner Schulden und Jeder ist zufrieden gewesen mit dem edlen und redlichen Betragen des Herrn van Blierbeke, der sich selbst lieber in das äußerste Glend stürzte, um seinem Namen keine Schande zu machen.“

„Also bewohnt Herr van Blierbeke sein väterliches Gutgut jetzt als Miether?“

„Keinesweges, er hat es verlassen.“

„Und wo hält er sich jetzt auf, ich muß ihn sehen und sprechen, ehe noch der Tag zu Ende ist.“

„Ich weiß es nicht.“

„Wie, Sie wissen es nicht?“

„Kein Mensch weiß es, sie sind aus dieser Provinz verschwunden, ohne irgend Jemandem Ihre Absicht mitzutheilen.“

„Himmel, was sagen Sie,“ rief Gustav mit dem tiefsten Schreck, „wie? ich soll noch länger von ihr getrennt bleiben, nicht wissen, was aus ihr geworden ist...! Ach, ich zittere und eine gräßliche Angst befällt mich. Sie können mir also ihren Wohnort nicht sagen? Niemand, Niemand weiß, wo sie sind?“

„Niemand,“ wiederholte der Notarius. „Noch am Abend der Auction ist Herr van Blierbese zu Fuß von dem Grinselhofe weggegangen und hat einen ungewissen Weg über die Heide eingeschlagen. Seitdem habe ich mich mehrere Male bemüht seinen Aufenthalt zu erforschen, aber immer vergeblich.“

Diese traurige Nachricht erschütterte den Jüngling tief. Er erbleichte sichtbar, krampfhaft bedeckte er sein Antlitz mit den Händen, als wolle er zwei Thränen verbergen, die aus seinen Augen rollten. Was der Notar ihm früher über das Unglück von Lenora's Vater mitgetheilt, wie schmerzlich es auf immer für sein Gefühl sein mochte, hatte ihn nicht so erschüttert, weil er ihre Armuth bereits kannte; aber die Gewißheit, die Geliebte nicht gleich wiedersehen und sie aus ihrem Elende retten zu können, erfüllte sein Herz mit tödtlichem Gram, während die Unsicherheit über ihr Schicksal ihn noch größeres Unglück befürchten ließ.

Der Notar betrachtete schweigend den Jüngling und suchte mitunter die Achseln mit einem eigenthümlichen Ausdruck des Mitleids auf dem Gesichte. Endlich sagte er tröstend zu ihm:

„Sie sind jung, mein Herr, und nach der Weise der Jugend übertreiben Sie Freude und Schmerz; Ihre Ver-

zweifelung hat keinen Grund, in der Zeit in der wir leben ist es so leicht die Leute zu entdecken, die man aussuchen lassen will. Mit Geld und Thätigkeit ist man fast sicher, binnen wenigen Tagen über den Aufenthalt des Herrn van Wierbese Nachrichten zu bekommen, selbst wenn er in einem fremden Land wohnte; wollen Sie mir diesen Auftrag geben, so will ich weder Mühe noch Zeit sparen, um Ihnen sobald wie nöthig befriedigende Mittheilungen machen zu können."

"Ich meinerseits, will die ausgedehnte Correspondenz unsers Handelshauses benutzen und rastlos versuchen sie zu entdecken, müßte ich selbst deswegen große Reisen unternehmen."

"Lassen Sie also Muth, Herr Deucker," sagte der Notar, "ich zweifle nicht, daß wir binnen Kurzem unser Ziel erreichen. Jetzt da Sie von meiner Bereitwilligkeit überzeugt sind, wird es mir angenehm sein, wenn Sie mir erlaubten ruhig und ernst einige Worte an Sie richten zu dürfen. Ich habe kein Recht Sie über Ihre Pläne zu befragen und noch weniger mir einzubilden, daß dieselben nicht höchst achtungswerth seien. — Ihre Absicht ist also, sich mit Fräulein Lenora zu verheirathen."

"Mein unabänderlicher Entschluß," antwortete der Jüngling.

"Unabänderlich," entgegnete der Notarius, "wohl denn! Aber das Vertrauen, daß Ihr geehrter Oheim mir stets schenkte und mein Amt als Notarius und Rathgeber machen es mir zur Pflicht, Ihnen ruhig zu entwickeln, was Sie zu thun im Begriff sind. Sie sind Millionär, Sie führen einen Namen, der allein an der Börse ein ansehnliches Capital

werth ist, Herr van Blierbese besitzt Nichts, seine Armuth ist Jedem bekannt und möge die Welt ungerecht handeln oder nicht, sie verurtheilt den herabgekommenen Edelmann zu Schmach und Verachtung. Mit Ihrem Vermögen, Ihrer Jugend, Ihrem Aeußeren können Sie die Hand einer sehr reichen Erbin erhalten und Ihren Besitz verdoppeln . . .“

„Gustav hatte zuerst diese Worte mit peinlicher Geduld angehört, bald aber jedoch die Augen von dem Notarius abgewandt, um an andere Dinge zu denken; plötzlich wandte er sich um und unterbrach ihn mit hastigem Ton.

„Es ist gut, Sie thun Ihre Pflicht, ich danke Ihnen; genug davon: aber sagen Sie mir, wem gehört jetzt der Grinselhof?“

Der Notar schien etwas verlegt über die Unterbrechung seiner Rede und den wenigen Eindruck seines Rathes, doch verbarg er seinen Aerger hinter einem feinen Lächeln und antwortete:

„Ich sehe, daß Sie den festen Entschluß gefaßt haben, handeln Sie also nach Ihrem Willen; die Besitzer der Hypotheken haben den Grinselhof behalten, weil er unter dem Werthe wegging.“

„Wer bewohnt ihn jetzt?“

„Er ist unbewohnt geblieben; während des Winters zieht Niemand hinaus.“

„Man könnte ihn also von den Eigenthümern übernehmen.“

„Gewiß! Ich habe selbst Befehl ihn unter der Hand zu verkaufen, gegen den Werth der Hypotheken.“

„Der Grinselhof gehört also mir, Herr Notar; haben Sie die Güte, die Eigenthümer sogleich daren zu benachrichtigen.“

„Sehr wohl, mein Herr, betrachten Sie den Grinselhof von jetzt an als Ihr Eigenthum. Wenn Sie unterdessen Lust haben das Landgut zu besehen, so finden Sie die Schlüssel bei dem Pächter.“

Gustav nahm den Hut, um sich von dem Notarius zu verabschieden; er drückte ihn mit wahrer Freundschaft die Hand und sagte:

„Ich bin müde und bedarf der Ruhe; mein Gemüth ist zu sehr erschüttert worden durch die traurige Nachricht. Leben Sie daher wohl, Herr Notarius, und haben Sie die Güte Ihr Versprechen sogleich zu erfüllen; meine Dankbarkeit wird größer sein als Sie glauben. Leben Sie wohl, bis morgen.“

Mit betrübtem Herzen verließ Gustav das Haus des Notarius, um in der Einsamkeit über den harten Schlag, der ihn so schnell getroffen hatte, zu trauern.

X.

Der zauberische Lenz hat schon lange das traurige Winterkleid von der Erde genommen und alle Geschöpfe zu neuem Leben und neuen Kräften aufgerufen. Auch der Grinselhof strahlt wieder in seiner wilden und freien Pracht: die stattlichen Eichen entfalten ihr Laub, die Alpenrose steht in voller Blüthe, die Springasträucher füllen die Luft mit süßen Düften, die Maikäfer schwärmen und brummen in den Gebüsch, die jugendliche Sonne gießt ihr mildes Feuer auf die zarten Blätter aus.

Auf dem Grinselhof scheint Nichts sich geändert zu haben: Seine Gänge sind noch ebenso einsam und es herrscht noch immer dieselbe tödtliche Stille in seinen Gebüsch, um die Wohnung herum ist jedoch mehr Bewegung und Leben. Dort sieht man zwei Knechte einen kostbaren Wagen mit Wasser begießen und von Staub und Schmutz reinigen, und hört Wiehern und Stampfen im Stalle. Ein junges Mädchen steht auf der Schwelle und schwagt und lacht mit den Knechten.

Plötzlich erklingen drinnen im Hause die Töne eines silbernen Tischglöckchens, das Mädchen läuft hinein, indem es ängstlich ruft:

„Himmel, der Herr verlangt sein Frühstück und es ist noch Nichts fertig.“

Dennoch steigt es nach kurzer Zeit die Treppe hinauf und trägt das Frühstück auf einem prächtigen Theebrette in den obern Saal, wo es dasselbe vor Jemand hinsetzt, der dort, den Kopf mit den Händen gestützt, schweigend und nachdenkend sitzt.

Der Herr erwacht aus seinem Nachsinnen und genießt das Frühstück, jedoch mit großer Zerstreuung, er scheint nicht zu wissen, was er eigentlich thut.

Die Mobilien, welche den Saal schmücken, sind sehr eigenthümlich. Während einige derselben sich durch Reichthum und Feinheit auszeichnen und als Erzeugnisse des neuesten Geschmacks erscheinen, stehen auch Sessel und Schränke dort, deren dunkelbraune Farbe und sorgfältig geschnitzte Facen ein hohes Alter andeuten; einigen Gegenständen sieht man sogar deutlich an, daß zwei bis drei Jahrhunderte vergeblich ihren Einfluß auf sie geübt haben. An den Wänden hängen viele verräucherte Gemälde, deren goldene mit Staub und Schmutz bedeckte Rahmen ganz ihren Glanz verloren haben; es sind Portraits von Staatsmännern, Aebten und Prälaten.

Diese Bildnisse tragen das Wappen des Herrn van Blierbeke und andere Gegenstände sind ebenfalls mit demselben gezeichnet. Kurz, Jeder weiß, daß man eine öffentliche Auction auf dem Grinselhof hielt, wo Alles, was Herrn van Blierbeke gehörte, an die verschiedenartigsten Leute verkauft worden war. Wie mag es nun gekommen sein, daß diese

Gegenstände an den Ort zurückgekehrt sind, den sie auf ewig schienen verlassen zu haben?

Der Herr steht, noch immer zerstreut, vom Stuhle auf, geht mit langsamen Schritten im Saale auf und ab, besieht die Bildnisse mit schmerzlichen Blicken, geht wieder fort, hält die Hand vor die Augen, um noch ungestörter nachzuspüren und nähert sich dann einem altmodischen Kästchen, das auf einem Ecktischchen steht. Er öffnet dasselbe und nimmt einige an Werth unbedeutende Sachen heraus, ein Paar goldene Ohrgehänge und eine Halskette von rothen Korallen. Diese Gegenstände betrachtet er lange mit süßem, aber traurigem Lächeln; ein tiefer Seufzer entschlüpft seiner Brust, klagend blickt er zum Himmel und legt dann die Schmucksachen wieder in das Kästchen zurück.

Darauf geht er durch den Saal, die Treppe hinunter in den Hof.

Seine Anechte und Mägde grüßen ihn im Vorübergehen, er beantwortet stumm ihren Gruß und verschwindet in den dunkelsten Gängen des Gartens.

Vor einem wilden Kastanienbaume bleibt er stehen und schlägt die Arme über die Brust zusammen; seine Lippen bilden unverständliche Worte, allmählig wird jedoch seine Stimme hörbar, er seufzt mit traurigem Ton:

„Hier ist es, wo zum ersten Mal das Geständniß ihren jungfräulichen Lippen entschlüpfte; die Röthe der Scham färbte ihre Stirn, sie schlug ihren Blick schüchtern zu Boden, ihre süße Stimme murmelte das heilige Wort und ich, gerührt, fortgerissen von unendlicher Seligkeit, stand stumm

und zitternd neben ihr, als ob die Größe meines Glückes mich erschreckte. O, Du, dessen Laut so oft ihre süße Stimme vernahm, Du, der Zeuge unserer reinen Empfindung! Der Lenz hat wieder Deine Krone mit jungen Blättern geschmückt, aber an Deinem Fuße waltet weder Freude noch Tröstung mehr, die klagenden Seufzer eines gequälten Herzens steigen allein zu Deinem Laube empor; Alles ist traurig und still; sie, die durch ihre Anwesenheit Deine Einsamkeit belebte, ist fort: wir haben ihn verloren den Engel, der durch ein einziges Wort diesen Plaz zu einem schönen Himmel umwandeln konnte und Freude, Trost und Seligkeit rings um sich verbreitete, wie eine Sonne des Lichtes und des Lebensglückes.. Ach, er hat uns verlassen, dieser Geist der Liebe! Nichts, nichts mehr als die Erinnerung!"

Nach einigem Stillschweigen schlug er langsam einen andern Pfad ein und irrte im Gebüsch umher. Von Zeit zu Zeit blieb er bei Gegenständen stehen, welche als Zeuge früherer Erlebnisse ihm theuer waren und zu ihm redeten von ihr, die er so tief betrauerte. Am Rande des Weihers betrachtete er mit ungewissem Blick das Gewimmel der spielenden Goldfische, längs den breiten Wänden sah er mit liebeichem Gefühl auf die Nelken, die sie so mütterlich aufzog und pflegte.

So gab er sich seinen Erinnerungen hin und klagte sein Weh Allem, was sie gekannt hatte oder von ihr geliebt worden war, bis er endlich ermüdet und muthlos sich unter dem Katalpastrauche auf einen Stuhl warf. Lange saß er dort in Schmerz versunken, da kam die Pächterin mit einem Buche auf ihn zu und sagte froh:

„Herr, hier ist ein Buch, in welchem Fräulein Lenora zu lesen pflegt. Mein Mann hat gestern auf dem Markte den Bauer wieder erkannt, der es in der Auction kaufte und ist mit ihm nach Hause gegangen, um es zu holen; es muß ein artiges Buch sein und wenn es nicht von unserem Fräulein käme, so würde ich es nicht um alles Geld der Welt anfasseln, denn mein Mann sagt, daß es Lucifer heiße.“

Während die Pächterin diese Worte sprach, hatte der Herr das Buch mit inniger Freude angenommen und durchblätterte es jetzt, ohne scheinbar auf das zu achten, was die Pächterin zu ihm sagte. Endlich hob er den Kopf empor und sagte mit freundlichem Lächeln:

„Habt Dank für Eure gütige Sorgfalt, Frau Jans, Ihr wißt gar nicht, wie sehr es mich freut, wenn ich etwas wieder bekomme, was Eurer Herrin zugehört hat: seid überzeugt, daß ich Eure Bereitwilligkeit nie vergessen werde.“

Nach diesen Worten sah er wieder in das Buch und schien aufmerksam darin zu lesen. Die Pächterin entfernte sich jedoch nicht und sagte mit betrübtem Ton:

„Erlaubt mir, Herr, Euch zu fragen, ob Ihr noch keine Nachricht über das Fräulein bekommen habt.“

Der Herr schüttelte den Kopf und antwortete:

„Ach nicht die geringste: alle Bemühungen sind vergeblich.“

„Das ist doch sehr unglücklich, Herr,“ klagte die Frau, „Gott weiß es, wo sie jetzt ist und was sie leidet; sie sagte mir als sie fortging, daß sie für ihren Vater arbeiten wolle. Ach, um sich mit eigenen Händen sein Brod zu gewinnen, muß man von Klein auf gearbeitet haben. Wenn ich daram

denke, zerreißt es mir das Herz, — unser gutes Fräulein, das vielleicht jetzt Andern dienen und wie eine arme Sclavin um ein Bißchen Brod arbeiten muß. — Ich habe auch gedient, Herr, und weiß es, was es heißen will vom Morgen bis Abend zu arbeiten — und so schön, so gebildet und so liebenswürdig, so wohlthätig! — es ist doch zu arg, ich kann meine Thränen nicht zurückhalten, wenn ich an sie denke. . . .“

Sie fing an zu weinen und wischte sich die Thränen aus den Augen. Von dem tiefgefühlten Tone ihrer Stimme gerührt, sah der Herr still vor sich hin, die Frau fuhr mit erstickter Stimme fort:

„Und jetzt, wo sie so glücklich sein könnte und wieder Herrin werden von dem Grünselhof und den übrigen Gütern, wo sie geboren und aufgewachsen ist; jetzt, wo Herr van Blierbeke ohne Verdrießlichkeiten seine alten Tage ruhig verleben könnte; jetzt irren sie vielleicht in der Welt umher, arm und von Jedermann verlassen. Ach, Herr, es ist doch zu bitter, wenn man seine Wohlthäter so unglücklich weiß und Nichts thun kann, um ihnen zu helfen, als Gott bitten und auf seine Barmherzigkeit hoffen.“

Ohne es zu wissen, hatte die einfache Frau die gefühlvollsten Saiten in dem Herzen ihres neuen Herrn berührt und ihn auf das Tieffste erschüttert; sie bemerkte jetzt erst, daß stille Thränen aus seinen Augen strömten und er die Hände krampfhaft rang, mit dem Ausdruck schmerzlicher Verzweiflung. Mit einer gewissen Angst sagte sie:

„Verzeiht mir, Herr, daß ich Euch so bitterm Schmerz zugefügt habe, mein Herz ist zu voll davon, es läuft über

und ich rede, ohne beinahe zu wissen, was; wenn ich Unrecht gethan habe, so seid Ihr doch viel zu gut um mir zu zürmen, weil ich unser Fräulein liebe und über sein Unglück traurig bin; hat der gnädige Herr mir Nichts zu befehlen?"

Sie wollte fortgehen, aber der Herr hob den Kopf und sagte, seinen Schmerz unterdrückend, tief gerührt:

„Ich Euch böse sein, Frau Jans, weil Ihr mir Eure Liebe zu Lenora ausschüttet, nein, mein Herz segnet Euch dafür. Die Thränen, die Ihr meinen Augen entlockt, thun mir wohl; denn, liebe Frau, ich leide schrecklich und bin unglücklich: das Leben wird mir zur Last und wollte der barmherzige Gott mich von der Erde rufen, ich stürbe mit Freuden. . Alle Hoffnung, sie noch auf Erden zu sehen verschwindet in meiner Brust, vielleicht erwartet mich Lenora oben im Himmel. .“

„Ach, Herr, Herr, was sagt Ihr da,“ — rief die Pächterin ängstlich, — „das kann doch nicht sein.“

„Ihr trauert Frau, Ihr weint mitunter Thränen um Ihrtwillen,“ — fuhr der Herr fort, ohne auf ihre Ausrufung zu achten, — „aber begreift Ihr denn nicht, wie meine Seele von Reue und Schmerz leidet, wie kein einziger Augenblick in meinem Leben vorübergeht, ohne daß eine neue Quaal mein Herz zerreißt. Acht Monate lang von Gott als die höchste Günst erbeten zu haben, sie meine Braut nennen zu dürfen, sie wieder zu sehen, alle Hindernisse zu besiegen, sie glücklich machen zu können, endlich vor Freude und Entzücken fast den Verstand zu verlieren, nach ihrem Vaterlande eilen mit Blitzesschnelle und nun statt al-

ler Belohnung, Nichts, als die trostloseste Einsamkeit finden. . . wissen, daß sie arm ist und vielleicht der Scham und dem Mangel unterliegt, — wissen, daß meine geliebte, meine edle Lenora unglücklich ist und sie nicht aus der Erniedrigung emporheben können: — die Tage ihres Leidens in ohnmächtiger Verzweiflung aufzählen müssen und ach, selbst nicht einmal darüber beruhiget sein, daß der Schmerz sie noch nicht getödtet habe!“

Die tiefste Stille folgte auf diesen heftigen Ausbruch des Schmerzes. Die Pächterin stand mit gesenktem Auge da und war tief gerührt, nach einigen Augenblicke sagte sie mit tröstendem Ton:

„Ach, ich begreife Eure tiefen Leiden wohl, Herr! Wer weiß aber ob nicht plötzlich unerwartet eine Nachricht von dem Fräulein kommt. Gott ist gut, er wird unsere Gebete erhören und dann wird die Freude über ihre Rückkehr uns alle Schmerzen vergessen machen.“

„Möge Eure Hoffnung sich verwirklichen, liebe Frau, aber es ist jetzt bereits mehr, als sieben Monate, daß sie fortgezogen, mehr als drei Monate, daß Hunderte von Menschen den Befehl haben nach ihnen zu forschen, daß in allen Städten Versuche gemacht werden, sie zu entdecken und bis jetzt auch nicht die geringste Nachricht, nicht das geringste Zeichen, daß sie leben, daß sie noch auf Erden sind! Mein Verstand sagt mir auch, daß ich nicht verzweifeln soll, aber mein ungeduldiges, blutendes Herz reißt mich mit dem Unglück und ruft mir zu, daß ich sie auf immer verloren habe. Auf ewig!“

Er stand auf und verließ den Katalpabusch um sich von der Pächterin zu entfernen, plötzlich aber schlug er den Blick verwundert empor und sagte, während er mit dem Finger nach der Landstraße wies:

„Hörcht! Hört Ihr nichts?“

„Der Trab eines Pferdes,“ — antwortete die Pächterin, ohne zu begreifen, warum dieses Geräusch so sehr auf ihn wirkte.

„Armer Thor,“ — seufzte der Herr mit schmerzlichem Lächeln, „was bedeutet mir denn auch in der That ein vorübertrabendes Pferd.“

„Seht, seht, es wendet sich hierher,“ — rief die Pächterin mit steigender Aufmerksamkeit, — „Gott, der Vöte bringt ganz gewiß eine Nachricht, möge es eine glückliche sein!“

Der Reiter sprengte wirklich im vollen Trabe bis an das Thor, hielt jedoch sein Pferd an, als er den Herrn und die Pächterin auf sich zuwenden sah. Er stieg ab, zog einen Brief heraus und übergab denselben dem Besitzer des Grinsehofes mit den Worten:

„Herr Denecker, der Herr Notarius schickt mich, er hat mir befohlen ohne Hast herzureiten um Ihnen diesen Brief zu bringen.“

Dann zog er das dampfende Pferd nach dem Stall.

Zitternd riß Herr Denecker das Siegel von dem Briefe, während die Pächterin ihm hoffnungsvoll lachend zusah.

Als Herr Denecker die ersten Zeilen las, erblaßte er und zitterte an allen Gliedern je weiter er las, endlich aber rief er wahnsinnig vor Freude:

„Gott sei Dank, sie ist mir wieder gegeben!“

„Herr, Herr,“ — rief die Pächterin, — „haben Sie eine gute Nachricht?“

„Ja wohl, freut Euch Alle mit mir, Penora lebt, ich weiß wo sie ist, ich eile sie zu holen,“ antwortete Herr Denecker halb wahnsinnig vor Glück, während er nach seiner Wohnung lief, alle seine Diener zusammen rief und mit großer Eile zu ihnen sagte:

„Schnell die Reisefutsche, die englischen Pferde, meinen Koffer, meinen Mantel, eilt, fliegt!“

Selbst mit Hand anlegend, trug er viele Reisefachen in den Wagen, den man aus der Remise geholt hatte; die Pferde wurden vorgespannt und obwohl sie ungeduldig mit den Füßen stampften und ihr Gebiß schienen zerbrechen zu wollen, ward doch die Peitsche nicht gespart.

Als ob der Wagen vom Winde entführt würde, so rollte er durch das geöffnete Thor und trieb gleich darauf den Staub auf der Landstraße nach Antwerpen, in dicken Wolken gen Himmel.

XI.

Wir begeben uns im Geiste ebenfalls auf die Reise nach der französischen Stadt Nancy, um Herrn van Blierbeke und seine Tochter zu suchen.

Dort angekommen durchkreuzen wir viele Straßen der sogenannten Altstadt und bleiben endlich vor einem ärmlichen Schusterladen stehen — hier ist es wo wir sein müssen.

Geh durch den Laden, steig die Treppen hinauf, — noch höher, öffne nun die kleine Thür!

Hier sieht es ärmlich aus, obwohl Alles sehr nett und sauber ist; die Vorhänge dieses kleinen Bettes sind schneeweiß, der geschmückte Ofen glänzt, der Boden ist auf flämische Weise mit Sand bestreut. . Vor dem offenen Fenster stehen Maastlieben und Veilchen und blühen an der Sonne, daneben hängt ein Käfig mit einem Goldfinken.

Wie still ist es in diesem Zimmerchen, kein Seufzer unterbricht seine ruhige Einsamkeit und doch sitzt neben dem offenen Fenster ein junges Mädchen; aber es ist so eifrig damit beschäftigt einige neue Leinwand zu nähen, daß man keine andere Bewegung als das rasche Hin- und Herfahren der rechten Hand an ihr bemerken kann.

Die Kleidung der jungen Arbeiterin ist äußerst gering; dennoch aber sehr geschmackvoll und Alles so rein und knarrp an ihr, daß ein Hauch von Frische und Lebenslust sie zu umgeben scheint.

„Arme Genera, das ist also das Dir bestimmte Schicksal! Deine vornehme Abkunft zu verbergen unter dem Dachziegel einer Arbeiterwohnung; fern von Deinem Vaterlande, einen Schutzort zu suchen gegen Erett und Verachtung, unaufhörlich zu arbeiten, kämpfend gegen Noth und Mangel, Dich beugend unter Kummer und Schaam und mit blutendem Herzen an den unheilbaren Wunden der Erniedrigung und Verzeiftung leidend.“

„Gewiß hat das Glend bereits Deinem Antlitz die gelbliche Farbe des Mangels gegeben, der Verdruß an Deiner Seele genagt und Deinen Augen den funkelnden Glanz geraubt! Sterbende Blume, durch stillcs Leiden dahin schmachtend!“

„Gott sei Dank, dem ist nicht so! Das Heidenblut, daß durch Deine Adern fließt hat Dich stark gemacht gegen das Schicksal! Dein heldes Wesen ist noch schöner wie zuvor! Hat das Leben in dem engen Kanne auch die bräunliche Färbung von Deinem Antlitz gewischt, so ist der Ton Deines Gesichtes dagegen desto zarter, Deine edle Stirn desto weißer, das Rosenroth Deiner lieblichen Wangen desto frischer geworden! Noch glänzt Dein schwarzes Auge voll Feuer und Leben hinter den langen Wimpern, noch umspielt ein reizendes heitres Lächeln Deine anmuthigen Lippen! Vielleicht trägt Du noch in Deinem Herzen einen

reichen Schatz von Muth und Hoffnung, vielleicht schwebt noch immer Dir ein theures Bild vor den Augen! Aus der Quelle der Erinnerung schöpfst Du daher die Kräfte um siegreich mit dem Unglück zu kämpfen?“

Seht ein Traum bemächtigt sich ihrer, sie läßt die Hände ruhen und arbeitet nicht mehr. Den Kopf auf ihre Arbeit gesenkt scheint sie fest auf den Boden zu blicken, ihre Seele ist anderswo und läßt sich bewußtlos fortreißen von dem Strome des Selbstvergessens.

Sie legt die Leinwand auf den Stuhl und steht langsam auf, betrachtet einen Augenblick ihre bescheidenen Blümchen am Fenster, pflückt eine Maasfliege, entblättert sie träumerisch und sendet dann den Blick in die Ferne, wo ein wilder Kastanienbaum zwischen den Dächern der Häuser seine Krone erhebt.

Der Anblick des ihr so wohlbekannten Laubes wirkt mächtig auf ihr Gemüth, ein unverständliches Lächeln schwebt um ihre Lippen, Thränen strömen ihr aus den Augen, in heftiger geistiger Spannung scheint sie die frische Frühlingsluft und den warmen Sonnenschein mit vollen Zügen einzuathmen. Der Ausdruck ihres Gesichtes wechselt; man möchte sagen, daß ihre Phantasie zwischen geliebten Wesen umherwandelt und von Glück und Freude mit ihnen redet; ihren Lippen entschlüpft ein unverständlicher Klang, den jedoch ein schmerzliches Lächeln begleitet — Vielleicht murmelt sie den Namen eines abwesenden Freundes. Dort steht sie nun mit mitleidigem Blicke, vor dem Goldfinken, der unruhig im Käfig auf und abspringt

und mit dem Schnabel das Gitter seines Gefängnisses zu zerbrechen sucht. Sie sieht dem Vogel in träumerischer Vergessenheit eine Weile zu und sagt dann mit sanfter Stimme:

„Warum, willst Du uns verlassen Liebster, Du unser getreuer Gefährte im Unglück, sei doch fröhlich, Vater ist wieder gesund, jetzt wollen wir wieder heiter und glücklich leben! Warum flatterst Du denn so unruhig in Deinem Käfig umher. . . O, es ist peinlich, so gefangen zu sein, wenn man weiß, daß draußen Freude und Freiheit herrschen, wenn man im freien Felde oder im Walde geboren ist; wenn man weiß, daß dort allein unter Gottes schöner Sonne Leben und Freude zu genießen sind? Ach, armer Vogel ich bin ein Kind der Natur wie Du, ich bin auch aus meinem Vaterlande gerissen, ich sehne mich auch nach der Einsamkeit meiner Kinderjahre und dem stillen Laube, daß meine Wiege beschattete. . . es ist Dir, wie mir auf immer ein Freund geraubt? Mischt sich auch in Deine Trauer das Bild desjenigen, den Du ~~liebst~~ test? Beklagst Du auch etwas mehr als Freiheit? . . . Wozu frage ich Dich, die Zeit der Liebe ist wieder da, nicht wahr? Lieben ist auch für Dich das schönste Räthsel des Lebens! . . . Ich habe Dich in besseren Zeiten gekauft, Du warst lange Zeit mein einziger Gefährte, mein Freund und mein Zeitvertreib.“

Mit diesen Worten nahm sie den Käfig in die Hand und sagte:

„Aber ich verstehe Dein Leiden, ich will nicht länger Dir sein, was das unerbittliche Schicksal mir ist. Da, fliehe fort, Gott möge Dich beschützen! Geh und genieße

im vollem Maße das, was allen lebenden Wesen das Nothwendigste ist: Freiheit und Liebe! . . O, wie hüpfest Du vor Freude, wie schlägst Du mit den Flügeln! Lebe wohl, lebe wohl, Glücklicher!" . .

Lenora sah dem Vogel einen Augenblick nach, als er pfeilschnell durch Luft und Licht himmelan flog; dann kehrte sie mit einem Lächeln süßer Zufriedenheit zu ihrem Stuhle zurück, nahm die Leinwand wieder zur Hand und arbeitete mit großem Fleiße wie zuvor.

Eine Viertelstunde lang setzte sie still ihre Beschäftigung fort, plötzlich hob sie den Kopf empor und sagte freudig, während sie auf ein Geräusch horchte:

„Ach, da kommt der Vater, möge er glücklich gewesen sein!“ Sie stand vom Stuhle auf und ging nach der Thür.

Herr van Blierbeke trat in das Stübchen, eine Rolle Papier in der Hand, näherte sich langsam einem Stuhle und setzte sich ermattet und leuchtend nieder.

Er war sehr mager geworden, seine Augen steckten tief in ihren Höhlen, seine Wangen waren bleich, sein ganzes Antlitz leidend. Man konnte deutlich merken, daß eine schwere Krankheit ihn so angegriffen und zu gleicher Zeit seine geistigen wie seine körperlichen Kräfte erschöpft habe.

Seine Kleidung ist sehr ärmlich, zwar mit großer Mühe sauber und reinlich gehalten, aber durchaus sadenscheinig, hier und dort sichtbar ausgebeffert und auf jeden Fall zu weit für seinen abgemagerten Körper; vielleicht hatten Unglück und Krankheit die männliche Seele dieses Mannes

niedergedrückt, vielleicht war sein Muth geknickt und sein Herz gebrochen.

Penora sah ihn einen Augenblick tief bekümmert an und fragte:

„O Gott, Vater, bist Du wieder krank?“

„Ach nein, Penora,“ war die Antwort, „aber ich bin so unglücklich.“

Sie umarmte ihn zärtlich, während sie tröstend und schmeichelnd seine Hand faßte.

„Vater, Vater, vor acht Tagen noch lagst Du krank zu Bett. Wir baten Gott um Deine Gesundheit als um das größte Gut, was uns auf Erden zu Theil werden könnte. Gott hat uns erhört, Du bist genesen . . und nun trauerst Du wieder bei der ersten Unannehmlichkeit. Deine Versuche sind mißglückt, nicht wahr, ich lese es aus Deinem betrübnen Blick. O was schadet das! Was fehlt uns, um glücklich zu sein? Komm, laß uns wie zuvor uns gegen das Schicksal erheben, laß uns stark sein und kühn der Armuth ins Antlig sehen; der Muth ist auch ein Reichthum. Komm, Vater, vergiß den Verdruß: sieh mich an, bin ich traurig, lasse ich mich niederdrücken von verzweifelden Gedanken? — Ja, ich habe geweint, ich habe getrauert und gelitten, als die Krankheit meinen Vater ergriffen hatte . . aber jetzt, da Du genesen bist . . nun komme was will, Deine Penora wird stets Gott danken für seine Güte! —“

Der Vater blickte seiner begeisterten Tochter mit traurigem Blick in die Augen und seufzte:

„Arme Lenora, Du machst mir selbst Muth, um mich zu stützen und zu trösten; der Himmel vergelte Dir so viele Liebe; ich kenne die Quelle, aus der Du diese Kraft schöpfest, und dennoch wirken, Du von Gott mir geschenkter Engel, Deine Worte und Dein Lächeln so mächtig auf mich, als ginge ein Theil von Deiner Seele in die meinige über, ich bin zurückgekehrt mit zerschmettertem Herzen, mit gestörten Sinnen, ohnmächtig vor Verzweiflung; Dein Anblick genügt, um mir Trost in die Brust zu gießen.“

„Komm, Vater,“ unterbrach ihn die Jungfrau, die Beweise ihrer Bärtlichkeit noch vermehrend, „sage mir, wie es Dir ergangen ist, ich will Dir nachher auch etwas erzählen, was Dich freuen wird.“

„Ach mein Kind, ich meldete mich in dem Erziehungs-Institute des Herrn Roncevaux, um meine englischen Stunden wieder zu beginnen; während meiner Krankheit ist ein Engländer damit beauftragt worden, uns ist das beste Stück Brod geraubt.“

„Und die deutsche Stunde bei Fräulein Pauline?“

„Fräulein Pauline ist nach Straßburg gezogen und kehrt nicht zurück. Ach, Lenora, Alles so auf einmal verloren — hatte ich nicht gegründete Ursache, mich zu betrüben? Du selbst scheinst durch diese unglückliche Nachricht erschüttert, mir dünkt, Du würdest blaß?“

In der That hatte die Jungfrau die Augen niedergeschlagen und schien schmerzlich erschüttert zu sein. Die Frage ihres Vaters gab ihr jedoch das Bewußtsein wieder. Sie antwortete, sich Gewalt anthuend, um heiter zu scheinen:

„Ich dachte an den Schmerz, den diese Abweisungen Dir gemacht haben müssen, Vater, und fühlte die Pein mit Dir, aber doch finde ich noch Gründe, um fröhlich zu sein ..
Ja, Vater, denn ich wenigstens habe gute Neuigkeiten.“

„So, das wundert mich!“

Lenora zeigte mit ihrem Finger auf den Stuhl und fuhr dann fort:

„Siehst Du da die Leinwand, ich muß zwölf neue Hemden daraus nähen und wenn sie fertig sind, bekomme ich noch ebensoviel; man bezahlt mich gut .. und ich weiß noch etwas Besseres, doch ist das nur eine Hoffnung.“

Lenora hatte diese Worte so fröhlich und so rasch gesprochen, daß der Vater, von ihrer heiteren Lebendigkeit hingerissen, ebenfalls zufrieden lächelte.

„Nun,“ fragte er, „was ist es denn, was Dich so glücklich macht?“

Als werfe sie sich die verlorene Zeit vor, setzte sich die Jungfrau wieder hin und fuhr fort zu nähen; sie war sichtbar erfreut, daß sie ihres Vaters Traurigkeit besiegt hatte. Halb scherzend sagte sie:

„Ach, Du wirst es nie rathen; weißt Du, Vater, wer mir diese Näharbeit aufgetragen hat? Die reiche Dame aus dem großen Hause da in der Gasse; sie ließ mich heute Morgen rufen, und ich ging während Deiner Abwesenheit zu ihr: Du wunderst Dich darüber, Vater, nicht wahr?“

„Ja wohl, Lenora, Du sprichst von Madame de Rovan, für die man Dir den schönen Kragen zu stiften gab. Woher kennt sie Dich?“

„Ich weiß es nicht, wahrscheinlich hat die Frau, die die mühevollen Arbeit bei mir bestellte, ihr gesagt, wer sie gemacht. Sie muß ihr selbst von Deiner Krankheit und unserer Armuth erzählt haben, denn die Dame wußte mehr von uns, als Du vermuthest.“

„Himmel, sie weiß doch nicht . . .?“

„Nein, sie weiß nicht, was unser Name in unserem Vaterlande bedeutet.“

„Fahre fort, Lenora, Du machst mich neugierig; ich sehe wohl, Du willst mich plagen.“

„Nun denn, Vater, weil Dir wieder wohl ist, will ich es kurz machen. Madame de Moryan hat mich freundlich empfangen und mich sehr gelobt wegen der schönen Stickerei, sie befragte mich über unsere früheren Schicksale und tröstete und ermunterte mich. Höre nur, was sie mir gesagt hat, nachdem sie mir durch ihr Mädchen die Leinwand zu den Hemden hatte geben lassen: Gehen Sie, mein Kind, arbeiten **Sie muthig**, bleiben Sie so tugendhaft, ich will Ihre Beschützerin sein; ich brauche selbst viel Näharbeit und Sie haben wohl zwei Monate für mich allein zu thun, aber das ist nicht genug, ich will Sie meinen zahlreichen Bekannten empfehlen und dafür sorgen, daß Sie durch Ihre Arbeit die Mittel finden, um sich selbst und Ihren kranken Vater vor Mangel zu schützen. — Mit Thränen in den Augen ergriff ich ihre Hand und küßte sie; denn ihre schöne edle Wohlthat, die mir nicht ein Almosen, sondern Arbeit schenkte, rührte mich außerordentlich. Als sie die Dankbarkeit aus meinen Augen strahlen sah, sagte sie noch freundlicher, indem

sie mir auf die Schulter legte: Haben Sie nur Muth, Penora, es wird eine Zeit kommen, wo sie selbst werden Schülerinnen annehmen müssen, um Ihnen zu helfen; so vom Kleinen zum Größeren übergehend, wird man zuletzt selbst Herrin. Ja, Vater, das hat sie gesagt, ich kann Ihre Worte auswendig.“

Sie sprang auf, umarmte ihren Vater und sagte ausgeräumt:

„Was sagst Du nun, Vater, ist das keine gute Neuigkeit? Wer weiß — Schülerinnen, Lehrerin, einen Laden, ein Magazin, ein Dienstmädchen . . . Du führst die Bücher und kauft die Stoffe ein . . . ich stehe im Laden und verkaufe oder leite die Arbeit meiner Näherinnen; o Gott, es ist doch schön, glücklich zu sein und zu wissen, daß man Alles dem Werke seiner Hände verdankt, und dann, Vater, dann wäre Dein Gelübde ganz erfüllt, dann festest Du Deine alten Tage in süßem Wohlleben hinbringen!“

Herr van Bliedeker lächelte so heiter und man sah deutlich an dem Ausdrucke des Glücks, der sich in seinen abgemagerten Zügen offenbarte, daß ihn die Worte seiner Tochter zur größten Selbstvergessenheit verleitet hatten. Er merkte es bald selbst und schüttelte scherzend den Kopf, indem er sagte:

„Penora, Penora, süße Verführerin, Du bezauberst mich so leicht, ich hing wie ein Kind an Deinen Lippen und schenkte dem versprochenen Glücke Glauben. Wie dem auch sein möge, wir haben wahrlich Gott zu danken . . . Aber nun ernsthaft. Der Schuster hat wieder von der Miethe mit

mir gesprochen und mich gebeten, ihn zu bezahlen; wir sind ihm noch zwanzig Franken schuldig, nicht wahr?"

„Ja, zwanzig Franken Miethe und ungefähr zwölf Franken im Kaufladen, das ist Alles. Sobald diese Hemden fertig sind, wollen wir dem Schuster meinen Verdienst auf Abschlag geben und er wird zufrieden sein; im Laden wird man uns schon noch borgen; ich habe dritthalb Franken für meine letzte Arbeit bekommen, Du siehst, Vater, wir sind noch reich. Binnen vier Wochen haben wir keine Schulden mehr. Du bist genesen, Deine Kräfte werden bald wiederkehren . . . Es wird Sommer, Alles lacht uns an, o wir werden wieder glücklich sein.“

Herr van Blierbeke schien ganz getröstet, neuer Muth glänzte in seinen dunkeln Augen und sein Muth war heller geworden; er trat zum Tisch und sagte, indem er die Papiertrolle öffnete:

„Lenora, ich habe auch etwas Arbeit, der Professor **Dassanz** hat mir einige Musikalien gegeben, um sie für seine Schüler abzuschreiben; es wird mir in einigen Tagen wohl vier Franken einbringen. Sei jetzt ein wenig still, mein Kind, mein Geist ist noch zu zerstreut, ich würde bei dem Reden zu viele Fehler machen und vielleicht das Papier verderben.“

„Singen kann ich doch wohl, nicht wahr, Vater?"

„O ja, das macht mir sogar Vergnügen und stört mich nicht!"

Der Vater begann zu schreiben, während Lenora mit heiterer aber leiser Stimme alle ihre Lieder wiederholte

und ihrem Herzen Lust machte durch den anmuthigsten Gesang.

Unterdessen nähete sie fleißig fort und sah nur von Zeit zu Zeit nach ihrem Vater, um darauf zu achten, ob nicht ein trüber Gedanke in ihm aufsteige, der bekämpft werden müsse.

Ziemlich lange nachher hörte Lenora die Uhr auf der Pfarrkirche schlagen, sie legte ihre Arbeit hin, nahm einen Korb hinter dem Ofen weg, hing ihn über den Arm und wollte das Zimmer verlassen, ihr Vater, der es jedoch bemerkte, fragte sie verwundert:

„Jetzt schon Lenora?“

„Es schlägt halb Zwölf, Vater.“

Ohne weiter eine Bemerkung zu machen, bückte sich Herr van Blierbeke wieder auf seine Noten und fuhr fort zu schreiben. — Das junge Mädchen lief rasch die Treppe hinunter.

Bald darauf kehrte sie wieder, mit dem Körbchen voll Kartoffeln und noch etwas Anderem, in ein Papier gewickelt, das sie jedoch unter der Schürze verbarg, als sie wieder ins Zimmer trat.

Sie goß Wasser in einen Topf, setzte diesen neben sich und schälte singend die Kartoffeln. Da sie gewandt dabei war, so hatte sie diese Arbeit bald beendigt.

Nun zündete sie Feuer an, wusch die Kartoffeln und setzte sie auf das Feuer, um sie zu kochen. Hinten in die Ofenröhre stellte sie ein Töpfchen mit etwas Butter und viel Essig.

Bis jetzt hatte der Vater noch nicht von seiner Arbeit aufgeblickt, das Mittagsmahl sah er täglich bereiten und es war sehr selten, daß etwas Neues in dem Ofen gekocht wurde. Diesmal waren jedoch die Kartoffeln kaum gar, als sich auch schon ein sehr appetitlicher Geruch in der Stube verbreitete, Herr van Blierbeke sah seine Tochter verwundert an und sagte:

„Fleisch an einem Mittwoch! Lenora, kind wir müssen sparsam sein, Du weißt es wohl.“

„Ach Vater,“ antwortete Lenora lachend, „serge nicht, der Doctor hat's befohlen.“

„Du betrügst mich dieses Mal doch, nicht wahr?“

„Nein, nein, der Doctor hat gesagt, Du müßtest wenigstens drei Mal in der Woche Fleisch genießen, wenn wir es kaufen könnten. Es wird Dir gut thun, Vater, und Deine Kräfte wieder herstellen.“

„Aber, Lenora, unsere Schulden.“

„Nun, nun, Vater, laß mich nur sorgen. Jeder wird befriedigt werden und zufrieden sein. Quäle Dich nicht länger damit, ich stehe für Alles. Habe die Güte und lege Deine Papiere weg, daß ich das Tischtuch ausbreiten kann.“

Der Vater schüttelte den Kopf und that, was Lenora von ihm verlangt hatte. Sie legte ein schneeweißes Tinnen über die Tafel und setzte zwei Teller mit Kartoffeln darauf. Alles war ärmlich und gering, aber so weiß und sauber gehalten, daß das gedeckte Tischchen selbst einen Reichen würde angelacht haben.

Vater und Tochter setzten sich zum Mahl und beugten tief das Haupt, als sie mit gefalteten Händen dem Herrn für die Speise dankten.

Während dieses stille Gebet noch zu Gott emporstieg, hörte man plötzlich Stimmen unten an der Treppe.

Penora ward dadurch in ihrem Gebete gestört und zitterte heftig. Sie lauschte mit weitaufgerissenen Augen und ausgestrecktem Hals nach Etwas, das ihr unerklärlich schien und sie doch mit Schrecken und Erstaunen erfüllte. Der Vater, betroffen durch diese seltsame Erschütterung der Tochter, sah sie an, als wollte er fragen: Was giebt es? Was ist da? Penora winkte ihm jedoch mit der Hand, zu schweigen.

Neue Laute drangen deutlich in das Stübchen. Penora erkannte den Ton dieser Stimme. Als ob ein Blitzschlag sie getroffen habe, sprang sie ängstlich schreiend nach der Thür, schlug dieselbe zu und drückte mit Hand und Schulter dagegen.

„Penora, um Gottes Willen, was fürchtest Du,“ rief der besorgte Vater.

„Gustav, Gustav,“ schrie sie, „er ist da, er kommt. O weg, weg mit Allem von dem Tische, er allein darf unsere Armuth nicht sehen.“

Das Antlitz des Herrn von Blierbefe verfinsterte sich bei dieser Mittheilung. Er richtete stolz den Kopf empor und sein Blick wurde funkelnd und streng. Stumm zu seiner Tochter gehend, entfernte er sie von der Thür. Penora flüchtete sich in den entferntesten Winkel des Zimmers und senkte den Kopf in tiefer Schaam.

Die Thür flog auf. Ein junger Mann drang jauchzend in das Zimmer und lief mit offenen Armen auf die Jungfrau zu; während er verwirrt ihren Namen mit andern unverständlichen Worten rief.. Er würde in seiner blinden Freude Lenora um den Hals gefallen sein, aber die ausgestreckte Hand und der strenge Blick des Vaters hielten ihn plötzlich zurück.

Er blieb stehen, sah sich verstummend um und betrachtete wie zerschmettert das Mittagemahl, sowie die schlechten Kleider des Greises und seiner Tochter. Diese Beobachtung mußte ihn schmerzlich erschüttern, denn er bedeckte die Augen mit den Händen und sagte, während er dieselben fieberhaft drückte:

„O, Lenora, Geliebte, sieh mich an, damit ich wisse ob Dein Herz das süße Andenken an unsere Liebe bewahrt habe!“

Die Jungfrau warf ihm einen innigen Blick zu, einen Blick, in welchem sich ihre reine, liebende Seele ganz offenbarte.

„O welch ein Glück,“ rief Gustav begeistert, „immer noch meine süße, liebe Lenora. Gott sei gepriesen, kein Macht der Erde kann mir meine Braut rauben. O, Lenora, komm in meine Arme, empfang den Brautkuß.“

Er öffnete die Arme, um sie an sein klopfendes Herz zu drücken. Zitternd vor Angst und Glück blieb sie mit zu Boden gerichteten Blicken stehen, als ob sie bereit sei, seinen feierlichen Kuß zu empfangen, allein ehe der Jüngling der Leidenschaft gehorchte, die sich ganz seiner bemächtigt hatte, stand Herr van Blietbete neben ihm und ergriff mit Festig-

leit seine Hand, um ihn zurückzuhalten, dann sagte der gerührte Vater mit strengem Ton:

„Herr Denecker, mäßigen Sie ihre Freude, auch wir freuen uns sehr Sie wiederzusehen, aber weder Ihnen noch uns ist es erlaubt zu vergessen, was wir sind. Hören Sie unsere Arinuth...“

„Wie, was sagen Sie, wer Sie sind? Sie sind mein Freund, mein Vater! Lenora ist meine Braut.. Himmel, warum diesen anklagenden Blick? Ich vergebe... Ich weiß nicht was ich thue!“

Er ergriff von Neuem Lenora's Hand, zog sie zu ihrem Vater und sprach mit großer Hast:

„Hören Sie... Mein Oheim ist in Italien gestorben; er hat mich zum Universalerben gemacht; er hat mir auf seinem Sterbebette befohlen Lenora zu heirathen; ich habe Himmel und Erde in Bewegung gesetzt Sie aufzufinden; habe getrauert und gelitten, während der Abwesenheit meiner innig geliebten Freundin; endlich sie gefunden, und nun komme ich den Lohn für meine Schmerzen zu fordern. meinen Reichthum, mein Herz, mein Leben Ihnen zu Füßen zu legen und dagegen Sie um das Glück anzuflehen, Lenora zum Altare führen zu dürfen. Vater, o Vater, erweisen Sie mir diese höchste Günst! Kommen Sie, der Grinselt Hof erwartet Sie, ich habe ihn für Sie gekauft, Alles ist noch dort. Die Bildnisse Ihrer Väter schmücken wieder die Wände und Alles was Ihnen theuer ist, ist wieder dahin gebracht worden. Kommen Sie, ich werde ihr Alter mit Ehrfurcht um-

geben; Sie mit süßer Seligkeit überschütten; ich werde Ihre Lenora lieben und ehren. . .“

Der Ausdruck auf dem Gesichte des Vaters hatte sich nicht geändert, nur seine Augen schienen sich langsam anzuseuchten.

„O!“ rief Gustav begeistert aus, — „Nichts auf Erden kann mir Lenora wieder entreißen, selbst nicht die Macht Ihres Vaters! Gott hat Sie mir geschenkt.“

Anieend sank er Herrn van Blierbeke zu Füßen und hob die Hände flehend zu ihm empor, während er rief:

„O, Verzeihung! Rein, Sie werden mir den Todesstoß nicht geben! Vater, Vater um Gottes Willen schenken Sie mir Ihren Segen: Ihre Kälte bringt mich um!“

Herr van Blierbeke schien den Jüngling zu vergessen und hob die Augen gen Himmel, als spräche er ein inniges Gebet. Seine Stimme wurde verständlich, er sagte, während Thränen der Rührung ihm aus den Augen sprangen:

„Margaretha, Margaretha, freue Dich im Schooße der Gottheit. Rein Gelübde ist erfüllt, Dein Kind wird glücklich sein auf Erden.“

Und als nun Gustav und Lenora, von Hoffnung zitternd, ihm in die Augen sahen, hob er plötzlich den Jüngling auf, küßte ihn auf das Herzlichste und sagte:

„Gustav, mein theurer Sohn, der Himmel segne Eure Liebe; mache mein Kind glücklich, Sie ist Deine Braut.“

„Gustav, Gustav! Mein Bräutigam!“ rief die Jungfrau, eilte ihrem Vater und ihrem Geliebten zugleich in die Arme und umschlang Beide mit fieberhafter Freude.

Der erste Liebeskuß, der heilige Brautkuß wurde an des Vaters Brust gewechselt, während der Greis die Häupter seiner entzückten Kinder mit Thränen benetzte und seine Hände segnend über sie ausstreckte.

Und jetzt lieber Leser muß ich Dir das Geständniß machen, daß ich Dir die Lage und selbst den wahren Namen von des alten Herrn van Blierbete's Schloß aus überwiegenden Gründen verschwiegen habe. Demzufolge wird Niemand von Euch vermuthen können, wo Gustav mit seiner jungen Gattin wohnt.

Was mich betrifft, so habe ich Herrn und Frau Denecker selbst gesprochen und bin gar oft mit ihren beiden lieben Kindern, und mit Herrn van Blierbete, dem Großvater auf dem Grinselhof umherspaziert.

Das bezaubernde Schauspiel häuslichen Glückes, stillen Friedens und süßer Liebe, das ich dort gesehen, hat sich tief meinem Gedächtnisse eingeprägt. — wie der alte Edelmann im Garten auf einer Bank saß und seinen beiden spiellustigen Enkelchen bereits etwas von den Naturkräften, die auf Erden wirksam sind, suchte begreiflich zu machen; wie die kleine Adolina auf seinen Schooß kletterte um ihm die Wangen zu streichen, während der unruhige Isidor mit muthwilligen Sprüngen auf seinen Knien ritt; — und wie Herr Denecker und seine Gattin dabei standen, einander

still die Hände drückten und mit seliger Empfindung das Glück des Großvaters und das fröhliche Spiel der Kinder betrachteten. —

Wer mir diese Geschichte erzählte werde ich Euch nicht sagen; es genüge Euch zu wissen, daß ich alle Personen kenne, die eine Rolle darin spielen und selbst mehr als einmal am Tische gegessen habe bei Baas Jans dem Wächter, dessen Frau Beth und der Magd Raeth, die ziemlich viel von Schwägen halten und gern von ihren Wohlthätern sprechen.

Blinde Rosa.



An einem schönen Sommertage des Jahres 1846 rollte die Diligence von Antwerpen nach Turnhout wie gewöhnlich über den Steinweg. Die Pferde trappelten, die Räder rasselten, der Wagen knarrte, der Kutscher schnalzte mit der Zunge um die Pferde anzutreiben, ... in der Ferne schlugen die Hunde an, die Vögel schossen aus den Feldern in die Höhe der Schatten lief neben der Diligence her und tanzte in seltsamen Sprüngen zwischen den Bäumen und Hecken hin.

Plötzlich hielt der Kutscher unweit eines einsamen Wirthshauses seine Pferde an.

Er sprang von seinem Sitze, öffnete schweigend den Schlag seines Wagens, schlug den eisernen Tritt nieder, und reichte einem Reisenden die Hand, der, eine lederne Reisetasche unter dem Arm, auf den Steinweg sprang.

Oben so lautlos schlug der Kutscher den Tritt wieder in die Höhe, schloß den Schlag, stieg wieder auf den Boß, und gab durch ein sanftes Schnalzen das Zeichen zur Abfahrt.

Die Pferde begannen ihren Lauf und das schwerfällige Gebäu rollte fort in seiner stillen, eintönigen Fahrt.

Unterdeſſen war der Reiſende in das Wirthſhaus getreten, und hatte ſich bei einem Glaſe Bier an einem Tiſche niedergelaſſen. Er war ein Mann von außerordentlich großer Statur, und ſchien ungefähr fünfzig Jahre alt zu ſein. Man hätte ihn ſogar für einen Sechsziger halten können, wenn nicht ſeine muthige Haltung, ſein lebhafter Blick und das jugendliche Lächeln auf ſeinen Lippen gezeigt hätten, daß Herz und Seele bei ihm jünger waren als ſein Angeſicht. In der That, ſeine Haare waren grau, ſeine Stirn und Wangen von zahlreichen Falten durchfurcht, und ſein ganzes Geſicht verrieth jene Abgeſpanntheit, welche Arbeit und Verdruß als ein Zeichen frühen Alters auf das Antlig prägen. Gleichwohl konnte man ſeine Bruſt ſich kräftig heben und ſenken ſehen, das Haupt ſaß ſtolz auf ſeinem Nacken, und in ſeinen Augen funkelte etwas Männliches und Kräftiges.

Seine Kleidung ließ in ihm einen reichen Bürger vermuthen, und dieſelbe würde vielleicht Niemandes Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen haben, wenn ſein Rock nicht bis unter das Kinn zugeknöpft geweſen wäre, eine Eigenheit, welche, in Verbindung mit ſeiner großen Weerſchaumpfeife, in ihm einen Kriegermann oder einen Deutſchen vermuthen ließ.

Die Hauſgenoffen hatten, nachdem ſie den Reiſenden bedient, ohne weiter viel Acht auf ihn zu geben, ihre gewöhnliche Arbeit wieder aufgenommen. Er ſah die zwei Töchter gehen und kommen, ſah den Pächter Holz und Torf zum Feuer legen, die Mutter den Kochtopf füllen,

doch Niemand sprach ein Wort mit ihm, obschon seine Augen Jedermann mit freundlichem Verlangen folgten und zulächelten und sein sanfter Blick zu fragen schien: „Ach! erkennt Ihr mich denn nicht?“

Auf einmal traf der Schlag einer Uhr sein Ohr. — Als ob dieser Klang peinigend auf ihn wirkte, flog ein Ausdruck trauriger Verwunderung über sein Gesicht, und scheuchte das Lächeln von seinen Lippen. Er stand auf und betrachtete verstört das Uhrwerk, bis die neun Schläge, einer nach dem andern, im Zimmer verklungen waren.

Die Hausmutter hatte die unbegreifliche Gemüthsbewegung des Fremden bemerkt, war verwundert zu ihm getreten und blickte gleichfalls zur Uhr hinauf, als wenn dort etwas Besonderes zu entdecken gewesen wäre.

— Nicht wahr, Myrbeer, die Glocke klingt schön? sprach sie. Schon zwanzig Jahr geht die Uhr so, ohne daß ein Uhrmacher eine Hand daran gelegt hätte.

— Schon zwanzig Jahre! seufzte der Reisende. Und wo ist denn die Uhr geblieben, die früher hier hing? Und wo ist denn das hübsche Liebfrauenbild, was dort oben auf dem Kamine stand? Hört, vernichtet, vergessen, nicht wahr?

Die Frau betrachtete den Fremdling mit Erstaunen, und antwortete:

— Mit dem Liebfrauenbilde hat unsere Zanna gespielt als sie noch ein Kind war und sie hat es zerbrochen. Es war doch so herziglich schlecht gemacht, daß der Pastor selbst uns sagte, daß wir ein Neues kaufen müßten. Dort steht ein Neues. Ist das nicht viel schöner?

Der Reisende schüttelte verneinend das Haupt.
 — Und die Uhr werdet Ihr gleich hören, fuhr sie fort,
 es ist ein alter Rumpelkassen, der immer nachgeht. Er
 hängt schon eine Ewigkeit in unserer Kellerkammer. Hört
 da schlägt es eben!

Aus einem andern Gemache drang nun ein sonderbares
 Geräusch in die Gaststube. Es war eine Vogelstimme, die
 rief: Kuckuk! Kuckuk! — und so neunmal hinter ein-
 ander.

Auf einmal erglänzte ein fröhliches Lächeln auf dem
 Gesichte des Reisenden, und er eilte, von der Frau beglei-
 tet, nach dem Kellerkammerchen, wo er, mit unsäglicher
 Freude in den Augen, die alte Uhr anblickte, während der
 Kuckuk sein neunmaliges Lied endigte.

Unterdeß hatten beide Töchter der Wirthin voll
 Neugierde sich dem Fremdlinge genähert, und betrachteten
 ihn mit Verwunderung, ihre großen, blauen Augen fragend
 auf ihn und ihre Mutter gerichtet. Die Blicke der Mäd-
 chen brachten den Fremdling zum Bewußtsein seines Zu-
 standes zurück, und befriedigt wandte er sich wieder nach
 dem Nebenzimmer hin, wohin seine drei Begleiterinnen ihm
 verwundert folgten.

Gewiß erfüllte ein Gefühl des Glückes sein Herz. Sein
 Angesicht erglänzte im süßesten Ausdrucke der Lebenslust
 und Liebe; sein Auge, von Rührung feucht, leuchtete so freu-
 dig, daß beide Mädchen mit sichtbarem Wohlwollen näher
 zu ihm herantraten.

Er ergriff jede bei der Hand und sagte:

— Was ich thue ist wohl seltsam, nicht wahr, Kinder? Ihr könnt nicht begreifen, warum die Stimme des alten Auckus mich so bewegt? Ach! ich bin auch Kind gewesen und dann kam mein Vater Sonntags nach der Kirche hierher, um sein Pintchen Bier zu trinken. Wenn ich artig war, durfte ich mit gehen. Und dann stand ich Stunden lang vor der Uhr und wartete bis der liebe Auckus sein Thürrchen öffnete; ich tanzte und hüpfte bei seinem Rufe und in meinem kindlichen Gemüthe bewunderte ich den armen Vogel als ein unbegreifliches Meisterstück der Kunst Und das Liebfrauenbild, das Eine von Guck zerbrochen hat, liebte ich, weil es einen so schönen blauen Mantel hatte — und weil das kleine Jesu-Kind nach mir da, Händchen ausstreckte und mich anlächelte Das Kind ist nun beinahe sechzig Jahre alt, sein Haar ist grau und sein Angesicht von Furchen durchzogen. Vier und dreißig Jahre habe ich in den Wüsten Russlands gelebt und doch erinnere ich mich noch des Liebfrauenbildes und des Auckus als ob nur ein einziger Tag verlossen sei, seitdem mein Vater mich das letzte Mal hierher führte.

— Seid Ihr denn aus unserem Dorfe, frug Zanna.

— Ach, ja! antwortete der Reisende in freudiger Bewegung: — aber der Eindruck seiner Worte war nicht der, den er erwartet hatte: ein Lächeln belebte die Züge der Mädchen, und dies war Alles; sie schienen weder erstaunt noch erfreut über seine Erzählung.

— Aber wo ist denn der alte Wirth Jooßens? fragte er endlich die Mutter.

— Den Birth Jan, meint Ihr? antwortete die Wirthin; der ist schon länger denn fünfundzwanzig Jahre todt.

— Und seine Frau, die gute dicke Peeternelle?

— Auch todt, war die Antwort.

— Todt! todt! seufzte der Fremde — Und der junge Schäfer Andries, der so schöne Körbe flechten konnte?

— Auch todt, versetzte die Wirthin.

Der Reisende ließ das Haupt auf die Brust sinken, und überließ sich seinen schwermüthigen Betrachtungen.

Unterdessen ging die Mutter nach der Scheuer und erzählte ihrem Manne was ihr mit dem Unbekannten begegnet war.

Der Wächter kam trägen Schrittes zum Zimmer herein, und schreckte durch das Geräusch seiner Holzschuhe den Reisenden aus seinen peinlichen Betrachtungen auf.

Dieser stand auf, und eilte, die Arme ausgebreitet, hinziehend auf den Wächter zu, der kalt seine Hand erfaßte und ihn fast gleichgiltig betrachtete.

— Und Ihr auch, Peer Joostens, Ihr erkennt mich nicht? rief er traurig.

— Nein; ich weiß nicht, daß ich Euch je gesehen habe, Wynheer, antwortete der Wächter.

— Also wißt Ihr nicht mehr, wer mit Lebensgefahr im Torfmoor unter das Eis tauchte, um Euch von einem fähren Tode zu retten?

Der Wächter zuckte mit den Schultern. — Peinlich getroffen, seufzte der Reisende fast stehend:

— Habt Ihr denn den Jüngling vergessen, der Euch gegen Eure Kameraden in Schutz nahm und Euch so viele Vogelesier brachte, um Euren Mailfranz zu zieren? Ihn, der Euch Trompeten und Flöten aus Weidenrinde machen lehrte und Euch mitnahm als er mit des Ziegelbrenners Bauwel schönem Karren zum Markte fuhr?

— Es ist mir so, antwortete der Pächter voll Zweifel, und mein seliger Vater hat mir in der That gesagt, daß ich, als ich sechs Jahre alt war, beinahe im großen Dorfmoor umgekommen wäre. Aber der lange Jan war es, der mich heraus geholt hat — und der ist in der französischen Zeit unter Napoleon mit dem anderen Kanonenfutter fortgezogen. Wer weiß wo sein Leichnam jetzt in ungeweihter Erde ruhet! Gott möge seiner armen Seele gnädig sein!

— Ah! ah! rief der Fremde jauchzend, nun erkenne Ihr mich! ich bin der lange Jan oder besser Jan Slaets von dem hohen Dries.

Und da er keine augenblickliche Antwort bekam, sprach er verwundert:

— Ginnert Ihr Euch denn des Scharfschützen aus der Muschengilde nicht mehr?....., der vier Stunden in der Runde als der beste Jäger gerühmt war? der im sicherem Schusse nicht seines Gleichen fand, und von allen anderen jungen Burschen beneidet ward, weil die Mädchen ihn so gern sahen? Das bin ich, Jan Slaets von dem hohen Dries.

— Es ist möglich, antwortete der Pächter misstrauisch, aber ich erkenne Euch doch nicht, Wynbeer, ohne daß Ihr

das übel nehmen müßt. Es ist keine Mischengilde in unserer Gemeinde, und wo ehemals der Schießplatz war, da steht jetzt ein Landhaus, was seit vorigem Jahre unbewohnt ist, denn Revroum ist gestorben.

Durch die Kälte des Pächters entmuthigt, machte der Reisende keinen Versuch mehr, sich von ihm wieder erkennen zu lassen.

— Im Dorfe wohnen noch viele meiner Freunde, die mich nicht vergessen haben können, sagte er ruhiger, während er aufstand und sich zum Gehen anschickte; Ihr, Peer Joostens, wart noch zu bitter jung, als das geschah. Aber Ziegelbrenners Pauwel wird mir, ich bin davon überzeugt, um den Hals fallen, sobald er mich sieht. Wohnt er noch immer im Meer?

— Die Ziegelbrennerei ist längst abgebrannt; die Thengruben sind zugeworfen. Dort grünt nun das schönste Heu der ganzen Gemeinde. Es ist die Weide des reichen Tist.

— Und wo ist Pauwel geblieben?

— Die ganze Familie ist nach dem Unfalle von hier fortgezogen: ich weiß es nicht.... todt, ohne Zweifel! Aber, ich höre wohl, Wynbeer, Ihr sprecht von Großvaters Zeiten, und es soll Euch wohl schwer fallen, eine genaue Antwort auf alle Eure Fragen zu erhalten, wenn Ihr nicht zu unserem Todtengräber gehen wollt. Der kann Alles am Daumen herzählen, was sich seit hundert Jahren und länger zugetragen hat!

— Ich glaube es wohl, Pächter; Peer Jan muß jetzt mehr als neunzig Jahre alt sein.

— Peer Jan? So heißt unser Todtengräber nicht. Laum Stevens ist sein Name.

Ein freudiges Lächeln flog über das Gesicht des Reisenden.

— Gott sei Dank! rief er aus, daß er wenigstens einen meiner Kameraden verschont hat!

— Ist Laum denn Guer Freund gewesen, Winkbeer?

— Mein Freund, antwortete der Reisende korymbisch, das will ich nicht sagen, da wir alle Zeit mit einander kämpften und im Streite lagen: es waren Liebeshader. Ich weiß noch, daß ich ihn einst im Streit von der Brücke beim Kalvermoor in den Bach geworfen habe, daß er beinahe ertrank: — aber das ist länger denn dreißig Jahre her. Laum wird sich freuen mich wieder zu sehen. Nun, Nachter Trostens, gebt mir Eure Hand: ich werde künftig erst ein Glas Bier hier trinken.

Er bezahlte, nahm seine Reisetasche unter den Arm und schritt zur Thüre hinaus. Hinter der Herberge schlug er einen Weg ein, der zwischen jungem Nadelholze fortließ.

Wie wenig erfreulich die Eröffnungen des Nachters auch waren, so hatten sie doch Trost und Freude in das Herz des Reisenden gegossen. Ein süßer Hauch von früheren Jahren ging um ihm auf, und unter der Muth von Erinnerungen, die bei jedem Schritte in seinem Geiste auftauchten, fühlte er sich wie neu geboren. Das junge Nadelholz; indessen, was ihn auf allen Seiten umgab, war ihm fremd; hier hatte einst ein hoher Tannenwald gestanden, dessen Bäume so viele Vogelnester trugen; an dessen Rande

die Erdbeere so mild reifte! Aber es war mit dem Walde gegangen wie mit der Bevölkerung des Dorfes: Die alten Bäume waren abgestorben oder umgehauen worden, und ihre Söhne hatten den Platz eingenommen, um einen neuen Lebenslauf zu durchlaufen. Sie waren Fremdlinge für den Reisenden und ihm mithin ganz gleichgiltig. Aber der Gesang der Vögel, der von allen Seiten aus den Laube hervordrang, war noch derselbe; auch das Klagende Sausen des Windes, der die Nadeln der Bäume bewegt; auch das Zirpen der Heuschrecken; auch die Haideblust mit ihren lieblichen Düften: — Die Gegenstände waren verändert, die ewigen Wirkungen der Natur waren in Allem dieselben geblieben! Derartige Gedanken erzeugten sich im Geiste des Reisenden; und obschon heiter und fröhlich wandelte er doch seinen Weg fort ohne vom Boden aufzuklicken bis er das Nadelgehölz hinter sich sah.

Hier breitete sich eine Reihe von Feldern und Weiden vor ihm aus, zwischen denen sich ein Bach in angenehmen Windungen dahin schlängelte; dahinter, vielleicht in einer Entfernung von einer Viertelstunde, erhob sich der spitze Kirchturm mit dem vergoldeten Hahne, der wie ein Tagesstern im Sonnenlichte erglänzte; noch etwas ferner drehte die schöne Windmühle ihre rothen Flügel.

Wie durch einen unbegreiflichen Eindruck überrascht, blieb der Reisende plötzlich stehen. Seine Augen wurden frucht, er ließ die Reisetasche zu Boden fallen und breitete die Hände aus, während der Ausdruck der Liebe und der höchsten Seelenfreude sein Angesicht überstrahlte.

In diesem Augenblicke läutete die Betglocke das Angelus.

Der Reisende kniete nieder, bog das Haupt tief auf die Brust und blieb so eine Weile bewegungslos, doch sichtbar bebend, in seiner Rührung verharrend. Ein Gebet strömte ihm von Herz und Lippen; dies war unverkennbar als er sein Auge voll leidenschaftlicher Dankbarkeit zum Himmel aufschlug und die gefalteten Hände zu Gott empor hob. Dann, seine Reisetasche wieder aufnehmend, schritt er ungeduldig weiter, und während er seinen Blick auf den Thurm gerichtet hielt, sprach er:

— Du, zum wenigsten, bist nicht verändert, kleine, niedrige Kirche, wo ich getauft wurde, wo Alles bei meiner ersten Communien so voll Freude that, wo Alles so wunderbar, schön und heilig war Ah! ich werde es noch wieder sehen das heilige Marienbild mit seinem goldenen Kleide und seiner silbernen Krone, den heiligen Antonius mit seinem hübschen Zerkel und den schwarzen Teufel mit seiner rothen Zunge, wovon ich so oft schon träumte! Und die Orgel, auf der der Rüstler Sus so schön spielen konnte, während wir mit lauter Stimme sangen!

*Ave Maria,
Gratia plena!*

Die letzten Worte sang der Reisende laut; aber diese Erinnerung mußte ihn tief berühren, denn aus seinem Auge rollte eine glänzende Thräne. Schweigend schritt er in Selbstvergessenheit fort bis er an eine kleine Brücke gelangte, die über den Bach auf eine moorastige Weide führte.

Ein unbeschreibliches Lächeln erhellte sein Angesicht, es war als wenn seine Seele selbst sich in seinem Antlitze spiegelte.

— Hier habe ich zum ersten Male Rosa's Hand gefaßt, sprach er mit Rührung. Hier haben unsere Augen sich zum ersten Male gegenseitig jenes Gesändniß gemacht; von dem das Herz erschüttert wird und das der Jugend den Himmel erschließt! Damals glänzten auch die gelben Irisblumen in der Sonne, da quakten die Frösche wie heute voll Lebenslust, und die Lerche sang über unseren Häuptionen.

Die Brücke überschreitend, kam er auf die Weide:

Ach! sagte er zu sich selbst, die Frösche, die unsere Liebe sahen, sind todt, die Blumen sind todt, die Lerchen sind todt! Ihre Kinder begrüßen nun den Greis, der zurückkehrt als ein Gespenst aus früheren Zeiten. Und Rosa, meine theure Rosa! Lebt sie noch? Vielleicht! Verheirathet wird sie sein, Kinder wird sie haben. Diejenigen, welche ~~leben~~ vergessen stets den unglücklichen Bruder, der fern von seiner Heimath umher irrt

Ein gewisses heiteres Lächeln umspielte seine Lippen.

— Armer Pilgrim, seufzte er, da wallt das Gefühl der Eifersucht in Deinem Busen auf, als wenn es noch Frühling für dein Herz wäre. Die Zeit der Liebe ist für Dich längst vorbei

O, es schadet nicht: wenn sie mich nur erkennt und sich unserer feurigen Zuneigung erinnert, o Gott! dann will ich meine Reise von achtzehnhundert Meilen nicht bedauern und getrost zwischen meinen verstorbenen Eltern und Freunden zu Grabe gehen.

Unweit des Dorfes trat er in eine Schänkwirthschaft, zum Pflug geschickt, und ließ sich von der Frau ein Glas Bier reichen.

Am Herde beim großen Kochkessel saß ein steinalter Mann, der bewegungslos, wie ein Steinbild in die Flamme starrte.

Ehe noch die Frau aus dem Keller zurückgekehrt war, hatte der Reisende den Alten schon erkannt. Hastig schob er seinen Stuhl neben den seinigen und ergiff seine Hand.

— Gott sei gesegnet, daß er Euch so lange leben ließ, Baas Jeris! Ihr seid noch Einer aus der alten guten Zeit! Erkennt Ihr mich denn nicht mehr? — Nicht? den wüßten Jungen, der Euch immer durch den Zaun kroch und Eure Aepfel wegaß noch ehe sie reif waren?

— Sechsendneunzig Jahr! murmelte der Greis ohne sich von der Stelle zu rühren.

— Es ist so! seufzte der Reisende. Aber sagt mir doch, Baas Jeris, lebt denn Wagenmachers Rosa noch?

— Sechsendneunzig Jahr! brummte der Alte mit hohler Stimme.

Die Frau erschien mit dem Bier.

— Er ist blind und taub, Mynheer, wandte sie sich zum Reisenden. Redet ihn nicht an; er versteht Euch doch nicht.

— Blind und taub, murmelte der Fremde voller Verzweiflung. — Welche Verwüstung bringt die unerbittliche Zeit in dreißig Jahren hervor! Himmel, ich wandte hier zwischen den Trümmern eines ganzen Menschengeschlechts hin.

— Ihr fragt nach Wagenmachers Rosa? ergriff die Frau wieder das Wort. Unser Wagenmacher hat fünf Töchter, aber da ist keine Rosa darunter, denn die älteste heißt Beth und ist verheirathet mit dem Briefträger, die zweite, Gonde, hat sich aufs Nügenmachen gelegt, die dritte heißt, Rele, und die kleinste Anncken, und das Kind ist 'was blödsinnig, ach Arme!

— Aber von diesen Leuten spreche ich ja gar nicht, rief der Reisende voll Ungeduld; ich meine die Familie des Rob Meulindz.

— Oh! die sind alle längst todt, Mynheer! war die Antwort der Frau.

Der tief erschütterte Reisende bezahlte sein Bier und verließ das Wirthshaus mit fieberhafter Hast. Vor der Thür schlug er sich mit der Hand vor die Stirn und rief mit Verzweiflung aus:

— O, Gott, sie auch? Meine arme Rosa todt! Immer ~~immer~~ dies unerbittliche Wort: todt! todt! Niemand auf Erden erkennt mich also wieder! Nicht einer soll mich mit Freundschaft betrachten!

Mit Schritten, wankend wie die eines Trunkenen, wandte er sich nach der Ecke eines Nadelgebüsches hin, und blieb, von Wehmuth und Trauer übermannt, mit dem Haupte an einen Baum gelehnt, stehen, bis seine Aufregung sich nach und nach legte. Er ging dann trügen Schrittes zum Dorfe hinein. Sein Weg führte ihn über den einsamen Kirchhof; am Fuße des Kreuzes blieb er mit unbedecktem Haupte stehen und flüsterte:

— Hier, vor dem Bilde des gekreuzigten Gottes, gab mir Rosa ihr Wort, daß sie mir treu bleiben und warten würde, bis ich wiederkehre. Wir vergingen vor Schmerz; auf diese Bank fielen unsere Thränen, und außer sich vorummer empfing sie das goldene Kreuz, mein theuer erkaufte Liebespfand Arme Freundin: vielleicht stehe ich jetzt auf Deinem Grabe!

Bei diesen traurigen Betrachtungen sank er muthlos auf eine Betbank nieder und blieb dort eine lange Zeit wie bewußtlos sitzen. Mit trägen Blicken starrte er auf den Kirchhof hin, auf welchem kleine Hügel die Stelle der jüngsten Gräber bezeichneten. Es that ihm Leid die vielen vor Alter umgefallenen hölzernen Kreuze zu sehen, ohne daß eine Kinderhand daran dachte diese Erinnerungszeichen auf dem Ruheplatze eines Vaters oder einer Mutter wieder aufzurichten. — Seine Eltern schliefen auch in diesem Grunde, wer aber konnte ihm sagen, wo ihre Gräber waren?

So träumte er lange wehmüthige und schmerzliche Träume; die undurchdringliche Ewigkeit drückte wie ein bleiernes Grabmonument auf seinen Geist als Menschentritte ihn aus seinem verzweifelnden Nachsinnen aufschreckten.

Längs der Kirchhofesmauer kam der alte Todtengräber, den Spaten auf der Schulter, daher. Er trug die unverkennbaren Spuren des Alters und der Armuth; sein Rücken war durch die immerwährende Arbeit mit dem Spaten gekrümmt. Sein Haar war weiß und sein Angesicht ganz von

tiefen Falten durchfurcht; in seinem Auge jedoch war noch Kraft und Gemüthskraft zu lesen.

Der Reisende erkannte Lauro, seinen Nebenbuhler, auf den ersten Blick und wollte ihm sogleich entgegen eilen; die bitteren Täuschungen indessen, die er erfahren, hielten ihn zurück, so daß er beschloß Nichts zu sagen und erst zu sehen ob Lauro ihn erkennen würde.

Der Todtengräber blieb einige Schritte weit von ihm stehen, und nachdem er ihn mit einer anscheinend gleichgültigen Neugierde betrachtet hatte, fing er an mit seinem Spaten im Grase ein längliches Viereck abzustechen, um dadurch den Platz zu einem neuen Grabe abzugrenzen. Nichtsdestoweniger, warf er dann und wann einen Seitenblick auf Den, der vor ihm auf der Bank saß, und eine neidische Freude blickte aus seinen Augen.

Der Reisende, sich täuschend über den Ausdruck, der plötzlich auf dem Gesichte des Todtengräbers erschien, fühlte sein Herz klopfen in der Erwartung, daß Lauro zu ihm kommen und ihn beim Namen nennen würde.

Der Todtengräber aber betrachtete ihn noch einmal scharfsens Blickes, griff dann in die Tasche seiner armseligen Weste und zog ein altes, in schmutziges Pergament gebundenes Büchlehen hervor, an welchem an einer Lederschnur ein Bleistift hing. Sich umkehrend schien er etwas in das Büchlehen zu notiren.

Diese Handlung in Verbindung mit dem triumphirenden Ausdrucke seines Gesichtes, überraschte den Reisenden

dermaßen, daß er aufstand, zum Todtengräber hinging und ihn in voller Verwundrung fragte:

— Was schreibt Ihr denn in das Büchlehen?

— Das ist meine Sache, antwortete Lauro Stevens. Ihr steht schon schrecklich lange auf meiner Liste; ich mache ein Kreuz bei Eurem Namen.

— Ihr erkennt mich also? rief der Reisende freudig.

— Erkennen? scherzte der Todtengräber, ich weiß es nicht; aber ich erinnere mich, als ob es gestern geschehen wäre, daß ein böser Reidhart mich in den Bach warf und beinahe ertränkte, weil ich geliebt war von Wagenmachers Nosa. Seitdem sind zwar schon viel Osterkerzen geweiht worden, allein.....

— Ihr von Nosa geliebt? fiel der Fremdling ihm in's Wort. Es ist nicht wahr, sag' ich!

— Ah! Ihr wißt es wohl, Misgünstiger, der Ihr waret. Hat sie nicht ein Jahr lang den silbernen, geweihten Ring getragen, den ich ihr vom Scherpenbeudel mitgebracht? Und war't Ihr es nicht, der ihr mit Gewalt den Ring entriß und ihn in den Bach warf?

Ein wehmüthiges Lächeln tauchte auf dem Antlitze des Reisenden auf.

— Lauro, Lauro! rief er aus, wir irren; wir werden wieder Kinder durch die Erinnerung! Glaubt mir, Nosa hat Euch nicht geliebt, wie Ihr wohl denkt; sie nahm Euren Ring nur aus Freundschaft und der Weihe wegen. Ich war in meiner Jugend rauh und barsch, und habe nicht immer edelmüthig an meinen Kameraden gehandelt; aber

sollen vierunddreißig Jahre, die über Alles, über Menschen und Dinge, so zerstörend vorüber gegangen sind, unsere schlimmsten Leidenschaften allein unerfaltet gelassen haben? Ach, kaum, soll der einzige Mensch, der mich nicht vergessen hat, mein Feind sein und bleiben? Kommt reicht mir Eure Hand; laßt uns Freunde sein: ich will Euch für den Rest Eures Lebens glücklich machen.

Der Todtergräber zog seine Hand voll Bitterkeit zurück und sprach im düstern Tone:

— Vergessen? Ich Euch vergessen? Es ist zu spät! Ihr habt mein Leben vergiftet. Kein Tag ging vorüber ohne daß ich an Euch dachte. Geschah es um Euren Namen zu segnen? Ah, ah, urtheilt selbst darüber, Ihr der Ihr mich unglücklich gemacht habt!

Die bebenden Hände zusammen gefaltet, hob der Reisende seine Augen gen Himmel und rief mit Verzweiflung aus.

— Gott! Gott! der Haß allein erkeurt mich! Der Haß allein vergift mich nicht!

— Ihr habt wohl gethan, ergriff der Todtergräber lachend das Wort, daß Ihr hieher gekommen seid um bei Euren seligen Eltern zu schlafen. Ich habe Euch ein gutes Grab aufgehoben: ich werde den stolzen Lagen Jan unter die Dachtraufe legen, da kann das Regenwasser die Bosheit von seiner Leiche spülen.

Ein plötzliches Zittern schüttelte die Glieder des Reisenden und ein Blitz der Wuth und Entrüstung schoß aus seinen Augen. Diese gewaltige Aufregung verschwand in-

dessen schnell um einem Gefühle der Muthlosigkeit und des Mitleidens Plag zu machen.

— Ihr weist die Hand eines Bruders zurück, der nach vierunddreißigjähriger Abwesenheit in seine Heimath wiederkehrt: der erste Gruß, den Ihr an Euren alten Kameraden richtet ist bitterer Spott? o Laura, Ihr handelt nicht wohl? — Doch sei es: sprechen wir nicht mehr davon. Sagt mir nur, wo meine seligen Eltern begraben liegen.

— Ich weiß es nicht, murmelte der Todtengräber. Es ist länger denn fünfundzwanzig Jahre daß sie todt sind, und seitdem habe ich schon dreimal auf demselben Plage ein frisches Grab gegraben.....

In diesen Worten lag für den Reisenden etwas außerordentlich Beiliches; kraftlos ließ er sein Haupt auf seine Brust nieder sinken, während er, den Blick starr zu Boden gerichtet, in einer schmerzlichen Verzweiflung versunken blieb.

Der Todtengräber nahm seine Arbeit wieder auf, doch mit einer gewissen Trägheit, als wenn auch ihn plötzlich ein tiefes Nachsinnen ergriffen hätte. Er sah und erkannte das bittere Leid des Reisenden und erschrak selbst innerlich über die geheime Nachsucht, die sich bei ihm geregt und ihn angetrieben hatte seinen Nebenmenschen so mitleidlos zu martern. Diese Umwandlung seines Gemüthes prägte sich sichtbar auch auf seinem Antlitz aus; das höhnische Lächeln verschwand von seinen Lippen und er betrachtete seinen trauernden Kameraden mit steigendem Mitgefühl. Langsam

näherte er sich ihm, fasste seine Hand und mit leiser doch eindringlicher Stimme sprach er:

— Jan, Freund, vergebt Ihr mir was ich gethan und gesagt habe? Ich habe freventlich und böß gehandelt; aber, Jan, wißt Ihr was ich durch Euch gelitten habe?

— Lauro! rief der Andere, voll Rührung seine Hand erfassend, es waren Irrthümer unserer Jugend! Und sieh, wie wenig ich an unsere Feindschaft dachte: daß Ihr nur meinen Namen nanntet, das ist schon ein unnennbares Glück für mich ich bin Euch noch dankbar dafür, obwohl Ihr mir das Herz gebrochen habt durch Euren bitteren Spott Und nun, Lauro, sagt mir wo liegt Rosa begraben? Im Himmel noch wird sie sich freuen, wenn sie uns versöhnt und verbrüdet an ihrer letzten Ruhestätte stehen sieht!

— Begraben! fragte der Lebtengraber. Wäre Gott, daß sie begraben wäre, die Arme!

— Was? Was wollt Ihr damit sagen? rief der Reisende, lebt Rosa noch?

— Ja, sie lebt, war die Antwort, wenn man das schreckliche Loos, was sie zu tragen hat, anders leben nennen kann.

— Ihr macht mich zittern. Um Gottes Willen, sprecht, welches Unglück hat sie denn betroffen?

— Sie ist blind.

— Blind? Rosa blind? Keine Augen mehr um mich wiederzusehen! Wehe, wehe mir!

Vom Schmerze übermannt ging er wankend nach der Bank zurück und sank auf sie nieder.

Der Todtengräber näherte sich ihm.

— Seit zehn Jahren ist sie blind, sagte er, — und sie bettelt um ihr täglich Brod..... ich gebe ihr jede Woche zwei Stüber und wenn wir baden, da ist immer ein kleines Brod für sie dabei.

Der Reisende sprang auf und des Todtengräbers Hand kräftig drückend, rief er aus:

— Dank, Dank! Gott segne Euch für Eure Liebe zu ihr! Ich nehme es auf mich, Euch in seinem heiligen Namen zu belohnen. Ich bin reich, sehr reich. Heute noch werden wir uns wiedersehen. Aber nun, ohne Zögern, mir gesagt wo Rosa ist; jeder Augenblick ist eine Zeit des Unglücks für sie.....

Bei diesen Worten zog er den Todtengräber an der Hand mit sich fort und wandte sich nach dem Ausgange des Kirchhofes hin. An der Mauer wies Laue mit dem Finger in die Ferne und sprach:

— Seht Ihr dort hinter dem Busche den kleinen Schornstein rauchen? Es ist die Hütte des Fesensbinders Relis Dens. Dort wohnt sie.

Ohne fernere Nachweisungen abzuwarten schritt der Reisende in der bezeichneten Richtung durch das Dorf und bald erreichte er die einsame Wohnung.

Es war eine niedere, von Reisholz und Lehm erbaute Hütte, aber von außen reinlich mit weißem Kalk beworfen.

Unweit der Thür lagen vier kleine Kinder in der warmen Sonne, wühlten in der Erde herum, oder machten Kränze aus blauen Kornblumen und rothen Morosen. Sie waren barfuß und fast halb nackt: das älteste Kind, ein kleiner Junge von sechs Jahren, trug Nichts als ein kleines Hemdchen auf dem Leibe. — Während seine drei Schwesterchen den Unbekannten voll Schüchternheit und gewissermaßen beschämt anblickten, betrachtete das Knäbchen ihn im Gegentheil mit einem gewissen mit Bewunderung und Aufmerksamkeit gemischten Freimuth.

Der Reisende lachte den Kindern freundlich zu, trat aber unverweilt in die Hütte, wo er den Mann in einem Winkel beim Besenbinden, die Frau am Heerd beim Spinnrade fand.

Diese Leute mochten ungefähr dreißig Jahre erreicht haben und schienen beim ersten Blicke mit ihrem Loos zufrieden zu sein. Uebrigens war bei ihnen alles rundum so sauber als das Landleben es in einer so beschränkten Wohnung nur zuzulassen vermag.

Sein Eintritt überraschte sie sehr wenig, obwohl sie ihm aus Höflichkeit entgegenkamen um ihm zu Diensten zu stehen. Gewiß dachten sie, er wolle sie nach dem Wege fragen und der Mann war schon bereit zur Thüre zu gehen um ihm den Weg zu zeigen. . . . Als er aber sichtbar aufgereggt und vor Ungeduld beidend fragte: „Wohnt Rosa Meulindz nicht hier? da wechselten beide Ehegenossen einen unbeschreiblichen Blick mit einander und wußten vor Verwunderung kaum was sie sagen sollten.

— Ja, Weinbeer, antwortete endlich der Mann, Mosa wohnt hier; aber sie ist betteln gegangen. Wollt Ihr sie gern sprechen?

— Gott, Gott! wo ist sie? rief der Reisende. Mann man sie nicht augenblicklich finden?

— Das dürfte schwer halten. Weinbeer; sie ist mit unserer Trientje weggegangen um ihre wöchentliche Munde zu machen; in einer Stunde aber wird sie sicher zu Haus sein.

— Darf ich denn hier warten, gute Leute? fragte der Reisende.

Kaum waren diese Worte seinem Munde entfallen, so eilte der Mann auch schon in das Seitenkammerchen und holte einen Sessel herbei, der, obschon rauh und grob von Form, gleichwohl reinlicher schien als die lahmen Stühle, die im Zimmer standen. Damit nicht zufrieden, zog die Frau noch ein schneeweißes Tuch aus einem Kasten hervor, und dasselbe über den dargebotenen Stuhl breitend, wollte sie daß der Fremde sich darauf niederlasse. Dieser war erstaunt über eine so einfältige doch aufrichtig gemeinte Gutherzigkeit, und gab das Tuch unter lauten Dankbezeugungen an die Frau zurück, hierauf nahm er Platz und indem er seine Augen durch das Zimmer schweifen ließ, schien er etwas zu suchen, was ihm von Mosa sprechen möchte. Wie er nun das Haupt nach der einen Seite hingewandt hatte, fühlte er plötzlich eine kleine Hand sanft in die seine nieder fallen und seine Finger streicheln. Durch dieses Zeichen der Zuneigung überrascht, wandte er sich um.

Da fiel sein Blick in die blauen Augen des Anäbleins, das ihn mit einem himmlischen Liebeslächeln anblickte, als wenn er sein Vater oder Bruder gewesen wäre.

— Komm hier her, Peerken, rief die Mutter; Du mußt nicht so zudringlich sein, mein Kind!

Peerken indessen schien diese Ermahnung nicht zu hören, er starrte den Unbekannten nach wie vor an und streichelte seine Hand, so daß dieser nicht wußte was er davon denken sollte, so unbegreiflich war der Eindruck, den die Zuneigung des Kindes auf ihn machte.

— Lieb Kindchen, seufzte er, was sind Deine blauen Augen doch schön: sie rühren mich in der Seele! Komm, ich will Dir was geben, weil du so artig bist.

Er nahm eine kleine mit silbernem Bügel und bunten Perlen verzierte Geldbörse aus der Rocktasche, ließ einige kleine Münzen hineingleiten und gab sie dem Jungen, der das Geschenk wohl mit Erstaunen betrachtete, doch die Hand des Reisenden darum nicht losließ.

Die Mutter näherte sich ihm und sagte verweisend zu dem Aelken:

— Peerken, Peerken, Du mußt nicht unartig sein; bedank' Dich bei Wynbeer und küß ihm die Hand.

Das Anäbchen küßte seine Hand, neigte das Köpfchen und sagte mit klarer Stimme:

— Ich danke Euch, Wynbeer, langer Jan.....

Ein Blickstrahl würde den Reisenden nicht gewaltiger getroffen haben als das Aussprechen seines Namens durch dieses unschuldige Kind. Thränen stürzten wider seinen

Willen über seine Wangen; er nahm das Kind auf seinen Schooß und blickte ihm tief in die Augen, während er ausrief:

— O, Du Engelchen! Kennst Du mich denn? mich, den Du noch nie gesehen hast? Wer lehrte Dir denn meinen Namen?

— Blinde Rosa, war die Antwort.

— Aber wie ist es möglich, daß Du mich erkannt hast, oder ist es Gott selbst, der Dein kindlich' Gemüth erleuchtete?

— Ach! ich erkannte Euch gleich, erzählte Peerken; wenn ich Rosa betteln führe, dann erzählt sie immer von Euch; und sie sagt, daß Ihr so groß seid, schwarze Augen habt, die funkeln; und daß Ihr wiederkommen und uns Allen schöne Sachen mitbringen würdet. und ich fürchtete mich auch nicht, Myrbeer, denn Rosa hat gesagt, daß ich Euch lieb haben müßte, und daß Ihr mir einen großen Bogen und einen Pfeil mitbringen würdet.

Der Reisende lauschte aufmerksam den süßen, einfältigen Offenbarungen des Kindes. Plötzlich nahm er es auf seinen Arm, küßte es liebevoll und sprach dann in feierlichem Tone:

— Vater, Mutter, dies Kind ist reich! Ich werde es erziehen, unterrichten und reichlich beschenken! Daß es mich erkannt hat, dies muß sein Glück auf Erden sein!

Die Eltern waren ganz bestürzt vor Verwunderung und Freude. Der Mann antwortete stammelnd:

— Ach, es ist zu viel Güte. Wir erkannten Euch allzumal; aber wir waren doch unserer Sache nicht ge-

wiß. Rosa hat uns nicht gesagt, daß Ihr ein reicher *Wynheer* seid.

— Und Ihr auch, guten Leute, Ihr kennt mich? rief der Reisende. Ich bin hier zwischen Freunden: ich finde eine Familie, Verwandtschaft — da wo bisher allein Tod und Vergessenheit mir entgegentraten.

Die Frau zeigte auf ein von Rauche geschwärztes Frauenbild, das auf der Schautafel stand, und sagte:

— Alle Sonnabend wird hier eine Kerze angezündet für die Rückkehr oder..... die Seele des Jan Slaets!

Betenden Blickes hob der Fremde die Augen zum Himmel empor und voll Begeisterung rief er aus:

— O, Gott! sei gesegnet, daß Du die Liebe doch mächtiger gemacht hast als den Haß!..... Mein Feind hat meinen Namen mit dem finstern Andenken seines Hasses in seinem Herzen verschlossen; — meine Freundin hat in meinem Gedächtnisse gelebt, alles rings umher mit ihrer Liebe besetzt, mein Gedächtniß hier erhalten und mich hier belebt gemacht..... während achtzehnhundert Meilen mich von Ihr trennten! Dank, o Gott, ich bin genug belohnt!

Eine lange Stille herrschte bis Jan Slaets der Aufregung seines Gemüthes Meister wurde. Indessen achteten die Leute des Hauses seine sichtbare Nüchternheit. Der Mann hatte selbst seine Arbeit wieder aufgenommen, aber er gab sorgsam Acht um beim geringsten Zeichen zum Dienste des Gastes herbei zu fliegen.

Dieser hatte Beerlen auf seine Kniee gehoben und fragte jetzt:

— Mutter, wohnt Rosa schon lange bei Euch?

Die Frau schickte sich an ihm die Sache des Langes und Breiten auseinander zu setzen, sie rückte ihr Spinnrad näher zu ihm heran, und nachdem sie sich niedergelassen, hob sie an:

— Ich will Euch sagen, Mynbeer, wie das gekommen ist. Ihr müßt wissen, als der alte Meulinx todt war, da haben die Kinder getheilt; und Rosa, die um alles Geld von der Welt nicht geheirathet haben würde — es ist unnöthig, daß ich Euch sage warum — Rosa hat ihren Antheil an ihren Bruder unter der Bedingung abgetreten, daß er sie Zeit Lebens bei sich behalten solle. Daneben beschäftigte sie sich mit dem Nützenmachen. Sie gewann einen schönen Stüber, und brauchte dieses Geld ihrem Bruder nicht abzugeben. Allen ihren Verdienst verwandte sie auf gute Werke: sie besuchte die Kranken und ließ den Doktor auf ihre eigenen Kosten kommen, wenn's bei den Leuten gar zu knapv verging. Sie hatte alle Zeit ein gutes Wort im Munde um Jedermann zu trösten und etwas Erquickendes in der Tasche um die Kranken zu erfreuen. So geschah es auch, daß mein Mann — wir waren noch kein halb Jahr verheirathet — eines Tages mit einer tödtlichen Erkältung nach Hause kam — hört, daher hat er auch noch diesen Husten behalten. — Das haben wir nächst Gott der guten Rosa zu danken, daß unser guter Melis noch nicht auf dem Kirchhofe liegt. Ach! Mynbeer, hättet Ihr sehen können, was er aus reiner Menschenliebe für uns that! Sie brachte Decken — denn es war kalt und wir waren bitter arm; —

· sie ließ noch zwei Doktoren aus einer andern Gemeinde kommen um zusammen über unseren Nelis Rath zu pflegen; sie wachte bei meinem Manne, sie erleichterte seine Leiden und meinen Kummer durch ihre liebevollen Worte, und gab uns all das Geld, was nöthig war um Speise zu kaufen und die Medicin zu bezahlen; — denn Rosa war überall beliebt und wenn sie auf den Hof zu Mervrouw oder zu den reichen Pächtern ging um Hilfe für die Armen zu bitten, so wurde eine milde Gabe ihr niemals verweigert. — Und, Mynheer, das hat so sechs Wochen gedauert, daß unser Nelis krank im Bette lag — und Rosa hat uns beschützt und hat uns geholfen, bis er nach und nach wieder anfangen konnte zu arbeiten.....

— Wie müßt Ihr die arme Blinde lieb haben! seufzte der Reisende.

Der Mann richtete sich einen Augenblick von der Arbeit auf; Thränen glänzten in seinen Augen und mit wahrer Begeisterung rief er aus:

— Könnte mein Blut ihr das Gesicht wiedergeben, ich ließe es mir abzapfen bis zum letzten Tropfen!

— Dieser Ausruf machte einen tiefen Eindruck auf Jan Slaets. Die Frau bemerkte dieß und gab ihrem Manne mit dem Kopfe ein ermahnendes Zeichen um ihm Stille anzubefehlen. Dann fuhr sie fort:

— Drei Monate später schenkte Gott uns ein Kind: — es sißt auf Eurem Schooße — Rosa, die lange zuvor um seine Ankunft wußte, wollte es über die Taufe halten, und Peer, der Bruder meines Mannes, sollte Pathe sein.

Am Tage der Taufhandlung war die Rede von dem Namen, den man dem Kinde geben sollte. Rosa bat: man möchte das Kind Joannes heißen, aber der Pathe — er ist sonst ein guter Mensch aber halsstarrig, der wollte — und dagegen war Nichts einzurenden — daß es Petrus heißen sollte, gleich ihm. Nach langem Streite bat man es Joannes Petrus getauft: wir heißen es Peerken, weil sein Pathe — auf den es doch hierbei ankommt, da es ein Anäbchen ist — es so haben will und böse sein würde, wenn wir es nicht thäten. Aber Rosa will von keinem Peerken hören: sie nennt das Kind nicht anders denn Janneken, und der Junge ist schon daran gewöhnt und weiß daß er Janneken heißt, weil dies Gner Name auch ist, Wonheer.....

Der Reisende drückte das Kind in leidenschaftlicher Aufregung an seine Brust und küßte es feurig. In sprachlosem Sinne: starrte er auf das lachende Gesicht des Anäbleins hin, während sein Herz von einer süßen Wehmuth überströmte.

Die Frau fuhr fort:

— Rosas Bruder hatte sich mit Leuten von Antwerpen verbunden um Lebensmittel aller Art in der Umgegend aufzukaufen und nach England zu führen. Er sollte mit diesem Handel reich werden, sagte man, denn allwöchentlich führte er wohl zehn Wagen voll Lebensmittel nach Antwerpen. Anfangs ging Alles gut; plötzlich aber machte Jermand in Antwerpen bankrott, und der unglückliche Lijf

Meulincx, der sich für Alles verbürgt hatte, kam auf's
 Stroh und ward so todtkrank, daß all sein Gut noch nicht
 zur Pflast' genügte um seine Schulden zu bezahlen. Er
 selbst starb darüber; unser Herr möge seine Seele haben!
 — Rosa ist dann zu Rand Blind, an der Ecke dort, in
 ein kleines Kämmerchen gezogen; aber in demselben Jahre
 noch kam Karel, der Sohn von Rand — den das Loos
 bei der Aushebung getroffen — mit entzündeten Augen
 nach Hause zurück. Noch war er nicht vierzehn Tage zu
 Haus, da ward er blind. Rosa, die Mitleiden mit ihm hatte
 und nur der Stimme ihres guten Herzens folgte, hatte ihn
 während seiner Krankheit gepflegt und führte ihn nun am
 Arme spazieren um ihn etwas zu erquickten. — Aber Rosa
 bekam dieselbe Krankheit an den Augen — und seitdem
 hat sie nie wieder das Licht erblickt! Rand Blind ist gestor-
 ben und die Kinder haben sich dann zerstreuet. Der blinde
 Karel ist in der Nähe von Pier bei einem Pachter unterge-
 bracht..... Wir haben dann Rosa gebeten bei uns zu
 wohnen und haben ihr versichert, daß wir sie gern sehen,
 und gern unser Leben lang für sie arbeiten würden; —
 und sie ist mit Freuden gekommen. — Und das können
 wir versichern, daß Gott es hört: sie ist nun fast sechs
 Jahre hier, und noch hat sie von uns Nichts Anderes
 denn Worte der Freundschaft gehört; sie ist aber auch die
 Güte und Liebe selbst — und wenn etwas geschehen soll,
 was Rosa angenehm sein könnte, so schlagen sich unsere
 Kinder und raufen sich gegenseitig die Haare aus dem
 Kopfe um nur der Erste sein zu können.....

— Und sie bittet! seufzte der Reisende.

— Ja, aber, Woyneer, das ist nicht unsere Schuld! antwortete die Frau voll gekränkten Stolzes. Glaubt doch nicht, daß wir vergessen haben, was Rosa einst für uns gethan hat — und hätten wir uns ihrewegen in den Pfug spannen und Hunger leiden sollen, so hätte sie doch noch nicht Betteln dürfen. Was denkt Ihr wohl von uns, Woyneer? Nein, wir haben es länger denn sechs Monate verhindert und dies ist das einzige Leid, was wir Rosa angethan haben. — Als unsere Familie sich so schnell vermehrte, da dachte Rosa in ihrem engelgleichem Gemüthe, daß sie uns vielleicht zur Last fallen könnte, und sie hat uns beistehen wollen. Es war Nichts dagegen auszurichten: sie wurde krank vor Verdruß; wir sahen es wohl, und nach halbjährigem Bitten haben wir es ihr endlich erlauben müssen. Es ist doch keine Schande für eine blinde Frau! Und sind wir gleich arm, so haben wir es doch, Gott sei gelobt, nicht so nöthig! Von dem, was sie sich erbittet, dringt sie uns zuweilen wohl einen Theil auf — wir können doch nicht immer mit der armen Blinden in Zwist sein — und wir geben es ihr doppelt zurück; denn, obgleich sie es nicht weiß, ist sie doch köstlicher gekleidet als wir, und das Essen, was wir ihr vorsehen, ist auch viel besser als das unsrige. Es steht immer ein besonderes Töpfchen für sie am Feuer. — Seht da ist es: ein Paar Eier mit Buttersauce bei ihren Bataten! — Von dem übrigen Gelde, was sie erhält, will sie, wenn ich anders ihre Worte richtig verstanden habe, einen Sparsfennig für unsere Kinder, wenn sie groß sind,

zurücklegen. Wir danken ihr für ihre Liebe; aber wir können nur wenig dazu thun, Rynheer.

Der Reisende hatte in tiefster Stille dieser Erklärung gelauscht; nur ein seliges Lächeln, das auf seinem Antlitze strahlte, und eine leichte Bewegung der Augen bewiesen, wie sein Herz von seligen Gefühlen überströme.

Schon hatte die Frau aufgehört zu sprechen und ihr Spinnrad wieder in Gang gesetzt. Eine Weile blieb der Reisende noch in Gedanken versunken. Plötzlich septe er das Kind auf die Hür, und zu dem arbeitenden Manne sich wendend, sprach er fast im Tone eines dringenden Befehls:

— Hört auf mit Eurer Arbeit!

Der Besenbinder begriff ihn nicht und stand auf, erstaunt über den Ton seiner Stimme:

— Hört auf, sag' ich — und gebt mir die Hand, Bächter Relis.

— Bächter! murmelte der Besenbinder verwundert.

Kommt, kommt! rief der Reisende, werft Eure Besen zur Thür hinaus: ich gebe Euch eine Guse, vier Milchkühe, ein Kalb, zwei Pferde und Alles was sonst in einer guten Bauernwirthschaft nöthig ist. — Ihr glaubt mir nicht? fuhr er fort, indem er dem Besenbinder eine Handvoll Goldstücke zeigte, es ist wahr, was ich sage! Ich könnte Euch dieses Geld geben, aber ich achte und liebe Euch viel zu sehr, um Geld in Eure Hand zu legen! Zum Eigenthümer einer guten Guse will ich Euch machen, und Euch und Eure Kinder will ich beschirmen, selbst noch nach meinem Tode!

Die guten Leute sahen sich an mit feuchtem Blicke und schienen das Alles so recht noch nicht zu begreifen. Während der Reisende seine Zusage erneuern wollte, faßte ihn Peerken bei der Hand, als wenn er ihm etwas zu sagen hätte.

— Was willst Du, liebes Kind? fragte er.

— Wynbeer Jan, antwortete der Junge, seht, die Bauern kommen vom Felde. Ich weiß wohl wo Rosa ist. Soll ich ihr entgegenlaufen, um zu sagen, daß Ihr gekommen seid?

Der Reisende faßte Peerken's Hand und zog ihn selbst nach der Thür:

— Komm, komm, führe mich! sagte er.

Und einzig nur durch Weberden von der Familie Abschied nehmend, folgte er dem Kinde, das sich mit hastigen Schritten nach der Mitte des Dorfes wandte. Als sie die ersten Häuser erreicht hatten, kamen die Landsleute erstaunt aus Scheunen und Ställen herbeigelaufen und schauten ihnen gaffend nach, wie wenn etwas Wunderbares vor ihren Augen geschehen sei. In der That war es ein wunderbares Schauspiel, das Kind im Hemdchen und bloßen Füßchen lachend und fröhlich schwägend an der Seite des Unbekannten dahin hüpfen zu sehen. Die erstaunten Leute konnten nicht begreifen, was der reiche Herr, der ihnen wenigstens ein Baron zu sein schien, mit Besenbinders Peerken vorhabe. Noch größer ward indessen ihr Erstaunen, als sie sahen, wie der Fremdling sich bückte und das Kind küßte. Der einzige Gedanke, der Einigen in den Kopf kam und für den man sich bald vor allen Hausthüren entschied, war, daß

der reiche Herr das Kind seinen Eltern abgelauft habe, um es an Sohnes Statt anzunehmen. Dies war schon öfter von **Stadtkindern** geschehen, die keine Kinder hatten — und Bese-
nders Beerken, mit seinen großen blauen Augen und klei-
nem Krausköpfchen, war doch wohl der hübscheste Junge
im Dorfe! — Aber es war doch seltsam und hübsch, daß
der reiche Herr das Kind gleich in seinem Hemdchen mit-
nahm!

Indessen schritt der Reisende fort. Das ganze Dorf
 schien ihm von einem himmlischen Lichte, das Laub der
 Bäume von einem frischeren Grün umstrahlt; die nie-
 drigen Häuschen lachten ihm entgegen, die Vögel sangen
 ihm bezaubernd schön, die Lust war erfüllt mit Lebensfeuer
 und Balsamduft.....

Um diese neue Seligkeit zu genießen, hatte er seine Auf-
 merksamkeit von dem Kinde abgewandt. Sein Auge war in die
 Ferne gerichtet und sein Blick suchte die Bäume zu durch-
 dringen, die am anderen Ende des Dorfes die Aussicht be-
 grenzten.

Plötzlich zog ihn der Knabe heftig an der Hand und
 rief mit lauter Stimme:

— Da! da! Unten kommt Rosa mit unserem Trientje!

In der That sah man eine alte, blinde Frau, von einem
 fünfjährigen Mädchen geführt, hinter einem Hause nach der
 breiten Dorfstraße zugehen.

Statt der Hast des Kindes zu entsprechen, blieb der
 Reisende stehen und betrachtete die arme blinde Frau, die in
 der Ferne langsam herankam, mit Schmerz und Wehmuth.

War dies nun seine Mosa? Die schöne, minnigliche Maid, deren Bild, so frisch und jung, in seinem Herzen eingegraben war?

Aber diese Betrachtungen verschwanden augenblicklich; er zog das Kind mit sich fort und eilte seiner Freundin entgegen. Als er sich ihr vielleicht auf fünfzig Schritte genähert haben mochte, da konnte er sich nicht mehr bezwingen: Der Name Mosa! Mosa! drang mit begeisternder Kraft aus seiner Brust.

Als diese Stimme ihr Ohr traf, zog die blinde Mosa ihre Hand aus der ihrer Führerin, und zitterte, als wenn sie ein Nervenschlag getroffen hätte. Sie streckte die Arme suchend aus, und mit dem Mufe: Jan! o Jan! eilte sie auf ihn zu. Zugleich zog sie etwas aus ihrem Busen hervor, riß die Schnur, die ihr am Halse hing, in Stücken und mit unsicherer Weiberde zeigte sie ein goldenes Kreuzchen.

So sank sie Jan Elact's in die Arme. Dieser wollte sie unter unverständlichen Worten umarmen. Die Blinde stieß ihn indessen mit den Händen sanft zurück und faßte dann die Hand des durch diese Weigerung reinlich Betroffenen.

— O, Jan, ich sterbe vor Glück..... sagte sie; aber ich habe Gott ein Gelübde gethan..... Komm, komm, führe mich nach dem Kirchhofe.

Jan Elact's begriff nicht, was Mosa beabsichtigte, aber der Ton ihrer Stimme ließ ihn fühlen, daß es sich hier um etwas Grusles, etwas Heiliges vielleicht, handelte, und gebot ihm den Wunsch seiner Freundin ohne Widerstreben zu erfüllen.

Ohne weiter auf die herbeigekommenen Landleute zu achten, die ihn umringten, führte er die Blinde nach dem Kirchhofe. Hier wandte sie sich nach der Petbank unter dem Kreuz und zwang ihn mit den Worten:

— „Bete! Bete, ich habe es Gott gelobt!“ neben ihr nieder zu knien.

Sie hob ihre Hände in die Höhe und eine Zeit lang betete sie leise. Dann schlang sie beide Arme um den Hals ihres Freundes und küßte ihn, bis ihre Kräfte sie verließen und sie sprachlos, doch lächelnd, mit dem Haupte auf seine Brust sank.

Beerken tanzte unterdessen zwischen den Dorfbewohnern hin, klatschte in die Hände und rief:

— Es ist der lange Jan! es ist der lange Jan!

An einem schönen Herbsttage des Jahres 1846 rollte die Deligence von Antwerpen nach Turnhout, wie gewöhnlich über den Steinweg.... Plötzlich hielt der Kutscher unweit eines einsamen Wirthshauses seine Pferde an und öffnete den Wagenschlag. Zwei junge Reisende sprangen lachend und sauchzend aus dem Wagen und bewegten die Arme wie zwei dem Käfig entflozene Vögel, die die Kraft ihrer Flügel wieder in voller Freiheit versuchen wollen. Sie blickten nach den Bäumen und in die schöne blaue Herbstluft hinaus, mit dem fröhlichen, heiteren Blicke von Leuten, die die Stadt verlassen haben und nun die weite, lachende Natur

gleichsam mit dem Athem in sich einsaugen möchten. Blöthlich wandte der jüngere Gesell sein Gesicht dem Felde zu, während eine poetische Begeisterung sich in seinen Zügen spiegelte.

— Horch! horch! sagte er.

Hinter dem Tannengebüsche erklangen die unbestimmten Töne einer entfernten Musik. Der Takt der Musik war leicht und hüpfend, unwillkürlich mußte man dabei an das Getrappel des Tanzes denken.

Während der jüngere Gesell in schweigender Ekstase mit dem Finger nach dem Nadelgebüsch hinzeigte, sprach sein Kamerad, als wollte er spotten:

„Dort hinter der Linde klang Kiedel und Horn,

„Da wurde getanzt und gescherzt in der Nacht,

„Ein Jeder schöpft gierig aus der Freude Horn,

„— An Leiden und Sterben hat keiner gedacht.“

— Komm, komm, Freund Jan, begeistere Dich nicht so frühe. Es ist wahrscheinlich der neue Bürgermeister, den man einholt.

— Nein, nein, das ist keine offizielle Freude. Laß uns dahin gehen! die Bauerndirnen tanzen sehen es ist doch so wunderschön!

Zuerst wollen wir bei Vaas Joostens ein Glas Bier trinken und ihn fragen, was es im Dorfe eigentlich giebt.

— Und den Zauberduft des Unerwarteten uns rauben, nicht wahr? Prosa!!

Die beiden Reisenden traten in das Wirthshaus und brachen, so bald sie nur den Kopf in das Zimmer gesteckt hatten, Beide in ein lautes Gelächter aus.

Daas Joostens stand, gerade wie ein Pfeil und steif wie eine Sparte, am Kamine. Sein langer, brauner, faltreicher **Sonntagrock** hing ihm fast bis auf die Füße herab. Er grüßte die ihm bekannten Gäste mit einem erzwingenen Lächeln, worin sich eine gewisse Verlegenheit erkennen ließ, denn er durfte sich nicht im Geringsten bewegen, weil sein hoher, steifer Hemdtragen ihn bei jeder Gelegenheit hinter den Thron krabbelte.

Beim Eintritte der Reisenden rief er mit Ungeduld, ohne jedoch den Kopf umzuwenden:

— Zanna, Zanna! Ich höre die Musik. Habe ich nicht gesagt, daß Du zu spät kommen wirst?

Zanna kam mit einem großen Korbe voll Blumen in's Zimmer gelaufen. O! sie war so schön, mit ihrer salzigen Erigenumüße, ihrem Blaurock, dem großen goldenen Herz auf der Brust und den lieben Glöckchen in den Ohren!

Ihr Angesicht war roth von fröhlichem Verlangen, es **glic** einer **Niesenblume**, die eben im Begriffe steht ihre sattgefärbten Plätter zu entfalten.

— Eine majestätische Päonie, die an einem schönen **Reitage** ihren Reich öffnet! flüsterte der jüngere Wesell.

Unterdessen hatte Zanna die beiden Gläser Bier geholt und eilte nun singend und lachend mit ihren Blumen zur Thüre hinaus.

In größter Ungeduld schrie jetzt der Wirth:

— Beth! Beth! wenn Du nicht gleich herunter kommst, so gehe ich allein, so wahr ich hier stehe.

Die alte Uhr, die an der Mauer hing, zeigte in diesem Augenblicke auf Neun und eine Vogelstimme rief in trübem Tone:

— Ruckuf! Ruckuf! Ruckuf!.....

— Was soll das bedeuten? fragte einer der Reisenden, habt Ihr die schöne Uhr, die früher hier hing, vielleicht verkauft, um das ganze Jahr mit diesem abscheulichen Gesänge geplagt zu sein?

— Ja, ja, sprach der Pächter mit listigem Lächeln, spottet nur über den Vogel, er bringt mir fünfzig holländische Gulden jährlich ein: ein Bunder*) gut Land..... das ist mitzunehmen!

In der Ferne krachten vier Kanonenschüsse gleichzeitig los.

— Ach, Gott! schrie der Wirth, das Fest hat begonnen! Das Weib ärgert mir noch die Schwindsucht an den Hals, mit ihrem Zögern und Zaudern!

— Aber, Pächter Jeeffens, fragte der andere Gesell, was geht hier vor? Ist's Kirniss heute? Das wäre sonderbar, an einem Donnerstage! Oder kommt der König in das Dorf?

— Es sind merkwürdigere Dinge, antwortete der Wirth. Es ist unerhört! Wenn Ihr das wüßtet, dann bräuchtet Ihr dies Mal den Leuten wenigstens keine Nasen zu drehen**) und Lügen zu erfinden, um Gure Bücher voll

*) Bunder holl. Klächenmaß. 240 Fuß lang und 120 Fuß breit.

D. Uebs.

**) *Geene ooren aennaaijen* heißt eigentlich: keine Ohren anheften. Die Uebersetzung durch „keine Nasen drehen,“ giebt also zwar den Sinn nicht, aber den Wortlaut des Originals wieder.

D. Uebs.

zu kriegen. Und dieser alte Auckel da hängt auch etwas mit der Geschichte der blinden Rosa zusammen.

— Blinde Rosa! rief der jüngere Gesell in fröhlicher *Ueberraschung*, was für einen schönen Titel! Das sollte ein guter Pendant zum Zieken jongeling sein!!!*)

— Holla, so geht das nicht, antwortete der Andere. Sind wir zusammen ausgezogen, um Geschichten aufzusuchen, so muß der Hund auch ehrlich getheilt werden!

— Nun, nun, wir werden gleich loosen, murmelte der Jüngere halb schwermüthig.

— Trotz all Dem, rief der Andere, wissen wir noch Nichts. Nun, Naas Joris, thut diesen häßlichen Halsfragen weg und erzählt uns das freundschaftlichst. Ihr bekommt das Buch umsonst, wenn es gedruckt ist.

— Ja, ich kann es Euch jetzt nicht auseinanderlegen, antwortete der Wirth. Da höre ich meine Frau die Treppe herunter kommen; aber geht mit nach dem Dorfe; unterwegs will ich erzählen, warum man heute Ramonen löst und Ruß macht.....

Die Frau trat in das Zimmer, mit einem Kleide angethan, das durch seine brennend rothe, blaue, gelbe und

*) Diese beiden Reisenden waren, wie sich aus dem Ganzen ergibt, Hendrik Conscience, der Verfasser dieser *Novelle*, selbst, und Jan van Beers, gegenwärtig unstreitig der beste unter den lyrischen Dichtern der Flämänder. Er ist der Verfasser des Gedichtes: „*de Zieke Jongeling*.“

weiße Karte sofort die Aufmerksamkeit des jüngeren Reisenden auf sich zog.

Sie lief auf ihren Mann zu, zog seinen Hemdkragen noch etwas höher hinauf, ergriff ihn am Arme und führte ihn hastig zur Thüre hinaus.

Die beiden Reisenden folgten ihnen. Baas Joostens erzählte seinen aufmerksam lauschenden Zuhörern unterwegs die ganze Geschichte vom langen Jan und der blinden Rosa, und obschon er sich fast ganz außer Athem gesprochen hatte, hörten die Reisenden nicht auf, ihn mit allerlei Fragen zu bestürmen.

Er erzählte nun auch wie Wynbeer Slaets ihm den alten Auckel abgekauft und ihm jährlich fünfzig Gulden versprochen habe, wenn er die alte Uhr in seiner Wirthsstube aufhängen wolle. — wie der lange Jan vierunddreißig Jahre in Rußland gelebt und durch den Pelzhandel reich geworden sei; wie er das Landgut der alten Mevrouw gekauft habe und dasselbe mit Rosa und Nelis Familie, dessen Kinder er allesammt adoptirt, bewohnen wolle; — wie er den Todtengräber eine große Geldsumme geschenkt habe, und daß endlich heute Abend auf dem Hofe ein großes Bauernfest Statt finden würde, wozu ein ganzes Kalb gebraten und zwei große Kessel voll Reisbrei gekocht würden.

Baas Joostens war noch im besten Sprechen als sie auf die breite Dorfstraße gelangten.

Die Reisenden horchten nicht mehr auf das was er sagte; denn nun sahen sie sich die Augen aus dem Kopfe über all' das Hübsche und Schöne was sich ihnen darbot.

Das ganze Dorf war längs den Häusern mit grünen Tannenzäunchen geschückt, die durch schneeweiße Tücher über prächtige Blumenkränze mit einander verbunden waren. Dazwischen, über den Köpfen der Zuschauer, bewegten sich allerlei Inschriften in großen, rothen Lettern im Winde. Hier und da erhob sich ein prächtiger Laibaum mit hundert knitternden Fähnchen von Klittergold, Kränzen aus Vogeleiern und klingenden Glasstäbchen. Auf der Erde hatten die Knaben und Mädchen auf silberweißem Haide-sande Blumen gestreuet und mit denselben, wie gewöhnlich, die Anfangsbuchstaben der Namen Jesus und Maria nachgebildet. Daneben erblickte man ein verschlungenes J. R., aus Blumen gebildet, was Jan-Rosa bedeuten sollte, und vom Schulmeister erfunden war.

Zwischen allen diesen Schönheiten bewegte sich eine lebhafteste Volksmenge, die von den benachbarten Dörfern herbei geströmt war, um dies seltsame Hochzeitsfest mit anzusehen.

Die jungen Reisenden gingen von einer Gruppe zur anderen um zu hören was die Leute sprachen. Als sich indessen der Zug, der durch die Felder kam, dem Dorfe näherte, da eilten sie nach dem Eingange des Kirchhofes hin und blieben dort auf einer Anhöhe stehen um Alles deutlich sehen zu können.

Mit einer gewissen Ehrfurcht blickten die Reisenden auf den Zug hin und in der That, er war so schön und Eindruck erweckend, daß dem jüngern Reisenden voll dichterischer Begeisterung das Herz in der Brust klopfte.

Mehr als sechszig junge, zwischen fünf und zehn Jahr alte, weißgekleidete Mädchen, ein süßes Kinderlächeln im Angesicht, zogen daher wie Schaafwölflchen am blauen Himmel. Ueber ihren frischen Gesichtchen, auf ihren lose flatterndem Haar wiegte sich ein Kranz von Monatsrosen, die den lachenden Lippen der Kinder den Preis der Schönheit streitig machen zu wollen schienen.

— Es ist ein Zaubermährchen von Andersen, murmelte der Jüngere, die Eryphen haben den Reich der Blumen verlassen! Unschuld, Reinheit, Jugend, Freude, — Gott, was ist das doch schön!

Ah! ah, sagte der Andere, jetzt kommen die Päoniceen an die Reihe, Und Zanna Zoostens geht voran!

Der Jüngere indessen war zu sehr angegriffen um diesen unpoetischen Worten die mindeste Aufmerksamkeit zu schenken. Mit einer gewissen Ekstase blickte er auf die große Zahl heirathsfähiger junger Mädchen hin, die in ihrem besten Schmucke strahlend in Lebensfreude und Gesundheit, hinter den Kindern einherzogen. Wie fein zeichneten sich die Gesichtszüge dieser blühenden Mädchen unter der schneeweissen Epigenmütze ab! wie entzückend malte sich die stille, jungfräuliche Schaam auf ihren Wangen! Wie bezaubernd war das schüchterne Lächeln, das Hinigen um die Lippen schwebte, es glich den sanften Wellen, die der Zephyr auf dem Weiher erregt, wenn er im Sommer mit dem Wasser spielt und es lächeln macht!

Ah! Da kommt die blinde Rosa mit Myrtheer Straets, ihrem Bräutigam. Wie selig muß die arme Frau sich füh-

ten! Sie hat so viel gelitten! Sie ward erniedrigt bis zum Bettelstuhle; sie hat vierunddreißig Jahre lang getrauert und ihre Seele in eine Hoffnung gewiegt, die sie selbst nicht wählte und da ist er nun, der Freund ihrer Kindheit, ihrer Jugend! An seinem Arme schreitet sie nun zum Altare Gottes, der sie erhört hat. Das Versprechen, was sie sich gegenseitig unter dem Kreuze auf dem Kirchhofe gegeben haben, geht also dennoch in Erfüllung! Sie wird seine Braut! Auf ihrer Brust glänzt nun auch noch das einfache, goldene Kreuz, was der lange Jan ihr gab! Nun hört sie Freude, Bewillkommungsgrüße, Sang und Musik, die seine Rückkehr mit Liebe feiern Sie zittert vor Aufregung und kräftig drückt sie den Arm ihres Ehegenossen, als zweifelte sie an der Wirklichkeit ihres Glückes!

Hinter ihnen kommt Relis mit seiner Frau und seinen Kindern. Sie sind wie reiche Landleute gekleidet. Die beiden Eltern schreiten gesenkten Hauptes dahin und trocknen voll Bewunderung und Dankbarkeit sich die Thränen ab, so oft sie zu ihrer blinden Wohltäterin hinblicken. Beerken hebt das Köpfchen voll natürlichen Stolzes empor und schüttelt seine blonden, wallenden Locken, die bis auf seinen Hals hinab fallen. An der Hand führt er sein Schwesterchen.

Aber was ist das für eine Gruppe? Trümmer eines Heeres, was vom Schwerte der Zeit geschlagen ward! Auf Relis' Kinder folgen an zwanzig alte Männer. Ein sonderbares Schauspiel, in der That: Alle sind grau oder lalt; der Rücken vieler ist tief gekrümmt; die Mehrzahl

von ihnen stüzt sich auf die Stöcke; Zwei gehen mit Rücken, Einer ist blind und taub; doch Alle sind abgestumpft, gebrochen unter der Last der Arbeit und der Jahre, so daß man wäñnen könnte, eine Heerde zu sehen, die der Tod mit seiner Geißel dem Grabe zutreibt!

Laure Stevens, der mit den Händen fast an die Erde reicht, geht voran. Der blinde Wirth aus dem Pflug wird vom Grefvater des Müllers geführt.

Diese Alten allein hatten gelebt als der lange Jan der Hahn des Dorfes war und Jedermann vor seinem jugendlichen Muth und seiner Vermessenheit weichen mußte.

Nach ihnen folgten die Dorfbewohner, Männer und Frauen, die zur Hochzeit im Schlosse eingeladen waren.

Der Zug zog zur Kirche hinein; und von Außen hörte man die Orgel ein feierliches Lied anheben.

Der jüngere Reisende zog seinen Kameraden seitwärts auf den Kirchhof. Er bückte sich, wandte sich um und bot dem Anderen seine geschlossene Hand, aus der zwei Grashalme hervor sahen.

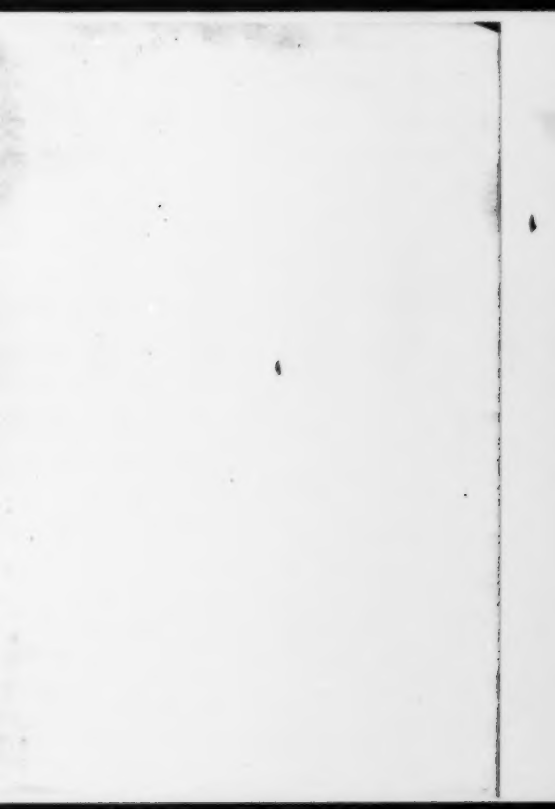
— Jetzt schon? Du bist sehr eilig! sagte der Andere.

— Nur zu, nur zu! Ich brenne für dies Sujet und ich will wissen ob ich es morgen schreiben darf oder nicht.

Der Ältere der Beiden zog ein Grashalmchen. Der Jüngere ließ das seine zur Erde fallen und seufzte mit Wehmuth:

— Ich habe verloren!

Und so ist es gekommen, geliebte Leser, daß der Aeltere der beiden Kameraden Euch die Geschichte der blinden Mosa erzählt. Es ist ärgerlich: jetzt habt Ihr die Geschichte in Prosa; sonst hättet Ihr sie in seelenvollen, rhythmischen Versen lesen können. Ein ander Mal möge das Loos Euch günstiger sein!



Niederländische
B i b l i o t h e k .

Zweihundzwanzigster und dreihundzwanzigster Band.



Hendrik Conscience.
D e r G e i z h a l s .
Was eine Mutter leiden kann.



Leipzig
Verlag von Carl D. Gerck.
1852.

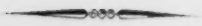
Hendrik Conscience.

Der Geizhals.

Aus dem Blämischen

VON

Dr. Eduard Wegener.



Leipzig

Verlag von Carl D. Sork.

1852.

ROYAL CANADIAN
MOUNTED POLICE

I.

Es war Winter; der Schnee lag wie ein Leichentuch über der Natur ausgebreitet; Falte und Felter waren im Schlummer: Alles schlief! Aber so ruhig war dieser Schlaf, so voller Hoffnung auf ein fröhliches Erwachen, daß selbst der Mangel dieser Gütigkeit und dieses Mangels an allem Leben das Herz mit namenloser Freude erfüllte.

Und kein Wunder! dort oben am tiefblauen Himmel glänzte die klare Wintersonne, welche die ruhende Natur mit Licht übergoß. Dunkelnnde Berge schienen zu Tausenden über das unermessliche Schneelager ausgebreitet, denn jedes Klüfchen spiegelte die schimmernde Sonne wider; — und so lustig war dies Gefunkel, daß es schien, als ob selbst der Schnee mit eigenem Leben und eigenen Farben besetzt gewesen wäre.

Nichts im weiten Umkreise störte das unermessliche Weiß der Felder (denn sogar Dorn und Rinde waren in den Rasten des Winterkleides versteckt), nichts, als nur das düstere Laub der Nichten, die ihre schwarzgrünen Wipfel über den Schnee erhoben und regungslos dastanden, wie wachende Posten bei einem schlafenden Heere.

Hatte aber die Natur draußen sich mit Ruhe und Stille umgeben, der Mensch fuhr dagegen unaufhörlich in seinem

mühseligen Ringen und Arbeiten fort; aus jedem Gehöfte, aus jedem Hause des Dorfes vernahm man Geräusch und ein wirres Durcheinander von Stimmen. Hier saufte der Boden unter den Schlägen der Dreschflegel, dort klapperte die Mühle, und weiterhin hörte man den Trippelschlag der Aflachbreche oder den dumpfen Ton des Butterländers.

Und dazwischen das Singen der Mädchen und das Pfeifen der Männer, während in den Ställen sich das Wiehern, Brüllen und Blöken der Thiere vernehmen ließ.

Unbegreiflich schöner Lobgesang, der zu Gott aufsteigt, und ihm sagt, daß seine Geschöpfe sich an der Arbeit erfreuen und ihm danken für ihr irdisches Loos.

Ein einziges Haus blieb bei allem diesem Geräusch stumm und todt wie das Grab. Einige Wogenschliffe weit vom Dorfe entfernt, war es sichtbar das Ueberbleibsel eines alten Klosters, dessen größter Theil abgebrannt oder abgebrochen war, denn in seiner nächsten Umgebung erhoben sich noch hier und da aus dem Boden vereinzelte Bruchstücke starker Mauern.

Dieses Haus bestand nur aus einer übriggebliebenen Seite des Klosters, deren gothische Fenster mit zusammenge suchten Ziegelsteinen in grober Weise zugemauert waren, und war mit seinem Hofe gänzlich von hohen, durch vorspringende Pfeiler gestützten Mauern eingeschlossen.

Aber das Alles war es nicht, was den Vorübergehenden vor dem Hause fesselte und ihn in wehmüthige Gedanken versenkte.

Es lag über diesem geheimnißvollen Aufenthalt, dem traurigen Ueberreste früheren Glückes und früherer Macht, der Geist des Verfalls und der Vernichtung, der dem Herzen wehe that. Der Boden in seiner Umgebung schien wütht aufgewühlt, und hohe Schutthaufen und tiefe Gräben und Löcher machten ihn fast unzugänglich. Die nackten Wände des Hauses waren von der Zeit hart mitgenommen und mit langen Rissen durchzogen worden: die Pfeiler waren überall zerbrochen, und einige derselben lagen sogar zusammenge-
stürzt neben der Mauer, die sie stützen sollten. Niemand konnte man entdecken, daß eine Menschenhand bestrbt gewesen war, die Schäden auszubessern oder den Verfall auf-
zuhalten.

Bei der grauenvollen Stille, die hier herrschte, würde man das Haus für unbewohnt gehalten haben, hätte man nicht in dem Schnee einen gebahnten Pfad bemerkt, der sich von der Thür des Hauses ab dem Dorfe zuwendete und etwas weiterhin in dem breiten allgemeinen Wege verlief. Bei etwas mehr Aufmerksamkeit konnte man sogar zwischen größeren Männertritten auch die Spuren eines leichten Frauenfußes erkennen.

Drinnen im Hause unter einem breiten Schornstein-
mantel saßen zwei Personen, stumm und bewegungslos, die Füße unter dem Heerd und das Haupt zwischen den Schutz-
tern zurückgezogen, als ob die Kälte ihnen alles Gefühl benommen hätte.

Der Eine war ein alter Mann mit grauen Haaren, tiefstehenden Augen und bleichen ausgezehnten Wangen;

sein Rücken war gekrümmt, und seine Hände, wenn er sie zufällig bewegte, beben und zitterten vor Schwäche.

Der Andere war ein Mann von etwa vierzig Jahren und noch in der vollen Kraft des Lebens. In der Unregelmäßigkeit seiner Züge lag etwas Eigenthümliches und Ectisches, das Mißtrauen und Abneigung einflößte. Seine kleinen grauen Augen waren tief unter einer hohen Stirn und dichten Augenbrauen verborgen, und glänzten in ihren Höhlen wie Glühwürmer in der Dunkelheit; seine nach unten zu breite Nase bewegte sich sichtbar bei jedem Athemzuge; sein Mund war groß und erstreckte sich beinahe bis zur Hälfte der Wangen, während um seine dicken Lippen ein Lächeln spielte, das von vielen unethischen Begierden zeugte.

Das Gesicht dieses Mannes sprach also in seinem obersten Theil von Schlaueit und Arglist, vielleicht auch wohl von Verstand, und in seinen untersten Theilen von Rohheit und Begehrlichkeit. Aus diesem Gemisch von Tugenden entstand ein Ganzes, das, bereits häßlich durch seine äußeren Formen, doch noch häßlicher wurde durch seine sittliche Bedeutung.

Alles, was die beiden schweigenden Männer umgab, schien übereinstimmend mit ihnen selbst und ihrem Gemüth.

Das weite Zimmer war hochgewölbt und nur halb erleuchtet durch ein großes Fenster, das mit dichten eisernen Stäben geschlossen war, aber bei dem Mangel an Scheiben jedem Wind und Regen freien Zugang gestattete.

Eine außerordentliche Liederlichkeit herrschte überall, die Flur war mit einer Lage Erde bedeckt; lange Spinne-

gewebe zogen sich in fahlen Streifen von dem Gewölbe an den Wänden entlang; in den düsternen Ecken und Winkeln lagen allerlei alte Gegenstände ohne Form und Zweck, unter denen man besonders viele zerrissene Schuhe erkennen konnte. Und hing auch an der zerbrockelten Wand, oder stand auf der Kamin-Platte auch das eine oder andere Hausgeräth, es war doch alles mit einer so dichten Staub-Lage bedeckt, daß man nicht zweifeln konnte, es waren diese Gegenstände seit einer langen Reihe von Jahren unangerührt geblieben.

Obgleich die beiden Männer zwar mit greß gestickten, aber sehr dichten Kleidern bedeckt waren, so hielt die strenge Kälte sie dennoch befangen; auch war es ein fonderbares Bild, zu sehen, wie sie ihre Rüße nach dem einzigen Feuerstücke ausstreckten, das auf dem Herde glühte, und wie sie sich mit dem ganzen Körper darüber bogen, um mit keinen einzigen Wärmestrahle in den Schornstein aufsteigen zu lassen, ohne seine Kraft gänzlich benutzt zu haben. Sie fingen sogar mit den Händen die sparsamen Dämpfe auf, die aus einem steinernen Topf emporwühlten, der neben dem Feuer in der Nische stand.

Der alte Mann saß bewegungslos, den Blick auf den Feind gerichtet; der Andere dagegen, obgleich auch er sich nur selten rührte, bewies durch die stete ununterbrochene Bewegung seiner Augen zur Genüge, daß sein Geist mit ernstesten Dingen beschäftigt war. Es schien, als ob er mit Ungeduld auf das Erwachen des Greises harre und auf dessen magerem und leblosem Gesichte selbst die geringsten Bewegungen belauerte.

Nach Verlauf einiger Minuten nahm er den eisernen Blasebalg, und blies so heftig in den Torf, daß ein blaues Flämmchen vom Heerde aufstieg.

Da sagte der Alte in sicherhafter Aufregung seine Hand, um ihn zu hindern, und sprach hehend:

„Ihns, um Gottes Willen, was machst Du? Ist denn der Torf nicht doch schon bald genug ausgebrannt, so daß Du ihn noch in Stücke blasen mußt? Friert Dich denn?“

„Im Gegentheil!“ antwortete Ihns, „aber die Kirch-
uhr schlägt Acht: es ist Zeit, daß wir frühstücken.“

„Nun?“

„Ich glaubte, daß ein gutes warmes Gessen Euch wohl-
thun würde, Onkel Jan.“

„Warmes Gessen erwärmt den Magen“ murmelte der Alte,
„Und außerdem ist der Torf so erschrecklich theuer.“

Inzwischen hatte Ihns den Topf auf den Tisch gesetzt und dem Oheim einen Löffel in die Hand gegeben. Dieser rührte in dem Topf, und blies so eifrig hinein, als fürchte er, sich an der Kost zu verbrennen. Obgleich er übrigens mit großer Euphorie und mit zufriednem Lächeln die wech-
selnden Dämpfe des Gerüches einzuathmen schien, so sah es doch nicht eben sehr schmackhaft aus, denn es war nichts Anderes als lauwarmes Wasser, in welchem große Stücke schwarzes Brot umherschwebten.

Bei dem ersten Löffel, den er an seine Lippen brachte, sah der Greis seinen Gefährten mit vorwurfsvollem Blicke an und sagte:

„Ihvs, Ihvs, ich begreife nicht, wie Du das Salz so lieben kannst!“

„Aber fünf Körnchen, Onkel Jan!“

„Und was sehe ich hier? Fett? Butter in dem Brei? O Gott, so willst Du mich also in meinen alten Tagen auf's Stroh bringen? Ihvs, Ihvs, das ist nicht brav von Dir!“

„Ihr betrübt Euch mit Unrecht“ antwortete der Andere, „Gecilie hat gestern ihre Kartoffeln in dem Topf gewärmt, und ein großes Stück Butter darin geschmolzen.“

„Ein großes Stück!“

„Ich hätte den Topf auswaschen können —“

„Nein, nein, das brauchtest Du nicht!“

„Ich habe mich auch wohl gehütet; nun haben wir doch etwas von dem Fett, das sonst gänzlich verloren gegangen wäre!“

„Ja, ja, ich habe Unrecht, Ihvs! Du bist ein braver Junge, und wenn mir bei meinem Tode etwas übrig bleibt, so werde ich Dich für Deine Sorgfalt und Zuneigung belohnen, sei überzeugt davon!“

In diesem Augenblicke klopfte Jemand leise an die Thür; man hörte deutlich eine von Furcht bewegte klägliche Stimme, die das Vater-Haus betete.

„Das Weib des Maurers Jan,“ murmelte Ihvs mit einer Bewegung des Unwillens und der Ungeduld. „Sie hat hier noch nie etwas bekommen, und dennoch erscheint sie jeden Tag wieder. Was bedeutet diese Hartnäckigkeit? Sie scheint erkaufte zu sein, um mich zu ärgern.“

„Schon wieder?“ rief Onkel Jan. „geben, immer geben! Steh auf, Ihs, und jage die Kaulenzer hinaus.“

Leise öffnete sich die Thür, und eine arme abgehärmte und ausgehungerte Frau trat auf die Schwelle, ein kleines Mädchen an der Hand führend, das vor Kälte zitterte. Sie sprach nicht, sondern fuhr in ihrem Gebete fort.

Ihs war aufgestanden und rief mit barschem Tone der Frau zu:

„Hinaus mit Euch! Es wird nichts gegeben. So geradezu in's Haus zu treten! Gewiß um Gelegenheit zum Stehlen zu suchen? Zu faul zum Arbeiten! Hinaus, hinaus, und zwar ohne Verzug!“

Die arme Frau wendete sich um und wollte das unwirthliche Haus verlassen; aber ob Ihs es einzig und allein aus Bosheit that, oder ob die Bettlerin nicht schnell genug ging, genug, er stieß sie und ihr Kind so rauh in den Rücken, daß das arme kleine Mädchen nach vorn über in den Schnee stürzte und laut zu weinen begann. Mit flammenden Augen und mit dem Finger drohend sagte die Bettlerin:

„Das wird Gott Dir vergelten. Du Bösewicht!“

Aber Ihs, ohne auf ihre Drohung zu achten, schlug die Thür mit wüster Heftigkeit hinter ihr zu und lehrte schweigend zu dem Tisch zurück.

Nach einer ganzen Reihe von Verwünschungen gegen Bettler, Diebe und Kaulenzer fuhren die beiden Männer wieder ruhig in ihrem Krübstück fort. Der Onkel fragte:

„Wie schmeckt Dir das Essen, Ihs?“

„O, ausgezeichnet, Onkel Jan! — Und Cecilie, die arme Verirrte, nennt es Hundekost!“

Aus seinen Augen konnte man herauslesen, daß er den Namen Cecilie mit Absicht aussprach.

„Aber, Thys, bemerkst Du nicht, daß sich Cecilie je länger je mehr von dem rechten Wege entfernt?“ fragte der Greis. „Sie wird leckerhaft, hoffärtig in ihren Kleidern, verschwenderisch“

„Ob ich es bemerke, Onkel Jan! Ich spreche nur selten mit Euch davon, weil Cecilie hier das Scheeskind ist; sie darf thun, was sie will, Butter essen, schöne Kleider tragen, übermäßig Torf verbrennen, Geld wegschenken und so weiter. Ich habe Mitleiden mit Euch, Onkel Jan, und darum erschrecke ich, wenn ich bedenke, welches Unheil für Euch noch aus Eurer blinden Liebe für sie entstehen kann. Ich habe aber mit unserer armen Cecilie, die verführt wird und sich auf dem schlechten Wege allmählig immer tiefer verirrt, doch noch mehr Mitleid.“

„Wieviel ist von der Butter noch übrig, die Du in der vergangenen Woche gekauft hast?“ fragte der Alte in Gedanken versunken.

„Das halbe Pfund ist beinahe wieder verzehrt,“ lautete die Antwort.

„Verzehrt? — Wir müssen also abermals einen süßeren halben Krant ihrer Verschwendungssucht zum Trer bringen? Ach Gott, ach Gott!“

„Morgen, Onkel Jan.“

Thys sah mit heimlicher Freude, wie der Greis in Verzweiflung die Hände an das Haupt brachte. Ein sonderbares Lächeln lief über sein mürrisches Gesicht und er fuhr fort:

„Ja, glaubt es oder glaubt es nicht, Onkel Jan, aber ich sage Euch die Wahrheit. Cecilie wird bei Mutter Ann in Grund und Boden verdorben. Sie geben ihr dort das leckerste Essen, sie unterhalten stets an kalten Tagen ein Feuer, als sollte das Haus in Brand gesteckt werden, und dabei spotten sie über uns, um ihr Abneigung gegen uns einzulöschen. Daß Cecilie fortwährend außer dem Hause ist und sich benimmt, als ob Euch die Geldstücke aus der Hand wüchsen, das ist nur Schuld der Wittwe. Aber die scheineheiligen Menschen, sie wissen schon, was sie thun! Es ist Geld, das sie auf eine Leibrente geben, und das ihnen Tausend auf's Hundert einbringen muß.“

„Aber, Thys, Mutter Ann ist arm; beim Tode ihres Mannes konnte sie noch nicht einmal die Kirchengebühren bezahlen; und Du sprichst von Geldausgeben, von Verschwendung! Ich verstehe Dich nicht!“

„Seht, Onkel Jan,“ antwortete der Andere mit verstellter Betrübniß, „ich kann's Euch nicht verschweigen, es liegt mir schon so lange auf dem Gewissen! Und außerdem gebietet es auch die Liebe, die ich gegen meinen Wohlthäter im Herzen trage . . .“

„Was bedeuten diese düsteren Worte? Du machst mich zittern!“

„O, es ist auch wohl Grund dazu vorhanden, armer Onkel Jan! — Hört mir nur zu, ich will Euch etwas sagen, das Euch in Erstaunen setzen wird; aber, um Gottes willen, bleibt ruhig und gelassen dabei, denn wenn es Euch zu sehr betrüben sollte, würde ich es mir in meinem ganzen Leben nicht verzeihen können.“

„Nun? nun?“

„Ihr wißt, Onkel Jan, daß Mutter Ann einen Sohn hat?“

„Ja, der kleine Part, der diebische Schurke, der immer unsere Aepfel stahl, ehe die Hofmauer zugemauert war. Wenn der älter wird und nicht an den Galgen kommt, dann muß er sicher sein Geschick verfehlen.“

„Ja, aber das ist schon lange her: damals war ich noch nicht bei Euch. Das Kind ist ein junger Mann geworden. Jetzt hat er andere Streiche im Kopfe, die freilich um kein Haar besser sind. Des Sonntags, und auch oft in der Woche, sobald er nur eine Gelegenheit dazu findet, geht er in die Schenke, trinkt ganze Kannen Bier, singt, tanzt, lacht und ist Hahn im Recke und überall der Erste, wo das unbessene Lied: „Es lebe die Freude!“ ertönt.“

„Es ist eine Schande! Und was sagt Mutter Ann dazu?“

„Ach, die ist von derselben Art, und so eingebildet von ihrem Sohn, als wenn er Gott weiß welche Verdienste und Vorzüge hätte. — Und wißt Ihr, weshalb man eigentlich Cecilien auf dem Kapellenhose so schmeichelt, indem man ihr

letzte Eisen vorsetzt, und deshalb man sie zu fesseln sucht, indem man sie hoffärtig und verschwenderisch macht?"

„Weshalb?"

„Weil die Wittwe im Stillen zwischen ihrem Sohn und Cecilien etwas anzuknüpfen bemüht ist; weil sie ihren Sohn mit Eurer Nichte verheirathen will. Begreift Ihr's nun, Onkel Jan?"

Der Greis schüttelte nachdenkend das Haupt, wie Jemand, der zweifelhaft ist und nicht recht fassen kann, was man ihm beweisen will.

„Ich verstehe wohl," sagte er, „aber was ist nur hierin so Entsetzliches, das mich müßte zittern machen? Ich kann Cecilien doch nichts als Aussteuer mitgeben."

„Guter Onkel," rief Thys in mitleidsvollem Tone, „Euer rechtliches und edelmüthiges Herz kann so viel Falschheit und Eigennutz nicht begreifen. Ich will deutlicher sprechen. Mutter Ann ist arm, ihr Sohn ebenfalls; Ihr aber seid reich . . ."

„Ach, ach!" rief der Alte mit einem Abscheu, als hätte er eine Gotteslästerung gehört, „reich? ich reich? Wie kommst Du zu solcher schändlichen Lüge?"

„Nun, nun, Onkel Jan, beruhigt Euch; was mich betrifft, ich weiß es leider nur zu gut, wie viel Mühe wir haben, um die zwei Enden des Jahres zusammengeknüpft zu erhalten. Nicht ich, sondern Mutter Ann macht in dieser Weise ihre Rechnung. Aber auf einen Augenblick laßt mich einmal so verkehrt denken, wie sie. Also sie ist arm, Ihr seid reich; Cecilie ist Erbin der Hälfte Eures Ver-

mögend. Heirathet sie nun den jungen Bart, dann bekommen dereinst diese Verschwender den schönsten Theil Eurer Habe in die Hände. Kein Wunder also, daß sie sich nun selbst in Schulden stecken, um Eure Richte zu verlocken: es ist eine Leibrente auf Euch, die ihnen Tausend pro Hundert eintragen muß. Regreift Ihr nun?"

Der Alte sah Thys bebend und mit weit aufgespreizten Augen an. Dieser schien Vergnügen an der wachsenden Bestürzung des Greises zu finden und fuhr mit hastigem Nachdruck fort:

„Seht, Onkel Jan, die Betrüger hoffen, daß Ihr nicht lange mehr leben werdet. Kaum wird aber der alte Weizhals, wie sie Euch nennen, unter der Erde liegen, so wird auch schon bei ihnen der Himmel voller Weigen hängen, sie werden trinken und schlemmen, singen und jubeln, daß es eine Freude sein wird, und Bart wird sich in den Schenken und Herbergen umhertreiben mehr als je. Mit einem Worte, in Ueberschuß und Ausschweifung werden sie das Wenige durchbringen und verschwenden, das Ihr durch so viele Entbehrungen gesammelt und erspart habt. Aber das Nergste von Allem ist dabei, daß unsere arme Cecilie zu guter Letzt auf Stroh liegen und vielleicht ihr ganzes Leben hindurch über ihren Irrthum die bittersten Thränen vergießen wird. Mag der gütige Gott sie davor behüten!“

Ein langer, anstrengender Husten überfiel den Greis, noch ehe er sprechen konnte; es waren entsetzliche Töne, die dabei aus seiner Brust aufstiegen und an den düstern Gewölben des Zimmers widerhallten.

Thys war aufgestanden und hielt dem leidenden Alten ein hölzernes Gefäß mit Wasser vor den Mund, während er ihm sanft den Rücken klopfte. Man hätte glauben sollen, daß er für den Greis eine grenzenlose Liebe habe, so milde und betrübt war seine Stimme, so voller Trost und so aufrichtig schien sein Schmeicheln. Ein liebevoller Sohn kann seinem Vater keine kummervollere Sorgfalt bezeigen.

Endlich hörte der Husten auf; der arme Oheim konnte wieder Athem holen. Noch bebend ergriff er die Hand des Thys, und, sie drückend, sagte er in äußerster Verzweiflung, während eine Thränenfluth über seine eingefallenen Wangen stürzte:

„Habe Dank, mein guter Freund, Du allein hast Mitleiden mit mir. Die Anderen wünschen nur meinen Tod. Auch Geittie, die ich wie mein eigenes Kind geliebt habe, auch sie ist undankbar! — O Jammer, das Bischen Geld, das ich mir am Munde abgedarbt habe, wollen sie nach meinem Tode in Ueberschuß verschwenden! . . . Gott, wenn ich mit dieser schrecklichen Besorgniß sterben müßte! . . . Und ach, sie können sagen, daß ich reich bin, Thys?“ —

„Sie nennen Euch den reichen Filz.“

„So glauben sie wohl gar, daß ich hundert Gulden im Vermögen habe?“

„Hundert Gulden? Fünfzig Tausend, sagt die alte Ann.“

„Himmel!“ rief der Greis fast außer sich, „so also werden Armuth und Jugend gelästert! — Aber Thys, Freund,

nicht wahr, Du weißt es doch besser. Du, der mein Glend theilt und mir in meiner Noth Beistand leistet?"

„Es sind giftige Zungen, Onkel Jan, stoß Euch aber nicht daran, wenn Ihr nur unsere unglückliche Cecilie aus den Fesseln dieser Verführer retten könnt.“

„Ja, unsere Cecilie — und mein armes Wischen Geld,“ seufzte der Greis. „Ach, Ihus, wäre ich jünger, ich würde noch Verschwender und Schlemmer, um — — doch nein, denn dann müßte ich am Ende einmal Hungers sterben.“

Eine augenblickliche Stille folgte auf diesen Ausruf. Der Alte schien wie von einem Fieber ergriffen und wurde sichtbar durch düstere Vorstellungen gequält.

„So beruhigt Euch doch und saßt wieder Ruth,“ sagte Ihus mit tröstender Stimme, „so weit sind sie ja noch nicht, die schändlichen Betrüger. Vielleicht weiß Cecilie noch nicht das Mindeste von ihren bösen Absichten. Das arme Mädchen wird nur verführt. Es ist wahr, sie steht am Rande des Abgrunds, aber seid überzeugt, durch guten Willen und muthigen Entschluß ist sie nichtsdestoweniger noch zu retten.“

Der Oheim sah ihn mit Hoffnung in den Augen an und sagte stehend:

„Ach, ja, Mund, um Gotteswillen, rathe mir, was ich thun muß: mein Verstand ist schwach, die Betrübniß umhüllt meinen Geist.“

„Die Sache ist ganz einfach, Onkel Jan. Wenn Ihr verhindern wollt, daß sich Cecilie weder jetzt, noch nach Eurem Tode mit einem Verschwender verheirathe, der ihr

Erbsheil verpraßen und sie in Elend bringen würde, nun, so gebt sie doch bei Zeiten einem sparsamen und haushälterischen Manne, der im Stande ist, sie glücklich zu machen."

"Einem sparsamen Manne," wiederholte der Oheim nachdenkend, "in der That . . ."

Aber nach einer ziemlich langen Pause, in welcher er überlegt zu haben schien, seufzte er mit niedergeschlagenem Blick:

"Umsonst! Ich suche vergeblich im ganzen Dorfe umher, und finde Niemand. Die braven Leute, die ich kenne, sind fast alle so alt als ich; die Uebrigen leben in Ueberschuß und Verschwendung."

"Ich doch nicht?" murmelte Thys halb lächelnd.

Der Oheim sah ihn mit freudigem Erstaunen an und sagte:

"Ach, wie kann ein Mensch so im Irrthum befangen sein? An Dich allein würde ich nie gedacht haben, und doch bist Du der Einzige, der für sie paßt. — Aber, Thys, Du wirst sie nicht wollen, denn Du liebst sie ja nicht?"

Thys senkte beschämt den Kopf.

"Ich weiß nicht," seufzte er, "aber wenn ich reich wäre, so würde ich meine ganze Habe hingeben, um sie glücklich zu sehen."

"Dann allerdings muß Deine Liebe für sie sehr innig sein, Thys; aber ach, mein Freund, sie hat einen Abscheu vor Dir, gewiß mit Unrecht, und man könnte sagen, daß dieser Abscheu eine Krankheit ihrer Einbildung ist . . ."

„Ich weiß, das sie mich haßt,“ fiel ihm Ithys in's Wort, „ich bin auch überzeugt, daß sie nie aufhören wird, mich zu hassen, und daß ich unglücklich mit ihr sein werde.“

„Und doch wolltest Du sie zur Frau nehmen?“

„Das Gefühl des Mitleids für sie und meine Dankbarkeit gegen Euch treiben mich zu diesem Opfer. Ja, sie verabscheut mich in ihrem Wahn; ich aber will sie retten, will ihr Beschützer sein während ihres ganzen Lebens, will für sie sparen und sorgen, will wachen, daß das Wenige, was sie einmal bekommen wird, in Ehren erhalten bleibe. — Und vielleicht, wer kann es wissen, vielleicht wird sie mich in Zukunft dann auch durch einige Neigung belohnen.“

Diese Worte, in einem großmüthigen und milden Tone gesprochen, machten auf das Gemüth des Greises einen tiefen Eindruck, und mit Wärme ergriff er die Hand seines Gefährten, indem er sagte:

„O, habe Dank, edelmüthiger Jüngling, Du bist der einzige aufrichtige Mensch, den ich kenne. Du willst also meine Cecilie heirathen, mit ihr bei mir wohnen bleiben, mir helfen, daß ich ohne größeres Glend das Grab erreiche; Du willst nach meinem Tode noch dafür sorgen, daß meine mühsam ersparten Pfennige, wenn mir überhaupt noch etwas übrig bleiben sollte, nicht leichtsinnig verschwendet werden? Gott segne Dich dafür, ich nehme Deine Aufopferung als eine Wohlthat an.“

„Ist das Euer fester Entschluß?“

„Unwiderrüßlich!“

„Aber wenn sich Cecilie weigert?“

Der alte Mann suchte die Achseln und schwieg, wie Jemand, der nicht antworten mag.

„Ewig derselbe!“ scherzte Thys mit misanthipiger Ungeduld.

„Sie weiß mich so leicht zu überreden. Laß mir nur einige Zeit, um sie von meinen guten Absichten zu überzeugen. Du aber thue inzwischen auch das Deine. Sei freundlich gegen sie, sprich mit ihr, zankte nicht gleich, wenn auch ein Stückchen Butter mehr drauf geht, als recht ist, und bewahre ihr stets ein gutes Stück Lorf auf, damit sie es warm finde, wenn sie Abends nach Hause kommt.“

„Wie schwach seid Ihr,“ spottete der Andere, „wenn sich erst irgendwo ein Uebel festgesetzt hat, dann ist es durch kein Stück Butter zu besiegen.“

„Nun, nun,“ antwortete der alte Mann halb verstimmt, „geht es nicht mit Güte — dann werden wir ja sehen.“

Bei diesen Worten erhob er sich, und sich nach der Thür wendend, sagte er hustend:

„Ich gehe hinauf; ich bin ermüdet. Auf Mittag! Und thue nicht so viel Salz in die Rüben.“

„Sie sind erstoren, Onkel.“

„Um so weicher sind sie . . . und nimm denselben Lorf, — der hat noch den Geschmac der Butter.“

Der Alte ging. Unmittelbar darauf vernahm man das Geräusch seiner Tritte auf der Treppe.

Thys blieb lauschend stehen, bis er zwei oder drei Thüren hatte schließen hören.

Dann aber veränderte sich plötzlich seine ganze Haltung, sein halb gekrümmter Rücken ward gerade, ein spöttisches Lächeln überzog seine Lippen, seine Augen rollten hastig unter seinen Brauen. — Er schien erfreut, wie Jemand, der einen Sieg erlangt hatte.

Auf seinen Fußspitzen gehend, näherte er sich dem Eßschrank, nahm ein Brot heraus, das mindestens halb weiß schien, schnitt ein großes Stück davon ab und bestrich es, wohl einen halben Finger dick, mit Butter. Mit glänzenden Augen und lachend setzte er darauf seine Zähne an und verschlang es mit unbegreiflicher Wier. Er schloß den Eßschrank, legte Alles wieder an seine Stelle, und ließ sich dann unter dem Schornstein nieder, wo er noch ein Stück Torf an das Feuer legte und mit dem eisernen Blasebalg so zu blasen begann, daß lichte Flammen vom Herde aufstiegen. Nachdem er sich einige Zeit lang die Hände gerieben hatte, und zwar mit dem Ausdruck behaglichen Genusses in seinen Zügen, wurde er ruhiger, und sprach in sich selbst, während ein schlaues und arglistiges Lächeln sein Gesicht bewegte:

„O, Du unschuldiger Weighals! Ein Viertel möchte er in vier Theile theilen. Wenn er einen halben Cent ausgeben muß, kehrt er ihn wohl zehnmal um, als ob es ein Stück seiner Seele wäre. Am Ende wird er nächstens noch alte Schuhe kochen lassen, weil sie möglicher Weise einmal mit Fett geschmiert werden sind. Und er ist so arm, ach, so arm! Als ob ich nicht wüßte, weshalb er alle Thüren verschließt, wenn er dort oben ist. Nun sitzt er und wühlt in

den Zehnguldenstücken! Immerhin! Um so mehr wird er bei seinem Tode zurücklassen, und ich will's schon dahin bringen, daß ich meinen Theil davon bekomme"

Nach einem Augenblick Schweigens fuhr er nachdenklich fort:

Es ist sonderbar, der alte Goldteufel ist besorgt um das Geschick seines Geldes nach seinem Tode. Er ist im Stande, einmal aus dem Grabe zurückzukehren, und um seines Rammons willen des Nachts umher zu spuken. Von allen Dummheiten der Welt ist doch der Geiz die dümmste Dummheit. Das Geld lieben, nur weil es blinkt! Ebenso gut könnte man in einen Haufen Porzellanzerberben verliedt sein. Weiz, ist das Geld der Gott der Welt, so trägt sein Glanz doch gewiß nichts dazu bei. Es ist der Teufel des Doctor Faust: wenn man ihn in seiner Gewalt hat . . . ein Wunsch, und er ist erfüllt! Ja, auf diese Weise liebe ich das Geld — mehr noch als Tufel Jan. Wenn der Hitz nur erst todt ist; er mag dann immerhin kommen und sehen, ob ich mir von Roggenbrot und Wasser auch ferner die Fingerr abledern und die Hunde in der Nachbarschaft um dasjenige betrügen werde, was ihnen rechtmäßig zukommt. Dieses Labyrinth von Spinnweben kann mit wenigen Anstößen in ein kleines Schloß verwandelt werden, schön bemalt von innen und außen, bequeme Stühle, schöne Kleider, fetter Küche, viel Fleisch und ewig schmackhaftes Bier — und, wer weiß, wenn viel übrig bleibt, auch wohl einmal Wein und Wild — und ein Pferd; und Herr will ich sein, und Knechte und Bauern haben, und deshalb doch sparsam

leben; denn wer nichts forgielt, kann lange in dieser Art haushalten. Cecilie muß die Hälfte seines Vermögens erben: sie ist die Einzige ihres Stammes; und ich, wenn mir die übrigen Erben nicht noch in den Weg treten, werde leider nur die andere Hälfte bekommen: ich bin ja eigentlich nicht aus der Verwandtschaft. Nun, wir wollen sehen. Als ich mich von Onkel Jan in seinen Dienst nehmen ließ, und mich zum demüthigen Sklaven seiner geringsten Wünsche und Launen machte, berechnete ich seine Lebenszeit noch auf etwa vier bis fünf Jahre. Nun sind bereits schon zehn Jahre vergangen; ich bin ein alter Junggefell geworden, — die Hälfte ist nicht mehr genug: ich muß das Ganze haben Aber Cecilie! Da sitzt der Knoten! Ich muß freundlich mit ihr sein und vom Heirathen sprechen. Wie aber beginnen? Wenn ich sie liebte . . . und ich glaube wirklich, daß ich etwas für sie fühle! Ah bah, keine Narheiten, es würde mir doch nicht glücken; zu jedem derartigen Versuch fehlt mir Schönheit und Jugend. Aber es giebt andere Mittel, ebenso kräftig und vielleicht noch kräftiger."

Nach einer augenblicklichen Stille verdüsterte sich plötzlich sein Gesicht, und, die Augen auf den Boden gerichtet, murmelte er vor sich hin:

"Wenn sie nun aber doch unüberwindlich bliebe, wenn nun meine Pläne doch einmal den gewünschten Erfolg nicht hätten?"

Ein teuflischer Ausdruck zeigte sich in seinem Gesicht; er sahte sich jedoch und sagte spottend:

„Warum soll der Mensch sich böse machen, ehe er weiß, ob es nöthig ist? Erst versucht, und geht es nicht so, nun, dann geht es auf eine andere Weise! — Aber ich muß in den Hof gehen, um unter dem Schnee Rüben für Oudel Jan zu suchen, auch will ich auf Artigkeiten für Ge-
selle hinnen!“

Lächelnd verschwand er in der hintern Thür des Zimmers.

II.

Ein wenig weiter von dem Dorfe entfernt, als die todten-
stille Wohnung des Weizbalses, hart am Rande der nackten
Felde, lag ein geringer Pachtbof, dessen Lehmmauern zur
Genüge bezeugten, daß seine Bewohner dem bescheidensten
Stande unter den Landleuten angehörten. Dennoch aber,
wie armselig sich Haus und Zubehör auch annahmen, wie
eintönig weiß nun die umliegenden Felder auch waren, den-
noch herrschte in dem kleinen Gehöft ein Leben und eine
Bewegung, eine Mäßigkeit und ein Frohsinn, der diesen
Ort angenehm machte wie ein Gemälde, das die dichterische
Phantasie eines Künstlers geschaffen.

Neben dem Brunnen, der mit seinen langen Armen
durch die Luft auf- und niederwirrte, stand ein Bauernmäd-
chen, das beschäftigt war, Wasser zu schöpfen, um die Wur-
zeln für das Vieh zu waschen. Sie hatte ein ansprechendes,
heiteres Gesicht, gesund und blühend wie eine Rose,
und scheute sich nicht, ihre bloßen Arme in das halb gefro-
rene Wasser zu tauchen. Dabei sang sie mit heller Stimme,
so fröhlich und ausgelassen, daß man bei ihren Tönen un-
widerstehlich von dem herannahenden Mai geträumt haben
würde.

Der der Thür des Hauses stand ein junger Bauer, ebenso gesund als das Mädchen. Seine schönen, milden Augen sprachen von Frieden des Gemüths und von Reichthum der Seele, und sein ganzes Antlitz, voll süßer Leidenschaft, schien in wahren Sinne des Wortes das Leben anzulachen. Es war in seinen Zügen und in seiner Haltung etwas so Geistvolles, so Freies und doch so Heiliges, daß man ihn unter hundert Bauernburschen seines Alters unfehlbar als den Begabtesten in Beziehung auf Muth und Denkvermögen bezeichnet haben würde.

Er war damit beschäftigt, lange Zweige von Hasel in Stöße zu hauen, und war ungemein flink bei dieser Arbeit. Seine Bewegungen waren frei und ungezwungen, die Zweige flogen ihm nur so durch die Hand. Auch seine Füße standen keinen Augenblick still, so daß man hätte sagen können, er habe Lust gehabt, bei seiner Arbeit zu tanzen. Und in der That, während seine Schwester vor dem Zierbrunnen ihr melodisches Liedchen sang, rührte er ihr nach und bewegte, ohne es zu wissen, Hand und Fuß nach dem Rhythmus des Gesanges.

Ein schwarzer Hund schmeichelte um den jungen Bauer herum, sprang ihm spielend nach den Händen und belästigte dabei ab und zu, so vergnügt, als wolle auch er seine Stimme bei diesem Singen und Weifen zur Geltung bringen.

In den benachbarten Nirschbäumen sah das Rothkehlchen; in den Büschen am Wege sang ein einsamer Wintervogel, auf den Dächern zwitscherten die Sperlinge, und der Jaunkönig hüpfte durch Sträucher und Hecken.

Und über dieß Alles warf die Sonne Ströme von Licht, der Schnee funkelte mit Diamantenfeuer auf dem Dache des armen Hauses, Hof und Keller schienen mit Rosen- und Purpurfarbe überhaucht.

War nun ihr Lied zu Ende, oder mußte sie sich zu tief über das Gefäß mit Wurzeln bücken, genug, das Mädchen schwieg.

Der junge Bursche dagegen warf seine Mütze in die Höhe, sang sie mit den Händen wieder auf und sang dabei in ansprechender Weise:

„Laßt Verdruß und Gram bei Zeiten,
Frohsinn bring' den Schmerz zum Fall:
Schon hör' ich den Klang der Saiten
Und der Flöte sanften Schall,
Und die Trommel überall.
Weg mit Kummer, Noth und Pein,
Morgen wird ja Airmes sein!“

„Hart, Hart!“ rief das Mädchen. „Du hast wieder einmal Deinen tollen Tag; Du kannst ja Jemand krank machen vor Lachen über Deine wunderlichen Vöffen.“

„Ja, lieb Wännchen,“ antwortete der Angeredete, „Du hast Recht, daß Du mich aufmerksam darauf machst, denn ich möchte sonst am Ende Dinge angehen, die schrecklich wären; — ich bin heute so froh und glücklich, als wenn ich mehr Geld hätte, als Cecilia's alter Onkel.“

„So! und warum denn? Es ist ja doch nichts besonders Freudiges geschehen oder zu erwarten. Oder gehst Du am Montag vielleicht nach dem Jahrmarkt?“

„Ja, nach dem Jahrmarkt muß ich allerdings, denn es wird Zeit, daß wir uns nach einem jungen Schwein umsehen Aber das ist es nicht! Ich habe es so lange für mich geheim gehalten, daß indeß, Du sollst es auch wissen!“

Dabei ging der junge Bauer auf seine Schwester zu, nahm sie beim Arm und zog sie hinter das Haus mit so geheimnißvollen Geberden, daß das Mädchen ganz verwundert und mit großen Augen ihn ansah.

„Run, was bedeutet das? Was giebt's denn?“ murmelte sie.

„Still!“ sagte Bart mit leiser Stimme; und dann seinen Mund an ihr Ohr neigend, fragte er:

„In welchem Monat des Jahres befinden wir uns liebe Wanna?“

„O, in der vergangenen Woche hatten wir noch Januar, ich glaube, wir sind nun schon im Februar.“

„Morgen ist der vierte. Und weißt Du auch, Wannchen, welche Heilige bei diesem Tage im Kalender verzeichnet steht?“

„Wie kann ich das wissen?“

„Die heilige Johanna!“ rief der junge Bursche in aufgelaßener Freude.

„Die heilige Johanna, die Patronin unserer Mutter?“ wiederholte das Mädchen, während sie ihren Blick neugierig auf die Augen ihres Bruders bestete.

„Ich bin ein Iher, nicht wahr?“ lachte der Jüngling.
„Ja, aber wenn ich nicht daran dächte, Du würdest es
sicher vergessen!“

„Aber das ist doch nichts, um so außer sich zu gerathen,
obgleich es wohl recht erfreulich ist. Wir werden Auchen
backen, Kastanien braten, Gerstenbier trinken und uns Mär-
chen erzählen und Räthsel aufgeben. Bereite Dich nur
vor, Part, daß Du etwas Neues weißt.“

„Ja, Wannehen, aber darüber allein bin ich keineswegs
so fröhlich. Willst Du schweigen, und unserer Mutter
nichts ausplaudern?“

„Nein, gewiß, kein Wort!“

„Nun, so höre mich an. Ich habe durch dies Holz-
spalten, wie Dir bekannt ist, schon einen schönen Stüber
verdient, sodas wir in diesem Jahre zum ersten Male etwas
übrig behalten können, nachdem Pacht und Abgaben be-
zahlt sein werden. — Ich habe da nun schon wieder einen
ganzen Karren voll Reiserholz bereit, und Mutter weiß nicht,
daß ich für jedes Bündel einige Gents mehr als früher
bekomme. Morgen fahre ich nun nach der Stadt, liefere
meine Reiser ab, nehme Geld dafür ein und behalte davon
etwas zurück, ohne daß Mutter es merken kann.“

„Pfui, Part,“ fiel das Mädchen mit Entrüstung ihm
in's Wort „sei überzeugt, daß ich unsere Mutter hiervon
augenblicklich in Kenntniß setzen werde!“

„Nun, nun, nur nicht so eilig! Laß mich nur erst aus-
reden; und wenn Du dann nicht selbst vor Ärenden springst,
magst Du mich einen Lügner heißen. Haß Du nicht ge-

sehen. Wanna, daß Mutters Halstuch jetzt so häßlich aussieht und so schlecht geworden ist, daß sie darin wahrhaft ärmlich erscheint? Ich schäme mich fast, wenn ich sie damit nach der Kirche gehen sehe.“

„Ja freilich, es ist wahr, ich habe auch schon daran gedacht.“

Diese Worte schienen den Jüngling zu erfreuen, und mit sichtbarer Lebhaftigkeit erwiderte er:

„Nun, Wanna, erräthst Du nun etwas? Nein? — Ich will ein großes schönes Halstuch für unsere Mutter kaufen, so schön, daß die Base Neulemans vom Schloßhose kein schöneres haben soll; so voller Blumen, roth, gelb und blau, daß Du's von hier bis an die Kirche sollst sehen können.“

Das Mädchen ergriff die Hand ihres Bruders und sagte mit stillbewegtem Herzen:

„Ach, das ist brav von Dir, Bart. D., wie wird sich unsere Mutter freuen.“

„Ja, aber lieb Schwesterchen“ fuhr der entzückte Jüngling fort „das ist noch nicht Alles. Es müssen auch Blumen herbeigeschafft werden; und außerdem weiß ich drei Lieberchen, vier Märlein und sieben Räthsel, allesammt funkelneu. Absichtlich habe ich sie auswendig gelernt und sie mir für den Festtag unserer Mutter aufbewahrt. Ach, Wannchen, Wannchen, wie werden wir lachen und singen und fröhlich sein. Die Thränen treten mir in die Augen, wenn ich bedenke, wie Mutter schauen wird, wenn Cecilia ihr mitten im Winter einen ganzen Strauß frischer Blumen geben und ihr das schöne Halstuch über die Schulter hängen wird.“

„Aber, Bart, ich glaube, Du bist von Sinnen, wo willst Du jetzt Blumen auffinden?“

Der Jüngling gab seinem Gesichte einen Ausdruck freundlichen Scherzes und sagte lachend, während er seiner Schwester in die Augen sah:

„Wannchen, kennst Du Jemand der Franz heißt? So einen blonden Burschen mit großen Augen, der Anecht bei dem Schloßgärtner ist?“

Das Mädchen wurde bis über die Ohren roth und schlug den Blick beschämt zu Boden. —

„Nun, nun“ sagte Bart mit mildem Tone. „Du mußt nicht erröthen, Wannchen; es ist ein guter Junge, der sein Handwerk versteht und ein fröhliches aufrichtiges Herz besitzt. — Glaubst Du nicht, daß der mir Blumen geben wird, weil ich Dein Bruder bin?“

Noch ehe das bestürzte Mädchen antworten konnte, erklang eine Stimme aus dem Hause; es war Mutter Ann, welche ihren Kindern zurief:

„Bart, Wanna, essen!“

Das Mädchen nahm die Gelegenheit wahr, um ihrem Bruder zu entschlüpfen, und ging nach der Thür, während Bart, der ihr folgte, mit leiser Stimme hastig ihr zurief:

„Wannchen, Cecilien launst Du's sagen, aber unsere Mutter darf nichts davon merken.“

Drinnen im Hause war die alte Ann damit beschäftigt, das Mittagsmahl aufzutragen.

Am Herde saß ein junges Mädchen, deren Kleider, obwohl beinahe ganz gleich mit denen Wanna's, dennoch

durch eine gewisse Zierlichkeit in der Arbeit und in der Art und Weise, sie zu tragen, einen städtischen Anstrich zu haben schienen. Das minder geröthete Gesicht, die feinern Züge dieses Mädchens, die Zartheit ihrer Glieder, trugen ebenfalls nicht wenig dazu bei, sie beim ersten Blick von einer Bäuerin zu unterscheiden. Mild waren ihre Augen, still und duldsam ihr Ausdruck, und über ihrem ganzen Wesen lag etwas Träumerisches, das bezaubern konnte, etwas Ernstes und Nachdenkliches, das von Gemüthsstärke und Tiefe des Gefühls zeugte.

Sie war beschäftigt, an einem Frauenkleide zu nähen.

Die alte Frau wendete sich zu ihr und sagte mit liebevollem Tone:

„Cecille, komm, wir wollen essen!“

In diesem Augenblick trat Bart herein, indem er die letzten Verse seines Lieblingsliedes sang:

„Weg mit Kummer, Noth und Pein:
Morgen wird ja Kirmes sein!“

Raum jedoch war sein Blick auf das milde aber ernste Antlitz Cecilien gefallen, als er plötzlich mit seinem Gesänge aufhörte und langsamer vorwärts schritt, gleich als habe ihn in Gegenwart dieses Mädchens ein Gefühl der Ehrerbietung ergriffen.

Nun setzten sich Alle zu Tische und begannen ein stilles Gebet, worauf Jeder seinen Löffel zur Hand nahm, und der leckern Suppe mit unverkennbarer Eglust zusprach. Späterhin trug die alte Frau noch Kartoffeln und etwas gebratenen Speck auf.

Diese vier Menschen schienen überaus glücklich, und aus Aller Augen strahlte Gesundheit, Frohsinn und Dankbarkeit gegen Gott. Bart trich während des Gens allerlei harmlose Pöffen, machte lustige Ausfärlungen auf das morgen bevorstehende Fest, und zwang seine Tischgenossen mehr als einmal zu herzlichem Lachen.

Wie mancher Reiche, von den Genüssen großer Städte betäubt, wenn er dieses einfache Mahl mit angesehen hätte, würde das Loos dieser armen Menschen beneidet haben.

Raum hatten sie ihr zweites und letztes Gericht begeben, als leise und schüchtern an die Thür geklopft wurde.

„Es ist die arme Wittve des Maurers, der vor einigen Monaten vom Gerüst gefallen ist,“ sagte Mutter Ann, „ich habe sie am letzten Sonntag bei der Kirche gesehen und ihr gesagt, daß sie sich an jedem Dienstage hier ein Almosen holen könne. Wanna, schneide ein Stück Brot für sie ab.“

„Kommt herein!“ rief sie darauf, sich zur Thür wendend.

Es erschien eine Frau, die noch ziemlich jung war, aber mit fahlen, eingefallenen Wangen und so schlechten, dünnen Kleidern, daß man bei ihrem Anblick unwillkürlich Frost empfand. Ihr Antlig, obgleich verblüßt, trug den Stempel des Kusses und des Verstandes; und so viel Gutes und Großherziges lag darin, daß man zur Genüge sehen konnte, es sei diese Frau nicht zum Betteln bestimmt.

Ein kleines Mädchen ging an ihrer Hand und flapperte sichtbar mit den Zähnen.

Ohne etwas zu sagen und mit niedergeschlagenem Blick fuhr sie fort, das Vaterunser zu beten, das sie bereits vor der Thür begonnen hatte.

Banna brachte ihr das Brod und sagte mit aufrichtiger Theilnahme:

„Arme Raet! Das hätte ich nie gedacht, daß Du noch einmal um ein Almosen bitten würdest, Du, so verständig und arbeitsam! Fürwahr, es verursacht mir Schmerz und Kummer.“

„Ach, der Winter ist so lang!“ seufzte die Wittwe, „und nirgends giebt's etwas für mich zu verdienen. Hunger und Frost sind mein und meiner armen Kinder Loos. Aber wenn's nur erst wieder Sommer ist, dann wird's auch wieder Arbeit geben, und Alles wird besser gehen.“

Inzwischen waren die Augen des Kindes mit dem Ausdruck des Hungers nach dem Tische gerichtet, und Cecile sah es mit tiefem Mitleid. Plötzlich, als ob ihr mit einem Male ein Gedanke durch die Seele ginge, sah sie Bart mit einem wunderbar tiefen und bedeutungsvollen Blick an, und dieser — hatte er sie nun verstanden, oder folgte er den Eingebungen seines eigenen Herzens — schritt auf die arme Wittwe zu, faßte sie bei der Hand und brachte sie zu dem Stuhl, den er selbst soeben verlassen hatte.

„Setz Dich, Raet,“ sagte er, „und is mit uns. Wo genug für fünf ist, ist auch genug für sieben . . . und sollte diese Rechnung auch wirklich nicht stimmen, der liebe Herrgott wird sie schon ausgleichen.“

Eben so schnell hatte Cecilie das kleine Mädchen auf ihren Stuhl gesetzt.

Nun wurden andere Sessel herangerückt, der Dank der Wittve wurde freundlich abgewehrt und Alle aßen fröhlich von der kräftigen Breiße. Als die arme Frau ihren ersten Hunger gestillt hatte, blickte sie mit unbeschreiblicher Bärtlichkeit auf ihr Kind, das sorglos und glücklich die Kartoffeln und den Speck verzehrte. Stille Thränen rannen dabei über ihre Wangen.

Jeder sah sie mit Verwunderung an, gleich als suche man nach einer Erklärung dieser plötzlichen Betrübniß. Cecilie allein schien sie zu verstehen, indem sie fragte:

„Ihr habt wohl noch mehr Kinder, Frau?“

„Ach ja“ antwortete die Wittve „noch zwei. Diese hier ist die Älteste. — Die anderen Wümmchen sitzen allein zu Hause in der kalten Stube und haben seit acht Tagen noch nichts weiter gegessen als etwas Roggenbrot.“

„Aber weshalb treten Euch denn so mit einem Male die Thränen in die Augen?“ fragte Wanna.

Die Frau beugte das Haupt und antwortete ohne aufzusehen:

„Eine Mutter.... Du freilich kannst das noch nicht begreifen, liebe Tochter. Es schmerzt mich, daß ich mein Vieken so essen sehe, während die Kleinen, die zu Hause geblieben sind, vielleicht vor Hunger vergehen.“

Bart erhob sich plötzlich, wischte den Mund ab und sagte:

„O, ich begreife es schon!“

Und sich zu seiner Mutter wendend, fuhr er fort:

„Mutter, ich will alle Tage zwei Stunden länger arbeiten und des Sonntags nicht mehr nach der Schenke gehen, aber dann mußt Du auch zugeben, daß Jan's Wittwe mit ihren Kindern täglich bei uns esse, und zwar so lange als der Winter dauert und ich durch mein längeres Arbeiten und durch mein Sparen Dir die Kosten dafür ersetzen kann.“

Die Mutter sah ihren Sohn ein Weilschen mit funkelnden Augen an, und sagte sodann mit bewegter Stimme:

„Part, Kind, ich habe Dich schon immer sehr lieb gehabt, nun aber bist Du mir doch noch viel lieber.“

Auf dem Gesicht der Bettlerin zeigte sich der Ausdruck einer nicht minder innigen Gemüths-Bewegung, und mit Heftigkeit ergriff sie Part's Hand und sagte mit ernstem Tone:

„Gott ist gerecht! — Ihr gebt Euren Nächsten nicht nur Euren Schweiß, sondern auch Eure Freundschaft und Euer Herz; Ihr thut für eine arme Wittwe was Ihr nur für eine Schwester würdet thun können. — Aber Gott ist gerecht, und weil er's ist, darum werdet Ihr auf Erden glücklich sein!“

Und indem sie dies sagte, warf sie einen Blick auf Ceciliën, als wolle sie dem Jünglinge die Quelle seines zukünftigen Glückes andeuten.

Die Augen Ceciliens, voll zärtlicher Dankbarkeit, hatten eine Weile auf Part geruht. Der Jüngling, durch diesen Blick und die Worte der Wittwe begeistert, hatte das Haupt mit Stolz erhoben; aber die tiefe Bewegung Aller schien ihm lästig zu werden, und er sprang deshalb auf und sagte mit lautem Lachen zu der Bettlerin:

„Ach geht doch und laßt mich in Ruhe, sonst werde ich vor allem Glück, das Ihr mir verländet, noch närrisch.“

Was soll ich auch mit einem größeren Glück, als mir bereits beschieden? Ich tausche mit keinem König! Setzt Euch an's Feuer, Frau, und wärmt Euch recht durch. Wonna, bringe etwas Reisholz herbei, und dann geblasen, geblasen, daß es nur so kracht!“

Cecilie saß bereits seit einigen Augenblicken am Herde und hatte das arme kleine Mädchen auf ihrem Schooß. Was sie da in aller Stille zu der seelenvergnügten Aelchen sagte, das hörten die Andern nicht, aber zwischen ihr und dem Kinde mußten engelsüße Worte gewechselt worden sein, denn die arme vaterlose Waise schlug mit einem Male ihre Armechen um den Hals ihrer Beschützerin und küßte sie.

Die Bettlerin betrachtete dies Schauspiel mit einem seligen Lächeln.

Cecilie setzte die Aelche bald darauf wieder auf den Boden, ging zu der armen Frau und sagte dieser leise etwas in's Ohr. Augenscheinlich suchte sie Raet zu bewegen, mit ihr das Haus zu verlassen.

Wonna, die es eben sowohl als die Andern bemerkte, stellte sich neben ihren Bruder und fragte leise:

„Was will nur Cecilie von der armen Frau? Sie will sie doch nicht etwa zu ihrem Ohm führen?“

„Werkst Du's denn nicht? Sie will ihr Geld geben!“

„Ach ja, die sieben Stüber, die sie da so eben von der Wirthin aus dem Hirsch für das Nähen der Kinderkleider

erhalten hat. O, über diese Cecillie! Alles was sie verdient, geht sie weg! Das sollte ihr Dinkel wissen!"

„Was bekümmerst Du Dich nur hierum, Wanna? Das sind ja doch Dinge, die uns nichts angehen!"

„Aun, nun, ich spreche ja nur meine Gedanken aus!"

Inzwischen hatte Raet der Mutter Aun für ihren menschenfreundlichen Empfang gedankt.

Cecillie lächelte Bart noch einmal mit Erkenntlichkeit zu, und wünschte dann Allen Lebewohl bis zum Nachmittage. Sie nahm die kleine Tochter der Bettlerin bei der Hand, und von Raet gefolgt verließ sie das Gehöft.

Bis auf eine Entfernung von mehreren hundert Schritten bewachte sie ein vollständiges Stillschweigen; am Ende des Fußweges zog sie jedoch die Wittwe hinter einige vorspringende Eichen, sah nach allen Seiten sorgfältig in die Runde, ob sie auch nicht bemerkt werden könnten, und sagten sodann mit gesenkter Stimme:

„Ihr heißt Raet Wessens, nicht wahr?"

„Ja, liebe Jungfrau" lautete die Antwort „mein seliger Mann hat in seiner Jugend bei Eurem Vater gewohnt."

„Ich weiß es wohl, Raet. Und hat er Euch nichts erzählt von Dem, was damals bei uns geschehen ist?"

„O ja, von einem großen Brande, wovon die Finger seiner linken Hand steif und krumm geworden sind."

Cecillie sah ein Weibchen mit starrem Blick zu Boden, und schien von äußerster Betrübniß ergriffen. Das kleine Mädchen sah voller Mitleiden zu ihr in die Höhe und zog sie mit zärtlicher Festigkeit an der Hand, gleichsam um sie

aus ihrer traurigen Stimmung herauszureißen. Die Wittwe war einigermaßen überrascht, und sah Cecilia an ohne zu sprechen.

Nach einer Pause ergriff diese die Hand ihrer Gefährtin und sagte:

„Wißt Ihr auch, Raet, daß Euer seliger Mann mich mit großer Lebensgefahr aus diesem Brande gerettet hat? Ja, ja, ohne ihn, ohne diesen menschenfreundlichen Jan, wäre ich zu Asche gebrannt worden.“

„Aber das würde ja an seiner Stelle jeder Andere auch gethan haben. Seid doch deshalb nicht betrübt!“

„Nein, Raet, darum bin ich auch nicht betrübt. Aber beim Andenken ihres braven Vaters möchte ich Eure Kinder so gern vor aller Noth sichern, und seht, ich kann es leider nicht!“

„Ein gutes Herz, liebes Mädchen, ist auch eine Gabe für die Armen, und zwar die schönste.“

„Hört, Frau, — aber spricht nicht davon; — nehmt diese sieben Stüber, — und wenn Ihr morgen mit Eurem anderen Kinde nach dem Kapellenhose kommen wollt, dann kann ich Euch vielleicht noch etwas mehr geben. Auch will ich aus den Kleidern, die meine selige Mutter getragen hat, Kleider für Eure Kleinen machen, — warm und schön. Möglicherweise werde ich auch noch etwas finden, das gut für Euch selbst ist. Ach, wollte mir doch Gott in meinen Bestrebungen beistehen, damit ich Euer Elend einigermaßen lindern könnte.“

Die Wittve, von diesen Worten und dieser Theilnahme tief ergriffen, begann laut zu schluchzen. Einen Augenblick hindurch benetzte sie die Hand des Mädchens mit heißen Thränen und sagte dann:

„Ach, liebe Jungfrau, ich war so unglücklich, so unglücklich, daß ich oft beinahe den Verstand darüber verlor, ja daß ich vielleicht schon längst gestorben wäre, wenn ich hätte sterben dürfen. Aber wer würde dann meine armen Würmchen versorgt haben? — Die Güte Eures Herzens und Eure Freundschaft lassen mich jedoch jetzt, mehr als Eure Hilfe, plötzlich all mein Elend vergessen. O, wie inbrünstig will ich für Euch beten und in meiner armseligen Stütte, mit meinen Kindern auf den Knien, Segen für Euch herabfließen!“

„Wäre ich nur reich!“ seufzte Cecile.

„Reich?“ entgegnete die arme Frau; „Ihr werdet es demnächst werden, und zwar sehr reich!“

„Ihr irrt Euch, Aet. Die Leute sagen es zwar, aber gewiß, sie sind im Irrthum!“

„Berket Ihr denn von Eurem alten Onkel nicht erben?“

„Mein Onkel ist arm, gute Frau; das Haus, in welchem wir wohnen, und einige geringe Zinsen sind Alles, was er besitzt.“

„Nein, nein, er hat viel, sehr viel baares Geld. Mein Vann war Maurer und hat früher auf dem Klosterhofe im Geheimen lange für Euren Oheim gearbeitet. So giebt vielleicht nur einen Menschen im Dorfe, der die wahre Lage der Dinge in Eurem Hause kennt, und das bin ich!“ —

Cecilie stand ganz verwundert vor ihr.

„Und — nicht aus Hochmuth sage ich es — aber ich könnte Euch mit vollem Zug wohl Richte nennen; denn die verstorbene Frau Gutes Tufels war eine Schwester der Mutter meines Mannes. So geht's in den Dörfern: Der Eine hat Glück und der Andere Unglück; man zerstreut sich nach allen Gegenden hin, um sein Brot zu suchen, und zuletzt kennt man einander nicht mehr!“

„Also wäre diese liebe Kleine mit mir verwandt, ich wäre eine Nichte von ihr?“ fragte Cecilie, während sie dem Kinde das Haupt streichelte.

„Es ist freilich eine weite, sehr weite Verwandtschaft“ entgegnete die Wittve „indess wenn in der Welt Alles nach dem Rechten ginge, dann würde ich doch auch wohl einmal meinen Anteil an der Erbschaft Gutes Tufels haben. Aber der Thys, dieser scheinhellige Veträger, wird schon dafür sorgen, daß von unserer Seite Niemand etwas bekommt.“

„Mein Tufel ist gerecht!“ sagte Cecilie. „Ist seine Lebensweise auch etwas sonderbar, sein Herz ist doch gut.“

„Ich weiß es wohl; aber kennt Ihr den Thys?“

Das Mädchen sah sie mit Verwunderung an.

„Nun, ich kenne ihn! — Er hat lange in meinem Geburtsdorf gewohnt. — Thys ist ein Mann, der früher das ganze Vermögen seiner Eltern durchgebracht und seinem Vater tedtgeplagt hat. Da er ziemlich gelehrt war, so wurde er später aus Noth eine Art Seelenverkäufer und Zochwaller; und so geschah es, daß er, um eine krumme Sache

gerade zu machen, auf dem Klosterhofe Zutritt erhielt. Da mußte er denn wohl bald gesehen haben, daß dort guter Grund und Boden zum Verführen und Betrügen sei; denn der ehemalige Verschwender und Bösewicht heuchelte mit einem Male Geiz, Räßigkeit und liebevolle Sorgfalt für Euren Onkel. Und wißt Ihr, warum? Um mein Erbtheil und das Erbtheil so vieler anderen armen Menschen zu rauben, die von unserer Seite noch übrig sind. Vielleicht auch — aber nein, Euer Onkel hat Euch noch viel zu lieb!”

Cecilie stand da mit gebeugtem Haupte und blickte vor sich nieder. In stillem Selbstvergessen erwog sie für sich die sonderbaren Offenbarungen der armen Raet.

Diese fuhr fort:

„Aber fürchtet noch nichts, liebe Jungfrau; mancher Mensch hat zuweilen mehr Muth und Verstand für Andere, als für sich selbst. Thys weiß es recht gut, daß die arme Raet ihm vielleicht noch einmal in den Weg treten kann. Ueberdies seid Ihr die Einzige Eures Stammes und unmittelbare Nachfolgerin, da Euer Vater der leidliche Bruder des alten Jan war. Später wollen wir noch ausführlicher über diese Angelegenheit sprechen; vorläufig will ich Euch nur gegen den falschen Thys gewarnt haben. — Schon zu lange habt Ihr hier in der Kälte einer armen Wittwe Eure Güte bewiesen. Ich will nun gehen, um meine Kinderchen daheim mit freudigen Nachrichten zu trösten und im Verein mit ihnen für Euch zu beten!”

Cecilie erhob das Haupt, ergriff die Bettlerin bei der Hand und fragte:

„Naet, wollt Ihr etwas für mich thun? Aber Ihr müßet es mir auch gewiß versprechen und halten.“

„Mit Freuden, gutes Mädchen!“

„Nun wohl, so betet nicht für mich, sondern für meinen alten Onkel. Werdet ihr's aber auch nicht vergessen?“

„Nein, gewiß nicht!“

„So lebt denn wohl bis morgen!“

Unter den Aeußerungen der feurigsten Dankbarkeit bog die arme Wittwe hierauf in den Aufweg ein, sah sich jedoch noch ab und zu nach Cecilien um, die sich schnell nach Hause begab.

Die arme Mutter sagte mit tiefer Bewegung zu ihrem Kinde:

„Wicken, Du hast in der letzten Nacht von einem Engel geträumt. Sieh, das ist der Engel!... Und der häßliche Thys vom Klosterhese, das ist der Teufel!... Komm, Kind, laß uns etwas schneller gehen!“

III.

Cecilie öffnete die Thür ihres Hauses und trat hinein. Niemand befand sich im untern Zimmer. Die kalte Einsamkeit dieses Ortes machte doch noch Eindruck auf das Gemüth des Mädchens, so sehr sie dieselbe auch gewöhnt sein mußte. Mit einem langsamen Blick schaute sie in dem Zimmer umher, und ließ ihr Auge unachtsam an den Wänden zwischen den grauen Spinnweben umherirren. Ein Ausdruck des Verdrusses oder des Mitleids überzog ihr Antlitz, und nachdenkend blieb sie ein Weilchen in der Mitte des Zimmers stehen. Gewiß war ihr Geist beschäftigt mit einer Vergleichung zwischen dem unverkennbaren Ausdruck des Ruthes, der Zufriedenheit und der Liebe, der sich in der Hütte der armen Mutter Ann aussprach, und zwischen der ängstlichen Todtenstille des Zimmers, in welchem sie sich jetzt befand. — Bald aber setzte sie sich an den Herd, in die Ecke des Kamins, und schaute mit unsicherm Blick in die Asche. Einige Laute, die während ihres Hinbrütens verständlich über ihre Lippen gingen, bezeugten, daß sie noch immer den Worten der Bettlerin Raet nachsaun.

Naum hatte sie einige Augenblicke dort gesessen, als sich hinter ihr in der halbgeöffneten Thür eines Nebenzimmers

der Kopf eines Mannes zeigte, und kaum hatte dieser das Mädchen bemerkt, als auf seinem Antlitz ein sonderbarer Ausdruck sichtbar wurde. Die grauen Augen glitzerten vor Freude unter seinen dichten Brauen und strahlen von böser Arglist, während sein großer Mund, durch ein spöttisches Lächeln nach hinten verzogen, eine triumphirende Regelmäßigkeit verrieth.

Der Mann verschwand alsbald, kam jedoch, wenige Augenblicke darauf, wieder zurück, und trat mit drei großen Torfstücken und einem Bündel Reisholz ins Zimmer. Jetzt war sein Gesicht so mild lächelnd, so einfach und gutherzig, als es seine abstoßenden Züge nur gestatten konnten.

„Guten Tag, Cecilie,“ sagte er liebevoll. „Nicht wahr, es ist kalt? Nimm Deine Füße aus der Asche, ich will uns ein hübsches, warmes Feuer machen.“

Das Mädchen sah ihn mit Verwunderung an. Der Ton dieser Stimme war ihr fremd, und dieses biedere Lächeln hatte sie nie auf dem Gesicht des mürrischen Ithvs gesehen. Da jedoch die Worte der armen Maet noch vor ihrer Seele standen, so war es ihr zweifelhaft, was sie von dieser Veränderung denken sollte.

Ithv legte mit schnellen Bewegungen den Torf in den Kamin und richtete absichtlich das Feuer beinahe ganz nach der Seite hin, wo Cecilie saß.

„Was machst Du, Ithv?“ fragte diese, „Du legst ja das Holz zum Kamin hinaus!“

„Ich thue es deshalb, damit Du im Stande bist, Dich nach dem Gange durch die Kälte gut durchzuwärmen,“ ant-

wortete Thys, während er den Blasebalg an das Holz setzte, und nun eine wahrhaft lustige Klamme hervorrief.

„Sieh,“ fuhr er fort, „so muß es sein! Nicht für mich; aber wenn Du, Cecilie, Dich daran erseust, dann wird es mir ebenfalls Freude machen, wenn ich auch nicht das Gerinste davon habe.“

„Aber Thys,“ rief das Mädchen, „ich begreife Dich nicht, oder treibst Du nur Deinen Scherz mit mir? Du bist ja ein ganz anderer Mensch geworden!“

„Cecilie,“ seufzte Thys mit betrübtem Ton, während er ihr schmend und schmeichelnd ins Auge sah, „ich weiß wohl, daß Du mich hassest, aber Du kennst mich nicht!“

„Hassen? Psui, welch ein häßliches Wort! Es ist wahr, ich habe Furcht vor Dir, weil Du immer so mürrisch sehest und so barsch mit mir sprichst. Du weißt wohl, Thys, ich muß Freundschaft haben und Herzengüte sehen; so ist mein Gemüth.“

„Du wirst es mir sicher nicht glauben, Cecilie, aber ich bin ganz ebenso, und bin von jeher so gewesen.“

„Du?“ fragte das Mädchen ungläubig.

„Ach, Cecilie,“ seufzte er, „es schmerzt mich, daß ich gezwungen bin, Dir das Geheimniß meines ganzen Thuns und Lassens zu offenbaren. Ich liebe unsern Onkel Jan über Alles; der einzige Zweck meines Lebens war bis jetzt nichts anderes, als die letzten Jahre meines Wohlthäters zu versüßen, und allen Verdruß so viel als möglich von ihm abzumenden. Du, als ein Mädchen, bist zu einfach und kindlich, um begreifen zu können, daß man ein geringeres

Unrecht begeben kann, um ein größeres Gute zu erreichen. Dies aber ist es, was ich stets gethan, und wonach ich stets gehandelt habe. Unser alter Onkel ist geizig, sein Geld ist seine Seele; ich klage ihn aber deswegen nicht an, es ist eine Schwachheit seiner Jahre. Ihm in dieser seiner Leidenschaft zu widersprechen oder Hindernisse zu bereiten, hieße sein Leben verbittern und seine Tage verkürzen. Was habe ich nun aus Liebe für ihn gethan? Ich habe mich gestellt, als ob ich geizig wäre wie er, habe mich mit schlechten Speisen genährt, Hunger und Kälte ertragen, und ganze Wochen und Monate hindurch hier traurig wie in einem Grabe gefessen. Ja, ja, Cecilie, mein Herz blutete, wenn ich einen armen Menschen sah, und doch, mit Rücksicht auf Onkel Jan, jagte ich ihn zur Thür hinaus. Ich sehnte mich nach einem geselligen Umgange mit Freunden, und doch, um Onkel Jan's willen, verbrachte ich meine schönsten Lebensjahre in Einsamkeit und Stille. Ich liebte Dich als das reine Bild der Unschuld und Tugend, mein Herz verlangte nach Deiner schwesterlichen Zuneigung, und doch, um meinen vorgegebenen Geiz aufrechtzuerhalten, mußte ich Dir mit Bitterkeit entgegentreten und Dich oft mit barschem Tone ermahnen. Warum dies Alles? Noch einmal, nur um Onkel Jan zu gefallen und ihm Trost zu geben in seinem schmerzenvollen und gebrechlichen Alter."

Das Mädchen schien ganz und gar durch die eindringlichen Worte des sonst so finstern Thys ergriffen. Dennoch sah sie ihn noch mit sprachlosem Erstaunen an.

„O, ich habe viel gelitten!“ rief er wie in Verzweiflung aus. „Ewig sich verstellen, nie sein eignes Selbst sein dürfen, verabscheut werden um seiner Aufopferung willen, und Alles dulden und Alles in der Stille für sich verschmerzen müssen! Es ist, als ob man weder ein Herz noch eine Seele hätte!“

„Armer Thys,“ seufzte Cecillie, „warum sagtest Du das nicht früher? Dann wäre ich sicher nicht ungerecht gegen Dich gewesen.“

„Und nun, nun Du es weißt, Cecillie?“ fragte Thys, indem er sein Angesicht enthüllte und eine milde, bittende Miene zeigte, „wirst Du mich noch hassen?“

„Gehaßt habe ich Dich niemals, Thys,“ antwortete Cecillie, „warum sollte ich mich sonst über Deine Freundlichkeit freuen? Ich muß hier mit Dir zusammen wohnen, wie mit einem Bruder. Nun wohl, ich will Dich auch gern sehen, und Dich auch lieben wie einen Bruder!“

„Du wirst Dich also nicht mehr vor mir fürchten?“

„Warum denn, wenn Du ein gutes Herz hast?“

• Eine augenblickliche Stille folgte auf diese Worte. Es war augenscheinlich, daß Thys lebhaft über etwas nachdachte, denn seine Blicke wurden unsicher und seine Haltung unruhvoll.

Plötzlich erhob er den Kopf und sagte mit scheinbarer Gleichgültigkeit:

„Cecillie, ich muß Dich mit etwas bekannt machen, das Dich wahrscheinlich verwundern wird; sei aber nicht darüber bekümmert: denn bis jetzt sind es nur noch Worte.“

„Nun, dann wird's wohl so arg nicht sein,“ bemerkte das Mädchen mit einem Lächeln. „Was ist es denn, Thys?“

„Denke Dir, Onkel Jan will, daß ich Dich beirathe!“

„Wie? Was sagst Du?“ fragte Cecilie bebend vor Schreck und Ueberraschung.

„Ich habe mich geweigert!“ fuhr Thys fort.

„Gott, was ist das für ein Gedanke!“ seufzte das Mädchen noch ganz aufgeregt.

„Ich habe mich geweigert!“ wiederholte Thys, indem er sie aufmerksam beobachtete.

„Und Onkel Jan hat seine Absichten aufgegeben, nicht wahr, Thys?“ fragte Cecilie mit banger Stimme.

„Nein,“ antwortete dieser, „was ich auch für Mühe angewendet habe, um es ihm auszureden, er läßt sich nicht davon abbringen; es scheint ihm zu einer festen Idee geworden zu sein.“

„O, mein Gott!“ schluchzte das Mädchen, indem sie ihre Augen mit der Schürze bedeckte, um ihre Thränen zu verbergen.

Thys lächelte wie ein Teufel, als er dies sah.

Cecilie erhob sich von ihrem Stuhl und fragte angstvoll:

„Wo ist mein Onkel?“

„Du weißt es ja,“ erwiderte Thys, „er ist oben! Wenn Du ihn aber ruffst und in seiner Zurückgezogenheit störst, wird er den ganzen Tag hindurch verstimmt sein!“

Verzweiflungsdroll lehrte Cecilie zu ihrem Stuhl zurück und setzte:

„O, Thys, lieber, guter Thys, rede ihm doch diese Gedanken aus!“

„Laß uns einmal mit kaltem Blute über die Sache sprechen. Vielleicht finden wir Mittel, um uns Alle zu friedenzustellen.“ —

„Ach ja!“ seufzte Cecilie, „hilf mir, Thys; mein ganzes Leben hindurch will ich Dir dankbar dafür sein!“

„Sieh, liebes Kind, ehe Du Dich betrübst oder unsern alten Onkel der Unbesonnenheit beschuldigst, ist es nöthig, daß Du die Gründe seines Entschlusses kennst. Vielleicht wird dann sogar ein Gefühl der Dankbarkeit gegen ihn in Dir aufsteigen. Onkel Jan glaubt, daß er nicht lange mehr leben werde, und ich selbst fürchte, er täuscht sich nicht. Sein größterummer ist nun die Besorgniß, daß er die Welt verlassen soll, ohne Dein Loos gesichert zu sehen; und nur Deine Verheirathung wird im Stande sein, ihn hierüber beruhigen zu können.“

„Aber, Thys, ich will nicht heirathen; ich bin ja noch viel zu jung!“ sagte das Mädchen mit ängstlicher Stimme.

„Diese Ansicht hatte ich ebenfalls, und deshalb habe ich mich auch anfangs geweigert,“ antwortete Thys.

„Himmel!“ rief Cecilie erschreckt, „so hast Du Deine ersten Gedanken also geändert?“

„Ich weiß es selbst nicht,“ entgegnete Thys, „seit diesem Augenblick ist das Gefühl der Pflicht in mir aufgestiegen, und ich bin in Zweifel gerathen über das, was Edel-

muth und gesunde Vernunft von mir verlangen. Bedenke zuerst, Cecilie, daß Onkel Jan seinen Plan bereits seit Monaten mit sich herumträgt, daß dieser also bereits Wurzel in seinem Geiste geschlagen hat. Du kennst ihn: wenn er das, was er sich vorgenommen hat, nicht auszuführen vermag, kann er leicht krank werden, vielleicht gar sterben. Wolltest Du nun wohl die Schuld seines Todes auf Dein Gewissen nehmen?"

„Ach Gott, ach Gott!“ rief das Mädchen und richtete ihre Augen trostlos zum Himmel.

„Möchtest Du Schuld an seinem Tode sein?“ fragte Ihs noch einmal.

„O nein, nein!“ schluchzte sie und hielt laut weinend beide Hände vor die Augen.

„Du wirst mich also heirathen, um sein Leben nicht zu gefährden?“

„Aber, Ihs,“ rief sie, „Du hast Dich ja doch geweigert, wie Du sagst?“

„Ich habe mich allerdings geweigert,“ entgegnete dieser, aber als Onkel Jan, verzweiflungsvoll vor mir auf den Knien liegend, meine Zustimmung als eine letzte Wohlthat ersuchte, als er mir sagte, daß er vor Gram sterben würde, wenn ich hartnäckig bei meiner Weigerung bliebe, da habe ich mein Mitleiden und meine Liebe gegen ihn nicht länger unterdrücken können.“

„Aber Du hast doch nicht eingewilligt?“

„Ich will keine Schuld an seinem Tode haben! — Und Du, Cecilie?“

„O, ich auch nicht!“ rief das Mädchen schluchzend, „ich will meinem Theim den grausamen Gedanken austreten. Reinen Thränen und meinen Bitten wird er nicht widerstehen können!“

„Hoffe es nicht, Cecilie. Wann hätte er jemals einen Vorsatz aufgegeben? — Wenn er nun fordern sollte, wenn er Dir nun selbst sagte, daß er vor Kummer über Deine Weigerung sterben würde?“

„Dann — ja, dann freilich würde ich gehorchen!“ schluchzte Cecilie.

Sie senkte den Kopf, hielt die Schürze vor die Augen, und konnte des Weinens kein Ende finden.

Das Antlitz des falschen Theus glänzte vor Freude. Er hatte in der That einen heftigeren Widerstand erwartet, und glaubte nun die größte Mühe überwunden. Was ihm selbst zuerst unmöglich geschienen, war nun möglich geworden; und die Thränen des Mädchens, wie sehr sie auch gegen ihn zeugten, stürten ihn in seinem Siegesgefühl keinesweges; ja, so sehr erfreute ihn dieser Sieg, daß eine wirkliche Aufrichtigkeit auf sein Gesicht und in sein Herz trat. Vielleicht hielt er die Maske nun für überflüssig, vielleicht auch wollte er, um seinen Sieg vollständig zu machen, Mittel anwenden, die ihm mächtig genug schienen, um die freie Zustimmung des Mädchens zu erhalten.

Obgleich Cecilie nicht zu ihm aufblickte, so sagte er doch mit Leidenschaftlichkeit zu ihr:

„Deine Betrübniß ist ohne allen Grund, Cecilie. Wir werden die glücklichsten Menschen sein, die man finden kann. Du sollst stets in schönen Kleidern gehen, auf einem Schloß wohnen, in einer Kutsche fahren, in der Kirche auf dem Chor sitzen, und wie eine Standesfrau bewundert und geehrt werden. Veklere Freisen sollen stets auf unserer Tafel stehen; wir werden bedient werden und an nichts weiter zu denken haben, als an gutes Gessen und Trinken. Du glaubst mir nicht? Onkel Jan ist reich, feinreich! Durch Scharren und Kraben und Abdarben, und wer weiß auf welche andere Weise noch, hat er tausend und abertausend Gulden zusammengehäuft. Darum riegest er auch immer sorgfältig alle Thüren hinter sich zu, wenn er im Laufe des Tages hinaus geht: denn dann wühlt er in seinen Geldstücken“

Ein sonderbares Zittern lief über Cecilies Glieder.

„Ich sehe an Deiner Bewegung, was Du sagen willst, Cecilie,“ fuhr Thys fort. „Du machst es mir gewiß zum Vorwurf, daß ich ihn noch in seinem Geiz unterstütze! Ach, begreifst Du denn nicht, daß ich auf diese Weise nur für Dich und für mich spare? Um so viel mehr bleibt dereinst für uns Beide übrig. Zwar kannst Du mir einwenden, daß ich kein Recht auf eine Erbschaft habe und also auch nichts erben werde. So scheint es, aber es ist nicht so! Onkel Jan vermacht mir die Hälfte seines Vermögens, während das Uebrige rechtmäßig Dir zukommt. Sieh, Cecilie, auf diese Weise werden wir einmal alle Reichtümer des Alten für uns allein haben; und wie werden wir dann

alle unsere Wünsche befriedigen und, im Besitz großer Summen, den Herrn und die Dame spielen können!“

Das Schweigen des Mädchens hielt er sicher für eine Zustimmung, denn der Ton seiner Stimme verrieth ein noch größeres Siegesgefühl, als er mit einem gewissen spöttischen Lächeln fortfuhr:

„Und wir werden wahrscheinlich nicht lange mehr zu warten brauchen. Du hörst es, wie Onkel Jan von Tag zu Tag heftiger zu husten beginnt; seine Brust ist ihm! Wir wollen ihn bestimmen, ein Testament zu errichten, in welchem er uns Beiden Alles vermacht. Jetzt wird es noch leicht gehen. Und wenn er stirbt — wir können es nicht hindern — (der Herr mag seine Seele nehmen: und bleibt sein Geld) — dann wollen wir einmal zeigen, ob wir das Leben verstehen oder nicht!“

Noch heftiger zitterte das Mädchen, als sie diese gottlosen Reden hörte.

Thys schrie ein Weilschen und schien eine Antwort von ihr zu erwarten. Als sie jedoch sprachlos und mit gebeugter Haltung sitzen blieb, fragte er:

„Run, Cecilie, weinst Du noch?“

Diese erhob sich hierauf langsam von ihrem Sessel, ging zwei oder drei Schritte zurück, warf den Kopf mit Stolz in die Höhe und richtete auf Thys einige Blicke so voller Abscheu, daß er vor Schreck und Erstaunen aufsprang. Dennoch wußte er noch nicht, was er denken

sollte und was er zu fürchten oder zu hoffen hatte, da Cecilien's Antlitz eher eine Art von Freude als Betrübniß verrieth.

„Nun, nun, was sagst Du?“ fragte er mit bangem Erwarten.

„Kalscher Schurke!“ entgegnete das Mädchen mit gedämpfter Stimme und grenzenloser Verachtung.

„Wie, was ist das?“ rief Thys erschaut.

„Ich Deine Frau werden?“ fuhr Cecilie mit muthiger Festigkeit fort, „Dir helfen, meinen guten alten Onkel noch nach seinem Tode zu verspotten, — Wittwen und Waisen ihres rechtmäßigen Erbtheils zu berauben? Und sollte ich lebendig begraben werden, am Rande des Grabes würde ich noch rufen: Nein, und ewig Nein!“

Sprachlos vor Schreck sah Thys das stolze Mädchen an, die sich ihm plötzlich so mächtig, so überlegen zeigte, daß er die Augen vor ihrem Blicke niederschlagen mußte.

„Du denkst wahrscheinlich, daß ich vorbei unter meiner Schürze zu weinen fortfuhr?“ sagte sie. „Aber Du irrst Dich. Ich habe Dein Herz sich öffnen gesehen — und habe zu Gott gebetet und ihm gedankt, daß er Dich mir zeigte, wie Du bist. Jetzt kenne ich Dich!“

Noch einen Augenblick währte die Ueberraschung des betrügerischen Thys, sobald er sich aber von dem unwiderstehlichen Entschluß des Mädchens überzeugt hatte, verzog sich sein Gesicht zu einem rachsüchtigen Lächeln.

„Ah, so also meinst Du es? Nun gut, wir wollen doch einmal sehen, wie es ablaufen wird; ich werde schon Mittel finden, Dich zu zwingen, wenn Du der Güte kein Gehör leihen willst. Du meinst mich zu kennen? Aber Du täuschst Dich! Ich bin noch viel ärger, als Du glaubst. Auf den Knien sollst Du mich noch einmal um Vergebung anflehen.“

„Das werde ich nie thun!“ entgegnete Cecilie mit aufsaßend kühlem Tone.

„Nie thun? O, wie muß ich lachen! Narrchen, Du sprichst es kaum zu ahnen, daß ich Dein ganzes Vermögen in meinen Händen habe, und daß ich Dir Alles, bis auf den letzten Heller, werde zu entziehen wissen!“

„Nimm es immerhin!“ antwortete sie.

„Ich werde es dahin bringen, daß Du mit Schimpf und Schande aus dem Hause gesagt wirst.“

„Thue, was Dir gut dünkt!“

„Dein Oheim soll Dich auf seinem Sterbebette verfluchen.“

Schweigend und wie niedergedrückt durch diese schreckliche Drohung beugte Cecilie das Haupt.

„Hi, heh, läßt das Vögelchen die Flügel hängen? Wo steht nun mit einem Male der unbändige Stolz von vorher?“ spöttelte Thye. „Ich werde Dich aber noch viel tiefer treffen können. Ich weiß, weshalb Du mich verachtest! Es giebt Jemand, den Du sicher ohne Sperren und Hürden, und ohne Thränen zum Mann nehmen würdest, nicht wahr? Die Wittwe vom Kapellenhose hat einen

Sohn, einen leichtsinnigen Strich, einen Trunkenbold, — den möchtest Du wohl haben? Nun, Du sollst ihn bekommen, ja, und dann könnt ihr mit einander betteln gehen. Ich weiß es, unter Deinem stillen und schmeichelnden Gesichtchen verbirgst Du einen bewundernswerthen Trog und eine erstaunliche Hartnäckigkeit; aber Du sollst auch nicht allein das Ziel meiner Rache bleiben. Auch die Ursache Deiner Weigerung soll meine rächende Hand empfinden. Bart und seine Mutter will ich verfolgen, ihr Haus in Verfall bringen, und nicht eher will ich von ihnen loslassen, als bis ich sie auf dem Hungerstroh setze. Und wer wird dann die Schuld ihres Unglücks tragen? Du allein!”

Cecilie war durch diese schrecklichen Worte gänzlich vernichtet worden. Sie lehnte den Kopf an den Kamin und schien in unendlicher Trauer versunken.

Eine wilde Freude flammte dagegen auf dem häßlichen Gesicht des erbarmungslosen Ibro. Es war in seinen Blicken so etwas Unedles und Grausames, daß man hätte glauben können, eine Schlange in ihm zu sehen, die ihre Beute durch einen giftigen Blick bezaubert und sie tausend Tode will sterben lassen, ehe sie sie verschlingt.

„Winnen einer Viertelstunde kommt Onkel Jan herunter,“ sagte er. „Noch einmal, Cecilie, zum letzten Male, bedenke Dich wohl. Willst Du Frieden haben, oder gegen mich kämpfen? Willst Du reich und glücklich sein, oder eine Dienstmagd werden, oder auch vielleicht gar betteln gehen? Bedenke Dich wohl, eine Viertelstunde ist bald vergangen!“

Cecilie erhob den Kopf und antwortete weinend:

„Ich werde auch reden, ich werde Alles meinem Onkel mittheilen. Er soll Deine Falschheit kennen lernen; und da sein Herz gut ist, wird er vor Deiner gewiß nie im Entfernsten geahnten Bosheit erschrecken.“

„Nun, nun!“ fiel ihr Thos mit einem spöttischen Lächeln in's Wort, „rede nur immer, sprich ihm von meiner Falschheit, wie Du es nennst; wiederhole ihm Wort für Wort, was ich zu Dir gesagt habe: Er wird Dir doch nicht glauben. Er hat ein gutes Herz, nicht wahr? Aber eben deshalb wird er thun, was ich will. Klage mich nur immerhin an: je mehr, je besser!“

Bei diesen letzten Worten hatte Thos allmählig den Ton seiner Stimme so sinken lassen, daß Cecilie, die wieder das Haupt an den Ramin lehnte, das Ende seiner Rede nur halb verstanden hatte. Zu gleicher Zeit war der heuchlerische Betrüger auf den Fußspitzen zu einer Nebenthür gegangen, hatte das Zimmer verlassen und die Thür von außen ohne das geringste Geräusch verriegelt.

Einen Augenblick darauf hörte Cecilie, tiefer im Innern des Hauses, seine Stimme, die laut rief:

„Onkel Jan! Onkel Jan!“

Rebend sprang das Mädchen auf, und als sie im Zimmer umhersah, suchte sie unter dem Einfluß eines heftigen Schredes:

„Himmel, er ist zu meinem Oheim gegangen, um ihn vorweg gegen mich einzunehmen und ihn irrezuführen!“

Hastig lief sie auf die Nebenthür zu, um sie zu öffnen; aber ein Ausruf der Verzweiflung entfloß ihren Lippen, als sie erkannte, daß Thys von Außen den Riegel vorgeschoben hatte.

„O,“ rief sie, „er wird mir nicht glauben. Meine einzige Hoffnung ist dahin! Was nun thun? Was Gott mich in seinen Schutz nehmen!“

Sie sank auf einen Stuhl nieder, wo sie wie vernichtet sitzen blieb, während sie von Zeit zu Zeit zitterte, wenn über ihrem Haupte unter den Tritten des schwerfälligen Thys und ihres Onkels die Decke des Zimmers knarrte.

Einige Zeit hindurch hatte sie so geessen, als die Thür sich öffnete und die beiden Männer hereintraten.

Das Gesicht des Greises war misanthropisch und traurig; Thys dagegen hatte den Ausdruck seiner erbeutelten Ehrlichkeit und Einfachheit wieder angenommen. Der Letztere ging langsam und wie gleichgültig nach dem Kamin und nahm am Herde Platz.

Der Onkel nahm gleichfalls einen Stuhl, setzte sich nicht weit von dem weinenden Mädchen nieder, und sagte mit schmerzlichem Ton:

„O, Cecile, ich hätte nicht gedacht, daß Du so undankbar sein würdest; ich glaube es aber auch noch nicht. Was ich thun will ist nur zu Deinem Besten; nur aus Liebe zu Dir ist in mir der Wunsch entstanden, Dich mit einem Manne verheirathet zu sehen, dessen Ehrsamkeit mir die Gewißheit giebt, daß Du nach meinem Tode nicht in

Armuth und Elend verhaften wirst. — Und Du weigert Dich?"

Das Mädchen schluchzte heftiger, antwortete aber nicht ein Wort.

Onkel Jan sprach mit milderer Stimme weiter:

„Nun, Cecillie, Dein Unrecht kann noch wieder gut gemacht werden. Ich wußte wohl, daß Du aus Liebe zu Deinem alten kranken Oheim einwilligen würdest. — Und was Du zu Ihsos gesagt hast sind eitle Worte, nicht wahr? Worte, die man so in Haß hinspricht, die jedoch nicht aus dem Herzen kommen? Nun denn, meine Cecillie, sei ein gutes Kind, folge meinen Anordnungen zu Deinem Wohl und heirathe unsern guten Ihsos, der Dich sicher glücklich machen wird.“

Das Mädchen erhob sich; ihr Gesicht war bleich vor Angst, ihre Wangen zitterten krampfhaft, und wie außer sich rief sie:

„Ihn heirathen; ihn, diese giftige Ratter?"

„Gott, was habe ich ihr nur Leides zugefügt?" seufzte Ihsos mit traurigem Tone. „Ihr seht es, Onkel Jan, ich kann nichts dazu thun. Laßt sie nur in Frieden; ich will die Ursache ihres Verdrußes nicht sein.“

„Schweinheiliger Bösewicht!" rief ihm das Mädchen zu, indem sie einen Blick der tiefsten Verachtung auf ihren Vorgesetzten warf.

Inzwischen betrachtete der Greis seine beiden Gefährten einen nach dem Andern mit einem Erschauern, als ob er durch ein unbekanntes Wunder überrascht worden wäre.

Und in der That, das Mädchen, das er bisher als ein wahres Bild von Duldsamkeit und Sanftmuth gekannt hatte, stand vor ihm da mit flammenden Blicken und mit dem Ton eines entschiedenen Willens in ihrer Stimme. Dieser Ton, der aus der Empörung eines reinen jungfräulichen Gemüths gegen feige Bosheit entsprang, machte einen ungünstigen Eindruck auf den Alten. Thränen stürzten aus seinen Augen, und in tiefem Schmerz rief er aus:

„O, so ist denn Alles Verrath und Betrug. Alles, sogar das Herz meiner Cecillie? Kind, Kind, Du daß also Jahre lang geheuchelt? Das giebt mir den Todesstoß!“

Durch diesen grausamen Vorwurf wurde der Muth des Mädchens gänzlich gebrochen; sie sank auf die Kniee vor ihrem Oheim und sagte, indem sie seine Hände mit Thränen benetzte:

„O Du, den ich liebe wie einen zweiten Vater, glaube ihm nicht: es ist ein Teufel von Falschheit und Hinterlist. Glaube nicht, daß er Anhänglichkeit für Dich besitzt; er spottet Deiner hinter Deinem Rücken, während er vor Deinen Augen Dir Treue und Demuth heuchelt. Dein Geld will er haben, nur Deinen Tod wünscht er. Vor wenigen Minuten noch sprach er Worte zu mir, die mich bis in die tiefste Seele hinein erschütterten. Um Gottes, um Jesu willen, glaube ihm nicht: er ist Dein Feind!“

Mehr und mehr wuchs das Erstaunen des Greises. Ceciliens Worte übten eine entgegengesetzte Wirkung auf sein Gemüth aus. Er hob seine Nichte vom Boden empor und entfernte sie mit der Hand. Dabei schüttelte er

mit schmerzvollen Mienen das Haupt und sah Ihye an, als ob er ihn etwas fragen wollte.

„Erzürnt Euch nicht zu sehr über sie, Onkel Jan,“ sagte der Betrüger. „Ihr seid auch einmal jung gewesen, und vielleicht habt Ihr auch geliebt. Dann aber werdet Ihr wissen, wohin ein blindes Gefühl Jemand zu bringen vermag, wenn habfüchtige Rathgeber das böse Feuer nur noch immer mehr anschüren. Noch einmal, schlägt Euch die Sache aus dem Kopf. Cecilie ist irregeleitet worden; sie verdient eher unser Mitleid als Euren Zorn.“

Diese Schwähung und die Ungerechtigkeit ihres Onkels rüttelten die arme Cecilie aus ihrer Betäubung wieder auf.

„O, das ist zu viel!“ rief sie mit Entrüstung aus. „Ich will Dein Mitleid nicht, scheinheiliger Mensch; es würde mich nur besudeln können! — Wie? Hast Du nicht noch vor wenigen Minuten Dich an der Hoffnung ergötzt, daß mein Oheim nicht lange mehr leben werde?“

„Ich habe gesagt!“ antwortete Ihye mit sein berechneter Ruhe und Sanftmuth „daß man die wenigen Jahre, die Gott unserm Wohlthäter noch vergönnen kann, nicht durch Widerspenstigkeit gegen seinen Willen verbittern und verkürzen müsse!“

„O, grenzenlose Falschheit!“ rief Cecilie aus. „Du hättest nicht über Onkel Jan gespottet und ihn einen Weizhals genannt? Hast Du mich nicht zu einem schändlichen Complot mit Dir zu verleiten gesucht, um das Vermögen meines Oheims nach seinem Tode in Prunk und Wohlleben zu verbringen? Und hast Du, um mich zu reizen, mir

nicht gesagt, daß mein Onkel tausend und aber tausend Gulden zusammengeschart habe?"

„Wie? Was höre ich für grauenvolle Dinge? Der Teufel bläst Dir das ein, unglückseliges Kind!" rief der Alte dazwischen, indem er die Hände über sein Haupt zusammenschlug. „Ich bin arm wie Hieb, ich habe nichts, nicht das Geringste!"

„Warum, Cecilie, willst Du so meine barmherzigen Worte verdrehen?" fragte Thys mit fast klagender Stimme. „Umsonst läßt Du Dich zu solchen häßlichen Sünden hinreißen, denn Onkel Jan wird Dir doch nicht glauben. — Ich habe gesagt, daß die Wittwe vom Kapellenbese Dir dergleichen Dinge einrede. Weshalb suchst Du nun offensichtlich die bösen Gedanken Anderer mir zuzuschreiben?"

Der Alte begann zu husten. Dies war gewöhnlich bei ihm ein Zeichen der Ermüdung. Man konnte auf seinem Gesicht bemerken, daß er sich bereitete, einen heftigen Ausbruch zu thun; und, da der Zorn seine matten Augen mit neuer Kraft belebte, so sagte Thys stehend, indem er die Hände nach ihm ausstreckte, gleich als wolle er ihn zurückhalten:

„Ach, Onkel Jan, laßt doch nur die Sachen, wie sie sind: Cecilie scheint es nun einmal zu wünschen, daß aus Eurem Plane nichts werde. Geht Euch darein und laßt sie den jungen Bart heirathen; sie wird selbst am Meisten darunter zu leiden haben."

„Schweig!" rief der Alte in heftigem Zorn „es scheint fast, als ob Du allmählig auch auf die Seite des Bösen

treten wolltest!.... Cecilie, wenn Du allen Verstand und alle Vernunft verloren hast, so muß ich für Dich eintreten und meine Erfahrung an die Stelle Deiner Thorheit setzen. **Hör mich an!** Ich frage Dich zum letzten Male: **Willst Du Thys heirathen oder nicht?**.... Thränen sind keine Antwort, ich will Worte hören!"

"Ach, lieber, lieber Onkel" senkte das Mädchen mit stehend erhobenen Händen „ach, wenn Du wüßtest, was Du thust!"

"Antwort! Willst Du Thys zum Manne haben?"

"Gott im Himmel!" kreischte Cecilie „wenn man mich mit Gewalt nach der Kirche schleppte, ich würde den Athem anhalten, um unterwegs zu ersticken!"

"Pfei! Pfei! welche sündhaften Worte sprichst Du aus. Ist denn Thys nicht ein Mensch wie Andere?" fragte der Alte mit neuem Erstaunen.

"Ein Mensch? Er ein Mensch?" rief das geängstigte Mädchen. „Es ist ein Teufel, ein Teufel der Falschheit und Habsucht."

"Cecilie, unglückliches Mädchen, ich vergebe es Dir!" senkte Thys. „Mag Dir der gütige Gott Deine Verleumdungen gleichfalls vergeben!"

"Run?" begann der Alte aufs Neue „Du willst ihn also nicht heirathen?"

"Run und nimmermehr!" antwortete Cecilie „ich will das Vergste dulden, nur nicht ihm zum Altar folgen. Und sollte ich den grausamsten, schmerzenvollsten Tod sterben,

sollte ich die Schande der ganzen Welt tragen. . . nun und nimmermehr!“

Der Greis erhob sich und sagte mit fester Stimme:

„Nun wohl, so will ich Deine Undankbarkeit belohnen. Diesen Nachmittag noch gehst Du nach dem Kavelshofe und holst Deine Sachen ab. Hierzu gebe ich Dir aber nur wenige Minuten Zeit; und wenn Du hinfert wieder Jemand von jenen gottvergeffenen Menschen ansprichst oder grüßest, dann“

Ein neuer Fußtritt überfiel den alten Mann und unterbrach seine Rede. Es war augenscheinlich, daß das Urtheil, das er aussprechen wollte, ihm Kummer und Qual verursachte.

Thys betrachtete inzwischen mit heimlichem, spöttischem Lächeln das Mädchen, das wieder auf ihrem Stuhl saß und bitterlich weinte. Tufel Jan, sobald er aufs Neue Athem holen konnte, fuhr jedoch mit größerer Heftigkeit fort:

„Dann werde ich Dich . . . Ach, es will mir nicht über die Lippen! Kind, Kind, wenn Du wüßtest, welche Qualen Du mir bereitest!“

Der klagende und väterliche Ton dieser letzten Worte ergriff das Mädchen gewaltig; sie sank von dem Stuhl herab und gleitete auf den Knien zu dem Greise hin, dessen Hand sie faßte und küßte, während sie schmerzbeengt ausrief:

„O, ich liebe Dich noch wie sonst. Alle Jahre meines Lebens würde ich gern hingehen, um das Deine zu verlängern, wenn Gott es zuließe. Ach, habe Mitleid, habe

Mitleid mit mir. Und habe ich etwas gesagt, das Dich betrübt hat, um Gottes willen schenke mir dann Vergebung!"

Ein Lächeln der Freude erhellte das Antlitz des Greises; aber er hatte sich wahrscheinlich über die Empfindungen und die Absichten seiner Nichte getäuscht; denn er sagte mit milderer Stimme:

„Es giebt Vergebung für Alles, Cecilie. Ich wußte wohl, daß Dein Herz sich so mit einem Male nicht verändert haben konnte. — Laß uns Alles vergessen, mein Kind, der weiseste Mensch kann irren und auf Abwege gerathen. Gott sei Dank, daß ich meine liebe Cecilie wieder habe!"

Bei diesen Worten hob er sie vom Boden auf und machte eine Bewegung, als ob er ihr den Kuß der Verzeihung geben wollte; das Mädchen sah ihn jedoch so voller Bangen, so fragend und so sonderbar an, daß er gleichfalls in Zweifel gerieth.

„Run?" fragte er „ich glaubte, Du hättest einge-
willigt!"

Bebend, wie von Krämpfen ergriffen, zog Cecilie den Kopf zurück, lief tiefer in das Zimmer hinein; und die Hände ringend rief sie aus:

„Er ist bezaubert! Gott, Gott, Du hast mich verlassen!"

Thys war aufgestanden und hatte sich dem Alten genähert. Er nahm ihn beim Arm und sagte zu ihm:

„Kommt, Onkel Jan, diese Aufregung wird Euch krank machen. Ihr seht, es ist da nichts zu thun. Ruht etwas

aus, und laßt Cecilien zur Besinnung kommen. Vielleicht wird noch alles besser gehen, als wir denken."

Mit diesen Worten führte er den leuchtenden Greis in ein Nebenzimmer und schloß die Thür hinter sich ab.

Cecilie lag sprachlos mit dem Kopf an der Wand. Nur die Bewegungen ihrer Brust verriethen, daß noch Leben in ihr war.

IV.

Am andern Tage, in den Nachmittagsstunden, stand die Sonne noch eben so prächtig am Himmel; da sie sich jedoch bereits tief zum Westen neigte, so war ihre Gluth schon merklich geschwächt.

Der Schnee, seines funkelnden Feuers beraubt, war matt und ohne Leben, schon waren die getreusten Wintervögel vor der nahenden Abendkälte geflüchtet; eine ergreifende Stille lag über der schlummernden Natur.

Auf dem Kapellenhofe hörte man gleichfalls nichts, weder Stimmen von Menschen, noch das Geräusch der Arbeit. Hätte nicht die Ruh im Stalle von Zeit zu Zeit gebrüllt, so hätte man glauben können, in dem ganzen Gehöft sei kein lebendes Wesen zu finden.

Banna saß vor dem Spinnrade. Sicher mußte ihr Geist mit wichtigen Gedanken beschäftigt sein; denn sehr oft riß der Raden in ihrer Hand, oder sie setzte in der Zerkrennung den Fuß neben den Tritt und spann fort an einem Spinnrade, das sich nicht drehte.

Ihr Blick war auf die Wanduhr gerichtet; jede Schwingung des Perpendikels schien sie zu zählen, und nicht selten sah sie die trägen Zeiger mit einem Ausdruck misanthischer

Ungebuld an, als ob die Uhr Schuld sei, daß die Zeit nicht schneller verging.

Plötzlich sprang sie erschreckt aus ihrer Zerstreuung auf: Der Kessel war übergelocht und hatte ein gutes Theil Wasser in's Feuer gegossen.

„Aber Wanna!“ rief Mutter Ann, die auf das Geräusch aus dem Stall herbei gelaufen kam „viel fehlt nicht mehr, und Du läßt Dir noch das kochende Wasser über den Körper laufen ohne es zu sehen. Mädchen, Mädchen, seit der letzten Kirmes bist Du so still und träumerisch und zerstreut geworden, daß gar nichts mehr mit Dir anzufangen ist.“

Wanna schien bestürzt und verlegen.

„Der Schaden ist schon wieder gut gemacht, lieb Mutterchen“ antwortete sie mit Fast, „laß uns jetzt nur den Kessel nach dem Stall bringen. Und dann will ich einmal schnell in's Dorf laufen, um grünen Zwirn für Cecilien zu holen; sie hat mich darum gebeten.“

„Wenn Cecilie es verlangt hat, dann geh nur bald, denn es wird schon spät, Kind.“

Während dieser Worte hatten sie den Kessel nach dem Stall gebracht.

Wanna kehrte allein in das Zimmer zurück; sie warf einen Blick der Freude auf die Wanduhr, und lief darauf mit einem nur schwach unterdrückten fröhlichen Ausruf zur Thür hinaus.

Als sie mitten auf dem Wege nach dem Dorfe war und sich schon zweimal nach ihrem Hause umgeschaut hatte, brach sie in ein herzliches Lachen aus und sagte vor sich hin:

„Ach, wie wird Mutter die Augen aufthun! Sie wird es bald erfahren, weshalb ich den Kessel habe überkochen lassen.“

Und dabei sprang sie so ausgelassen vorwärts, daß der Schnee in Flocken vor ihren Füßen emporstäubte.

Er hatte das Dorf noch nicht erreicht, als sie hinter dem Tannengebüsch ein Pferd wiehern hörte.

„Ach, da sind sie!“ rief sie jubelnd aus „unser Pferdchen ist froh, daß es zu Hause ist. Aber wenn es wissen könnte, um welche Dinge es sich handelt, fürwahr, es würde am Gade wohl gar durchgehen vor Freuden!“

Bald sah sie hinter dem Gebüsch nun auch ihren Bruder mit seinem kleinen Fuhrwerk auf dem großen Wege erscheinen; und obgleich er sie unmöglich in dieser Entfernung vernehmen konnte, so rief sie doch, und zwar so laut, als es ihr nur irgend möglich war:

„Bart, Bart, hast Du's? hast Du das Halstuch?“

Der junge Bursche mußte ihre Geberden wohl verstanden haben, denn er erhob sich in seinem Wägelchen, und warf seine Mütze so außer sich vor Freuden in die Höhe, daß sie einige Schritte weit vor ihm in den Weg niederfiel und er sich genöthigt sah, das Pferd anzuhalten, um sie wieder aufzunehmen.

Inzwischen kam seine Schwester ganz außer Athem auf ihn zugelaufen.

„Run, Bart, hast Du das Halstuch?“ rief sie.

„Bannchen!“ antwortete er mit freudiger Hast „heute habe ich einen glücklichen Tag gehabt. Denke nur: der Herr,

dem ich meine Reiser zu liefern hatte, fragte mich bei der Bezahlung, weshalb ich so fröhlich und guter Dinge sei?"

„Ja, aber Bart“ unterbrach ihn das Mädchen, indem sie vor Ungeduld in den Schnee stampfte „hast Du denn das Halstuch?"

„Gewiß habe ich's; aber so höre doch nur!“ entgegnete der Bruder. „Ich habe darauf dem Herrn von unserer Mutter und von dem Fest erzählt, das wir ihr bereiten wollen.“

„Laß mich das Tuch sehen, lieber Bart, ach laß es mich sehen!“

„Und weißt Du Wonna, was der Herr gethan hat? Er hat gesagt, daß auch er unsere Mutter beschenken wolle.“

„So? ach Gott, das ist menschenfreundlich!“

„Ja, und dabei hat er mir gute Arbeit für den ganzen Winter gegeben!“

„Und ist das sein Geschenk für unsere Mutter?“

„Nein, Wannchen, außerdem hat er noch ein schönes neues Hünffrankstück in meine Hand gesteckt und gesagt, daß sollte ich zu dem Preise des Halstuches hinzufügen, um ein recht schönes zu erhalten.“

„Hünffranken? Nun, und was kostet denn das Tuch?“

„Acht und einen halben Frank!“

„Himmel, ist das möglich? Lieber Bart, davon können wir ja einen ganzen Monat leben. — Ach laß mich das kostbare Tuch sehen!“

„Ja, aber erst muß ich Dir Alles erzählen. Darauf hat mich jener Herr, der ein reicher Zuckersabrikant ist, in

einen großen Raum seines Hauses geführt, wo weiter nichts zu sehen war, als große Töpfe, wohl tausend an der Zahl. Und alle diese Töpfe waren voller Zucker!"

"Tausend Töpfe voller Zucker?" rief das Mädchen in höchster Bewunderung. "Aber Vart, wie ist das möglich, wer kann diese Menge Zucker verzehren?"

"Sicher die reichen Menschen in den Städten; die Welt ist ja so groß! — Aber das Schönste dabei ist, daß mir der Herr für unsere Mutter sechs große Päckchen davon gegeben hat, weiße, gelbe, braune, schwarze, kurz von allen nur möglichen Farben!"

"Schwarze?"

"Ja, pedschwarz. Mutter wird gar nicht wissen, was es ist. O, wie werden wir lachen! — Aber komm nun, unser Pferd beginnt zu frieren. Ich will Dir jetzt das Tuch zeigen. Aber vorsichtig, zerknittere es nicht. — Laß mich erst Deine Hände sehen!"

"Sie sind ganz rein; ich habe eben erst Hände gewaschen."

Vart war auf das Bäumchen gestiegen, um das Tuch hervorzulangen. Inzwischen fuhr er fort:

"Sieh, Schwesterchen, mit solchen Dingen muß man maniertlich umgehen, die packt man nicht so an, als ob's Kohl wäre. Acht und ein halber Frank ist keine Kleinigkeit!"

Er stieg vom Wagen herab mit einem papiernen Päckchen in der Hand und stellte sich mit geheimnißvollen Heberden neben das eine Rad, wo er vorsichtig das Schnürchen aufknüpfte, womit das Päckchen umwunden war. Wonna sah ihm über die Schulter auf die Hände; ihre großen Augen

funkelten vor Neugierde, und das Lächeln einer frohen Erwartung glänzte auf ihrem Gesichte.

Endlich sah sie das Tuch. Mit sprachlosem Erstaunen blickte sie in das geöffnete Päckchen.

„Nun, Wanna, was sagst Du dazu?“ fragte Bart.

Das Mädchen war eine Zeit lang keines Wortes mächtig. Plötzlich aber begann sie jauchzend in die Hände zu klatschen und vor Freude hoch aufzuspringen. Bart that dasselbe; und so tanzten sie in ihrer unschuldigen Freude auf dem Schnee umher, wie glückliche Kinder.

Das Pferd wendete sich mit dem Kopfe ihnen zu, gleich als ob es fragen wollte, was vorginge?

„Wie schön! Ach, wie schön!“ rief Wanna. „Wie wird sich unsere gute Mutter freuen! — So roth, blau und gelb, daß man von dem Glanze erblinden könnte!“

Bart aber sang mit heller Stimme, daß es weithin über den beschneiten Tannenbusch klang:

„Weg mit Kummer, Roth und Pein,
Heute wird noch Kirmes sein!“

„Ach, liebes, liebes Schwesterchen!“

„Ach Bart, Bart!“

„Aber jetzt nur flink nach Hause; steig auf den Wagen!“ sagte der junge Bursche.

„Ja, und laß das Pferd etwas schnell gehen.“

„Nein, Wannchen, wir müssen noch erst überlegen, wie wir nun Alles festlich einrichten!“

Beide stiegen auf den Wagen. Das Pferd setzte sich langsam in Bewegung.

„Hast Du denn auch Blumen?“ fragte darauf das Mädchen, während sie eifrig in dem kleinen Wägelchen umhersuchte.

„Ja, aber sie liegen hier unter mir in dem Korbe bei dem Gerstenbier,“ antwortete Bart. „Beinahe hätte ich vergessen, daß ich von Franz noch etwas an Dich auszurichten habe.“

„An mich? Von Franz?“ fragte Wanna mit plötzlich geröthetem Gesicht.

Bart öffnete den Korb, und holte einige sehr kleine Blümchen hervor:

„Sieh,“ sagte er, „dies hat mich Franz gebeten Dir zu geben!“

„Was soll ich damit?“ fragte das Mädchen wie im Traum.

„Ja, aber Schwesterchen, weißt Du denn nicht, wie die Blümchen heißen?“ fuhr der junge Bursche fort. „Ich wußte es auch nicht, aber Franz hat es mir gesagt. O, es ist ein wunderschöner Name!“

„Nun, wie heißen sie denn?“

„Sie heißen: Vergißmeinnicht!“

Bei diesen Worten wendete das Mädchen ihrem Bruder hastig den Rücken zu, wahrscheinlich um die Röthe zu verbergen, die sich auf ihrem Antlig immer mehr verrieth. Bart lachte still vor sich hin, und fragte nach einer Pause:

„Wannchen, ist Cecille bei unserer Mutter?“

„Nein, sie ist heut noch nicht bei uns gewesen. — Ich war auf dem Klosterhofe, um zu hören, was ihr fehle. Da

trat mir aber der barsche Thys so heftig entgegen, als ob ich gekommen wäre um etwas zu stehlen.“

„Und wird Cecilie nicht kommen?“

„Ja, aber erst gegen Abend, wie mir Thys gesagt hat. Er sagte es mir freilich mit einem Lächeln, das so freundlich war, wie ein Hund, der beißen will!“

„Nun, daran ist nichts gelegen; wenn sie nur kommt. Unsere Mutter kann sie ja nach Hause geleiten, wenn sie etwas länger als gewöhnlich bei uns bleiben sollte. — Komm, Schwester, setze Dich neben mich, und laß uns nun überlegen, wie wir die Festlichkeit einrichten.“

Und nun begann zwischen den Beiden ein Gespräch, das mit vielen freudigen Geberden und unter wiederholtem Händeklatschen von Seiten des Mädchens geführt wurde, aber doch so still und geheimnißvoll war, daß ein Vorübergehender sicher nicht ein einziges Wort davon verstanden haben würde.

Vor der Thür ihrer Wohnung sprang Wamma von dem Wagen und ging in das Haus. Dort spannte das Pferd aus und führte es in den Stall. Mit vieler Vorsicht und List brachte er darauf auch das Päckchen und den Korb hinein.

„Guten Tag, Mütterchen!“ rief er, als er in's Zimmer trat. „Thu Deine Hand auf, ich habe wieder schönes Geld für Dich!“

Während er ihr einige kleine Münzen gab, sah er voller Unruhe im Zimmer umher; sein Gesicht verdüsterte sich,

und es war augenscheinlich, daß sich seiner Seele eine tiefe Betrübniß bemächtigte.

„Du denkst wohl“ sagte die Mutter „daß ich Dir kein Taschengeld geben werde, weil die Wittwe des Maurers Jan künftig mit ihren Kindern bei uns essen wird?“ —

„— Nein, mein guter Junge, trinke Du nur immerhin wie gewöhnlich des Sonntage Dein Maas Bier. Das verdienst Du Dir redlich.“

Bart nahm die wenigen Cents, die ihm seine Mutter reichte, ohne alle Beachtung an; und als die alte Frau in ihr Schlafzimmer ging, um das Geld beiseit zu legen, näherte er sich seiner Schwester und sagte seufzend:

„Cecilie ist noch immer nicht hier!“

„Sie wird nun auch wohl schwerlich noch kommen“ sagte das Mädchen „denn in spätestens einer halben Stunde ist es dunkel. Nun, wir können es ihr ja morgen erzählen. Geh nur jetzt hinauf und halte unsere Mutter etwas zurück, während ich die verabredeten Vorbereitungen treffe.“

„Wollen wir nicht lieber noch etwas warten?“ fragte Bart betrübt.

„Warten? dann bekommen wir unsere Mutter nicht mehr aus dem Zimmer!“

„Ja, ja, Du hast Recht. Und doch hätte ich es so gern gesehen, wenn Cecilie dabei gewesen wäre! — So frute Dich denn, Wanna, und wenn Du fertig bist, gib das bewusste Zeichen.“

Eilig lief Wanna nun in den Stall, holte den Korb, setzte fünf oder sechs Teller auf den Tisch, schüttete die

Päckchen Kandiszucker hinein, legte das schöne Halstuch halb entfaltet daneben, band die Blumen an die irdene Bierkanne und holte drei Kaffeetassen herbei, um das Bier daraus zu trinken; denn Gläser gab es im Hause nicht.

Dann schlug sie so heftig mit dem Masebalg auf die Feuerzange, daß die Mutter von oben herunter rief:

„Mädchen, mach mir da unten keine Scherben!“

Part kam jubelnd die Treppe herabgelaufen, während die alte Frau ihm folgte.

Es war ein eigenthümliches aber rührendes Bild, die Augen der erstaunten Alten sich bald auf den aufgerugten Tisch, bald auf ihre lachenden Kinder richten zu sehen, während jeder ihrer Blicke nach einer Erklärung dieser seltsamen Scene zu fragen schien.

„Lange lebe Johanna! lange lebe Johanna!“ riefen Part und seine Schwester, indem sie wie ausgelassen der alten Frau um den Hals fielen und mehr als einen Liebeskuß ihr auf die Wangen drückten.

Der junge Bursche machte sich zuerst aus der Umarmung los, griff nach dem neuen Halstuch, warf es seiner Mutter über die Schulter, eilte nach der Wand, um einen kleinen Spiegel herabzunehmen, und rief dann:

„Sieh, liebes Mütterchen, nun brauchst Du nicht mehr mit dem alten häßlichen Tuch nach der Kirche zu gehen.“

Jetzt erst errieth die Alte, was die Freude ihrer Kinder zu bedeuten habe; und so geführt war sie davon, daß sie keines Wortes mächtig war und regungs- und bewegungslos das Halstuch anstarrte.

Endlich stürzten Thränen aus ihren Augen. Sie zog ihre Kinder an ihre Brust und küßte sie.

„O, wie gut ist doch unser Gott!“ seufzte sie mit einer vom freudigen Weinen unterdrückten Stimme.

Während sie noch ihre Tochter mit ihren Armen umfassen hielt, ging Bart an den Tisch, schenkte die drei Tassen voll Bier, und sagte mit zärtlichem Ernst:

„Mütterchen, das geht auf Deine Gesundheit! Daß wir noch lange zusammen in Liebe, Eintracht und Tugend leben mögen; daß ich gesund bleibe, um für meine gute Mutter zu arbeiten, und daß Gott uns seinen Segen gebe hier und in jener Welt. Es lebe Johanna!“

Er war eben im Begriff, sein Schälchen an den Mund zu bringen, ward aber plötzlich durch einen Freudenschrei seiner Schwester daran verhindert, die zur Thür hinaus lief mit dem Ruf:

„Da kommt Cecilie, ach, da kommt Cecilie!“

„Hurrah! Hurrah!“ jubelte Bart, und lief gleichfalls zum Hause hinaus.

Nur einen Augenblick war die Mutter allein geblieben, als sich ihre Kinder mit der von allen geliebten Cecilie wieder auf der Schwelle des Zimmers zeigten.

Aber, o Himmel! welche Veränderung war mit ihnen vorgegangen! Ihre Gesichter hatten den Ausdruck tiefer Betrübniß angenommen; sie gingen mit gebeugtem Haupt und sahen Cecilie mit Schmerz und bangter Erwartung an.

Sprachlos trat Cecilie an den Tisch, setzte sich dort erschöpft auf einen Stuhl und begann heftig zu schluchzen.

und zu weinen, während die Anderen stumm und bebend an ihrer Seite standen.

Die Mutter brach das Stillschweigen zuerst, ergriff ihre Hand und fragte:

„Mein Gott, liebe Cecilie, was ist denn geschehen? Was fehlt Dir denn?“

Sie erhielt keine Antwort.

Hart sah ihr schmerzlich bewegt in's Auge und konnte mit halb weinender Stimme nur die Worte hervorbringen:

„Cecilie, liebe Cecilie!“

Sei es nun, daß dieser Ruf aus einem theilnehmenden Herzen das Mädchen ergriffen, oder sei es, daß ihre eigenen Thränen ihren beklemmten Pufen erleichtert hatten, genug, sie erhob das Haupt und sagte, wenn auch mit matter Stimme:

„Ach, Ihr lieben Freunde, ich kann vor Gram und Herzeleid fast nicht sprechen. Laßt mich noch etwas weinen.“

„Cecilie“ rief Hart ganz außer sich „um Gottes willen, sage, was hast Du?“

„O,“ entgegnete sie „Ihr werdet es begreifen, wie unglücklich ich bin: es ist das letzte Mal, daß Ihr mich seht!“

Ein Ausruf schmerzlicher Ueberraschung war von Seiten der Anderen die einzige Antwort auf diese unerwartete Erklärung.

„Ich soll nie mehr zu Euch kommen,“ sah Cecilie laut weinend und wehklagend fort „soll nie wieder mit Einem von Euch reden; und ach, ich muß — ich muß gehorchen!“

Der Weizhals.

„Du sollst nicht mehr mit uns reden?“ fragte Mutter Ann mit ungläubigem Kopfschütteln. „Weeshalb denn? Wir haben doch Niemand etwas Böses gethan!“

„Ach, fragt mich nicht darnach!“ flehte das Mädchen. „Ich darf Euch nichts sagen.“

Bart fuhr heftig auf, biß die Zähne zusammen, ballte die Faust und rief:

„O, ich kann es mir wohl denken! Das hat die Schlange von Ithys wieder gethan! Seht, ich bin ein ruhiger Mensch und habe wirklich noch keiner Fliege ein Leid zugefügt; — aber wenn ich diesen Menschenschinder einmal unter meine Hände kriege“

Die alte Mutter legte ihm erschreckt den Finger auf den Mund und unterdrückte seine heftigen, rachsüchtigen Worte.

„Bart,“ sagte Cecillie bittend „wenn Du einige Freundschaft für mich hast, o, so schlage Dir diese Gedanken aus dem Kopfe. Mein Onkel selbst hat es mir befohlen. Es läßt sich nichts ändern: es ist einmal mein Geschick, und ich muß es tragen.“

„Gott, so soll ich Dich also wirklich nicht mehr sehen?“ wehlagte der junge Bursche, indem er verzweiflungsvoll den Kopf auf den Tisch legte und bittere Thränen weinte.

„Hierher werde ich nicht mehr kommen!“ war die traurige Antwort. „aber wenn ich allein und verlassen ganze Tage hindurch auf dem Klosterhofe sitzen werde, dann, meine Freunde, dann werde ich immer, immer an Euch denken. Nun erst weiß ich, wie lieb ich Euch habe.“

Diese Worte machten die allgemeine Betrübniß nur noch größer, und Alle weinten mit gebrochenem Herzen.

Cecilie sah plötzlich unruhvoll durch das Fenster hinaus. Wahrscheinlich bemerkte sie etwas, was ihr Schreck und Besorgniß einflößte, denn sie richtete sich beugend auf und raffte eilig mehrere Gegenstände zusammen, die, als ihr zugehörig, abgesondert auf einem Kasten lagen.

„Himmel!“ rief sie „fast hätte ich in meinemummer vergessen, daß ich heut nur zu Euch kommen durfte, um meine Näh-Geräthschaften abzuholen! Lebt wohl, lebt wohl, und vergeßt mich nicht!“

Bart wendete sich bei dem ängstlichen Ton dieser Worte aufmerksam um.

Er blickte ebenfalls durch das Fenster hinaus, und die kaum gedämpfte Flamme des Grimmes loderte in seinen Blicken wieder auf.

„Seht!“ rief er aus „seht, dort steht der Teufel Lobs am Wege!“

Und schon wollte er reuthentbraunt zur Thür hinaus-eilen; aber seine Mutter schlang ihre Arme um seinen Hals und hielt ihn mit Kraft zurück, obgleich er in seinem Zorn und in seiner Verzweiflung Alles aufbot, um zu entkommen.

Inzwischen hatte Cecilie hastig ein kleines goldenes Kreuz aus ihrem Nieder gezogen, und dieses Kleinod der betrübten Waima in die Hände legend sagte sie:

„Ich habe der Wittwe des Maurers Jan versprochen, daß ich ihr helfen würde. Aber, ach, jetzt kann ich es nicht mehr. Nimm deshalb dies Kreuz von meiner seligen Mutter

und gieb es ihr, damit sie es verkaufe, um ihren Kindern auf einige Zeit Brot zu verschaffen. — Mutter Anna, Bart, Wanna, meine geliebten Freunde, denkt an mich, und betet, daß Gott mich in seinen Schutz nehme. Ich weiß, ich werde sterben vor Gram, denn"

Die Stimme versagte ihr, und bitterlich weinend, die die Hände vor den Augen, stürzte sie zur Thür hinaus.

Einen Augenblick später saßen die Bewohner des Kassenhofes traurig beisammen und konnten der Thränen kein Ende finden.

Das Halstuch lag vergessen auf einem Stuhl; und es war vollständig Nacht geworden, noch ehe Einer von den Dreien sich aus der allgemeinen stummen Trauer erhoben hatte.

V.

Als ob Cecilie der Engel gewesen wäre, der durch seine Gegenwart dem Kapellenhofs Glück und Freude verliehen hätte: es war jetzt mit ihr zugleich alle Fröhlichkeit verschwunden.

Past, der heitere, muntere Jüngling war nicht mehr zu kennen. Ganze Tage hindurch blieb er stumm und trübsinnig; sein Kopf, durch fortwährende Traurigkeit zu Boden gerichtet, bogte sich nach vorn über, und auf seinem bleichen, leblosen Antlitz drückten sich tiefer Seelenschmerz und stille Verzweiflung aus.

Alle seine Lieder waren vergessen; und wenn er noch arbeitete wie sonst, so waren doch seine Bewegungen langsam und unsicher, wie die Bewegungen Desjenigen, dessen Gedanken weit entfernt sind von Dem, was seine Hände thun. kaum bewahrte er sich noch Aufmerksamkeit genug, um dann und wann auf die Trostreuen seiner Mutter eine kurze und abwehrende Antwort zu geben.

So also wurde das bescheidene Gehöft in weniger als zwei Monaten so still, so einsam und so traurig, wie die finstere Wohnung des Weizhalses.

Was dem Jüngling das Herz abdrückte war nicht sowohl die Abwesenheit Cecilien, als vielmehr die Unwissen-

heit, worin er sich über ihr Loos befand. Seine Phantasie spiegelte ihm allerlei Schreckbilder vor; er sah sie leiden und weinen, er hörte sie seufzen und wehklagen. Und so war ihm denn auch der Schlaf, ebenso wie sein wachendes Leben, voller Schrecken und Gemüthsbewegungen, die ihn foltterten mit ewiger Pein und Unruhe. Sichtbar genug war dies, wenn er mit irgend einer Arbeit beschäftigt war und dann zuweilen plötzlich zu beben begann, oder die Zähne in düsterem Grimm zusammenbiß, oder stehend und rathlos den Blick gen Himmel richtete.

Das Gefühl seiner L. macht nagte wie ein Wurm an seinem Herzen. Cecilie hatte ihn so flehend gebeten, sich entfernt zu halten; er hatte aus ihrem Blick erkannt, daß eine geheime und schreckliche Macht sie zur Unterwürfigkeit zwang. Vielleicht hätte er sie also nur noch unglücklicher gemacht, wenn er Rache genommen hätte an Demjenigen, welcher die Ursache ihrer Leiden zu sein schien.

Dieser letztere Gedanke war es denn auch, der ihn abhielt, etwas gegen Thys zu unternehmen, wie sehr er auch in manchen Augenblicken fühlte, daß ihm das Blut vor Zorn und Ingrimm in den Kopf und in das Gesicht stieg.

Im Lauf der Woche verließ Cecilie den Klosterhof nie; ja, sie erschien nicht einmal zuweilen auf der Schwelle des Hauses; aber des Sonntags ging sie mit ihrem alten Onkel und mit Thys zur Kirche.

Schon an drei hintereinander folgenden Sonntagen hatte Bart auf dem Wege gestanden, den Cecilie alsdann einschlagen mußte. Oft hatte das Mädchen, sobald sie ihn

erkannte und so lange sie ihn sehen konnte, die Augen niedergeschlagen und war an ihm vorübergegangen, ohne selbst auf seinen Gruß zu achten. Hab ihm aber Cecilie kein einziges Zeichen der Aufmerksamkeit, der alte Jan warf ihm dagegen finstere Blicke zu und schien ihm schreckliche Dinge zum Vorwurf zu machen. Thys sah den Jüngling stets mit spöttischem Lächeln und mit seitwärts schielenden Blicken an, während er Cecilien vertraut beim Arme faßte, mit sichtbarem Schmeicheln den Kopf ihr zuwendete, und sich so benahm, als ob zwischen ihnen Beiden ein anderes Gefühl, als das der Freundschaft diese Vertraulichkeit rechtfertigte.

Wie tief jedesmal ein solcher Anblick das Herz des Jünglings verwundete, ist unmöglich zu schildern. Um ihm unaussprechliche Schmerzen zu bereiten, war schon das bleiche Antlitz Cecilien und die Thräne genügend, die er auf ihrer Wange zu entdecken glaubte; aber der verächtliche Spott des bössartigen Thys schnitt ihm noch grausamer durch das Herz.

Dreimal hatte er also auf dem Kirchwege gestanden, und dreimal hatte er ihn wieder verlassen, um in dem stillen Schooß des Tannenwäldchens die Thränen zu verbergen, die unaufhaltsam aus seinen Augen stürzten.

Seitdem hatte diese Begegnung ihm solchenummer eingestößt, daß er nur noch von fern und unbemerkt die Wiederkehr des Mädchens erwarten mochte.

Die Wittve des Maurers Jan war allein noch im Stande, ab und zu einen heiteren Strahl in sein düsteres Herz zu werfen. Sie täuschte sich keinesweges über die ge-

heimen Qualen, die der Jüngling litt, und mußte daher auch am geschicktesten die Saiten in seinem Innern anzu-
rühren, die das Gefühl der Hoffnung in ihm erwecken
mußten. Unumwunden sprach sie das Wort „Liebe“ vor ihm
aus und zwang ihn zu dem Bekenntniß seiner Seelenleiden.
Dies gab ihr alsdann eine Veranlassung und ein Recht,
um ihn mit unverhüllten Worten zu trösten, indem sie fort-
während mit ihm von Ceciliens sprach und ihn hoffen ließ,
daß diese ein gleich inniges Gefühl gegen ihn im Herzen trage.

Die Bettlerin hatte übrigens seit Ceciliens Abschied
eine Thätigkeit entwickelt, die Verwunderung erregen mußte.
Von des Morgens früh bis zum späten Abend war sie mit
ihrem Kinde auf den Beinen. Erschien Raet auf dem Felde
um zu arbeiten, so stand sie unmittelbar bei ihm, tröstete
ihn einige Augenblicke mit wohlthuenden Hoffnungen, und
ging dann wieder fort, um eine Stunde darauf ihn aber-
mals zu besuchen. Mußte der Jüngling an dem Klosterhofe
vorüber, so fand er Raet mit ihrem Kinde in der Nähe
sitzend, gleich als umspräche sie die Wohnung des Weigehalses.
Ging er durch das Dorf, und mochte es nun naß oder
trocken sein, so sah er sie sicher in eifriger Geschäftigkeit daher-
kommen. Stand er des Sonntags in der Nähe des großen
Beges, um von fern auf das Vorübergehen Ceciliens zu
warten, so sah er die Wittve kühn an das Mädchen hinan-
treten, um sie um ein Almosen zu bitten, obschon der Alte
und Tyss sie mit unfreundlichen Mienen jedesmal abwiesen.

Wahrscheinlich war es ein Gefühl der Dankbarkeit für
Raet und Cecille, das die arme Wittve zum Aufwenden

dieser außerordentlichen Anstrengungen antrieb; vielleicht trug aber auch der Haß, den sie gegen den erbarmungslosen Thys empfand, nicht minder zu ihrer ungewöhnlichen Thätigkeit bei.

Und in der That, wo sie auch dem Verfolger Ceciliens und dem Feinde des jungen Part begegnete, sah sie ihm so scharf und geheimnißvoll in die Augen, sie schien ihm so kühn zu drohen, ihn so kühn herauszufordern, daß Thys unter dem wiederholten Eindruck ihres Aublickes allmählig mit Furcht vor ihr erfüllt und überzeugt zu werden begann, daß sie, die er so oft mit bairischem Tone und finsternen Mienen zur Thür hinausgeschleusen hatte, etwas von seinen Absichten auf die Erbschaft des Onkels Jan vermuthe. Was er von ihr zu fürchten habe, wußte er nicht; aber eben deshalb flößte sie ihm um so mehr Bangigkeit und Besorgniß ein. — Außerdem war es ihm nicht unbekannt geblieben, daß die Wittve von Seiten ihres verstorbenen Mannes allerdings einigen Anspruch auf einen kleinen Theil der Erbschaft habe; es war dies sogar der Hauptgrund seiner ganz besonderen Haubtheit gegen sie gewesen.

Diese Bangigkeit und diese Besorgniß, hauptsächlich aber die augenscheinliche und auffallend zunehmende Schwäche des Alten trieben ihn nun dazu an, Cecilien mit Ungeduld und durch allerlei Mittel zu der Einwilligung in eine Verheirathung mit ihm zu vermögen. Bald schmeichelte er und versprach ihr das Schönste und Beste; bald war er roh und grausam, mißhandelte das unschuldige Mädchen, und suchte sie durch Schreck, ja selbst durch die Furcht vor

ihrem Leben zur Unterstützung seiner Absichten zu zwingen. Aber was er auch anwendete, und durch welche feigen Verleumdungen er auch den Alten gegen sie einnahm, Cecilie blieb beharrlich bei ihrer Weigerung und beobachtete meist ein duldames Schweigen, das Onkel Jan ihr als Starrköpfigkeit auslegte.

An einem frühen Morgen saß sie allein im Zimmer vor dem Herde; ein Stück Tuch, an dem sie zu nähen begonnen hatte, lag auf ihrem Schooße. Aber sie arbeitete nicht; ihre Hände ruhten abgespannt auf ihren Knien; mit starrem Blick schaute sie in den angebrannten Kamin, und ab und zu sprach sie einzelne Worte leise vor sich hin. Der Name des jungen Bart und ihres Onkels Jan gingen unter tiefem Seufzen am verständlichsten über ihre Lippen. Nichtsdestoweniger blieb ihr Gesicht regungs- und bewegungslos, wie das Antlitz einer Marmorstatue.

Plötzlich schlug das Geräusch von Männertritten an ihr Ohr; Todtenblässe verbreitete sich mit einem Male über ihre Wangen, und sie fuhr so entsetzt zusammen, als fürchte sie eine grauenvolle Erscheinung.

In der That, es war Thys, der eine Thür öffnete und in das Zimmer trat.

Cecilie beugte das Haupt noch tiefer, gleich als wollte sie ihr Gesicht verbergen; im Uebrigen aber blieb sie bewegungslos.

Auf dem Antlitz des böartigen Thys lag ein so teuflisches, so giftiges Lächeln, daß das Erschrecken des Mädchens wahrlich nicht übertrieben war.

Ohne ein Wort zu reden näherte er sich ihr mit der scheinbaren Absicht, in dem Kamin etwas mit der Zange zu suchen. Dabei trat er aber dem armen Mädchen so heftig auf den Fuß, daß eine schmerzliche Bewegung über ihren ganzen Körper lief. Sie äußerte jedoch keinen Laut der Mitleid; selbst dann nicht, als er seine Ellenbogen offenbar absichtlich gegen ihren Kopf wendete und sie damit grausam in das Gesicht stieß. Im Gegentheil, sie kauerte zusammen und machte sich klein, wie Jemand, der Leiden erwartet und sich ihnen machtlos unterwirft.

Nach vielen solchen Mißhandlungen, unter denen Cecile ohne Widerstand wie ein lebloser Gegenstand bald hierhin bald dorthin gestoßen wurde, rief Thys mit barschem Tone: „Sitzt sie nicht da wie ein Stück Holz? Geh mir aus dem Wege!“

Und bei diesen Worten schüttelte er ihr so heftig die Schultern, daß ihr Kopf gegen den Kamin prallte.

Eben so still als vorher nahm sie ihre vorige Haltung wieder an, aber diesmal konnte sie sich der bittersten Thränen nicht erwehren.

Der grausame Beiniger entfernte sich nun auf zwei oder drei Schritte von ihr, kreuzte die Arme, blickte sie mit grinsendem Lachen an und sagte:

„Ich habe Dir gestern gesagt, daß heut der letzte Tag ist. Bedenke Dich wohl! Es giebt nichts Schreckliches, das Du nicht erwarten könntest, wenn die Sonne unterginge, ohne daß ich Deine Zustimmung hätte.“

Und als das Mädchen sich weder bewegte, noch etwas sagte, entflammte seine Wuth nur noch heftiger, und er fuhr fort:

„Du schweigst? das ist der letzte Schein von Macht, der Dir übrig bleibt. Aber er soll vernichtet werden; ich kenne Mittel, um Deine Zunge zu lösen.“

Hierauf sprang er wieder auf Cecillien zu, faßte sie bei beiden Schultern und schüttelte sie so gewaltig hin und her, daß ihr der Kopf zu schwindeln begann; und dabei sah er ihr mit so fürchterlichen Blicken ins Auge, daß sie an allen Gliedern bebte, als fürchtete sie einen Mord.

„Sprich“ brüllte er, „sprich, oder Du wirst von meinen Händen zermaßmt!“

Ein dumpfer Aalgeten entrang sich der Brust des gequälten Mädchens; sie sank auf die Kniee und seufzte mit emporgehobenen Händen:

„O Ihu, was habe ich Dir gethan? Wenn ich sterben muß, ach, so tödte mich doch nicht so langsam!“

Der grausame Bösewicht sah mit einer Art von Genugthuung das leidende Mädchen an, die bebend zu seinen Füßen lag.

„Habe ich Dir es nicht gesagt, daß Du noch einmal vor mir knien würdest? Damals glaubtest Du das nicht! Sieh, wie Du nun vor mir liegst!“

„Vergebung! Gnade!“ flehte Cecillie „ich will ja Alles thun was Du verlangst: will die Sclavin Deiner Wünsche sein, will Deinen Willen gehorchen, Deine Magd werden....“

„Das ist es nicht, was ich will!“

„Mein Erbtheil will ich Dir abtreten, meinen Enkel bitten, daß er es Dir vermache, und, wenn es nöthig ist, vor Zeugen und in Documenten dies so unumwunden aussprechen, daß Dir demaleinst Alles zufallen muß. — Aber, um Gottes willen, gönne mir einige Ruhe . . . mein Geist beginnt irre zu werden . . . ich fühle, ich fürchte . . . ich komme von Sinnen!“

Sie neigte den Kopf tief auf die Brust, verharrte aber in ihrer knieenden Stellung.

„So geht das nicht,“ antwortete Thys. „Es giebt ein anderes Mittel, ein Mittel, das mich zum besten Menschen der Welt machen kann. Du kennst dieses Mittel. Heute steht Dir die Wahl noch frei, morgen ist es zu spät. Läßt Du jenes Mittel unbeachtet, dann magst Du nur immerhin dem Lichte der Sonne Fahrwohl sagen, denn dann wird mein Haß Dich verzehren, und Du wirst vergehen vor meiner Rache wie Schnee vor dem Feuer. Du siehst es nun wohl, daß Du mich noch nicht kennst! Antworte auf meine Frage: willst Du meine Frau werden oder nicht?“

Das Mädchen stand sprachlos auf und setzte sich wieder auf ihren Stuhl, wo sie den Kopf in den Händen verbarg.

„Geeilie,“ sagte Thys mit kühnem Ton, indem er gleichfalls sich niedersetzte, „ehe ich zu ernsteren Maasregeln schreite, will ich Dir noch einmal Vorsicht anrathen. Zurwahr, ich begreife Dich nicht! Es liegt in der Bestimmung eines jeden Mädchens, daß sie sich verheirathe, sei es nun früher oder später. Was liegt daran, wie ihr Mann heiße, wenn er

nur im Stande ist, sie zu ernähren und ihr das Leben angenehm zu machen? Daß ich dies aber vermögen werde, daran zweifelst Du sicher nicht. Freilich glauben wir in unsern jüngeren Jahren in der Regel, daß Liebe, Freundschaft und Schönheit Dinge seien, die im Leben einen Werth haben. Aber das sind Träume, — Träume, die mit der Thorheit der Jugend vergehen. Nur Eins giebt es, das beständig bleibt, nur Eins, das die Stelle aller übrigen ausfüllt oder aus dem alle übrigen wie aus einem unerschöpflichen Quell hervorgehen; und dieses Eine ist Geld. — Nun, und Geld werden wir in Ueberschuß haben. Warum also getrauert? Weil die sogenannte Liebe, Zuneigung und Freundschaft unserer Ehe fehlen werden? Welchen Werth kann ein Cimer Wasser für Denjenigen haben, der Herr des Brunnens ist, aus dem es beständig hervorquillt? — Du antwortest nicht? O, ich begreife wohl, nicht der Mangel an Liebe ist es, der Dich zurückhält: nein, es ist der Haß, den Du gegen mich nährst. Aber was ist der Haß? Ebenfalls ein Traum! Ein Gefühl, das ebenso wie die Liebe entsteht und vergeht mit seiner Ursache. Du haßest mich, weil ich hart mit Dir verfuhr. Heirathe mich, und ich werde nur freundlich gegen Dich sein, Dein Haß wird vergehen mit den Gründen, die ihn in Deinem Herzen hervorriefen. — Nun, was sagst Du? — Muß ich wieder zornig werden und Dir die Sprache mit Gewalt aus dem Munde holen? — Bei dieser Frage, die mit einem düsteren Ton der Drohung gethan wurde, begann das Mädchen auf's Neue zu beben. Mit stehender Stimme antwortete sie:

„O, vergieh mir, Ithys, ich kann nicht lügen! Wenn man so ganze Tage hindurch einsam und allein ist, wie ich, und denkt und träumt und leidet, dann versenkt sich der Geist tiefer in Alles, was ihn umgiebt, und betrachtet die Dinge, vor deren Begründung er wohl sonst zurückschrecken würde. — Weißt Du, Ithys, was die Ehe ist?“

„Es ist die Verbindung zweier Personen, die ihr Leben zusammenthun, um mehr Vortheil daraus zu ziehen!“ sagte Ithys, „ungefähr ebenso wie zwei Kaufleute, die ihr Geld gemeinschaftlich anlegen, um größeren Handel treiben zu können.“

„Wollte Gott, daß es so wäre!“ seufzte Cecilie, „vielleicht könnte ich dann im Stande sein, mich Deinem Wunsche zu fügen!“

„Es ist nichts Anderes, glaube es mir,“ fiel Ithys ihr in die Rede.

„Nein, nein!“ fuhr das Mädchen mit crustem Nachdruck fort. „Die Ehe ist die Vernichtung der Selbstständigkeit des weiblichen Wesens, eine Vernichtung durch göttliches Gebot, durch das Gefühl der Pflicht, durch die unerbittliche Nothwendigkeit. Jetzt, im unverheiratheten Stande, genieße ich noch einige Freiheit; ich besitze einen eigenen Willen und kann Dir widerstehen, ohne gegen Gott und gegen mein Gewissen zu sündigen. Sterbe ich aus Gram über Deine Verfolgungen und über die Leiden, die Du mir bereitest, so kann ich vielleicht jenseit eine Belohnung finden. Bin ich aber mit Dir verheirathet, bin ich Deine Frau, dann muß ich Deinen geringsten Wünschen nachkommen, mich Deinem

Willen überall fügen und Dir angehören bis zum Tode!
 — Dies aber ist es, was mir Schrecken einflößt schon bei dem Gedanken an alles Dasjenige, was Du von mir verlangst. —

Ihns schien über diese Worte im höchsten Grade verwundert, nicht sowohl über ihren Inhalt, als vielmehr über den ernsten und kühlen Ton, in dem sie gesprochen wurden. Es verursachte ihm einen tiefen Aerger, noch so viel Kraft und Standhaftigkeit zu finden bei Jemand, den er schon gänzlich erschöpft und entmuthigt glaubte. Nachdem er einen Augenblick unter dem Einfluß dieses Aergers geblieben war, antwortete er lachend:

Ich verstehe Dich! Du schaust in der That tief in die Eade. — Du würdest also besser daran sein, wenn Du fortführest, mir den Vermählungsloß zu verweigern? Wie kindisch!

„Ach“ rief Cecilie in Verzweiflung aus, „dieser Loß, dieser Loß würde mich tödten! Und müßte ich nach einem solchen Glend auch nur einen einzigen Tag noch leben, ich würde mich selbst mehr hassen, als ich Dich hasse!“

Ihns richtete sich auf, und das Mädchen mit bitterem Grinsen ansehend, fragte er:

„Du willst also lieber sterben, langsam sterben wie Jemand, der mit Nadelstichen ermordet wird?“

Er erhielt keine Antwort. Eine lange Zeit hindurch blieb er in Gedanken versunken. Endlich sagte er mit freistischem Tone:

„Nun wohl, ich habe keine Hoffnung mehr, Dich zur Vernunft zu bringen. Auf eine andere Weise will ich zu meinem Ziel gelangen. Vielleicht wirst Du dabei noch ein wenig fühlen müssen, ob meine Fing'er von weichem Stoff oder von Eisen sind; heut morgen ist es jedoch nicht mehr nöthig, ich will meine Kraft bis zum Nachmittage bewahren. Denke inzwischen noch einmal darüber nach, was die Uebe ist, denn wer weiß, ob es Dir nicht in jener Welt von einigem Nutzen sein kann.“

Indem er dies sagte, trat er auf die Schwelle der Thür, die auf die Straße führte, sah nach allen Richtungen hinaus und murmelte dann vor sich hin:

„Das abscheuliche Weib ist nicht da. Beeilen wir uns!“

Er kehrte zum Heerde zurück und sagte zu Cecilia mit schrecklichen Drohungen in seinen flammenden Augen:

„Ich muß auf wenige Augenblicke abgehen; schließe indeß die Thür von innen ab. Vielleicht wird Franz Dalindz kommen, um seine Zinsen zu bezahlen; den laß warten. Wenn Du aber einem Andern öffnen solltest, sei es auch wer es sei, dann“

Er erhob seine Hände, krampfte sie klauenartig zusammen, und sagte mit den Weiden des Grimmes und mit dem Ausdruck eines glühenden Hasses in Blick und Stimme:

„Du verstehst mich!“

Hiermit ließ er sie bebend sitzen und begab sich aus dem Hause, auf den Weg, der in das Dorf führte.

Kaum war er zur Thür hinaus, als Cecilia aufstand, den Riegel verschob, in das Zimmer zurückkehrte, in einer

dunklen und verborgenen Ecke desselben auf die Kniee sank und mit erhobenen Händen Gott inbrünstig um Schutz ansuchte.

Ohne grauenvolle Stille herrschte rings umher. Nun aber, in der vollsten Einsamkeit, erleichterte sie ihr Herz und weinte unter dem Gebet die bitterlichsten Thränen.

Zuweilen zog der Wind durch den Schornstein, oder es knackte eine Diele in dem alten Gebäude. Dann sah Cecillie bebend nach der Thür, und ihr Gesicht erleuchtete vor Schreck; immer aber beugte sie sich darauf wieder zu ihrem thänenvollen Gebet.

Plötzlich hörte sie ein leises Klopfen an die Thür, so geheimnißvoll und still, daß sie es fast nicht hörte. Sie erhob sich und näherte sich lauschend der Thür. Das Klopfen wurde wiederholt.

„Wer ist da?“ fragte Cecillie eben so leise, als ob der Ton der Stimme von Außen sie beherrscht hielte.

„Seid Ihr allein, liebe Cecillie?“ fragte es deutlich durch das Schlüßelloch.

„Ach, liebe Aet,“ antwortete das Mädchen als sie die Stimme erkannte, „um Gottes willen, geht, entfernt Euch von unserem Hause.“

„Ihr seid allein? Laßt mich dann auf wenige Minuten in's Zimmer,“ sagte Aet.

„Ich darf nicht. O, geht weg; ich schandere, wenn ich daran denke, daß er Euch sehen könnte.“

Es folgte eine augenblickliche Stille. Die Stimme von Außen fuhr jedoch bald darauf mit klagendem Tone fort:

„O Cecilie, mein armes Nielen liegt hier auf Eurer Schwelle und stirbt vor Hunger; — ein Stückchen Brod kann es retten; solltet Ihr dem Kinde dies Stückchen Brod verweigern?“

Das Mädchen, ohne zu überlegen, was in dieser Lage wahr oder erdichtet sein könnte, begann zu zittern und sah mit starrem Blick auf den Kiesel, während sie langsam die Hand ausstreckte, um ihn zu öffnen. Aber sie zögerte noch ein Weilschen und bangte, als ob der Kiesel ihr die Finger verbrennen müßte.

„Schnell, schnell!“ seufzte die Stimme von Außen. Eure Hilfe kommt sonst zu spät.“

Cecilie schob auf diesen Ruf mit sicherhafter Faust den Kiesel beiseit, öffnete die Thür jedoch nur zur Hälfte; das arme Weib, das diese Bewegung bemerkt hatte, drang aber mit Gewalt hinein. Als sie sah, daß Cecilie sie fragend anblickte und im Begriff stand, ihre Verwunderung laut zu äußern, legte sie ihr die Hand auf den Mund und sagte mit geheimnißvollem Tone:

„Still! — Mein Kind befindet sich gesund und wohl bei Euren Freunden auf dem Kapellenhofe. Ich habe Euch getäuscht, um Zutritt zu Euch zu erhalten, denn ich mußte Euch sprechen. Wo ist Euer Onkel? Oben? Gut, er darf uns nicht hören.“

„O, geht fort, entfernt Euch um Jesu willen! Elys kommt in wenigen Minuten zurück!“ riefte das zitternde Mädchen.

Die Frau ging zum Kessschrank, nahm ein Brot heraus, wie Jemand der mit den Verhältnissen des Hauses genau bekannt ist, und schnitt ein Stück davon ab. Darauf schloß sie den Kessschrank wieder zu, und sagte, indem sie zu Cecillien zurückkehrte:

„Dies ist das Almosen, das Ihr mir gegeben habt; sagt ihm nichts Anderes. Ich habe ihn gesehen: er ist zu dem Notar gegangen. — Bittet mich nicht, daß ich mich entferne. Drei Monate hindurch habe ich diesen Augenblick ersehnt; um Euch zu sehen und zu sprechen bin ich täglich vom Morgen bis zum Abend in der Nähe des Klosterhofes umhergelaufen. Ich muß wissen, was sich hier zuträgt. Nicht ohne Absichten geht Thos zu dem Notar: es handelt sich sicher um ernste und wichtige Dinge, die Zeit erfordern. Er wird daher sobald nicht wieder nach Hause zurückkehren. — Aber, liebes Jüngferchen, Ihr seid bleich und eingefallen wie eine Leiche. Spricht, was geschieht hier, was fällt hier vor, das Euch so grauenvoll verändern und entstellen kann?“

„Acht, ach liebe Aact, ich darf nicht reden!“ antwortete das Mädchen.

„Nicht reden? Was fürchtet Ihr denn? Schon sieht der Tod Euch in den Augen. Ach, ich begreife, der Bösewicht Thos hat Euch Schweigen auferlegt. Er will Euch zu Grunde richten, und es ist ihm gleich, auf welche Weise es geschieht, wenn er nur in den Besitz Eures Erbtheils gelangt. Und Ihr, durch lange Leiden niedergedrückt, Ihr wolltet ihm durch Eure Zuchtlosigkeit zum Siege verhelfen?“

Denkt Ihr denn, daß Ihr Gott nicht ergütten werdet, indem Ihr so die Bosheit gegen Euch selbst gelingen laßt? Ihr könnt mir hierauf antworten, daß Ihr Herrin Gutes Lebens seid. Vielleicht! Aber wenn Euer Tod nun auch den Tod eines Anderen nach sich ziehen sollte, eines Anderen, der aus Liebe zu Euch vergeht

„Gott! Gott!“ seufzte das Mädchen klagend. „Ist Bart krank?“

„Wie könnt Ihr fragen, Cecillie?“ fuhr Raet fort. „Ihr habt also wohl gar nicht an ihn gedacht, nicht getrauert um ihn, seitdem Eure Augen ihn nicht mehr gesehen?“

Das Mädchen sank auf einen Stuhl nieder und begann zu weinen.

„Raet“ schluchzte sie, „ich thue vielleicht unrecht, daß ich Euch in mein Herz blicken lasse! — Ach, ich habe mehr gelitten, als er; denn er sieht doch die Sonne, die Felder, das Licht, er hört Freundeschimmen und hat eine Mutter; — ich dagegen höre nichts als die Sprache der Schmähungen und Beiwünschungen — und seinen Namen, wenn er in der Einsamkeit meiner Umgebung aus meinem Herzen emporsteigt; — ich sehe nichts, als die vier nackten Wände meines Kerkers, — und sein Bild, das vor meinen verweinten Augen schwebt.“

Ein Lächeln der Ironie erhellte das Gesicht der Bettlerin, mit Zärtlichkeit ergriff sie die Hand der Jungfrau und fragte:

„Ihr liebt ihn also auch, Cecillie?“

Das Mädchen beugte das Haupt, um die Schaamröthe zu verbergen, die plötzlich ihre erbleichten Wangen färbte.

„Ach, sagt es mir, Cecilie, sagt es mir, daß Ihr ihn liebt!“

„Ich darf nicht, Raet, denn Ihr würdet das Geheimniß meines Herzens nicht bewahren.“

„Aber, Cecilie, wenn ich nun das Leben eines Menschen damit retten kann?“

„Ach, so mag er denn wissen, was ich mir selbst noch nicht bekannt habe. Die Trennung von ihm war bisher der größte Kummer, den ich im Leben gehabt; und muß ich sterben, dann wird meine Seele sein Andenken mit hin- auf nehmen zu Gott.“

Raet erhob sich, öffnete die Thür und blickte über die Felder hinaus in's Freie. Darauf kehrte sie zurück und sagte:

„Ich sehe Thys noch nicht. Aber habt Muth, Cecilie, und widerseht Euch den Drohungen und der empörenden, Gewalt dieses Bösewichts!“

„O, sagt mir, Raet,“ seufzte das Mädchen mit kaum vernehmbarer Stimme, und ohne auf die Worte der menschenfreundlichen Frau gehört zu haben, „sagt es mir, ist Bart wirklich so krank?“

„Krank eigentlich nicht,“ entgegnete Raet, „aber bleich, eingesunken und dahinsiechend, wie Ihr selbst, liebes Jüng-ferthen. Dennoch steht er nahe genug am Grabe, um rettungslos zu sterben, wenn sich kein wahrhafter Trost für ihn finden sollte. Aber jetzt, — Gott sei Dank! — jetzt habe ich Balsam für seine Wunde. Laßt hören, liebe Cecilie,

sagt eilig, was ist hier geschehen seit den letzten unglücklichen drei Monaten?"

„Nun, so vernehmt; aber nicht wahr, Aet, Ihr versprecht mir, zu Niemand hierüber zu reden? — Wohl pflegt man zu fragen, was ist ärger als der Tod? Ich weiß es! Thys dringt darauf, daß ich ihn heirathe.“

„Das habe ich wohl gedacht,“ sagte die Frau leise vor sich hin.

„Mein Onkel fordert es tagtäglich von mir; und doch will ich lieber tausendmal sterben, als in diesem Falle ihm gehorchen! Ich habe deshab Verfolgungen zu dulden; ich werde geschmäht, ausgeschelten; ich muß Hunger leiden, ich vergehe vor Angst und Schreck, und — aber, um Gottes willen, Aet, sage Bart kein einziges Wort hiervon — ich werde gestochen, geschlagen, gemißhandelt wie ein armes Thier.“

„Himmel! was höre ich?“ rief Aet und schlug die Hände über den Kopf zusammen. „Seid Ihr denn in einer Mördergrube? O, Gott bewahre mich, daß ich Bart hiervon etwas erzähle, denn der Unglückliche würde in seiner Empörung sich selbst nicht kennen, vielleicht Blut vergießen! — Und Euer Onkel — ist Euer Onkel denn von Sinnen?“

„Mein Onkel, ach, der Arme wird getäuscht und betrogen. Alles, was ich sage, erscheint ihm als Lüge und Falschheit. Er ist bezaubert, Aet. Und dennoch — könnte ich ihn nur ein einziges Mal allein sprechen, — aber ganze Tage ist er, weit nach hinten hinaus, eingeschlossen und unzugänglich selbst für Thys. Kommt er dann auf

wenige Minuten herab, dann sitzt dieser fortwährend bei ihm und weiß meine Worte so zu verdrehen, daß Alles, was ich sage oder thue, den Zorn meines alten Theims nur immer mehr entflammt, als ob nichts aus meinem Munde käme, als Falschheit, Betrug und Verleumdung. Oft habe ich selbst an mir gezweifelt und mich gefragt, ob ich nicht in der That Bosheit spräche oder sinnlos wäre. — Jetzt habe ich mich nun demüthig meinem Geschick unterworfen: ich schweige und dulde und beuge das Haupt unter meinem Peiniger, in dem Glauben, daß Gott mir den Qualentod beschieden habe.“

„O, abscheulich! Aber weshalb entflieht ihr dieser Hölle und ihren Teufeln nicht?“

„Ach, liebe Raet, mehr als einmal, wenn die Furcht vor noch ärgeren Dingen mich ergriff, habe ich zur Thür hinaus geklickt, aber“

„Aber Schwäche! Unverzeihliche Schläffheit!“ sagte Raet mit vorwurfsvollem Tone.

„Ach, ich denke dabei nur an meinen alten Onkel. Soll ich ihn in dieser vereinsamten Wohnung allein lassen, ihn der Halschheit und Grausamkeit eines Thys überliefern? Und dann die Schande, die ein Mädchen in der Regel trifft, welches dem Hause ihrer Eltern oder Verwandten entläuft.“

Cecilie schwieg, denn Raet war aufgestanden, um in's Freie hinauszublicken.

„Dort kommt er!“ sagte die Letztere zurückkehrend und ohne die geringste Bestürzung zu verrathen. „Wenn er mich sehen sollte, dann erwähnt nur das Stück Brod, das Ihr

mir aus Mitleiden gegeben habt. Verliert nicht den Muth: ich werde Euch sicherlich helfen! Und kann ich das nicht zeitig genug, o, dann bitte ich Euch dringend, flieht je eher je lieber dies Haus, auf dem der Fluch Gottes ruht."

Cecilie stand gänzlich wieder unter dem Einfluß der Furcht und des Schreckens. Die Ankunft ihres Weinigers hatte sie aus ihrer Vergessenheit aufgeweckt. Sie stand zitternd und bebend da und streckte die Hände bittend nach der Bettlerin aus, indem sie flehte:

"O, ich beschwöre Euch, entfernt Euch, damit er Euch kein Leid zufüge."

"Ich fürchte diesen Schandbuben nicht!" antwortete Raet. "Seid muthig und guter Dinge, liebe Cecilie, Ihr sollt mich wiedersehen."

Die arme Frau verließ das Haus mit langsamen Schritten. Vor der Thür bemerkte sie, daß Thys sie gesehen hatte und deshalb auch mit größerer Hast nach Hause gelaufen kam. Sie entfernte sich auf zwei oder drei Bogenschüsse und blieb dann stehen, indem sie leise vor sich hin sagte:

"Er wird Cecilien vielleicht mißhandeln; aber ich will durch das Schlüsselloch blicken und hören, was vorgeht."

Bald sah sie, daß Thys den Aufsweg verließ und eine andere Richtung einschlug, um nach der Stelle zu gelangen, wo sie sich in diesem Augenblick befand. Ohne Wangen und Furcht erwartete sie ihn.

Als Thys sie erreicht hatte, brach er in allerlei Drohungen gegen sie aus; sie empfing ihn jedoch mit einem so

herausfordernden Lächeln und blickte ihn mit so vieler Verachtung an, daß er plötzlich unwillkürlich stehen blieb.

„Wer hat Euch die Thür geöffnet?“ rief er vor Wuth fast bebend. „Was habt Ihr auf dem Klosterhofe gemacht?“

„Ach, schreckliche Dinge,“ spottete Raet. „Ich habe eine Stunde lang gebeten und gelehrt um ein Stückchen Brot, und Cecilie war mitleidig genug, es mir zu geben. Jeder ist nicht so unbarmherzig als Ihr!“

„Laßt doch einmal das Stück Brot sehen,“ sagte er mit einem Ton, der deutlich zeigte, daß er nicht glaubte, was man ihm sagte.

Die Bettlerin zeigte ihm das Brot. Thys lehrte es wohl dreimal um, gab es dann zurück und sagte:

„Sei es nun wie es sei: Ihr bleibt von unserm Hause in Zukunft fort, oder Ihr sollt es bereuen.“

„Ich lasse Eurer Drohungen,“ antwortete Raet mit unerschrockener Haltung. „Ihr könnt mir nicht das Geringsste anhaben; aber ich arme Bettlerin werde Euch schon noch einmal zu finden wissen.“

„Ihr?“ rief Thys außer sich vor Wuth, indem er die Hand aufhob, als ob er das arme Weib schlagen wollte. „Kein Wort mehr, oder ich breche Euch den Hals!“

Raet zeigte mit größter Ruhe nach einem benachbarten Felde, wo drei oder vier Bauern beschäftigt waren, und sagte:

„Seht einmal dort auf das Feld hin! Alle jene Menschen haben Mitleiden mit mir und hassen Euch. Mit einem einzigen Finger nur berührt mich, und ich rufe, daß Ihr mich ermorden sollt. Fürwahr, es wird nicht an Zeugen

fehlen, um zu beweisen, daß Ihr noch ganz anderer Dinge fähig seid. Wenn Ihr also nicht gern Wenedarmen seht, so bitte ich Euch, haltet Eure Hände in Ruhe."

Thys zitterte vor Zorn und Ingrimm; doch blieb er stehen und sah mit Verwunderung, ja, mit einer Art von Schreck das arme Weib an, die durch ihr spöttisches Lächeln immer mehr Gewalt über ihn erlangte.

Sie fuhr fort:

"Ihr glaubt wohl allein schlau zu sein? Es ist aber leicht möglich daß Ihr Euch täuscht. Ihr meint, man wisse nicht, was auf dem Klosterhofe vorgehe? Laßt doch einmal hören, wird Onkel Jan heut oder morgen das Testament vollziehen?"

"Wie? Wer sagt das?" rief Thys mit Ueberraschung und Bestürzung. "Das ist nicht wahr!"

"Es ist nicht wahr? Und doch steht Ihr da wie ein Schulfunge, der seine Lektion nicht weiß? — Aber bedenkt wohl, was Ihr thut; Jeder wird sein Theil bekommen; und haltet Ihr auch die Thüren des Klosterhofes verschlossen: das Geseß wird sie nöthigenfalls doch schon zu öffnen wissen."

"Das Geseß? das Geseß? Welche Gründe kann das Geseß haben, um unsere Thüren zu öffnen."

"Hört, Thys, Ihr wißt es so gut als ich, wo keine Gründe sind, da macht man sie! . . . Und nun lebt wohl, auf Wiedersehen!"

Sie ließ den verstummten Thys stehen und verfolgte mit lautem Lachen ihren Weg.

Er, tief ergriffen, sah ihr eine Weile nach und lehrte dann, ganz in Gedanken versunken, nach dem Klosterhofe zurück. Unterwegs blieb er noch mehrmals stehen, legte den Finger an die Stirn, stampfte mit den Füßen, und war so sehr mit sich und seinen Betrachtungen beschäftigt, daß er quer durch das Zimmer schritt, in dem Cecilie sich befand, ohne sie zu beachten.

Er ging durch eine zweite Thür und verschwand in dem Hintergebäude.

VI.

Am anderen Tage stieg die Sonne majestätisch am heiteren Himmel auf.

Schon war das Jahr bis zur Hälfte des Mai vorge-
rückt; man hatte bisher wenige schöne Tage gehabt, und
fast unbemerkt hatten Bäume und Kräuter allmählig ihre
grüne Pengewand angezogen. Aber während der Nacht
hatte sich der Wind von Nordwest nach Süden gewendet.
Aus dem Mittelpunkt der Wärme und des Lebens welte
er nun segensbringend und erquickend wie ein Balsam über
die Erde. Das milde Licht der Sonne beglänzte die freun-
dige Natur Es war ein Tag so frisch, so lebensvoll
und so herzerfreuend wie ein schönes Mädchen, das ihr
Haupt mit Blumen geschmückt hat, um vor den Traualtar
zu treten. Aus jedem Baum und aus jedem Strauch stiegen
jubelnde Stimmen auf; die Lerche juchzte durch die laue
Luft über die blühende Welt dahin; tausend Thierchen, von
allen Formen und allen Farben, bewegten sich auf den
Blättern oder spielten im Grase an den Ufern der Ströme
und Bäche Der Boden selbst bewegte sich und wim-
melte von Leben. Es war Alles in der ganzen Natur.

Auch auf den Kapellenhof warf die Sonne ihr Freuden-spendendes Licht; auch dort sangen die Vögel von Lenz und Liebe. — aber inmitten aller dieser Pracht und dieses Jubels, stand das Haus so einsam da, so stumm und schweigend, als ob es allein, mit Allem, was es umfaßte, noch im Winterschlaf verloren läge.

Mutter Ann saß allein am Herde und war beschäftigt, einige Gemüse zuzubereiten. Sie gab aber wenig auf ihre Arbeit Acht, und ihre Blicke schweiften oft unsiet hin und her, wie die Blicke Desjenigen, der von trüben Gedanken beherrscht wird. Und in der That, der Ausdruck ihres Gesichtes zeugte von tiefer Trauer, ja selbst von Entmuthigung.

Während die gute Alte da saß und grübelte, trat Bart mit einem Spaten in der Hand in das Haus. Gewiß, er mußte sich bei einer schweren Arbeit ermüdet haben, denn er ging mit gebeugtem Rücken und schritt langsam und hinsäffig durch das Zimmer, und zwar ohne Gruß und Aufmerksamkeit, als hätte er seine Mutter gar nicht bemerkt.

Diese folgte ihrem Sohne mit den Augen, und schien schmerzlich durch die Vergessenheit des Jünglings ergriffen. Kaum war er in der hinteren Thür verschwunden, als heftige Thränen der alten Frau aus den Augen stürzten, indem sie das Haupt über ihre Arbeit beugte.

Nach einigen Augenblicken trat Wanna in das Zimmer, einen Eimer Milch am Arm.

Sie setzte den Eimer nieder und wollte eben den Deckel des Kessels lüften; aber sie zögerte damit, als sie die Thränen auf den Wangen ihrer Mutter sah.

Eine schmerzliche Ungeduld zeigte sich auf ihrem Gesicht. Zu der Alten gehend, faßte sie sie beim Arm und sagte mit betrübtem Ton:

„Schon wieder, Mütterchen? Bleibt es denn ewig Dasselbe? Auf diese Weise werdet Ihr wohl alle Beide zu Grunde gehen und mich allein schaffen und arbeiten lassen. Gott, was würde daraus werden, wenn nicht ich mich noch aufrecht erhalte!“

Da sie keine andere Antwort erhielt, als Thränen, die noch heftiger zu fließen begannen, so fuhr sie mit bittenden Nienen und milden Worten fort:

„Lieb Mütterchen, fasse Dich doch! Ach, es ist nicht mehr zu ertragen, so ganze Tage und Wochen hindurch nichts als Traurigkeit zu sehen. Pater spricht und singt nicht mehr, er geht und kommt, wie ein wandelnder Schatten; Du, Mutter, beginnst zu weinen, sobald Du allein bist. O, gestehe es nur, das ist nicht recht! Oder es muß sich um etwas handeln, das ich nicht zu begreifen vermag. Niemand giebt mir Aufklärung: ich lebe hier wie eine Verstoßene.“

Die betrübte Frau ergriff die Hand ihrer Tochter und drückte sie, gleich als wolle sie dem armen Mädchen den Trost geben, daß sie sie noch eben so liebe als sonst. Dann sagte sie mit klagendem Tone:

„Wanna, liebes Kind, siehst Du denn nicht, daß Dein armer Bruder dahinsiecht? Siehst Du nicht, wie matt seine Augen, wie bleich seine Wangen werden? Und wenn D

ihn anblickst, ergreift Dich dann nicht die Besorgniß vor einem noch größeren Unglück?"

„Ach Gott, Mütterchen,“ rief Wanna voller Angst, während sie gleichfalls eine Thräne aus ihrem Auge wischte, „was sind das nur für Dinge? Bart ist traurig, er wird blaß und bager, ja, aber ich weiß auch weshalb. Von solchem Kummer kann man wohl krank werden, aber allmählig gelangt man doch wieder zur Genesung. Warum mußte er auch seine Augen auf Cecilia werfen? Sie ist doch Seinesgleichen nicht; denn wir sind nur arme Menschen, die um ihr tägliches Brod sich kümmern und mühen müssen, und sie ist reich oder wird es werden. Warum redest Du Bart nicht in's Gewissen und bringst ihm seine Thorheiten aus dem Kopf? Aber nein, Du weinst nur und läßt die Dinge gehen, wie sie gehen. Wäre ich nur seine Mutter!“

„Kind, Kind!“ seufzte die Alte, „wenn Du nur wüßtest, was ich schon versucht habe, um ihn zur Vernunft zu bringen! Ich habe mit ihm gescholten, ihn angefleht, gebeten und Thränen vergossen: Alles war vergebens! Er erkannte seine Thorheit, er verspricht, daß er sie vergessen wolle, er giebt mir in Allem Recht und bittet mich um Verzeihung....“

„Ja, und die giebst Du ihm immer sehr bald, nicht wahr, lieb Mütterchen?“

„Ich, Wanna, die ich seine Mutter bin, ich sehe wohl was in dem Herzen meines armen Kindes vorgeht; — ich habe nicht den Muth und die Kraft, ihm wehe zu thun. Du

Kannst es vielleicht nicht begreifen, aber glaube mir, der eine Mensch ist nicht aus demselben Stoff wie der andere. Ich selbst würde das vielleicht ebenso wenig wissen als Du, wenn ich nicht schon einmal in meinem Leben gesehen hätte, was die Liebe vermag, wenn ihr Hindernisse bereitet werden. Bart hat eben so erregbare Nerven, als sein verstorbener Vater hatte. Nun, und wirst Du es Dir denken können, daß Dein seliger Vater, als er noch ein junger Mann war, schon im Todeskampf gelegen und die letzte Delung empfangen hatte, weil unsere Eltern uns von einander trennen wollten und er mich nicht mehr sehen durfte?"

„Gott!“ rief Wanna in plötzlicher Angst über ihren Bruder aus, dem es hiernach vielleicht gehen konnte wie seinem verstorbenen Vater. Sich indeß schnell wieder fassend, fragte sie: „Aber unser Vater genas doch, nicht wahr, liebe Mutter?“

„Ja, liebes Kind, aber wie? Unsere Eltern waren in Mißthelligkeiten wegen der Benutzung eines Aufsatzes über ein Feld gerathen, und waren dabei so böse, so zornig auf einander geworden, daß beide Theile sich nicht mehr ansprechen mochten. Ich durfte Deinen seligen Vater nicht ferner sehen; und er, der mich inniger liebte als ich selbst gewußt hatte, sickte langsam dahin, bis er auf dem Sterbette lag. Gott sei Dank, der Pastor, aus Mitleid zu dem armen Jungen, verschute unsere Eltern und ich durfte meinen sterbenden Freund besuchen. Die Thränen stürzten mir aus den Augen, wenn ich an jenen Tag zurückdenke! . . . Ich will nicht davon sprechen! . . . Aber einen Monat

später konnte er doch mit mir und unseren Eltern zur Kirche gehen, um mich zu seiner Braut zu machen...."

Wanna sah ihre Mutter mit glänzenden Augen an.

"Sieh, Wanna" fuhr die Frau fort, "Dein Vater war nur ein schlichter Bauernsohn, armer Leute Kind, wie wir es noch sind; aber glaube mir, doch steckte etwas mehr in ihm als in vielen Anderen; und so mag es mit unserem armen Bart auch wohl sein."

Das Mädchen schüttelte nachdenklich das Haupt und blickte träumend zu Boden.

Nach einigen Augenblicken schaute sie wieder auf und sagte:

"Es wäre seltsam, wenn man aus Liebe oder Freundschaft für Jemand krank werden könnte, sobald man reizbare Nerven hat. Ich glaube es aber nicht. — Unser seliger Vater war übrigens mit Dir, liebe Mutter, von gleichem Stande und gleichen Vermögens-Verhältnissen. Das ging doch noch an. Mit Bart und Cecilie ist das aber ganz anders: das kann nie gut ablaufen. Darum müßte er die thörichten Gedanken sich aus dem Kopfe schlagen."

Inzwischen war die alte Frau in tiefes Nachdenken versunken; sie hörte nicht mehr auf das, was Wanna sagte, und sah mit Bekümmerniß zu Boden. Nach einem augenblicklichen Stillschweigen seufzte sie, als spräche sie zu sich selbst:

"Er duldet wie ein Märtyrer! Raet hat ihm gestern etwas gesagt, das Flammen der Freude aus seinen Augen hervorrief; aber sie hat ihm auch etwas mitgetheilt, wobei

er die Zähne vor Zorn und Ingrimm zusammenbiß. In der letzten Nacht hat er im Schlaf gefroren, geweint, gewehklagt zitternd und bangend habe ich ihm zugehört und auf jeden seiner Athemzüge gelauscht. Heut Morgen ist er matt und hinfällig und bleicher noch als gestern; seine Hände scheinen zu frieren, und wüß ich nicht ihm die Augen im Kopf! — Ach, mein armer, armer Part, mein unglückliches Kind“

In dem Augenblick, wo diese letzten Worte aus ihrem Munde kamen und in schmerzlicher Klage durch das Zimmer drangen, trat Part, einen Nocken in der Hand, durch eine hintere Thür herein. Durch den Ton der Stimme seiner Mutter ergriffen, blieb er stehen und sah der weinenden Frau eine Weile tief in die Augen. Dann, langsam auf sie zugehend, brachte er seine Lippen an ihre Stirn, ließ seinen Thränen freien Lauf und sagte mit süßer und fast unhörbarer Stimme:

„Arme liebe Mutter, ach vergieb es mir, ich kann nichts dabei thun!“

Und sich umwendend ging er, mit gebeugtem Haupt und mit der einen Hand vor den Augen, zum Hause hinaus.

Unter dem hellen Licht der Sonne, inmitten der allgemeinen Freude der Natur, die ihn umringte, erhob Part dennoch nicht das Haupt. Gefühllos und mit gekrümmtem Rücken schwanfte er auf dem Aufwege dahin wie ein alter Mann, der sich unter der Last der Jahre beugt. Man hätte meinen können, daß er im Gehen etwas im Grase habe suchen wollen.

Von Zeit zu Zeit blieb er stehen, murmelte einige Worte in sich hinein, riß ein Blatt von einem oder dem andern Strauch, rieb es in seinen Händen entzwei und schritt dann wieder finster und bekümmert weiter; oder er starrte in Vergessenheit auf die vielen kleinen Thierchen, die im Felde und in den Büschen so fröhlich ihr kurzes Dasein verlebten; oder er entblätterte gedankenlos eine Pflanze und lauschte träumend auf das gegenseitige Lecken und Grüßen der Vögel.

Was dies Alles ihm sagte wußte er vielleicht selbst nicht; dennoch rührte und ergriff es ihn tief und senkte ihn in stille Träumerei, bis er, erwachend, auf's Neue wieder langsam seinen Weg verfolgte.

Plötzlich, als hätte ein mächtiger Gedanke ihn erfaßt, hemmte er seine Schritte, und vor sich in den Weg sehend, murmelte er mit düsterem Blicke:

„Ach, arme Cecillie, seit gestern weiß ich, was Du leidest. Also gestoßen, geschlagen, gemißhandelt wirst Du? Du vergehst vor Schmerz und Angst? Und doch liebst Du mich! O, was macht der Kummer stich und schwach! Kein Muth, keine Kraft! Ich weiß nicht mehr, was ich thun soll, — ich fürchte, ich bange, — meine Gedanken verwirren sich, — ach, ich bin krank bis zum Tode . . .“

Ein schmerzliches Lachen zog über sein bleiches Gesicht.

„Krank? krank?“ rief er dann wieder. „Ja, verbirg nur Deine Schlassheit! Aber wenn ich auch Muth und Macht hätte, was könnte ich thun? Sie sterben lassen, — sie, die mich liebt? Wäre das nicht eine nie zu sühnende Schand-

that? — Aber was dann? Ihn, den Teufel von Ihro ermorden?“

Bei dieser Frage sprang er entsetzt zurück, als hätte er plötzlich eine giftige Schlange unter dem Grase entdeckt. Ein dumpfer Ausruf des Abscheus und des Grauens stieg aus seiner Brust, und mit durchdringender Stimme rief er:

„Ach! da oben ist Gott! — Meine Seligkeit meine Mutter! Nein, nein: lieber will ich mich beugen, vergehen vor Gram, und mein Kreuz tragen bis nach dem Friedhof!“

Und muthlos schritt er wieder weiter, sich die Stirn mit der Hand zusammendrückend, gleich als fürchte er, daß sie auseinander gehen möchte.

Während der Jüngling so, voller Verzweiflung, unter den Büschen und Wirseln am Wege dahintaumelte und in dieser Richtung sich mehr und mehr dem Klosterhofe näherte, ohne daß er ihn sehen konnte, und ohne daß er selbst es wollte, geschah im Hause des Weizhalses etwas noch Grausameres, als Bart zu vermuthen einen Grund hatte.

Die Thür des Klosterhofes öffnete sich. Auf der Schwelle erschien ein Mädchen, bleich und abgemagert, ein schweres Paket unter dem Arm und die eine Hand vor den Augen.

Ein Mann, der durch ein bössartiges Lächeln sein ohne dies schon verzerrtes Gesicht noch mehr verzerrte, stieß sie heftig in den Rücken, bis sie sich auf zwei oder drei Schritte von der Schwelle entfernt hatte.

Dort blieb das Mädchen ein Weilschen stehen, als könne sie diesen Ort nur mit Schmerzen verlassen. Auf das drohende Gebot des Mannes ging sie jedoch langsam und heftig weinend über den Weg, an einem Gidengehölz vorüber, in die Felder hinein, bis man sie auf dem Klosterhofe aus dem Gesichte verloren hatte.

Noch hatte sie das Haupt nicht erhoben, und noch immer hielt sie die Hand vor den Augen, gewiß um die Thränen zu verbergen, die in Strömen über ihre Wangen liefen.

War es nun aber die Wärme der Frühlingssonne, oder waren es die vielen tausend Stimmen der jubelnden Natur, die den Weg in ihr per Kummer und Gram bedrücktes Herz fanden: sie hielt bald mit ihren Schritten inne und ließ die Hand von den Augen sinken.

Bewundernd und überrascht sah sie in den tiefblauen Himmel hinauf und ließ ihre Blicke mit steigender Wonne über alles Erschaffene dahinschweifen. Allmählig trat auf ihr Antlitz, statt des Kummers und der Thränen, eine selige, kindliche Freude und ein unbeschreibliches Lächeln. Ihr Herz ging auf, ihr Haupt erhob sich auf dem schlanken Hals, ihre Augen funkelten von Begeisterung. Sie streckte beide Hände empor und sagte mit leiser, aber von Wuthung zitternder Stimme:

„Freiheit! Freiheit!“

Und dann bewegte sie die Arme in der Luft, als ob sie die ganze Welt umfassen wollte.

Einige Zeit hindurch verbarnte sie in diesem Zustande geistiger Aufregung, bis ihre Augen Alles gesehen und

Alles genossen hatten, was sie erreichen konnten. Alsdann erst kehrte allmählig ihr Selbstbewußtsein zurück; das Haupt sank ihr wieder langsam auf die Brust, das Lächeln in ihrem Gesicht wurde wieder durch den Kummer verdrängt: sie sah zu Boden und überdachte ihr trauriges Loos.

Wenige Minuten nachher verließ sie diese Stelle und schritt träumend auf dem Fußwege weiter. Da plötzlich, als sie um eine Waldecke bog, brach sie in einen lauten Schrei der Ueberraschung aus; — denn Bart stand vor ihr.

Bei dieser unerwarteten Begegnung war auf dem Antlitze Beider das selige Lächeln aufrichtiger Freude entstanden; aber gleich darauf sahen sie einander an mit dem Ausdruck des Schreckes und der Betrübniß. Sprachlos ließen sie das Haupt sinken und weinten bitterlich.

Der Jüngling brach das Stillschweigen zuerst, indem er seufzend sagte:

„Gecilie, o Du Arme, wie siehst Du bleich und abgehärmt aus!“

„Und Du, Bart; ich erkenne Dich nicht mehr!“ schluchzte das Mädchen ohne aufzuschauen.

„Ich?“ antwortete der junge Purche verzweiflungsvoll. „Ach, was liegt an mir? Aber Du, Du Cecilie, die Güte selbst, ein Engel der Sanftmuth, warum hast Du so leiden müssen? O, daß Du, wie ein Lamm, ohne zu sprechen, unter den Händen dieses Bösewichts sterben mußt! Ich besse mir die Hände blutig vor Grimm. Gott schütze mich, oder noch heut zermalme ich dieses giftige Ungeheuer! —

Aber Cecilie, was soll dies Packet bedeuten? Wohin gehst Du?"

„Man hat mich aus dem Hause gejagt,“ seufzte das Mädchen unter neuen schmerzlichen Thränen.

„Weggejagt? für immer?"

„Für immer!“ bekräftigte das Mädchen mit trauriger Stimme.

„Wie, Cecilie, und Du weinst?“ rief der junge Barthe. „Monate lang hast Du in einem dunklen Gefängniß sitzen müssen, ein Bösewicht hat Dich geschlagen, gemißhandelt und zu Tode gemartert! Und, ach, als wir verzweifelden, als nichts uns mehr erlösen zu können schien als der Friedhof, da schenkte Gott Dir die Freiheit wieder. Du bist frei, frei . . . Und Du trauerst, Du weinst? O sieh, was ich thue!“

Dabei hob er die Hände in die Höhe und rief mit einem begeisterten Blick zum Himmel:

„Gott, Du hast sie erlöst! O Dank, Dank für Deine Barmherzigkeit!“

Seine Stimme versagte ihm; nichtsdestoweniger blieb er in seiner andächtigen Haltung und murmelte ein stilleres und vielleicht noch tieferes Gebet.

Das Mädchen sah ihn mit Erstaunen und Verwunderung an. Wie war er so schön in dieser Haltung mit seiner milden Seele auf dem Antlitz und mit den glänzenden zu Gott erhobenen Augen. So innig war die Dankbarkeit, die von seinem Gesicht zum Himmel hinauf strahlte, daß Cecilie,

mächtig ergriffen, ihren Zustand vergaß und im tiefsten Innern ein Gefühl unbegreiflicher Freude empfand.

Als der Jüngling nach Beendigung seines Gebetes wieder um sich schaute, erkannte er auf Cecilie's Gesicht einen besseren Schein: kein Lächeln, aber etwas Unausprechliches, das von Seligkeit und Herzensfreude Zeugniß giebt.

Part ergriff die Hand des Mädchens und sagte:

„O, komm, komm, wie wird meine arme Mutter wieder froh und glücklich werden! Ja, komm, in unserm Hause ist es so gut. Dein Stuhl steht noch immer auf derselben Stelle, noch hat kein Anderer darin gegessen. Alles trauert bei uns um Dich, darum komm . . . komm eilig!“

Cecilie widerstand ihm und wollte nicht in der angezeigten Richtung weiter.

„Was bedeutet das, Cecilie?“ fragte Part, „wills Du denn nicht zu uns kommen?“

„Ich gehe nach der Stadt,“ antwortete sie „dort habe ich eine Verwandte, die Nähterin ist und mir vielleicht Arbeit geben wird, damit ich mein Brod verdienen kann.“

„Brod? Arbeit? Was heißt das Alles?“ rief Part. „Jetzt, jetzt, wo ich Dich wieder sehen, in Deine Augen blicken und Deine Sprache hören darf, jetzt wird mein Muth wachsen und sich verdoppeln . . . Und sollte ich die Finger von meinen Händen arbeiten, in unserm Hause soll für Dich stets Ueberfluß sein. Komm, o komm!“

„Im Gottes willen, Part, verlange es nicht von mir, es darf nicht sein,“ seufzte das Mädchen.

Der Jüngling schaute ihr mit traurigem Erstaunen in's Auge.

„Gewiß, gewiß, lieber Bart,“ wiederholte sie, es geht nicht an.“

Als ob eine Veränderung in dem Gemüth des Jünglings vorginge, er ließ das Haupt wieder mißmüthig auf die Brust sinken und sagte schmerzlich bewegt:

„Mein kranker Geist hatte sich vor lauter Freude verirrt. Ja, ich hatte es vergessen, Cecilie! . . . In der That, ich bin ja nur ein armer Bauernbursche; Du dagegen wirst dereinst ein reiches Mädchen werden! . . . Mein Loos ist: sterben!“

Diese letzten Worte wurden mit so klagendem Tone ausgesprochen, daß sie Cecilien tief in's Herz schnitten und die jungfräuliche Zurückhaltung in ihr überwand. Sie ergriff und drückte die Hand des Jünglings, während sie mit Bärtlichkeit zu ihm sagte:

„Ach Bart, Freund meiner Seele, Du bist im Irrthum. Mein Oheim hat mich enterbt; er hat ein Testament errichtet, worin er Thyß seine ganze Habe vermacht; ich werde also nie auf dieser Erde zu einigem Besizthum gelangen.“

Der junge Bauer erhob das Haupt und sah sie ungläubig an, während ein halbes Lächeln auf seinen Lippen schwebte.

„Ja, lieber Bart,“ wiederholte das Mädchen, „nun bin ich arm, so arm wie Du!“

„Arm, wie ich?“ sagte der Jüngling mit ausgelassener Freude, „arm wie meine Mutter und meine Schwester? O Gott, welch ein Glück für mich! Nun wohl, so laß denn immerhin die bösen Menschen ihr Geld behalten, Cecillie; ich will Dir Reichtümer geben: Schätze von Freundschaft, Zuneigung und Liebe. Komm, o komm!“

Er erfaßte wieder die Hand des Mädchens und wollte sie mit sich fortziehen; sie aber sprach mit betrübtem Ton:

„Nein, Bart, es kann doch nicht sein!“

„Aber, o Gott, warum nicht?“

Schaamröthe überflog die Wangen Cecilliens, und mit niedergeschlagenem Blick fragte sie:

„Hat Dir die Wittve des Maurers Jan gestern Nachmittag nichts gesagt?“

„Wie?“ rief Bart, „sie hat mir also die Wahrheit mitgetheilt? Meine Seele konnte es nicht fassen; ich wollte es nicht glauben.“

„Was würden nun die Leute von uns denken, Bart? Nicht wahr, Du erkennst es auch, daß es nicht angeht?“

„Also, Cecillie,“ sagte der Jüngling mit tiefer Verzweiflung, „Du willst wirklich nach der Stadt gehen und uns verlassen? Uns verlassen, vielleicht um auf's Neue Nummer zu extragen und verstoßen zu werden? — Um der Menschen willen könntest Du mich vor Gram sterben und meine arme Mutter krank werden lassen?“

Er wartete auf eine Antwort; das Mädchen aber, die Blicke zu Boden gerichtet, blieb stumm.

Darauf fuhr Bart mit eindringlicherem Tone fort:

„Ach Cecilie, bleibe bei uns! Du sollst bei meiner Mutter leben und ewig unter ihrer Obhut sein; ich dagegen werde Dich umgeben mit Ehrerbietung und Liebe, werde Dich verehren wie meinen Schutzgeist. Ich will arbeiten von des Morgens früh bis in den späten Abend hinein, und nichts soll zu unserem Glücke fehlen. Du wirst Dich von Deinen Trübsalen erholen und wieder stark und blühend werden; unser Haus wird durch Dich gesegnet sein wie sonst. O komm, komm, sei die Schwester meiner Schwester und ein Kind meiner Mutter!“

Mit zusammengefalteten Händen schien er sie um eine Antwort anzusehen. — Das Mädchen sah ihm schaukelnd in's Auge.

„Ach Cecilie,“ rief Bart, „sprich, rede! Bedenke, daß über den Menschen Jemand im Himmel ist, der es weiß, wenn man gut oder böse thut auf Erden.“

Ein sonderbares Lächeln glänzte auf Cecilien's Antlitz; sie athmete schneller und fühlte ihr Herz lauter pochen, etwa wie Jemand, der im Begriff steht, einen wichtigen Entschluß zu fassen.

„Run? Run?“ fragte Bart vor freudiger Erwartung bebend.

„Wohlan denn,“ antwortete Cecilie fest, „es sei! Deine Mutter soll hinfort auch die meine sein. Ich will bei ihr wohnen, als ob ich ihr Kind wäre!“

Ein Schrei, so laut und durchdringend, als wäre er ein Ausdruck des Schmerzes gewesen, stieg aus der Brust des Jünglings auf. Er verbarg die Augen in den Händen,

und über seine Wangen strömten die Thränen so heftig, daß sie wie Quellen unter seinen Ringern hervorsprudelten.

Das Mädchen verstand diese gewaltige Gemüthsbewegung nicht und sprach ihm deshalb tröstende Worte zu.

„Ach,“ antwortete er darauf und lächelte unter Thränen, „die Freude kann auch ein Schmerz sein! Ich fühle, daß sie, eben so wie der Schmerz, das Herz zu brechen im Stande ist und sinnlos machen kann! . . . Doch ich habe mich gefaßt. Komm, Cecilie, komm! —“

Sie schlugen einen anderen Aufweg ein. Hart war gänzlich verändert. Er trug das Haupt erhoben wie sonst und ließ den Blick mit selbigem Gutsüßen frei über Wald und Wiese schweifen. Seine Wangen glühten von einem feineren Roth, seine Augen funkelten vor Sonne, und Arme und Beine bewegte er so lebendig, als rüttle er zum ersten Male seit langer Zeit seine schlummernden Glieder auf. Durch allerlei Ausrufungen der Freude machte er dabei seinem Herzen Lust.

„Gott, o Gott!“ rief er aus, „was ist das Leben doch schön! Sieh, Cecilie, ich werde wie sonst wieder rüstig auf dem Felde arbeiten und Reifholz spalten; Du wirst wie früher nähen und schneiden; Wamma wird auf dem Hofe schaffen und die Kuh versorgen, und unsere Mutter wird bei Dir bleiben und die Haushaltung führen. Und wer etwas verdient — Alles kommt zusammen; und so bilden wir uns einen Sparpfennig. Wir kaufen noch eine Kuh und nehmen etwas mehr Land in Pacht. Und wer weiß — ach wenn wir's doch einmal so weit brächten — wer weiß,

ob wir nicht früher wohl gar eine Wagd halten können. Vielleicht wird der Kapellenhof noch so schön werden, und Gottes Segen wird so sichtbar darauf ruhen, daß Du an den häßlichen Klosterhof gar nicht mehr denken wirst."

"Bart, wie schön kannst Du sprechen!" flüsterte das Mädchen mit freudiger Ueberraschung. "Ach, es wird ein Himmel auf Erden sein."

"Das soll es sein," fuhr der junge Bursche mit gleicher Fröhlichkeit fort. "Ich werde unseren Garten mit schönen Blumen bepflanzen und an und in unserem Hause überall Vogelbauer anbringen! Alles soll singen und jubeln und fröhlich sein. — Und neue Lieder und Märchen will ich auswendig lernen zu guter Unterhaltung; ich will ewig tanzen und springen . . . und Gott auf meinen Knien danken, daß er Dich zu uns kommen ließ. Himmel, Himmel, welch ein Leben! Liebe Cecile, welch ein Leben! — Sieh, dort steht meine Mutter mit Wamma am Brunnen!"

Bei diesen letzten Worten verließ er das Mädchen und lief nach seiner Wohnung voraus, so schnell wie ein Pfeil, den man vom Bogen abschießt. Aber ungeachtet seiner Hast und Ungebuld fand er doch noch Kraft genug, um die Worte: "Mutter! Wamma!" über die Felder zu rufen.

Auf den Ton seiner Stimme wendete seine Mutter sich um und sah mit Erstaunen, wie er in vollem Trab auf sie zugelaufen kam. Seine sonderbaren Geberden, sein unverständliches Rufen veranlaßten Wamma, ihre Blicke von Bart auf ihre Mutter zu richten, als könnte sie von dieser eine Erklärung des sonderbaren Räthfels erwarten.

Aber die alte Frau hatte nicht die Zeit, ihre Ueberraschung durch Worte auszudrücken, denn schon kam ihr Sohn, leuchtend und jauchzend, auf den Hof gestürzt und rief ganz außer Athem:

„Mutter, liebe Mutter, Schwester Banna, ich bin genesen! Pacht, singt, seid fröhlich: da ist Cecillie! Sie kommt zu uns, denn man hat sie fortgejagt: sie ist arm wie wir, ihr Dusek hat sie enterbt. Sie wird nun bei uns wohnen und Dein Kind sein, Mutter. Sieh, da ist sie: sie lacht Dir schon von Weitem entgegen. Ach, jetzt sollst Du nicht mehr weinen: ich bin ja schon wieder so stark, so mächtig und so froh!

Weg mit Kummer, Noth und Pein,
Ewig wird's nun Armes sein!“

Mutter Ann blickte ihrem Sohn mit unaussprechlicher Freude in die Augen. Zuerst hatte sie für seinen Verstand gefürchtet; aber der Ton seiner Stimme ließ ihr keinen Zweifel mehr, zumal nun auch Cecillie mit hastigen Schritten auf den Hof gelaufen kam.

Durch eine gleichzeitige Bewegung streckten die erstaunte Alte und die frohbewegte Cecillie die Hände nach einander aus. Das Mädchen ging gerade auf die alte Frau zu und legte die Arme um ihren Hals. Der Kuß, den die Mutter jetzt ihrer zweiten Tochter gab, war ein feuriger Kuß, der aufstieg aus der heiligen Liebesflamme ihrer Seele.

Hart sah bewegungslos und vor Seligkeit stumm dieses rührende Schauspiel von Weitem an. Thränen strömten über seine Wangen, er richtete den Blick wie betend gen

Himmel und sank dann erschöpft mit dem Kopf auf den Rand des Brunnens.

Banna aber sprang, klatschte jubelnd in die Hände und rief:

„Ach Gott, ach Gott! Das ist gut! Das ist schön!“

Bart erhob sich bald wieder aus seiner Erschöpfung. Als ob er etwas fürchtete, nahte er sich seiner Mutter und winkte ihr und den beiden Mädchen mit einer Bewegung der Hand nach der Thür des Hauses.

„Hinein! Hinein!“ rief er.

Und Alle folgten der Aufforderung des Jünglings.

Bart wollte eben die Thür hinter sich abschließen, da sah er aber Raet, die Bettlerin, mit ihrem Kinde aus einem Fußwege herzugelaufen kommen. Er blieb auf der Schwelle stehen und machte der armen Frau von Weitem ungeduldige Zeichen, daß sie sich beeilen solle.

Als sie auf den Hof trat, rief er ihr zu:

„Schnell! Schnell, Raet. Es ist Freude in unserm Hause, denn Cecilie ist wieder bei uns!“

Und sie hereingehend, schloß er hinter sich vorsichtig die Thür.

VII.

Seit Cecillie auf dem Kapellenhose wohnte, war die niedrige und ärmliche Wohnung in der That schön und behaglich geworden, wie Bart in seiner Freude es schon vorher geträumt hatte.

Bei Allen herrschte Glück und Frohsinn. Bart arbeitete rüstig den ganzen Tag hindurch und sang dabei unauhörlich seine lustigsten Lieder; die frische Kraft der Jugend kehrte wieder in ihn zurück, und unter dem Wanken einer neu aufblühenden Gesundheit lag ein beständiges Lächeln auf seinem Gesicht. Jedes Wort, das seinen Lippen entschlief, war anregend und geistvoll: er war ein vollkommenes Bild der Herzensfreudigkeit.

Was ihn am meisten beglückte, war die Ueberzeugung, daß Cecillie ihren Aufenthalt auf dem Kapellenhose nicht bereute. Freilich versiel sie noch ab und zu in stille Traurigkeit, wenn sie an ihren alten Tadel dachte, und schreckte in sich zusammen, wenn sie erwog, was er vielleicht in der Verbergenheit des Klosterhofes zu leiden habe. Dieserummer konnte jedoch das Glück nicht aufwiegen, das für sie aus der zärtlichen Reizung Bart's und seiner Mutter entsprang, eben so wenig, als er die Lebensfreude zu stören

vermochte, die sie hier von allen Seiten umgab. Auch ver-
schwand allmählig die bleiche Farbe des Schmerzes von ihren
Wangen, und obgleich sie still und in sich gekehrt blieb wie
sonst, so lachte sie doch zuweilen mit aller Aufrichtigkeit mit,
welche die Heiterkeit der Seele und den Frieden des Gemüths
anzeigt.

Cecilie nähte Kleider für die Frauen und Mädchen des
Dorfes; und da sie mehr als Andere in diesem Fach be-
wandert war, so verdiente sie sich damit reichlichen Unter-
halt. Dies erfreute sie sehr und trug nicht wenig dazu bei,
in ihr und Bart immer mehr die Hoffnung auf eine künftige
Ausdehnung des kleinen Bauernhofes zu nähren. Die
Sparbüchse empfing nur einige Stüber wöchentlich, zu-
weilen keinen einzigen, zuweilen aber auch wohl eine silberne
Münze, — genug, sie füllte sich, wenn auch langsam; —
und wenn Bart in die Kammer seiner Mutter trat und
scherzend das Büchlein schüttelte, in welchem die Pfennige
der Liebe und der Arbeit gesammelt wurden, dann klapperte
es schon ziemlich merklich und versprach viel.

Der Jüngling hatte nichts verabsäumt, um die Woh-
nung seiner Mutter auszuräumen und sie Derjenigen, die er
liebte, heiter und annehmlich zu machen. In dem kleinen
Garten hinter dem Hause hatte er Beete angelegt und hielt
sie fortwährend mit frischem Grase besäumt. Ganz im
Hintergrunde, in der Nähe des Bienenbaines, hatte er eine
Laube aufgeschlagen und sie mit Weisblatt und Immergrün
umschattet; an jeder Seite hatte er sodann eine Pank darin
angebracht, eine für seine Mutter und Cecilien, und die

andere für sich und seine Schwester. Hier kamen sie alle Sonntage nach dem Gottesdienste zusammen, um zu sitzen und heitere Gespräche zu führen und um ihrem Schöpfer zu danken für ihr glückseliges Loos und die friedlichen Tage, die er ihnen beschieden.

Im Garten standen allerlei Blumen, sowohl solche, welche still und demüthig in unsern Aeckern und Pflügen blühen, als auch solche, welche man aus anderen und entlegeneren Gegenden eingeführt hat. Ranz, der Anrecht des Schlossgärtners, hatte namentlich für die letzteren gesorgt.

Am Hause selbst hingen Vogelbauer, aus denen fortwährend liebliche Stimmen und Lieder erklangen; Tauben, die so zahm waren, daß sie sich aus Ceciliens Hand ihr Futter holten, hatten ihren Verschlag unter dem Dache und wandelten friedlich über den Hof oder durch die sauberen Gänge des Gärtchens. An den Wänden des letzteren standen lange Stäbe, auf denen sich kleine Windmühlen oder Jäger befanden, die mit gefälltem Wehrte anzeigten, von welcher der Wind kam: Alles Dinge, die Port, so gut er konnte, aus Liebe für Cecilia selbst angefertigt hatte.

Nach Wonna hatte ihren Antheil an allen diesen Gemüthen; sorglos gab sie sich den stillen Arcaden des mütterlichen Hauses hin und ersiente sich wie ein Kind an dem Glück der Anderen.

Die alte Mutter wurde geliebt und verehrt; an jedem Blick aus den Augen ihrer Kinder erkannte sie deren Zufriedenheit; und sicher würde sie ihr Loos nicht gegen das der reichen Schlossfrau vertauscht haben.

Hürwahr, der Kapellenhof war ein kleines Paradies auf Erden.

Auf dem düstern Klosterhofe war es anders. Seit Ceciliens Entfernung war das Haus so öde, einsam und still geworden, daß es in der That schweigend und todt unter den Bäumen stand wie ein Gebäude, auf das Gott seinen Fluch geworfen.

Die Landleute, die in der Umgegend auf den Feldern arbeiteten, sahen oft zwei Tage hindurch die Thür sich auch noch nicht ein einziges Mal öffnen. Das geheimnißvolle Haus mit seinen geborstenen Mauern und zerbrochenen Scheiben stößte ihnen Furcht und Schreck ein. Nur die muthvollsten Männer würden des Abends hier vorübergegangen sein.

Schon zweimal hinter einander war Cufel Jan des Sonntags nicht zur Kirche gekommen. Jedem, der nach ihm fragte, hatte Thys gesagt, daß er an der Wicht zu Bett liegt.

Obgleich man wußte, daß der Alte früher in der That an diesem Uebel gelitten hatte, so zweifelte man doch an der Erklärung seines Hausgenossen. Doch da man den Greis wegen seines Weiges überall haßte, so schien sich Niemand weiter um sein Loos zu bekümmern, als Cecillie, die bei der Nachricht von seiner Erkrankung bitterlich geweint hatte.

Es war in der Mitte der Woche an einem frühen Morgen.

Thys saß auf dem Klosterhofe vor dem Ramin, in welchem ein ziemlich gutes Feuer brannte. Er hielt mit

der Zange ein großes Stück Fleisch über die Rosteln, um es zu braten, und tauchte es zuweilen in einen Teller mit geschmolzener Butter. Zur Seite des Kamins stand in der glühenden Asche ein dampfender Teyf.

Als das Fleisch gebraten war, brachte Lys es auf den Tisch und verzehrte es mit wohlgefälligem Lächeln. Darauf schloß er den Teller und das Bret in das Gschwinde, wuschte sich sorglich den Mund ab und setzte sich alodann wieder ruhig an das Feuer.

Mit der Zange langte er etwas grünes Kraut aus dem kochenden Teyf, ließ es wieder hinein fallen und sagte leise vor sich hin:

„Das Essen des Lufels Jan sieht wahrhaftig einladend aus. Er meint, daß er davon genesen würde. Als ob unser Magen sich betrügen ließe, wie ein einfältiges Mädchen! Welcher Gjel mag nur das Buch herausgegeben haben, aus dem er sich solche Recerte verschreibt? Gichorienwurzel und Brunnentresse, um alten Gliedern neue Kraft zu verschaffen! — Ich sollte Brunnentresse suchen — ei ja, um die Leute aufmerksam zu machen! Ich habe eine Hand voll Pöffelkraut hinein gethan, das ist gut für den Scharboß. — Weizig noch auf dem Tockenkett! Aber was geht es mich an? Ich bin nicht hier, um ihm Hindernisse zu bereiten. Will er versuchen, ohne Gssen zu leben, immerhin? Je früher er es gewöhnt wird, desto besser! Zuerst habe ich gar nicht geglaubt, daß er es noch so lange machen würde; aber sein Leben ist so jähe, wie das einer Rabe.“

Er starrte einige Augenblicke in's Feuer und verfiel in Gedanken. Während dieser Zeit wurde sein Gesicht nach und nach ernster, und halb murmelnd fuhr er darauf fort:

„Ja, sein Leben ist so jämlich, wie das einer Rabe. Wer weiß, wie lange das Lämpchen noch brennen kann. Ich sitze hier und spette wie ein Thor: ich verkaufe das Auckesfell, ehe der Aucke gefangen ist. Heut früh hat mir der Bäcker Alacs gesagt, daß der Schulze und der Pastor ihn im Kirchentathe nach dem Zustande des Alten gefragt hätten. — Und dieses nichtswürdige Weib, das überall schwört und klatscht, — sie allein ist schuld, daß die Bauern mich nicht leiden können. Heute morgen war ich noch keine zwanzig Schritte weit vom Hause, und sie stand auch schon in der Nähe, um mich zu beobachten. Ich weiß nicht, aber ich fürchte, es kann mir durch diese Bettlerin noch viel Unangenehmes geschehen. — Wenn nun der Schulze und der Pastor einmal hierher kämen und Onkel Jan sehen wollten! Ich besitze ein Testament als Universalerbe, das ist einem Jeden bekannt; aber wer weiß, wie sie auf den Alten noch einwirken können. Der Pastor namentlich könnte ihm leicht etwas Anderes einreden . . .“

Diese Gedanken machten ihn zittern. Er blieb ein Weilchen still mit der Hand vor der Stirn sitzen, worauf er fortfuhr:

„Es koste, was es wolle, Niemand darf ihm nahen. Es hängt schon an, so sonderbar über Dasjenige nachzudenken, was er gethan hat, und spricht dabei fortwährend von Gezeiten. Es fehlt gar nicht viel, um den alten Narren

in seinen Entschlüssen wankelmüthig zu machen. — Was thun? die Leute zum Schweigen bringen; — aber wie? Daß ich hier so mutterseelen allein mit Tufel Jan bin, das ist es, was ihnen Mißtrauen einflößt. Wenn Cecilie noch hier wäre, würde man sich um das Vees des alten Hilges gewiß nicht so sehr bekümmern; aber so dumm bin ich nicht, daß ich die Rage in den Ofenbrauk setze, um das Fleisch zu bewahren. Und dennoch würde das einzige Mittel, den Pastor und den Schulzen und alle Uebrigen zufriedenzustellen, das sein, Jemand hier in's Haus zu nehmen; — vielleicht unter dem Vorwande, kleine Gänge und Aufträge zu besorgen. Tufel Jan müßte aber fern von ihm gehalten werden. Ja, ja, von zwei Gefahren will ich wenigstens die kleinste wählen. Wer aber? Wen nehme ich in's Haus?“

Er bedachte sich einen Augenblick und schüttelte müßmüthig den Kopf, bis endlich langsam ein Lächeln auf sein Gesicht trat.

„Hm!“ sagte er vor sich hin. „Dieser Gedanke ist nicht schlecht; auf solche Weise könnte es gelingen. Allerdings würde es mir viel kosten, und außerdem ist es gefährlich!... So übereilt will ich doch darüber keinen Entschluß fassen; das muß noch reiflich überlegt werden! — Nun wird das Ofen für Tufel Jan wohl fertig sein! — Schnell noch einmal darüber nachgedacht! Es ist besser, ich wähle einen verständigen Feind als einen dummen Freund. Vielleicht geht das Bettelweib leichter in die Falle, als ich glaube!... Doch ich will dem Alten sein Ofen bringen.“

Er nahm den Tref von dem Feuer, und durch eine Nebenthür aus dem Zimmer tretend, ging er durch einen düßeren Gang bis zu einer Treppe, die er hinanstieg, um **alsdann** einen zweiten Gang zu durchschreiten und endlich in die gewöhnliche Schlafstube des Alten zu treten.

Da lag der unglückliche Greis in einem Bette, dessen Unreinlichkeit selbst einen Bettler angeekelt haben würde. Die Krankheit hatte seine Glieder fast gänzlich abgezehrt; seine Wangen waren erschrecklich zusammengefallen, seine Augen waren tief eingesunken und glänzten mit glasartigem **Schein** in ihren Höhlen; die grauerregende Farbe seines **Gesichts** würde man nicht einmal mehr Plätze haben nennen können: es war der vollständige Mangel aller Farbe, ein Etwas, das keinen Namen hat und wegegen die blauen Lippen des Kranken gräßlich abtödten.

Alles in diesem Zimmer trug den Stempel der Verlassenheit und erfüllte das Herz mit Wismuth und Trauer. Die hohen überwölbten Wände, seit dem Verfall des Klosters **noch** nicht angerührt, waren über und über mit Staub und **Schmutz** bedeckt. An der westlichen Seite tröpfelte das **Wasser** heraus und rann über den halbverfaulten Fußboden bis auf den Grund des Gebäudes. An den Seiten dieser unreinlichen Quelle wucherten vielerlei mißgestaltete Schimmelpflanzen neben dem Salpetersalz, das in glänzenden **Floden** von der Mauer herabhing.

Nur ein einziges hohes Fenster mit zerbrochenen Scheiben, und mit starken eisernen Stäben geschlossen, ließ ein Dämmerlicht in das Zimmer eindringen, das das Auge ge-

wehnt werden mußte, ehe man etwas in diesem dunklen Raume unterscheiden konnte. Tischen draußen in Garten und Feld die Sommerhige waltete, war es hier doch noch so kalt und feucht, daß es das Athmen erschwerte. Vor dem Bette standen ein Stuhl und ein Tisch, und auf dem letzteren befand sich ein Teyf mit Wasser und ein Stück schwarzes Brod, das noch die Zeichen der Zähne trug, die sich darin eingedrückt hatten. Rührte man hätte denken sollen, daß hier ein Gefangener läge, den ein grausames Urtheil zu einem langsamem Hungertode verdammt hatte.

Onkel Jan schien zu schlafen; es mußte aber wohl nicht ganz so sein, da er, beim Eintritt des Thys, mit einer krampfhaften Bewegung etwas unter seinem Deckbett verkarg, das wie eine Menge von Schlüsseln rasselte, die einander berührten.

Thys sah diese Bewegung und hörte den seltsamen Ton; ein arglistiges Lächeln fleg über sein Gesicht und er schien die Ohren zu spitzen, um den Eisenklang noch besser zu vernehmen. Dann trat er an das Bett, septe den dampfenden Teyf auf den Tisch und sagte zu dem Greise mit sehr harter Stimme:

„He, Onkel Jan, hier ist Guet Gessen!“

Der Kranke machte Versuche, sich auf die Seite zu legen; nach einer schmerzlichen Anstrengung fiel jedoch sein Körper erschlaßt und bleischwer wieder zurück.

„Es geht mit mir zu Ende,“ seufzte er, „ach, lieber Thys, in der vergangenen Nacht ist mir sehr schlecht gewesen.“

„Ich werde Euch helfen!“ sagte Thys, indem er die Hände nach ihm ausstreckte.

„Ach nein, nein!“ flehte der Alte mit Angst, als wenn er diese Hülfe mehr fürchtete als wünschte.

Thys gab aber nicht Acht darauf, brachte seine Arme unter den Körper des Kranken, hob ihn mit Muthwilligkeit empor und setzte ihn wie ein Stück Holz aufrecht gegen das Kopskissen.

„O weh, o weh! was machst Du mir für Schmerzen!“ wehlagte der Alte.

„Habe ich Euch weh gethan?“ fragte Thys mit erschrockenem Mitleiden. „Was kann ich dafür, daß Ihr so empfindlich seid! Ich muß Euch doch aufrichten, da Ihr nicht von selbst aufstehen wollt. Laßt es jetzt nur gut sein und eßt etwas, aber verbrennt Euch nicht den Mund, denn es ist noch heiß.“

Der Greis faßte mit zitternder Hand den Löffel und schöpfte einige Blätter aus dem Teyf, während er sagte:

„Ach Gott, Thys, wenn mir doch die Kräuter etwas helfen könnten. Ich bin so schwach, so schwach und so krank.“

Thys antwortete nicht auf diese Klagen, betrachtete aber den Alten mit forschendem Blick. Obgleich er sich sichtlich bemühte, seine Empfindungen und Gefühle zu verbergen, so konnte er doch nicht verhindern, daß ein Lächeln froher Ueberraschung sich auf seinem Gesicht zeigte. Er freute sich über das merkliche Zunehmen der Schwäche des Greises, und in seinen Augen glänzte die Hoffnung, daß es nicht lange mehr mit ihm währen würde.

Inzwischen hatte Onkel Jan einen oder zwei Löffel von den Kräutern gegessen; er schüttelte den Kopf, ließ den Löffel fallen und blickte seinem Gefährten tief in die Augen, als wollte er ihn etwas fragen oder ihm etwas verwerfen.

„Nun, was giebt's?“ fragte Ihs.

Der Kranke antwortete mit Widerwillen:

„O, wie schlecht schmeckt das! Es brennt mir im Munde wie Feuer und zieht mir krampfhaft die Eingeweide zusammen.“

„Am Ende glaubt Ihr wohl noch, daß Ihr vergiftet seid?“ spottete Ihs. „Brunnenkresse brennt immer so, Ihr könnt sie nur nicht vertragen.“

Der Alte entblößte seinen Arm, und ihn zeigend, sagte er mit flehender Stimme:

„Ach, Ihs, hast Du kein Mitleiden mit mir? Sieh, wie ich zum Gerippe abgemagert bin!“

„Laß das,“ antwortete der Andere, „bedeck Euren Arm! Was heißt das? Wer kann ein größeres Mitleid für Euch empfinden als ich? Aber die Krankheit macht Euch närrisch. Sollte man bei Euren Asten nicht denken, daß Ihr im Sterben läget?“

„Bin ich denn nicht krank genug?“

„Krank, ja, aber nicht so, wie Ihr meint. Ihr habt noch einen kräftigen Körper, Onkel Jan. Die Mageren leben in der Regel am längsten. Wenn Euch nicht noch schlimmer wird, hat's keine Gefahr!“

„Ach, wollte Gott, Du sagtest die Wahrheit, Ihs!“

Eine kleine Pause folgte auf diesen verzweiflungsvollen Wunsch.

„Ach, ich habe so heftigen Hunger!“ seufzte darauf der Greis.

„Nun, so eß doch,“ antwortete Thys, indem er ihm das Stück Schwarzbrot in die Hände steckte.

Während der Alte etwas davon verzehrte, sagte er:

„Thys, ich möchte wohl etwas anderes essen; das Brot schmeckt mir wie Sand.“

„Nun, was wollt Ihr denn essen? In dem Buche stehen noch viele andere Kräuter verzeichnet, die man versuchen kann.“

„Rein Fleisch, Fleischsuppe. O, das müßte mir gut thun! Ich zittere vor Verlangen, wenn ich daran denke!“

Das Gesicht des arglistigen Thys entbrannte vor Unwillen; nichtsdestoweniger bezwang er sich und entgegnete:

„Fleisch? Fleischsuppe? Das wäre genügend, um Eurer Krankheit mit einem Male die schlimmste Wendung zu geben, es wäre genügend, um Euch zu tödten, zumal Ihr seit Jahren dergleichen Lederbissen nicht genossen habt.“

„Und dennoch, Thys, um Gottes willen verschaffe mir Fleisch!“

„Nun, es kommt auf Euch an. Gebt mir dann aber auch Geld. Sollte es die Ursache Eures Todes werden, so müßt Ihr mir bezeugen, daß ich keine Schuld daran habe.“

„Geld verlangst Du?“ murkte der Alte, „Geld? das ist ewig das Erste und Letzte.“

Er steckte seine Hände unter das Deckbett und schien Zeit lang beschäftigt, Münzstücke zu zählen und zu be-
ren. Endlich reichte er Thys die Hand und sagte:

„Da, nimm und hole Fleisch!“

„Ach!“ spottete Thys, indem er lachend das Geld be-
das der Alte ihm gegeben. „Ein Stüber! für einen
ber Fleisch! das würde ein prächtiges Stück sein. Aber
ieht gar nichts dafür! Zwanzig Cents muß ich haben
ich hole kein Fleisch.“

„Himmel! Zwanzig Cents! Kostet ein wenig Fleisch
zig Cents?“ murmelte der Greis voller Verzweiflung
ich hin. „Aber es ist ja nur für dich eine Mal . . .
Thys, da sind noch fünfzehn . . . und bringe mir das
ige zurück . . . Du wirst einen Stüber oder ein paar
s abhandeln können . . . Pfoten sind auch gut zur
pe, und die kosten nicht so viel!“

„Gut!“ sagte Thys mit Ungeduld, „wenn ich etwas
asbekomme, sollst Ihr's zurückhaben.“

Er erhob sich und wollte das Zimmer verlassen, der
rief ihn aber zurück mit den Worten:

„Thys, ich vergaß Dich noch etwas zu fragen.“

„Nun, seid Ihr noch nicht fertig?“ entgegnete der An-
mit ziemlich merklichem Unwillen.

„Ach, sei nicht so hart gegen mich!“ seufzte der Greis.
Thys, in der letzten Nacht fürchtete ich, daß ich ster-
würde; und Todessehnsucht trat mir bei dieser Furcht
e Stirn. Weißt Du weshalb? Ach wenn ich einmal
ab gehen sollte ohne Beichte und Absolution!“

„Was ist das nun wieder?“ rief Thys mit schlecht verhehlter Angst.

„Thys, lieber Thys“ fluchte der Kranke, „sollte es nicht gut sein, wenn der Pastor zu mir käme, und daß ich den Trost der Kirche erhalte? Denn, — wer weiß, — Gott ruft uns oft unerwartet aus diesem Leben.“

Er bekam keine Antwort. Thys stand da, die Arme über die Brust gekreuzt und blickte erschauert auf den Greis.

„Und Cecilie,“ fuhr dieser fort, „Cecilie möchte ich gern noch einmal sehen, ehe ich sterbe. Sie hat sich freilich gegen mich vergangen, sie ist sehr schuldig; aber doch . . . fortwährend träume ich von ihr. Muß ich ihr nicht verzeihen, ehe ich vor Gott erscheine?“

„Immer besser!“ rief Thys spottend. „Nun fange ich wirklich an zu glauben, daß Ihr sehr krank seid; aber nicht im Leibe, sondern im Gehirn. Cecilie lacht Euch aus; sie wohnt bei ihrem vielgeliebten Schatz und spottet über Euch. Ich habe sie noch neulich erst gefragt, ob sie Euch nicht besuchen wolle? Sie aber hat mir kurzweg geantwortet, daß Ihr wohl in die andere Welt gehen könntet, auch ohne sie zu sehen.“

Der Greis ließ den Kopf auf die Brust sinken und wischte sich Thränen aus den Augen.

„Nun ja,“ fuhr der Andere fort, „laßt nur immerhin den Pastor und den Decker ruhen; öffnet Euer Hans für Alle, die herein kommen wollen; öffnet dann aber auch Eure Börse für Alle, die hineingreifen mögen. Mit Stäbern ist

das keinesweges abgemacht: jeder Besuch, jedes Wort wird Euch Gulden kosten."

"Ach, dann wollen wir noch etwas warten!" seufzte der Greis, indem er verzweiflungsvoll und ermattet in die Kissen sank.

"Seid nur gutes Muthes," sagte Thue, "Ihr seid keinesweges so krank als Ihr glaubt!"

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer und ging die Treppe hinab. Am Kamin blieb er ein Weilchen nachdenkend stehen und sagte:

"Da plapt nun die Bombe! Der Pastor, Geelie, Fleisch . . . und morgen der Decker und übermorgen der Retor. Er mag aber danach verlangen so viel er will: es soll ihm nichts helfen. Ich habe den Hitz unter meinen Händen und Niemand kann ihn hören. Aber wenn man nun von Außen zu ihm wollte, wenn der Pastor selbst ihn zu sehen verlangte? Es giebt nur ein einziges Rettungsmittel, und das ist die Bettlerin. Aber vorsichtig, vorsichtig! . . . Thue Reichte soll er allerdings nicht sterben: das mag ich nicht auf mein Gewissen nehmen; es könnte auch nach seinem Tode gegen mich zeugen . . . aber es ist immer noch Zeit, daran zu denken. — Sieh, sieh, er will Fleisch essen! Und genesen! Und sein Testament abändern! — Heute ist Donnerstag: ich rede ihm vor, daß kein Fleisch aufzutreiben sei; morgen ist Freitag und übermorgen Sonnabend: dann ist das Fleisch verboten; und später . . . später wird er's wohl nicht mehr nöthig haben. — Ich will zuerst sehen, wie ich mit dem Bettelweibe zurecht komme. Geht es nicht

nach meinem Sinn, dann wird sich schon etwas Anderes finden lassen. Obgleich mir das Weib Schreck und Besorgniß einflößt: durch Geld und Versprechungen werde ich es doch vielleicht für mich gewinnen können. Ja, wenn mir das gelänge, dann würde ich zwei Hindernisse aus dem Wege räumen: ihre Anfechtungen und das Gerede der Leute. Und ist sie treu, dann habe ich außerdem noch eine Wächterin an ihr, die während meiner Abwesenheit nach dem Nechten schauen wird. Wir wollen einmal sehen, wer der Schlauste von uns Beiden ist."

Mit diesen Worten verließ er den Klosterhof und verschloß die Thür hinter sich.

"Wenn Onkel Jan seine große Reise anträte, während ich fort bin!" murmelte er alsdann im Gehen vor sich hin, "dann wäre Alles mit einem Male abgethan. Aber so vernünftig wird er wohl nicht sein. . . . Wer weiß, Alles ist möglich!"

Mit diesen und ähnlichen Worten und Gedanken verfolgte er seinen Weg nach dem Dorfe.

Plötzlich sah er Cecilien ihm entgegenkommen. Er versärbte sich bei diesem Anblick, wußte sich jedoch bald wieder zu fassen.

Das Mädchen bemerkte ihn erst, als er unmittelbar in ihrer Nähe war. Mit bittenden Mienen stellte sie sich vor ihn und sagte:

"Ach, Thys, wie froh bin ich, daß ich Dich doch einmal sehe. Sei freundlich gegen mich und sage mir unumwunden und ohne Rückhalt: wie steht es mit meinem Onkel?"

Der aufrichtige Ton des Mädchens beruhigte den mißtrauischen Thys, und er antwortete deshalb ohne Härte und Naubheit:

„Es geht ziemlich gut mit ihm, Cecilie. Er hat die Gicht; das ist das Uebel aller reichen Menschen. Niemand stirbt aber daran, und auch er wird sich sicher bald wieder erholen, obgleich er sein Zimmer noch nicht verlassen kann.“

„Und muß er viel Schmerzen leiden?“

„Es geht: noch ab und zu ein wenig.“

Cecilies Augen füllten sich mit Thränen.

„Aber, Thys, Du nimmst Dich doch seiner gut an, nicht wahr? Es mangelt ihm doch nichts, was ihm helfen oder ihn trösten könnte?“

„Was sollte ihm mangeln? Er ist zufrieden,“ antwortete der Andere.

Das Mädchen sah hierauf Thys so bittend an, daß dieser ganz verwundert darüber war. Wahrscheinlich dachte er, daß sie ihm Liebe bezeigen wollte, denn er sagte:

„Ja, Cecilie, hättest Du auf meine Worte gehört und wärest meinen Rathschlägen gefolgt, dann wärest Du einmal eine reichere und vornehmer Frau geworden. Jetzt ist es zu spät: ich bin Universal-Erbe. Das kommt davon!“

„Thys,“ sagte das Mädchen mit unveränderter Freundlichkeit und gleichem flehendem Ton wie vorher, „darf ich Dich um Etwas bitten?“

„Warum nicht?“

„Wirst Du es mir zugestehen, Thys? Ach, ich würde Dir ewig dankbar dafür sein!“

Der Geizhals.

„Laß hören!“

„Es ist doch gewiß schmerzlich für mich, daß ich meinen armen alten Onkel in seiner Krankheit nicht einmal besuchen darf. Du weißt, wie sehr ich ihn liebe. O, laß mich ihn sehen, um Gottes willen: ich werde auch für Dich beten, Thys.“

Der Heuchler zuckte die Achseln und antwortete:

„Ich habe auch schon daran gedacht; und wenn es von mir abhinge, dann sähest Du ihn noch heute, Cecilie.“

„Sieh, Thys, vor mir brauchst Du nicht bange zu sein, denn wenn Du mir auch das Erbtheil abtreten wolltest, ich würde es doch nicht annehmen. Es giebt ein anderes Mittel, um auf Erden glücklich zu sein.“

Sie faltete die Hände zusammen und sagte bittend:

„Thys, ach lieber Thys, laß mich ihn sehen, nur auf einige wenige Augenblicke; vielleicht würde es ihm in seinen Leiden Trost geben.“

„Du irrst Dich,“ antwortete der Andere, „ich selbst habe ihn wohl schon zwanzig Mal gefragt, ob ich Dich auffordern sollte, zu ihm zu kommen; aber bis heute ist es mir noch nicht gelungen, ihn dazu zu bewegen. Er ist so erzürnt auf Dich, daß er nicht einmal Deinen Namen hören kann ohne in Aufregung und Zorn zu verfallen; und das ist nicht gut bei der Gicht!“

Cecilie stand da, hielt die Schürze vor das Gesicht und weinte in tiefem Schmerz.

„Ach Gott, was habe ich nur gegen ihn verbrochen; gegen ihn, den ich immer noch wie einen Vater liebe, und den ich noch immer in meinen Träumen sehe. Seit meiner

Entfernung von ihm habe ich noch keine einzige Thräne vergossen, die nicht für ihn gewesen wäre. O, wenn er doch wüßte, welche Zärtlichkeit ich gegen ihn hege, er würde mich sicher nicht so hart und grausam von sich stoßen."

"Ja, Cecilie," sagte Ihs, "was Du sagst ist in der That wohl wahr; aber alte Leute haben seltsame Launen. Tröste Dich nur, ich werde fortfahren mich zu bemühen, meinen Eigensinn zu brechen. Ich bin darin schon ziemlich weit vorgeschritten, denn er ist so böse nicht mehr wie früher. Ich kenne ihn: binnen wenigen Tagen werde ich ihm gewiß schon andere Gedanken beigebracht haben . . . und dann werde ich Dich zu ihm holen lassen."

"Ach ja, Ihs," fluchte das Mädchen, "ich würde Dir dafür dankbar sein so lange ich lebe."

"Nun, Cecilie, muß ich gehen. Sei nur gutes Muthes; es wird sich Alles schon machen."

"Wenn er nun aber inzwischen einmal kränker werden sollte als gewöhnlich?"

"Dann werde ich Dich rufen lassen, mag er es wollen oder nicht."

"Dank, Dank, Freund," sagte Cecilie, während Ihs sich bereits von ihr entfernte.

"Sonderbar," sagte dieser im Gehen vor sich hin, "ich glaube wahrhaftig, daß sie im Stande wäre, das Erbtheil zu verschmähen, wenn es ihr angeboten würde. Albern genug ist sie dazu. Andere Mittel um glücklich zu sein! Sicher die Liebe! Ich bin doch neugierig, zu wissen, wie lange dieses Glück dauern wird. Ein Vogel, der kein Futter

in seinem Näschen hat, hat bald ausgefungen. — Sie möchte ihren Onkel sehen, aber ich werde schon dafür sorgen, daß es nicht geschieht.“

Und ferner über diese und viele andere Dinge nachdenkend, wendete er sich zur Seite in einen anderen Weg, bis er am Rande des Waldes eine kleine Hütte vor sich liegen sah.

„Vorsichtig!“ sagte er, „dort wohnt die Wittwe des Maurers Jan. Ich will nicht sofort meine Absicht merken lassen. Sie muß zu Hause sein, denn dort sehe ich ihr Kind, das vor der Thür im Sande spielt.“

Mit leichtem Schritt näherte er sich der armen Lehmhütte. Das Kind bemerkte ihn nicht eher, als bis er ganz in der Nähe war und es mit den Worten anredete:

„Guten Tag, liebes Mäcken, wo ist Deine Mutter?“

Als ob das kleine Mädchen die Stimme eines bösen Geistes vernommen hätte, sprang es bebend in die Höhe, warf einen Blick voller Schrecken auf Thys und floh dann schreiend und weinend quer durch das Eichenwäldchen über die Felder hinweg.

„Es scheint, daß man mich hier nicht lieber sieht, als es nöthig ist,“ murrte Thys vor sich hin. „Wenn die Mutter eben so liebenswürdig ist wie das Kind, dann werde ich hier wohl nicht viel ausrichten.“

Mit diesen Worten trat er in die Hütte, betrachtete alle Gegenstände mit einem fröttischen Lächeln und sagte:

„Sie sitzt nicht eben in der Wolle, die Wittwe; Alles, was ich hier sehe, ist keine zehn Stüber werth. Ich fange

an zu glauben, daß es gelingen wird, denn Geld muß in solchem elenden Neste mächtig wirken. Ich werde mich etwas setzen und warten; vielleicht ist das Kind zu seiner Mutter gegangen."

In der That, er täuschte sich nicht: das kleine Mädchen war bis zu einem Felde gelaufen, wo ihre Mutter für andere Leute arbeitete, und hatte, noch behebend vor Schreck, ihr die Ankunft des verhassten Thys gemeldet.

Diese Nachricht hatte die Wittwe zuerst in großes Verstaunen versetzt. Was konnte doch nur dieser abscheuliche Heuchler und Betrüger bei ihr suchen wollen? Lange blieb sie stehen und richtete die Augen auf den Boden, gleich als suche sie eine Antwort auf diese Frage. Nach und nach trat jedoch ein Lächeln auf ihr Gesicht und ein listiger Ausdruck mit einem gewissen Gefühl von Freude vermischt.

Sie ließ ihr Kind auf dem Felde bei den übrigen Frauen bleiben und schritt nachdenkend auf ihre Hütte zu.

"Thys sucht mich auf? dachte sie, „was mag das zu bedeuten haben? Es muß entweder etwas vorgefallen sein oder es ist etwas Wichtiges im Gange. Ich weiß, daß er mich fürchtet; er zittert, wenn er mich sieht. Aus Freundschaft kommt er deshalb ganz gewiß nicht; da liegt eine Mitter unter dem Grase versteckt. Aufgepaßt, Maet! Er ist schlau und könnte wohl gar mich auf eine oder die andere Weise hinter's Licht führen wollen. Nun, wir wollen einmal sehen, was er im Schilde führt."

Sie hatte sich der Hütte genähert und trat hinein, indem sie zu Thys sagte:

„Ei sieh, hätte ich doch nie geglaubt, daß Ihr noch einmal unter meinem armen Dache sitzen würdet. Aber da Ihr nun hier seid; was steht zu Euren Diensten?“

„Seht Euch, Raet,“ antwortete Thys, der durch den solchen Ton der Wittwe bereits halb in Verlegenheit gebracht war, „ich muß über etwas Ernstes mit Euch sprechen.“

„Ich höre; aber beeilt Euch, denn ich habe nicht viel Zeit.“

„Seht, Raet, ich weiß, daß Ihr arm seid; ich habe Mitleid mit Euch, und wenn ich Euer Loos verbessern könnte, es würde mir wahrhaftig aufrichtige Freude machen.“

„So?“ lachte die Wittwe, „ist es vielleicht auch aus Mitleid geschehen, daß Ihr im vergangenen Winter mein armes Vieken gemißhandelt und mich wie einen Hund zur Thür hinausgeworfen habt?“

„Vergesst das, Raet; die Zeiten verändern sich und die Menschen auch. Ich bereue meine Härte gegen Euch, und gern möchte ich sie wieder gut machen, wenn es möglich wäre. Jetzt kann ich Euch nun helfen und beistehen, wenn Ihr meine Unterstützung nicht von Euch weist.“

Die Frau sah ihn mißtrauisch an und sagte nichts, obgleich er eine Antwort von ihr zu erwarten schien.

„Wenn ich Euch einmal Geld verschaffte,“ fuhr er fort, „genug, um Euch und Eure Kinder vor aller Noth zu bewahren, würdet Ihr mir dankbar sein?“

„Wollt Ihr mir ein Almosen geben?“ fragte die Wittwe.

„Nein, mehr als das. Ihr wißt es sicherlich, daß ich Universalerbe des alten Onkel Jan bin. Ihr habt von

Seiten Eures Mannes Ausruf auf einen kleinen Theil der auf solche Weise vermachten Nachlassenschaft, oder glaubt es doch wenigstens. Da Ihr nun stets vorausgesehen habt, daß Ihr dennoch nichts erhalten würdet, so seid Ihr von jeher böse und feindlich gegen mich gewesen. Ihr sollt aber erfahren, wie sehr ich selbst Euch geneigt bin, denn ich komme, um Euch Euer Erbtheil abzutreten."

Die Frau schien im höchsten Grade erstaunt.

"Ja" fuhr Thos fort, „ob nun ich oder ein Anderer die Erbschaft erhielte, Ihr würdet doch in keinem Falle etwas bekommen, denn Euer Recht ist zweifelhaft und nur mit sehr großen Kosten zu beweisen. Da Ihr jedoch unter allen vermeintlichen Erben des alten Jan die Einzige seid, die sich wirklich in Noth und Armuth befindet, so komme ich jetzt, getrieben von den Gefühlen eines ehrlichen Mannes, um Euch freiwillig denjenigen Theil anzubieten, von dem Ihr glaubt, daß er Euch zustehe; ich komme, um Euch ein zweifelhaftes Recht ohne irgend einen Beweis und ohne jeglichen Prozeß einzuräumen. Nun, was sagt Ihr?"

„O, Ihr seid so gut, wie ich Euch mir in der That nie gedacht habe. Aber ist das Euer Ernst, meint Ihr es aufrichtig, was Ihr sagt?"

„Was könnte ich für Gründe haben, Euch freiwillig diese Anerbietungen zu machen, wenn es nicht wirkliche Theilnahme an Eurem traurigen Loos wäre. Nun, Ja, nehmt Ihr meine Unterstützung an?"

„Mit Dankbarkeit, mit inniger Dankbarkeit, Thos" sagte die Frau mit unverstellter Rührung. „Aber", fuhr

sie nach einer kleinen Pause ernstes Nachdenkens kühler und ruhiger fort. Aber ich möchte wohl wissen, ob Ihr an Euer Geschenk keine Bedingungen knüpft. Denn das bloße Weggeben liegt nicht in Eurer Art, oder Ihr müßtet Euch über Nacht erstaunlich verändert haben."

"Und dennoch gebe ich es Euch ohne irgend eine Bedingung," antwortete Ithys.

"Dann nehme ich Euer Anerbieten mit aufrichtiger Freude an. Euer Edelmuth setzt mich aber so in Verwunderung, daß ich noch immer glaube, Ihr treibt Euren Spott mit mir."

"Warum?"

"Wann soll ich das Geld bekommen, Ithys?"

"Sobald ich selbst in dem Besitze der Gutschaft sein werde."

"Und welche Sicherheit habe ich, daß Ihr mir dann Eure Versprechen auch erfüllt?"

"Mein Wort als ehrlicher Mann."

"Es ist möglich, daß dieses Wort einigen Werth hat, zumal Ihr sagt, daß Ihr Euch so gründlich verändert habt. Ich nehme es also an als das, was es ist . . . und danke Euch noch einmal. Jetzt aber muß ich zu meiner Arbeit zurückkehren."

Sie erhob sich und wollte sich entfernen mit einem Lächeln, das zur Genüge kundgab, sie glaube nicht das Geringste von Allem, was Ithys ihr gesagt.

"Bleibt noch einen Augenblick," rief der Letztere, "ich werde Euch beweisen, daß ich die Wahrheit rede. Ihr wißt, oder wißt es auch nicht, Raet, daß Dunkel Jan krank

ist. Er hat die Wirt und kennt nicht mehr aus seiner Stube. Dieser Zustand bereitet mir, wie Ihr wohl denken könnt, viel Arbeit: es müssen Feststellungen gemacht, es muß das Eine oder Andere gelehrt werden — und das kann ich nicht Alles. Nun hat mich Onkel Jan gebeten, eine Frau zu suchen, die während des Tages auf dem Klosterhofe bleiben und mir helfen könne. Sie soll natürlich ein gutes Tagelohn erhalten und mit allem Nöthigen versorgt werden.“

Seit Thvs begonnen hatte, diesen letzten Punkt zu berühren, war die Wittve aufmerkamer geworden und hatte mit größerer Neugierde die Augen auf ihn gerichtet: jedes Wort schien sie aus seinem Munde herausholen zu wollen, unterdrückte aber so viel als möglich die Zeichen ihrer Empfindungen und Gemüthsbewegungen.

„Ich komme nun zu Euch,“ fuhr Thvs fort, „um Euch zu fragen, ob nicht vielleicht Ihr diese Geschäfte auf dem Klosterhofe annehmen wollt. Des Morgens kommt Ihr alsdann regelmäßig zu uns, und des Abends kehrt Ihr wieder in Eure Wohnung zurück. Für die geringe Mühe, die Euch voraussichtlich in unserer Handhabung erwachsen wird, sollt Ihr täglich so viel Lohn erhalten, als wenn Ihr auf dem Felde gearbeitet hättet. Außerdem aber sollt Ihr noch die Kost bekommen. Nun, ist dies ein schlechtes An-
erbieten?“

„Durchaus nicht, es ist gerade das beste, denn die Erbschaftsgelder sind ungelegte Eier, die Euch selbst vielleicht durch unvorhergesehene Zwischenfälle noch entgehen können; aber das bedungene Tagelohn ist etwas Sicheres.“

„Ihr nehmt also meinen Vorschlag an?“

„Gewiß, gewiß, Thys; wer würde sich da besinnen?“

„Aber Eure Kinder, Raet? An die hatte ich nicht gedacht.“

„Meine Kinder? Zwei sind bei meiner Schwester, drei Stunden weit von hier, und mein Niesen hütet die Kühe beim Pächter Klaes, wo man das kleine Mädchen während des Tages wohl versorgen wird; des Abends aber sehe ich sie ja dann!“

„Gut, gut,“ sagte Thys mit sichtbarer Freude, „der Vertrag ist also geschlossen. Kommt, Raet, gebt mir die Hand darauf, zum Zeichen, daß wir's Beide ehrlich meinen. Die Sache ist abgemacht! Wann kann ich Euch denn nun erwarten? Sobald als möglich wäre mir am liebsten. Vielleicht noch diesen Nachmittag, nicht wahr?“

„Es könnte wohl noch früher sein,“ antwortete die Wittwe. „Ich habe nichts weiter zu thun, als noch mit dem Pächter Klaes über mein Niesen und die Arbeit zu sprechen.“

Thys erhob sich und stellte sich, als ob er gehen wollte, blieb jedoch noch stehen und sagte mit scheinbarer Gleichgültigkeit:

„Raet Ihr meintet da soeben, daß mir die Erbschaft wohl auch noch entgehen könnte. Das wäre schlimm für Euch, denn dann würde ich Euch ja Euren Antheil nicht geben können.“

„Das leuchtet mir ein,“ lächelte Raet, „aber beruhigt Euch, es wird Euch wohl Keiner die Erbschaft abjagen.“

„Destobesser für uns Beide? aber Vorsicht ist in allen Dingen gut. Cecilie hat mir zwar ihren Antheil freiwillig abgetreten, und noch diesen Morgen, als ich ihr einige Hoffnungen machen wollte, verweigerte sie die Annahme hartnäckig. Aber es giebt Andere, die gar kein Recht und gar keinen Anspruch auf irgend etwas haben, und die, um in unser Haus eindringen zu können, die Nachricht verbreiten, daß Onkel Jan sterbenskrank sei. Es wäre mir daher lieb, wenn Ihr den Leuten keinen Wein einschenktet und Jedem erklärtet, daß der Alte nur die Gicht habe. Nicht wahr, das werdet Ihr auch wohl thun?“

„Ich werde Alles thun und sagen, was Euch recht ist,“ entgegnete Raet.

„Seht, wenn wir die Leute über diesen Punkt beruhigen könnten, wozu doch auch in der That nur Grund vorhanden ist, dann würden sich sicher nicht mehr so Viele um unsere Angelegenheiten bekümmern.“

„Laßt mich nur machen, Ibro; Ihr wißt, daß ich nicht auf den Mund gefallen bin.“

„Noch eins, Raet; ich muß es Euch sagen, damit es Euch nicht auffalle. Onkel Jan will durch mich allein bedient werden, und Ihr werdet ihn deshalb nicht eher sehen, als bis er wieder aus seiner Stube kommen kann.“

„Das war ja schon immer der Fall, noch ehe er krank war, und deshalb verwundert es mich auch nicht.“

„Ihr werdet auch während meiner Abwesenheit Niemand in unser Haus eintassen und die Thür stets verschlossen halten, möge man klopfen oder nicht, nicht wahr?“

„Ich werde thun was Ihr verlangt; mehr kann ich Euch nicht sagen.“

„Run gut! Denn wenn Ihr nicht freundschaftlich und mit Verstand zu Werke ginet, würde ich verpflichtet sein, eine andere Frau zu suchen, und Alles wäre zwischen uns abgethan.“

„Geht nur ruhig und unbesorgt nach Hause, Elise,“ sagte die Wittwe aufstehend, „wenn Ihr mit mir nicht zufrieden wäret, dann würdet Ihr es wohl schwerlich mit einer Anderen sein.“

„So lebt denn wohl bis zum Nachmittage, oder früher noch, wenn Ihr könnt. Hier habt Ihr einiges Geld. Ihr seht, daß ich gegen Euch nicht geizig bin.“

Er steckte einen doppelten Frank in ihre Hand, verließ die Hütte und verschwand bald hinter dem Gehölz.

Raet sah ihm ein Weilchen nach, und sagte dann mit spöttischem Lächeln:

„Hi, seht den falschen Teufel! Er glaubt, daß ich ihm meine Seele verkauft habe, und zwar gegen eitle Versprechungen! Was muß nur auf dem Klosterhofe vorgehen, daß er eine Mitschuldige nöthig hat? — So, ich soll ihm also helfen. Cecilien, diesen Engel von Güte, zu betrügen und sie ihres Erbtheils zu berauben? Wer glaubt der scheinheilige Judas daß ich bin? — Jetzt habe ich ihn sicher, den Schelm! Das hat ihm der gerechte Gott eingegeben! — Mich mußte er gerade bekommen!“

Ein Weilchen blieb sie in Nachdenken versunken, und während dieser Zeit verschwand das spöttische Lächeln von

ihrem Gesicht, um einem milderen Ausdrucke Platz zu machen. Mit freudig strahlenden Augen sagte sie alsdann vor sich hin:

„Gecilt ihr Erbtheil und die Zuneigung ihres Dufels wieder verschaffen; sie und Bart, meine Wohlthäter für ihre Barmherzigkeit belohnen, den Betrüger strafen, das Böse bekämpfen und besiegen ach, daß müßte schön sein! Darum will ich Gott um Verstand bitten, damit er eine arme Wittve über die Bosheit triumphiren lasse.“

Sie verließ die Hütte und trat in den Aufweg. Dort erinnerte sie sich des Geldstückes, das Thys ihr in die Hand gedrückt. Eine Weile sah sie es mit bitterem Lachen an, warf es dann über die Bäume fort, und wischte ihre Hand mit der Schürze ab ~~als~~ wenn sie durch das Geld beschmutzt worden wäre.

VIII.

Raet hatte bereits drei Tage auf dem Klosterhofe zugebracht. Sie sah nichts, woraus sie Uebles folgern konnte, und begann deshalb zu glauben, daß sie sich in Thys einigermassen getäuscht habe. Er zeigte so viel Sorgfalt für den alten Mann und sprach mit so innigem Mitleid von seinem Wohltäter, daß Raet sich allen Ernstes fragte, ob nicht vielleicht auch einige gute Reigungen in seinem Herzen vorhanden wären. Daß der alte Onkel ernsthaft krank sei, glaubte sie nicht mehr, denn Thys ließ sie zweimal täglich für ihn Fleisch, Braten und Kartoffeln kochen; wenn er aber solche schweren Speisen genießen konnte, dann mußte er in der That noch ziemlich kräftig und wohlthun sein.

Raet wurde jedoch getäuscht. Hätte sie dem Heuchler in die düsternen Gänge hinauf folgen können, wenn er vortrug, die Speisen zum Onkel Jan zu tragen, dann würde sie gesehen haben, daß er unterwegs sich abwendete und das kräftige Essen nach seiner eigenen Stube brachte. Der kranke Greis bekam nichts als schlechte Kost, die ihn anwiderte, so daß er am liebsten noch ein Stück Schwarzbrot aß, wie wenig es ihn auch erquicken konnte.

Zwar begann er mit immer größerer Ungeduld, ja selbst mit einem gewissen eifernden Mißmuth, nach anderer

Nahrung zu verlangen, je mehr er fühlte, daß er dem Hungertode entgegenginge; Thys wußte ihn jedoch stets so gut zu bereben, oder hörte so wenig auf sein Bitten und Flehen, daß er es endlich, abgemattet und entmuthigt, gänzlich unterließ.

Am Ende des dritten Tages, als Raet den Klosterhof verlassen wollte, um sich nach ihrer Wohnung zu begeben, wurde sie von Thys ersucht, an demselben Abend noch einmal wieder zu kommen, da Onkel Jan nach einem warmen Bade verlange und man deshalb viel Wasser heiß zu machen habe.

Raet brachte ihr Kleiden zu Bett und kehrte dann auf's Neue nach dem Klosterhofe zurück. Thys eröffnete ihr, daß Onkel Jan das Bad nicht mehr haben wolle, daß sie jedoch nur da bleiben solle, um zu wachen, zumal der Kranke ein Fieber bekommen habe, und man nicht wissen könne, ob nicht vielleicht der Arzt herbeigeholt, ja, ob nicht gar aus Fürsorge nach dem Pastor geschickt werden müsse. Es wäre zwar mit Onkel Jan nicht viel schlimmer als bisher; ein alter abgelebter Mann könne aber nicht viel aushalten; und es sei deshalb vorsichtig, Jemand zu Hülfseleistungen bei der Hand zu haben, für den Fall, daß es gegen alle Erwartungen ernst werden möchte.

Raet war durch diese Reden nicht ganz getäuscht worden; sie vermuthete, daß es mit der Krankheit des Alten übler bestellt sei, als man ihr sagte. Sie nahm sich deshalb auch vor, wenn es so fortginge, gänzlich mit Thys zu brechen und ihm den Pastor und den Schulzen auf den Leib

zu schicken, damit diese durch Gesetz und Religion ein leicht verbrecherisches Geheimniß ergründeten.

Sie saß allein am Ramin und überlegte, wie sie der Obrigkeit am besten anzeigen könne, welche ungesetzhche Betrügerei auf dem Klosterhofe ausgeübt worden sei, um Cecilien ihres Erbtheils zu berauben; vielleicht, dachte sie, würde auch wohl der Pastor sich nicht weigern, einen Versuch zu machen, um Onkel Jan zur Gerechtigkeit gegen seine Rechte zu bewegen; und so würde es ihr vielleicht gelingen, zum Vortheile ihrer Wohlthäter ein Ziel zu erreichen, das sie auf dem Klosterhofe offenbar verfehlen mußte, da sie bis jetzt den alten Onkel noch nicht gesehen hatte.

Während dieser Ueberlegungen ergriff sie die Furcht, daß es morgen vielleicht schon zu spät sein könne; denn wer konnte wissen, was da eben zwischen Tlys und dem Alten vorfiel. Dieser Zweifel und diese geheime Angst machten sie unruhig. Von Zeit zu Zeit stand sie auf und ging auf den Fußspitzen und mit leisem Tritt in den Gang, der nach der Stube des Greises führte. Hier blieb sie einige Zeit lauschend an der Treppe stehen; da sie jedoch nichts vernahm und oben Alles ruhig blieb, so kehrte sie immer wieder an den Ramin zurück und fuhr in ihrem Nachdenken fort. — —

Es ist Mitternacht. Vom Kirchturm herab wird die größte Stunde verkündet, und die dumpfen Glockenschläge hallen melancholisch über das schweigende Dorf hinweg, bis ein Ton nach dem andern ersterben und Alles wieder in Todtenstille versenkt ist.

Im Zimmer des Kranken steht eine Wacklampe, deren rothe Flamme ungewisse Scheine wirft und traurig flackert. Die Stube ist nur zum kleinsten Theil einigermaßen erhellt und macht einen unangenehmen Eindruck. Die Wände sind nicht zu erkennen, und man könnte glauben, daß man sich in einem Raume befinde, der unendlich und ohne Grenzen ist.

Nur ein Theil des Bettes und des daneben stehenden Tisches empfängt den blutrothen Schimmer der Lampe. Der Greis liegt auf der Seite, das Gesicht dem Tisch zugekehrt. Er scheint zu schlafen; doch öffnet er von Zeit zu Zeit mechanisch die Augen, um sie eben so gefühllos wieder zu schließen.

Sein Gesicht ist geisterbläß; nichts als eine dünne, durchsichtige Haut bedeckt seinen eckigen Schädel; seine Augen scheinen leblos und verglast, und seine Lippen sind ohne Farbe. Aber das rothe Lampenlicht zittert unheimlich auf seiner Stirn, wie das Licht einer Grablampe auf den bleichen Wangen einer Leiche.

Neben dem Tische sitzt Ihs in einem Stuhl. Er wollte bei dem Kranken wachen, ist jedoch mit dem Kopfe gegen die Lehne in tiefen Schlaf gefallen.

Auch seine Gesichtszüge sind erleuchtet. Jetzt, wo der Schlummer Alles in ihm beruhigt haben muß, ist doch seine böse Seele noch lebendig, denn um seinen großen Mund spielt leicht erkennbar ein grinsendes Lächeln. Ja, zuweilen bewegen sich seine Lippen, zuweilen faltet sich seine Stirn in tiefe Runzeln, es schweifen über sein Gesicht die Dämonen

des Jornes und der Mißgunst. — Es ist sichtbar, daß er träumt.

Der kranke Greis hat die Augen wieder geöffnet; er erkennt die unangenehmen Gemüthsbewegungen, die sich auf dem Antlitz seines Gefährten kundgeben. Mit Schreck und Grauen blickt er fester auf den Schlafenden. Bewußtsein und Nachdenken lehren in ihn zurück; er schaut in dem düstern Zimmer umher, besteht das Lämpchen, das mit matten Schein wie ein Irrlicht in der Dunkelheit flackert, und wendet dann wieder mit unsäglicher Angst das Auge zu dem träumenden Thys zurück. Dieser heißt im Traume die Zähne zusammen, und der Ausdruck seiner Mienen ist so wild und mörderisch, daß der Kranke zitternd die Augen schließt. Aber etwas Anderes zwingt ihn, wieder aufzusehen.

Thys beginnt im Traum zu sprechen. Sein Gesicht verändert sich; der Zorn verschwindet; er lächelt und scheint erfreut. Er spricht in der That mit geschlossenen Augen; aber Alles ist nicht verständlich, denn oft wird seine Stimme schwächer und seine Lippen bewegen sich, ohne Laute zu bilden. Belauschen ~~ich ihn~~! Er spricht in abgerissenen Sätzen:

„Hunderttausend Gulden der alte Hitz
ich will Euch viel geben, viel! Morgen ist er todt
Weg mit dem Fleische, denn sonst erholt er sich wieder . . .
Wasser, Brot Er will nicht sterben der Hunger
soll ihm helfen ich habe ein Testament Ge-
budd, er geht, er geht, er seufzt er stirbt! ~~Ne~~
ich habe all sein Geld!“

Ein durchdringender Schrei entrang sich der Brust des Greises.

Ihys fuhr aus seinem Schlaf auf, sprang bebend vom Stuhl empor, rieb sich die Augen und starrte verwundert den Alten an, der nun aus Leibeskräften um Hülfe rief und das Zimmer mit Angst- und Nothgeschrei erfüllte.

Sobald sich Ihys überzeugt hatte, daß kein Anfall von Augen zu fürchten sei, wurde ihm der Schreck des Kranken einigermaßen klar, denn er kam nun von selbst auf die Vermuthung, daß er im Traum gesprochen und seine geheimsten Gedanken verrathen habe.

Er ließ den Alten ungehindert schreien, bis die Ermüdung ihn zum Schweigen zwang, und betrachtete ihn inzwischen mit über die Brust gekreuzten Armen und einem bösen, spöttischen Lächeln.

„Nun, Onkel Jan,“ fragte er sodann, „wie lange soll denn das dauern? Nacht immerhin Lärm, ruft und schreit, es ist nutzlos, denn Niemand kann Euch hören.“

Aber der Alte, durch den Ausdruck seines Gesichtes noch mehr erschreckt, rief auf's Neue mit verzweiflungsvoller Stimme um Hülfe. Es schien, als ob die Todesangst seine Kräfte verdoppelt habe, denn seine Bewegungen waren noch ziemlich kräftig und sein Schreien hell und durchdringend.

„Still!“ rief Ihys, indem er dem Alten die Faust ins Gesicht hielt und ihn zu schlagen drohte, „still, oder ich schließe Euch gewaltsam den Mund.“

Erst als Onkel Jan auf diesen Zuruf mit Schreien Abhielt, zog Ihys seine Faust zurück.

„Noch einmal höre ich Euch!“ sagte er dabei mit wüthenden Geberden.

Der Greis schloß einen Augenblick, gleich als ob er Athem schöpfen wolle, denn seine Brust bewegte sich sichtbar; seine Augen blieben jedoch mit tiefem Ingrimm auf Ihsa gebettet.

Dieser fragte mit spottendem Ton:

„Werde ich nun endlich erfahren, welche Wespe Euch gestochen hat? Ich habe wohl geträumt? Seid Ihr von Sinnen, daß Ihr deshalb solchen Lärm macht? Es wäre besser, daß Ihr zu schlafen versucht; einige Stunden der Ruhe würden Euch mehr nützen, als diese thörichten Grillen.“

Der Zorn des Greises entflammte bei diesen Worten noch mehr.

„Du Schlange,“ rief er aus, „ach, Du läßt mich hier vor Hunger umkommen wie einen Hund? Ich lebe Dir zu lange, und darum muß ich langsam durch Brot und Wasser getödtet werden? Also mein Geld willst Du haben, und deshalb soll ich sterben, Du Mörder?“

Ihsa betrachtete mit Erstaunen den wüthenden Greis und schien zu beben bei der Gewißheit, daß seine Pläne und seine geheimsten Gedanken gänzlich entdeckt seien.

„Aber,“ fuhr Onkel Jan fort, „das Gehoffte soll Dir noch entgehen. Du glaubtest wahrscheinlich, daß ich in dieser Nacht sterben würde? Nein, nein, Gott wird mir noch Kraft verleihen, Dich zu bestrafen, Du Bösewicht. Morgen, sobald es Tag sein wird, stehe ich mein Testament

um; Du sollst nichts bekommen, als meinen Fluch! Ich will Cecilia rufen lassen, die Du, wie ich nun einsehe, schändlich verleumdete hast; Notar und Zeugen sollen kommen . . . und Gensdarmen, um Dich in's Gefängniß zu schleppen. Ich werde auftreten als Dein Ankläger und Deine Bestrafung verlangen! . . . Du glaubtest mich schon so gut wie todt; aber ich will Dir's noch zeigen!"

"Hahaha!" lachte Ihsz mit bitterem Spott, „wer wird Euch denn in dieser Einsamkeit hören?"

„Seibald es Tag sein wird," antwortete der Alte, „werde ich so lange und so anhaltend rufen und schreien, bis mich doch Jemand vernimmt."

Langsam starrte Ihsz ohne zu sprechen in die Augen des Greises, dessen letzte Worte einen tiefen Eindruck auf sein Gemüth gemacht zu haben schienen. Zuerst war sein Gesicht ernst und zeugte von tiefem Nachdenken; allmählig zog er jedoch seine Lippen wieder zu einem bitteren Lächeln zusammen und näherte sich dem Bette. Er schob den Tisch beiseite, stellte sich mit verschränkten Armen vor den Greis und sagte mit spottendem Tone:

„Ich muß über Eure Albernheit lachen. Also habt Ihr geglaubt, daß ich hier zehn Jahre hindurch wie ein Sklave gelebt, während dieser zehn Jahre Euch geschmeichelt habe wie ein Hund . . . aus reiner Liebe zu Euch? Ihr habt gedacht, daß ich zehn Jahre lang hier im Schmutz gefressen und Schweinekost genossen habe . . . aus reinem Vergnügen? — Ihr habt gemeint, ich hätte die zehn schönsten Jahre meines Lebens hier in der größten Einsamkeit zuge-

bracht . . . weil ich Leben und Geselligkeit nicht liebte?
 — Ihr habt mich also für dümmner und unschuldiger als
 ein Kind gehalten? Nein, nein! Habe ich Euch meinen
 Willen, meine Wünsche, meine Tugend, mein Leben und
 meine Seele geopfert, so sollt Ihr es auch bezahlen und
 mit Gold aufwiegen!“

„Nichts! nichts!“ rief der Alte mit entschiedenem Nach-
 druck dazwischen.

„Nichts?“ fuhr der Andere fort, „Ihr könnt das leicht
 sagen, aber Ihr seid von Sinnen! Ihr habt also nicht die
 geringste Ahnung von Dem, was geschehen, und nicht die
 geringste Besorgniß vor Dem, was ich thun kann? Vergesset
 Ihr denn, daß Ihr hier in meiner Hand seid, als befänden
 wir uns allein in einer Wüste; daß Niemand sehen kann, wie
 ich meinen Lohn mir fordere? — Ihr nennt mich Bösewicht
 und Mörder und glaubt doch Euren eigenen Worten nicht,
 denn sonst würdet Ihr mit dem Löwen nicht spielen, der
 Euch verschlingen kann, — ja, der Euch verschlingen muß,
 wenn Ihr seinen Hunger nicht stillt. Ich hungere nach
 Eurem Gelde, Onkel Jan, — sättigt mich, oder“

Bei diesen Worten hatte er so flammende, so wüthende,
 so vernichtende Blicke auf den Kranken gerichtet, daß dieser,
 mit einem neuen Schrei, sich in die Kissen zurückgeworfen hatte.

„Sättigt mich!“ rief Thys ganz außer sich und mit
 den Zähnen knirschend, als wäre er bereit, einen Nerd
 auszuüben.

„Gott, hilf!“ rief der Alte, die zitternden Hände aus-
 streckend. „Thys, Thys, was willst Du von mir?“

„Gute Geldschlüssel will ich,“ brüllte der rasende Itho,
„Gute Schlüssel!“

Der Alte antwortete nicht; aber diese Forderung schien ihm noch mehr Schreck einzuslößen, als die vorhergegangene Drohung. Mit fieberhafter Angst griff er unter das Deckbett und blieb so mit krampfhaft angespannten Sehnen liegen, gleich als ob er sich bereite, einem Anfall zu widerstehen.

„O!“ rief Itho, ich weiß es wohl, „daß Ihr lieber Gute Seele, als die Schlüssel geben würdet; aber ich will und muß sie haben; und wenn auch Gute Hände daran sitzen blieben, ich werde sie Euch gewaltsam entreißen.“

Mit diesen Worten warf er sich heftig über den Alten, steckte seine Hände unter das Deckbett und versuchte die Schlüssel zu fassen. Er riß, er zerrte, er rang, er schlug, er brüllte wie ein Stier. . . Die Hände des Greises hielten aber die Schlüssel so fest, daß man ihm in der That die Arme hätte vom Leibe reißen müssen, um den streitigen Gegenstand zu erhalten.

Ermüdet und abgemattet, vielleicht auch durch einen schrecklichen Gedanken zurückgehalten, ließ Itho die Schlüssel los und stand von dem Kampfe mit dem Alten ab. Er stellte sich wieder aufrecht vor das Bett und blühte mit stürmisch leuchtender Brust auf den Kranken, der die Schlüssel noch tiefer unter das Deckbett zu verbergen suchte.

Etwas Unbeschreibliches zeigte sich jetzt auf dem Antlitz des aufgeregten Itho: ein Ausdruck so müß und höllisch, daß er, dessen Gesicht gewöhnlich von nichts Anderem sprach, als von Häß und Possheit, nun durch Wuth und Naserei

unerkennlich geworden war. Seine Wangen zogen sich krampfhaft zusammen, eine Todtenblässe überzog seine Stirn, die Haare stiegen ihm zu Berge, und mit heiserer Stimme keuchte er:

„Ihr wollt mich nicht befriedigen? Ihr lebt noch? Wehlan, so bezahle mich denn Euer Tod!“

Wie ein wildes Thier sprang er auf das Bett, krümmte sich über den Kranken, setzte ihm die beiden Ellenbogen auf die Brust und schien ihn erwürgen zu wollen.

Ein schrecklicher Ton stieg aus dem Bette auf, die Glieder des Greises streckten sich plötzlich zitternd aus und fielen entsezt zurück.

Thys ergriff die Schlüssel und zerriß mit einem einzigen Ruck das Bändchen, womit sie am Halse des Tinkels Zan befestigt waren. — Langsam entfernte er sich sodann von dem Bette.

Da stand er nun, mit der einen Hand sich an dem Tische haltend, und bebte so merklich vor Entsetzen und Ermüdung, daß seine Bewegung selbst auf dem Fußboden hörbar wurde. Sein Blick war auf den entsezten Körper des Alten gerichtet; kalter Schweiß rann ihm von Stirn und Wangen.

Vielleicht erfaßte ihn die Neugier, vielleicht zitterte er vor den Folgen seiner abscheulichen That. Eine Weile blieb er wie vernichtet stehen, dann ergriff er mechanisch und mit langsamen Bewegungen die Lampe, näherte sich der Thür des Zimmers und öffnete sie.

Hier euführte ihm ein Schrei des Entsetzens . . . denn Raet stand fragend vor ihm! — Sie hatte hinter der Thür gelauscht, und hatte durch das Schlüßelloch vielleicht gesehen, was sich zugegetragen.

Mit glühenden Blicken schaute Ihus die Frau an, die nicht zu wissen schien, was die Ursache seines Erschreckens sei. Ihus erhob die Schlüssel, als wollte er ihr den Kopf einschlagen.

„Was macht Ihr hier?“ fragte er düster und grimmig.

„Ich glaubte, daß Ihr mich gerufen hättet,“ antwortete Raet, während sie zurückwich und augenscheinlich entfliehen wollte „oder hat vielleicht Onkel Jan gerufen? — Nun, nun, seid nur nicht böse; ich werde zurückgehen, wie ich gekommen bin.“

Ihus ließ die erhabene Hand wieder sinken und sagte mit zitternder Stimme:

„Onkel Jan ist vom Schlage getroffen worden, und ich glaube, er ist todt. Geht doch einmal zu ihm in's Zimmer. — Nein, geht hinunter und schließt alle Thüren ab. — Seht zu, ob er wirklich todt ist und gebt ihm Grog . . .“

Der Bösewicht wußte nicht mehr was er sagte, so sehr hatte ihn seine eigene That ergriffen.

Mit unsicheren Schritten ging er nach einer auffallend festen und dichten Thür, fand nach einigem Suchen den Schlüssel dazu, und trat in einen langen dunklen Gang, der von dem einen Ende des Gebäudes bis zum andern fort lief. Das Lämpchen erleuchtete nur einen kleinen Theil der

Bände und umgab ihn mit einem matten Glanz, der die Dunkelheit nicht aufhob.

Schwanfend und tastend ging er langsam durch diese, ihm bisher unbekannt gebliebenen Orte; vielleicht hatte eine Art von Furchtsamkeit ihn ergriffen, vielleicht auch schlug ihm bereits das Gewissen, das unerbittlich ihm schon die gerechte Strafe Gottes für seine Schandthat vor das verirrte Gesicht gauderte. Wie würde er aber erst erbebt und gezittert haben, wenn er den menschlichen Schatten hätte sehen können, der durch die Dunkelheit ihm von fern in dem Gang folgte.

Vielleicht hörte er etwas hinter sich, denn er sah sich um und blieb stehen, ging jedoch bald wieder weiter, bis eine andere seltsame Thür ihm in die Augen fiel. Sie war mit eisernen Platten und großen Nägeln dermaßen überdeckt, daß man kaum einiges Holz daran zu erkennen vermochte. Lange Schlösser, roth von Rost, hingen an der Wand, und eine dicke eiserne Stange versperrte wie ein Schlagbaum den Eingang in die Schatzkammer des Weizhaffes.

Mit leuchtender Brust und unter schwerer Arbeit öffnete **Ihn** die Schlösser und räumte alle Hindernisse aus dem Wege. Er stieg sodann einige Stufen hinunter und gelangte in einen breiten, geräumigen Keller.

Hier, an dem Orte, wo die Schätze des Teufels zu verbergen sein mußten, hier vergaß der Bösewicht die verübte Missethat; sein Gewissen schwieg und Furcht und Schreck verließen ihn gänzlich. Keine andere Empfindung blieb in ihm zurück, als nur das brennende Verlangen,

Geld zu sehen, zu fühlen und zu besitzen. Auf seinem Gesicht glänzte das Lächeln freudiger Erwartung, in seinem Herzen glühte das Feuer der Begierde.

Mit der Lampe in der Hand wandelte er suchend durch den Keller. Nichts konnte er entdecken, als nur die vier nackten Wände und, in der Nähe der Treppe, einen schweren Stein, der augenscheinlich als Sitzplatz gedient hatte. Er begann zu bangen; Angst und Wuth gab sich in seinen Zügen kund.

„Wie?“ seufzte er muthlos. „Sollte das Geld nicht hier sein? Es ist doch hier kein Durchgang mehr! Unmöglich! Ha, was sehe ich dort in der Mauer? Ist das nicht ein Schlüsselloch?“

Lachend und vor Freude taumelnd ging er auf die Wand zu, während er den Schlüssel suchte. Er fand ihn und öffnete einen Raum, der in der dicken Mauer verborgen war.

„Ha, hier liegt der Schatz! Sieh, sieh, drei große Pörsen, vier, fünf Pörsen! Geld! Geld!“

Mit zitternden Händen und innerlich jauchzend nahm er eins der Leinwand-Täschchen aus dem kleinen Wand-Schrank und wollte eben das Schnürchen losknüpfen, wemit es zugebunden war; aber plötzlich erfaßte ihn ein namenloses Entsetzen, und die Pörsen entfiel seiner Hand. Er wendete sich nach der Treppe um und lauschte. Es schien ihm, als habe er an der Thür des Kellers ein Geräusch gehört, ähnlich dem Geräusch, das ein fortgeschobenes Eisen machen würde.

Einige Augenblicke blieb er zitternd und bewegungslos stehen. Es ließ sich aber nicht das Geringste mehr vernehmen, und er wurde deshalb bald wieder ruhig. Die Börse von dem Boden aufnehmend, sagte er:

„Ach, es ist nichts; es ist das Schloß, das nun erst in die Mauer springt! Jetzt schnell den Geldsack geöffnet!“

Ein Ausdruck des Widerwillens und der Verachtung trat auf seine Lippen, als er in die Börse griff und eine Handvoll kleiner Münzen herausholte.

„Kupfer!“ brummte er, „Kupfer!“ Und dabei ließ er den Sack zur Erde fallen, um einen zweiten zu ergreifen.

„Kupfer, ebenfalls Kupfer!“ rief er mit wachsender Angst.

Und jedesmal, wenn er einen neuen Sack öffnete, wiederholte er das traurige Wort: „Kupfer!“ —

Je weiter er in seiner Untersuchung vorschritt, desto bleicher wurden seine Wangen; der Angstschweiß perlte von seiner Stirn und sichtbar hob sich seine leuchtende Brust. —

Endlich ergriff er die letzte Börse; und als er mit zitternden Händen das Schnürchen losgemacht hatte, rief er noch einmal voller Verzweiflung: „Kupfer! Kupfer!“

Während er das unglückselige Säckchen, das seine letzte Hoffnung auf Gold so grausam vernichtete, mit krankhafter Bewegung in der linken Hand zerdrückte, steckte er die rechte in das geheime Fach in der Mauer und wühlte fieberhaft darin herum, gleich als wolle er die vollste Gewißheit erlangen, daß es nichts Anderes, als die bereits untersuchten Säckchen enthielte. Es war leer; seine Hand

entdeckte nichts; aber hierdurch noch nicht befriedigt, leuchtete er mit der Lampe und schaute tief mit dem Kopf in die ausgehöhlte Wand. Aber er sah nichts, als die leeren Steine.

Ein dumpfer Ton entstieg seiner Brust; zitternd und schwankend ging er nach dem Stein am Eingange, ließ sich gänzlich entkräftet darauf nieder und setzte die Lampe auf den Fußboden.

Ein Weibchen saß er da, die Hand vor der Stirn und die verglasten Augen in den dunklen Kellerraum gerichtet. Dann sagte er mit einer Stimme, die von Muthlosigkeit und Wuth zeugte:

„Einige wenige Pfunde Kupfer! Das also ist der Preis für zehn Jahre der Sklaverei und des Glucks? Der Preis eines Mordes, der Preis meiner Seele? — O, alter Jan, Du Kalkscher, Du schweinbeutiger Dieb, Du hast mich bestohlen und betrogen! — Das war also das lange erwartete Glück? — Der Reichthum, der Luxus und die Würde, wovon ich geträumt, war nichts weiter, als ein elender Haufen Kupfer? — Verflucht, und ich habe ihn darum ermordet! — Hat er es nicht verdient? Zermalmen mußte ich ihn; unter langsamen Qualen mußte er sterben, der Verräther!“

Er schwieg und starrte, vor Wuth zitternd, zu Boden. Bald aber flossen Thränen aus seinen Augen: der feige Bösewicht weinte und schluchzte wie ein Kind. Doch nicht lange blieb er in dieser Stimmung schmerzlicher Reue; bald trat wieder ein Fluch auf seine Lippen: er sprang auf, erfaßte die Börse, die zu seinen Füßen lag,

brüllte unverständliche Worte und warf den mit Kupfermünzen gefüllten Sack wie rasend in den ersten Winkel des Kellers. Ein hohler Ton stieg beim Fall des schweren Metallens vom Boden auf.

„Pa!“ rief Thys mit freudiger Ueberraschung. „ha, was war das?“

Und hastig ergriff er die Lampe, eilte auf die Ecke zu, von woher jener Ton gekommen, ließ sich dort auf beide Kniee nieder und schlug, fast außer sich vor Freude, mit den Fäusten auf den höhlklingenden Boden, während er befruchtend mit dem Kopf nickte.

Benige Minuten darauf hatte er eine kleine Kalthür entdeckt und geöffnet, und starrte nun mit funkelnden Augen in eine Art von Kasten, in welchem sich ebenfalls Leinwandsäcke mit Geld befanden.

„Dummer Betrüger!“ murmelte Thys, während er eine der vielen Börsen aus dem Kasten heraufholte. „Wahrscheinlich hat er die Kupfermünzen nur deshalb so sorgfältig dort aufbewahrt, um die Diebe irrezuführen und von seinem eigentlichen Reichthum abzuhalten. Du Narr, bei mir hat Dir diese Vorsicht wenig geholfen; ich habe Deine Schliche entdeckt.“

„Gold! ha, es ist Gold!“ rief er plötzlich mit so sonderbarer Stimme, daß man hätte glauben können, ein jauchzendes Kind zu hören. „Gold! — Und der zweite Sack? Gold, wieder Gold! — Der dritte ebenfalls! — Pa, Gold, Gold, nichts als Gold!“

Als er auf solche Weise eine ziemlich große Anzahl gefüllter Geldsäcke herausgelangt und untersucht und end-

sich den Kasten gänzlich geleert hatte, trat er etwas zurück, setzte sich nieder und begann, in vollster Selbstvergessenheit, alle Börsen vor sich auszusütteln.

Darauf starrte er den bedeutenden Goldhaufen an, der nun in seinem ganzen Umfange vor ihm lag. Auf seinem Gesicht gab sich ein Ausdruck kund, als wenn er in allen irdischen Seligkeiten verloren wäre: etwas so Hieriges und Wollüstiges, daß es fast der Sinnlosigkeit gleich kam.

„Pa,“ rief er, „wie schön! Wie glänzt das! Welche Pracht und welches Gefunkel! — Und wie viel, wie viel! O, meine Seele ist nicht schlecht bezahlt! Leben, genießen, Herr sein, bedient werden, in Kutschen fahren, mächtig sein, Schmeicheleien empfangen, und vernichten, was mir im Wege steht oder sich nicht vor mir beugt . . . das Alles liegt da in diesem unbeseelten Golde, in diesem funkelnden Metall! — Ich muß Dich küßlen und küssen, Du glänzender Beherrscher der Welt!“

Und ganz außer sich vor Wonne begann er mit den Händen in dem Goldhaufen umher zu wühlen, während er in allerlei abgerissenen Worten seiner fast unsinnigen Freude Luft machte; und wieder und wieder fing er an zu zählen ohne Ziel und Zweck.

Nachdem er sich eine geraume Zeit an diesen Spielen ergötzt hatte, wurde das Licht der Lampe matter und schwächer. Sein Gesicht wurde plötzlich ernst, und angstvoll blickte er in dem Keller umher, während er sich erhebt und die Hand an die Stirn legend vor sich hinmurmelte:

„Was wollte ich hier? Bin ich von Sinnen? Ha, schnell, schnell; ich muß das Gold an einer andern Stelle verbergen, damit Niemand es finden kann, als ich allein! — Himmel, das Licht geht zu Ende; das Oel in der Lampe ist ausgebrannt!“

Inzwischen füllte er zwei der größten Säcke mit Gold, nahm unter jeden Arm einen, und so beladen erklieg er die Treppe. Vor der Kellerthür legte er Alles nieder und steckte den Schlüssel in das Schloß. Aber wie er sich auch anstrengte, und welche Kräfte er auch aufbot, die Thür rührte sich nicht von der Stelle; sie schien festgemauert, so unbeweglich blieb sie, obgleich sich das Schloß unter dem Druck des Schlüssels zurückschob.

Thos begann zu zittern; ein eiskalter Schauer lief ihm über den Körper. Er konnte, er durfte seiner Besorgniß und seiner angstvollen Vermuthung nicht glauben und machte deshalb neue und gewaltigere Anstrengung, um die Thür zu öffnen. Er drehte und wendete den Schlüssel in jeder nur möglichen Weise, er krümmte sich gegen die Thür und bot Alles auf, um sie mit dem Rücken aus ihren Angeln zu heben. Heißer Schweiß lief ihm bei dieser Arbeit über die Stirn, und hörbar pochte sein angsterfülltes Herz. Aber Alles war vergebens; nichts glückte, und jede Hoffnung verschwand.

Endlich, ermüdet und abgemattet, blieb er wie vernichtet vor der Thür stehen und sagte, während ihm das Haupt vor Verzweiflung auf die Brust fiel:

„Gräßlich, gräßlich! Von Außen eingeschlossen! . . .
 Nein, nein, es ist nicht möglich . . . ich täusche mich, denn
 wer könnte es gethan haben? . . . Aet? Es wäre ja ihr
 eigener Nachtheil! . . . Himmel, das Licht schwindet; die
 Lampe geht aus! Schnell noch einmal versucht!“

Aufs Neue steckte er den Schlüssel in das Schloß und
 drehte so lange und mit so sieberhafter Gewalt, daß die
 Hände ihn überall schmerzten und mit Blut und Blasen
 bedeckt waren. Sein Rücken, seine Schultern und seine
 Kniee blieben nicht unthätig, litten aber auch nicht minder
 dabei; und verzweiflungsvolle Worte und Ausrufungen
 schienen die mühselige Arbeit und die rastlosesten Anstren-
 gungen fortwährend unterstützen zu wollen. — Aber Alles
 vergebens: die Thür blieb unbeweglich!

Ueberzeugt, daß seine Versuche unnütz seien, stieg Thys
 endlich die Treppe hinunter und rannte wie ein Wahn-
 sinniger durch den flüsteren Keller. Eine schwarze Dunkel-
 heit umgab ihn: sein Auge konnte nicht den geringsten
 hellen Schein entdecken: es war wie in einem verschlossenen
 Grabe.

Der Bösewicht zerraupte sich nun vor Verzweiflung die
 Haare und gerschlug sich Brust und Stirn; er lief aus der
 einen Ecke des Kellers nach der anderen, als wollte er ent-
 fliehen; er senzte, weinte, fluchte und raste mit unverständ-
 lichen Worten und Ausrufungen. Er stieg wieder die Treppe
 hinauf, rief durch das Schlüsselloch den Namen der armen
 Aet, hämmerte mit den Fäusten abermals gegen die Thür,

Der Geigist.

rannte auf's Neue durch den Keller, und ließ sich endlich müde und ermattet auf dem Steine am Eingange nieder.

„Das also ist das Ende!“ murmelte er mit düstrem Ton vor sich hin. „das Ende meines Ringens und Strebens! Ich habe mich zu einem Teufel gemacht, um Geld zu besitzen; ich habe einen Menschen ermordet, um das Leben zu genießen! Und nun sitze ich hier in einem dunklen abgelegenen Gewölbe, wo Niemand mich hören kann, und wo ich vielleicht vor Hunger umkommen muß! Gräßlich! gräßlich! — O, wenn Gott das mit mir beschlossen hätte, mit mir, der den Onkel Jan auf solche Weise tödten wollte! — Ha, sterben vor Hunger in der Mitte glänzender Goldhaufen! Das Mittel besitzen, um auf Erden Glück, Macht und Ehre zu erlangen, und doch umkommen müssen wie ein Hund, und zur Hölle fahren, um auf ewig verflucht und verdammt zu sein; verflucht und verdammt wie ein Bösewicht, und doch zu dumm, um aus den Missethaten Vorteil zu ziehen!“

Dumpf verhallten seine Worte an den Kellergewölben.

Benige Minuten später hätte man in der Dunkelheit Seufzen und Schluchzen vernehmen können, wie von Jemandem, der Schmerzen empfindet und Thränen vergießt.

Lange schon hatte Thys auf dem Stein gesessen; mehr als einmal war er aufgestanden und immer wieder zu seinem Stuplaz zurückgekehrt, als er plötzlich durch das Schlüsselloch einen Lichtstrahl auf die ihm gegenüberliegende Wand fallen sah.

Jauchzend sprang er auf, lief die Treppe hinan und rief dort, indem er den Mund an das Schloß legte, vor Hoffnung und Freude zitternd:

„Raet, liebe Raet, seid Ihr es?“

„Ja, ich bin es!“ wurde ihm geantwortet.

„Ach, seht doch einmal zu, was draußen an der Thür ist: sie will sich nicht öffnen lassen.“

„Das glaube ich wohl, ich habe sie mit der eisernen Stange festgemacht.“

„Wie? warum? Raet, liebe Raet, scherzt nicht: um Gottes Willen, öffnet mir!“

„Gi, hofft Ihr das wirklich?“ antwortete die Stimme von Außen. „Ich habe ein giftiges Thier in einer Kasse gefangen, — und ich soll nun die Kasse öffnen, um mich und Andere verwunden zu lassen? Thut Ruhe, Thys, es ist mit Euch zu Ende: Gott und eine arme Bettlerin haben Euch endlich gefunden!“

Thys durchschaute die Absichten des ihm verhassten Weibes und bebte vor Schreck. Mit zitternder Stimme rief er:

„Raet, ich habe hier einen Sack voll Gold; er ist für Euch!“

„Ich mag kein gestohlenes Gut!“

„Zwei Säcke voll Gold, Raet; ach, um Jesu willen, öffnet!“

Er erhielt keine Antwort und fuhr deshalb in überhafter Angst fort:

„Raet, vier Säcke für Euch: es ist lauter blinkendes Gold!“

Und bei diesen Worten ließ er eine Handvoll auf die Stufen rollen, in der Hoffnung, daß der Klang des edlen Metalles das arme Weib verführen möchte.

Ein spöttisches Lachen antwortete auf diesen Versuch.

„Raet,“ flehte Thys hierauf auf's Neue, „Raet, ich will Euch heirathen, ich will Alles mit Euch theilen. Ach, Ihr wißt nicht, wie viel es ist!“

„Dieb, Mörder, Schurke!“ entgegnete die Wittve mit Entrüstung.

„Ach, Raet,“ fuhr Thys mit klagender Stimme fort, „ich liege hier in der Dunkelheit auf meinen Knien, ich strecke die zitternden Hände um Hülfe nach Euch aus. Habt Mitleid mit mir, seid barmherzig! Oeffnet die Thür: ich werde Euch lieben und Euch danken mein Leben lang.“

„Ich habe Mitleid mit Euch,“ erwiderte Raet.

„Ach,“ rief Thys voller Hoffnung, „ich wußte es wohl, daß Ihr mich befreien würdet.“

„Ja, ich habe Mitleid mit Euch,“ sprach die Frau weiter, „so viel Mitleid, als Ihr mit Cecilien gehabt habt; ich bin so barmherzig gegen Euch, wie Ihr gegen den Onkel Jan, Euren Wohlthäter, gewesen seid Aber deshalb bin ich nicht hierher gekommen. Thys; ich wollte Euch nur etwas zeigen. Seht doch einmal durch das Schlüsselloch, seht, was ich in den Händen habe und was ich thue!“

Thys legte das eine Auge an das Schloß, und da das Licht draußen war, so konnte er ziemlich gut bemerken, was die Bettlerin that.

Diese entfaltete ein Papier und sagte:

„Seht Ihr dieses Document? — Ihr habt den alten Kranken Mann ermordet, weil Ihr ein Testament hattet, das Euch zu seinem Universal-Erben einsetzte. Er starb Euch nicht früh genug. — Nun meint Ihr wohl, daß man Euch die Erbschaft nicht mehr entziehen könne? Ich habe das Testament in Eurer Stube gefunden! Aact ist zwar arm, aber sie kann zum Glück doch lesen! Hört einmal!“

Und nun las sie Wort für Wort und mit deutlicher Stimme:

„Ich erkläre hiermit vor Gott und Menschen, daß ich zu meinem Universal-Erben einsetze Carolus Dominicus Thys“

„Mein Testament! mein Testament!“ heulte Thys in Verzweiflung.

„Seht nun einmal, was ich thue!“ fuhr die Bettlerin fort.

„Hölle und Teufel!“ rief Thys; „sie reißt es in Stücke! Meine Hoffnung, mein Leben! Aact, Ihr ermordet mich!“

An einer Bewegung des Lichtes bemerkte er nun, daß die Frau sich entfernen wollte. Er machte noch einen letzten Versuch und rief mit schneidendem Ton:

„Aact, Aact, ach, geht nicht! Öffnet, öffnet! Ihr wollt mich also hier in diesem schrecklichen Kellergewölbe vor Hunger sterben lassen?“

„Es würde nur eine gerechte Strafe Gottes sein,“ antwortete die Bettlerin, „wenn Ihr auf eine Weise stirbt, wie Ihr den Unkel Jan habt tödten wollen. Aber solcher Tod ist doch noch zu milde für Euch! Ihr werdet sogleich

befreit werden. Ich bin bei dem Schulzen gewesen, und dieser hat den Feldwächter beauftragt, Leute zu holen, welche die Thür des Kellers öffnen und Euch herauslassen sollen. Aber Eure Hände werden Euch auf den Rücken gebunden werden, und sofort wird man Euch in's Gefängniß führen. Auf dem Schaffot sollt Ihr büßen, auf dem Schaffot sollt Ihr Euer Haupt lassen, und als ein Mörder sollt Ihr vor Eurem Gott erscheinen, der es weiß, welcher höllische Bösewicht Ihr seid!"

Thys stand hinter der Thür wie versteint und sah durch das Schlüßelloch, wie Raet sich mit dem Lichte entfernte. Als der letzte Schein der Lampe verschwunden war, stieg ein gräßlicher Schrei aus seiner Brust auf; wie ein Leichnam sank er zusammen, und polternd rollte sein Körper von den Stufen der Treppe auf den Fußboden des Kellers hinab.

IX.

Das erste Morgenlicht fiel mit blauem Schein in das Zimmer, wo Ihsy seinen Mordanschlag auf den kranken Greis ausgeführt hatte.

Zwei Kerzen von gelbem Wachs standen neben einem Crucifix auf dem Tische, und ein Palmzweig befand sich in einem gläsernen Gefäß mit Weihwasser.

Der bewegungslose Körper des Alten lag auf dem Rücken im Pette ausgestreckt. Nach seinen bleichen Wangen und den starren Gesichtszügen zu urtheilen, hatte der Tod schon lange den letzten Athemzug von ihm gefordert. Dies war jedoch nicht ganz der Fall; denn noch bewegte sich die Brust des Kranken mit Kraft, als ob er jetzt erst im letzten Todeskampfe läge, und als ob seine Seele jetzt erst sich aus ihren Banden loszumachen suchte.

Ueber das Gesicht des Alten beugte sich ein Mädchen, das mit banger Erwartung und ängstlich späherndem Blick jedes Lebenszeichen an ihm beobachtete und dabei vor Schmerz oder Freude bebte und weinte, je nachdem der Kranke in Ruhe versiel oder seine Athemzüge deutlicher wurden.

Es war Cecilie, die seit einer Stunde eine Fluth stiller Thränen vergossen hatte und, beinahe erschöpft von Leiden, ihren alten Oheim durch ihre Küsse in's Leben zurückzurufen suchte.

Banna stand an dem Kopfe des Bettes und schien jeden Augenblick bereit, Cecilien in der Fürsorge für den Sterbenden Greis zu unterstützen.

Weiterhin in einer Ecke des Zimmers lagen Bart und seine Mutter auf den Knien und richteten mit gefalteten Händen ein stilles und inniges Gebet zu Gott.

Der Pastor war bereits bei dem Kranken gewesen und hatte ihm die letzte Oelung ertheilt; der Arzt war ebenfalls gerufen worden und hatte sofort erkannt, daß der Greis von Hunger erschöpft war. Er hatte deshalb verordnet, daß man ihm mit einem Löffel etwas Fleischbrühe und regelmäßig einige Arznei einschlösse, die er zu diesem Zweck verschrieben hatte. Die Schüssel und das Fläschchen, die vor dem Bette standen, enthielten die genannten beiden Heilmittel.

Cecilie hatte ihrem Oheim bereits viele Löffel Fleischbrühe vorsichtig in den Mund gebracht und glaubte zu bemerken, daß ihm dies gut that und er die kräftige Flüssigkeit allmählig mit immer größerem Behagen einnahm.

Als sie ihm nun wieder einen Löffel gereicht hatte und denselben darauf zurückziehen wollte, schien es ihr, als ob sich die Lippen des Greises bewegten. Diese Bemerkung erfüllte sie mit lebhafter Freude, und sie gab ihm deshalb

schnell einen zweiten Löffel, den er mit einer merklichen Bewegung der Kehle leerte.

Bebend vor Hoffnung fuhr das Mädchen mit dem Eingeben von Fleischbrühe fort, während sie mit ängstlichem Blick jeden Zug in dem Gesichte des Alten beobachtete.

Plötzlich schien ein krampfhaftes Zucken die Glieder des Kranken zu ergreifen; er reckte sich aus und blieb bewegungslos liegen; selbst seine Athemzüge schienen sich verloren zu haben.

Cecilie schrie bei diesem Anblick so heftig und so schmerzlich auf, daß Bart und seine Mutter erschreckt emporsprangen und sich dem Bette näherten.

Das Mädchen lag mit dem Kopfe auf der Brust ihres Oheims und schluchzte laut, während ihre heißen Thränen seinen Hals benetzten. Dabei sprach sie verzerrte Worte des Grams und der Schmerzen, süße Worte der Liebe und Zärtlichkeit, und küßte die kalten Lippen des Alten, dessen Tod sie betrauerte.

Aber bald darauf entfuhr ihrer Brust ein zweiter Schrei: ein Schrei der Ueberraschung und der Freude, denn Onkel Jan bewegte die Lippen und öffnete und schloß den Mund, als ob sein Körper mechanisch seine Nahrung forderte.

Cecilie sprang auf und reichte ihm mit fieberhaften Bewegungen zwei oder drei Löffel Fleischbrühe; und wahrscheinlich würde sie in ihrer Freude ihm den Inhalt der ganzen Schüssel eingegeben haben, wenn sie nicht gefürchtet hätte, dem Willen des Arztes zuwider zu handeln.

Deshalb legte sie jetzt den Löffel beiseit, neigte ihr Haupt über das Gesicht des Greises und suchte zu erforschen, welchen Erfolg die neue Nahrung auf ihn ausüben werde.

Da öffnete mit einem Male der Alte die Augen und blickte verwundert in das milde Gesicht seiner Nichte, welche die Freude fast sprachlos machte.

„Dufel, Vater, Du lebst? O, mein Gott, ich danke Dir!“ waren die einzigen Worte, die sie mit halb unterdrückter Stimme hervorzubringen im Stande war.

Der Kranke schloß wieder die Augen und blieb eine Zeit lang in vollster Bewegungslosigkeit liegen. Hierauf richtete er aufs Neue den Blick auf das Mädchen und sah sie lange und verwundert an, als ob er sich erinnern wolle, wer sie sei. Fast unbemerkt bewegten sich seine Arme, langsam legte er sie um ihren Hals, zog ihr Haupt zu sich nieder und küßte sie, während er mit fast unhörbarer Stimme sagte:

„Cecilie!“

Dieses Sprechen, dieser Name und dieser Kuß schienen Cecilien in die grenzenloseste Freude zu versetzen; sie machte sich los, und während sie zu den anderen Personen, die bei dem Bette standen, bebend sagte: „Betet, o betet!“ sank sie selbst vor das Crucifix auf die Kniee und hob die Hände dankend zu dem Bilde des sterbenden Jesus empor.

Nachdem sie einige Augenblicke im feurigsten Gebete gelegen hatte, stand sie wieder auf und begab sich zu dem Bette des Kranken.

Dieser hatte sich inzwischen auf die Seite gewendet und blickte erstaunt im Zimmer umher, während er mit dem Finger auf die drei Personen zeigte, die noch knieend auf der Erde lagen, und dabei mit schwacher Stimme fragte:

„Wer ist da?“

„Gott, Gott, er lebt, er spricht, er wird genesen, mein armer Onkel, mein guter Vater!“ rief Cecillie, indem sie seine beiden Hände erfaßte, um sie mit äußerster Zärtlichkeit zu drücken.

Der Alte lächelte mit mildem Blick, richtete aber auf's Neue das Auge fragend auf die knieenden Personen.

„Es ist Bart, der für Dich betet, lieber Onkel,“ sagte Cecillie, „und seine Mutter und seine Schwester Wanna, die Gott ansehen, daß er Dich genesen lasse.“

„Bart?“ murmelte der Alte, als ob er nicht recht verstanden hätte, „Bart? Er betet? Er betet für mich?“

„Kommt Alle herbei,“ rief das Mädchen, „Bart, Mutter Ann, ach Gott, mein Onkel genes't; er kennt seine arme Cecillie. Kommt, o kommt!“

Alle erhoben sich und näherten sich dem Bette.

Der Greis ließ nun seine Blicke einen nach dem andern auf jedem der Anwesenden eine Zeit lang ruhen und schien mit besonderer Aufmerksamkeit den Jüngling zu betrachten, der dicht vor ihm stand, und dem Thränen der Freude von den Wangen herabbrannen. Nach einigen Augenblicken reichte er ihm die abgemagerte Hand und zog ihn langsam zu sich herab, bis er seinen Mund an seine Lippen gebracht hatte.

Hierauf gab er ihm einen innigen Kuß — vielleicht den heiligen Kuß der Versöhnung.

Cecilie schwankte auf ihren Füßen und mußte sich an dem Tische anhalten, um nicht niederzustürzen. Die Zärtlichkeit ihres Onkels hatte sie so sehr ergriffen, daß sie zitterte und der Gewalt ihrer Empfindungen erliegen zu müssen schien. Die Anderen waren nicht minder bewegt; aus Aller Augen strömten Thränen der Freude und des inneren Glückes.

Plötzlich trat Raet hastig in das Zimmer, indem sie rief:

„Cecilie, Bart, Wanna, kommt schnell mit mir hinab!“

Hierbei ging sie auf das Bett zu, sah mit Verwunderung den guten Zustand des Greises und sagte:

„Ach, dafür sei Gott im Himmel gedankt! — Wutter Nun, bleibt Ihr einstweilen hier, während ich den Uebrigen zeige, wie mein Werk zu Ende gebracht wird. Kommt, kommt eilig!“

Und da Niemand sie zu begreifen schien, noch irgend eine Bewegung gemacht wurde, um ihr zu folgen, so faßte sie Bart und Cecilien bei der Hand und zog sie, halb mit Gewalt, zum Zimmer hinaus.

Unten, vor dem Eingange zum Klosterhofe, war eine Menge von Menschen versammelt. Mit Ingrimm und Abscheu sprachen sie von dem Mordversuch, den Thys gegen den alten Onkel Jan ausgeübt hatte, und Alle freuten sich, daß er nun den Lohn seiner Bosheit erhalten sollte. Die Wensdarmen waren durch das Dorf gegangen, und Jung und Alt war ihnen nach dem Klosterhofe gefolgt.

Cecilie und Bart standen mit Raet in dem unteren Zimmer, ohne zu wissen, welchem Schauspiele sie hier beiwohnen sollten.

Da hörten sie plötzlich in dem Gange, der in den hinteren Theil des Gehöftes führte, ein Geräusch von schweren Tritten und das Geklirr von Waffen.

Während sie mit Schreck und Erstaunen lauschten, und Raet mit triumphirendem Lächeln den nächsten Augenblicken entgegen zu sehen schien, traten zwei Gensdarmen ins Zimmer, und dann abermals zwei, und zwischen ihnen der verhasste Thys, die Hände auf den Rücken gebunden und den Kopf auf der Brust, bleich, beschämt, zitternd und wie vernichtet.

Cecilie verbarg ihr Gesicht in den Händen, stieß einen Schrei aus und wendete sich der Wand zu, um nichts von diesem Schauspiel zu sehen; Bart dagegen starrte wie versteinert auf die schreckliche Gruppe, die an ihm vorüberzog.

„Echt,“ rief die Bettlerin jubelnd, „so straft Gott das Böse, und sollte auch ein armes, verlassenes Weib sein Werkzeug sein.“

Und als die Gensdarmen sich mit dem Gefangenen der Thür näherten, rief sie:

„Scheißeheiliger Bösewicht! Mörder! Zahre hin, Dich erwartet das Blutgerüst und nach diesem Leben das ewige Feuer!“

Thys wurde durch die Gensdarmen von dem Klosterhofe abgeführt. Als die Bauern und Bäuerinnen ihn sahen, stieg ein so heftiges Nachgegeschrei gegen ihn auf, daß er sein

Haupt noch tiefer auf die Brust senkte, und mit Beben fürchtete, daß jetzt seine letzte Stunde gekommen sei. Er war bleich wie ein Todter, sein Haar war verwirrt, seine Kleider beschmutzt und zerrissen . . . an seinen Händen klebte hier und da Blut. So sehr hatte er sich verlegt und ange-
strengt, um die Thür des Kellers aus ihren Angeln zu heben.

Der Anblick dieses Blutes, dem ein verbrecherischer Ursprung zugeschrieben wurde, brachte die Bauern vollends zur Raserei.

Durch allerlei Ausrufungen einander zur Rache auf-
fordernd und anreizend wollten sie dem Gefangenen zu Leibe,
und würden unzweifelhaft ein schreckliches Gericht über ihn
gehalten haben, wenn die Gensdarmen, welche die Gefahr
merkten, nicht die Waffen ergriffen hätten, um ihn nöthigen-
falls zu vertheidigen.

Die verleiteten Menschen standen von einer gewaltigen
Rache ab, folgten aber den Gensdarmen bis in's Dorf, und
überschütteten den Mörder mit allerlei Spottreden und Ver-
wünschungen, bis er ihnen auf dem Wege nach der Stadt
mit seinen Begleitern aus den Augen verschwand.

Es sind nun zehn Jahre vergangen. Der Klosterhof
hat sich in ein ausgedehntes Bauerngut verwandelt. Drei
Pferde und zwölf Kühe stehen im Stall, Knechte und Mägde

laufen durch Hof und Garten, und das Geräusch der Arbeit ertönt vom Morgen bis zum Abend. Die Fenster sind grün bemalt, die Wände sind ausgekessert und geweißt, und Alles zeugt von Wohlstand und Glück.

Wenn die Sonne scheint, sitzt auf der Bank vor der Thür ein steinaltes Männchen, dessen Hände vor Steifheit zittern; eine alte Frau sitzt neben ihm und strickt. Der Greis spielt mit zwei kleinen Kindern, einem Knaben und einem Mädchen, und ermahnt sie zur Sparsamkeit, welche die Quelle alles Reichthums sei. Diese Kinder sind die Kinder seiner Nichte Cecillie, Bart ist ihr Vater, und die alte Frau nennen sie Großmutter Ann.

Der alte Onkel hat Bart viel Geld gebergt . . . natürlich gegen Zinsen, gegen mäßige Zinsen, die regelmäßig bezahlt werden, und die er für das kleine Anäbchen spart, das auf seinen Knien sitzt. Er liebt das Kind über die Maßen; es ist sein Pathe und heißt gleichfalls Jan! Ach, er ist so glücklich in seinen alten Tagen, der gute Onkel. Zwar leist und zankt und spricht er stets über das viele Essen der Dienstleute und die vielen seiner Ansicht nach unnützen Ausgaben aller Art; Bart und Cecillie lassen ihn aber reden und lehren sich nie an Das, was er sagt. Und auf diese Weise sind Alle zufrieden.

Raet, die arme Wittwe, wohnt auf dem Kapellenhose; ihre Kinder sind schon groß und arbeiten fleißig mit. Bart hilft ihr fort, und es ist vorausgesehen, daß sie noch eine wohlhabende Pächterin werden wird.

Banna ist die Frau des Schloßgärtners: sie lebt unter Blumen und wird von ihrer reichen Herrschaft sehr geliebt und geachtet. Auch sie ist glücklich und zufrieden.

Die Bosheit allein leidet gerechte Strafe. Thys sitzt im Gefängniß, wo er den Tag abwarten soll, an welchem es Gott gefallen wird, ihn vor seinen Richterstuhl zu rufen.

Hendrik Conscience.

Was eine Mutter leiden kann.

Eine wahre Geschichte.

Aus dem Blämischen

von

Dr. Eduard Wegener.



Leipzig

Verlag von Carl D. Sord.

1852.



1.

Es war ausnehmend kalt in den letzten Tagen des Monats Januar 1841. Die Straßen der Stadt Antwerpen hatten ihr Winterkleid angethan und glänzten von sauberem Weiß. Der Schnee fiel jedoch nicht in weichen und zarten Flocken, erfreute auch das Auge keinesweges mit seinen tausend durch einander spielenden Federchen, sondern schlug im Gegentheil prasselnd und wie Hagel gegen die Fenster der geschlossenen Häuser; und der scharfe Nordwind jagte die meisten Bürger, die sich etwa vor ihrer Thür zeigten, wieder nach dem glühenden Ofen zurück.

Trotz der heftigen Kälte, und obgleich es erst neun Uhr Morgens sein konnte, sah man, da es gerade Freitag, also Markttag war, doch viele Menschen vorübergehen. Die jüngeren Personen suchten sich durch Laufen zu erwärmen, die guten Bürger hauchten murrend in die Hände, und die Arbeitsleute schlugen sich mit Gewalt die Arme um den Leib.

In diesem Augenblick ging eine junge Dame ziemlich langsam durch die Winkelstraße, deren Bewohner sie wohl kennen mußte, da sie in den armen Häusern aus- und einging und diese stets mit einem Ausdruck der Zufriedenheit

verließ. Ein Atlasmantel, der gewiß mit Watte gefüllt war, umhüllte ihre zarten Glieder, ein Sammethhut bedeckte ihr artiges Köpfchen und ihre Wangen, die von der eiskalten Luft etwas scharf geröthet waren; eine Boa umschlang ihren Hals, und ihre Hände verbargen sich in einem zierlichen Ruff. Diese Dame, die ziemlich reich zu sein schien, befand sich auf der Schwelle eines Hauses, in welches sie eben eintreten wollte, als sie plötzlich von fern ein junges Mädchen ihrer Bekanntschaft auf sich zukommen sah. Sie blieb daher vor der Thür der ärmlichen Wohnung stehen, bis ihre Freundin in ihrer Nähe war, ging ihr darauf mit herzlichem Lächeln entgegen, und sprach sie mit den Worten an:

„Guten Tag, Adela. Wie geht es?“

„O, ziemlich gut, und Dir?“

„Gott sei Dank, ich bin gesund, und so froh und glücklich, daß ich es Dir gar nicht sagen kann.“

„Wie so? Es scheint mir doch, als ob das Wetter nicht eben sehr ergötzlich sei.“

„Ja, für mich doch, Adela. Ich bin nur erst seit einer Stunde aus dem Bette und habe schon zwanzig arme Wohnungen besucht. Aber Armuth habe ich gesehen, liebe Freundin, Armuth, daß das Herz dabei brechen möchte. Hunger, Kälte, Krankheit — es ist unbeschreiblich und unbegreiflich. — Wie glücklich fühle ich mich, daß ich bemittelt bin, denn es ist so schön, Gutes zu thun!“

„Sollte man nicht glauben, daß Du Lust am Weinen hättest, Anna? Ich sehe Thränen in Deinen Augen; —

sei doch nicht so empfindsam. Die Armen sind ja in diesem Winter keinesweges so beklagenswerth. Sieh nur, welche Menge von Almosen und Nahrungsmitteln vertheilt wird. Kohlen, Brot, Kartoffeln, es wird alles in Ueberfluß gereicht. Gestern noch habe ich meinerseits fünfzig Kranken zu Gunsten der Armen gezeichnet, denn ich gestehe Dir gern, daß ich mein Geld lieber von Anderen zu wohlthätigen Zwecken verwenden lasse, als daß ich selbst alle ärmlichen und schmutzigen Wohnungen aufsuche."

„Adela, Du kennst keine Armen. Vertheile sie nicht nach jenen unsaubern Bettlern, die das Einsammeln von Almosen als ein gutes Gewerbe betrachten, und ihre Kleider absichtlich beschmutzen und zerreißen, um gutherzigen Menschen Mitleid und Theilnahme einzulösen. Komm einmal mit mir, ich will Dir Arbeitsleute zeigen, deren Kleider nicht zerissen sind, deren Wohnung nicht schmutzig ist, und deren Mund sich nicht öffnen wird, um zu fordern, sondern nur, um zu danken und zu segnen. Du wirst das Glend und den Hunger aus ihren Gesichtszügen herauslesen, wirst das schwarze Brod, von Frost gehärtet, in den heißen Augen der Kinder, die bitteren Thränen der Mutter und die düstere Verzweiflung des Vaters sehen. Ach, wenn Du Deine Blicke auf dieses stumme Gemälde des Schmerzes und der Leiden richtest, welche Freude, welche Seligkeit würdest Du darin finden, das Alles mit wenigem Gelde zu verändern. Du würdest alsdann die armen Kleinen jubelnd und tanzend sich an Deine Kleider hängen, die Mutter mit gefalteten Händen Dich anlächeln sehen, und fühlen,

wie der Vater, außer sich vor Rührung und Freude, Deine feine Hand mit seinen rauen, knöchigen Händen umschließt und sie mit heißen Thränen benetzt. Dann würdest aber auch Du Thränen vergießen, Thränen der Seligkeit. Adela, und Deine Hände würden sich denen jener armen Menschen, wie rauh sie auch seien, gewiß nicht entziehen! . . . Sieh, Freundin, die Erinnerung an solche Stunden rührt und ergreift mich so sehr!“

Während Anna mit tiefem Gefühl und weicher, klangvoller Stimme dieses Gemälde entworfen hatte, war ihre Freundin stumm gewesen, und hatte selbst keine jener kurzen Worte und Laute geäußert, die bei solchen Gelegenheiten die Theilnahme des Hörers anzudeuten pflegen. Die innere Bewegung Anna's war gänzlich auf sie übergegangen, und als diese sie ansah, war sie eben im Begriff, ein Taschentuch aus ihrem Ruff zu ziehen, um sich die Thränen abzuwischen, die über ihre Wangen rannen.

„Anna,“ sagte sie, „ich begleite Dich, ich gehe mit Dir, die Armen zu besuchen. Ich habe Geld genug in meiner Tasche. Laß uns den ganzen heutigen Morgen guten Werken widmen. O, wie froh bin ich, daß ich Dir begegnen bin.“

Die gute Anna sah ihre Freundin mit tiefem Gefühl an, und ihr Gesicht drückte deutlich genug aus, wie glücklich sie sich schätzte, ihren armen Mitbürgern eine Wohlthäterin mehr verschafft zu haben. Von Adela gefolgt, ging sie, einige Schritte weiter, in ein Haus, wo sie mit Sicherheit erwarten durfte, Unglückliche zu finden.

Das Haus, auf dessen Schwelle sie stand, als sie ihre Freundin kommen sah, ward dagegen vergessen. Es war ihr dies jedoch zu verzeihen, da sie noch niemals in dasselbe eingetreten war, und jetzt nur deshalb hingingehen wollte, um zu sehen, ob sich vielleicht arme, ihr noch unbekannte Familien darin befänden.

II.

In einem Zimmer des Hauses, vor welchem die menschenfreundliche Jungfrau stehen geblieben war, wohnte eine unglückliche Familie. Vier nackte Wände waren hier die stummen und einzigen Zeugen von Gram und Leiden, und der Anblick des schmerzlichen Schauspiels, das sich dort zeigte, erfüllte das Herz nicht nur mit Betrübniß, sondern auch mit einem gewissen Gefühl der Bitterkeit gegen das gesellschaftliche Leben. Die Luft war so kalt wie auf der Straße, und eine dumpe Neugierigkeit drang durch die Aelken der Derjenigen, die sich in der Stube befanden. Im Kamin brannte ein kleines Feuer, das mit Stücken von zerbrochenen Meubeln unterhalten wurde und nur mit Mühe von Zeit zu Zeit einige sparsame Flammen zeigte. In einem Bette, das in der Mitte des Zimmers stand, lag ein krankes Kind, das nicht über ein Jahr alt sein konnte: sein gelbes Gesichtchen, seine mageren Arme und seine tiefliegenden Augenlider ließen nicht ohne Grund erwarten, daß das unschuldige Knäbchen bald eine Stelle auf Stuirenberg*) erhalten werde. Auf einem großen Stein, neben dem Bette, saß eine noch junge Frau, die Hände vor den

*) Begräbnißplatz bei Antwerpen.

Augen. Ihre Kleidung, obgleich zusammengesetzt aus Stoffen, deren Farben durch die Länge der Zeit ausgegangen waren, trug nicht die Kennzeichen derjenigen Armuth, welche die Hilfe Anderer öffentlich auspricht; man konnte im Gegentheil an der Zierlichkeit und an den vielen, aber beinahe unsichtbaren Näthen erkennen, mit welcher Sorgfalt die Frau bemüht gewesen war, sie zu verbergen.

Von Zeit zu Zeit stieg ein halbunterdrückter Seufzer aus ihrem Busen auf, und einige hellblinkende Tröpfchen drangen verrätherisch durch ihre Finger, womit sie ihr Gesicht bedeckt hielt. Bei der geringsten Bewegung des kranken Kindes erhob sie jedoch bebend den Kopf, betrachtete schluchzend und mit Grauen seine weißen Wangen, schloß das dünne Deckbettchen fester um seine kalten Glieder und sank dann wieder verzweifelt und weinend auf den Stein zurück.

Die tiefste Stille herrschte in dieser Stube des Zimmers; nur der bagelartige Schnee schlug prasselnd gegen die Fenster und der Wind heulte durch den Schornstein.

Einige Zeit hindurch war die Frau wie schlafend auf dem Stein sitzen geblieben, das kranke Kind hatte sich nicht bewegt, und sie hatte das Haupt nicht erhoben; ja, sie schien nicht einmal mehr zu weinen, denn keine Thräne drang mehr durch ihre Finger. Es war in dem Zimmer wie in einem Grabe, das von Todten bewohnt wird und sich nie wieder öffnen soll.

Plötzlich erscholl vom Kamine her eine schwache Stimme.
„Mutter, liebe Mutter, mich hungert!“

Derjenige, von dem diese Klage ausging, war ein kleiner Knabe von fünf oder sechs Jahren, der sich an einer Ecke des Pferdes befand und sich so zusammengekauert hatte, daß man ihn nur mit Mühe entdeckt haben würde. Er zitterte und bebte, als ob das Fieber seinen Körper ergriffen hätte, und bei einiger Aufmerksamkeit konnte man deutlich das Klappern seiner Zähne hören.

Hatte nun die Frau seinen klagenden Zuruf nicht vernommen, oder befand sie sich in der Unmöglichkeit, seinem Verlangen zu genügen: genug, sie antwortete nicht und blieb bewegungslos sitzen. — Darauf trat wieder ein Augenblick wahrer Todtenstille ein, bis der Knabe auf's Neue seine Stimme erhob und rief:

„Lieb Mütterchen, ich habe Hunger. Ach, gib mir doch nur ein kleines Stückchen Brot!“

Diesmal erhob die Frau das Haupt, denn die Stimme des Kleinen war so durchdringend, daß sie ihr gewiß wie ein Messerstich durch das Mutterherz gegangen war. Ein düsteres Feuer glimmte in ihren Augen, aus denen sichtbar die Verzweiflung sprach. Sie antwortete unter heftigen Thränen:

„Liebes Hänschen, um Gotteswillen, sei still. Ich sterbe ja selbst vor Hunger, mein armes Kind, — es ist Nichts mehr im Hause!“

„Ach, Mutter, mir ist im Magen so weh. Nur ein einziges Stückchen Brot!“

Das Antlitz des Knaben war in diesem Augenblick so bleich, der Hunger war mit seiner erdählen Farbe so tief

darauf eingebrückt, daß die verwirrte Mutter aufstarrte, als ob sie eine verzweiflungsvolle That begehren wollte. Mit bebender Faust griff sie unter das Deckbett, zog ein kleines Brötchen für einen halben Stüber hervor und ging zu dem Kinde mit den Worten:

„Da, Händchen, das habe ich noch aufbewahrt, um Brot für Dein armes, krankes Schwesterchen zu kochen; aber, ach, das unschuldige Wündchen wird es wohl nicht mehr nöthig haben!“

Die Stimme versagte ihr, denn ihr Mutterherz quoll über von Schmerz und Gram. Sobald Händchen das Brot wie einen Glücksstein vor seine Augen treten sah, ließ ihm vor Gifbegierde der Speichel in Räden von seinen Lippen; die Muskeln seiner Wangen begannen zu zucken; er sprang auf und ergriff mit beiden Händen zugleich das kleine Brötchen, so gierig, wie ein Wolf, der auf seine Beute zuschlingt.

Die Frau lebte zu ihrem kranken Kinde zurück, das sie noch einmal mit schmerzlichen Blicken betrachtete, und sank dann erschöpft und kraftlos wieder auf den Stein.

Heißhungerig und mit unaneignlicher Lust brachte der Knabe das Brötchen an seinen Mund und biß einige Male hastig hinein, bis er etwas mehr als die Hälfte davon verzehrt hatte. Dann hielt er plötzlich inne, befahl das übriggebliebene Stück mehr als ein Mal mit heftiger Begierde, setzte es mehr als ein Mal wieder an seinen Mund, bezwang sich aber und aß nicht das Geringste mehr davon. Endlich erhob er sich, ging langsam auf seine trauernde Mutter zu, rüttelte sie am Arm, um sie aus dem Schlaf zu

weden, in den sie gänglich versunken schien, reichte ihr den Rest des Bröckchens und sagte mit süßer Stimme:

„Nimm, lieb Mütterchen, ich habe für unser Nicken ein Stückchen übrig gelassen. Ich habe wohl noch großen Hunger, aber, nicht wahr, wenn Vater nach Hause kommt, bekomme ich ja ein Butterbrot!“

Die unglückliche Frau schlang ihre beiden Arme um das gute Kind und drückte es liebevoll an ihre Brust. Winnen Augenblick darauf ließ sie es gefühllos von ihren Knien hinabgleiten und versank in ihre frühere Niedergeschlagenheit. Hanschen trat leise und vorsichtig an das kleine Bettchen, küßte die magren Wangen seines kranken Schwesterchens, sagte dabei „schlafe nur ruhig fort, liebes Nicken,“ und ging schnell zum Adin zurück, wo er wieder zusammenkauerte und schweigend auf der Erde liegen blieb.

In diesem Augenblick war es, wo die menschenfreundliche Dame schon auf der Schwelle dieses armen Hauses stand, als sie ihre Freundin aus der Herne auf sich zukommen sah.

Noch eine ganze Stunde verging, ehe sich die unglückselige Mutter aus ihrem traurigen Nachdenken erhebt. Auch sie hatte Hunger, auch sie vernahm die Stimme des darbenenden Körpers, und Weh und Schmerz durchwühlten ihre Eingeweide. Aber sie saß an einem Sterdebette und erwartete mit Angst die schreckliche Stunde, wo sie als Mutter die brechenden Augen und die letzten Bewegungen ihres Kindes sehen sollte. — Konnte sie da wohl an ihre eigenen Leiden denken? Nein! Eine Mutter ist stets Mutter, sei sie glücklich

oder unglücklich, reich oder arm; es giebt kein tieferes Gefühl, keinen gewaltigeren Trieb, als den, der die Mütter an ihre Kinder fesselt; und dieses Gefühl, dieser Trieb ist noch inniger und mächtiger bei jenen, die es wissen, wie viel Sorgen, wie viel Angst, und wie viel Mühe und Anstrengung ihre Kinder ihnen gekostet haben.

Arme Leute wissen das aber vor allen Anderen.

Um zehn Uhr wurden die Frau und der Knabe zugleich wie von einer geheimen Berührung ergriffen; sie sprang von ihrem Stein, er von dem Kamin auf, und Beide riefen aus einem Teu:

„Pa, da ist Vater, Händchen!“

„Ach, Mutter, da ist Vater!“

Und ein Lächeln der Freude gab ihren Gesichtern einen neuen Ausdruck. Sie hatten vor der Thür das Geräusch eines Aufbruchs gehört, und wollten Demjenigen, den sie erwarteten, entgegengehen; aber noch ehe sie die Thür erreicht hatten, trat ein Mann in die Stube. Während dieser den Schnee von seinen Schultern schüttelte, hatte Händchen seine eine Hand ergriffen und geriet daran, als ob er seinen Vater tiefer in das Zimmer ziehen wollte. Die andere Hand gab der Mann seiner Frau, die er mit tiefer Betrübniß anblickte. Endlich seufzte er:

„Freud, Weib, wir sind unglücklich! Nun stehe ich schon seit heute früh mit meinem Schubkarren an der Eisenbahn, und habe doch noch nichts verdient! Was nun anfangen? Sieh, Freud, — magst Du's glauben oder nicht, — ich wollte wohl, daß ich todt wäre!“

Wie ungenügend die Worte des Mannes auch waren, um einen tiefen Schmerz auszudrücken, so waren seine Tugenden deshalb doch nicht weniger bestig. Sein Kopf hing ihm nutzlos auf der Schulter, seine Augen waren starr auf den Boden gerichtet, und an dem Ringen seiner Hände sah, an dem Ansehen seiner Finger hörte man wohl, daß die Krämpfe der Verzweiflung seine Sehnen und Nerven ergriffen hatten.

Die Frau, die ihr eigenes Weh vergaß sobald sie erkannte, welche Höllequalen ihr Mann innerlich quälte, schlang ihren Arm um seinen Hals und antwortete schluchzend:

„Ach, Eud, sei nur ruhig, es wird ja nicht immer so bleiben. Du kannst ja nichts dafür, daß wir so unglücklich sind.“

„Vater, ach lieber Vater,“ rief der Kleine, „mich hungert; bekomme ich nun ein Butterbrot?“

Diese Worte erregten in dem Manne eine schreckliche Bewegung: all seine Glieder bebten, seine Blicke fielen wie in Raserei auf den klagenden Knaben, und er sah ihn ein Weilschen so stier und wild an, daß Händchen, erschreckt und schluchzend, zu dem Kamin zurückzuckte und von dorther seinem Vater weinend zurief:

„Ach, lieber Vater, ich will es nicht wieder thun!“

Ohne von seiner geistigen und körperlichen Aufregung befreit zu sein, trat nun der Mann an das Bett und betrachtete mit noch schärferen Blicken das sterbende Kind, das seine matten Augenlider noch einmal zu seinem Vater aufschlug.

„Trenn!“ rief er, „ich kann es nicht länger aushalten. Es ist beschlossen; denn einmal müßte es ja doch dahin kommen!“

„Was ist? Ach Gott, was hast Du?“

Der Mann, in dessen Herzen soeben ein großer Kampf gekämpft worden, ward ruhiger; und da er erkannte, welche Angst er seiner guten Frau durch seine Ausrufungen verursacht hatte, so ergriff er ihre Hand und sagte mit Nieder-
geschlagenheit:

„Trenn, Frau, Du weißt es, seit wir verheirathet sind, habe ich stets redlich gearbeitet; nie habe ich einen Tag vorübergehen lassen, ohne für Dich und unsere Kinder zu sorgen. Sollte ich nun, nach zehn Jahren mühseligen Arbeitens, Betteln gehen, sollte ich das Brod, das ich sonst immer durch meine Anstrengungen verdient habe, nun von Thür zu Thür erbitten müssen? Trenn, das kann ich nicht . . . und wenn wir allesammt vor Hunger und Noth sterben sollten. Sieh, ich werde roth vor Schaam, wenn ich nur daran denke. Betteln, nein! Aber es bleibt uns noch etwas übrig, das im Stande ist, uns auf einige Zeit mit Nahrung zu versehen. Es schmerzt mich, Frau, aber es muß sein: ich will unsern Schubkarren auf dem Freitagsmarkt verkaufen. Vielleicht habe ich wieder Arbeit, wenn der Gelds daraus verzehrt sein wird; und dann wollen wir sparen, damit wir uns einen neuen Schubkarren anschaffen können. Wartet also nur noch ein halbes Stündchen, dann werde ich Euch Allen was zu essen bringen.“

Der Schubkarren war das einzige Werkzeug, womit der brave Arbeitermann sein Brot verdienen mußte. Kein Wunder also, daß der Beschluß, ihn zu verkaufen, ihm so viel Ueberwindung gekostet hatte und so viel Kummer verursacht. Die Frau war über diesen traurigen Voratz nicht minder trostlos; da aber ihr Mutterherz dringend für ihre Kinder um Hülfe rief, so billigte sie ihn und antwortete:

„Ja, ja, eile nun nach dem Freitagemarkt und verkaufe den Schubkarren, denn unser armes Händchen vergeht vor Hunger; ich selbst kann beinahe ebenfalls nicht mehr auf meinen Beinen stehen; und das unschuldige Würmchen, das da im Sterben liegt..... ach, mein armes, liebes Kind, wärst Du doch schon im Himmel und spieltest mit den Engeln!“

Bei diesen Worten drangen wieder heftige Thränen aus ihren Augen, und eine Aufregung, wie er sie bereits kurz vorher empfunden hatte, ergriff auch Neue Seele und Körper des Mannes, der sich jedoch in der Aeußerung derselben Gewalt anthat und mit stiller Verzweiflung zur Thür hinausdrängte.

Bald darauf hörte man das Rassel eines häufig fortgeschobenen Rattens, das augenblicklich in der Ferne verhallte.

III.

Auf dem Freitagsmarkt, nach der Seite des Hallsengäßchens zu, stand unter einigen anderen Gegenständen ein kleiner Wagen mit zwei Rädern, an Form jenen Handkarren gleich, die man in Antwerpen Muschelkasten nennt, weil sie in der Regel zur Fortschaffung von Muscheln dienen. Nicht weit davon entfernt befand sich ein Mann, der ungemein niedergeschlagen aussah. Die Arme über die Brust gekreuzt, richtete er seine feuchten Augen beständig von dem Schubkarren auf den Andrusser, der ein wenig weiterhin mit dem Verkaufe anderer Gegenstände beschäftigt war. Von Zeit zu Zeit stampfte der trostlose Mann mit dem Fuß auf den Boden, als ob schmerzliche Gedanken sich seiner bemächtigt hätten; doch verfiel er jedesmal in verzweiflungsvollen Trübsinn, wenn er auf den Karren blickte, der bis jetzt für ihn das Mittel gewesen war, um als ehrlicher Arbeitermann sein tägliches Brod zu verdienen.

Während er so in Trostlosigkeit versunken war, kamen zwei Jungfrauen mit hastigen Schritten über den Freitagsmarkt. Eine von ihnen mußte wohl den schmerzlichen Andrusser in dem Gesichte des Ar. tsmannes erkannt haben, denn sie hielt ihre Gefährtin an der Seite des Hallsengäßchens auf, und fragte sie:

Wo ist eine Mutter zu finden?

„Haß Du gesehen, Adela, welche Betrübniß auf dem Gesichte jenes Mannes zu lesen ist?“

„Welches Mannes, Liebe?“

„Dort; sieh, wie er mit dem Fuße stampft, wie er seine Arme an sich zieht. Gewiß, Adela, er ist ein Unglücklicher.“

„Vielleicht, Anna! Wer weiß aber, ob es nicht auch der bloße Ausdruck des Zornes ist.“

„Nein, Adela, das kenne ich nur zu gut. Der Ausdruck des wahren Unglückes trägt einen unverkennbaren Stempel. Er zieht gefühlvolle Herzen an und stimmt sie zu der süßen Empfindung des Mitleidens; Bosheit und Zorn stoßen dagegen den Beschauer ab. Ich habe mich nicht getäuscht, Liebe, jener Arbeitsmann ist ein Opfer des langen Winters. Sieh nur, seine Kleider sind nicht schmutzig und zerlumpt. Laß uns zu ihm gehen; ich will ihn nach der Ursache seiner Betrübniß fragen.“

Die beiden Damen kehrten zu dem Manne zurück; aber gerade, als sie auf ihn zutreten wollten, ward er von einer anderen Person angerebet, die, wie er, der arbeitenden Klasse anzugehören schien, und ihn jetzt mit den Worten auf die Schulter klopfte:

„Nun, Sus, was sagst Du zu dem Wetterchen? Kalt, he? Komm, geh mit mir, ich lasse uns einen Schnaps einschenken!“

Der betrübte Arbeitsmann hatte seine Schulter fast mit Gewalt der Berührung des Andern entzogen, antwortete jedoch nicht. Der Leptere, hierüber verwundert, sah ihm in das Gesicht und bemerkte, wie verwildert ihm die Augen im Kopfe standen.

„Run, Sus,“ rief er, „was fehlt Dir denn, Freund?“

Die Antwort erfolgte noch nicht sogleich nach der Frage, und die beiden Damen hatten daher Zeit, sich etwas nähern zu können, um besser zu verstehen, was derjenige sagen würde, den sie für einen Unglücklichen hielten.

Eine dumpfe Stimme, die durch schwere Athemzüge unterbrochen wurde, und eine tiefe Erschütterung zu erkennen gab, sagte endlich:

„Ach, Geert, Du sprichst von Schnaps; aber ich wollte lieber sterben, als jetzt ein Glas Pramnwein an den Mund setzen. Alter Junge, wenn Du wüßtest, welcher Gram mich verzehrt“

Diese Worte waren mit so tiefer Betrübniß ausgesprochen worden, daß Geert ganz bewegt wurde und seine heitere, scherzhafte Weise aufgab, um ernster zu sprechen. Er ergriff die Hand seines unglücklichen Gefährten und fragte fast mit Thränen in den Augen:

„Freund Sus, was hast Du? Du siehst ja zum Sterben betrübt aus. Ist Trees todt?“

„Nein, nein, Geert, das ist sie zum Glück nicht. Aber Dir kann ich es sagen, denn Du warst ja stets unser Freund. Du weißt es, daß ich nie müßig gewesen bin, mein Brot zu suchen, und daß ich es, Gott sei Dank, bisher noch immer gefunden habe; aber jetzt . . . es ist vorbei mit mir! Meine arme Trees, das gute Weib, hat in zwei Tagen noch keinen Bissen gegessen, unser Pärnchen vergeht vor Hunger, und mein jüngstes Kind, unser Nicken, wird in diesem Augenblick wohl schon todt sein, denn die Kräfte seiner

Mutter sind vor Kälte und Mangel versiegt. Geert, Geert, wenn ich daran denke, könnte ich wahrhaftig vor Verzweiflung Hand an mich legen. Würdest Du Betteln können, Geert?"

Betteln? Nein, gewiß nicht, ich habe noch ein Paar Hände am Leibe!"

"Nun, ich auch. Aber bei mir ist es doch schon so weit gekommen, daß wir bereits Alles verkauft und versetzt haben, außer unsern Schubkarren, der dort steht. Ach, Geert, um ihn anschaffen zu können, hatten wir so lange gesparrt, und so lange langes Brod gegessen. Aber wenn es Gottes Wille ist, — immerhin! Wenn nur der Ausrufer bald hierher käme, damit ich meiner Frau und meinen Kindern etwas Brod bringen könnte!"

"Da ist er! Aber sage einmal, Sus, wohnst Du denn noch immer in der Winkelstraße?"

"Ja!"

"In diesem Augenblick kam der Ausrufer mit seinem Stuhl nach der Stelle, wo der unglückliche Arbeitmann stand und rief mit lauter Stimme:

"Kauflustige herbei! Käufer von Schubkarren herbei!"

Ein Lächeln zog über das Gesicht des Tagelöhners.

Die beiden Damen sprachen leise über etwas, was sie zu erfreuen schien.

Der Ausrufer fuhr fort:

"Dreißig Franken für diesen Schubkarren! Dreißig Franken! — Fünfundzwanzig! Er ist so gut wie neu! Es ist ein Spottpreis. — Zwanzig Franken!"

Eine der Damen gab ihm ein Zeichen mit dem Kopfe, und er rief sogleich:

„Zwanzig Franken, ein Käufer ist da! Zwanzig Franken, Niemand mehr?“

Anderer boten nun auch auf den Karren. Die Dame trieb jedoch den Preis beständig in die Höhe. Der Ausrufers wendete sich bald hierhin, bald dorthin, um die Wünsche der Bietenden zu beachten.

„Einundzwanzig Franken!“

„Zweiundzwanzig!“

„Dreiundzwanzig!“

„Vierundzwanzig!“

„Fünfundzwanzig!“

„Siebenundzwanzig! — Siebenundzwanzig Franken! Niemand mehr? — Siebenundzwanzig Franken zum Ersten zum Zweiten, zum Dritten. Zugeschlagen! Viel Glück in den Kauf!“

Nachdem die Dame dem Aechzte des Ausrufers einige Worte gesagt hatte, wendete letzterer sich nach seiner Wohnung und rief aus Leibeskräften:

„Jetzt wird bezahlt!“

Schon war unser Arbeitsmann in dem Hause des Ausrufers und wollte mit dem Gelde, das man ihm gegeben, zu seiner Familie zurückeilen, nicht ohne noch einen traurigen Blick auf seinen Schubkarren geworfen zu haben, als eine der beiden Damen ihn mit den Worten anredete:

„Guter Mann, wollt Ihr was verdienen?“

Der Arbeitsmann bedachte sich einen Augenblick und fragte dann:

„Was steht zu Eurem Befehl, Fräulein?“

„Wir wünschten gern, daß Ihr uns diesen Schubkarren nach Hause führet!“

„Es thut mir leid, aber das kann ich nicht, denn ich habe einen eiligen Auftrag auszurichten!“

Anna, die sehr menschenfreundlich war und deshalb auch besser als ihre Freundin die armen Leute verstand, sagte hierauf mit Hast zu dem Tagelöhner, der im Begriff war, sich sofort zu entfernen:

„Wir wollen nämlich nach der Winkelstraße.“

„Nach der Winkelstraße? O, Fräulein, dann kann ich Euch dienen, denn gerade nach dieser Gegend muß auch ich hin!“

Hierauf ergriff er den Schubkarren, zog ihn aus den umherstehenden übrigen Verkaufsgegenständen hervor und folgte den beiden Fräulein, die sich alsbald mit ziemlich schnellen Schritten auf den Weg machten. Ein bitterer Schmerz preßte ihm die Brust zusammen bei dem Gedanken, daß er nun sein eigenes Fuhrwerk für Andere fortschaffen mußte; aber die Gewißheit, daß er auch bald mit dem erhaltenen Gelde die Thränen seiner braven Frau trocken würde, mischte einen süßen Trost in seine Betrübniß.

Mit angstvoller Ungeduld empfing er von den beiden Damen den Befehl, vor einem Laden stehen zu bleiben. Er brauchte jedoch nicht lange zu warten, denn die Fräulein hatten nur wenige Augenblicke in dem Laden verweilt, als

man aus demselben einen Sack Kartoffeln, zwei oder drei große Brote und einige Bündel Holz herbeibrachte und auf das Wägelchen lud, während Anna eigenhändig einen großen feineren Topf mit Sorgfalt an den Kartoffelsack lehnte.

Sobald man in der Winkelstraße angekommen war, fragte der Mann, wohin die Damen den Schubkarren gebracht zu haben wünschten. Anna antwortete mit Absicht:

„Nur immer zu, es ist noch weiter!“

Trotz dieses Befehls blieb er vor einer kleinen Thür stehen, die Anna als diejenige erkannte, in welche sie heute morgen hatte eintreten wollen. Der Mann zog seine Mütze vom Kopf und sagte höflich:

„Fräulein, erlaubt Ihr mir wohl, hier einen Augenblick hineinzugehen? Ich werde sogleich wieder zurück sein.“

Als ihm dies anstand war, öffnete er die Thür und trat hinein. Aber die Damen folgten ihm auf den Fuß nach und gelangten fast gleichzeitig mit ihm in seine Stube.

Ein kalter Schauer überlief Anna und ihre Freundin. Die Scene, die sich hier ihren Blicken darbot, war herzerreißend. Die junge Frau, die vor dem Pette gesessen hatte, lag ohne Regung und Gefühl auf dem Stein; ihre Wangen waren bleich, ihre Augen geschlossen, ihre Lippen blau, und ihr Kopf hing nach hinten über der Ecke des Bettes, wie der empfindungslose Theil einer Leiche. Der Anabe hatte den schlaff herabhängenden Arm seiner Mutter ergriffen und rief in dem Augenblicke, wo sein Vater und die beiden Fräulein in die Stube traten:

„Lieb Mütterchen, ach, mich hungert so sehr! — Nur ein Stückchen Brod!“

Der Mann, ohne die Gegenwart Adela's und ihrer Freundin zu beachten, sprang aufrast auf sein Weib zu, rief sie in voller Verzweiflung bei ihrem Namen, zerrastete sich die Haare und brachte nur abgerissene Worte hervor.

„Todes!“ rief er heulend „Ach, liebe Todes, unglückliche Frau! . . . Herr, mein Gott, ist das möglich? . . . Todt, todt vor Hunger und Kälte! . . Haben wir das auf der Welt verdient?“

Unter diesen Ausrufungen griff er nach dem Tisch und erastete ein Messer. Anna aber, die seine Bewegungen mit einem Angstschrei bemerkt hatte, eilte sofort hinzu und entastete ihm das tödtliche Werkzeug.

„Eure gute Frau ist nicht todt!“ rief sie, „da, lauft so schnell Ihr könnt und holt Wein aus dem ersten besten Weinkeller.“

Hierbei gab sie ihm Geld und wies ihn hastig nach der Thür.

Er stürzte zur Stube hinaus und flog wie ein Pfeil von dannen.

Anna nahm die unglückselige Mutter in ihren Arm. Ihr seidener Mantel und ihr Sammethut litten zwar durch die Berührung mit den groben und schlechten Kleidern derselben; das barmherzige junge Mädchen fragte aber wenig darnach, und fuhr fort, die Kranke wie eine Schwester zu pflegen. Und in der That sah sie in ihrer Menschenfreundlichkeit, nach dem Gebot des göttlichen Jesus, die Eternität

bende wie eine wirkliche Schwester an. Sie zog eine Apfelsine aus ihrer Tasche, drückte den Saft derselben auf die blauen Lippen der Frau und rieb deren Hände sorgfältig in den ihrigen. Ein Freudenschrei entfuhr ihren Lippen, als sie sah, daß die Augen der Mutter sich öffneten.

Während dieser Zeit war Adela nicht müßig gewesen und hatte sich nicht damit begnügt, dieses Bild des Hungers und der Armuth anzustarren. Als sie beim Eintritt in die Stube den Ausruf des kleinen Jungen gehört hatte, war sie eilig nach dem Schubkarren gegangen, hatte den steinernen Topf und ein Brot heringekehrt, und den Knaben einige Stücke Holz auf das Feuer werfen lassen.

Kaum hatte Häschen das Brot gesehen, als seine Augen nicht mehr davon abzuwenden waren, und er noch einmal um Butterbrot bat. Adela, die heute Morgen noch soviel Abscheu vor armen Menschen gezeigt hatte, war jetzt beim Anblick so bitterer Noth dermaßen gerührt, daß sie selbst das Messer vom Tische nahm, das Brot an ihre Brust und ihre schönen Kleider setzte und dem Knaben das so lebentlich erbetene Butterbrot schnitt.

„Da, mein Kind,“ sagte sie sodann; „iß nur jezt. Du sollst keinen Hunger mehr leiden.“

Häschen ergriff mit Freuden das ihm dargereichte Butterbrot, warf der Dame zum Zeichen seiner Dankbarkeit einige Aufständchen zu, und sah sie mit so süßen Blicken an, daß Adela sich abwenden mußte, um ihre Thränen und ihre Rührung zu verbergen.

Zu gleicher Zeit hatte die Mutter ihre Augen aufgeschlagen und sie mit seligem Entzücken auf ihr essendes Kind gerichtet. Vielleicht wollte sie eben ihrer Wohlthäterin mit Worten danken; aber die Zurückkunft ihres Mannes hinderte sie daran. Als dieser seine Frau gegen seine Erwartung lebend wiederfand, stellte er hastig die Weinflasche auf den Tisch, sprang hinzu, warf sich mit einer Fluth von Freudenthränen an ihren Hals und küßte sie zu wiederholten Malen mit inbrünstiger Liebe. Er hielt sie fest in seinen Armen, als ob er fürchtete, sie noch einmal zu verlieren, und rief dabei:

„Liebe Treas, lebst Du noch, mein gutes Weib? O, dann ist Alles gut! Ich habe Geld für unsern Schubarren erhalten; nun können wir essen! Sei nur ruhig! Ach, Gott, bei all meinem Unglück bin ich noch so froh.... Ja, liebe Treas, denn ich habe gewiß geglaubt, ich würde Dich in diesem Leben nicht mehr wiedersehen.“

Anna trat jetzt mit einem Schälchen Wein hinzu und hielt es an die Lippen der schwachen Frau. Während diese den stärkenden Trank zu sich nahm, warf der Mann Blicke voller Verwunderung auf Anna und ihre Freundin, die ein wenig entfernter mit Händchen beim Feuer stand und dessen Hände gegen die Flamme hielt, mit den Worten:

„So, mein Söhnchen, wärme Dir nur die Fingerchen, und ich geschwind Dein Butterbrot auf, denn ich will Dir noch eins geben.“

Der Arbeitsmann schien aus einem Traum zu erwachen; es war, als ob er jetzt erst die Anwesenheit der beiden Damen bemerkte.

„Fräulein,“ sagte er stehend, „verzeiht mir, daß ich Euch für die Hilfe, die Ihr meiner armen Frau geleistet, noch nicht gedankt habe. Es ist gewiß menschenfreundlich und milde von Euch, in das Haus armer Leute zu treten, und ich danke Euch deshalb aus voller Seele tausend und tausend Mal!“

„Ihr guten Leute,“ antwortete Anna mit erhöhter Stimme, „wir wissen, wieviel Hunger und Kälte ihr erduldet habt, und wie es Euch schmerzen würde, wenn Ihr Euer Brot erbetteln müßtet, da Ihr es lieber als ehrliche Arbeitsleute im Schweiße Eures Angesichts erwerben wollt. Solche Gesinnungen verdienen Belohnung. Ihr sollt keinen Mangel mehr leiden.“

Darauf warf sie eine Handvoll Geld auf den Tisch und fuhr fort:

„Hier ist Geld. Vor Eurer Thür stehen Kartoffeln, Holz und Brot. Das Alles gehört Euch. Was den Sankt-Elm betrifft, so ist dieser gar nicht verkauft worden; benutzt ihn nach wie vor zur Gewerhung Eures täglichen Brotes, lebt auch fernerhin tugendhaft und ordentlich und bittet nicht. Wenn aber Hunger und Kälte noch einmal Euch treffen sollten, so steht auf diesem Zettel mein Name und meine Wohnung, und ich werde jederzeit mit Freuden Eure Freundin und Beschützerin sein.“

Während Anna sprach, hörte man in dem Zimmer keinen Athemzug, so still war Alles; nur eine Thränenfluth strömte aus den Augen des Arbeiters und denen seiner Frau. Der Mann vermochte im wahren Sinne kein Wort mehr hervorzubringen und betrachtete nur wechselweise die beiden Damen mit einem Erstaunen, das genügend zu erkennen gab, er könne nicht glauben, was seine Ohren vernahmen. Als Anna mit Sprechen aufgehört hatte, sank die tiefergriffene Mutter von dem Stein auf den Boden hinab, gleitete weinend auf ihren Knien in die Mitte der Stube, ergriff die Hand des Fräuleins, die sie mit Thränen benetzte, und rief:

„Ach, Fräulein, Ihr werdet sicher dereinst einen seligen Tod sterben! Gott wird es Euch lohnen, daß Ihr wie ein Engel in unser Haus gekommen seid und mich vom Tode errettet habt!“

„Seid Ihr nun zufrieden, Mutter?“ fragte Anna.

„Ach ja, gutes Fräulein, nun sind wir glücklich! Seht nur einmal, wie unser Hänschen dort vor Freude bei dem warmen Feuer hüpfet und springt! Und wenn das kleine, unschuldige Würmchen, das da im Sterben liegt, sprechen könnte, es würde Euch gewiß auch danken und segnen!“

Bei diesen Worten lief Anna auf das kranke Kind zu, und in der Vermuthung, daß es ebenfalls durch Mangel dem Grabe nahe gebracht worden, gab sie Adelen ein Zeichen zum Ausbruch. Diese, die sich an der Freude des kleinen Knaben ergötzt hatte, hob ihn jetzt empor, küßte ihm die

Wangen und trat dann zu ihrer Freundin. Anna wendete sich nach der Thür und sagte im Fortgehen:

„Seid getrost, ihr lieben Leute, binnen einer halben Stunde soll ein Arzt für das Kind bei Euch sein; und ich zweifle nicht, daß Ihr es noch werdet blühen, gedeihen und heranwachsen sehen.“

Ein seliges Lächeln schwebte zugleich über die Züge der Frau und des Mannes.

Beide begleiteten die Damen unter Segenswünschen und den feurigsten Ausdrücken der Dankbarkeit bis zur Thür und sahen ihnen nach, so weit sie sie erkennen konnten.

Weder Anna noch Adela hatte ein Wort gesprochen, ehe sie den Markt erreicht hatten. Ihr Herz war zu voll, ihr Gemüth zu sehr ergriffen, als daß sie ihre Empfindungen durch die Sprache hätten ausdrücken können.

„Nun,“ sagte Anna endlich, „was meinst Du, Adela, findest Du die armen Leute in der That so schmutzig und abschreckend, wie man sie gewöhnlich mit Unrecht hält?“

O, nein,“ antwortete Adela, „ich bin so froh, daß ich Dir begegnet bin. Es ist mir, als ob ich durch etwas Heiliges erhoben werden; ich empfinde eine Nührung, wie sie mir bisher unbekannt gewesen. Die Armutß stößt mir keinen Abscheu mehr ein. Hast Du nicht gesehen, daß ich den kleinen Anaben auf meinen Schooß genommen und geküßt habe? Welch artiges und aufgewecktes Kind!“

„Das arme Hänschen! Die Thränen stürzten ihm aus den Augen, als er Dich fortgehen sah. Nun sage mir, liebe Freundin, giebt es wohl auf Erden noch ein größeres Glück,

als das unsere? — Jene guten Menschen waren fast dem Hungertode nahe, sie erhoben ihre Hände zum Himmel und riefen den Herrn um Hilfe an. Da kamen wir zu ihnen als Abgesandte der göttlichen Barmherzigkeit; sie haben vor uns gekniet wie vor Engeln, die ihnen verkündeten, daß ihr Gebet erhört worden, und haben Gott in uns gesegnet und gedankt! O, Adela, mag auch unser gesellschaftliches Leben leichtsinnig und eitel sein . . . die Freudenthränen dieser Menschen werden viele unserer Sünden aufheben."

"Sage mir nichts mehr," fiel Adela mit tiefer Bewegung ein, „ich habe das Alles klar eingesehen und verstanden. O, nun will ich alle Tage mit Dir ausgehen, um arme Leute zu besuchen und an Deinen guten Werken Theil zu haben. Ja, denn nun erst kenne ich eine himmlische Freude und eine Art von Seligkeit auf dieser Welt. — Heiliges Wohltun! unglücklich sind die Reichen, die dich nicht kennen! Welche freudige Rührung und welche süßen Genüsse entbehren sie!"

In diesem Augenblick traten sie in die Hobokenstraße, und verschwanden hinter der Ecke.

Subscriptions - Einladung.

In meinem Verlage erscheint:

Boz (Dickens). Gesammelte Werke.

Uebersetzt von

H. Roberts, E. A. Moriarty und J. Seybt.

Neue Cabinet-Ausgabe in 16. 8.

Nach den letzten Ausgaben der englischen Originale
auf's Neue revidirt von J. Seybt.

Mit einer literar-historischen Einleitung von Dr. Julian Schmidt.

20 Bände zusammen von gegen 600 Bogen.

Preis 15 Thlr. oder nur 22½ Ngr. für den Band.

Inhalt der 20 Bände.

- | | | |
|---------|-----------|--------------------------|
| 1. und | 2. Band. | David Copperfield. |
| 3. und | 4. Band. | Bleakhouse. |
| 5. und | 6. Band. | Die Pickwickier. |
| | 7. Band. | Oliver Twist. |
| 8. und | 9. Band. | Nikolas Nickleby. |
| 10. und | 11. Band. | Der Karitäten-Laden.*) |
| 12. und | 13. Band. | Barnaby Rudge.*) |
| 14. und | 15. Band. | Martin Chuzzlewit. |
| 16. und | 17. Band. | Dombey und Sohn. |
| 18. bis | 20. Band. | Erzählungen und Skizzen. |

*) Diese beiden Werke erschienen in der ersten Ausgabe des Originals unter dem gemeinsamen Titel: Rastler Humphrey & Macadam.

Die Ausgabe geschieht in Lieferungen, jede ein vollständiges Werk enthaltend, und zwar in der Reihenfolge, daß die beiden neuesten Werke laut obigem Verzeichniß zuerst erscheinen.

Eine Ausnahme findet nur in Bezug auf den neuesten Roman: *Bleakhouse* statt, welcher in 10 Hefen herausgegeben wird, die stets schnell nach dem Erscheinen der Hefte des Originals folgen.

Die Subscription ist für das ganze Werk bindend, die Zahlung findet jedoch erst bei Empfang der betreffenden Lieferung mit 22½ Ngr. für den Band statt. — Für Nichtsubscribenten dagegen ist der Preis eines jeden Bandes 1 Thlr.

Für „*Bleakhouse*“ wird der Betrag für den ersten Band (Heft 1—5.) bei Ausgabe des ersten Heftes, für den zweiten Band (Heft 6—10.) aber bei der des sechsten Heftes erhoben. — Dem ersten Hefte wird zugleich eine literar-historische Abhandlung über Dickens' Leben und Wirken von Dr. Julian Schmidt, für die Subscribenten gratis, beigegeben. Für andere Käufer ist der Preis dieser Abhandlung 15 Ngr.

Da bereits 300 Bogen fertig stereotypirt sind, so kann die Verlagshandlung den Subscribenten die Lieferung der sämtlichen Bände, mit der erwähnten Ausnahme von „*Bleakhouse*“, in schneller Folge versprechen.

Wir glauben diese vollständige, sorgfältig und durchaus gleichförmig ausgestattete Ausgabe der Werke des berühmtesten Belletristen der Jetztzeit, welche sich in Format den in meinem Verlage erschienenen beliebten Ausgaben von Andersen, Berg, Conscience &c. anschließt, mit Recht empfehlen zu können. Jede Buchhandlung des In- und Auslandes nimmt Bestellungen an.

Leipzig, im August 1852.

Carl W. Lortz.

Hendrik Conscience.

M u t t e r S i o b.



Sendrik Conscience.

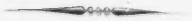
Mutter Hiob.

Aus dem Blamischen

von

Prof. Karl Arenz.

Interiirte Ausgabe.



Leipzig

Verlag von E. Wiedemann.

1856.



Mutter Hiob.

I.

Widrelbeke ist ein anmuthiges Dorf. Ich habe es gesehen, im Herbst, wann die Bäume, rings um seine Hefe und Hütten, sich unter der Last der sich rötthenden Früchte neigen, wann das Laub mit bunten Farben und die Luft mit purpurnem Hauche sich zieren; wann das Landwerk anfängt zu fallen und dieses traurige Verzeichen des kommenden Naturschlafes den Dichter in wehmüthige Träume versetzt. . . . Ich habe es gesehen in dem Winter, als seine Felder unter dem glänzenden Schneegewande verbergen waren, als die Kinder vor der Schule auf der glatten Viehahn glitten, als die Luft wiederhallte unter dem Schlage der Dreischlegel und unter dem Analle der Jagdgewehre. . . . Ich habe es gleichfalls gesehen während des lieblichen Lenzes, wo die Nachtigallen die Jugend der Natur besingen, wo die Bäume und Kräuter sich schmücken mit dem zartesten Grün, wo in Allem, was lebt, das Gefühl der Zuneigung und Freundschaft frisch und zart entsteht. . . .

Nun ist es Sommer. Die Erde, durch den Schwitz des Menschen befruchtet, wird bald seine Arbeit belohnen.

Ueber den Feldern — aus deren Schoos das liebliche Dorf
 sich erhebt, wie ein Hügel inmitten eines weiten Korn-
 felds — glänzt die Mittagssonne mit reisender Glut. Kein
 Lüftchen bewegt die gebogenen Aehren. Alles ist regnungs-
 los und schweigend, die Vögel haben sich verborgen und sitzen
 lechzend unter dem Laube, selbst die kleinen Kerbthierchen,
 die sonst so gern in dem Sonnensfeuer sich baden, entfliehen
 nun vor der trocknen und versengenden Luft nach kühleren
 Orten.

Eine feierliche Stille scheint sich meilenweit über das
 Dorf gesenkt zu haben. Die Einsamkeit ist vollständig, kein
 Fuß betritt die Pfade, die — gleich den Strahlen eines un-
 ermesslichen Rades — aus Haid, Wald und Gehöfte sich
 schlängelnd, durch das Korn hinlaufen, um sich zu vereinigen
 an dem Fuße des demüthigen Kirchleins, an der Stelle, wo
 Aller Väter ruhen, wo Aller Leben beginnt und endet, wo
 in diesem Augenblick Aller Hoffnung und Aller Dankbarkeit
 in einem brüderlichen Chorgesange zum Himmel steigen.

Wahrlich, es ist Sonntag, der Tag der Ruhe und des
 Gebetes. Die Dorfbewohner sind nach der Kirche gegangen,
 um dem Lobe beizuwohnen und indem sie mit gefal-
 teten Händen Gott um eine reiche Ernte bitten, verleiht
 der gute Vater seiner Sonne die glühende Kraft, die das Brod
 der Armen und Reichen mit Lebensnahrung erfüllen muß.

Aber bald wird der letzte Ton des Lobgesangs unter der
 Arche des Kirchleins verhallt sein; dann, nach Beendigung
 der heiligen Feier, wird die Freude beginnen, das Dorf wird
 wiederhallen von frohem Jauchzen, und auf die Stille des
 Gebets wird lautes Festjubeln folgen!

Zieh! Da strömt die Menge zur Kirche heraus. Es ist ein bunter Schwarm von Frauen mit Spitzenhauben und rothen Galestüchern, von Männern mit blauen Mitteln, von Kindern mit blonden Krausköpfen und rothen Wangen. . . .

Eine Ueberraschung trifft die bunte Schaar. Auf dem Antlitze eines Jeden glänzt ein Ausdruck der Freude und des Glücks: die Trommel ist gerührt worden.

Da läuft der Diener der St. Sebastiansgilde trommelnd rund um die Kirche, er hebt die nervigen Arme über seinen Kopf und läßt sie mit solcher Kraft niederfallen, als wollte er die donnernde Geshalt in Stücke zerdschlagen. Der Mann ist wol seltsam ausgerüst: auf seinem Kopfe steht ein wunderlich großer Glaquebut, über welchem eine rothe Feder mit grünen Spitzen hin und her flattert. Seine Kleider sind mit gelben Borden besetzt, er trägt weiße Strümpfe, die über seinen Knien mit Bändern von Alittergeld befestigt sind, himmelblaue Hosen verzeren seine Schube. Seine Brust und ein Theil seines Rückens sind ganz mit silbernen Gegenständen behangen und das vorzüglichste von diesen ist eine Platte, auf welcher das Bild des St. Sebastian getrieben ist. Mund um dieselbe glänzen Medaillen, silberne Löffel, Trinkbecher, ja selbst eine Pfefferbüchse und zwei Zuckergangen: das sind die Preise, welche die Gilde seit ihrem Bestehen auf anderen Dörfern mit dem edlen Handbogen davongetragen hat. Diese Denkzeichen der gemeinschaftlichen Siege machen einen Theil von dem Festgewande des Gildediener aus; und er wird sie immer tragen und sollte er auch bei fernern reichern Siegen der Gesellschaft einmal darunter niederstinken. Während er den lautschallenden Ruf an alle

die Schützen nach den verschiedenen Zeiten der Gemeinde sendet, und die Kinder jauchzend vor ihm hertanzen, kehrt ein Theil der Dorfbewohner nach Hause zurück, die Uebrigen begeben sich durch eine Lindenallee nach einer großen Herberge, deren Giebel mit Blumen und Laubkränzen verziert ist, und aus deren Speicherfenster die dreifarbigte Flagge niederhängt. Man zeigt einander eine Jahresinschrift, welche ihre rothen und schwarzen Buchstaben über der Thür entfaltet; die alten Leute zählen auf den Fingern, ob der Rükter bei der Abfassung der Jahresinschrift sich nicht geirrt habe, einige Jünglinge lachen ob der artigen Verse, die darunter zu lesen sind.

**LANG LEVE BARON XAVERIUS VAN CELLE,
ONZE NIEWE HOOFDMAN! *)**

Er hat der Gilde eine silberne Tabakdose gegeben zum
Preis beim Begehrstiehlen.

Wenn er hundert Jahre glücklich lebte, wen sollte das
verdrüßen?

Der Rükter-Schulmeister hat in aller Eile sein Kirchgewand abgelegt und kommt nun nach der Herberge gelaufen. Unterwegs reibt er sich die Hände vor Freude und Stolz, da er so viele Leute voller Bewunderung vor seinem Werke stehen sieht.

„Ann, Studiosus, was sagt Ihr dazu?“ rief er schon von fern dem Sohne des Bürgermeisters zu. „Werden die freien Künste nicht mit Ebre in Wispelbefe geübt? Zählt nur nach, Alle mit einander, Ihr werdet kein Jota daran zu verbessern finden.“

*) Lang lebe Baron von Celle, unser vener Hauptmann!

„Zählt nur,“ wiederholte der Student lachend. „Ich glaube es wol, wenn Ihr die Buchstaben, die Euch im Wega stehen, bei Zeite schafft, so ist es leicht, Jahresinschriften zu machen. Ihr hattet fünf Jahre zuviel in Eurer Rechnung, und darum ließt Ihr das U aus neuwe durch die Ainger fallen.“¹⁾

Alle umstehenden Bauern sahen gaffend den beschämten Mäster an. Es schien ihnen nicht möglich, daß der Allwissende des Dorfs sich verirren haben konnte. Dieser erholte sich jedoch sehr bald und antwortete mit einer heiligen Entschiedenheit, die ihn in den Augen der Bauern des Ziegs versicherte:

„Es ist dies die letzte neue Schreibweise. In Mispelbese geht der Unterricht vorans mit den besten Schriftstellern.“

„Die letzte neue Schreibweise?“ wiederholte der Student. „Möglich! Aber sie ist noch nicht angenommen.“

„Nun, wenn sie angenommen wäre, würde sie nicht mehr neu sein.“

„Das begreife ich.“

„Ich glaube es wol, Ihr seid ja doch kein Sprachgelehrter. Das ist die Natur unserer Muttersprache: in der Veränderlichkeit der Aussprache.“

Die Bauern, obgleich sie des Mästers Rede nicht begreifen, nickten zustimmend mit dem Kopfe; der Student ließ den fraglichen Punkt auf sich beruhen und sagte scherzend:

„Nun das sind Schulmeisterfaden. Ihr habt vielleicht Recht. Aber auf Eure Verse weiß ich doch Etwas zu sagen. Sie sind viel zu kurz.“

¹⁾ In Anschriften wird u immer durch v ersetzt.

„Wie, zu kurz?

„Ja, zu kurz. Es würde besser gewesen sein, wenn Ihr sie an der Thür der Kirche begonnen und so lang gemacht hättet, daß der Reim erst unter dem Aushängeschild des Goldenen Adlers zu finden gewesen wäre; man hätte sie dann im Gehen lesen können. . . .“

Der Rüster wollte auf diesen Spott antworten und rief schon laut, daß die längsten Verse die besten wären; doch jetzt kam der Diener der Wilde, von einem Trupp Schützen begleitet, trommelnd nach der Herberge und zwang Diejenigen, welche die Jahresinschrift betrachteten, sich zu zerstreuen. Alle folgten dem Trommler und seinen Gefellen nach dem Goldenen Adler. Während nun die bestimmte Stunde des Preischießens herannahte, und immer wehr und mehr Schützen und Zuschauer zur Herberge sich begaben, kam von einem andern Ende des Dorfes eine Familie langsam daher geschritten, um ebenfalls dem Feste beizuwohnen. Vor derselben schritt mit dem Bogen in der linken Hand der Brauermeister Hiob, ganz unter ernsten und trüben Gedanken gebeugt; denn im Gehen schaute er in den Sand des Weges und machte mit der rechten Hand kurze verdrießliche Bewegungen. Seine Gesichtszüge waren einigermaßen unfreundlich, seine Augen klein und seine Lippen dünn; er hatte ganz das Aussehen eines harten und grämlichen Mannes; aber das Bemerkenswerthe an ihm war, daß er, obgleich Brauer, ein echter hagerer und dünner Mann war.

Zwei oder drei Schritte hinter ihm kam Mutter Hiob, seine Gattin, eine stattliche Frau, welcher das herannahende fünfzigste Jahr die Farbe der Gesundheit noch nicht von den

Wangen gewischt hatte, ihre Augen glänzten von wemiger Lebensfreude und Zuversicht, um ihren Mund spielte beständig ein Lächeln der Freundlichkeit, und obgleich von einer außergewöhnlich langen Gestalt, trug sie doch den Kopf gerade auf ihren Schultern. Ihre Bewegungen waren ungewöhnlich. In ihrer ganzen Person war etwas Gravitätisches, welches eine starke, muthige und gute Frau andeutete. An der rechten Hand hielt sie einen dicken und blühenden Knaben von ungefähr zehn Jahren, der tanzend an ihrer Seite hüpfte und sich bemühte, sie fortzuziehen, um rascher bei der Trommel zu sein, deren eigenthümliches Rasseln noch durch die Bäume schallte.

An ihrer anderen Seite ging Hugo, ihr ältester Sohn, der Liebling und der Stolz ihres Herzens. Dieser konnte wol sein siebenundzwanzigstes Jahr erreicht haben, denn die Ruhe und der Ernst des männlichen Alters lag bereits auf seinem noch frischen und jugendlichen Antlitz. Er bewohnte das väterliche Dorf nicht mehr; seit einigen Jahren hatte er sich in die Stadt begeben, um sein Glück im Handel zu versuchen. Seine Eltern hatten einige ihrer Güter mit Renten belastet, um ihm ein Kapital zu verschaffen. Er hatte sich mit einem erfahrenen Kaufmannsohnen verbunden, und Beide hatten zusammen ein kleines Handelshaus errichtet, dessen Beziehungen sich allmählig ausgebreitet und nun einen glücklichen Fortgang hatten.

Sein Handelsgesellschafter Herr Walter folgte zwei oder drei Schritte hinter ihm. Er machte den Eindruck eines vortheilhaften Mannes, war mit Sorgfalt gekleidet und hatte einen Gang und Anstand, welcher von einer gewissen We-

zwungenheit oder von einer gesuchten Höflichkeit zeugte. Rosina, Hugo's schöne und liebevolle Schwester, ging an seiner Seite. Das Mädchen berichte mit Aufmerksamkeit und Freude auf die seine städtische Sprache des Herrn Walter, welcher Alles so schön zu sagen wußte, daß es ein Wunder war. Vielleicht auch ging das beständige Lächeln um Rosina's Mund und die Aufmerksamkeit ihrer großen blauen Augen nur aus einem Pflichtgeföhle hervor — denn war Herr Walter nicht der Handelsgenosse ihres Bruders? Und mußte sie ihn nicht ehren und ihm nicht freundlich sein, ihm, dessen Namen ihr Bruder nur mit Lob und Dankbarkeit aussprach? Alle diese Personen außer dem Bräuer schienen, während sie gingen und sich unterhielten, sehr mit dem Kinde beschäftigt zu sein. Es war auch ein so liebes und artiges Anäblein, und Mutter Lieb schien sich sehr zu erfreuen an allen den Lobsprüchen, die man an sie über des Kindes Schönheit und sein liebliches Gesichtchen richtete. Man konnte bemerken, daß sie es mit Vorliebe gekleidet und seine blenden Haare mit Sorgfalt gekräuselt hatte.

Indem sie das Kind wegen seiner allzugroßen Eile, um bei der Trommel zu sein, liebevoll zurechtwies, hielt Hugo mit Nachdenken das Auge auf seinen Vater gerichtet und bemerkte mit einer gewissen Unzufriedenheit dessen ungeduldige Heerden — die Rede seiner Mutter unterbrechend, sagte er:

„Der Vater sieht ganz verdrießlich aus. Es ist doch traurig, daß jedes Mal, wenn ich zuweilen einen Tag hier im Hause zubringen kann, immer Etwas fehlt.“

„Es sind Launen, Hugo, das weißt Du wol,“ antwortete die Frau lächelnd. „Laß Dir das nicht zu Herzen gehen.“

Dein Vater ist vielleicht froher als ich, daß Du gekommen bist, aber es liegt in seiner Art, immer Etwas im Kopfe zu haben, um scheinbar dagegen zu knurren. Es ist nicht so gemeint. Später, wenn er beim Ziehsehn ist und es ihm gut geht, wird er schon fröhlich und gutes Muthes sein."

Meister Dieb wandte sich um, stampfte in den Sand des Weges, daß er ihm rund um die Anice häubte, und rief mit schlecht unterdrücktem Aerger:

"Kommt Ihr nicht? Die Weiber, sie kriechen einher wie die Schnecken. Nun, eilt Euch was, um Gotteswillen, oder ich komme zu spät zu meinem Schusse. Man würde, auf mein Wort, da hinten froh genug darüber sein. Es ist wahrlich so, als ob Ihr meine Feinde gegen mich unterstügen wolltet, aber ich werde sie lehren, die Mißgünstigen."

"Herr Walter, nehmen Sie es nicht übel," sagte Mutter Dieb, den Kopf umwendend, "daß wir etwas schneller gehen," und sie selbst beschleunigte den Schritt, um ihren knurrenden Mann zu befriedigen. Hugo, dem das Wort *Feinde* auffallend in dem Ohre geklungen hatte, war zu seinem Vater geeilt, und ihn beim Arme nehmend, fragte er ihn:

"Aber Vater, ist Jemand in dem Dorfe, der Dir Verdruß bereitet? Du hast niemals Feinde gehabt, zum wenigsten nicht, daß ich es wüßte."

"Nun, ich habe deren doch," knurrte der Brauer wie ergrimmt. "Wenn sie diesen Bogen in meiner Hand zerfplittern könnten, sie würden es nicht lassen. Unglücklicherweise bin ich heute nicht in meiner guten Laune, sonst würde ich ihnen einmal zeigen, wie Meister Dieb sich rächt an Denjenigen, die ihn beneiden."

„Aber von wem sprichst Du doch?“

„Zuerst von dem Retar?“

„Von Gabriels Vater?“

„Ja, von dem Keinen. Zweitens vom Pächter Wuns, drittens von dem Secretair, viertens vom Bauer Daems und noch von allen Anderen.“

„Run Vater, Du nennst ja Deine ältesten Freunde, und wenn ich mich nicht irre, die besten Schützen des Dorfes.“

„Ich bin der beste Schütz,“ rief der Brauer, „und Jedermann weiß es.“

„Gewiß! Wenige können auf dem Schießstande mit Dir auftreten. Aber das beweist keineswegs, dünkt mich, daß die Freunde aus der St. Sebastiansgilde Deine Feinde geworden sind. Haben sie Dir wirklich etwas Uebles gethan?“

„Sie haben mich diesen Morgen ausgelacht. Zieh, Hugo, als die Hochmesse zu Ende war, bin ich nach dem Schießstande gegangen, um einige Probeschüsse zu thun. Auf zehn Schüsse nur eine Kose und zweimal neben dem Weißen! Neben dem Weißen! Das ist mir in sechs Monaten nicht geschehen. Ich wußte es ja doch seit dem frühen Morgen. Beim Aufstehen aus dem Bette stieß ich die Lampe des Lichttischchens um, ich zog meine Schuhe verkehrt an, und bei dem Oeffnen der Thür trat ich die Nage auf ihren Leib, daß sie zimmerte. Jedesmal Vorzeichen von Unglück.“

„Ich begreife, daß Dich alles Dieses beunruhigte. Vater. Aber Deine Freunde haben daran doch keine Schuld, und wenn sie zufällig ins Weiße schießen, lachst Du da nicht auch, wie alle die anderen Gildebrüder?“

„Ja, ja, aber die silberne Tabakdose,“ murmelte Meister

Dieb unter einem tiefen Seufzer. „Ich bin verzaubert. Es ist immer daselbe. Alles mißlingt mir. Gibt es wol einen unglücklicheren Menschen, als ich bin?“

„Vater, Vater, das ist doch nicht Dein Grath,“ sprach der Jüngling mit dem Tone eines liebevollen Verweises. „Wir sind alleammt gesund, Deine Prarerei bewahrt ihren alten Ruhm in der Umgegend; meine Handelsunternehmungen nehmen täglich einen bessern Fortgang; unsere Kessina wird eine gute Heirath thun; die Mutter ist die Munterkeit und Herzensgüte selbst, die Leute des Dorfes nennen uns die Glücklichsten und, zum Uebermaß des Segens! Jedermann liebt uns. Wir werden von Niemand gehaßt, noch beneidet. Sind wir Gott keine Dankbarkeit für alles Dieses schuldig?“

Hugo's Stimme war bei diesen letzten Worten so eindringlich und so weich geworden, daß der Vater sich gerührt fühlte.

„Du hast Recht, Hugo, wir müssen Gott dankbar sein,“ antwortete er „aber die Tabakdose, die Tabakdose! Sie kommt mir zu, und ich werde sehen müssen, daß sie von einem Andern gewonnen wird, es ist, um vor Aerger krank zu werden.“

„Was ist denn eine silberne Tabakdose? Verlangst Du wirklich eine solche? Ich werde sie Dir mit Freuden schenken.“

„Ach, es ist nicht um die Dose, ich kann ja eine kaufen, wenn ich will; aber meine Ehre als Schütze; meine Reputation, ein ganzes Jahr für einen Bluscher gelten zu müssen und in der Milde ausgelacht zu werden. Wenn ich mich

nicht zurückhielt, ich schlage meinen Bogen an diesem Baume in Stücke; dann würde ich doch nicht befeigt sein."

"Du kannst es nicht wissen, Vater; vielleicht wirst Du besser schießen, als Du meinst, und sollte es einmal geschehen, daß die Dose von einem andern Wildehunder gewonnen würde, so wird es doch morgen besser gehen."

"Ja, ja, das hast Du von Deiner Mutter gelernt: ... Nach Leiden kommen Arcuden; wenn es regnet, wird schönes Wetter folgen; so lange noch das Leben, ist auch noch Hoffnung . . . u. s. w." Immer dasselbe Liedchen. Deine Mutter läßt sich Nichts sehr zu Herzen gehen. Ich glaube, wenn ihr der Alchthum auf den Leib fiel, daß sie dann noch rufen würde, es wird morgen besser gehen. . . . Aber sieh, die Antike des Herrn Varen steht vor der Thür des Goldenen Adlers. Der Vorhand der Wilde muß ihn empfangen. O Schande! ich bin der Einzige, welcher nicht gegenwärtig sein wird. Aran, Aran, das ist Deine Schuld."

Und die Haut ärgerlich gegen Mutter Hieb erhebend, lief er nach der Stelle, wo er aus der Ferne die Panern ihre Rügen in die Höhe schwenken sah, um den neuen Hauptmann der St. Sebastiansgilde zu bewillkommen. Meister Hieb kam wirklich zu spät, denn als er herangekommen war, verschwand die jauchzende Menge in die Herberge und der Wagen des Varen wurde von einem Galakutschier auf den Weg nach dem Schlosse hin gelenkt.

Einige Augenblicke später sah Mutter Hieb bei ihrer Familie auf dem Hofe des Goldenen Adlers, ihr kleines Anablein zur Seite, und sprach mit ihrem Sohne Hugo über seinen Handel in der Stadt. Herr Walter hatte sich neben

Meina gesetzt und fuhr ununterbrochen fort, freundliche und bescheidene Worte an sie zu richten, dann sie um Aufschlüsse über das Aeußere der Milde zu fragen, dann ihr wieder erbauliche Geschichten von Vogenschrügen und Jägern zu erzählen. Denn Herr Walter hatte für dieser Dinge ein reiches und gutes Gedächtniß. Mochte es sein, daß Meina nun unwillen sehr unaufmerksam wurde und mit ihren Augen rund um sich schaute, um Jemand zu finden, so konnte man doch bemerken, daß sie sich dieser Zerstreuung schämte und sich Bewußt anthat, um sie vor dem Geschäftsfreunde ihres Bruders zu verbergen.

Der ganze Hof war erfüllt mit Leuten, die laut sprachen und lachten und jandzten. An der Seite, wo Mutter Gieb sich befand, saßen Frauen — meistens Pächterinnen und Bäuerinnen — mit ihren Töchtern und Kindern. Viele blickten den Blick auf Mutter Gieb gerichtet und wechselten unter einander einige stille Worte.

„Ja, Matrien, diesen schönen Herrn mit seinem weißen Hute,“ sagte eine alte Bäuerin, „den habe ich oft auf den Armen getragen.“

„Den Hugo? Von dem Prancer?“

„Ja, ja, nun ist er reich und hat ein Handclobane in der Stadt.“

„Die Mutter Gieb, das ist eine Frau von Verstand, das ist wahr: aber sagt, was Ihr wißt, wo das Kind ist, will es sein und bleiben. Sie hat Alles, was ihr Herr verlangen kann.“

„Weld genug.“

„Gesundheit zu verkaufen.“

„Die schönste Tochter in dem Dorfe.“

„Ein Kind wie eine Rose, so lieb und so blühend und so dick.“

„Einen Sohn, der sie noch auf ein Schloß bringen wird.“

„Eine Tochter, welche sich verheirathen wird mit Gabriel von unserm Notar und da liegen auch Schwein in der Kasse.“

„Das will sagen, da sind acht Kinder.“

„Das thut Nichts. Die Hiebs sind die glücklichsten Leute von der Welt. Wenn der Brauer nur nicht ein solcher Narrtopf wäre.“

„Sieh, da kommt er gelaufen. In welchen Dorn hat er wieder getreten?“

Meister Hieb näherte sich seiner Frau und sagte verdrießlich:

„Da hinten wird wieder so getöbelt und gezögert, daß man das Aieher davon bekommen sollte. Sie haben schon zehnmal die Namen ausgerufen und noch sind sie nicht fertig. Hast Du für unsere Gesellschaft noch Nichts zu trinken? Ich glaube, daß Du immer siegest und träumest.“

In dem vorübergehenden Anechte sagte er:

„He, Aauslenger, warum kommst Du nicht hierher, zu fragen, was uns beliebt? Eine Ranne Bier. Lauf! Zeh, wie der Schelm seine Äuße schleppt, um mich zu ärgern, aber ich werde ihn fünden!“

„Nun, nun,“ lachte Mutter Hieb, „der arme Junge hat seinen Fuß verstaucht, das weißt Du doch wol?“

Als der Anecht wieder zurückgekehrt war und die Gläser

gefüllt hatte, fiel der Bräuer zornig gegen ihn aus und behauptete, daß das Bier sauer wäre, und wolle den Wirth gerufen haben, um sich darüber zu beklagen — aber nun hörte er den ersten Pfeil durch die Schwachbahn sausen und darauf das Wort Rufe mit lauter Stimme schreien. Ein Nervenzucken durchfuhr seine Glieder, und er lief murrend von seiner Kamille weg, um zu sehen, wer der Windblube wäre, der bei seinem ersten Schusse schon die Rufe getroffen hatte.

„Der Bräuer ist schrecklich kurz angebunden,“ sagte Ratten zu der Bäuerin, welche neben ihr saß. „Zeit dreißig Jahren, wo ich ihn kenne, habe ich von ihm noch nichts Anderes gehört, als Meifen und Janken, als ob die ganze Welt gegen ihn wäre. Es ist noch gut, daß Jedermann weiß, daß sein Arg darin liegt, und daß er eine Frau hat, welche die Geduld selbst ist. Ich würde es gewiß nicht vertragen können, dieses ewige saure Wescht.“

„Und Et. Lieb auf dem Wirthshausen ist sein Patron. Das hat sein Rathe gewiß zum Zett gethan, gleich als habe er voraussehen können, was für ein auffahrender Mann dieses Kind einmal werden konnte.“

„Nein, nein, Lieb ist sein Familienname.“

„Ja, aber sein Taufname ist auch Lieb.“

„So, dann heißt er Lieb Lieb.“

„Wißt Ihr das nicht? Unser Rufe lacht täglich darüber, und wenn er von unserm zankfüchtigen Bräuer spricht, nennt er ihn immer den doppelten Et. Lieb, weil er so geduldig ist.“

„Ja Treos, das kommt von der schwarzen Galle, Rind. Der Mann kann Nichts dafür, daß er so geboren wurde.“

„Gewiß, gewiß, ich weiß es wol, Katrien, denn Meister Hieb gibt viel an die armen Leute, und wenn er Jemand helfen kann, so wird er es bei all seinem Murren doch nicht lassen. Im vergangenen Jahre schien er schrecklich auf uns erbittert zu sein, weil mein Mann, ohne es zu wissen, in seinen Hag gefahren war, und es war sogar ein heftiger Zank unter ihnen gewesen. Einen Monat später geriethen wir durch den Todesfall unsers Herrn in eine sehr bedrängte Lage. Meister Hieb, der dies vernommen hatte, kam selbst, ohne daß er darum ersucht worden war, um uns die nöthige Hilfe zu bringen und uns zu retten. Daß wir noch auf unserm väterlichen Pachtthofe sitzen, Katrien, das mögen wir Demjenigen Dank wissen, der unser Feind zu sein schien, dem Meister Hieb . . .“

Das Freischießen wird seinen Anfang nehmen. Die eine Hälfte der Wildebrüder that ihre ersten sieben Schüsse, darauf sollte die andere Hälfte gleicherweise auf den Kampfplatz treten, dann wieder die erste Abtheilung und ebenso noch einmal die zweite. Wer in diesen beiden Reihenfolgen die meisten Kesen geschossen haben wird, soll als Sieger aus den Händen des Herrn Barons die schöne silberne Tafelkese empfangen.

Viele Zuschauer blieben bei dem Schießstande stehen und lehnten an dem Lattenverschlage, mit welchem die Schießbahn abgeschlossen war. Unter diesen und das Auge auf das Weiße geheftet, stand Meister Hieb der Brauer, welcher zur zweiten Abtheilung gehörte und mit sichtbarer Ungeduld wartete, bis die Reihe an ihn käme. Schuß einer der bedenklichen Wildebrüder etwas von dem Mittellinge ab, dann

Wieg ein zweifelhafter Ausdruck der Freude über des Bräuers Angesicht; kündigte aber der Ruf *Arrose!* an, daß der Mittelpunkt getroffen sei, dann kniff er die Lippen vor Aerger zusammen und stampfte verdrießlich in den Sand.

Zwanzig Schritte von dem Schießstande entfernt stand ein Trupp Bauern, Einige mit dem Bogen in der Hand, Andere mit entblößtem Haupte, doch Alle auffallend still und eingezogen für einen solchen frohen Tag. Sie bildeten einen Kreis rund um den Herrn Baron, der mit einer Gargare im Munde, einen Livreebedienten an seiner Seite und einen Jagdhund zwischen den Beinen, von Zeit zu Zeit ein wohlwollendes Lächeln unter Diejenigen anstheilte, welche Muth genug hatten, um ihm eine Beglückwünschung über seine Ernennung zum Hauptmann, oder eine Schmeichelei über sein Geschenk an die Wilde darzubringen. Der Küster-Schulmeister wiederholte zwanzig Mal, und in verschiedenen Wendungen, die Versicherung, daß es ein Segen für die Gemeinde wäre, solchen Baron zu haben, und daß die Wilde unfehlbar unter dem Schatten eines solchen durchlauchtigen Namens zu ihrem höchsten Wipfelpunkte der Glorie und des Glückes aufsteigen werde, und Anderes mehr. Die Bauern, die mit den Mügen in den Händen dastanden und fortwährend mit dem Kopfe nickten und bei jeder Schmeichelei anriefen: *Gewiß, Herr Baron! Das ist wahr, Herr Baron! Gott sei Dank, Herr Baron!* waren unzweifelhaft seine eigenen Pächter; denn es waren auch einige Dorfbewohner zugegen, welche die Lippen zum Lächeln verzogen und mit bedecktem Haupte dieses Alles anhörten. Gewiß saßen diese auf ihrem eigenen Gute, oder pachteten von Eigenthümern, welche die-

tes Dorf nicht bewohnten; sie betrachteten sich aus diesem Grunde als freie Leute und zeigten dieses deutlich genug durch ihre ungezwungene Haltung.

Der Schulmeister war eben beschäftigt, dem Baron in ~~h~~strahlenden Rathhausworten zu beweisen, daß seine durchlauchtige Gegenwart für das Dorf und die Wilde ebenso wohlthätig und fruchtbar wäre, als der Thau des Himmels, der nach einem Kraut und Bäume verlengenden Sommer tage auf das schmachtende Erdreich niederfällt, die Natur labt, die Gewächse tränkt und die Menschen erfreut als der ~~W~~ildbediener mit voller Kraft seiner Stimme einen Aufschrei erschallen ließ.

„Männer vom zweiten Ploton“) macht Euch fertig, Männer vom zweiten Ploton tretet an!“

Dieser Ruf erlöste den Baron von dem Schulmeister und noch anderen seiner Schmeichler, und er wollte gerade einige Schritte vorwärts setzen, als er sich ebenso rasch wieder aufs Neue von den abgelösten Schützen umringt sah, die ihm Einer nach dem Andern mit vielen Complimenten und schmeichelnden Worten Bericht erstatteten über die Anzahl Kosen, welche jeder der Männer vom ersten Ploton geschossen oder nicht geschossen hatte. Mochte nun der Baron Gefallen finden an den Huldweisen, welche ihm dargebracht wurden, oder mochte er aus Nachsichtigkeit den Bauern Gehör leihen; er ließ sie gewähren, lächelte huldvoll und schenkte einem Jeden nach der Reihe ein freundliches Wort.

“) Peloton, Trupp, Rott.

Während das Preisdrücken ziemlich langsam vor sich ging, und das Geräusch auf dem Hofe des St. Sebastian unter dem Einflusse der klaren Luft mehr und mehr zunehmen begann, stand ein Jüngling abgesondert von Allen hinter dem Buchenhag, welcher den Scheibenstand gegen den tiefer liegenden Gemüsegarten der Herberge abschloß. Seine städtische Kleidung, seine feinen Gesichtszüge und schlanken Glieder hätten die Vermuthung erwecken können, daß er hier Fremdling und nur durch Zufall an diese Stelle geführt worden sei. Eine tiefe Betrübniß war auf seinem Gesichte zu lesen; meistens hielt er das Haupt gebeugt und den Blick zur Erde gerichtet, zuweilen aber erhob er sich und sah dann mit glänzenden Augen durch eine kleine Oeffnung des Buchenhags nach der Stelle, wo die Frauen der Wirthschafterin um viele Tische saßen und sich unterhielten und lachten. Dann spielte etwas Ächerhaftes rings um seine bebenden Lippen, sein Angesicht verblich, und er hielt den Hals in Vergessenheit ausgestreckt nach dem Gegenstande, der ihn zu reinigen schien. Er hatte seine Hände in die Zeiten gestemmt, und tiefe Zerkünder enthielten seiner Brust, bis die Aufwallung in ihm sich wieder gelegt hatte und er, wie erliegend einer zerschmetternden Ueberzeugung, aufs Neuenmuthig den Kopf auf die Brust sinken ließ. Während er so still und regungslos in die Erwägung der Ursache seines Schmerzes versunken zu sein schien, kam ein junger Bauer hinter dem Buchenhag daher und näherte sich unbemerkt dem leidenden Träumer. Ihm die Hand auf die Schulter legend, sprach er mit theilnehmendem Tone:

„Gabriel, wenn ich an Deiner Stelle wäre, ich tränk

eine gute Kanne Bier darauf. Habe ich es Dir nicht schon vor sechs Monaten gesagt, daß der städtische Aussneider mit seinem Rinnbarte Dir noch bitteres Bier brauen werde? Es ist eine Schande, so vor dem ganzen Dorfe ihre Ohren nach dem Geschwäße eines Fremden hängen zu lassen!"

Gabriel sah den Sprecher mit thränenden Augen an, während ein peiniglicher Seufzer aus seiner Brust aufstieg. Der Andere fuhr fort:

„Der Schmied meinte es gut, als er vor drei Monaten sagte, daß dieser Herr Walter Dich aus dem Sattel heben werde. Weißt Du, was er nun behauptet? — Daß eine Heirath zwischen ihm und Rosina im Werke sei.“

Ein Ausdruck des Unglaubens gab sich auf dem Gesichte Gabriels kund, und er hob den Ellenbogen drohend auf, als wollte er diesen folternden Gedanken von sich stoßen.

„Nun, nun, zeige, daß Du ein Mann bist,“ sagte der Andere. „Es ist ja deutlich genug, daß Etwas im Werke ist. Ist nicht der Herr Walter seit den letzten Monaten fast jeden Sonntag in Wispelbese, und verbirgt Rosina ihre Hoffnung, daß sie, wie ihr Bruder Hugo, einmal in der Stadt wohnen werde? Ist dieser Walter in ihren Augen nicht ein Wunder von Edelmuth, von Höflichkeit und Weisheit und spricht sie nicht von ihm, wie von einem Muster von Verstand und allen anderen Tugenden?“

Verzweifelt und leidend schüttelte der Jüngling den Kopf.

„Man wird Dich nicht eher abweisen, Gabriel, als wenn Alles fertig ist; aber an Deiner Stelle würde ich ihnen die

Zeit nicht lassen, um über mich zu spotten. Ich ließ sie laufen und vergnügte mich mit meinen Freunden nach Herzenslust, um zu zeigen, daß wir an ihrer Häßlichkeit nicht viel gelegen sei. Komm, komm, und bleibe nicht so allein und unschlüssig dastehen. Der Schmied hat Dich gesehen, und ist bei dem Schießstande schon damit beschäftigt, sich über Dich lustig zu machen. Komm und halt Dich aufrecht, wie ein Mann."

Gabriel folgte schweigend und mit gesenktem Haupte dem jungen Bauer, der noch beim Gehen wiederholte: „Trink' eine Manne oder drei und laß die städtische Kamsell laufen, wie sie's verdient."

Rosina, welche, ohne es zu wissen, von dem Hag aus mit einer solchen sicherhaften Andacht belauft worden war, sah noch immer neben dem Handelsgenossen ihres Bruders. Allmählig war eine unerklärliche Betrübniß in ihr Herz gesunken, und diese Gemüthsstimmung war Herrn Walter nicht entgangen. Aus Höflichkeit, gleichsam als wollte er ihre Betrübniß, deren Ursache er fruchtlos zu ergründen bemüht war, ehren, hatte er seit einer Weile die Unterhaltung unterbrochen und hielt nun das Auge mit scheinbarem Interesse nach der Schießbahn und auf das Prelofschießen gerichtet.

„Warum bist Du so traurig, Rosina?“ fragte Mutter Hieb. „Ich weiß es nicht; aber Du und Dein Vater und noch alle Anderen Ihr seid doch sonderbare Menschen. Wir sind hier auf einem Feste, um uns zu vergnügen, und Du ziehst Gesichter, als ob wir unglücklich wären und Ursache hätten, verdrrießlich zu sein.“

„Wo mag doch Gabriel sein? Er weiß, daß wir hierher kommen mußten,“ flüsterte die Jungfrau.

„Ich glaube, daß ich ihn dort hinten sehe.“

„Daß Du ihn siehst, Mutter?“ wiederholte Rosina außer sich vor Freude.

„Dort hinten, hinter dem Herrn Baron! Er steht da, mit dem Rücken nach uns gewendet, und spricht mit dem Sohn des Bauers Adrian.“

„Und er kommt nicht einmal uns zu begrüßen. Das ist doch nicht schön von ihm. Gabriel ist ein guter Junge, Mutter, aber er hat oft sonderbare Gedanken im Kopfe. Was mag ihm nur wieder fehlen? Sie gewiß. Er ist böse auf mich. Warum? Das weiß Gott. Er ist doch traurig Ach, er kehrt sich um, er sieht mich.“

Der Name Gabriel entlock ihren Lippen und aufstehend winkte sie mit der Hand.

„Ach Mutter!“ seufzte sie, „er geht von hier fort. Sein Blick ist so streng.“

„Was Du Dir doch für Sorgen machst, Rosina!“ sagte Mutter Hiob lachend. „Der Himmel ist so hoch, und doch steigen zuweilen Wolken in ihm auf Schlag Dir das aus dem Sinne. — Zieh, da ist der Vater. Er sieht auch wieder so verstimmt aus.“

Meister Hiob verließ in diesem Augenblick den Schießstand, um sich seiner Familie zu nähern. Schon von ferne konnte man an seinen Geberden und an dem scharfen Ausdruck seiner Lippen wahrnehmen, daß er mit dem Erfolg des Schießens unzufrieden war.

„Habe ich es nicht gesagt, daß ich bekehrt bin?“ rief er

aus. „Drei Kosen in acht Schüssen! Ich wette gegen den Besten um eine halbe Tonne Bier, daß ich morgen fünf Kosen nacheinander schieße, aber heute, — es sollte mich nicht verwundern, wenn ich meinen Pfeil in den hölzernen Wenden in Stücke zerschöffe.“

„Und wer hat die silberne Tabaksdose gewonnen?“ fragte Mutter Hiob.

„Gewonnen, gewonnen? Es ist noch gar Nichts gewonnen. Wir müssen Jeder noch sieben Schüsse thun.“

„Und welche ist die größte Zahl der geschossenen Kosen?“

„Der Notar hat wol vier.“

„Und Du, Hiob, Du hast doch drei? Mit einem glücklichen Schuß kannst Du den Notar einholen, und schießt er nur etwas weniger gut, so kannst Du die Tabaksdose doch gewinnen und Primus sein.“

Unterdeffen hatte der Brauer in aller Eile ein paar Glas Bier getrunken und antwortete nun mit Ungeduld: „Daß ich nicht geboren wäre, um unglücklich zu sein. Ja dann würde Niemand anders die Dose erhalten. Aber nun? Ich werde in der zweiten Reihenfolge noch schlechter schießen, das sollt Ihr sehen!“

„Laß Dich doch ein Augenblickchen bei uns nieder,“ sagte Mutter Hiob mit freundlichem Tone, „und sei gutes Muthes. Sei versichert, es wird später schon besser gehen.“

„Ach mit diesem ewigen Leien von: es wird schon besser gehen. Ich sage Dir, daß es nicht besser gehen wird; schlechter wird es gehen.“

„Nun, lieber Mann, sei doch auf mich nicht so böse,“ erwiderte Mutter Hiob. „Wenn es nicht besser gehen will,

ich kann Nichts dafür. Es muß doch Einer gewinnen, und in jedem Falle werden keine Arme und Beine dabei gebrochen sein."

"Ich weiß wol, daß Du nicht viel darum geben wirst, und müßte ich vor Scham aus dem Hosdnen Adler gehen," fiel Meister Hiob gegen sie aus. „Rosina, warum siehst Du so allein und so mürrisch da?“ fragte er seine Tochter, „wozu das saure Gesicht? Herr Walter sitzt in einer heiteren Gesellschaft; Hugo läuft weg und raucht Cigarren mit dem Baron, und Du sehrst fast unserm Gaste den Rücken zu. Das ist sehr höflich.“

Hugo's Handelsgenosse wollte einige Worte zu Rosina's Entschuldigung aussprechen, aber Meister Hiob schien nicht auf ihn zu hören und fragte, indem er den Blick auf das Kind geheftet hielt:

„Engelbertchen ist so bleich! Warum lässest Du das Kind so dastehen, ohne mit ihm zu sprechen? Es ist krank.“

Unzweifelhaft hätte der Brauer seinem Mißmuthe noch länger durch unleidige Verweise Luft verschafft, wenn der Diener der Gilde jetzt nicht von fern gerufen hätte:

„Männer vom zweiten Blotzen, macht Euch fertig!“

Und Meister Hiob spannte in aller Eile seinen Bogen und lief, ohne weiter auf seine Gesellschaft zu achten, nach dem Schießstande. Rosina begann aus Rücksicht der Höflichkeit eine Unterhaltung mit Herrn Walter und sprach über die schlichte Freude der Bauern und die Ungebundenheit des Landlebens. Mutter Hiob unterhielt sich laut mit der Matrien über die Kinder und das Scharlachfieber, welches in dem Dorfe herrschte, jetzt aber glücklicherweise abzunehmen schien.

Hugo sprach noch immer mit dem Baron über den wahrscheinlichen Marktpreis des Getraides nach der Ernte.

Nach einer langen Weile erhob sich plötzlich ein lautes Händeklatschen bei dem Schießstande, und die Dorfbewohner liefen alle nach dem einen Ende des Hofes in einen dichten Haufen zusammen. Aus Neugier standen die Frauen ebenfalls auf. . . . Die Dose war gewonnen! Aber wer mochte wol der Glückliche sein?

Rosina, die auf ihren Stuhl gesprungen war und gewiß besser, als alle Andern sah, was vorging, fing plötzlich an zu rufen, indem sie in gänzlicher Vergessenheit ihrer Betrübniß die Hände mit kindlicher Freude in einander schlug:

„Mutter, Mutter, ach der Vater hat gewonnen, sieh, sieh, der Herr Baron gibt ihm die silberne Dose.“

„Ist es wahr?“ sagte Mutter Gieb, indem sie ihr Zehnen vor Augen außer sich in die Höhe hob.

„Gewiß, gewiß, höre, da rufen sie schon, es lebe, es lebe Meister Gieb!“

Auch in der That, dieser Glückwunsch erschallt nun über dem durcheinandervimmelnden Haufen, in welchem der Baron damit beschäftigt war, dem Sieger den Preis zu überreichen.

„Gott sei Dank!“ jauchzte Mutter Gieb, „nun wird er wenigstens zufrieden sein.“

Rosina bemerkte in diesem Augenblick, daß Gabriel hinter dem Hag hervorkam und sich den Wildebrüdern näherte. Sie sprang vom Stuhle auf und sagte:

„Mutter, Mutter, ich will auch einmal sehen. O, das muß schön sein, wie der Herr Baron zum Vater spricht und ihm alle freundlichen Dinge sagt.“

Bei diesen Worten begab sie sich nach der versammelten Menge. Der Handelsgenosse ihres Bruders stand ebenfalls auf, unverkennbar, um sie aus Höflichkeit zu begleiten.

Die Jungfrau war ihm aber vorausgeeilt und schien mit einer besondern Absicht sich hinter den lauchenden Haufen der Dorfbewohner zu begeben; und wahrlich, sie stand plötzlich vor Gabriel, ihn mit betrübtem Blicke ansehend während ihre sanfte Stimme ihn flüsternd fragte:

„Gabriel, warum bist Du auf mich so böse?“

Der Jüngling bebte erst und verblich dann vor Ueberaschung; aber ebenso schnell erschien wieder ein stilles Lächeln der Glückseligkeit um seinen Mund Jetzt erst hatte Herr Walter die Tochter des Brauers eingeholt, und er stellte sich an ihre Seite, als wäre er ihr Begleiter.

Mit einem Mal verzog sich das Gesicht Gabriels zu einem Spott; er wandte sich um, indem er unverständliche Worte murmelte und entfernte sich auf dem Wege, der neben dem Wirthshause hinführte und verschwand aus den Augen des verstummten Mädchens.

Zwei Thränen fielen auf Rosina's Wangen; aber sie bewältigte ihren Schmerz aus einem Gefühle der Scham und drang kühn durch die versammelten Männer, um durch diese That ihre reinliche Aufregung zu verbergen.

Mutter Hiob sah endlich, wie ihr Mann mit der silbernen Tabakdose in der Hand aus der Menge sich hervorbrängte und abmühte, um von den Dorfbewohnern befreit zu werden, welche nicht aufhörten, ihm Glück zu wünschen und „es lebe Meister Hiob!“ zu schreien. Einige von ihnen riefen sogar laut, daß wol eine halbe Tonne Bier von dem

Gewinne abfallen könne, und man konnte an der Bewegung ihrer Lippen bemerken, daß sie den köstlichen Trank schon im Munde zu haben wähnten.

Der Brauer sah jedoch nicht aufgeräumter aus, als vorher, und er fuhr einen Jeden grob und ärgerlich an.

„Laßt mich gewähren, es ist der Mühe nicht werth, ich bin ärgerlich über mich selbst. Die Tonne Bier werde ich am Sonntag geben, geht nur mit all diesem Geschrei.“

„Proficiat! Proficiat!“ rief Mutter Hieb. „Habe ich nicht gesagt, daß es besser gehen werde? Nimm, Hieb, trink nun ein Gläschen mit uns auf den guten Erfolg.“

Hugo und Walter ergriffen ihre Gläser und beben sie wie alle übrigen Freunde in die Höhe.

„Das ist zur Ehre des Meister Hieb,“ rief man.

„Auf die Gesundheit von uns Allen miteinander!“ brummte der Brauer.

„Nein, nein, zur Ehre des glücklichen Ziegers!“ rief Herr Walter.

„Ja, ja, auf die Gesundheit des glücklichen Ziegers!“ wiederholte die Brauerin.

„Ich trinke eine solche Gesundheit nicht,“ sagte Meister Hieb. „Ach, das nennt Ihr glücklich?“

„Was fehlt denn nun noch daran?“ fragte seine Frau mit Verwunderung. „Bist Du denn noch nicht zufrieden?“

„Zufrieden?“ fiel der Brauer, gleichwie im Wahnwitz gegen sie aus, „zufrieden? Ich bin beschämt. Sieben Kesen in fünfzehn Schüssen! Wenn ich nicht unglücklich wäre, ich hätte ihrer zehn geschossen.“

„Ach,“ sagte Mutter Hieb mit leiser Stimme zu sich

selbst, „der Mann ist nur froh, wenn er murren kann. Jeder hat seinen Fehler“

„Kommt, kommt,“ befahl der Brauer mit Ungeduld; „laßt uns nach Hause gehen. Dieses Geschrei langweilt mich. Solltet Ihr nicht sagen, daß ich einen goldnen Berg gewonnen hätte? Sieben Rosen in fünfzehn Schüssen! Kommt, sage ich, oder ich gehe allein weg.“

Nachdem nun das Schießen beendigt war, waren die meisten Frauen aufgestanden, um den Goldnen Adler zu verlassen. Mutter Hiob und ihre Familie willfahrten stillschweigend dem Befehle ihres verdrißlichen Mannes und folgten ihm nach dem Ausgange des Hofes. Rosina sah noch mit einem traurigen Blicke in die Runde, aber sie bemerkte Gabriel nicht mehr

Den selben Abend ging ein Jüngling mit langsamen und unterbrochenen Schritten neben dem Rande des großen Kirchweges. Nachdem die Sonne sich hinter dem westlichen Horizonte verborgen hatte, waren allmählig Nebelwolken aufgestiegen, die Luft war merklich abgekühlt, und eine so dicke Finsterniß bedeckte Feld und Wald, daß man den verirrtten Jüngling nur aus der unmittelbarsten Nähe als einen schwarzen Schatten hätte bemerken können.

Zuweilen blieb er stehen, kreuzte die Arme über die Brust und murmelte seltsame Worte der Liebe, des Zornes und der Verzweiflung; dann beschleunigte er wieder seine Schritte, gleich als werde er fortgetrieben von einem schrecklichen Gedanken, oder er ging plötzlich mit trägen Schritten, am mit gesenktem Haupte in tiefes Nachsinnen zu versinken.

Am Ende des Kirchweges wandte er sich rechts und trat auf die große Wiese, die sich bis an das Castell des Barons dehnte. Große Buchenbäume erhoben sich zu beiden Seiten des Weges und vereinigten ihre Aeren, um aus diesem Spaziergange eine schattenreiche Laube zu bilden, wo während des Tages Rühlung und des Abends eine geheimnißvolle Finsterniß herrschte.

Der Jüngling näherte sich mit wankenden Schritten einer dieser Buchen. Er schien auf der flachen Rinde des Baumes mit der zitternden Hand nach gerissen eingeschnittenen Zeichen zu suchen, und nachdem er diese gefunden hatte, legte er seine glühende Stirne dagegen, als glaubte er, daß diese Berührung des Gedenkzeichens eines süßen Weiöbnißes ihn von seinen folternden Schmerzen erlösen könnte.

Nach einer Weile der vollkommensten Stille begann seine überschwängliche Brust peiniglich zu arbeiten; unterdrückte Klagen und schwere Athmenzüge entstiegen seinem Munde; er weinte

„Ach, die Treue des Herzens ist eine tödtliche Plage!“ seufzte er. „Könnte ich auch, wie sie, mein voriges Leben vergessen und die Wurzel des verkannten Gefühls mir aus dem Busen reißen! Unsere Liebe sollte länger währen, als die Zeichen, welche dort in der Rinde des Baumes verwachsen sind Und sie, sie ist jetzt einem Fremden zugeneigt, sie lächelt ihm zu mit Bewunderung, sie steht ihm die Worte aus dem Munde ab, sie wird ihn heirathen unter meinen Augen, unbekümmert und glücklich, als ob ich nicht in der Welt wäre. — Aber, es ist nicht möglich, Rosina kann doch an einem Tage nicht grausam, nicht unbarmherzig werden.

Wenn ihre Zuneigung zu mir vermindert oder geschwunden wäre, so müßte sie doch Mitleid mit dem armen Gabriel haben aber wer weiß? Sie glaubt vielleicht, daß ich sie ebenso leicht vergessen werde? Sie vergessen?

Er rang verzweifelt die Hände und sprach wehklagend:

„Rosina, Rosina, was hast Du gethan? Weißt Du, wie Dein Verrath mir das Herz zerreißt? O, warum hat Gott das Weib mit Schönheit begabt und ihr zugleich die Standhaftigkeit verweigert!“

Wahrscheinlich wäre Gabriel noch lange in seinen trüben Klagen fortgefahren, aber nun schien ein fernes Geräusch sein Ohr getroffen zu haben. Was es auch gewesen sein mag, es mußte jedenfalls einen mächtigen Eindruck auf sein Gemüth hervorgebracht haben; denn er eilte fort von dem Baume, kauerte zusammen bis zum Boden, um so durch die Dunkelheit aufzuschauen und verharrte zitternd in dieser Stellung.

„Rosina! Walter!“ murmelte er mit dumpfer Stimme, indem er unter einer tödtlichen Angst die Kraft der Kniee verlor und zu Boden sank er erhob sich jedoch bald wieder und kroch bis hinter den Baum, von wo er mit der größten Spannung den flammenden Blick nach den sich nähernden Personen gerichtet hielt.

Bald glaubte er von dem Unglück, das er befürchtete, überzeugt zu sein. Ein undeutlicher Schrei entstieg seinem zerrissenen Busen, und er floh, mit dem Kopfe voran, wie ein Wahnsinniger zwischen den Bäumen dahin

Einige Laute des Schreckens und der Ueberraschung antworteten auf seine Stimme. Vier oder fünf Personen, unter

welchen drei Männer und ein junges Mädchen, kamen herbeigeeilt, und bemühten sich, den Plag zu ermitteln, wo, wie sie glaubten, Jemand in Lebensgefahr schwebend um Hilfe gerufen habe.

„Nun, das ist doch wunderbar!“ brummte Meister Hiob. „Hier an diesem Baume war es, sage ich Euch. Ich glaubte, es wäre ein Unglück geschehen,“ seufzte Hugo, ganz außer sich vor Schrecken. „Mir dünkt, ich bin in meinem Leben nicht so erschreckt worden.“

„Kommt, kommt,“ bemerkte Herr Walter. „Es wird ein Erafvogel gewesen sein. Die Bauern auf den Dörfern haben zuweilen sonderbare Manieren, um wichtig zu sein.“

„Nach dieser Richtung hin ist er gelaufen,“ sagte Rosina mit schmerzlichem Tone, indem sie die Richtung bezeichnede, welche der Jüngling in seiner Flucht genommen hatte.

„Rosina, Rosina, komm her,“ rief Mutter Hiob mit Beängstigung.

Noch eine kurze Weile blieb der Brauer mit seiner Familie an der Stelle stehen, um zu horchen, ob sich vielleicht noch ein Geräusch vernehmen ließe; dann aber traten sie auf Andringen der Mutter, welche behauptete, daß der Abendspaziergang jetzt lange genug gewährt habe, den Rückweg nach Hause an.

Unterwegs lehnte Rosina ihren Kopf an die Schulter ihrer Mutter und seufzte unter Thränen:

„Mutter, Mutter, es war Gabriel!“

„Ach, was sind das für Gedanken!“ erhielt sie zur Antwort. „Seit heute Mittag träumst Du von nichts An-

derem, als von Gabriel. Was sollte er hier in der Dunkelheit zu thun haben? Ich würde es ihm so leicht nicht vergessen, wenn er solche närrische Späße anfinge, um uns zu erschrecken."

Rosina neigte den Kopf und folgte schweigend und betrübt, als die Thüre der Brauerei sich Allen geöffnet hatte.

II.

Die Brauerei des Meißter Hiob war zugleich eine ausgedehnte Ackerwirthschaft. An der Straße, unter dem Schatten hoher Linden, stand das Wohnhaus mit seinen grünbemalten Fensterrahmen. Hinter demselben dehnten sich an der einen Seite die Ställe, in welchen sich zehn Kühe und drei Pferde befanden, und die geräumige Scheune aus, welche bald die neue Ernte aufnehmen sollte; an der anderen Seite war der Hinterhof, begrenzt durch die eigentliche Brauerei mit ihren Lagerräumen, vor denen eine hohe Pumpe stand, mit welcher das Wasser aus dem Brunnen in die Kessel geleitet wurde. Ein wenig weiter feldwärts, zwischen mancherlei blühenden Sträuchern und zierlichem Buschwerk, erhob sich ein Lusthäuschen, das mit den lieblichen Ranken des Weißblattes bedeckt war. — Man konnte an der Ausdehnung des Bodens, der hier zum Plummengarten und allein zum Vergnügen und zur Erholung bestimmt war, hinlänglich sehen, daß die Familie des Hiob wohlhabend war und sich eines sorgenfreien Daseins erfreute. . . .

Einige Tage nach dem Breißschießen in dem Goldenen Acker war der Knecht Jan auf dem Hinterhofe der Brauerei mit Pumpen beschäftigt. Seine Bewegungen waren zuweilen

sehr langsam, und manchmal unterbrach er seine Arbeit, als habe ein ergreifender Gedanke ihn abgezogen; dann blieb er, das Auge auf die hölzerne Linne gerichtet — in welcher das Wasser brausend dahinsloß — nachdenkend stehen, bis ihn das Aufhören des Brausens aus seiner Zerstreuung weckte, und er wieder den schweren Arm der Pumpe in die Höhe hob.

Einige Schritte weiter rollte ein alter Küfer die Tonnen, welche er an diesem Tag ausgebeffert oder gereinigt hatte, nach dem Thore der Brauerei — kein anderes Wesen war auf dem geräumigen Hinterhofe zu bemerken.

Obgleich die letzten Strahlen der Abendsonne ihre Purpurtöne auf die Gebäude warfen und lieblich zwischen dem Laube des Weinstocks, der an das Haus gelehnt war, spielten, so herrschte doch eine ungewöhnliche und trübe Stille, nur unterbrochen durch das schwarze Gekreisch der Pumpe und das eintönige Geräusch des fließenden Wassers.

Die Ruhmagd Lina zeigte sich an der Thüre des Stalles und schritt mit geheimnißvollen Weerden nach der Pumpe. Jan ließ von seiner Arbeit ab und sah der Magd neugierig entgegen, während der Küfer mit derselben Neugierde sich ebenfalls näherte.

„Der Doctor ist im Hause,“ flüsterte die Magd.

„Und was sagt er?“ fragte Jan.

„Es ist das Scharlachfieber,“ fügte der Küfer hinzu.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Lina. „Er ist in die Kammer gegangen, wo das Kind in seinem Bette liegt; man hat die Thüre verschlossen, der Schlüssel steckt von innen daran, ich kann durch das Schloß weder sehen noch hören.“

„Wenn es wirklich das Scharlachfieber wäre, Lina!“ seufzte Jan.

„Ach Gott, unser armes Engelbertchen! Aber es wird das Scharlachfieber doch nicht sein.“

Der alte Mäfer brachte den Finger an seine Auge und antwortete mit einem traurigen Seufzer.

„Wer kann das wissen — vor acht Tagen ist Marielchen, das Kind unserer Treue, auch an dem Scharlachfieber gestorben. Das Kind sah mich so gern. Als es den Geist aufgab, hielt es noch seine brechenden Augenlein auf mich gerichtet, seine Lippen bewegten sich und mich diente, daß es sagen wollte: „lieber Großvater Seitdem bin ich nur noch halb am Leben, Lina. Wenn ich wüßte, daß ich morgen sterben müßte, ich würde ohne Klagen mein Haupt niederlegen — denn wenn Gott mir gnädig wäre, so würde ich unser Marielchen dort oben noch wieder sehen können“

Eine Pause der tiefsten Stille folgte auf diese trübe Klage.

„Ach, Mäfer,“ sprach Lina tröstend, „Ihr dürft den Muth so nicht sinken lassen. Denkt, daß wir alleamt einmal sterben müssen.“

„Ja, ja, Lina,“ sagte der Mäfer, „so ist es, Kind. Ich bin beinahe siebenzig Jahre alt — sollte ich nicht wissen, was das Wort Tod bedeutet? Ich habe meinen Vater und meine Mutter begraben, drei Brüder, zwei Schwestern und fünf eigene Kinder. Und überdies habe ich an dem Grabe von Allen, welche lebten, als ich noch jung war, gestanden, und wir sind nur noch unserer zehn, welche übriggeblieben. Aber das Herz verschleißt so rasch nicht, als der Körper.

Unser Mariechen, ach Gott! Ich ließ mir den linken Arm abhauen, wenn ich es noch im Leben sehen könnte.“

„Das Scharlachfieber?“ murmelte der Knecht. „Das ist doch eine bössartige Krankheit. Seit St. Peter sind schon sieben Kinder im Dorfe daran gestorben.“

„Nein, nein, Jan; Ihr vergeßt gewiß die zwei Mädchen von dem Torfstecher aus dem Moore.“

„Sind die beiden Kinder des Torfstechers Franz todt?“

„Sie werden morgen begraben.“

„Was wird Meister Hiob nun sagen, wenn er nach Hause kommt? Er, der unser Engelbertchen so gern hat, daß es nicht zu sagen ist. Wenn das Kind nur einmal hustete, dann war er so verdrießlich und so böse, daß die ganze Brauerei davon zu leiden hatte.“

„Er ist nach dem Hagelande, *) um ein Pferd zu kaufen. Aber das Hageland ist groß, und Kober, den unsere Wirthin mit der Post hat abreisen lassen, um ihn zu suchen, könnte leicht fehlgehen.“

„Ach,“ sprach Jan, „ich glaube, daß es besser wäre, daß er ihn nicht fände. Unsere gute Wirthin hat schon Verdruß genug; denn sage es lieber selbst: was wird Meister Hiob anders thun als murren, zanken und böse sein? Davon wird das Kind nicht gesund werden.“

„Ja, aber er ist doch der Vater, und wenn einmal etwas Arges geschähe — wenn Engelbertchen einmal — Gott! und er sollte das Kind finden, wenn er nach Hause kommt.“

„Was bleibt der Doctor lange im Hause!“ seufzte Lina.

*) Umgegend von Saint Truiden und Tienen in Belgien.

„Ja, ich glaube es wol,“ antwortete der alte Mäfer. „Es ist im ersten Augenblicke nicht so leicht zu sagen, ob das Kind das Scharlachfieber habe oder etwas Anderes.“

„Und woran ist das denn zu sehen? — Gestern wollte unser Engeldchen nicht essen, es war still und verkroch sich in eine Ecke, um allein zu sein, und es klagte über Hals-schmerzen.“

„So beginnt das Scharlachfieber. Aber es gibt noch andere Minderkrankheiten, die so beginnen.“

„Diesen Mittag war sein Köpfchen so heiß, wie Feuer. Es wollte immer trinken.“

„Aber hatte es keinen rothen Ausschlag auf seinem Körper?“

„Ja, an dem Halse. Lieber Gott, es soll also das Scharlachfieber sein!“

„Hat Engelbert die Masern schon gehabt?“

„Nein, noch nicht.“

„Dann werden es gewiß die Masern sein. Das Kind des Webers, da hinten, liegt auch krank an den Masern.“

„Himmel!“ rief das Mädchen plötzlich, die Arme über den Kopf erhebend. „Da ist unsere Jungfrau, die Thränen stürzen ihr aus dem Auge — es ist gewiß ein Unglück geschehen.“

„Die beiden Diensthoten und der Mäfer gingen der traurigen Jungfrau mit mitleidsvoller Neugierde entgegen.“

„Ach Freunde, Freunde, beklagt meine arme Mutter,“ weinte Rosina, es ist die Krankheit —“

„Das Scharlachfieber?“ fragte Lina erschrocken.

„Ja, das Scharlachfieber,“ wiederholte die Jungfrau.
 „Ach, das unschuldige Schäfchen.“

„Jungfrau Rosina,“ sagte der alte Rüfer, „Ihr dürft das so schlimm nicht nehmen. Von Vieren, welche die Krankheit haben, stirbt doch nur Einer; Gott wird Euer liebes Brüderchen wol verschonen.“

„Dank für die guten Worte!“ sprach Rosina leise, „Gott wird es verschonen; denn, Freunde, die Mutter wird es nicht sagen, daß ihr das Herz vor Leid vergeht, aber seid versichert, wenn unser Engelbertchen sterben müßte, wie Euer armes Marielchen, so würde die Mutter auch wol den Kopf sinken lassen und und dann würden wir Alle miteinander noch unglücklich auf dieser Welt sein und der Vater, wenn er nach Hause kommt, ach, er wird wahnsinnig werden vor Gram!“

Lina, die Aufmagd, brachte die Schürze vor die Augen und begann aus Mitleid zu weinen. Jan schüttelte den Kopf und biß sich auf die Lippen; der alte Rüfer allein hielt sich standhaft und antwortete in einem tröstenden Tone:

„Nein, nein, so arg wird es nicht sein. Wenn man das Kind warm hält, dann wird der Doctor es wol wieder gesund machen.“

„Aber, was hat der Doctor gesagt?“ schluchzte die Magd. „Er muß doch wissen, ob es wieder genesen wird, oder nicht.“

„Der Doctor ist noch bei dem Kinde,“ antwortete Rosina. „Man hat mich weggehen heißen.“

Einen Augenblick blieben Alle stillschweigend und wie niedergebeugt bei dieser trüben Mittheilung. Rosina that

einige Schritte, um sich zu entfernen, und sagte zu der Magd, indem sie sich langsam nach dem Gänge des Gartens wandte:

„Lina, rufe mich, wenn der Doctor weggeht. Ich kann auf meinen Füßen fast nicht mehr stehen. Mein unglückliches Brüderchen, ach Gott!“

Das Mädchen, in schmerzvollem Nachsinnen versunken, trat mit wankenden Schritten auf den Pfad des Blumengartens und ließ sich endlich auf die Bank in der Laube nieder. Nachdem sie eine Weile still und regungslos die Thränen über ihre Wangen hatte fließen lassen, faltete sie die Hände und hob die Augen gen Himmel, ohne Zweifel, um durch ein feuriges Gebet zu Gott Gnade für ihr leidendes Brüderchen und ihre gute Mutter zu erbitten.

Die Sonne verschwand hinter dem westlichen Horizonte, aber sie sandte noch in rosenfarbigen Tönen der Natur ihren frohen Abendgruß. Die Laube, unter deren durchscheinendem Grün Rosina ihre innigen Gebete sprach, schien mit Purpur und Gold übergossen zu sein. Sie umfing eine Wolke von süßen, frischen Wohlgerüchen, die aus allen Blumen in erquickenden Düften aufstiegen. Die Vögel klappten noch, bevor sie sich zur Ruhe begaben, zwischen den Blättern, und einige sandten die perlenden Klänge ihrer Stimme dem abnehmenden Tageslichte zu. . . .

Rosina hatte endlich, ohne es zu wissen, ihren Kopf auf die Brust sinken lassen. So wie sie nun, mit dem bewegungslosen Blicke in die Weite starrend, von einem tiefen Traume bewältigt zu sein schien, war es sichtbar genug, daß ihre Gedanken fern von dem kranken Kinde und ihrer Mutter ab-

geirrt waren. Zuweilen schüttelte sie den Kopf zweifelhaft, oder ein Zittern ergriff sie, oder eine stille trübe Miene bewegte ihre Lippen.

Plötzlich schoß sie aus ihrer Zerstreuung auf, brachte die Hände an die Stirne und sprach mit fast unhörbarer Stimme:

„Gabriel! Gabriel! . . . mein armer Vater, wie wird er erschrecken. Sein Engelbertchen, das Licht seiner Augen. Ach, wäre Gabriel hier, er würde uns trösten. Wenn er gutes Ruthes ist, kann er so schön und gefühlvoll sprechen, und die Mutter würde ihm glauben. Aber ach, er ist nach Brüssel. Warum? Die Menschen sind doch sonderbar. Gabriel war gegen mich erzürnt, er ging weg aus dem Goldenen Adler, als ich mich ihm näherte. Des andern Tages ist er mit Sonnenaufgang abgereist, ohne daß ich es wußte. Was mag das bedeuten? Seine Mutter sagt, daß er wegen einer eiligen Sache von seinem Vater nach Brüssel geschickt worden sei, aber die Thränen standen in ihren Augen. Sollte der Notar Unglück haben? . . . und das Angstgeschrei auf der Wiese des Castells? War es Gabriels Stimme? Ach, ich bebe. Es ist mir, als ob uns noch viele Unglückschläge drohten Wenn mein Brüderchen nur genesen könnte! Wenn Gott in seiner Güte meinen armen Eltern diesen schrecklichen Schlag nur ersparen wollte!“

Ein Geräusch von Tritten unterbrach ihre qualvollen Gedanken. Sie erhob den Kopf und sah auf dem Pfade des Gartens Philomena, die Tochter des Bürgermeisters, sich nähern, welche geheimnißvoll und mit dem Finger auf dem Mund zu ihr kam. — Rosina erschrad. Was sollte ihre Freundin ihr zu berichten haben? Ein Unglück?

Indem sie sich auf die Bank niederließ, sprach Philomena mit leiser Stimme:

„Aber Rosina, sage mir doch, was ist das mit Gabriel und Dir?“

„Ach, liebe Mena,“ schluchzte Rosina, „unser Engelbertchen hat das Scharlachfieber.“

„Lina hat es mir gesagt. Aber ich bin gekommen, um mit Dir von etwas Anderem zu sprechen. Rosina, weißt Du, wo Gabriel ist?“

„Nach Brüssel wegen eiliger Angelegenheiten.“

„Du irrst Dich.“

„Seine Mutter hat es mir gesagt.“

„Seine Mutter weiß es nicht und sein Vater auch nicht.“

Rosina begann sichtbar zu beben, denn nun kam die Erinnerung an das Angstgeschrei auf der Wiese des Castells in ihr Gedächtniß zurück. „Wo, wo soll Gabriel sein?“ fragte sie mit Vekommenheit.

„Niemand weiß es,“ war die Antwort, „als vielleicht Du allein, Rosina. Hörche, ich will Dir sagen, was ich weiß. Des Morgens ging Gabriels Mutter hinaus, um ihn zu rufen, weil das Frühstück auf dem Tische stand, und er gegen seine Gewohnheit noch nicht unten war. Sie fand Gabriels Bett unangerührt und einen Brief auf dem Tische, worin er seinen Eltern Lebwohl sagte“

Ein Schrei entfuhr der Brust Rosina's, ihre Glieder begannen heftig zu zittern, und sie schien unter dem Schlage hinzusinken. Dennoch konnte sie nicht glauben, was sie hörte, und aus ihrem Zweifel schöpfte sie die Kraft, um unter einem Thränenstrome zu sagen:

„O, es ist nicht wahr, es kann nicht sein. Gabriel ist doch nicht wahnsinnig geworden. Welche Ursachen zu einer solchen Flucht?“

„Ja, Rosina, ich weiß es nicht. Vielleicht hat die Magd des Notars falsch verstanden. Was sie sagt, hängt so schlecht zusammen. Ich würde es wol wünschen, Rosina, denn es wäre doch unglücklich für Dich, wenn Eure Heirath so unerwartet aufgelöst werden sollte und wenn man Jemand so gern sieht, nicht wahr? Gabriel hat, obgleich er ein guter Junge war, immer eigenthümliche Launen gehabt, er ist zu tief sinnig, und sein Kopf steckt voller Träume. Aber, wenn er auch wirklich weggelaufen wäre, so wird er doch innerhalb einiger Tage wol von selbst wieder zurückkehren.“

„Aber die Ursache, die Gründe!“ schrie Rosina.

„Weißt Du, was die Magd davon hält? Seit einigen Wochen war Gabriel immer zerstreut, und wenn sein Vater ihm Etwas zu schreiben gab, saß er stundenlang mit dem Kopfe in die Hände gestützt da, und sann und träumte, und er verdarb nicht selten die wichtigste Arbeit. Samstag ist darüber eini ger Bank bei dem Notar gewesen, und die Magd behauptet, daß Gabriel aus Verdruß und Verzweiflung weggelaufen sei. Seine Eltern haben es aus Scham verschwiegen, und man sagte in dem Dorfe, daß Gabriel nach Brüssel wäre, weil man in der That meinte, er wäre zu seinem Oheim gegangen. Sein Vater ist ihm alsbald auf der Eisenbahn nachgereist. Er hat einen ganzen Tag in Brüssel umher gesucht bei allen seinen Freunden und Bekannten. Eben erst ist er zurückgekommen. Gabriel ist nicht zu finden, und

die Magd sagt, daß der Ketar und seine Frau in ihren Thränen vergehen und sich die Haare vor Verzweiflung ausraufen. . . .“

Mosina verbarq das Angesicht in ihre beiden Hände und ließ ihre Freundin ohne ein Zeichen der Aufmerksamkeit in ihren Mittheilungen fortfahren. Allerlei schreckliche Bilder spukten drohend vor den Augen des unglücklichen Mädchens. Der nächtliche Angstschrei klang schredenenerregend in ihr Ohr.

„An Deiner Stelle, Mosina, würde ich nicht so traurig darum sein,“ sagte die Andere. „Gabriel ist ja doch nicht aus der Welt, und er kehrt unzweifelhaft entweder heut oder morgen wieder zurück. Aber Du darfst Niemandem davon sagen, hörst Du? Auch Deiner Mutter nicht, sonst würde die Magd, welche mir mit halben Worten die Sache erzählte, weggeschickt werden. . . .“

Lina, die Dienstmagd, rief von ferne aus dem Aufgange:

„Mosina, Fräulein Mosina, die Mutter ruft Euch.“

Und da Mosina regungslos blieb, gleich als ob sie die Stimme der Magd nicht hörte, kam diese näher, ergriff den Arm des betrübten Mädchens und nöthigte es, aufzustehen, indem sie vor Freunden sagte:

„Mosina, der Doctor hat gesagt, daß Engelbertchen wieder gesund werde. Kommt, die Thränen werden doch Nichts daran helfen. Habt jetzt nur gute Hoffnung. Der Doctor muß es doch wol wissen. Und wenn Engelbertchen wieder gesund ist, dann werden wir froh und munter sein; kommt, kommt, es ist so arg nicht, wie wir glaubten.“

Und mit diesen Worten geleitete sie die schweigende und untröstliche Jungfrau über den Pfad des Gartens.

Auf dem Hinterhofe verließ Philomena ihre Freundin.

„Nun, Rosina,“ sprach sie, „bis morgen früh. Sei vernünftig und sage Nichts — und wenn ich etwas Anderes über die Sache vernehmen kann, werde ich es Dir morgen sagen.“

Rosina, ohne auf diese Worte zu achten, folgte geduldig der Magd bis in das Haus, und scheinbar ebenso gefühllos trat sie in das Zimmer ihrer Mutter ein, wo sie, wie zerschmettert, auf einen Stuhl hinsank.

Mutter Hiob, welche entfernt an dem Bette ihres leidenden Kindes saß, näherte sich ihrer Tochter in der Meinung, daß Rosina so um die Krankheit ihres armen Brüdchens traure, sagte sie bei der Hand und sagte mit süßem Tone:

„Rosina, weine doch nicht, unser Engeltchen wird noch genesen. Das Scharlachfieber, siehst Du, ist wol eine böse Krankheit für die armen Schäschen von Kindern, welche der nöthigen Pflege entbehren; aber wir werden unser Engelbertchen so gut abwarten, daß es kein Lüftchen berühren kann. Sei nur gutes Muthes.“

Das Mädchen antwortete nicht. Die einzige Wirkung der tröstenden Worte ihrer Mutter war ein heftiges Schluchzen.

„Denke doch ein wenig an Gottes Barmherzigkeit, Rosina,“ fuhr Mutter Hiob fort. „Du mußt Vertrauen haben auf seine Güte. . . . Ueberdies sagte ja der Doctor, daß der Brand gut hervorkäme, und wir Nichts zu fürchten hätten.“

„O weh, o weh, mein Hals, trinken, trinken,“ schrie das

leidende Kind mit trockner röchelnder Stimme. Die Frau eilte zum Bette, reichte dem Kindlein den erquickenden Trank und kehrte dann zu ihrer Tochter zurück.

„Wenn Du mich so vernüßig siehst, Rosina, ich, die ich doch seine Mutter bin,“ seufzte sie, „warum solltest Du denn verzweifeln und trauern, gleich als ob uns schon ein schreckliches Unglück betroffen hätte; darum tröste Dich nur, es wird schon besser gehen. In einigen Tagen wird Gengelbertchen wieder auf dem Hofe spielen, wie zuvor, und dann wird unserummer vergessen sein. . . . Sprich doch, Rosina! Du zitterst, dünkt mich. Zahst Du den Doctor weggehen?“

Die Jungfrau schlug mit einem Angstschrei die Arme um den Hals ihrer Mutter und schluchzte fast unverständlich:

„Ach, liebe Mutter, Gabriel ist weg gestorben man findet ihn nicht schon drei Tage sein Vater und seine Mutter vergehen in Thränen der Hilferuf auf der Wiese des Castells, das war seine Stimme!“

Mutter Hlob, von einer unwiderstehlichen Ueberraschung getroffen, wich einen Schritt zurück, sah ihre Tochter an und rief erschrocken:

„Wie, was sagst Du? Ich begreife Dich nicht.“

„Himmel, Himmel,“ schrie Rosina, „wenn Bösewichte ihn dort in der Finsterniß angefaßt hätten ach, der arme Junge! er rief um Hilfe aber es war, es war zu spät.“

Und sie sank wieder mit den Geberden der äußersten Verzweiflung auf den Stuhl zurück. Das kranke

Kind befiel ein heftiger Husten und schien in einem nervösen Halskrampf zu erstickn.

Mutter Hieb war einen Augenblick in peinlicher Unge-
wissenheit, wem sie zu Hilfe eilen sollte, ob ihrer Tochter, welche
in Ohnmacht von ihrem Stuhl zu fallen drohte, oder dem
Kinde, das unter heftigen Leiden sich wand, und unter
dem Husten klagend nach Labung jammerte. Sie sandte
einen flehenden Blick zum Himmel empor und eilte zu ihrem
Kinde, dessen Köpfchen sie in den Arm nahm und aufgerich-
tet hielt — ihre Augen waren aber nach ihrer Tochter
gewandt.

Der Husten des Kindes legte sich, es ließ sich eine
Frauenstimme in dem Vorzimmer des Hauses vernehmen,
Rosina sprang auf und rief im frohen Tone:

„Ach, Gott sei Dank, das ist Gabriels Mutter.“

Mit den Händen voran, nach der Thür eilend, hielt sie
sich bereit, um sich der Eintretenden um den Hals zu werfen,
aber kaum war Gabriels Mutter vor den Augen des Mäd-
chens erschienen, als diese vor Schrecken zurückwich und auf
ihren Stuhl niedersank, die Hände vor die Augen haltend.

Eine ziemlich besahnte Frau hatte die Thüre mit Kraft
aufgeschoben, ihre Augen, obgleich roth geweint, schossen
Strahlen von Zorn, und sie sah mit dem Ausdrucke des bit-
tersten Verweises, ja der Mißachtung der zitternden Rosina
ins Angesicht. Mutter Hieb schien verwundert, doch sie er-
holte sich sogleich, rückte einen Stuhl herbei und sagte:

„Nehmet Plag, Frau Etns. Soll es wahr sein, was
ich vernommen habe? Ist Gabriel wirklich verschwunden?
Betrübt Euch dann doch nicht zu sehr um eine solche gering-

füßige Sache. Es ist ein Jugendstreich, Ihr wißt, Gabriel ist tugendhaft und er wird schon zurückkehren.“

Frau Stone hatte zitternd und mit einem höhnischen Auge auf den Lippen diese Worte angehört. Nun fiel sie plötzlich heftig aus:

„Es ist ein Jugendstreich? Gabriel ist tugendhaft? Ihr habt meinen Sohn wahnsinnig gemacht, frettet nur noch Etwas mit seiner unglücklichen Mutter. Habt nur damit fort, vollendet Euer Werk. . . .“

„Ich hätte Euren Sohn wahnsinnig gemacht? Was bedeutet das?“

„Ja, Ihr seid die Schuld, daß mein armer Gabriel auf den Irrenpfad gerathen ist, Ihr habt von seiner Güte Mißbrauch gemacht. . . . Ach, vielleicht werde ich ihn nie mehr wiedersehen!“

„Ach?“ rief Mutter Lieb mit Verwunderung. „Ich habe ihn immer gut und liebevoll behandelt, als wäre er mein eigener Sohn gewesen.“

„Ihr nicht, Eure Tochter,“ antwortete Frau Stone, indem sie sich mehr nach der weinenden Jungfrau wandte, „ihre Falschheit ist es, welche meinem unschuldigen Gabriel das Herz zerschmettert hat; ja, ja, Rosina, weine soviel Du willst, Dein loses Betragen ist ein Ales, der am jüngsten Tage noch an Deinem Namen hängen wird — und verheirathe Dich nur mit einem andern Manne, Du wirst doch nicht glücklich sein!“

„O weh, o weh, ich werde davon sterben!“ klagte Rosina.

Eine strenge und einigermaßen heftige Miene spiegelte

sich auf dem Gesichte der Mutter Hieb ab. Sie wollte reden, aber Frau Styns ließ ihr keine Zeit und fuhr mit Heftigkeit fort:

„Und das ist nun der Lohn für sechs Jahre der Liebe. Er sah Dich zu gern, dieser arme Unglückliche, darum mußtest Du ihn verspotten, und ihn vor Jedermanns Augen lächerlich machen. Nur von Dir sprach und träumte er den ganzen Tag, und anstatt die Schriftstücke auszufertigen, die sein Vater ihm übergab, machte der einfältige Junge Gedichte auf Dich und Du, Du beschäftigtest Dich damit, ihn zu verrathen. Ein Herr mit einem Parte, ein Complimentenmacher aus der Stadt, der gefiel Dir besser und schmeichelte mehr Deinem Hochmuth, und darum mußtest Du meinen Gabriel wahnsinnig machen und durch Gram tödten“

Mutter Hieb legte ihre Hand auf den Mund der erzürnten Frau, um so ihre Rede zu unterbrechen und sprach dann mit stolzer Rülte.

„Ich darf Euch nicht in diesem Tone fortfahren lassen. Ihr seid von Sinnen. Sagt deutlich, was Ihr wollt. Seid versichert, daß hier ein trauriges Mißverständniß obwaltet. Setzt uns mit Gelassenheit aneinander, was Eure Meinung ist Du, Rosina, weine doch nicht so bitterlich wegen ungegründeter Vorwürfe; es wird sich Alles von selbst aufklären Nun, Frau Styns, ist der städtische Herr, von dem Ihr spracht, vielleicht Herr Walter?“

„Kein Wunder, daß Ihr es wißt. Es ist eine Schande. Seit einem Monate ist er wöchentlich im Wispelbefe; er wird in Eurem Hause empfangen, als ob der Reden für seine

Küße nicht gut genug wäre. Rosina ist immer an seiner Seite und so vertraulich mit ihm, daß Jedermann daran Aerger-
niß nimmt. Er beugt sich, sie lacht; er verneigt sich, sie ist
freundlich. Ihr glaubt, daß das ganze Dorf diese immer
größer werdende Vertraulichkeit nicht tadelt, so wie sich das
gehört? O, es ist schrecklich, meinen armen Gabriel so un-
barmherzig zu martern.“

„Seht, Aran Strus,“ sagte Mutter Hieb mit dem Aus-
druck der Güte und Betrübniß in der Stimme, „ich habe allen
meinen Muth nöthig, um nicht bei meinem armen Kinde,
das im Fieber schwachtend liegt, bei meiner unglücklichen
Tochter, die ihr so ungerecht beschuldigt, in Thränen auszu-
brechen, sonst würde ich wol über diese kindischen Beschul-
digungen lachen. Walter ist Hugo's Handelsgenosse, Ro-
sina ist gegen ihn bößlich und freundlich, weil wir es so
wollen.“

„Es ist gewiß nicht wahr,“ fuhr Aran Strus bissig an,
„daß im Geheimen schon von einer Verath zwischen Walter
und Rosina gesprochen wird. Solltet Ihr dieses leugnen
dürfen?“

„Es ist nie der geringste Schein davon gewesen. Aber
sagt mir doch um Gottes willen, wer hat Euch solche Gedan-
ken in den Kopf gesetzt?“

In diesem Augenblicke schrie das franke Kind nochmals
nach Frank. — Als Mutter Hieb es gelacht hatte und zur Aran
Strus zurückkehrte, hielt diese ein Papier in der Hand und
vergoß einen Strom von Thränen.

Von Mitleid getroffen, ergriß Mutter Hieb die Hand
ihrer alten Freundin und sprach leise einige tröstende Worte;

Mutter Hieb

aber die Andere zog ihre Hand mit Hestigkeit zurück, wischte die Thränen mit Eust aus ihren Augen und sagte:

„Das Aergste habe ich verschwiegen, ich schämte mich, es auszusprechen, denn wahrlich, es ist zu schändlich. Hört und antwortet dann, wenn Ihr es könnt und den Muth dazu habt, vielleicht wird es Euch unglücklich machen, denn Ihr seid auch Mutter. Ach, daß ich Euch diesen Schlag nicht ersparen kann!“

„Was enthält denn dieses Papier?“ seufzte Mutter Elisabeth mit einer gewissen Angst. „Es muß wol schrecklich sein.“

„Es ist der Brief meines armen Gabriel,“ war die Antwort. „Sein trauriges Lebenswohl. Ich fand ihn auf dem Tische neben seinem Bette Was darin steht, werdet Ihr gewiß nicht bestreiten, und Eure Tochter noch viel weniger.“

Hesina hatte den Kopf ein wenig aufgerichtet und zitterte vor ängstlicher Neugierde. Sie ging, um die Worte Gabriels selbst zu hören. Wahrscheinlich konnte ihr Leiden dadurch vergrößert werden; aber wie dem auch sein mochte, die Stimme war ihr theuer, und bei der Gewisheit, sie zu hören, war ein lichter Strahl der Freude in ihren beängstigten Augen gefallen.

Frau Stens, aus deren Augen wieder einige Thränen fielen, las mit gerührter und oft unterbrochener Stimme:

„Lieber Vater, liebe Mutter!“

„Ich bitte Euch auf den Knien und mit gefalteten Händen, vergebt mir, was ich nun thun werde. Dieses Papier habe ich die ganze Nacht mit meinen Thränen benetzt. Wenn Ihr es findet, werde ich weit von Wieselbese sein. Ach, be-

schuldigt mich nicht, bewahrt mir Eure Liebe, bis ich wieder zurückkehren werde. Meine Sinne sind verwirrt, ich bin unglücklich, ich weiß es, Mutter, wie ich Melina geliebt habe. Sie, sie hat mich verrathen, ihre Liebe war Schein und Falschheit. Der häßliche Herr Walter besüß ihr Herz. Ich diene ihr zum Zroth. Es wird schon im Geheimen eine Heirath zwischen ihr und dem Betrüger, der mir mein Leben verbittert, vorbereitet. Ich kann hier nicht bleiben, ich muß mich dahin begeben, wo ich fern von ihr bin, sie aus meinem Geiste verbannen, sie vergessen — oder sterben. Fürchtet aber nicht für mich, ich werde nichts Böses thun — und zurückkehren, wenn mein Herz von der schrecklichen Qual erlöst sein wird. Bewahrt mir Eure Liebe, geliebte Eltern, und helft mir doch durch Eure Gebete, daß Gott mir die Gnade schenke, das Andenken an sie zu besiegen. Ohne die Hülfe von Oben kann ich es nicht bezwingen, dieses grenzenlose Gefühl der Liebe für sie, welches mit meinem Herzen und meinem Leben verwachsen ist Ach, ich wollte Schreckliches verschweigen. Zwanzigmal fiel mir die Aeder aus der Hand; aber ich muß, wie solltet ihr sonst meine verzweiflungsvolle That begreifen? Mutter, Vater, Sonntag Nacht stand ich traurig auf der Wiese des Castells ich höre Stimmen, und vor allen Eine, die mich vor Schrecken zittern machte zwei Schatten nähern sich auf der Wiese Welche sind es, die so allein in der Dunkelheit lumwandeln? — Unglück, Unglück! Ein Weidstahl bohrt durch mein Herz. Walter, der Verführer Walter und und Melina Daß meine Augen sich"

Ein Schrei, wie ein dumpfer Todesstoß, entfuhr Mo-

fina's Brust. Das unglückliche Mädchen hatte ihre Kräfte zu sehr angestrengt, um Gabriels Worte bis zu Ende zu hören; aber von der letzten Beschuldigung niedergeschmettert, war sie mit dem Korse bleischwer auf die Lehne des Stuhles niedergestürzt.

Bei dem Anblicke der Ohnmacht ihrer Tochter konnte Mutter Hiob ihre Thränen nicht mehr länger bezwingen; sie starrte weinend zu ihrer Tochter, nahm ihren Korf in den Arm, und bemühte sich, ihr Kind durch liebevolle Worte wieder zum Leben zurückzurufen.

„Alles, was Gabriel sagt, ist Irrthum, Unverstand, Wahnsinn,“ schrie sie. „Ach, meine Rosina, die so unschuldig leiden muß! Frau Stens, Gott vergelte Euch diese grausame Ungerechtigkeit. Unglückliche Frau, Ihr wißt nicht, was Ihr thut.“

Gabriels Mutter schien mit einem Male ihre Entrüstung beschwichtigt zu haben; sie lief mit bekümmelter Hast nach dem Tische, brachte Wasser und begann die bleiche Stirn Rosina's zu waschen. Unter aller liebevollen Anstrengung, welche angewendet wurde, um das Mädchen aus ihrer Ohnmacht wieder zum Leben zu rufen, sagte Mutter Hiob:

„Aber Frau Stens, urtheilt selbst über die Beschuldigung Gabriels. Auf der Wiese des Kastells, da waren wir des Sonntags Abends Alle; mein Mann und ich, Hugo und Walter und Rosina, und wir sprachen alle miteinander über das Preisschießen, als Gabriel mit einem Sackei durch die Bäume davoneilte.“

„Ihr waret Alle zusammen?“ versetzte Frau Stens. „Ist Gabriel denn wirklich von Sinnen?“

„Ach nein, er träumt“

„Arme Rosina,“ wehklagte Gabriels Mutter, ihren Arm mitleidsvoll um den Hals der Ohnmächtigen legend. „Nimm, Kind, tröste Dich nur. Wir sind Beide unglücklich und Gabriel auch“

Der seelenvolle Ton dieser Stimme mußte in dem Herzen Rosina's wiedergehallt haben, denn sie öffnete die Augen mit einem langen Athemzuge und schaute verwundert um sich. Zogleich aber erinnerte sie sich des Beföhlenen, schlang die Hände über dem Kopfe zusammen und schrie erregt:

„Es ist schrecklich! Gabriels Hand hat das geschrieben!“

„Vergiß ihm, vergiß ihm,“ riefte Frau Zenz. „Seine allzu große Liebe führte ihn auf den Irrweg.“

„Gott bitten, um mich vergessen zu können!“ fuhr das Mädchen fort.

„Er wird es nicht können, Rosina.“

„Und ach, wo ist nur der arme Gabriel,“ schrie das Mädchen. „Er täuscht sich. Aber ich fühle seine Verzweiflung wel. Wenn ihm etwas Schreckliches geschehe! Gott, Gott, was bin ich unglücklich!“

Ihre Worte machten Gabriels Mutter zittern und pressten neue Thränen aus ihren Augen.

Rosina stand langsam auf, ging zu ihrer Mutter, die damit beschäftigt war, ihr leidendes Kind zu laben, und sagte zu ihr:

„Mutter, mein Kopf ist so verwirrt, laß mich in die Luft gehen. Die Einsamkeit und die Abendfülle werden mir vielleicht wieder neue Kraft geben.“

„So allein, Kind? Das darf nicht sein.“

„Ich werde Lina sagen, daß sie mir den Arm gebe.“

„Dann ist es gut. Rosina, Du darfst nicht mehr weinern, es wird wol besser gehen. Vielleicht ist Gabriel morgen schon zurück“

Das Mädchen wandte sich nach der Thür, richtete leise einen betrübten Gruß an Gabriels weinende Mutter und verließ die Stube.

Mutter Hieb setzte sich neben Frau Stuns, ergriff ihre Hand und sprach mit Mitleid:

„Die letzten Worte Rosina's haben Euer Herz mit Traurigkeit erfüllt, nicht wahr? Bedenkt, daß Rosina ein furchtsames Kind ist, und die Liebe sie ebenso wie Gabriel träumen macht.“

„O wenn Gabriel aus Verzweiflung sich ein Leides thäte,“ seufzte Frau Stuns. „Bin ich nicht Mutter, und muß ein solcher Gedanke mich nicht vor Schrecken sterben machen?“

„Wenn Eure Befürchtung auch nur einigermaßen einen Grund hätte, so würde ich Eure Angst begreifen; aber der Brief des armen Gabriel sagt Euch ja, daß er nichts Böses thun werde. Er bittet Euch schon um Verzeihung, bis dahin, wo er zurückkehre. Gabriel ist ein tugendhafter und gottesfürchtiger Junge. Wenn seine erste Aufregung vorüber ist, wird er an Euren Schmerz denken und zurückkehren. Wer weiß, ob er in diesem Augenblicke nicht schon wieder auf dem Wege nach Wieselbese ist.“

„Wie gut Ihr trösten könnt! Habt Dank für Eure süßen Worte,“ sagte Frau Stuns leise, indem sie die Hand der Mutter Hieb dankbar drückte.

„Ein Mensch darf sich nicht vom Kummer niederbeugen lassen,“ versetzte Mutter Hiob. „Man kann sich so gut in dem Bösen als in dem Guten irren, und Alles zu weiß oder zu schwarz ansehen. Was ist es doch, das Euch und Gabriel und Rosina zu Tode leiden macht? Es beruht allein auf einem Schein — und wenn Gabriel überzeugt sein wird, daß er sich geirrt hat, was wird dann noch davon übrig bleiben? Eine erprobte und festere Zuneigung zwischen ihm und Rosina.“

„Aber sein Vater, Mutter Hiob! Ach, der wird ihm niemals vergeben, daß er das elterliche Haus verlassen hat; er ist so verdrießlich, so verdrießlich, er sagt, daß er ihn niemals mehr unter seinen Augen sehen wolle . . . er will ihn enterben.“

„Worte der Aufregung, Frau Stens, laßt Guren Mann den Gabriel einmal derb zurechtweisen. Der Junge verdient wol eine Ermahnung; aber der Notar ist auch Vater, und indem er jenes sagt, betet er in seinem Herzen, daß Gott ihm seinen Sohn wiedergebe. Meint Ihr nicht, daß Dieses wahr sei?“

„In der That, das ist wahr.“

„Nun, Ihr seht also auch, daß es so schlimm nicht ist! Wer weiß, ob wir binnen vier oder fünf Monaten nicht auf der Hochzeit unserer Kinder über unsere Betrübnis lachen.“

„Hochzeit! Hochzeit!“ murmelte Frau Stens; „ich glaube nicht, daß der Notar noch Etwas davon hören mag.“

„Und wenn ihm nun Alles klar auseinandergesetzt wird? Er ist ein gutherziger, vernünftiger Mann.“

„Ja, aber er sagt, daß Ihr in jedem Falle, selbst wenn

die Vermuthung Gabriels ungegründet wäre, aus Mitleid seines Bartgefühls hätten schonen müssen. Der Notar ist schrecklich erzürnt auf Euch und auf Rosina.“

„Das wird schon besser werden, Frau Strus. Kommt, geht nun zu ihm und beweist ihm, daß Gabriel mit Unrecht alle die schwarzen Bilder in seinem Kopfe trug. Ich will die Magd rufen, um einen Augenblick bei unserm Engeldchen zu sein; — denn ich muß auch zuweilen zu meiner Rosina gehen, um ihr Etwas zur Linderung ihres Schmerzes zu sagen.“

„Euer Engelbertchen hat das Scharlachfieber?“ fragte Frau Strus mit nachdrücklichem Tone. „Armes Schäschen! Was müßt Ihrummer haben, Mutter Hieb! Und noch findet Ihr Kräfte, um Jedermann zu trösten.“

„Was hilft das Klagen und das Murren, Frau Strus? Gott da oben ist der Meister. Denen, welche auf seine Güte vertrauen, gibt er Kraft, in den Leiden auszuharren. Darum haltet Euch aufrecht und trauert nicht mehr, es wird schon besser gehen.“

Und ihre getröstete Freundin beim Arme nehmend, führte sie diese zur Stube hinaus, indem sie zu einer Magd sagte:

„Rath, geht zu Engelbertchen ans Bett, und wenn er zu trinken verlangt, gebt ihm einen Löffel aus diesem Aläschen. Ich will einen Augenblick mit Rosina auf dem Hinterhofe bleiben. Wenn Du mich ruffst, werde ich Dich hören können.“

III.

In der Kammer, wo Mutter Hiob seit dem vorigen Tage neben dem Bette ihres leidenden Engelbertchens gewacht hatte, brannte ein kleines Nachtlcht, dessen Zehen in zwieselhaften Ringeln an der Wand auf und niedersickte. Zehen begann der erste Morgenschimmer sich im Tis zu zeigen, und schon mischte sich von dieser Seite eine graue Klarheit zwischen das trübe Licht der Lampe.

Die tiefste Stille herrschte in der Kammer. Es wäre daselbst so einsam und schweigend gewesen, wie in einem Grabe, wenn nicht der Laut eines ermüdeten Athembelens die Gegenwart eines lebenden Wesens verrathen hätte.

Kath, die Hausmagd, war mit dem Kerse auf einem Tische in Schlaf gefallen. Das schwere Keuchen ihrer Brust hörte allein die beängstigende Stille.

Neben Engelbertchens Bett saß Mutter Hiob mit dem Kerse auf den Knien; ermattet von dem Wachen und den abwechselnden Erregungen der Hoffnung, des Schmerzes und des Schreckens hatte sie ihren Kopf gesenkt und war unter traurigen Gedanken eben eingeschlummert. Aber hatten sich auch ihre Augen geschlossen, ihr Herz und ihr Geist waren dennoch wach geblieben. Mit gespannter Aufmerk-

samkeit lieb sie dem geringsten Werausch ihr Ohr — und hätte eine Klage, ein Ton, ein Seufzer aus der glühenden Brust des Kindes sich losgemacht, die zärtliche Mutter wäre mit ängstlicher Besorgniß aufgesprungen, zu laben, zu lieben und zu trösten.

Die verfloßene Nacht war für das Herz dieser Frau eine schreckliche und qualvolle gewesen. Mit einem Blicke, der sich nie von ihrem Kinde abwandte, hatte sie das brennende Fieber Schritt vor Schritt in seiner drohenden Entwicklung verfolgt, und alle die Laute und ersticken, aber herzzerreißenden Klagen Engelbertchens in ihrem Busen aufgenommen. Allmählig hatte auch das Feuer der innerlichen Entzündung das Gehirn dieses Kindes angegriffen; es fing an, irre zu reden und mit schrecklichem Kehltone sich in schmerzhaften Krämpfen zu winden, es raste, schrie und lachte, es rief nach seiner Mutter, die es nicht wiedererkannte; nach seinem Vater, der, von seinem Unglück Nichts wissend, fern von Haus und Hof verweilte und vielleicht bei seiner Rückkunft, anstatt den geliebten Sohn, eine Leiche finden sollte.

Die arme Frau hatte mit hartnäckigem Zartgefühl gegen diesen Schmerz angelämpft, aber so sehr sie auch von Gott mit Kraft und Vertrauen beschenkt war, so hatte ihr Mutterherz doch peinliche Wunden erhalten und stark geblutet.

Als das Fieber endlich bis zum Wipfel seiner Wuth zu sein schien, empfand die gemarterte Mutter Etwas, das ihr wie ein Dolchstich den Busen durchbohrte und ihr zum ersten Male einen lauten Angstschrei abpreßte. Das Kind hatte unter verwirrten Worten und Lauten noch einmal gerufen, um zu trinken. Als der Löffel an seine Lippen

gehalten wurde, hob es die Hand in die Höhe und secht tastend um sich, als bemühte es sich, seine Mutter zu suchen. Es war blind, ...

Blind! Schreckliches Wort! Wel seit einer Stunde war das Angesicht Engelbertchens angeschwollen und ganz entstellt, wel war seine Haut roth, als hätte man es in einem Blutbade getauft, wel konnte die Mutter ihr Kind nicht mehr erkennen, in diesem entstellten Gesichte, das sie erschreckte aber das war Alles Nichts aber blind!

Dann brach die Kraft der muthigen Frau. Ein Thränenstrom stürzte aus ihren Augen, und auf ihren Stuhl nieder sinkend erhob sie stehend die Hände zu Gott. Eine Bitte, so heurig, als wäre sie ein aufwallender Theil ihrer Seele gewesen, entstieg ihren Lippen. In der tiefen Inbrunst ihres Seufzers hörte sie das Schreien des Kindes nicht mehr, und sie blieb eine lange Weile wie bewußtlos mit zum Himmel gerichtetem Blicke.

Als sie endlich im Gebete selbst Trost und Linderung gefunden hatte, wandte sie sich wieder zu ihrem Kinde. Es schien zu schlafen, und in der That, die Blut der Stirne hatte nachgelassen, das Nöcheln in seiner Kehle hatte aufgehört, sein Athemholen war frei, und es lag so ruhig, als hätte ein wohlthuernder Schlummer sein Leiden unterbrochen.

Frau Lieb hatte den Kopf bis auf die Kniee sinken lassen.

In dieser Stellung saß die betrübte Mutter noch, und die Magd, welche durch die große Stille überwältigt war, schlief auch noch an dem Tische, als der Morgenschimmer das herannahende Sonnenlicht verkündigte.

Bald vernahm man in dem andern Theile des Hauses das Geräusch der Diensthoten, die herunter kamen, um die ersten Hausarbeiten zu verrichten und die Küche zu versorgen.

Ein leises und schüchternes Pochen an der Thür machte, daß Mutter Hieb sich aufrichtete, und nach der andern Seite der Kammer ging. — Lina, die Kuhmagd, steckte ihren Kopf durch die Thür und fragte:

„Meisterin, nehmt es nicht übel, wenn es Euch beliebt; wie geht es mit unserm armen Engelbertchen?“

„Gut, gut,“ antwortete Mutter Hieb, „das Kind schläft. Sei nur unbesorgt, Lina, es wird wol besser gehen.“

„Ach, Gott sei Dank,“ seufzte die Kuhmagd, „ich habe die ganze Nacht nicht schlafen können. Aber das ist Nichts, wenn Engelbertchen nur besser wird.“

Und mit diesen Worten zog sie die Thüre wieder zu.

„Kath,“ sagte Mutter Hieb zu der Hausmagd, die durch die Stimme Lina's erwacht war, und sich dehnend die Augen rieb, „gehe zum Doctor und sage ihm, daß ich ihn ersuche, so bald als möglich zu kommen.“

Raum hatte Kath die Kammer verlassen, so kehrte sie zurück und sagte:

„Meisterin, der Anecht Hugo's ist eben aus der Stadt angekommen und bringt Euch eine eilige Nachricht.“

„Für mich? Von Hugo? Zu dieser Stunde?“ murmelte Mutter Hieb überrascht.

„Ja, und er muß Euch ganz allein sprechen, sagte er. Hugo hat ihm dieses auf das Bestimmteste anbefohlen.“

„Nun, laß ihn kommen,“ seufzte Mutter Hieb. „Was mag das bedeuten!“

Der Knecht trat ein und holte einen verschägten Brief aus der Tasche hervor, und ihn Frau Hieb darreichend, sprach er:

„Herr Hugo hat mich beauftragt, dieses seiner Mutter zu geben, daß es Niemand sehe. Ich weiß nicht, was geschehen ist; aber mein Herr ist wie von Sinnen, und als er mir diese Nacht den Brief gab, rannen die Thränen aus seinen Augen.“

Mutter Hieb ging an das am meisten erhellte Fenster, öffnete den Brief und versuchte zu lesen, was ihr Sohn ihr so geheimnißvoll mitzutheilen habe.

Voller Bewunderung hielt der Knecht das Auge auf die leidende Frau geheftet. Er sah die Hand, die den Brief hielt, zittern und beben, er hörte das Papier durch die Bewegung rascheln; er bemerkte, wie Hugo's Mutter mit der andern Hand eine Stütze auf dem Fensterbrette suchte, als befürchtete sie, unter ihrer heftigen Erregung niederzujagen.

Eine lange Weile blieb Mutter Hieb von ihrer Erregung bewältigt; doch allmählig kam sie zum Bewußtsein ihres Zustandes und kämpfte mit reinlicher Anstrengung ihrer Kräfte gegen die Entmutigung.

Als sie sich stark genug ankamte, wandte sie sich mit fester Kaltblütigkeit zu dem Knechte, der, über diese plöglige Veränderung ganz erstaunt, sie gaffend ansah.

„Hat Herr Hugo Euch nicht beauftragt, mir etwas Besonderes zu sagen?“ fragte sie.

„Nein, kein Wort.“

Mutter Hieb nahm ein kleines Silberstück aus ihrer Tasche, legte es dem Knechte in die Hand und sagte:

„Das ist für Euch. Kehrt nun rasch zu Eurem Herrn zurück, und wenn er fragt, was ich geantwortet habe, so sagt nur diese Worte: Eure Mutter hat gesagt, keinen Muth verloren, Hugo, es wird morgen wol besser gehen.“

Den Kopf in zweifelhafter Verwunderung schüttelnd, ging der Knecht zur Stube hinaus.

Kaum war der Bote verschwunden, so veränderte sich der Ausdruck des Angesichts der Mutter Hieb ganz. Ein scharfer Schrei entfuhr ihr und, den verhängnißvollen Brief in der krampfigen Hand, sprang sie von neuem zum Fenster, wo sie ebenso zitternd, wie zuvor, den Blick auf die Schrift Hugo's heftete.

Kaum konnte sie einen klaren Begriff von dem Inhalte desselben erhalten haben, als sie halb ohnmächtig in einen Sessel niedersank, eine Weile in stummem Nachsinnen sitzen blieb und die weitgeöffneten Augen in die Kammer gerichtet hielt. Dann stieg plötzlich ein Seufzer, wie ein Ausbruch des Leidens aus ihrem Busen auf und über ihre Wangen floss ein heißer Thränenstrom.

„Gott!“ seufzte sie, „ist es möglich, Hugo, mein Sohn, er soll verfolgt, von den Gendarmen ergriffen, in das Gefängniß geworfen werden, oder er muß fliehen . . . nach Amerika, verurtheilt als Dieb, als Bankerottirer! O ich träume . . . es ist das Leiden von dieser Nacht, es hat mein Gehirn gerüttelt. . . .“

Sie betastete selbst mit bebender Hand Kopf und Schultern, als wollte sie sich von Etwas überzeugen.

„Schrecklich!“ rief sie mit dumpfem Tone. „Ich wache, es ist kein Traum: Um ihn zu retten, um seinen Namen, seine Ehre vor der ewigen Schande zu bewahren, dreißig tausend Francs, dreißig tausend Francs. Ach, wo selbsten Schag herbolen! Wenn doch mein Blut hinreichend sein könnte! Sein Vater, sein armer Vater! Welch eine schreckliche Begrüßung wartet seiner. Meine Bewillkommnung wird ihn niederschmettern und ein Donner Schlag aber Hugo! Ich muß, ich muß ihn retten Wehe! wehe! und kein Aufschub, kein Tag, keine Stunde, und Lieb, der nicht hier ist! O, was ist zu thun?“

Sie sank kniend auf den Boden, erhob die Hände gen Himmel und schrie mit durchdringendem Tone:

„Guter, barmherziger Gott! sieh' mir mit Deinem Rathe bei, erleuchte meinen Geist, oder ich unterliege der Schwere meines Schmerzes. Herr, Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel. Habe doch Mitleid, Mitleid mit einer armen Mutter! Ach, mildthätiger Vater, sieh herab auf mein sterbendes Kind, welches vielleicht in den Armen des Todes eingeschlafen liegt — auf meine Tochter, deren Herz vor Weh blutet — auf meinen guten Sohn, das unschuldige Schlachtopfer des Betrugs und der Habschheit, auf meinen Gehatten, dessen Leben unter all den schrecklichen Schlägen brechen wird — auf mich, auf mich, Deine demüthige Dienerin, welche vor Deinem Angesichte liegt, und den Arm segnet, der sie prüfen will Herr, ich verlange nicht, daß ein Wunder das Leiden von mir abwende, aber ich bin Mutter. Nächst Dir, o Gott, bin ich allein der Trost und die Linderung aller Leiden um mich herum Ach, ver-

leihe mir Kräfte, unterstütze meinen Muth, gib mir Vertrauen, laß mich hoffen."

Gleich als wenn diese sieberhafte Bitte sie ganz erschöpft hätte, ließ sie die Hände neben ihren Körper sinken und den Kopf auf die Brust fallen. Sie blieb sehr lange regungslos, wie ein steuernes Bild knieend am Boden. Ob sie alles Bewußtsein verloren, oder ob sie ihr Gebet in der Stille fortsetzte, das wäre schwerlich zu sagen gewesen. Als endlich eine Bewegung des Körpers verkündigte, daß sie aus diesem Zustande sich erheben wollte, hob sie wieder Augen und Hände gen Himmel und sprach mit deutlichem Tone:

"Dank, Dank, o Herr! Muth und Vertrauen, sagt Deine göttliche Stimme. Wohlan, ich werde meine Pflicht thun, meine Schmerzen mit Gewalt in meinem Herzen verschließen. . . . Ach, nicht wahr, es wird wol besser gehen."

Sie richtete sich auf, näherte sich dem kranken Kinde, sah es mit forschendem Blicke an und horchte auf sein Athmen.

"Es schläft, es schläft," sagte sie erseut. „Engelbertchen wird bei seinem Erwachen besser sein. Ach nun für meinen armen Hugo gesorgt! Muth, Muth!"

An ein kleines Nachttischchen gehend, tauchte sie ein Tuch in das Wasser des Waschbeckens und befeuchtete sich damit das Angesicht, um die Spuren ihrer Thränen soviel als möglich zu verwischen. In diesem Augenblicke lehrte Kath, die Hausmagd, welche ihren Auftrag ausgerichtet hatte, zurück und sagte:

„Meisterin, der Doctor ist nicht zu Hause. Man hat ihn

in aller Eile gerufen, zu der Frau des Pächters Daems, die plötzlich krank geworden ist. Pächter Daems wohnt an dem Noordvren, es ist wol eine halbe Stunde von hier, aber so bald der Doctor zurückkommt, wird man ihn schicken.“

Es ist gut, Rath; gehe nun in die Kammer zu Rosina, sage, daß ich sie bâte, aufzustehen, aber beängstige sie nicht. Mit Engelbertchen geht's viel besser. Ich will mit ihr von etwas Anderem sprechen.“

Mutter Hieb wandte sich wieder in die Stube zurück, warf noch einen Blick auf den verhängnisvollen Brief und verbarg ihn dann an ihrem Busen. Sie ging auf und ab, blieb stehen, rieb sich die Stirn mit der Hand und murmelte einige stille Worte. Unzweifelhaft berathschlagte sie bei sich selbst über die Mittel, um ihren Sohn vor der Schande zu bewahren. Schon war Rosina an ihr vorbeigegangen, und erst durch ihren liebevollen Morgengruß war die nachsinnende Frau aus ihrer tiefen Erwägung erwacht.

Rosina hatte sich sogleich nach dem Bette Engelbertchens begeben. Der Anblick seines aufgeschwollenen und entstellten Gesichts presste ihr einen Angstschrei aus, und mit heftigem Schrecken hielt sie das Auge auf ihr armes Brüderrchen geheftet. Aber Mutter Hieb näherte sich ihr und sagte:

„Du meinst, daß es mit Engelbertchen nicht gut gehe, Rosina? So ist das Scharlachfieber immer. Das Aufschwellen des Gesichts ist nichts Besonderes. Engelbertchen schläft ruhig. Du siehst es ja. Sein Köpfschen wird wol wieder zusammenfallen. Das Fieber ist vorüber. Nun wird das Kind wieder gesund werden. Alles ist nach bestem Wunsche.

Jetzt aber, Rosina! muß ich mit Dir von schlimmeren Dingen sprechen"

"Von schlimmeren Dingen?" seufzte das Mädchen von dem feierlichen und nachdrücklichen Tone dieser letzten Worte mit Angst getroffen.

"Ja, von schlimmeren Dingen, Rosina. Aber wie groß auch das Unglück sei, wir müssen uns darin trösten und denken, daß Gott uns doch nicht verlassen werde"

"Ach, der Vater, der Vater! Ist ihm Etwas zugestoßen?" fragte Rosina zitternd.

Mutter Hiob, welche die düsteren und unheilverkündenden Worte gesprochen hatte, nur um ihre Tochter ohne viele Umschweife auf die traurige Nachricht vorzubereiten, sah, daß sie einen Fehlgriß gethan hatte. Sie sprach dann aber mit festem Tone:

"Nein, nein, vom Vater habe ich keine Nachricht, Du erschrickst mit Unrecht, Rosina! Komm, setze Dich, ich will Dir sagen, welcher neuer Schlag uns getroffen hat, aber behalte Deinen Muth, ich habe Deinen Rath nöthig, Kind."

Sich niederlegend begann Rosina schon zu weinen, da sie überzeugt war, daß ein Ereigniß, welches ihre Mutter so unglücklich zu machen schien, ein großes Unglück sein müsse.

Mutter Hiob zog das Papier aus ihrem Busen und sagte mit einigermaßen schnellem Tone:

"Rosina, es ist soeben ein Bote aus der Stadt mit einem Briefe von Deinem Bruder Hugo hier gewesen. Habe den Muth, um ihn bis zu Ende anzuhören. Lieber hätte ich Dir allmählig die traurige Nachricht mitgetheilt, aber die Zeit gebricht mir. Preß das Lesen der schmerzlichen Klage Dei-

nes Bruders Dir Thränen ab, so weine und traure über sein Unglück; aber höre aufmerksam zu, unterbrich mich nicht und sei mir dann mit Herz und Geist behülflich. Der Vater ist leider in diesem entscheidenden Augenblicke abwesend. Jede Stunde, welche verläuft, ist ein unheilbarer Verlust. Mit Niemand, als mit Dir, mein Kind, darf ich über den unglücklichen Vorfall sprechen."

Mit einer anfangs klaren Stimme, die aber in einen dumpfen Ton überging, und bisweilen ganz unter dem Gefühle des Schmerzes erstickte, las Mutter Hieb den ihr von Hugo geschickten Brief:

„Gute, liebe Mutter!

Mein Herz zerreißt bei dem Gedanken an denummer, der Dich und meinen theuren Vater treffen wird, wenn Du diesen Brief lesen wirst; aber so sehr ich auch Thränen weine, so muß ich doch die traurige Pflicht erfüllen, bevor das allgemeine Gerüchte Dir mein Unglück meldet. Ach Mutter, der Walter, den wir als das wahre Bild der Tugend und der Güte betrachteten, hat mich elendiglich betrogen und verrathen. Montag, als ich wohlgenuth von Wisperelbese auf unser Comtoir kam, fand ich die Nachricht, daß das Haus von Diffe und Comp. im Pennegau seine Zahlungen eingestellt habe. Wir haben an dieses Haus eine Forderung von zehntausend Francs. Auf den Rath des Walter begab ich mich auf Reisen, um zu vernehmen, was von unserer Schuld zu retten wäre. Ich kehrte zwei Tage später unverrichteter Sache zurück. Walter war verschwunden, und in einem Briefe, den er auf dem Comtoir an meiner gewöhnlichen Stelle niedergelegt hatte, vernahm ich seinen schönen Ver-

rath. Er ist abgereist, nach Amerika sagt er, aber bevor er sich zu diesem Schritte entschloß, hat er die Wechsel, welche wir besaßen, zu Gelde gemacht. Er hat unsere Kasse geleert und läßt mich, ohne alle Mittel, der zerschmetternden Verantwortlichkeit eines betrügerischen Bankerotts bloßgestellt; — denn Mutter — Du wirst es nicht glauben können — Walter hat schon seit Monaten diesen elenden Schlag vorbereitet, unsere Bücher gefälscht und ohne mein Wissen Wechsel auf unsern gemeinschaftlichen Namen ausgegeben. — Seit heute Morgen liege ich mit bekümmertem Herzen und der Blut in dem Gehirn über unsern Büchern. Ich kann Dir keine weiteren Mittheilungen machen, liebe Mutter, es würde zu weit führen und für Dich unverständlich sein. Urtheile über meine Lage. Bevor vier Tage verstrichen sind, muß ich dreißigtausend Francs haben, oder ich werde als Bankerottirer angeklagt, von Hensdarmen gefaßt und ins Gefängniß geworfen. Ich bin unschuldig. Mein allzu großes Vertrauen ist die einzige Ursache meines Falles; aber ich habe in der Eile und ohne es zu wissen, Schriftstücke gezeichnet, die mich wenigstens scheinbar mitschuldig machen. Wird das Gesetz meine Rechtfertigung genügend finden? Du aber, liebe Mutter, wirst von meiner Unschuld überzeugt bleiben, nicht wahr? Und Du wirst den Vater trösten über diesen schrecklichen Verlust. Ich weiß wol, daß Dein liebevolles Mutterherz versuchen wird, die Mittel zu finden, um mich zu retten; ja, daß Du Dich nicht weigern wirst, und müßtest Du deshalb in Armuth gerathen — aber das darf nicht geschehen! Gott sei mein Zeuge, daß ich es weder wünsche noch verlange. Schon hast Du und der Vater das Erbtheil

Guter Vatern mit Hypotheken beschwert, um mir ein Handelscapital zu verschaffen. Meine Schwester und mein armes Brüderchen verlieren, schuldloser noch als ich, einen Theil der ihnen zukommenden Mittel. Behalte, behalte das Uebrige, ich beschwöre Dich bei meiner unverlöschlichen Ghefurcht, bei meiner Liebe für Dich, mache sie nicht arm um meinetwillen. — Mir schwebt auch der Gedanke im Kopfe, eine Zuflucht in Amerika zu suchen; aber dann flehte die Schande ewig auf mir und auf dem Namen meines Vaters. Ich werde bleiben, und mich noch nach Mitteln umsehen, um meinen unausbleiblichen Fall hinauszuschieben — und kommt dann der schreckliche Augenblick, wohlan! in meiner Unschuld werde ich Herz und Auge zu Gott erheben und ergeben in mein hartes Geschick auf seine Gerechtigkeit hoffen

Liebe Mutter, ich schreibe Dir dieses Alles unter einem Strome von Thränen; aber wenn ich traure, so ist es mehr aus Liebe zu Dir, und mehr darum, daß mein gefühlvoller Vater durch diesen traurigen Schlag unglücklich sein wird, als um mein eigenes Schicksal. Ich wagte es nicht, sogleich an ihn zu schreiben. Du, die Du so gut zu trösten weißt, sei Du die Unglücksbotin, Mutter. Der unersehöpfliche Schatz Deiner liebevollen Seele wird Dir die Mittel anweisen, um sein Herz gegen den zerschmetternden Schlag zu waffnen.

Selbst kann ich nicht kommen. Du wirst begreifen, daß ich das Comtoir nicht verlassen darf, und zudem muß ich rechnen, rechnen, Tausende von Zahlen übersehen und vergleichen. . . . Dürfte ich Dir um den Hals fallen, Dich in die Arme schließen, Mutter, und Deine Stimme hören! Ach, es scheint mir, daß

diese Wohlthat mich stärken würde gegen den Schlag, der mich zu vernichten droht!

Dein unglücklicher Sohn
Hugo."

Mutter Hiob hatte zu sehr auf ihre Standhaftigkeit gebaut. Denn als sie den Brief zu Ende gelesen hatte, strömten die Thränen über ihre Wangen, und sie behielt nicht Kraft genug, Rosina aus ihrer stummen Trauer aufzuwecken. Die erschütterte Frau ließ den Kopf zur Seite auf die Schulter ihrer Tochter sinken, legte den Arm ihr um den Hals und weinte still mit ihr

Diese Vergessenheit währte aber nicht lange. Mutter Hiob drängte die Thränen in ihren überfüllten Busen zurück, faßte die Hand ihrer Tochter und fragte:

"Liebe Rosina, was werden wir thun?"

"Kannst Du fragen?" weinte Rosina. "Ach Gott, der unglückliche Hugo! Du mußt ihn retten! ihn retten!"

"Dreißigtausend Francs," seufzte die Mutter; "vielleicht ist die Brauerei und Alles, was wir noch besitzen, nicht so viel werth Und Du, Rosina, und Engelbertchen und Dein Vater? Ihr werdet Alle miteinander arm sein."

"Gott, Gott, was ist das weiter?" rief das weinende Mädchen. "Nimm das diamantne Herz, welches ich von meiner Großmutter geerbt habe; nimm mein Gold — Alles, Alles, — nur rette Hugo. Ach, ich bitte Dich, Mutter, erlöse ihn von seiner schrecklichen Angst."

"Ihre Tochter mit Innigkeit umarmend, sprach die gerührte Frau:

„Habe Dank, Rosina. Gott wird Dich dafür im Himmel belohnen. Deine edelmüthige Aufopferung gibt mir Kraft. Ich werde ihn retten, wenigstens werde ich versuchen, zu thun, was ich kann. Rame nur Dein Vater bald. Ach, möchte sein Schutzengel ihm doch einflüstern, daß seine Gegenwart hier nothwendig sei, um sein Kind vor der Schande zu bewahren. Aber ich darf nicht zaudern; höre, Rosina, was ich thun will. Ich werde zu Herrn Stuns gehen und die dreißigtausend Francs von ihm auf unsere Güter erbitten. Wenn er sie selbst nicht hat, so weiß er als Notar unzweifelhaft verfügbare Gelder auf Hypothek zu finden. Ohne Deinen Vater kann diese Sache nicht entgütlich abgethan werden; aber Alles muß bis dahin, wo er zurückkehrt, vorbereitet sein, und mit einem Federzuge, mit einem Handzeichen von ihm wird Hugo gerettet sein. O, möchte es so geschehen, nicht wahr, Rosina? Du siehst, wie fest und ruhig unser Engelbertchen schläft; es wird genesen; die Krankheit hat ihre Kraft verloren. Könnten wir das Geld finden, um Hugo vor dem drohenden Untergange zu beschützen, so würde noch Alles gut gehen können. Wir würden arbeiten, sparen und uns plagen und doch mit Gottes Hülfe so stille durch die Welt kommen. . . . Sei nur getroßt. . . . Gabriel, nicht wahr? Ach, das wird sich noch am allerleichtesten machen, glaube mir. . . . Bleibe Du nur hier und wache bei unserm Engelchen, Rosina. Laß von der traurigen Nachricht Niemand wissen; ich gehe zum Notar. Habe nur Muth, ich werde mit guten Nachrichten zurückkehren.“ Sie ordnete in aller Eile einigermaßen ihre Kleider, warf ein Halstuch über die Schultern und verließ die Kammer.

Die Sonne war schon hoch am Horizonte aufgestiegen, was der Mutter Hiob Hoffnung gab, daß der Notar sein Bett verlassen habe und bereits auf seinem Bureau anzu-
treffen sei.

Mit leichten Schritten und mit einer gewissen Freude in dem Herzen lief sie über den Fußpfad, welcher sie nach der Wohnung von Gabriels Vater führen mußte. Zuweilen schien ein plötzlicher Gedanke sie zurückzuhalten, und dann verfinsterte ein trauriges Nachsinnen ihr Gesicht. Der Notar war auf sie erzürmt, denn er glaubte, daß Rosina an Gabriels Verzweiflung und an seinem Verschwinden schuld sei. Der Junge war wahrscheinlich noch nicht zurückgekehrt. Sollte Herr Styns in seiner Betrübniß, in seinem Aerger ihre Bitte nicht verwerfen? Aber dann waffnete sich die muthige Frau mit einem Entschlusse und bemühte sich, von der aufrichtigen Gutherzigkeit des Notars sich selbst zu überzeugen. Er könnte sich ihrer alten Freundschaft erinnern, mit ihrem Schmerze Mitleid haben und ihr helfen, und sollte er auch selbst einige Opfer bringen. So in ihrem eigenen Gemüthe Kraft suchend, pochte Mutter Hiob an die Thür der Wohnung des Herrn Styns und wurde auch sofort zu ihm eingelassen.

Als der Notar sie eintreten sah, stand er überrascht von seinem Schreibpulte auf und schaute sie mit ärgerlicher Ungeduld an.

„Seht, Mutter Hiob,“ sagte er, „ich muß nun meine Acten selbst abschreiben und habe darum nicht viel Zeit. Ich kann leicht errathen, warum Ihr mich besucht. Es ist möglich, daß Gabriel einen Mißgriff gethan hat; jedoch will

ich von seiner Heirath mit Rosina Nichts mehr hören. Mein Entschluß ist gefaßt, erspart Euch deshalb jede unnütze Mühe."

"Ich bitte Euch, Herr Notar," sagte Mutter Hieb flehend, schenkt mir einen Augenblick Gehör. Ich bin gekommen, um mit Euch von etwas Anderem zu sprechen"

"Nein, nein, um Gottes willen, laßt mich in Ruhe," murrte Styas. „Eure Gegenwart ist mir peinlich. Ist es nicht unglücklich, einen Sohn zu haben, für dessen Erziehung und Unterricht ich mir, so zu sagen, das Nöthige verfaßt habe und ihn dem elterlichen Hause entlaufen sehen, ohne zu wissen, ob er nicht auf schlechte Wege gerathen oder ob er sich nicht selbst aus Verzweiflung ein Leidesthun wird, oder ob er in diesem Augenblicke, wo ich rede, noch lebt. O, hättet Ihr es vorhersehen können, Ihr hättet ihn besser und edelmüthig behandelt, nicht wahr?"

Eine Thräne der peinlichen Ungeduld glänzte in den Augen der Mutter Hieb. Sie hätte gern sogleich für ihren unglücklichen Jünger um Hülfe gefleht. Gleichwol fühlte sie, daß die Gemüthsstimmung des Notars erst beschwichtigt werden mußte. Sich Gewalt anthuend, antwortete sie mit scheinbarer Ruhe:

"Herr Styas, ich will Euch nur, wenn Ihr die Güte haben wollt, mich anzuhören, Dinge erzählen, die Euch überzeugen werden, daß ich an keine Heirath zwischen unseren Kindern mehr denken kann. Ich werde meine Tochter durch nichts Anderes entschuldigen, als allein dadurch, daß kein Gefühl der Liebe reiner und inniger sein kann, als dasjenige, welches sie für Gabriel hegt Betrübt Euch

nicht zu sehr über das Verschwinden Eures Sohnes. Ihr kennt ihn. Er ist zu nichts Schlechtem fähig; in einigen Tagen, vielleicht in einer Woche, wird er wiederkommen, sich zu Euren Füßen werfen und Euch für den Schritt, den seine verirrte Phantasie ihn thun ließ, um Verzeihung bitten. Ihr werdet ihn strafen, dann seine Verirrung vergeffen und am Ende Eurer Tage an seinem tugendhaften Wandel und seiner Arbeitsamkeit Freude erleben. Es ist wahr, daß Gabriel zu gefühlvoll ist und sich durch Alles, selbst durch den trügerischsten Schein blenden läßt. Aber dies ist ein Beweis, der zum Vortheile seines einfachen und liebevollen Herzens spricht. Es ist seit Jahren mein süßester Traum gewesen, daß meine Rosina einmal seine Ehegattin werde. Ein anderer nicht zu beseitigender Umstand hindert mich, noch die geringste Hoffnung für diese Verbindung zu bewahren."

Ganz verwundert über den traurigen Ton ihrer Stimme und über die Ruhe, welche in ihren Worten lag, fühlte der Rotar seinen Groll beschwichtigt werden.

"Von welchem Umstande wollt Ihr reden?" fragte er.

"Ein unvorhergesehenes Unglück hat uns betroffen. Wir sind arm geworden," sagte Mutter Hiob.

"Arm — arm, Ihr? Das ist nicht möglich!" rief Stynes.

"Gott hat es so gewollt," sagte sie leise.

"Aber Ihr erschreckt mich. Arm geworden! Wie meint Ihr das?"

"Bergönnt mir, daß ich Euch erzähle, was über uns gekommen ist. Werdet Ihr mich mit Eurer gewohnten Güte

anhören und Euch erinnern, daß wir von Kindesbeinen an treue Freunde gewesen sind?“

„Himmel!“ seufzte der Notar, „hat Euch wirklich ein Unglück betroffen? Laßt Euch nieder, Mutter Hiob, redet; was ist geschehen?“

„Ihr wißt, Notar, daß wir auf die Güter, welche wir von unsern Eltern erbten, fünfundzwanzigtausend Francs aufgenommen haben, um unserm Hugo ein kleines Handels- haus in der Stadt einzurichten. Ihr wißt auch, daß er sich mit Herrn Walter vereinigt hatte, der im Handel mehr als er erfahren war und als ein ehrlicher und rechtschaffner Mann gerühmt wurde, und nun ist dieser Walter nach Amerika geflohen. Er hat alles Geld aus der Kasse mitgenommen, die Bücher gefälscht und ohne Wissen meines Sohnes Wechsel ausgefertigt. Ich verstehe von solchen Dingen nichts Anderes, als daß ein schreckliches Loos meinem armen Hugo droht. Seht hier einen Brief von ihm; beliebt ihn zu lesen, dann werdet Ihr begreifen, was für ein schrecklicher Schlag uns getroffen hat.“

Sie reichte bei diesen Worten Hugo's Brief dem Notar.

Je mehr dieser das Lesen des Briefes forderte, desto mehr vrägte sich auf seinem Gesichte das größte Erstaunen aus. Wahrscheinlich flöste die stille, aber tiefgefühlte Verzweiflung Hugo's ihm ein inniges Mitleiden ein, denn als er bis zum Ende des Briefes gelangte, zeigte sich eine Thräne in seinem Auge.

„Der Schelm, der Betrüger,“ murmelte er; „unglücklicher Hugo!“

Er gab den Brief zurück, sagte Mutter Hlob bei der Hand und sagte:

„Ach, Ihr seid unglücklich dreißigtausend Francs, wo die finden? Und doch könnt Ihr Euer schuldloses Kind nicht in diesem Zustande lassen Selbst das Unmögliche muß versucht werden. Nämlich er in das Gefängniß, so wäret Ihr Alle — Rosina mit — Ihr Alle wäret in den Augen der Welt für immer entehrt. Sagt, was wollt Ihr thun, um ihn zu retten?“

„Ich will die erforderliche Summe auf unsere Besitzungen aufnehmen und ich komme, um Euch zu bitten, mir dabei behülflich zu sein.“

„Dreißigtausend Francs, das geht über meine Kräfte. Ich kann nicht.“

„Aber Ihr habt unzweifelhaft verfügbare Gelder, um sie auf Zinsen zu leihen.“

„Leider in diesem Augenblicke nicht. Ein Dorfnotar hat solche Gelder nur zufällig.“

Mutter Hlob erblich. Gegen ihre Erwartung in ihrer Hoffnung so grausam getäuscht, fühlte sie ihre Stimme von einer Thränenflut erstickt werden; aber sie ermutigte sich wieder selbst zur Standhaftigkeit, bezwang ihre Verzweiflung und sagte flehend:

„Ach, Notar, bei unserer alten Freundschaft, bei der Freundschaft unserer Eltern zu einander, helft mir. Einnet Etwas aus, um Hugo zu retten. Ich würde Euch dankbar sein und Euch segnen, bis auf mein Sterbebett.“

„Könnte ich es thun, und kostete es mir auch selbst die größten Opfer, so würde ich mich keinen Augenblick bitten

lassen," antwortete Stons. „Ihr wißt, Mutter Hiob, daß ich zehn Kinder habe, sie kosten viel zu erziehen und zu unterhalten. Ich habe in diesem Jahre zahlreiche Verkäufe gehabt, und fast all mein Geld ist auf Rinsen ausgegeben"

Er legte die Hand an seine Stirn und bedachte sich eine Weile.

„Wenn ich Alles, was ich aufbringen kann, zusammenrechne, so habe ich vielleicht sechshundert Francs. Nehmt sie, ich werde sie Euch ohne Rinsen leihen. . . . Aber das ist nicht hinreichend — Gott, was ist zu thun! Ich könnte mich nach der Stadt begeben und einige von meinen Amtsgenossen aufsuchen; aber ich bin überzeugt, daß sie auf eine zweite Hypothek kein Geld leihen werden. Ueberdies wird man die Besitzungen beschlagnahmen und abschätzen wollen, um zu sehen, ob sie noch diese zweite Hypothek tragen können, und es werden Tage und selbst Wochen verlaufen — und Ihr müßt das Geld ohne Verzug haben, oder es ist zu spät."

Mutter Hiob, von einer fürchterlichen Enttäuschung uedergeschmettert, schaute den Notar bebend und mit unverwandtem Auge an. Ihr Muth schien zu sagen:

„Ueberlegt, denkt nach, gebt mir Hoffnung!"

„Ah!" rief Stons mit einer plötzlichen Bewegung der Freude, „ich habe es gefunden!"

„Ihr habt es gefunden?" jauchzte Mutter Hiob. „Ihr werdet ihn retten. Ach, Gott belohne Euch für diesen guten Gedanken."

„Ich habe Grund, um es zu hoffen. Der Notar von Wolvelaer — ich erinnere mich jetzt — hat mir vor acht Tagen gesagt, daß der Herr Pres von dem Grünhose ein

ansehnliches Erbe eingezogen habe und fünfzigtausend Francs auf Güter in dieser Umgegend auszuleihen suche. Ich habe für Herrn Bres schon einige Male Geschäfte besorgt, er setzt Vertrauen in mich."

"Uns kennt er gleichfalls," sprach Mutter Hiob erfreut. "Wir liefern Bier auf den Grünhof. Wenn er wissen wird, daß er uns eine große Wohlthat erweisen kann — daß es geschieht, um unsern Sohn vor der Schande zu retten"

"Nein, nein, man darf ihm von dem Vorfalle Nichts sagen. Das Geld hat kein Herz. Mutter Hiob, es liebt nichts Anderes, als ein sicheres Unterpfand und hohe Zinsen. Ueberdies könnte es gefährlich sein, Aufschlüsse über die Verhältnisse Hugo's zu geben. Laßt mich nur machen; ich weiß, wie man in solchen Dingen zu Werke gehen muß"

Während er sprach, ging er nach der Ecke der Stube und zog an der Klingelschnur.

"Eriene," sagte er zu der Magd, welche sich an der Thüre zeigte, „laß Jan augenblicklich das Pferd einspannen; ich muß unverzüglich nach Wolvelaer."

Dann wandte er sich zu Mutter Hiob und sprach tröstend:

"Seid seht nur wohlgemuth. Ich hoffe, daß mein Versuch gelingen wird; ja, ich bin beinahe davon überzeugt. Euer Mann ist wahrscheinlich noch nicht zu Hause? Glaubt Ihr, daß er zu dieser Anleihe seine Einwilligung geben wird?"

"Gewiß, gewiß, wie könnte er anders?"

Der Notar zuckte die Achseln.

"Ich verstehe Euch," sagte Mutter Hiob. „Er wird viel-

leicht im ersten Augenblicke einige Einwendungen machen aber zuletzt thut er doch immer, was gut ist."

"Ihr sagt, daß bereits fünfundzwanzigtausend Francs auf Euren Gütern lasten?" murmelte der Notar nachsinnend. „Wenn ich mich nicht irre, stehen sie zu vier Procent?"

„Drei und ein halb."

„Ah, drei und ein halb; um so besser. Zuerst die Brauerei mit den Vorräthen und Ausständen; zweitens der Hof mit seinen Aeckern; drittens die Weiden in den Mooren Das Alles kann zusammen einen Werth von fünfundsechzigtausend Francs haben. Fünfundzwanzig und dreißig ist fünfundfünfzig. Es bleiben also nicht mehr, als zehntausend Francs übrig. Wenn ich nun die gewünschte Summe gegen vier Procent — nehmt vier und ein halb — bekommen könnte, so würdet Ihr jährlich weit über zweitausend Francs allein für Zinsen aufzubringen haben. Dieser Zustand ist schrecklich —"

„In der That, Notar; aber laßt uns jetzt nicht daran denken. Daß mein armer Hugo nur gerettet wird! Die Brauerei wird doch im Gange bleiben, ich werde mir eine grobe Schürze vorbinden und Rosina auch. Wir werden vergessen, was wir waren und mehr arbeiten als vorher."

„Herr, das Pferd wird augenblicklich angespannt sein," kündigte die Magd an.

„Der Notar sagte Mutter Hiob bei der Hand und sprach:

„Nun, nun, habt Muth, wie es auch ablaufen möge. Ich werde Euch immer helfen und beistehen Und was Rosina betrifft, wenn Gabriel mit anderen Gedanken zurück-

kehrt Nun, ich gehe hin. In einigen Stunden kann ich mit dem Gelde zurück sein."

Unter dem Aussprechen von Worten der Dankbarkeit verließ Mutter Hlob das Haus. Auf dem Wege, unter dem blauen Himmel, strahlte ihr Gesicht von einem hellen Lächeln, und mehr laufend als gehend, sprach sie sich selbst allerlei hoffnungsvolle Ermuthigungen ein.

Sie fand ihre Tochter weinend neben dem Bette ihres kranken Kindes sitzen; aber Rosina sprang auf, als sie die Stimme ihrer Mutter hörte und fragte wehklagend: „Ach, ach, ist es geschehen? Ist Hugo erlöst?"

Mutter Hlob umarmte ihre Tochter und sprach:

„Sei froh und Gott dankbar, Rosina. In zwei Stunden erhalten wir das Geld.“

IV.

Als Mutter Hiob von dem Notar zurückgekehrt war, hatte sie noch einige Augenblicke mit ihrer Tochter gesprochen und sich bemüht, ihren Muth aufzurichten und Vertrauen auf eine bessere Zukunft in ihrem Herzen rege zu machen. Wahrscheinlich war die gute Frau von einem überwältigenden Grame niedergebengt, und dienten ihre Worte hauptsächlich dazu, um gegen die Verzweiflung zu kämpfen. Denn, wahrlich, wenn sie nicht mit Gewalt über ihren Zustand die Augen geschlossen gehalten hätte, was würde sie dann Anderes gesehen haben, als die schrecklichste Zukunft? Ihr Kind mit dem Tode ringend, ihre Tochter niedergeschmettert von einem Schlage, der ihre Jugend für immer zerstören mußte, ihr Sohn mit Gefängniß und Uebere bedroht . . . ihr Mann und ihre Kinder mit Erniedrigung und Armuth.

Endlich begann auch der Mutter Hiob die Kraft des Gemüthes zu schwinden, um ihre tröstenden Reden fortzusetzen. Allmählig nahm der Ton ihrer Stimme ab, und ihre Worte wurden seltener — Mutter und Tochter versanken in ein reinigendes Nachsinnen, und es herrschte eine lange Stille, welche nur durch das leichte Athmen des schlafenden Kindes unterbrochen wurde.

Plötzlich hörten sie in der Straße und unmittelbar darauf in dem Hause nur die Stimme von Jemandem, welcher zu reifen und zu drohen schien — Beide sprangen zugleich auf, und die Worte: „Da ist der Vater!“ erschollen mit hohem Tone durch die Stube.

Rosina lief mit fröhlichem Gesicht nach der Thüre; Mutter Hiob blieb stehen, wurde bleich und bebte. — Sah sie vielleicht voraus, daß die Gegenwart ihres Ghegatten sie zu einem peinlichen Kampfe, zu einer noch härteren Prüfung verurtheile? — Wie dem auch sei, der Ausdruck ihres Gesichts veränderte sich doch augenblicklich, und ihr Haupt schüttelnd, als verwies sie sich ihre Schwäche, ging sie mit einem liebevollen Lächeln auf dem Antlitz ihrem Manne entgegen.

Meister Hiob rief die Thüre mit Kraft auf, lief an das Bett des Kindes, schaute es eine Weile an und dann den Boden mit den Füßen stampfend, fiel er aus.

„Ich bin verwünscht. Es ist immer Dasselbe; ich darf mich nicht umwenden, oder es kommt ein Unglück über mein Haupt. Das kommt davon. Habe ich es Euch nicht gesagt? Ihr mußtet das Kind über die Straße laufen lassen. Es ist Eure Schuld; nun hat es das Scharlachfieber; es ist mit ihm zu Ende. Ach Gott, mein Engelkretchen!“

Mutter Hiob hielt schweigend den Aeuß geneigt, ihre Lippen bewegten sich fieberhaft und es war deutlich zu erkennen, daß sie nur mit Mühe gegen den aufwallenden Strom ihrer Thränen ankämpfte.

„Ja, ja, schweige nur,“ rief Meister Hiob, welcher verzweiflungsvoll in der Stube auf und ablief und verwirrte Blicke auf das Kind warf. „Schweige nur; da siehst Du es

nun, daß wir zum Unglück geboren sind; laßt nur einen Sarg für unser unglückliches Engelbertchen machen. Ich sah es zu gern, ich war zu sehr vernarrt in das Kind, und dafür mußte Gott mich strafen. . . . wenn es mein Kind nicht wäre, so würde es wol gesund werden, aber mir misgünstig Alles. Nun, wo bleibst Du jetzt mit Deinem Liebling: „G's wird wol besser gehen?“ Sprich; weißt Du noch Nichts zu sagen, um mich zu trösten? Es scheint als ob Du Dich wenig um meinen Gram kümmerst. Sprich, sage ich Dir.“

Auf diese Weise suchte der Brauer durch Beschuldigungen gegen seine Frau und durch Ausbrüche der Verwerfung und des Grames dem Gefühle des Schmerzes, welches seine Brust in Wahrheit zusammenpreßte, Luft zu machen. — Als er seine Klagen beendete, sah Mutter Lieb ihm mit einem wunderbaren Blicke von Mitleid und Liebe in die Augen. Als er aber auf ihrem Gesichte bemerkte, daß die Hoffnung sie noch nicht ganz verlassen hatte, schien er darüber in Jern zu gerathen.

„Immer Dasselbe,“ murmelte er mit grimmigem Webride. „Da lachst sie nun.“

„Ich lache?“ seufzte Mutter Lieb schmerzlich; „dann ist es ohne mein Wissen, vielleicht, daß mein Mutterberg sich erfreut“

„Was unterstehst Du Dich zu sagen?“ schrie ihr Mann, indem er mit gekreuzten Armen vor dem Bette stand und den starren Blick auf das Kind geheftet hielt. „Du bist froh? Gefühlslose Mutter; schweig, schweig und schäme Dich. Solche Worte bei dem Todeskampfe Deines Kindes.“

Die leidende Frau, welche keine Gelegenheit sah, um

von Hugo's Unglück zu sprechen, erlag ihrer Entmuthigung und den harten Worten ihres Ehegatten. Sie ließ sich still auf einen Stuhl nieder, verbarg ihr Gesicht in den Händen und fing an zu weinen.

Rosina, die bis jetzt noch kein Wort gesprochen hatte, rief mit schmerzlichem Tone:

„Lieber Vater, Ihr seid ungerecht; ach Gott! was kann die Mutter dafür, daß Engelbertchen so krank ist? Wenn Du wüßtest, was sie in dieser Nacht Alles ausgestanden hat, so würdest Du Mitleid mit ihr haben. . . .“

„Was kümmerst Du Dich darum?“ brummte er. „Ja, ja, verbünde Dich mit Deiner Mutter gegen mich; es geschieht das gewöhnlich so.“

„Ach, sieh einmal, Vater, wie du sie marterst. Sei doch um Gottes willen barmherzig.“

Meister Hiob wandte sich um und bemerkte, daß Thränen über die Wangen seiner Ehegattin flossen.

„Thränen!“ sagte er verdrießlich. „das ist Alles, was Du kannst. Es wird doch Nichts helfen. Höre auf, Du wirst morgen noch Thränen genug nöthig haben. . . . Gott, mein armes Engelbertchen wird sterben! Was hat es Böses auf dieser Welt gethan! Nichts, Nichts! Aber es ist mein Kind, das ist genug.“

Mutter Hiob erhob den Kopf und sagte lebend unter Thränen:

„Hiob, Du thust nicht recht. Ich here und sehe, daß Du die bittersten Schmerzen leidest. Laß mich sprechen; ich werde Dich trösten.“

„Nicht trösten?“

„Ach ja. Du irrst Dich, Gott wird unser Engelbertchen gesund werden lassen.“

„Das sah ich wol voraus. Nicht wahr, es wird ja besser gehen.“ murzte der Kraner mit bitterm Spott.

Die Frau bewältigte ihre Thränen und faßte die Hand ihres Ehegatten. Dieser riß sie verdrießlich aus der Hergen; sie aber schien auf diese Härte nicht zu achten und sprach mit liebevollem Tone:

„Höre mich einen Augenblick an und Du wirst sehen, wir haben Ursache, anzunehmen, daß Engelbertchens Krankheit nicht so schlimm sei. Seit gestern ist das Aieber zum Ausbruche gekommen und ist immer gestiegen, bis es endlich den Wirtelpunkt seiner Heftigkeit erreicht hatte. Dann ist das ermattete Kind in einen erquickenden Schlaf gesunken; seine Schmerzen haben abgenommen, sein Athem ist frei geworden, und es ruht nun schon drei oder vier Stunden, ohne daß es noch ein einziges Zeichen von seinen Leiden gegeben hätte. Das Aieber hat also seinen gewöhnlichen Gang ohne alle Zufälle verfolgen können. Es hat seine Kraft verloren, und von diesem Augenblicke an wird Engelbertchen anfangen, gesund zu werden. Sei nicht so betrübt; wenn das Kind erwacht, wirst Du sehen, daß es wieder ganz in sich gekommen sein wird. Morgen wird es vielleicht schon nach seinem Spielzeug rufen. Ich fühle wol, ich, die Mutter, welche ein Schlag Dein väterliches Herz getroffen haben muß. Aber Sieb, Du täuschst Dich. Die Gefahr, welche Dich so außer Fassung gebracht hat, ist nicht vorhanden. Gott ist uns gnädig gewesen, er wird Engelbertchen leben lassen, um uns in unserm Unglücke zu trösten.“

„Ah, Du bekennst also doch einmal, daß wir unglücklich sind.“

„Wie soll ich es ihm sagen?“ seufzte Mutter Job.

Die Hausmagd steckte ihren Kopf durch die Thüre.

„Nun, was willst Du?“ sprach Meister Job. „Wer ruft Dich, Unverschämte! Hört, die Thüre zu!“

„Meisterin,“ sprach die Magd, „ich bin zum zweiten Male beim Doctor gewesen, er ist noch nicht zurück gekommen.“

Als der Brauer einen Schritt vorwärts that und der Magd drohte, zog diese den Kopf zurück und verschwand.

Das Kind war endlich von all diesem Geräusche in seinem tiefen Schlafe gestört worden und erwacht, und rief nun mit schwacher Stimme! „Vater! Vater!“

Dieser Ton zwang Meister Job wider Willen zu einem Ausruf der Freude, und er sprang nach dem Bette. Da versetzte eine seltsame Bewegung des Kindes ihn in einen tödtlichen Schrecken. Während Engelbert die Worte der Liebe sammelte, bewegte er die Hand über der Decke und schien umhertastend nach seinem Vater zu suchen.

„Gott, blind! blind!“ heulte Meister Job vor Schrecken zitternd und die Hände des Kindes krampfhaft drückend. — Dann sprang er zurück, lief mit erhobenen Armen durch die Kammer, raufte sich das Haar aus und entlud seine überfüllte Brust durch allerlei Ausrufe des Zornes und der Verzweiflung.

Seine Frau, welche bei Engelberts Erwachen eiligst das Fläschchen mit dem labenden Tranke ergriffen hatte, kam nun zu ihrem Manne, und indem sie mit tiefgefühltem Mitleid den Arm um seinen Hals legte, sprach sie:

„Aber Job, wie kannst Du so handeln, Alles schwarz sehen und Dich selbst unglücklich machen, wie ein Wärtiger. Es ist nicht wol gethan von Dir; das Blindsein hat ja Nichts zu bedeuten.“

„Himmel, das hat Nichts zu bedeuten!“ schrieb er.

„Aber, es ist eine Folge der Entzündung. Wenn die Krankheit verschwindet, dann kommt auch Gnädigstehens Gesicht wieder, und die Blindheit ist vorüber. Dein Schmerz, so unbegründet er auch ist, reißt mir die Thränen aus den Augen. Komm, setze Dich nieder und laß Dein Gemüth ruhig werden. Sei verichert, Job, es wird morgen wol besser gehen.“

„Schon wieder!“ rief der Bräuer.

Der tröstende Spruch, den seine Ehegattin in Augenblicken des Kummers und der Widerwärtigkeiten oftmals zu wiederholen pflegte, schien Meißer Job im Horn zu verlegen, so oft er ihn hörte.

„Blind, blind!“ murmelte er. „Blind und es wird morgen wol besser gehen weg, laß mich in Ruhe, ich will allein sein. Rede mich nicht mehr an; laß mich trauern.“

Und bei diesen Worten ließ er an das Pette, setzte sich auf den Stuhl, ergriß die Hand des Kindes, ließ den Kopf auf die Brust niederhängen und blieb in stummem Gram versunken.

Kosina, welche dem Lusttrine weinend, aber still gefolgt war, erhob sich, näherte sich ihrer Mutter und den Kopf an ihre Brust lehrend, sagte sie fast unhörbar:

„Arme Mutter, wie kannst Du Dieses ertragen! Ach, wie unglücklich Du doch bist!“

„Es wird wol vorübergehen, Rosina,“ antwortete die geduldige Frau. „Deines Vaters Gram wird sich legen!“

„Bist Du nun nicht von Hugo sprechen?“ fragte das Mädchen bittend.

Mutter Hieb schüttelte den Kopf.

„Bedenke nur einmal!“ fuhr Rosina fort, „wie er in der Stadt in Aucht und Schrecken sitzt und lebt. Jeder Augenblick, welcher verläuft, ist für ihn eine Hölle der Angst und der Leiden.“

„In der That!“ rief Mutter Hieb; „ich muß, ich muß. Wohlan! Gott verleihe mir die nöthige Kraft. . . .“

Und als hätte sie einen festen Entschluß gefaßt, erhob sie die Stimme und sprach zu ihrem Manne:

„Hieb, ich muß Dir etwas Wichtiges mittheilen.“

„Laß mich in Ruhe,“ murzte der Brauer, ohne sich zu rühren.

„Du wirst mich anhören,“ fuhr sie fort. „Es gilt die Freiheit und die Ehre Deines Hugo.“

Sie erhielt noch keine Antwort.

„Wenn Du Dich weigerst, mich anzuhören, wird Hugo wie ein Dieb ergriffen und ins Gefängniß geführt werden,“ sagte sie mit betrübtem Tone.

„Aber was sagst Du da Alles?“ rief ihr Mann; „ich glaube, Du bist von Sinnen.“

„Ich wiederhole es Dir. Höre mich an, oder Dein Sohn wird morgen von den Wengsdarmen aus seiner Wohnung geholt. Zweifle nicht daran, ich rede die Wahrheit.“

Meister Hieb, der wie von einem gewaltigen Schläge getroffen war, sprang auf und sah seine Frau mit starrtem Auge und bebenden Lippen an.

„Habe ich recht gehört?“ rief er.

„Hugo, mein Sohn, ins Gefängniß! Hugo ein Dieb! Sprich, sprich! Alles muß mich erschauern! Es liegt ein Fluch auf mir seit meiner Geburt!“

„Du machst es schon wieder zu arg,“ stammelte die Mutter. „Hugo hat Niemand betrogen noch benachtheiligt, er sitzt nicht in dem Gefängniß, aber wenn Du mich nicht mit Ruhe anhören willst, so wird die Schwärze ihn vielleicht für ewig treffen.“

„Anhören! Ich stehe hier in der Hölle der Ungeduld und warte und bitte und sehe, daß Du mir sagen magst, was geschehen ist, und wie eine grausame Feindin marterst Du mich mit Deinen unklaren Worten. Sprich deutlich oder ich falle vor Deinen Füßen nieder.“

Mutter Hieb ließ sich durch die Verwirrung ihres Obergatten nicht außer Fassung bringen. Sie erg ein Papier aus ihrem Pufen und sagte ruhig:

„Das Unglück ist allerdings groß, doch können wir es beseitigen. Du bist Vater, und es ist Deine Pflicht, Deinen Sohn zu retten, wenn es Dir möglich ist. Zeige nun, Hieb, daß Du Mann bist und den Unglücksfall wagst“

Aber der Trauer stammelte mit sicherhafter Ungeduld auf den Boden. Es war ihm unmöglich, das Ende der vorbereitenden Rede seiner Frau anzuhören. Vermuthend, daß das Papier, welches sie in der Hand hielt, die Aufklärung von dem angekündigten Unglücke enthalte, sprang er plötzlich

auf und ergriff Hugo's Brief — Mutter Hiob stieß einen Schrei aus und machte eine Bewegung, um das Papier wieder aus seiner Hand zu nehmen; aber er lief an ein Fenster und begann das unheilverkündende Schreiben zu lesen.

Seine Ehegattin und Rosina hielten zitternd die Augen auf ihn geheftet. Sie sahen, wie er die Faust gegen den Körper preßte und sich zornig auf die Brust schlug; sie hörten ein heftiges Nötheln aus seiner Brust aufsteigen und Verwünschungen seinen Lippen entfallen.

Endlich riß er den Brief wüthend in Stücke und trat die Ueberbleibsel mit Füßen; dann berührte er, sei es durch Zufall oder in allzuheftigem Zorne ein Waschbecken so gewaltig mit der Hand, daß es in Scherben zu Boden fiel.

„Dreißigtausend Francs!“ rief er. „Dummkopf! lächerlicher Narr! Der läßt sich wie ein Kind betrügen! Ja, ja, Mutter Hiob, Dein Sohn mußte Kaufmann werden; da hast Du es nun. Es wird wol besser gehen, nicht wahr, wenn Engelbertchen todt ist; wenn wir Alle Betteln gehen müssen; wenn Hugo Hiob unter den Dieben in dem Gefängniß sitzt; wenn wir im Elende vor Schande und Schaam vergehen. Der Tölpel, er hat nicht mehr als er verdient. Dreißigtausend Francs! Und Du wagst zu sagen, daß wir das Unglück beseitigen könnten. Was meinst Du denn, das wir thun sollen?“

„Das erforderliche Geld zu erhalten suchen und Hugo retten,“ antwortete die Frau.

„Du bist von Zinnen. Wo wirst Du dreißigtausend Francs finden?“

„Man wird sie uns auf unser Vergehüm leihen.“

„Ach, ab,“ höhnte Meister Hieb mit bitterm Spotte. „Du meinst, daß ich Dich und mich, Rosina und Engelbert — wenn er wieder gesund werden sollte — zum Bettelstab verurtheilen soll, um einem unvernünftigen und unverständigen Sohn aus einer Noth zu helfen, in welche seine eigene Thorheit ihn gestürzt hat, und daß ich mich von Allem entblößen soll, bevor ich zur Ruhe eingebe? Nein, nein, sage was Du willst, das wird nicht geschehen. Gewiß, es ist eine Schande für uns, wenn Hugo ins Gefängniß gebracht wird; aber glaube nicht, daß ich deswegen meine anderen Kinder entbe. Er ist mein Sohn, darum muß er leiden und unglücklich sein. Es ist ein Verhängniß, dem Alles, was den Namen Hieb trägt, nicht entgehen kann und überdies ist es seine Schuld — mag er darum auch büßen.“

Mutter Hieb trat näher zu ihrem Mann und sagte mit Gelassenheit:

„Hieb, Du hast vielleicht recht. Gewiß, alle unsere Kinder müssen uns gleich theuer sein, wenigstens scheint es das Gesetz der Natur so zu wollen“

„Du gibst mir recht, welche neue List hast Du ausersonnen?“

„Ach, keine List. Sei doch gut, um Gottes willen. Die Zeit ist so kostbar, Du bist Vater und als solcher mußt Du nach dem wahren Gesetze der Natur einen Unterschied zwischen Deinen Kindern machen, und das eine mehr als das andere lieben“

„So? Du meinst wol den einfältigen Hugo?“

„Du mußt sie Alle in dem Maße lieben, in welchem sie leiden, unglücklich sind und Deiner Hilfe bedürfen. Das ist

das Gefühl der Gerechtigkeit und der Liebe, welches der Schöpfer in das Herz der Aelteren gelegt hat. Hugo liegt gebeugt unter dem schrecklichsten Loos, welches einen Mann nur treffen kann. Zieh, seinen guten Namen, seine Freiheit, Alles will man ihm rauben — Du verurtheilst ihn als einen Schuldigen; er ist schuldlos. Der größte Verstand kann so durch Verrath betrogen werden. Sein Brief, die edle, innige Klage einer liebevollen Seele hat Dir keine Thränen abgepreßt: er machte Dich nur zornig. Ach Hieb, warum willst Du böse scheinen? Wenn ich Dich nicht besser kannte, so würdest Du mich glauben machen, daß Du kein Herz besähest. Aber Du magst sagen, was Du willst, ich weiß, daß Du gut und großmüthig bist und jetzt schon zur Rettung unseres armen Hugo einen Entschluß gefaßt hast und müßte sie uns noch viel mehr leisten, als jetzt verlangt wird.“

„Diesmal nicht, o diesmal nicht,“ murzte der Brauer.

„Siehst Du, Hieb, ich bin beim Notar gewesen, er ist ausgefahren, um dreißigtausend Francs auf unsere Güter zu leihen.“

„Aber mit den Renten, mit welchen sie schon belastet sind, sind sie kaum noch so viel werth. Willst Du denn, daß ich die Brauerei verlassen und mit Euch Allen mein Brod erbetteln soll.“

„Nein, nein, die Berechnung ist gemacht; unsere Besetzungen werden außerdem noch einen freien Werth von ungefähr zehntausend Francs behalten. Es ist allerdings wahr, daß wir allein an Zinsen jährlich mehr, als zwettausend Francs aufzubringen haben; aber mit Gottes Hülfe, mit Geduld und Sparsamkeit werden wir uns doch schon durch.“

arbeiten und auf bessere Zeiten hoffen. Ich werde eine Magd entlassen und selbst die Hausarbeiten verrichten; Rosina wird das Vieh versorgen lassen; Du wirst mehr Sorge auf die Prauerel verwenden und was uns dann noch heimsuchen möge, in der Ueberzeugung, unsere Pflicht gethan zu haben, werden wir leben und arbeiten, und in der Liebe zu unserm unglücklichen Sohne werden wir Muth und Kräfte finden, um mit Vertrauen, vielleicht mit Wohlbehagen unsere schwere Aufgabe in dieser Welt zu vollbringen."

Meister Lieb schien betroffen; seine Augen, die er zu Boden gerichtet hielt, glänzten vor Thränen.

"Und Hugo wird gerettet sein," rief seine Ghegattin, "gerettet durch seines Vaters Güte. Du wirst ihm zum zweiten Male das Leben geschenkt haben; er wird Dich lieben, ehren, achten als das Bild der göttlichen Vorsehung auf Erden. Ach, lieber Mann, sage mir, daß Du Deine Zustimmung gibst, daß Du die Schuldverschreibung unterzeichnen wirst, sobald der Notar zurückkommt."

Ein plötzlicher Schrecken ergriff den Brauer und er rief verzweiflungsvoll:

"Unterzeichnen? Meinen Untergang? Die Armuth von uns Allen?"

Rosina ließ sich knieend vor ihrem Vater nieder und flehte:

"O Vater, rette meinen armen Bruder, sei nicht befehat um mich; ich werde arbeiten wie eine Dienstmagd, Dir helfen, Dich lieben, bei Dir bleiben bis an das Ende Deiner Tage, Dich trösten, für Dich arbeiten, Dir dankbar sein für Deine Güte; aber zögere nur nicht länger, sei barmherzig

und möge dann kommen, was da wolle, selbst die bitterste Armuth, ich werde mein Loos mit dem Gedanken segnen, daß Gott Dich und uns alle im Himmel für unsere Liebe belohnen wird."

Wie überwältigt von diesen letzten Worten schüttelte der Brauer stillschweigend den Kopf. Ohne Zweifel war er bereit, seine Zustimmung auszusprechen; wenigstens strahlten die Augen seiner Ehegattin vor Freude, als sie ihm mit leuchtendem Bufen das erstellte Jawort aus dem Munde abfah.

In diesem Augenblicke wurde an der Thüre gerodt; Kossas stand auf und näherte sich ihrer Mutter.

"Ah, da ist der Notar mit dem Gelde," rief diese erfreut.

Aber das Gesicht des Herrn Styus schien, als er eintrat, ihren hoffnungsvollen Ausdruck nicht zu rechtfertigen. Meister Hieb sprang zuerst auf und fragte in höchster Aufregung:

"Ihr habt die dreißigtausend Francs gefunden, nicht wahr?"

"Unglücklicherweise nicht, war die Antwort. Der Herr Bres von dem Grünhofs hat gestern sein Geld auf Hypothek ausgeliehen."

"Ach Gott, ach Gott!" rief die erschrockene Mutter.

Meister Hieb preßte die Zähne mit Ingrim auf einander, stampfte auf den Boden und schrie:

"Ich dachte es wol, Hugo ist mein Zehn, und Alles muß mir entgegenwirken Aber Notar, es muß Euch doch leicht sein, das Geld zu finden, es ist Euer Geschäft."

"Ja Freunde, das ist wol einigermaßen wahr, aber eine

zweite Verschreibung erfordert viel Hin- und Herlaufen, und die Sache gestattet keinen Verzug. Ich wünschte nur, daß ich augenblicklich nach der Stadt fahren könnte. Vielleicht aber Ihr wißt es, diesen Morgen habe ich den Verkauf in dem Sterbeause des Nachters Leolet."

"Und wenn auch, was hindert das denn? Schickt Euren Sohn Gabriel nach der Stadt. Er ist ja bekannt genug, und man wird ihm schon Vertrauen schenken."

"Mein Sohn Gabriel!" seufzte der Notar, während Thränen in seine Augen traten. "Ach, Ärcund Hieb, ich bin ein unglücklicher Vater; mein Gabriel ist verschwunden. Er ist aus dem elterlichen Hause gelaufen. Niemand weiß, wo er ist; seine Mutter hat seit vier Tagen nichts Anderes gethan, als geweint — und ich? ich verliere meinen Muth, ich fühle, daß ich krank werde"

"Schon wieder etwas Neues!" rief der Braner. "Wett, was wird uns noch treffen! Was sind die Ursachen dieser unbegreiflichen That? Warum ist Gabriel gestorben?"

Niemand antwortete; nur die reinlichen Zeufzer Rosina's unterbrachen die Stille.

"Warum? Warum?" rief dann Meister Hieb mit bitterem Spotte. "Weil Rosina meine Tochter ist, weil Alles, was meinen Namen trägt oder Einen der Unstigen liebt, mein Unglück theilen muß. Ärcund Styns, o beklage mein Schicksal. Es liegt ein Fluch auf mir."

Seine Tochter flog ihm mit einem Schrei um den Hals und rief mit herzergreifendem Tone;

"Ach nein, Vater. Gabriel glaubte, daß ich ihn ver-rathen wollte, daß ich wünschte, mich mit diesem Wal-

ter zu verheirathen, der meinen Bruder unglücklich gemacht hat!"

„Wer hat das gesagt? Welche Lästertongue hat diese Verleumdung ausgesprochen?“ rief der Brauer ergrimmt aus. „Hätte ich ihn in meinen Händen, ich weiß nicht, ob ich ihm nicht den Kopf einschläge. Meine Rosina so beschuldigen, ihren guten Namen beflecken! Und wer hat das gesagt?“

„Nun, nun, beruhigt Euch, Freund Hieb,“ sprach der Notar. „Laßt diese Angelegenheit jetzt bei Seite; laßt uns lieber auf Mittel sinnen, um Hugo zu retten.“

„Nein, nein, ich will den Ehrenräuber kennen.“

„Nun denn,“ versetzte der Notar, „Gabriel selbst hat es geschrieben. Ihr kennt ihn, er liebte Rosina so sehr, daß der geringste Schein ihn bis zum Tode betrübt. Seine Phantasie hat ihn irregeleitet. Ihr müßt ihm vergeben.“

„Schein, Schein! was Schein?“ rief Meister Hieb mit den Füßen stampfend. „Euer Sohn ist ein Unverschämter, wenn er sich noch einmal unter meinen Augen sehen läßt Aber es ist wahr, wir sind arm, man darf uns ungestraft verspotten und verachten.“

Schon verkündete das Antlitz des Notars, daß in seiner Brust auch ein Gefühl der Entrüstung aufwallte. Aber der stehende Blick und die gefalteten Hände, welche Mutter Hieb zu ihm empor gerichtet hielt, ließen ihn mittheilend seine Aufregung bezwingen.

„Es mag so sein,“ sprach er, „Gabriel hat nicht recht gethan. Ich habe wenig Zeit und muß wegen dringender Geschäfte nach Hause. Heute Nachmittag, wenn der Verlaufs abgelaufen ist, werde ich nach der Stadt fahren und

versuchen, ob ich irgendwo Hülfе finden kann, welche zur Rettung Hugo's hinreicht. Hätte ich eine ganze Woche zu meiner Verfügung, so würde es mir wahrscheinlich nach Wunsch gelingen. Aber nun darf ich Euch nicht zu viel Hoffnung machen. Wenn der Geldverleiher Eure Güter beschlagnahmen will, um den Werth des Pfandes zu beurtheilen, dann können noch mehrere Tage vergehen, bevor die Urkunden ausgefertigt sind. Ich will Hugo besuchen und sehen, ob sein Fall nicht zu verschieben ist. Denkt nach und erwägt gemeinschaftlich, ob Ihr keine zuverlässigen Mittel ausfindig machen könnt, ob Niemand von Eurer Verwandtschaft Mittel genug besitzt, um Euch den erwünschten Dienst sofort zu erweisen. Uebrigens könnt Ihr versichert sein, daß ich Nichts versäumen und mein Möglichstes thun werde. Verliert daher bis zu meiner Rückkunft den Muth nicht. Nun, bis heute Abend. Vielleicht bringe ich Euch gute Nachricht."

Meister Grieb ging mit dem Notar nach der Thüre.

"Ach, bleib doch hier," bat seine Ehegattin.

"Nein, nein," antwortete er bissig, "das kann nicht so bleiben. Ich will wissen, was unter der Muth des Gabriel verbergen liegt. Wie? Man will den guten Ruf meiner Tochter beslecken, und ich sollte es, wie ein Pube, ruhig hinnehmen. Das wollen wir doch sehen. Wohlau, Notar, wir wollen es unter uns Beiden abmachen. Und mit diesen Worten stieß er die Thür hinter sich zu; — aber einen Augenblick darauf hörte man wieder seine Stimme.

"Kommt, Doctor, kommt," sagte er, "Ihr werdet mir sagen, ob ich hoffen oder fürchten muß. Aber mit Aufrichtig-

Zeit, nicht wahr? Schonet mich nicht; denn ich weiß, daß immer nur das Schlimmste mein Loos sein kann."

Der Arzt war ein Mann von kleiner Gestalt, ganz schwarz gekleidet und mit einer angenommenen Miene, ernst, traurig, gefühllos und kalt. Er näherte sich mit gemessenen Schritten und geheimnißvoller Stille dem Bette des Kindes, fühlte nach seinem Puls, untersuchte seine Zunge und horchte auf seinen Athem.

Mutter Hiob hatte den Kopf aufgerichtet und beobachtete des Doctors Angesicht, um zu sehen, ob sie keine Bewegung auf demselben wahrnehmen könne. Sie blieb ruhig sitzen.

"Nun, was muß ich befürchten?" fragte Meister Hiob, nachdem er einige Zeit gewartet hatte.

Der Doctor schwieg.

"Spricht, unmenschlicher Peiniger!" rief der Brauer vor Ungeduld zitternd.

Statt aller Antwort suchte der Arzt die Achseln und schüttelte bedenklich den Kopf.

"Ach, nicht wahr, es wird sterben?" rief der erschrockene Vater.

"Das sage ich nicht," murmelte der Doctor.

"Aber um Gottes willen, was sagt Ihr denn?"

"Es kann sterben, Alles ist möglich, aber"

"Ach, mein armes Engelbertchen! Nun ist mir Alles gleichgültig; will der Himmel selbst auf mich niederstürzen, ich bin bereit."

"Es kann noch gesund werden," fügte der Doctor seiner ersten Bemerkung hinzu.

"Es kann sterben, es kann gesund werden," wiederholte

Meister Hiob ärgerlich, „das weiß der dümmste Bauer. Ihr dürft mit einem Vater, welcher am Sterbebette seines Kindes steht, keinen Spott treiben. Wird es gesund werden oder wird es unterliegen? Das ist es, was ich von Euch wissen wil.“

„Gott weiß es. Die Natur kann zurückwicken und den Sieg davon tragen. In dem Zustande des Kindes ist eine Krisis eingetreten. Bis jetzt hat die Krankheit einen regelmäßigen Verlauf genommen, aber, aber“

„Was für aber?“

„Aber es kann zurückfallen; die Natur kann ihre Kräfte erschöpft haben und gegen die allgemeine Abschwächung zu machtlos sein. Wenn alsdann die Lebensäfte durch den Pulsschlag des Herzens nicht mehr durch den Körper geleitet werden können, dann“

„Dann?“

„Dann füllen sich die Glieder mit Wasser und das Kind“

„Stirbt!“

„Wie Ihr sagt.“

Der Bauer that einen durchdringenden Schrei und lief mit dem Kopfe gegen die Wand, als wollte er sich vor Verzweiflung den Schädel zerschmettern. Seine unglückliche Ehegattin sprang auf, erhob die Arme und rief wehklagend:

„Mutter sein und dieses Alles sehen und hören müssen! Doctor, Doctor, warum vergeßt Ihr, daß ich hier bin, ich, die ich es mit meiner Milch genährt habe? Ja, die ich fühle, wie mein Herz vor Wehmuth bricht und nicht weinen darf. O, Ihr seid unbarmherzig. Widerruft Gutes schreck-

liche Prophezeiung. Ihr selbst habt gesagt, daß es Gott allein weiß; warum sprecht Ihr denn ein Urtheil über das Kind in Gegenwart seiner Mutter?"

Mit der vorigen Kälte entgegnete der Arzt:

„Frau, ich antwortete auf die Frage Eures Mannes, aber Keiner von Euch Beiden hat mich begriffen. Warum unterbricht Euer Ghegatte meine Rede. Ihr glaubt, daß ich Euch etwas Böses voraussagen werde; — im Gegentheil.“

Meister Hiob eilte herbei, schaute den Doctor verdrießlich und bestürzt an und rief:

„Wie, im Gegentheil? Wird es gesund werden?"

„Das sage ich auch nicht. Die Wahrheit ist, daß sich das Kind nicht ganz außer Gefahr befindet. Morgen werde ich Euch mit mehr Grund, jedoch nicht mit Sicherheit, sagen können, was Ihr hoffen dürft.“

Während er dies sprach, schrieb er Etwas in sein Tagebuch; er riß das beschriebene Blatt heraus, legte es auf das Nachttischchen und sagte, indem er nach der Thüre ging:

„Alle Stunden einen Theelöffel voll, und wenn das Kind Durst hat, Gerstenwasser. Morgen muß ich sehr früh ausfahren, um einen reichen Kranken in der Stadt zu besuchen. Ich werde hier vorbeikommen. Haltet das Kind warm, daß weder ein Zug von der Thüre noch vom Fenster es berühren kann. Bis Morgen“

Meister Hiob sah dem Doctor nach, bis er aus der Kammer war; dann begann der ungeduldige Mann sich die Haare auszuraufen, zu murren und zu klagen und Verwünschungen auszustößen. Seine Frau versuchte ihn anfangs noch zu

trösten, obgleich sie selbst vor Erschöpfung kaum noch auf ihren Füßen zu stehen vermochte. Aber er stieß sie zurück, lief im Zimmer hin und her und überließ sich der äußersten Verzweiflung. Rosina saß noch weinend und mit gesenktem Haupte da. Sie schien nicht Acht zu geben auf die ungestümen Bewegungen ihres Vaters.

Als Mutter Gieb erkannte, daß ihre liebevollen Bestrebungen Nichts fruchteten, warf sie einen thranenden Blick auf ihre trauernde Tochter, betrachtete mit Schmerz ihr bleiches Gesichtchen, faltete die Hände zusammen und erhob die Augen gen Himmel. Nachdem sie eine Weile regungslos wie ein steinernes Bild in dieser Stellung verharret hatte, ließ sie sich in der Ecke auf einem Stuhl nieder und sank ohne einen Laut zusammen, gleich, als wäre sie dem Uebermaß ihrer Kribnisk erlegen.

Nachdem sie aber kaum einige Minuten dageessen hatte, erhob sie plötzlich den Kopf und blickte mit heiterer Miene auf. Ihre Augen waren von dem Feuer der Hoffnung verflärt und sie bewegte die Lippen, als spräche sie frohe Worte zu sich selbst.

„Ihr Mann, der bei dem Anblicke ihrer Aufregung von Schrecken ergriffen wurde, näherte sich ihr und sagte mitleidig:

„Ach, liebe Frau, beruhige Dich. So wäre noch das größte Unglück, das mich treffen könnte! Wabelich, es ist zum Wahnsinnig werden, nicht wahr?“

„O Himmel!“ rief seine Ghegattin mit dem Ausdruck der innigsten Freude; „Gott hat mich erleuchtet, ich habe das Mittel gefunden.“

„Rein, nein, sei still und bleibe ruhig, Dein Geist ist verwirrt — was solltest Du gefunden haben?“

„Das Mittel zur Rettung Hugo's. — Verwirrt sein? — Eine Mutter wahnsinnig werden, während alle ihre Kinder leiden und ihrer Hülfe bedürftig sind! Nachher vielleicht! wer weiß es? Höre, ich werde Dich an Etwas erinnern, was wir alle schon vergessen hatten. Vor acht Jahren war Hugo mit dem jungen Baron Van Hove, dessen Vater das Kastell von Lindhout seit seiner Kindheit bewohnt, und mit noch einigen anderen Herren aus der Stadt auf der Jagd. Der Baron war ein beherzter Jüngling, er wagte sich auf das Eis in der Mitte des großen Teiches und fiel in das Wasser. Das Eis war noch schwach und brach unter den Füßen Derjenigen, welche dem Baron zu Hülfe eilen wollten. Ein Einziger wagte es, mit Lebensgefahr über das Eis zu kriechen und den Ertrinkenden bei den Haaren zu fassen und oben zu halten. Dieser war Hugo. Er fiel ebenfalls ins Wasser und schwebte in Todesgefahr; aber man kam mit Leitern zur Hülfe und Beide wurden gerettet. Hugo blieb vierzehn Tage im Bette liegen und machte eine gefährliche Krankheit durch. — Du weißt doch, wie der Vater des Barons uns allerlei Dienstleistungen anbot und uns bat, ihm zu gestatten, uns oder Hugo zu belohnen. Wir schlugen damals Alles aus, weil es uns an Nichts gebrach. Aber jetzt — nun gehe ich zu ihm, um von ihm den Preis für Hugo's Leben zu fordern. Ihn zu bitten, daß er uns das nöthige Geld leihe und Denjenigen vor der Schande rette, der einst seinen Sohn vor einem sichern Tode bewahrt hat.“

„Der junge Edelmann, welchem Hugo auf dem Eise zu

Hülfe eilte, ist seitdem gestorben. Sein Vater wird das, wovon Du sprichst, schon lange vergessen haben. Barone! Barone! Erwarte keine Dankbarkeit von ihnen," murmelte Meister Hiob, indem er den Kopf schüttelte.

"Ach, sie haben ebenso gut ein Herz, wie andere Menschen," rief seine Ehegattin. "Sprich so nicht, laß mich den Muth bewahren; ich vertraue auf Gottes Güte, die mir das Mittel offenbarte."

"Es ist eine gute Stunde von hier," bemerkte der Trauer mit Betrübniß. "und gerade jetzt ist das Rad von unserer Aufschlarre gebrochen. Ueberall Widerwärtigkeiten, selbst in den kleinsten Dingen."

Seine Ehegattin war bereits damit beschäftigt, in aller Eile ihre Kleider in Ordnung zu bringen.

"Ich bedarf weder Wagen noch Pferd," sagte sie; "in dreiviertel Stunden werde ich den Weg zurücklegen. — Melissa, bleibe bei Engelbertchen. — Ach, der gute Einfall! Hugo wird gerettet sein! Engelbertchen wird gesund werden, und Gabriel zurückkehren. Ja, ja, habt nur Hoffnung, es wird noch besser gehen."

Und indem sie diese Worte sprach, verließ sie die Stube.

V.

Unter der Glut der Morgensonne, welche sengend über den Feldern brannte, eilte Mutter Hiob frohen Muthes vorwärts über den Pfad, der sie durch das Korn und auf den Weg nach Lindhout führen sollte. Ihr Schritt war ungewöhnlich rasch, sie schien eher zu laufen, als zu gehen

Reuend vor allzu großer Hast schaute sie in die Ferne nach den Bäumen oder Häusern, welche ihren Weg bezeichneten, und verschlang so den Abstand mit den Augen. Zuweilen bewegten sich ihre Lippen und sie sprach im Gehehn, vielleicht ohne sich dessen bewußt zu sein:

„Wenn ich laufen dürfte! Der Postwagen kommt diesen Mittag vorbei Hugo würde das Geld noch diesen Nachmittag haben Ach, warum kann ein Mensch nicht fliegen! Wenn ich zu spät käme Wie es heiß ist; es wird heute noch ein Gewitter aufsteigen Die Sonne sicht komm, komm, wenn Gott nur will, daß mein Plan gelingt! Ja, ja, er war es, der mir diesen letzten Versuch eingab In einer Stunde werde ich das Geld haben O, dann werde ich laufen, zurückkehren, in den Postwagen springen, die Stadt erreichen und meinen armen Hugo“

Blöthlich mäthigte ſie ihren Schritt. Ein Gefühl des Mergers zeigte ſich auf ihrem Geſicht, indem ſie zu ſich ſagte:
 „Himmel! da iſt die alte Bächterin, Natrien.“

Der Aufſpfad durch das Korn war ſo eng, daß nicht zwei Menſchen an einander vorüber gehen konnten, ohne daß die Eine oder ſelbſt Beide auf die Seite traten; und da Mutter Hiob wol wußte, daß Natrien viel vom Reden und Erzählen hielt, ſah ſie mit Beklemmenheit voraus, daß ſie wenigſtens einen Augenblick von ihr aufgehalten werden würde.
 — So gering der Zeitverluſt auch war, ſo war er ihr doch peinlich.

„Seht, ſeht,“ rief die alte Bäuerin, „wem ich da begegne! Geht Ihr nicht auf den Verkauf des Jan Voelofs? Da iſt ein Wagen, der Euch dienlich ſein könnte, Ihr habt ein Pferd nöthig; Voelofs Gaul iſt ein ſchönes und ſtarkes Thier. . . .“

„Ich habe keine Zeit, Natrien, laßt mich gehen. Ich muß ein ſehr dringendes Geſchäft abmachen,“ ſagte Mutter Hiob ſiehend.

Aber Natrien öffnete lachend die Arme und verſperrte ihr den Weg, indem ſie ſcherzend ſagte:

„Nun, es brennt nirgends, ſo viel ich weiß. So rennt man doch an den Freunden nicht vorbei. Sagt, iſt es wahr, daß Gabriel, der Sohn des Notars, weggelaufen iſt, weil Eure Roſina ſich mit einem Herrn aus der Stadt verheirathet wird? Proſciat! Alles fällt zu Eurem Glücke aus; dann wird Roſina eine reiche Dame ſein. Und Euer Engelbertchen hat das Scharlachſieber, nicht wahr? Das iſt doch ſchrecklich. Morgen wird das Knäbchen des Bauern Ibus

begraben; vor zehn Tagen lief es noch hinter den Rühen
 Nächsten Sonntag gibt Euer Mann der Gilde eine Tonne
 Bier zum Besten Der Küster hat ein Gedicht auf die
 silberne Tabaksdose gemacht. Es kommt Etwas darin vor
 von einem Gotte Pegasus auf einem Berge. O, es ist so schön
 und so hoch, daß selbst unser Knecht mit all seinem Verstande
 kein einziges Wort davon begreifen kann Ist Euer
 Mann zu Hause? Wird er auf dem Verkaufe sein? Wird
 er sein Augenmerk auf den Wagen haben? Hat er Lust,
 den Gaul zu kaufen?“

Während die geschwätziqe Bäuerin alle diese Fragen
 hintereinander und sehr schnell aussprach, machte Mutter
 Hiob eine Bewegung mit den Füßen, als wollte sie durch
 diese scheinbaren Schritte ihre Einbildung betrügen und
 ihre Hast beruhigen — ihre Geduld ging aber endlich aus,
 und sich seitwärts durch das Korn drängend, um an Katrien
 vorbei zu kommen, sagte sie:

„Um Gottes willen, haltet mich nicht länger auf; ver-
 geht es mir, Katrien. Ich werde heute Abend oder morgen
 früh zu Euch kommen. Dann werden wir über Alles in
 Freundschaft plaudern.“

Die Bäuerin drehte sich auf dem Pfade um, kreuzte die
 Arme über die Brust, sah mit Erstaunen der Brauerin nach
 und seufzte:

„Ich glaube, daß sie einen Sonnenstich weg hat. Sollte
 ihr Engelbertchen vielleicht gestorben sein? Seht sie einmal
 laufen! Da steckt Etwas dahinter. Was mag es sein? Ich
 werde nach Voeloffs Hof eilen; da finde ich Leute, die mir
 sagen, was bei dem Brauer vorgefallen ist.“

Mutter Hiob hatte wirklich ein großes Stück im Trabe zurückgelegt, sowol um der Verfolgung der alten Matrien zu entgehen, als auch, um die kostbare Zeit, welche sie verloren hatte, wieder einzuholen. Ueberdies hoffte sie, aus dem Feldwege auf die breitere Straße zu gelangen, ohne noch Jemand von Denjenigen zu begegnen, die sich von allen Zeiten nach dem Verkaufe begaben.

Sie sah schon das Ende des sich schlängelnden Pfades und mäßigte ihre Schritte, um nicht durch zu große Hast die Leute in Verwunderung zu setzen, welche sich auf den Seitenwegen befinden konnten. Ihr Herz war froh, weil sie glaubte, jedem weiteren Aufenthalte entgangen zu sein.

Noch einige Schritte, und sie sollte in das Korn gelangen; aber da erschien plötzlich zu ihrem größten Schrecken der Küster, der den Aufspfad betrat und mit froher Miene ihr entgegen kam.

„Welches Glück, daß ich Euch begegne,“ rief der Schulmeister lachzend. „Ich wollte eben nach der Wranerei gehen, um Euch etwas zu sagen; aber Euer Mann ist vielleicht zu Hause? Er darf es nicht hören.“

„Seid doch so gut, Küster, und haltet mich nicht auf,“ bat Mutter Hiob; „laßt mich gehen; ich werde Euch dankbar sein; ach, ich habe solche Eile!“

Ein großes Blatt Papier aus seiner Tasche hervorziehend, antwortete der Schulmeister:

„Nein, nein, ich darf die Gelegenheit nicht verübergehen lassen. Ich habe ein Gedicht zu Ehren Hiobs gemacht. Hört, ich will es Euch vorlesen. Hundert Verse sind schnell hergesagt.“

„Ich kann nicht darauf hören, ich habe keine Zeit; meine Gedanken sind anderswo. Ich bitte, laßt mich.“

Aber der Küster hatte schon seine Brille aufgesetzt und laß mit dem Ausdrücke der Begeisterung:

O Phöbus, Dichter-Gott, von aller Kunst die Sonn',
Ihr Nusen, Dreimaldrei, die wohnt auf Helicon,
Wollt von dem Parnassberg in meinem Busen gießen
Den Strom des kräft'gen Raß, das Survolken' läßt fließen!
Leibt mir auf eine Stund', das wilde, edle Pferd
Pegas, das Plißesfeuer sprüht auf seiner Fäbrt',
Es führe meinen Geist nach höherm Himmelskranze,
Wo ich mich baden mag im Abendsonnenglanze!
Ich sing den stolzen Held, der schoss so manche Ros',
Das Kleinod dann gewann, die silbern' Labakodes',
Die Kam', beschwingte Frau, mit hundert breiten Mäuden,
Wird Kindeskindern noch des Helden Ruhm verkünden.
Auch sing' ich's edle Blut von unserm Herrn Baron,
Der dieses Dorf bescheint, wie eine milde Sonn'

„Wie eine Sonne! Wie findet Ihr das, Mutter
Ah, wo ist sie nun? Mutter Hiob! Mutter Hiob!“

Der Küster sah nach beiden Enden des Pfades, blickte in das Korn und schaute selbst in die Höhe.

„Was bedeutet das?“ murmelte er erstaunt. „Sie ist verschwunden wie ein Rauch. Nun arbeite einen Tag und eine Nacht und spanne die Saiten deiner Leier so an, daß der Schweiß von der Stirne rinnt! Wie gefühllos die Menschen für Poesie geworden sind! Wenn Orpheus aus seinem Grabe aufstünde, er würde in diesem eisernen Jahrhunderte die Bäume und Thiere nicht mehr rühren. Die Bauern selbst würden ihm den Rücken kehren und davon laufen, wie

Mutter Hiob es jetzt thut. Ich werde meine Harse zerstückeln. Es sind doch nur Perlen für die Säue."

Und mit immerem Aerger faltete er das Papier zusammen, steckte es in die Tasche und begab sich brummend nach dem Dorfe.

Mutter Hiob trabte schon weit von da über den großen Weg. Die Befürchtung, daß solche Begegnungen ihrer noch warteten, hatte sie trostlos gemacht. Allmählig in tiefes Nachsinken versinkend ließ sie den Kopf hängen und schleppte sich mit sehr schnellen, aber zuweilen wankenden Schritten fort. Lange Zeit blieb sie ruhig, ohne daß eine Miene Das, was in ihren Gedanken vorging, verrathen hätte. Bald aber, als hätte die Verzweiflung sie überwältigt, senkte sie beängstigt:

„Himmel, wenn der Baron Van Hove nicht zu Hause wäre! wenn ich ihn heute nicht sprechen könnte. Wenn er auf seinem Hofe wäre und mir die verlangte Hülfe verweigerte! Ach, dann wäre mein armer Hugo verloren, er würde von Gensdarmen geholt, in das Gefängniß geworfen werden und entehrt verurtheilt vielleicht! Er würde zwischen Dieben und Mördern leben, er, mein geliebter Sohn, die Unschuld selbst — schrecklich! Und ach? mein Engelbertchen! Der Doctor hat solche schreckliche Worte gesprochen; es befindet sich in Gefahr, es kann sterben Armer Hiob! ihm wurde wenig Geduld zu Theil; was muß er leiden? Meine Rosina, die ihren eigenen Schmerz verbirgt und über ihren Bruder weint, und ich, ihre Mutter, ich vereinige in meinem Herzen die Leiden von Allen, ich fühle, wie Messerstiche des Schmerzes mir den Rufen gran-

sam durchbohren aber ich darf nicht weinen, nicht klagen, nicht erliegen — ich muß mich aufrecht halten, Hülfe suchen, trösten, retten Ach, Gott sei mir gnädig, daß er in seiner Güte mir Kraft verleihe, um meine traurige Aufgabe zu vollenden!“

Und gleichwie von einem geheimen Schlage getroffen, kief sie nun so schnell, daß der Sand auf dem Wege wie Wolken um ihre Füße aufstäubte. Ihr Angesicht glühte von der Sonnenhize, vor Ermüdung und Eile; auf ihrer Stirne perlte der Schweiß in hellen Tropfen, ihre Brust leuchte schwer Aber ohne Zweifel hatte sie den Faden ihrer Gedanken ununterbrochen verfolgt, denn nach einiger Zeit erhob sie mit einem Male den Kopf, blickte zum Himmel empor und rief:

„Nicht wahr, o Gott, Du wirfst mich nicht verlassen? Barum sollte ich an Deiner Barmherzigkeit zweifeln, der Du der gütige Vater meiner Kinder bist? Bisher hast Du uns mit einem ungetrübten Glücke überreichlich gesegnet; aber unsere Dankbarkeit ist vielleicht in dem glücklichen Fortgange nicht hinreichend? Werden wir auch im Unglücke dankbar bleiben und auf Deine Güte vertrauen, selbst wenn Alles uns bedroht, und der Gram mein Mutterherz erdrückt? Ja, prüfe mich, wirf mich zu Boden, ich werde dennoch aus der Tiefe meines Leidens das Auge gläubig zu Dir erheben, Dich segnen und hoffen!“

Einige Schritte weiter sagte sie mit ruhigerem Tone zu sich selbst:

„Es ist wahr; wozu kann die Verzweiflung nützen; sie läßt dem Menschen im Voraus alle Qualen eines Unglücks,

das vielleicht nie geschehen wird, erleiden; sie raubt ihm seine Kräfte, sie verwirrt seinen Verstand und macht ihn unfähig, mit dem Geschehe zu ringen und das Schlimmste, welches er fürchtet, zu besiegen. Fort, fort, mit diesem seigen Gefühl — nicht den Muth verloren: so lange wir leben, gibt's auch Hoffnung.“

In diesem Augenblicke trat ein schon bejahrter Bauer aus einem Seitenpfade auf den Hauptweg.

„Ah, Mutter-Hiob,“ rief er, „wo wollt Ihr so eilig hin?“

„Ich habe keine Zeit, Freund Mols,“ rief sie, ohne ihren Schritt zu mäßigen; „guten Tag, guten Tag.“

„Wie? Ihr glaubt, daß ich nicht so schnell gehen könne, als Ihr? Da irrt Ihr Euch,“ antwortete der Bauer, indem er ihr nacheilte. „Das Pferd wird alt und hat viel gearbeitet, aber, Gott sei Dank! die Beine sind noch gut. Nun von Euren Weg zu reden, geht Ihr nach Lindheim?“

„Ja, nach dem Hofe.“

„Ich auch, Mutter-Hiob, wir werden den Weg zusammen machen.“

„Aber, Ihr seht, daß ich große Eile habe; ich renne fast vor Ungeduld.“

„Nun, so rennt denn; ich kann es auch.“

„Ihr geht auch nach dem Hofe des Barons, Freund Mols?“

„Ja, ich muß seinen Pächter wegen einer Wildschub sprechen, die er verkaufen will; aber er ist zu theuer damit. Ich will ein Stückchen Vieh mehr einstellen, Mutter-Hiob, die Kinder werden groß, und es ist kein schlechtes Jahr gewesen.“

„Ist der Baron auf dem Hofe?“

„Gewiß; ich habe ihn noch heute Morgen zu Pferde gesehen.“

O, das freut mich; ich muß ihn wegen einer dringenden Angelegenheit sprechen. Wie ist der Baron? Ist er ein gut-herziger Mann?“

„hm, hm,“ murmelte der Bauer, „wie man's nehmen will. Die großen Herren haben Launen und Grillen. Den einen Tag sind sie freundlich und den andern Tag sehen sie mürrisch daren, ohne daß man weiß, warum. Es ist je nachdem sie des Morgens mit dem rechten oder linken Fuße zuerst aus dem Bette steigen Mutter Grieb, Ihr geht doch schrecklich schnell.“

„Aber, ist er wol noch geneigt, Jemanden einen Dienst zu erweisen?“

„Ja, das weiß ich nicht; ich habe ihn niemals um Etwas gebeten, denn ich wohne nicht auf seinem Gute Es hat vor acht Tagen in Strömen geregnet; meine Schuhe waren ganz durchweicht; ich habe vergessen, sie einzuschmieren; nun sind sie so hart wie Horn und drücken mich Ihr lauft wirklich wie ein Pferd.“

„Ich darf nicht langsamer gehen,“ Bauer Wols. Nehmt es mir nicht übel, bleibt lieber zurück und geht nach Eurer Gemächlichkeit.“

„Nein, nein; sollte eine Frau mir vorauslaufen? Geht doch ein wenig langsamer. Ich will Euch Etwas von unserm Baron erzählen, wonach Ihr über seinen Charakter urtheilen könnt. Ihr kennt wol den Pachter Bleugels? Der Baron ist immer freundlich gegen ihn gewesen; aber als er

neulich zu ihm geht, um seinen Pacht zu bezahlen, begrüßt ihn der Baron ohne allen Grund mit so vielen unangenehmen Worten, daß der arme Mann nicht mehr wußte, wo ihm der Kopf stand. Es wurde ihm gesagt, daß sein Pacht um, ich weiß nicht wie viele, hundert Francs erhöht werden sollte, und daß er, falls ihm die Erhöhung nicht gefiele, den Hof nur verlassen und anderwärts suchen könne, sein Brod sich zu erwerben. Es war Nichts dagegen einzuwenden: der Baron jagte ihn so zu sagen wie einen Schelm vom Hofe. Bleugels begegnete in der Baummallee seinem Nachbar, den Pächter Vos, der auch mit Geld beladen war, um seinen jährlichen Pacht zu bezahlen. Als Bleugels ihm sagte, daß der Baron wie ein böser Teufel gewesen wäre, wagte es sein Nachbar beinahe nicht, nach dem Hofe zu gehen; aber er war schon zu weit gegangen, um zurück zu kehren: er raffte all seinen Muth zusammen und zog an der Klingel des großen Baunes Mutter Diob, mir ist der Athem ausgegangen; meine Beine sind noch gut, aber um Gottes willen, geht nicht so rasch.“

„Und wie ging es dem Pächter Vos?“ fragte Mutter Diob mit ängstlicher Neugier. „War der Baron auch so barsch gegen ihn?“

„Wie Ihr sagtet, Brauerin; die großen Herren haben sonderbare Launen. Pächter Vos wurde gut empfangen und erhielt ein Glas Wein. Aber, was Euch gewiß wundern und unbegreiflich vorkommen wird, ist, daß der Baron die Hälfte von dem Pachtgeld nahm und sie dem Vos zum Geschenk zurück gab, der darauf halb närrisch vor Freude und tanzend wie ein Kirmesvogel zu seinem Nachbar in die Baummallee gelaufen

kam. Sie gingen Beide nach Hause, aber Jeder mit einem anderen Gesichte: der Eine weinte und der Andere lachte. . . . Da höre ich schon die Pfauen des Barons schreien. Wir sind sogleich an der Hecke. Geht nun etwas langsamer."

Den Kopf in trüben Gedanken schüttelnd bemerkte Mutter Hieb:

„Wahrscheinlich kennt Ihr die Ursachen nicht, warum der Baron seine beiden Pächter so verschieden empfing."

„Ich kenne sie wol," sagte der Andere mit einer gewissen Bittigkeit; „aber sie sind so kindisch, daß ich ihnen keinen Glauben schenken kann. Hört, wie man lange Zeit danach die Sache erklärte. Ihr müßt wissen, daß der Baron schrecklich vernarrt ist auf Hasen, Schnepfen und anderes Wild. Wenn es nach seinem Willen ginge, so würden seine Besitzungen von Hasen und Feldhühnern wimmeln, aber nicht um eine reiche Jagd zu haben, denn er jagt nicht; sondern um zu wissen, daß die Thiere auf seinem Grund und Boden laufen und er darauf Jagd machen kann, wenn es ihn beliebt. Niemand im Dorfe mag mit der Hand ein Wild bedrohen, oder der Baron nimmt es ihm sehr übel. Und fräßen Euch die Hasen die Haare vom Kopfe, während ihr daliegt und schlaft, so dürftet Ihr sie noch nicht schlagen, oder der Baron würde Rache an Euch nehmen. Nun, Pächter Bleugels hatte einmal, als er des Morgens aus der ersten Messe kam, auf seinem eigenen Felde ein wildes Kaninchen todt geworfen und am demselben Mittag verzehrt. Pächter Bos hat dagegen seinen Hund in dem Mühlbrunnen ersäuft, weil er einen Hasen gefangen hatte. Das ist der Unterschied."

„Glaubt Ihr wirklich, Mols, daß der Baron ein barscher

und gefühlloser Mann ist?" fragte Mutter Hiob mit steigender Vollkommenheit.

„Ach nein," antwortete der Bauer, „ich kann Euch auch von Wohlthaten erzählen, welche er unglücklichen Menschen erwiesen hat. Es gibt Tage, wo er viel zu mildthätig ist; aber ich wiederhole es, so sind die großen Herren: ihr Geist folgt den Vierteln des Mondes. — Wollt Ihr den Baron selbst sprechen?"

„Ja, und ich muß ihn selbst um etwas Wichtiges ersuchen."

„Nun, Gott gebe, daß er in seiner guten Laune ist, sonst werdet Ihr den Teufel zum Neujahr bekommen, seid davon überzeugt Nun, wir sind da. Es ist Zeit! Ihr lauft wie ein Dragoner. Ich sehe dahinten den Gärtner. Nun, viel Glück, Mutter Hiob. Ich werde am Sonntag in Wiespelbeke in die Hochmesse gehen und zu Euch kommen, um guten Tag zu sagen."

Mutter Hiob beeilte sich, um die Klingel zu ziehen. Ein Livreebedienter öffnete ihr und fragte, was ihr Begehr sei.

„Ich möchte gern den Herrn Baron sprechen," sagte sie.

Der Diener besah sie von Kopf bis zu den Füßen und antwortete erst nach einer langen Weile, indem er die Achseln zuckte:

„Das wird schwierig sein. Kann ich den Auftrag nicht ausrichten?"

„Ach nein, ich muß ihn selbst um Etwas bitten."

„Um Etwas bitten?" wiederholte der Diener. „Ich glaube, daß der Herr nicht zu Hause ist. Wer seid Ihr, Frau?"

„Ich bin Mutter Hiob, die Brauerin von Wiespelbeke."

Seid doch so gut, Freund, und macht, daß ich den Herrn Baron sprechen kann, ich werde Euch dankbar sein."

"Folgt mir, ich werde sehen, ob der Herr diesen Morgen zu sprechen ist."

Er führte die bittende Frau in ein halbdunkles Kämmerchen, wies ihr einen Stuhl an, zog die Thüre zu und verschwand.

Hier in völliger Stille und Einsamkeit, begann Mutter Hlob vor Angst zu zittern. Nichts als ungünstige Vorzeichen hatten sich ihr auf der mühseligen Reise dargeboten, und sie fürchtete, ja sie glaubte beinahe, daß ihr Versuch mißlingen würde. Das Benehmen und die Worte des Dieners bestärkten ebenfalls die betrübende Vermuthung in ihr; aber wer konnte es wissen. Da der Baron seine guten und schlechten Launen hatte, so konnte sie ja wol einen günstigen Augenblick getroffen haben,

So dachte unter der verzweiflungsvollen Borausicht ihr muthiges und hoffendes Herz. Man ließ sie so lange allein sitzen und warten, daß sie Zeit genug hatte, um zehn Mal aufs Neue alles Schreckliche ihres Zustandes zu ergründen und sich zehn Mal wieder siegreich über den Mißmuth zu erheben. Das Herz pochte ihr gewaltig vor Ungeduld. Bei dem geringsten Geräusche, welches sie vernahm, zeigte sich ein Lächeln der Freude auf ihrem Angesichte; sie hielt das Auge starr auf die Uhr gerichtet, welche den Kaminsims zierte; sie folgte dem trägen Laufe des Zeigers, zählte die Minuten und Secunden und seufzte schmerzlich bei jedem Helde, welches den Weiser erreichte. Der Postwagen könnte vorbei sein, noch ehe sie Wispelbefe würde erreicht haben! Nun,

war es noch Zeit aber man ließ sie in dem Stübchen sitzen, als hätte man ihre Gegenwart vergessen.

Ein unterdrückter Ausruf der Freude entfuhr ihr in diesem Augenblicke; sie hörte Tritte in dem Gange, man kam, sie zu holen und zu dem Baron zu führen

„Frau,“ sprach der Diener, „der Herr ist beschäftigt; er will nicht gern gestört sein. Ihr kommt gewiß, um Euer Bier zu empfehlen. Der Herr sagt, Ihr möchtet eine halbe Tonne zur Probe schicken.“

„Nein, das ist nicht der Grund meines Besuchs. Ich komme wegen einer Sache, die keinen Aufschub gestattet. Bittet, steht den Herrn in meinem Namen an, daß er mir nur einen Augenblick Gehör schenke. Ach, seid mir behilflich, Freund, Gott wird es Euch lohnen.“

Der Diener sah sie verwundert an, schien aber von dem Tone ihrer Stimme betroffen zu sein und antwortete:

„So, es wäre also nicht, um Bier auf den Hof zu liefern? Ihr seid so sehr aufgereg, Frau; beruhigt Euch, der Herr ist ein gutherziger Mensch. Ich werde ein gutes Wort für Euch einlegen, damit er Euch empfängt. Ist es ein Dienst, den Ihr von ihm erbittet?“

„Ja, ja, ein sehr wichtiger Dienst, eine Wohlthat.“

„Dann will ich Euch einen guten Rath geben. Der Herr ist sehr reizbar. Wenn man ihn überrascht oder unerwartet aufregt, so wird er ungeduldig und verdrießlich. Sagt ihm nicht mit einem Male, was Ihr wünscht, seid ruhig und vorsichtig in Euren Mittheilungen. Wenn man auf diese Weise mit ihm umgeht, ist er die Güte selbst. Wartet

noch ein wenig, ich komme sogleich zurück, um Euch zu holen.“

Unter innigen Dankbezeugungen der Mutter Hiob verschwand der Diener in dem Gange.

Ober geneigt, an die guten als an die schlechten Vorzeichen zu glauben, jauchzte Hugo's Mutter in dem einsamen Kämmerchen mit solcher Freude, als glänzte schon das rettende Geld vor ihren Augen. Sie faltete die Hände und erhob die Augen zum Himmel, um Gott für die süße Hoffnung zu danken. — Sie blieb nur noch einige Augenblicke allein; bald kam der Diener, um sie zu holen und führte sie in einen großen und prächtig verzierten Saal, wo Alles von goldenen Verzierungen, seidenen Stoffen und bunten Tapeten glänzte.

Sie verlassend bot der Diener ihr diesmal keinen Sitz an; sie hätte es auch nicht gewagt, sich auf einen dieser kostbaren Armstühle zu setzen, deren rother Sammet mit goldenen Borden gesäumt, vor ihren Augen schimmerte.

Ein Zittern ergriff sie, als der Baron in einem bunten farbigen Hausrocke vor ihr erschien, und ohne ein Wort zu reden sie ansah, als fragte er mit den Augen, was sie beehrte.

„Verr Baron,“ stammelte sie, „vergebt es einer betrübten Mutter, daß sie es wagt, auf Eure Güte zu hoffen. Euer Name wurde ihr von Gott selbst eingegeben....“

Wahrscheinlich gefiel dieser traurige Ton dem Baron nicht, denn er bezwang einen Ausdruck der Ungeduld und fragte:

„Frau, wer seid Ihr? Ich kenne Euch nicht.“

Die Kälte des Gesichts erfüllte Mutter Hieb mit Angst.
 „Mein Mann ist Brauer zu Wispelbese. Ich bin die Mutter von Hugo.“

„Hugo, Hugo —“ murmelte der Baron, den Finger an die Stirn haltend, „meint Ihr von Hugo Hieb, der Kaufmann in der Stadt ist?“

„Ja, Herr Baron, von Hugo Hieb.“

„Ist das auch wahr, was Ihr sagt? Täuscht Ihr mich nicht?“

„Guch täuschea, Herr Baron! Erkennt Ihr mich nicht wieder? Ihr kamet einmal in unser Haus, um uns wegen einer That Hugo's zu danken.“

„Wahrhaftig, ich glaube, Guch wieder zu erkennen. So, Ihr seid die Mutter Dessen, der einmal sein Leben wagte, um meinen Sohn zu retten,“ sagte der Baron nachdenkend, indem er nach einem der schönen Armsessel griff. „Setzt Guch, Frau, und vergelt mir meinen kalten Empfang. Macht es Guch bequem, ich wünsche es wenn Ihr Guch zu setzen weigert, dann werde ich ebenfalls stehen bleiben müssen.“

„Nun, es sei denn Guch zu Gefallen, Herr Baron,“ murmelte Mutter Hieb, indem ihre Augen vor Freude strahlten.

„Ihr nehmt es mir doch nicht übel, Frau, daß ich Guch so schlecht empfangen habe?“ sprach der Baron. „Wir reichen Leute werden so sehr mit Bitten und Fragen aller Art bestürmt, man betrügt uns so oft, daß wir selbst gegen unsern Willen mißtrauisch gegen Jedermann werden. . . . So, so, Ihr seid die Mutter des Hugo Hieb. Weht mir Gute Hand, Frau, ich freue mich, daß ich Guch sehe. Ihr wollt

mich um Etwas fragen, wie der Diener sagt. Sprecht, was kann ich für Euch thun?"

Der freundliche Ton der Worte des Barons und die überraschende Hoffnung, die plötzlich in ihren Busen drang, griffen Mutter Lieb so heftig an, daß ihr die Stimme im Munde erstickte, und sie statt aller Antwort in Thränen ausbrach.

„Frau, Ihr seid betrübt,“ sagte der Baron noch ihre Hand haltend. „Seid getrost, Euer Sohn Hugo hat edelmüthig meinen Sohn gerettet, als Keines seiner Freunde es wagte. Er hat jede Belohnung verweigert, verlangt sie nun von mir. Ihr scheint unglücklich zu sein, laßt mich Euch helfen.“

„Ach,“ rief Mutter Lieb. „Ich weine vor Freude, vor Dankbarkeit gegen Gott, daß er Euch ein so edelmüthiges Herz gegeben hat! daß er meinen Schutzgeist mit Euren Namen nennen ließ, als Alles Nacht um mich war, wie in einem Abgrunde. O, könntet Ihr mir auch die gewünschte Hülfe nicht geben, so segne ich Euch doch für Eure treu-reichen Worte.“

Der Baron wartete einige Augenblicke, um sich zu erholen, und sprach dann:

„Nun, sagt mir unbefangen und ohne Aurcht, was Euer Verlangen ist.“

„Herr Baron, Euch, der Ihr so gut seid, wird es vielleicht betrüben; aber vergebt es mir, wenn ich Euch Schmerz bereite. Mein Sohn Hugo war Kaufmann in der Stadt — ich höre mit Freuden, daß Ihr es wißt. Er hatte sich associirt mit einem gewissen Herrn Walter, der als ein erfahre-

ner und vorsichtiger Mann gerühmt wurde. Dieser Walter ist nach Amerika geflüchtet, er hat die Handelsbücher gefälscht, Wechsel gemacht und von meinem unglücklichen Sohne wichtige Unterschriften erschlichen. Hugo, von Allem beraubt, ist verantwortlich für die Schulden des Hauses und wird eines betrügerischen Bankerotts angeklagt, ergriffen und in's Gefängniß geworfen werden."

"Was sagt Ihr da?" rief der Baron mittheilich. „Arme Mutter! Aber wie hoch belausen sich die Schulden?"

„Auf dreißigtausend Arancos," murmelte Mutter Gieb mit dumpfer Stimme und wie beschämt über den hohen Betrag der Hülfe, um welche sie ihn bitten wollte.

„Dreißigtausend Arancos," wiederholte der Baron; „das ist viel."

„Wir besitzen Güter, welche von dem Notar Ztrous in unserm Dorfe auf ungefähr fünfundsechzigtausend Arancos geschätzt werden. Sie sind bei der ersten Einschreibung mit einer Hypothek von fünfundzwanzigtausend Arancos belastet, welche dazu gedient haben, um das Handelscapital Hugo's zu bilden, jetzt aber verloren sind. Meine Bitte, Herr Baron, ist, daß Ihr die außerordentlichen Güte habt, eine zweite Einschreibung auf unsere Güter anzunehmen und mir die dreißigtausend Arancos zu leihen, welche ich nöthig habe, um Hugo, meinen Sohn, vor der Schande und dem gänzlichen Verderben zu retten. . . . wir werden einen Zinsensatz nach Eurem Belieben annehmen und uns das Pred vom Munde abdarben, um Euch jährlich zu befriedigen."

„Welchen Zinsensatz?" fragte der Baron mit einem Lächeln.

„Hier, fünf Procent, ganz nach Eurem guten Willen, Herr Baron.“

„Und das nennt Ihr eine Wohlthat von meiner Seite, Sven?“

„Ach, Alles, Alles, nach Eurem Belieben, wenn mein armer Hugo nur gerettet wird.“

„Ihr wißt, daß solche Dinge nur durch besondere Schriftstücke abgemacht werden können, die eine Frau nicht unterzeichnen kann. Seid guten Muthes, geht nach Hause und schickt mir Euren Mann. Ich will die Sache mit ihm abmachen. Ihr werdet bleich? Ihr bebt? Warum?“

„Gott, Gott, daran hatte ich nicht gedacht!“ rief Mutter Hlob die Arme erhebend. „Wie schrecklich! In der Minute seiner Rettung versichert zu sein und sie noch entgehen zu sehen!“

„Ruhig, seid doch ruhig,“ sagte der Baron, „was bedeutet diese plötzliche Verzweiflung?“

„O, mein Herr, heute noch, spätestens morgen früh, muß Hugo die dreißigtausend Francs haben, um die Wechsel zu bezahlen, oder er wird für bankerott erklärt, und Alles ist verloren. Ich komme zu Fuß in der Sonnenuhr zu Euch gelaufen, um keine Zeit zu verlieren. Der Nimmer hat meinen Verstand geschwächt. Ich vergaß, daß die Gegenwart meines Mannes hier nöthig ist. Nun ist alle Hoffnung für mich verloren: morgen ist es zu spät.“

„Ihr seid zu aufgeregte, Frau,“ sagte der Baron mit ruhiger Gutberzigkeit. „Warum habt Ihr nicht mehr Ver-“

trauen zu mir? Ich wollte Euer Zartgefühl nicht verletzen, nun begreife ich die Sache besser. Wartet einen Augenblick."

Er wandte sich nach der Ecke des Saales, öffnete einen Kasten von gestammten Palisanderholz, nahm ein Blatt Papier heraus, und fing an, Etwas zu schreiben.

Mutter Hieb hielt bebend das Auge auf ihn gerichtet. Was that er? Diese Schrift konnte doch ihren Hugo nicht retten, Geld allein besaß diese Macht. . . . Nun nahm der Baron ein zweites Blatt Papier und schrieb ebenfalls einige Zeilen darauf, dann näherte er sich der Mutter Hieb und, den Blick auf eines der beiden Blätter geheftet, sagte er zu ihr:

„Hört, was hierauf geschrieben steht: Ich, Frau Hieb, bekenne hierdurch im Namen meines Gekasteten, von dem Herrn Baron Van Gere von Lindhout die Summe von dreißigtausend Francs empfangen zu haben, welche Summe nebst den jährlichen Zinsen von zwei Procent durch besondere Urkunde als Hypothek auf unsere Güter angenommen wird. . . ."

„Unterzeichnet dieses nun mit Eurem Namen."

„Aber guter Herr Baron," rief Mutter Hieb; „ich darf das nicht annehmen; zwei Procent?"

„Und wenn Ihr mir vier Procent bezahltet, Frau; wo sollte denn der Dienst bleiben, um den Ihr mich bittet? Sagt Eurem Manne, daß er in acht Tagen oder noch später mich besuche; ich werde dann die Angelegenheit mit ihm ordnen. Nehmt diese Feder, unterzeichnet das Papier — Ihr dürft so nicht zittern."

„Nicht zittern!“ murmelte Mutter Hiob mit feuchten Augen, „nicht heben vor Freude und Dankbarkeit! Ach, was ich unterzeichne, ist die Ehre, das Leben, die Erlösung meines Kindes.“

„Ihr seid eine gute brave Frau,“ sagte der Baron. „Wenn die Zahlung der Zinsen Euch schwer fallen sollte, so bekümmert Euch deshalb nicht. Nehmt nun dieses Papier; verliert es nicht: es ist ein Zahlungsauftrag an meinen Banquier in der Stadt. Bei Vorzeigung desselben werden dreißigtausend Francs an die Person, welche sie vorzeigt, gezahlt. Ihr habt Eile: geht nun; — und sollte Euch wieder ein Unglück treffen, Mutter Hugo's, so kennt Ihr den Weg, der nach meinem Hofe führt. Ich bitte Euch, ver-
geßt ihn nicht.“

Die übergelückliche Frau konnte vor Wonne kein Wort hervorbringen. Sie sank zu Boden und umfasste weinend die Kniee ihres Wohlthäters, aber dieser löste tiefgerührt ihre Hände und ging zum Saale hinaus, indem er ein freundliches und wohlwollendes Lebewohl stammelte.

Der Livreebediente trat ein und verhielt sich still, bis Mutter Hiob einigermaßen von ihrer übermäßigen Freude wieder zu sich gekommen, zu ihm sagte:

„O, Freund, was Ihr für einen guten Herrn habt! Gott ist gerecht, er wird ihn ewig im Himmel belohnen!“

„Ich habe es Euch ja gesagt,“ antwortete der Diener; „aber kommt, Frau, der Herr hat mir befohlen, Euch bis an die Pforte zu begleiten. Die geringste Saumseligkeit in der Erfüllung seiner Wünsche macht ihn verdrießlich; mein Herr ist sehr nervös. Es ist eine traurige Krankheit.“

„Ich will alle Tage für ihn beten,“ seufzte Mutter Hiob. „Er krank? Solch ein Mann? Ach, es wird wol besser gehen.“

Ohne weiter zu sprechen, geleitete der Diener sie an die Hecke, wünschte ihr eine gute Rückkehr und wandte sich auf dem Pfade um

Einige Schritte weiter stand Bauer Nels mit seinem Stöcke in der Hand. Er hatte seine Sache mit dem Gärtner abgemacht und da er wußte, daß Mutter Hiob noch auf dem Hofe war, hatte er auf sie gewartet, um mit ihr ein Stück Weges bis an seinen Hof zu gehen.

„Nun, habt Ihr den Baron gesehen? Wie ist es Euch gegangen?“ fragte er.

„Pfui, es ist eine Schande,“ antwortete Mutter Hiob mit bitterm Vorwurf. „Von einem solchen Menschen so viel Böses sprechen zu dürfen! Ein Engel von Güte!“

„Ja, ja, ich weiß es wol,“ lachte der Andere; „Ihr habt ihn in seiner guten Laune angetroffen, darum war er ein Engel. Kommt morgen zurück und Ihr findet wieder einen Engel, aber er wird ein schwarzer sein Beginnt Ihr schon wieder zu rennen und zu traben, wie heute Morgen? Nun hat es doch keine solche Güte mehr.“

„Eine noch größere. Geht Euch keine Mühe, Bauer Nels, mich dünkt, ich habe Flügel. Lebt wohl, lebt wohl bis Sonntag!“

„So lauft denn in Gottes Namen allein,“ rief Bauer Nels ihr nachsehend, indem sie mit wunderbarer Schnelligkeit um die Ecke der Baumallee ihm aus dem Gesichte verschwand.

Als Mutter Hiob eine Viertelstunde lang ihrer großen

Daß durch einen ermüdenden Gang nachgegeben hatte, blieb sie stehen, als wäre ihr plötzlich ein Gedanke gekommen. Sie steckte die Hand unter ihr Halstuch und schien nach Etwas zu suchen; es entfuhr ihr ein Schrei der Angst und des Schreckens und ihre Wangen, so sehr sie auch glühten, wurden weißer als der Schnee. Aber ebenso schnell entfuhr ihr ein neuer Schrei, der wie ein Ton der Freude über die umstehenden Sträucher erscholl.

„O, Gott, ich glaubte, daß ich es verloren hätte,“ senkte sie noch von der doppelten Aufregung bebed. „Ach nein, hier ist sie noch die glückliche Schrift“

Sie hielt das Auge mit Bewunderung auf die Zahlungsanweisung geheftet, welche der Baron ihr übergeben hatte, und sagte zu sich selbst:

„Was der menschliche Geist doch erfindet! Dieses Stückchen Papier — es sind dreißigtausend Francs, das Leben meines Sohnes, die Ehre, das Glück einer ganzen Familie! Aber ach, ich vergesse; ich habe Athem geschöpft; ich muß fort; der Postwagen wird vielleicht noch nicht vorbei sein. Vorwärts, vorwärts.“

Und ebenso schnell als vorher schritt sie durch den Staub des Weges. Die Sonnenglut brannte über ihrem Kopfe; die drückende und heiße Luft konnte ihrer Brust schwerlich die Lebenskraft zu einem solchen mühsamen Gange verschaffen. Der Schweiß rann ihr tropfenweis von der Stirne, und sie leuchte hörbar Aber so sehr auch ihre Kräfte allmählig mehr und mehr unter der Ermattung abzunehmen drohten, so gab sie doch ihren Vorsatz nicht auf und trabte immer weiter und weiter, von Zeit zu Zeit Hugo's Rettung

aus dem Busen ziehend, um aus einem einzigen Blitze auf diese Zauberschrift neue Kraft und neuen Muth zu schöpfen.

Endlich bemerkte sie den Thurm des Dorfes; aber sei es, daß sie der Ermüdung unterlag oder daß dieser Anblick ihre Nerven abgespannt hatte, sie fing an, auf ihren Füßen zu wanken und sah sich bald genöthigt, sich mit der Hand an einen Baum zu lehnen.

Sie blieb eine kurze Weile in dieser Stellung stehen, bis das heftige Keuchen ihrer Brust einigermaßen nachgelassen hatte; dann erhob sie den Kopf, schaute lächelnd nach dem Thurme des Dorfes und rief:

„Muth, Muth! Hugo! der Postwagen vorwärts vorwärts!“

Und sie verließ den Baum, um aufs Neue in der Richtung nach ihrer Wohnung zu laufen

„Ach, Gott sei gelobt!“ rief sie mit dem Schriftstücke in der Hand, als sie in die Stube sprang, in welcher ihr Mann und Rosina sich befanden, „der Baron hat eingewilligt und uns das Geld geliehen. Seht, ich habe die dreißigtausend Francs, seine Erlösung, seine Ehre, unser Glück: Hier, hier, Diob, Du bist angekleidet, der Postwagen kommt, schnell, gehe nach der Stadt und bringe Hugo dieses Papier.“

Sie drückte ihrem erstaunten Ehegatten das Papier in die Hand und lief jauchzend an das Bett Engelbertchens. Die Augen des Kind waren halb geöffnet und es versuchte zu lachen, so sehr auch sein Angesicht noch geschwellen war.

„Habe ich es nicht gesagt, es wird genesen. Ach, Du lachst, unschuldiges Kind!“ rief sie, indem sie einen feurigen Kuß auf Engelbertchens Lippen drückte. Aber ebenso schnell

sprang sie wieder zurück und sah ihrem Kanne mit fragender Verwunderung in die Augen.

Dieser, der noch nicht aufgestanden war, murmelte verdrießlich:

„Ich soll zu Hugo gehen, um ihm das Erbtheil meiner anderen Kinder zu bringen? O, ich werde mich dabei zu sehr aufregen. Nein, ich thue es nicht.“

„Gib her, gib her,“ rief Mutter Hiob, „ich will gehen.“

„Du willst gehen? Du würdest krank werden. Heißt das laufen? Du bist ja in voller Glut“

„Das ist einerlei, es ist keine Zeit zu verlieren. Komm! Gib her, damit ich mich auf den Weg mache.“

„Dann will ich doch lieber selbst gehen,“ murrte Meister Hiob. „Ich kann doch nur einen Schlag davon bekommen.“

Unter dem Murmeln von einigen anderen verdrießlichen Worten lief er zur Thüre hinaus.

Rosina flog ihrer Mutter um den Hals und rief mit aufgelaßener Freude:

„O, Mutter, ist es wahr, daß Hugo gerettet ist?“

„Gott ist gütig, mein Kind,“ jauchzte die Frau. „Habe nur Hoffnung, Rosina, es wird noch Alles gut gehen!“

VI.

Anstatt, wie seine Frau ihn gebeten hatte, sich in aller Eile nach dem Steinwege zu begeben, ging Meister Hiob langsamem Schrittes und murrte bei sich über das Schicksal das ihn verfolge.

Unter seinen verdrießlichen Gedanken und ungeduldigen Geberden hatte er beinahe vergessen, daß er keine Zeit zu versäumen habe, um den Postwagen zu erreichen. Glücklicherweise ließ sich das Anallen der Peitsche über die stillen Felder von Weitem vernehmen und weckte ihn aus seiner Zerstreuung auf.

Mit dem Kuße in den Staub des Weges stampfend rief er aus:

„Ja, ich hätte es wol denken können! Nun wird er vorbei sein, ehe ich den Steinweg erreiche. Ich habe den Postwagen nöthig, darum kommt er heute viel zu früh.“

Er begann jedoch zu laufen und trabte weiter, seinen Schritt immer mehr beschleunigend, je mehr er glaubte, daß der Wagen ihm entgehen könnte. Worüber er aber besonders auf seinem schnellen Gange vor Befürchtung und Aerger tobte, war der Anblick vieler Personen, selbst von Frauen, die eben auf dem Postwagen saßen und gewiß wegen Mangel

an Raum im Innern desselben so hoch hinauf gestiegen waren. Wahrscheinlich konnte man ihn nicht mehr aufnehmen. Nach der Meinung des Meisters Hiobs war dieses kein gewöhnlicher Fall; blos, weil er an diesem Tage nothwendig einen Platz brauchte, mußte natürlicherweise keiner mehr übrig sein.

Reuchend und mit von Schweiß triefender Stirne kam der Brauer noch zeitig genug, um sich mit ausgebreiteten Armen vor die Pferde des Postwagens zu stellen und so den Kutscher zum Anhalten zu zwingen.

„Unmöglich!“ lautete die Antwort; „es kann keine Kage mehr hinein.“

„Ich muß und will mit,“ rief Meister Hiob, oder ich sehe sonst in meinem Leben keinen Fuß mehr in Euren Wagen.“

„Kommt, wir wollen sehen, ob die Leute drinnen ein wenig zusammen rücken wollen,“ sagte der Kutscher, indem er von seinem Tritte herunterstieg und den Wagen öffnete.

„Keine Herren, hier ist Jemand, der durchaus nach der Stadt muß. Sollte es nicht möglich sein, für den Brauer von Bischofsbühl ein wenig Platz zu machen?“

„Ein Brauer!“ rief ein Soldat mit langem Schnurbarte, „wahrscheinlich so dick, wie ein Bierfass. Das geht nicht. Wir werden hier schon so platt gedrückt wie eingepackte Häringe.“

Eine Frau, die einen Mannshut trug und ein Gendresbüschel auf den Knien liegen hatte, steckte den Kopf heraus und rief:

„Nein, nein, Corporal, es ist nur ein magerer Brauer. Die Menschen müssen einander helfen, ich werde mich etwas

kleiner machen. Kommt herein, Mann, setzt Euch neben mich"

Meister Hiob machte ein Gesicht voll bitterer Verachtung und indem er sich zu weigern schien, auf den Tritt zu steigen, murmelte er:

"Wenn die Soldaten im Wagen fahren, dann muß der Bürger wol zu Fuße gehen! Bah, welche Gesellschaft! Zwischen den rohen Kerlen! Ich bleibe lieber zu Hause."

"Na, was raßt der Lump da von rohen Kerlen?" polterte der Korporal mit drohender Faust. "Wagt es nur, in den Postwagen zu kommen, undankbarer Bauer, ich werfe Euch wieder durch das Fenster hinaus, so wahr ich Eisenarm heiße."

Der Brauer wollte gegen den Korporal in heftige Worte ausfallen; aber der Aufseher faßte ihn mit starken Armen um den Leib, schob ihn in den Wagen und schloß die Thüre hinter ihm zu.

Augenblicklich hörte man heftige Worte und bittere Klagen, zwischen welchen die Stimme der Marketenderin und das Gekreisch der Kinder sich mischten Aber der Aufseher sprang, ohne auf diesen Lärm zu achten, auf den Post, gab den Pferden die Peitsche und trieb sie in vollem Laufe voran.

Ohne Zweifel hatte Meister Hiob während der kurzen Reise in dem Postwagen keine angenehmen Stunden erlebt. denn als der Wagen an dem Stadthore anhielt, um von den Steuerbeamten untersucht zu werden, sprang Meister Hiob hinaus, rief dem Fuhrmanne zu, daß er ihn morgen bezahlen wolle und lief in aller Eile in die erste

Beste Strafe, um den Augen seiner Reisegefährten zu entgehen.

Da er sich in dieser Hinsicht sicher glaubte, blieb er ruhig, zerraupte sich in Verzweiflung das Haar und polterte mit lauter Stimme:

„Behezt! Ich bin behezt! In zehn Jahren wird es nicht wieder geschehen, daß der Postwagen voller Soldaten sitzt — und was für Soldaten? Aber es ist genug, daß ich den Fuß hineinsetze! Stundenlang ausgelacht zu werden, zerdrückt, gestoßen, zerquetscht Das Gekirn zerrissen durch das wilde Geschrei des schrecklichen Soldatentindes und dann noch mich beinahe schlagen müssen mit einem Korporal, der Eisenarm heißt, und Genevree trinkt, daß man davor schandern sollte! — Wenn in die ganze Stadt nur ein einziger Stein fallen müßte, so fiel er unfehlbar auf meinen Kopf. Und dabei habe ich noch eine Frau zu Hause, die über Alles lacht und nichts Anderes zu sagen weiß, als: es wird wol besser gehen! Ja, wenn es so bleibt, „besser gehen,“ dann weiß Gott, was noch daraus werden wird“ Die Arme an seinen Körper pressend murzte er mit unterdrückter Stimme:

„Ich bin meines Lebens müde; wenn ich sterben müßte, mich dünkt, ich würde mir Nichts daraus machen. So zum Unglück geboren zu sein! Es ist um den Verstand zu verlieren und ach, ich falle aus einem Brunnen in den andern. Nun muß ich gehen, um mich selbst und meine Kinder zu machen, mit Weib und Kind elend die Betrügerei eines schelmischen Quacksalbers und die Dummheit eines unvorsichtigen Sohnes zu bezahlen. Solche Dinge geschehen

Keinem als mir allein! Das wird nicht besser werden, bevor ich todt bin!"

Und den Kopf schüttelnd lief er mit seltsamen Heberden der Verzweiflung weiter, so daß die Vorübergehenden ihm verwundert nachsahen und zu einander sagten: „der Mann ist von Sinnen.“

Als er an die Thüre der Wohnung Hugo's kam, fand er sie halb geöffnet. Er trat brummend ein und bemühte sich, sein Gesicht noch verdrießlicher und finsterner zu halten, als es gewöhnlich war, um dadurch seinem Sobne sogleich anzukündigen, daß er keineswegs geneigt sei, seine Unversichtigkeit zu schonen.

Bei dem Erscheinen seines Vaters auf dem Comtoir, wo noch ein Commis mit Schreiben beschäftigt war, erblickte Hugo' vor Ueberraschung, obwol zugleich ein Strahl der Freude in seinen Augen glänzte.

„So, was geschieht hier Alles?“ fragte Meister Hieb mit strengem Blicke.

Aber Hugo geleitete ihn, indem er eine Begrüßung murmelte, in ein anderes Zimmer, verschloß die Thüre und wollte dann seinem Vater um den Hals fallen; dieser verhinderte aber die liebevolle Umhalsung und sprach mit strafendem Tone:

„Setze Dich, es ist jetzt keine Zeit zu solchen Dingen. So, so? Du hast Dich betrügen lassen? Wie ein Narr Dich befehlen lassen und mich und Deine Mutter, Rosina und Engelbertchen arm gemacht. Das ist also die Belohnung für Alles, was wir für Dich gethan haben?“

„Ach, lieber Vater,“ sagte Hugo flehend, „sprich doch nicht

so zu mir. Ich habe keine Schuld an diesem Unglück. Wüßtest Du, was ich in den wenigen Tagen gelitten habe! Siehst Du nicht auf meinem Gesichte, daß Schrecken, Angst und Gram mich verzehren? Ach, seit dem unglücklichen Augenblicke habe ich mein Bett noch nicht gesehen.
 Tröste mich oder überlasse mich meinem Unglücke. Um Gottes willen, mache mich nicht noch unglücklicher.“

„Ich sollte Dich noch obendrein preisen müssen,“ murmelte Meister Hiob mit Bitterkeit. „Unvorsichtig und einfältig bist zum Kindischen! Der will Handel treiben! Wärest Du Vater geblieben und Dein Lebenlang hinter dem Pfluge herumgelaufen! Ach, Du meinst, daß es genug sei, wenn Du sagst: es ist ein Unglück? Nein, nein, es ist eine Dummheit, ein sorgloses Vertrauen auf das Schicksal; derselbe blinde Glaube an das Glück, den Deine Mutter Dich gelehrt hat durch das ewige Lied: „es wird wol besser gehen“ Und sehe ich es selbst in diesem Augenblicke nicht an Dir? Du bist unglücklich, arm, von Allem beraubt Und Deine prächtigen Kleider lassen nicht allein vermuthen, daß Du in Ueppigkeit schwelgst; sondern auch, daß Du Dein Leben in Lust und Freude verbringst.

Hugo saß wie vernichtet mit gesenktem Haupte vor seinem Vater. Seine Wangen zitterten unter der Gewalt, welche er sich anthat, um nicht in Thränen auszubrechen. Auf dem letzten Vorwurfe, der ihm wegen der Pracht seiner Kleider gemacht worden war, stieg ein äußerst schmerzlicher Schauer aus seiner beklommenen Brust auf. Mit sanfter ergebener Stimme antwortete er:

14. „Vater, Du irrst Dich; ich habe meine Geschäfte mit

Fleisch, Liebe und selbst mit frohem Stolze beherzt und überwacht; aber wer konnte es wissen oder vermuthen? Walter war Jedermann als ein Muster von Ehrlichkeit bekannt, er schien die Rechtschaffenheit selbst zu sein. Haben wir uns nicht Alle in ihm getäuscht? Warum sollte ich allein mehr Verstand, mehr Einsicht haben, als alle Anderen? Glaube mir, daß ich unschuldig bin. Es ist möglich daß mir einige von den Eigenschaften mangeln, die zum Handel nöthig sind, aber ich habe trotzdem die Ueberzeugung, daß ich, um meinen Beruf zu erfüllen, alle Mittel angewendet habe, die mir Gott in seiner Güte verliehen hat."

„Wenn Deine Worte Geld wären," spöttelte Meister Hlob mit Bitterkeit, „es würde wahrhaftig eine schöne Münze sein."

„Und meine Kleider, die Du prächtig nennst, weil sie mit mehr Sorgfalt als gewöhnlich behandelt werden?" fuhr Hugo mit betrübtem Tone fort. „O Vater, sie krennen mir auf dem Leibe. Jedesmal, wenn ich sie ansehe, bebt mir das Herz vor Scham . . . denn die Kleider, siehst Du, Vater, sie heucheln und betrügen. Sie müssen glauben machen, daß das Glück mich nicht verlassen hat."

„Wie!" rief der Brauer aufbrausend aus, „nicht genug, daß Du unglücklich bist, Du machst Dich noch des Betruges schuldig. Ich will es nicht, hörst Du? Glaubst Du Dich durch dieses Mittel zu retten, so versink dann lieber in den Abgrund des Elendes; aber halte Deine Seele und Dein Gewissen rein!"

„Du irrst Dich in meinen Absichten, Vater. Ich hatte noch einige Hoffnung bewahrt, daß ich irgendwo das nöthige

Geld finden könnte, um die verfallenen Wechsel zu bezahlen. So hätte ich das Bestehen meines Geschäfts verlängern und auf umhergesehenen Beistand warten können. Der Mensch darf die Hoffnung nicht aufgeben, so lange noch ein Schimmer vor seinen Augen scheint! Wenn ein Kaufmann sein drohendes Unglück durch das geringste Zeichen verräth, dann verlieren die Leute das Vertrauen zu ihm und er fällt der allgemeinen Verachtung anheim, selbst wenn ihm auch dann die Mittel nicht fehlen, um sich zu retten. Ich muß deshalb meinen Zustand verheimlichen, darf nicht bekümmert scheinen, muß lachen, fröhlich sein, mich von Außen mit dem Scheine des Glückes umgeben, obgleich mir innerlich das Herz vor Furcht und Betrübniß bricht."

"So, Du hoffst noch Mittel zu finden, um Deine Gläubiger zu befriedigen?" fragte Meister Hiob verwundert.

"Rein, jetzt ist es zu spät," seufzte Hugo; „morgen werden die verfallenen Wechsel zur Zahlung präsentirt; meine Kasse ist leer."

"Und dann?"

"Ach, Vater. Dann wird das Gericht sich der Sache annehmen. Es sind in unsern Handelsbüchern Posten nicht ausgefüllt worden, von denen Walter ohne mein Wissen den Betrag empfangen hatte, und man wird noch andere Nachlässigkeiten oder vielmehr Fälschungen darin entdecken. Man wird mich ergreifen und ins Gefängniß führen, wenn auch nur als der Mitschuld an einem betrügerischen Bankerott verdächtig"

Bei dem Aussprechen dieser Worte besuchten sich die

Augen Hugo's nicht, aber es lagen Thränen in dem traurigen Tone seiner Stimme.

„Gott, Gott! Hugo mein Sohn ins Gefängniß! Eine ewige Schande für alle meine Minder,“ rief Meister Hiob mit tiefempfundnem Schmerze.

„Nein, Vater,“ sprach Hugo ihn zärtlich bei der Hand fassend. „Verzweifle nicht so sehr an der menschlichen Gerechtigkeit. Ich habe die Beweise von Walters Betrug gesammelt, dann einem guten Advocaten, der mein Freund ist, meinen wahren Zustand mitgetheilt und mit ihm darüber berathschlagt. Er ist bereit, meine Unschuld sonnenklar zu beweisen. Laß mich ins Gefängniß gehen, betrübe Dich nicht zu sehr, tröste meine arme Mutter und laß uns alle zusammen hoffen, daß Gott zuletzt einen barmherzigen Blick auf mich richtet.“

Erst jetzt flossen Thränen aus Hugo's Augen. Er salbete die Hände und bat:

„Ach, sage mir, Vater, daß Du mich nicht länger beschuldigst — daß Du mein Unglück mir vergibst. Der Gedanke, daß ich nicht an dem Verluste schuld, sondern bloß die Ursache desselben bin. Daß Du und meine Mutter gelitten, hat mir in den bangen Nächten so viele Thränen abgepreßt, daß ich fast nicht mehr weinen kann — aber Deine Erbitterung gegen mich drückt mein Herz mehr als die Furcht und die Schande. O, das größte Unglück, das mich treffen kann, ist das Bewußtsein, daß mein Vater mich für schuldig hält. Wenn er mir seine Verzeihung verweigert, wie wenig kann ich dann auf Freisprechung von Richtern hoffen, die mir fremd sind.“

Indem er dies sagte, lehnte er den Kopf an die Brust seines Vaters und rief:

„Um des Himmels willen, laß mir wenigstens Deine Liebe!“

Reißer Hiob, der lange sein väterliches Gefühl unterdrückt hatte, wurde plötzlich vom Mitleid überwältigt. Er schwieg, aber heiße Thränen flossen in der Stille aus seinen Augen und fielen auf das Haupt seines Sohnes, der an seiner Brust lag.

„Hugo,“ seufzte er, indem er die Arme um den Hals seines Sohnes zu legen suchte, „Kind, ich vergebe Dir; es ist nicht Deine Schuld. Mein unglückliches Geschick, das seit meiner Geburt auf mir lastet, hat Dich getroffen. So mußte es sein, es konnte nicht anders sein. Steh' auf, Hugo, in das Gefängniß sollst Du nicht; ich bringe Dir die dreißigtausend Francs, die Dich retten sollen.“

Hugo schaute zitternd seinen Vater an, welcher ein Papier aus seiner Tasche hervorzog und es seinem Sohne überreichte, indem er sagte:

„Das ist das Letzte, was wir besitzen; alle unsere Güter sind verpfändet; aber Deine Ehre wird gerettet sein. Bedenke, Hugo, daß dieses mein Schweiß und das Erbtheil Deiner Schwester und Deines Bruders ist. Kannst Du ohne Betrug Etwas davon retten, so spare es auf aus Liebe zu Deiner Mutter Hier, nimm die Hülfe an sie ist Dir vom Herzen gegönnt.“

Hugo schloß seinen Vater sprachlos in die Arme und flüsterte feurige Worte der Dankbarkeit.

„Nun, nimm jetzt die Schrift,“ sprach der Brauer. „Es

ist ein Zahlungsauftrag an einen Panquier. Verliere keine Zeit und hole das Geld."

Der junge Mann sah seinen Vater mit seltsamer Miene an und schüttelte weigernd den Kopf.

"Was soll das heißen?" fragte Meister Hiob, „nimmst Du die Hülfe nicht an?"

"Nein, ich nehme sie nicht an," antwortete Hugo mit Kälte und Festigkeit. „Ich habe nicht das Recht, sie anzunehmen. Wie, ich sollte m e i n e m Vortheile und der Verhaltung m e i n e r Ehre die einzigen Existenzmittel meiner Eltern und das noch übrig bleibende Erbe meiner Schwester und meines Bruders opfern? Euch Alle arm und nothleidend machen, um für das Verbrechen eines Andern zu büßen, von welchem ich das erste und unglücklichste Schlachtopfer bin?"

"Du sollst unsere Hülfe annehmen!" gebot der Vater.

"Nein," wiederholte Hugo, „nein; die Liebe, die Du mir beweisest, verpflichtet mich noch mehr, die Hülfe nicht anzunehmen; sie hat mir Muth und Kraft gegeben, mir Hoffnung und Vertrauen eingelöst. Ueberlasse mich meinem Schicksale, behalte die Früchte Deines Schweiges. Ach, sei versichert, ich werde nicht mehr traurig sein. Selbst vor dem Gerichte werde ich mich Deiner Güte erinnern und mit freier Stirne das Urtheil erwarten, welches über meine Zukunft entscheiden soll. Nein, nein, Vater, laß ab von Deinen Verwehren: ich will nicht ein so hohes Blutgeld für meine menschliche Ehre geben!"

Meister Hiob war auf diesen Widerstand nicht gewohnt. Bei der festen Entschlossenheit seines Sohnes fing er

an, zu befürchten, daß diese in Wahrheit unüberwindlich bleibe. Anstatt aber darüber ungeduldig zu werden, besänftigte er sein Gemüth und fragte nur mit scheinbarer Strenge:

„Und wenn ich es Dir geböte, wenn ich es verlangte Kraft meines väterlichen Ansehens über Dich?“

„Ich sollte glauben, Vater, daß allein Deine Liebe mir den Befehl gibt, und aus Liebe zu Dir und meiner Mutter würde ich es ebenso standhaft verweigern. Begreiffst Du nicht, Vater, daß mir das Leben eine Hölle werden würde, wenn ich Tag für Tag daran denken müßte, welche Noth und welches Elend Ihr Alle um meinethwillen zu leiden habt. Ich bitte Dich, verlange es nicht länger von mir. Laß mich doch mit meinem Herzen und meinem Gewissen in Frieden. Nein, nein, es darf nicht sein!“

„Hugo,“ sagte der Brauer in einem kalten und feierlichen Tone, der ihm ungewöhnlich war, „denke an Deine Mutter. Sie hat, um dieses Geld zu Deiner Rettung zu erhalten, gefleht, gebetet, vielleicht gekniet. Stundenweit hat sie die Hülfe gesucht, und als sie dieselbe erhalten hatte, ist sie vor Freude so gelaufen, daß sie davon ernstlich krank werden kann. Für sie war Deine Ehre mehr als ihr Leben. In dem Unglücke, welches uns Alle trifft, dankt sie Gott mit erhobenen Händen, weil er es ihr vergönnt hat, Dich vor der Schande zu bewahren. Komme ich nun mit den Worten nach Hause: Hugo hat die Hülfe verweigert, Hugo wird morgen festgenommen werden, Mutter, Dein Sohn ist auf immer entehrt“

„Gnade, Gnade, Vater!“ wehlagte der Jüngling.

„Wie schrecklich wird der Schlag sein, der sie dann treffen muß. Komm, Hugo, nimm das Geld aus Liebe zu Deiner Mutter. Verwirf ihre Liebe nicht. Wir werden arm sein, ja; aber wir werden arbeiten; — und wer weiß, es wird vielleicht in der That doch einmal besser gehen.“

Bebend stand der Jüngling da mit ausgestreckter Hand, als zögere er noch, die Schrift zu nehmen.“

Der Brauer fügte die Hände zusammen und bat:

„Nun, Hugo, mein Sohn, nimm Deine Rettung an. Dein Vater steht Dich darum.“

„Es sei denn! Gott verleihe mir ein langes Leben,“ rief Hugo, „damit ich Deine Güte vergelten kann! O. Vater, Dank, Dank für Deine grenzenlose Liebe.“

Er nahm die Zahlungsanweisung aus den Händen seines Vaters, indem er die feurigsten Ausdrücke der Dankbarkeit wiederholte. Dann begann er, sich nach dem Zustande Engelberts zu erkundigen, dessen Krankheit er durch den Knecht vernommen hatte. Kerner sprach er von seiner Mutter und von Rosina. Sein Vater, welcher von der Aufregung ermüdet war und glaubte, daß es wohlgethan sei, seinem Sohne Zeit und Freiheit zu lassen, um seine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, wollte nicht länger bleiben. Er versprach zu Ende der Woche noch einmal nach der Stadt zu kommen, um Hugo zu besuchen und nahm dann einen trostreichen und vielleicht frohen Abschied von ihm.

Noch niemals in seinem ganzen Leben hatte Meister Hiob seinen Sohn so zärtlich und so herzlich umarmt, als an diesem Tage und anstatt eine verdrießliche Miene zu machen und zu trauern, lächelte er nun mit unverhohlener,

innerer Freude, indem er aus Hugo's Wohnung auf die Straße trat, um sich nach Wispelbefe zu begeben. Er ging mit aufrechtem Haupte und leichten Schrittes, als glaubte er, ein Glücksbote zu sein.

Als er jedoch vor der Stadt war und über den einsamen Steinweg nach Wispelbefe eilte, fing er an, zuweilen das Haupt zu schütteln, und allmählig legte sich auch eine düstere Wolke des Nachsinnens über sein Gesicht.

Von den ergreifenden Worten Hugo's getroffen, hatte der Brauer seine zornige Stimmung einen Augenblick unterdrückt gefühlt, aber der Weg, dem er nun folgte, brachte ihn wieder zu seiner Ehegattin zurück. In ihrer Gegenwart durfte er doch nicht wohlgeinuth zu sein scheinen! Es war ja Nichts in seinem beklagenswerthen Zustande verändert. Noch lag er gebeugt unter den wiederholten Schlägen des Schicksals: Armuth für Alle, eine lebenslange Trauer für seine Rosina, eine trostlose Zukunft für seinen Sohn; — und für seinen Liebling, für Engelbertchen, vielleicht ein peinlicher Tod.

Solche Gedanken versetzten den Geist Meister Hiob's wieder in seine frühere trübe und verzweiflungsvolle Stimmung.

Als er in der Ferne den Thurm von Wispelbefe wahrnahm, war er schon so sehr in seinen düsteren Gedanken versunken, daß er unter betrübten Worten und Geberden sich auf die Brust schlug und es dem Himmel bitter klagte, daß er als ein Unglückskind zum Verderben geboren zu sein schien

VII.

Drei oder vier Tage waren seit der Reise des Meisters Hiob nach der Stadt verfloßen. In seinem traurigen Zustande war keine andere Veränderung eingetreten, als daß der kleine Engelbert, den man bereits auf dem Wege der Besserung geglaubt, einen Rückfall bekommen hatte, und scheinbar ganz erschöpft und gefühllos in seinem Bettchen lag.

Mutter Hiob saß nicht weit von dem kranken Kinde entfernt. Sie war damit beschäftigt, Leinwand zu nähen und putzte sich sehr bei der Arbeit. Von Zeit zu Zeit aber warf sie einen Blick des Mitleids auf ihren Ehegatten, der, mit dem Ellenbogen auf den Tisch gestützt, da saß und in düsterer Trauer das Auge auf den Boden gerichtet hielt.

Schon lange hatte Stille in der Stube geherrscht, als Meister Hiob plötzlich den Kopf erhob und mit scharfem Tone sagte:

„Wo ist Rosina?“

„Sie ist in die Kirche gegangen,“ antwortete die Mutter.

„Warum?“

„Ohne Zweifel, um für Engelbertchen zu beten.“

„Hat sie ihre graue Schürze umgethan?“

„Ich glaube es nicht.“

„Ich möchte wissen, wer hier Herr im Hause ist.“

„Du bist es, Iob; — aber Du begreiffst wol, daß wenn der Mann Etwas will oder befiehlt, die Frau doch auch ein Heines Wörtchen drein sprechen darf — warum fragst Du das?“

„Ich will nicht, daß Rosina länger mit der groben Schürze läuft; hörst Du? und sie soll sich anders kleiden als die Magd oder“

„Aber Iob, Du bist doch sanderbar. Du weißt, daß wir nur durch Arbeit und Sorge das Unglück bewältigen können. Jetzt, wo wir eine Dienstmagd entlassen haben, muß Rosina im Hauswesen und bei dem Besorgen des Viehes helfen. Wie willst Du, daß sie das thue, ohne sich danach zu kleiden?“

„Das ist einerlei. Ich will dieses Zeichen unserer Armuth nicht immer vor Augen haben. Ich vergehe darüber vor Aerger, und es macht mich unfähig, um etwas Ordentliches auszuführen.“

„Iob, Iob,“ seufzte seine Ghehattin, „Du handelst wahrlich nicht vernünftig. Vergib mir, daß ich es Dir sage. Gewiß, unser Loos ist für den Augenblick sehr hart; aber da wir es durch Klagen doch nicht verbessern können, warum sollen wir dann nicht unserer Armuth mit Stolz ins Angesicht sehen und sie mit festem Willen bekämpfen? Du verlierst Deine Zeit und verbitterst Dein Gemüth mit Murren und Zanken. Was haben wir davon? Es wäre besser, Du suchtest in der Arbeit eine Erleichterung für Deinen Kummer zu finden. Die Prarerei würde Nichts dadurch verlieren,

wenn Du die Arbeit der Gesellen nachsähest, und zuweilen auch einmal mit Hand anlegtest.“

„So, so,“ rief Meister Hiob mit bitterem Spotte, „wie weit wird das noch gehen! Ich werde noch um Erlaubniß bitten müssen, um in's Haus kommen zu dürfen.“

„Und überdies,“ fuhr Mutter Hiob gelassen fort, „wenn es Dir nicht behagt, immer in der Brauerei zu bleiben, dann gehe aus, besuche unsere Freunde und Bekannte, theile ihnen das Unglück, das uns betroffen hat, mit und suche sie zu bewegen, Bier von uns zu nehmen. Man wird uns aus Mitleid den Pfennig vergönnen, und Du wirst wenigstens Deine Zeit nützlich angewendet haben.“

„Mitleid!“ murmelte ihr Ehegatte, „wer hat in dieser Zeit noch Mitleid. Wenn es uns wohlgeht, dann findet man Freunde und Hülfe überall; aber für Jemand, der in Noth ist, sind alle Thüren verschlossen. Der Eigennuß ist in gegenwärtiger Zeit die Seele der Welt.“

„Nein, nein, Hiob, so sprechen nur Leute, welche Alles schwarz sehen, wie Du. Wollte uns der Notar Styns nicht ohne Zinsen die einzigen zehntausend Francs leihen, die er für seine laufenden Geschäfte zur Verfügung hatte? Klopste ich vergebens an die Thüre des Herrn Baron Van Hove, um eine so bedeutende Hülfe zu erhalten, und habe ich nicht selbst fast ohne Mühe seit den beiden letzten Tagen acht neue Kunden gefunden?“

„Ja Du; Du bist eine Frau, und für Dich wird man wol noch Etwas thun“

„Das ist der Grund nicht, Hiob; aber ich ergebe mich in das Schicksal; ich erweise mich geduldig und lasse den

Ruth nicht sinken. Du aber, anstatt die Leute ergeben um ihren Beistand zu bitten, murrst und verwünschst Dich selbst, Du sprichst bittere Worte und schiltst auf die Menschen im Allgemeinen. Das ist nicht der Weg, der zum Herzen führt und nicht das Mittel, um die Zuneigung der Leute zu gewinnen."

Der Brauer knirschte mit den Zähnen vor Ungeduld, indem er unwillig brummte: „ja, sage es nur gerade heraus, daß ich ein Esel und ein Dummkopf bin; es ist ja möglich, denn es wäre gewiß ein Wunder, wenn Gott mir meinen vollen Verstand gegeben hätte."

„Das habe ich nicht gemeint; ich wollte Dich nur überzeugen, daß Du Dich selbst dadurch unglücklich machst, daß Du von allen Dingen nur die schlechte Seite siehst."

„Laß mich in Ruhe," erwiderte Meister Hlob, sich auf dem Stuhle halb abwendend; „ich habe keine Predigt nöthig — ich wünschte, daß ich todt wäre."

Mutter Hlob sah ihn eine Weile ruhig an, während die Verzweiflung in seiner Brust wühlte und er einen dumpfen Laut vernehmen ließ; dann aber rückte sie einen Stuhl näher zu ihm heran und ohne ihre Arbeit zu unterbrechen, sagte sie mit liebevollem Tone:

„Aber, Hlob, lieber Mann, Du thust, als ob alle Hoffnung auf Verbesserung unserer Lage verloren wäre. Ich kann mich mit aller Mühe von der Welt nicht überzeugen, daß es so schlimm mit uns aussieht. Wir sitzen doch in einer guten Brauerei und auf einem großen Hofe, wovon uns noch zehntausend Francs eigenthümlich gehören. Mit etwas Ruth und vieler Sorge können wir noch zurecht kommen. Es sind

Unglückschläge über uns gekommen; aber es kann uns später auch wieder Glück zu Theil werden. Was Gott gab und was Gott nahm, kann er uns wieder zurück geben. Zieh' Dich in der ganzen Gemeinde um und Du wirst kaum zehn Familien finden, welche so viel besitzen, als uns noch übrig bleibt. Verzweifle doch nicht und sei nicht undankbar. Waren wir nicht glücklich in dem Unglücke? Konnte in diesem Augenblicke unser armer Hugo nicht im Gefängnisse sitzen? Konnte unser Engelbertchen nicht schon im Himmel sein?"

"Engelbertchen!" seufzte Meister Hiob mit schmerzlichem Tone. "Ach, rede nicht von meinem unglücklichen Kinde."

"Warum? Ich weiß wol, daß das Schwäbchen sehr krank ist; aber so lange noch ein Funke des Lebens glimmt, darf und muß man auf Gottes Güte vertrauen. Der Doctor sagte ja gestern, daß es gerettet sei, wenn es diesen Rückfall überstehe."

"Nein, er sagte, daß es sterben wird, wenn es heute nicht besser ist."

"Aber es ist besser; siehst Du nicht, daß es schläft? Und überdies wird ja der Doctor kommen. Er wird uns vielleicht froh machen; Du kannst Das ja nicht wissen."

"Froh machen! Der Doctor!" murrte Meister Hiob. "Jedesmal, wenn ich ihn kommen sehe, bricht mir der Angstschweiß aus. Ich weiß nicht; aber unser Doctor scheint sich anzustrengen, um die Menschen zu erschrecken. Er ist von Kopf bis zu den Füßen schwarz gekleidet wie ein Leichenbitter. Er tritt mit einem Gesichte in das Haus, welches einem lebendigen Todtenzettel gleicht, und wenn man ihn um Etwas fragt, dann schüttelt er schweigend wie ein Gespenst."

welches nicht sprechen kann, den Kopf. Ich sollte einmal König sein! Alle Doctoren müßten sich weis kleiden und lachen und gesprächiger sein. Ich würde sie schon verhin- dern, die Gesunden beben und die Kranken vor Schrecken sterben zu lassen. Da höre ich Jemand. Es wird der Menschenquälcr sein. Ich weiß nicht, ob ich nicht davon- laufen soll."

Die alte Magd trat ein und reichte ihrem Herrn einen Brief, den der Postbote für ihn gebracht hatte. Meister Hlob las die Adresse und steckte den Brief in die Tasche, ohne ihn zu öffnen.

"Von Hugo?" rief die Mutter erfreut.

"Ja, von Hugo," antwortete er, "wahrscheinlich wieder eine schlechte Neuigkeit."

"Aber das weißt Du doch nicht? Lies doch den Brief."

"Nicht wissen! Was sollte es anders sein, als daß die dreißigtausend Francs nicht ausgereicht haben."

"Hlob, Hlob, Du sagst zuweilen, daß Du behext seiest; ich werde es endlich doch glauben müssen," rief seine Ehe- gattin mit einiger Ungeduld. "Gib den Brief her, ich werde ihn lesen."

"Haß Du solche Eile, um etwas Schlimmes zu erfahren? Da sieh doch!"

Mutter Hlob öffnete den Brief, hielt die Augen eine Weile darauf gerichtet und rief dann freudig aus:

"Ach nein, Hlob, es ist eine gute Neuigkeit."

"So; gewiß schöne Worte."

"Höre, es wird Dich erfreuen." Sie las mit lauter Stimme den Brief ihres Sohnes, welcher folgendermaßen lautete:

Liebe Eltern!

Das Concursverfahren ist beendigt. Niemand hat etwas zum Nachtheil unseres Hauses geltend gemacht. Bei einer näheren Aufstellung der Rechnungen fand ich, daß nach der Bezahlung der Wechsel meine Activa beinahe um fünftausend Francs meine Passiva übersteigen; mit anderen Worten: daß ich diese Summe noch zu ziehen habe, und da meine Schuldner ehrliche und wohlhabende Leute sind, werde ich Euch dieses Geld unverweilt senden können. — Es ist mir ein Glück widerfahren, liebe Eltern, und ich beeile mich, es Euch mitzutheilen, in der Hoffnung, daß es Euch in Eurer Betrübniß einigermaßen trösten wird. Unser Hauptgläubiger ist ein reicher und angesehenener Kaufmann dieser Stadt. Er mußte nahe an zwanzigtausend Francs von dem Gelde haben, welches mir der Vater gebracht hat. Ich ging selbst zu ihm, um die Schuld zu bezahlen und habe ihm mitgetheilt, wie ich das Opfer eines schändlichen Verrathes geworden und wie Ihr, liebe Eltern, Euch von Allem entblößt habt, um mich in den Stand zu setzen, einen Jeden zu befriedigen. Ich theilte ihm zugleich mit, daß ich nun arm sei, meinen Handel aufgeben und mich nach einer Copistenstelle auf einem Comptoir umsehen müsse, um leben zu können. Was ich ihm von Eurer Liebe zu mir sagte, rührte ihn tief. Ueberdies geht es so unter den Kaufleuten: wenn Einer in Folge von Widerwärtigkeiten fällt, und man sieht, daß er lieber Alles opfert, um seine Schulden zu bezahlen, statt zu der List eines Bankrottes seine Zuflucht zu nehmen, dann hat ein Jeder Mitleid mit seinem Unglücke, und Alle zeigen sich bereit, ihm zu helfen. An meiner Ehrlichkeit konnte mein Gläubiger nicht

zweifeln, da ich selbst das Vermögen meiner Eltern hingab, um Das zu bezahlen, was der schändliche Walter gestohlen hat. Der Kaufmann hörte lange, aber wohlwollend und schweigend meinen Worten zu. Als ich schließlich sagte, daß ich mein Loos mit Ruth tragen und mein ganzes Leben der Arbeit widmen wolle, um meinen Eltern das wieder zu ersetzen, was sie um meinetwillen verloren hätten, drückte er mir die Hand und sagte: Herr Hiob, Sie sind unglücklich gewesen; der Beste von uns kann so betrogen werden. Ich werde Ihnen helfen, denn Sie sind ein ehrlicher Mann und verdienen ein besseres Loos. Mein Kassirer verläßt mein Haus, um für eigene Rechnung zu handeln. Wollen Sie seine Stelle übernehmen? Der Gehalt beträgt im Anfang viertausend Francs, später werden wir sehen, ob ich ihn erhöhen kann.

Ach, liebe Eltern, ich kann Euch nicht sagen, was ich antwortete. Die Thränen stürzten mir aus den Augen, nicht nur aus Dankbarkeit gegen Gott und gegen den edelmüthigen Kaufmann, sondern vor Allem, weil ich an Eure Liebe und die Freude dachte, welche die gute Nachricht Euch verursachen werde. — In der Meinung, daß ich Geld nöthig habe, hat mir mein neuer Principal auf drei Monate meinen Gehalt voranzahlen lassen; morgen wird der Aufseher des Postwagens sechstausend Francs für Euch mitbringen. In zwei Monaten wird Euch eine gleiche Summe zukommen. Nehmt dieses Geld ohne Bekümmerniß an. Als junger Mann nur eine Stube bewohnend, habe ich wenig zu meinem Unterhalte nöthig und ich hoffe, daß mir zu Ende des Jahres wol noch Etwas übrig bleiben wird, um Euch und

Rosina und Engelbertchen ein Neujahrsgeſchenk zu ſchicken. Vater, Mutter, ich bin ſo froh, daß mir die Worte fehlen, um Euch fühlen zu laſſen, wie glücklich ich bin. Seit geſtern morgen thue ich Nichts, als ſingen und lachen. Habt nur Muth und Vertrauen, es wird Alles wol noch beſſer gehen, und mit der Zeit werde ich meiner Schweiſter und meinem armen Brüderchen zum großen Theile Das zurückgeben können, was von ihrem Erbe zu meiner Rettung verwendet worden iſt. Was auch geſchehen mag, Gott ſei mein Zeuge, daß es das einzige Beſtreben meines Lebens iſt, Eure Güte und Eure Liebe zu vergelten. Alle meine Gedanken, meine feurigſte Hoffnung und mein unaufhörliches Arbeiten ſollen allein dahin zielen, Euch zu beweifen, wie ſehr Hugo Euch ehrt und liebt! Gebt Engelbertchen einen Kuß für mich und ſchreibt mir, daß das Kind wieder geſeſen iſt . . . und ich werde Gott auf den Knien danken, als wäre ich der glücklichſte Menſch auf Erden.

Euer unterthäniger und dankbarer Sohn
Hugo."

Die Stimme der Mutter Hieb war am Schluſſe dieſes Briefes dumpf und faſt unverständlich geworden. Die letzten Worte waren ihr auf den Lippen erſtorben. Nun brachen reichliche Thränen aus ihren Augen hervor, indem ſie an das Bett des kranken Kindes eilte und ausrief:

"Ach, der brave, gute Hugo! Wir klagten gegen den Himmel und er hat uns ſolch einen Sohn gegeben! Undankbarkeit! Da, da, mein Engelbertchen, da iſt ein Kuß von Hugo; er ſteige herab auf Deine Lippen wie ein Segen Gottes."

Das Kind öffnete langsam die Augen und schien zu lächeln, doch war dieser Ausdruck so zweifelhaft, daß die gerührte Mutter sich getäuscht zu haben glaubte.

Reißer Hlob stand mitten in der Stube mit träumendem Gesichte, als wenn er mit sich selbst darüber zu Rathe ginge, ob er sich freuen sollte oder nicht. Man konnte jedoch an dem einigermaßen milderen Ausdruck seines Gesichtes bemerken, daß Hugo's Brief ihn tief erschüttert hatte.

„Nun, Hlob,“ rief seine Frau begeistert aus, „habe ich es Dir nicht gesagt, lieber Mann, daß es noch besser gehen werde? Warum lachst Du nun nicht?“

„Lachen?“ murmelte der Brauer, „ich lasse mich nicht so leicht durch den Schein blenden.“

„Wie ist das doch möglich!“ sprach seine Frau mit einem Verweise. „Fünfstausend Francs auf einmal zurückerlangt — Schein? Ein Jahrgehalt von viertausend Francs — Schein? Solch reine Liebe und edelmüthige Zuneigung in dem Herzen Deines Sohnes — Schein? Alle diese unvorhergesehenen Wohlthaten von Gott, da Du von dem Briefe nichts Anderes erwartetest als schlechte Nachrichten — Schein? Was willst Du denn haben?“

„Das ist kein Grund, um sich zu geberden, als ob Dir eine Million aus der Luft vor die Füße gefallen wäre.“

„Aber sage mir doch, unbegreiflicher Mann, ist denn bei Anhören dieses Briefes nicht das mindeste Gefühl der Freude in Dir entstanden?“

„Das sage ich nicht, aber zwischen fünfstausend und dreißigtausend ist ein großer Unterschied.“

„Aber, was Du absichtlich überhiehst, um Dich nicht freuen

zu müssen, ist, daß die viermalsechshundert Francs, welche Hugo schicken wird, die Zinsen von fünfzigtausend Francs ausmachen und daß wir mit dieser Hülfe gegen alle Noth gesichert sind und Nichts mehr zu befürchten haben. Ach, Hiob, wenn Du Dich diesmal nicht freuest, ich würde es Dir niemals vergeben können. Unser armer Hugo sollte es wissen, daß Du bei der glücklichen Nachricht gefühllos geblieben bist"

Meister Hiob gerieth in Verlegenheit. Bekennen, daß er froh sei, das that er nicht gern, aber er fühlte auch, daß es nicht recht sei, so kalt zu bleiben gegen den Beweis der dankbaren Liebe, den Hugo in seinem Briefe an den Tag gelegt hatte.

"Du vergißt unser unglückliches Engelbertchen, das so elend daliegt," sagte er, um nicht zu einer unmittelbaren Antwort genöthig zu sein.

"Ach," seufzte Mutter Hiob, "ich glaube, daß Du noch murren und verzweifeln würdest, selbst wenn Gott Dich in das Paradies versetzte."

Meister Hiob zeigte mit dem Finger nach der Thüre und sagte, als wäre er erfreut, daß er ein Mittel gefunden habe, dieser Unterredung eine andere Wendung zu geben:

"Da höre ich den Doctor im Vorzimmer. Dieses Mal täusche ich mich gewiß nicht. Gott weiß, welches Unglück er uns nun verkünden wird."

Der Doctor — allerdings schwarz gekleidet und mit gleichgültiger Miene, wie Meister Hiob so grimmig gesagt hatte — trat ein und nahm, ohne sich nach dem Kinde umzusehen, einen Stuhl.

„Wie ist die Nacht verlaufen?“ fragte er.

„Ruhig, sehr ruhig,“ antwortete Mutter Hiob; „das arme Kind hat sich beinahe nicht gerührt.“

„Hat es oft zu trinken verlangt?“

„Nur drei Mal seit gestern Abend.“

„Hat es viel Krämpfe gehabt?“

„Welche Frage!“ fiel Meister Hiob dazwischen ein.

„Meine Frau sagt Euch eben, daß es sich nicht gerührt habe!“

„Stand noch immer Schweiß auf seiner Stirne?“ fragte der Doctor, ohne auf die Worte des Bräuers zu achten.

„Nein, die Blut ist ausgeblieben.“

„Und hat das Kind geschlafen?“

„Diesen Morgen sehr lange.“

„Und ruhig?“

„Ja, ruhig.“

Meister Hiob stampfte bei diesen Fragen ungeduldig auf den Boden.

„Aber, Doctor,“ sagte er, „da liegt das Kind im Bette, seht es an und sagt uns nun gerade heraus, was daraus werden wird. Wenn Ihr uns Nichts als ein schreckliches Unglück mitzutheilen habt, so ist es wenigstens grausam und nutzlos, uns so lange mit all den Fragen auf die Folter zu spannen.“

„Aber schweige doch um Gottes willen,“ rief die Frau; „Hiob, Hiob, Du wirst immer schlimmer. Laß den Doctor das Seinige thun, wie er es versteht.“

Der Doctor zog, ohne Etwas zu antworten, den Stuhl neben das Bett und setzte sich nieder, indem er den Kopf etwas über das Kind beugte. Nachdem er es eine Weile

starr angesehen hatte, fühlte er nach dessen Puls und legte selbst das Ohr auf seine Brust; dann verbielt er sich still. Endlich weckte er das Kind, indem er es schüttelte und bei seinem Namen rief.

Wittlerweile schritt Meister Hiob durch die Stube auf und nieder. Seine Nerven waren durch diese lange Untersuchung sehr aufgeregte und er drückte seine Ungeduld durch jähe Heberden aus. Schon zwei Male hatte er sich dem Arzte genähert und jedes Mal die Frage: „Und nun?“ an ihn gerichtet, ohne eine Antwort zu erhalten. Mutter Hiob stand hinter dem Doctor und folgte mit pochendem Herzen allen seinen Bewegungen.

Als Meister Hiob der heftigsten Aufregung seiner Nerven nicht länger widerstehen konnte, näherte er sich zum dritten Male dem Bette und rief:

„Ihr werdet es noch so weit treiben, daß ich vom Schläge gerührt werde. Sprecht, was wird daraus? Fürchtet Euch nicht. Wenn es sterben muß, sagt es nur.“

Der Doctor stand auf, sagte mit dem gewöhnlichen kalten Ausdrucke seines Gesichtes die Hand des Bräuers und sagte:

„Proficiat, es ist geschehen.“

„Was, was ist geschehen?“ heulte Meister Hiob bebend. „Es ist geschehen, und Ihr wünscht mir Proficiat. Himmel! ich glaube, Ihr seid von Sinnen.“

„Ihr unterbrecht mich,“ sagte der Doctor, indem er sich zu Mutter Hiob wendete und gleichfalls ihre Hand faßte und sprach:

„Aran, ich wünsche Euch Glück, das Kind ist gerettet.“

„Mein Kind, mein Engelbert ist gerettet!“ schrie die glückliche Frau mit erhobenen Armen. „O, Gott sei Dank für diese Wohlthat! Aber, mein Herr, was Ihr da sagt, ist doch gewiß wahr? Ihr täuscht mich doch nicht aus Ritzelb? Ist die Hoffnung nicht unbegründet, die Ihr mir gebt!“

„In das, was Ihr da sagt, Doctor,“ murmelte der Brauer, „habe ich gar kein Vertrauen. Es ist möglich, daß das Kind etwas besser ist; aber Ihr könnt doch nicht wissen, wie es morgen damit sein kann.“

„Allerdings,“ antwortete der Doctor, „nur Gott allein kann wissen, ob Ihr und ich morgen noch leben werden. Aber ich urtheile nur über die Krankheit des Kindes.“

„Und Ihr meint, daß es so schnell gesund wird? Das ist unmöglich. Ihr täuscht Euch und uns zugleich. Seht einmal meine Frau, wie sie da steht und mit den Füßen trippelt, als hätte sie Lust zu tanzen. Für sie ist ein Wort genug. Ich lasse mich so leicht nicht rühren.“

„Hört nicht auf seine Worte, Doctor,“ rief Nutter Hiob mit ausgelassener Freude. „Er wird selbst an der Güte Gottes zweifeln. Ihr habt Recht, mein Engelbertchen wird gesund werden. Ich glaube Euch, ich will Euch glauben, weil Ihr mir eine glückliche Nachricht bringt. O, mein Kind, mein liebes Kind! Dieser freudenvolle Augenblick überwiegt alle meine Schmerzen!“

„Sie hatte ihren Arm unter das Köpfchen des Kindes gelegt und küßte es nun mit inniger Liebe.“

„Hiob, Hiob, Ungläubiger. Komm her,“ rief sie, „da sieh, es lacht, das arme Schäschen lacht.“

Der Brauer näherte sich langsam und mit Mißtrauen. Doch sobald Engelbertchen ihn sah, streckte es seine Händchen aus und ließte das Wort: „Vater!“

Dieses ergriff Meister Hiob so gewaltig, daß die Thränen ihm wider Willen aus den Augen stürzten. Er liebte Engelbertchen leidenschaftlich und konnte bei dem Zeichen seines Wiederauflebens der Freude, welche sein Herz plötzlich überwältigte, nicht widerstehen.

Mutter Hiob bemerkte seine Kübrung. Sie sprang auf, legte den Arm um seinen Hals und ihre Thränen mit den seinen vermischend rief sie aus:

„O, wie glücklich wir sind! Nicht wahr?“

Meister Hiob nahm schweigend ihren Arm von seinem Halse und da er sah, daß der Arzt gehen wollte, wandte er sich zu ihm:

„Engelbert ist besser, ich sehe es auch; aber, Doctor, sagt es nur gerade heraus, Ihr habt uns mehr Hoffnung gegeben, als der Zustand des Kindes gestattet.“

„Ihr seid ein seltsamer Mann,“ antwortete der Arzt. „Als ich Euch nicht viel Gutes zu sagen hatte, übertrieb Ihr meine Aeußerungen; jetzt, wo ich Euch eine frohe Mittheilung mache, gebt Ihr Euch Mühe, sie nicht zu glauben. Ich würde Euch erklären können, worauf ich die Gewißheit der Genesung Engelberts stütze, aber Ihr werdet weder die Sache noch die Worte begreifen. Es sei Euch genug, daß ich, was die Krankheit betrifft, für das Leben des Kindes bürgе. Morgen wird es nicht mehr im Bett bleiben wollen; hütet es noch einige Tage vor der Kälte und gewöhnt es danach allmählig an die Luft. Vor Allem laßt es des Abends

nicht ausgeben. Hier ist ein Recept für ein Fläschchen. Wenn das Kind Etwas zu essen verlangt, so gebt ihm auf einmal wenig, aber gebt ihm oft. Nun, ich wiederhole es Euch, Probiert! Morgen werde ich kommen, um zu sehen, wie es geht."

Kaum war der Doctor verschwunden, so lief Mutter Diob zu ihrem Ehegatten, ergriff seine beiden Hände und rief:

„Diob, Diob, nun bist Du doch froh, nicht wahr?"

„Ja, ja," murzte der Brauer, als wollte dieses Bekenntniß nur mit Mühe aus seinem Munde.

„Nun sind wir doch glücklich, nicht wahr? Und hatte ich nicht Recht, als ich Dir sagte, „es wird wol besser gehen?"

„Ja, ja," wiederholte Meister Diob, seine Hände zurückziehend.

„Sieh einmal," jauchzte seine Ehegattin mit begeistertem Tone, „welche Wohlthaten der gute Gott und an einem Tage sendet! Engelbertchen ist gerettet, er wird genesen; bevor ein Monat verlaufen ist, wird er wieder rothe Wangen bekommen, fröhlich sein, spielen, hüpfen und ausblühen wie eine Blume des Feldes. Er wird wie früher mit Dir spazieren gehen, Dich durch sein verständiges Gespräch erfreuen, Dich streicheln, Dich lieben und unser Trost sein bis auf unsere alten Tage. Hugo ist nun auch glücklich. Er verdient nun ein schönes Geld und wird uns den Verlust, der uns getroffen hat, wol vergessen machen. Rosina trauert allerdings noch, aber ein Wölkchen, welches den Himmel der Liebe verdunkelt, ist so schnell wieder verschwunden; das wird sich auch wol geben. Und Du, Diob, sei etwas leichtern Sinnes. Gehe morgen mit dem Bogen zu der St. Sebastiansgilde und schieße mit den Freunden wie zuvor. Wenn ich es wohl

erwäge, so weiß ich nicht, ob uns etwas Unglückliches zugefallen ist. Es ist eine Sache, welche Zeit erfordert. Es wird schon Alles wieder in Ordnung kommen. Wir sind gerüßt worden; aber das Sprüchwort sagt: Gott schlägt mit der einen Hand und lindert mit der andern. Nun siehst Du wol, daß man mit der Verzweiflung Nichts gewinnt; — aller Verdruß, den Du erlitten hast, war voreilig und nutzlos. Im Gegentheil, die Verzweiflung beraubte Dich des nöthigen Muthes, um mit dem Schicksale zu ringen, sie verdüsterte Deinen Geist und machte, daß Du alles Schlimme übertriebst. Ach die Hoffnung besißt eine wunderbare Kraft. Bekenne es nun, lieber Hlob, und habe fortan mehr Vertrauen. Sei etwas milder gegen Dich selbst und gegen Andere, und sollte uns noch einmal eine Widerwärtigkeit treffen, so thue wie ich. Halte Dich aufrecht und sage: es wird wol besser gehen“

Während seine Ehegattin diese Worte sprach, war Meister Hlob zuerst zu Engelbertchen gegangen und hatte einen Kuß auf des Kindes Lippen gedrückt; dann war er, scheinbar ohne zu hören, durch die Stube gedankenvoll auf und niedergegangen, und stand nun mit über die Brust gekreuzten Armen und den Blick auf den Boden geheset da.

„Aber, Hlob, wie kannst Du doch so sein?“ fragte die Frau mit verdrießlicher Verwunderung. „Du siehst Du nun und sinnst, als wärest Du noch nicht zufrieden.“

„Laß mich denken,“ murzte er.

„Weran könntest Du aber anders denken, als an unser Glück und an Gott, der so huldvoll gegen uns ist?“

„Ich denke an Engelbert.“

„Was fehlt ihm denn noch? Er ist ja gerettet.“

„Gerettet, gerettet!“ murmelte der unbegreifliche Mann, „vielleicht, es mag so sein; ich denke darüber nach, daß das Kind vor seiner Krankheit wohlhabend war und nun vielleicht in der Welt Armuth leiden muß.“

Mutter Hiob, durch die unbefiegbare Unzufriedenheit ihres Ehegatten entmuthigt, seufzte vor sich hin:

„Es ist eine Plage, die auf ihm liegt. Es läßt sich nicht ändern“

Sie näherte sich dem Bette, faßte die Hand des Kindes und sah es mit stiller, mütterlicher Borne an. Meister Hiob rief sich unablässig die Stirne und dachte an den Verlust des Erbtheils seiner Kinder.

Schon seit einiger Zeit hatte Stille in dem Gemache geherrscht, als Rosina weinend eintrat und auf einen Stuhl sank, indem sie mit verzweiflungsvoller Klage ausrief:

„Ach, ach, wie bin ich unglücklich!“

„Was hat das nun wieder zu bedeuten?“ murrte der Vater.

„Mutter, liebe, liebe Mutter,“ rief Rosina, „ich habe Gabel gesehen.“

„Run, Kind, um so besser!“ juchzte die Frau, „das ist ja eine frohe Nachricht.“

„Ach, nein, nein, er hat mir das Herz gebrochen, ich werde davon sterben“

„Hat er Dich verhöhnt, der wahnsinnige Schwärmer?“ polterte Meister Hiob mit aufwallendem Zorne. „Das wollte ich sehen! Wir sind arm, aber daß man uns nicht auf den Kopf trete, oder ich werde zeigen, wer ich bin.“

„Sage doch, Rosina, was geschehen ist,“ fragte die Mutter, „es wird so schlimm nicht sein.“

„Denke einmal,“ sagte das Mädchen, „ich hatte länger als eine Stunde vor dem Kreuze hinter der Kirche gekniet und für Engelbertchen und für ihn gebetet. Als ich nach Hause gehen wollte, schwebte mir sein Bild vor den Augen; ich hielt den Kopf auf die Brust gesenkt, denn ich trauerte über sein Schicksal Da sehe ich plötzlich Jemanden aus einem Seitenpfade näher kommen, mit unsaubern Kleidern und verworrenem Haar mein Herz fing an zu beben, ein Schrei von banger Freude entfuhr mir — es war Gabriel! Ich, nicht wissend, was ich thue, streckte die Hände aus wie eine Einfältige und laufe ihm lachend entgegen — er, bleich wie der Tod, zitternd wie ein Rohr, schaute mich mit einem Blicke an, der mir wie ein Messer durch den Busen drang; Verachtung, Hohn, Spott lachten mir aus seinen Augen entgegen, — ein schaudererregendes Murren ist sein grausamer Gruß, und er läuft mit einer Heerde von mir weg, daß ich vor Schrecken zurückbebe O Mutter, der Schlag traf mich so hart, daß ich den Kopf an einen Baum lehnte, wie lange, weiß ich nicht, eine Stunde vielleicht. Alles drehte sich um mich laß mich weinen“

„Das soll er büßen!“ polterte der Brauer, „daß er es in seinem Leben nicht wage, Dich anzusehen! Es würde sein Unglück sein!“

Mutter Hiob faßte die Hand ihrer Tochter und sagte tröstend:

„Nun, nun, liebe Rosina, Du bist auch schon ein wenig so, wie Dein Vater. Du härmst Dich mit Deinem Nummer

ab. Was geschehen ist, muß Dir natürlich vorkommen. Gabriel hat seine Eltern wahrscheinlich noch nicht gesehen; er lebt noch immer in seinen thörichten Gedanken. Was Wunder ist es denn, daß er Dich strafend ansieht, und mit Aerger von Dir wegläuft. Wenn er von seiner Mutter vernommen haben wird, was hier während seiner Abwesenheit geschehen ist, und wie er sich durch seine Einbildungskraft hat täuschen lassen, dann wird er Dich vielleicht selbst bitten, ihm seinen Irrthum zu vergeben."

"Ja," rief Meister Hlob, „er soll nur kommen, ich werde es ihn lehren!"

„Er wird nicht kommen," wehklagte das Mädchen, „er ist allein aus Bispelbeke geflohen, um mich vergessen zu können. Ich habe es wol in seinen Augen gesehen, daß er in seinem grausamen Vorhaben glücklich gewesen ist. Ach, Du lachst über meinen Kummer, Mutter; aber Du solltest nur wissen, wie es in meinem Herzen aussieht."

Ich lache über Deine Einfalt, Rosina, wenn man gegen Jemand gleichgiltig geworden ist, dann wird man nicht bleich, wie ein Todter, dann hebt man nicht bei dem Erscheinen Derer, die man einst geliebt hat. Sei nur gutes Muthes, glaube mir, es wird mit der Sache auch besser gehen, als Du meinst."

Ein Klopfen an der Thüre unterbrach ihre tröstende Rede.

Meister Hlob sprang auf, um die Thür zu öffnen; aber gleich als ob eine plötzliche Erscheinung ihn erschreckt hätte, wich er einige Schritte in die Stube zurück.

„Gabriel!" riefen Alle zugleich.

„Aus meinem Hause, Unverschämter!" schrie der Prauer; entferne Dich; mein Blut beginnt zu kochen!"

Aber als der Notar gleich nach seinem Sohne in die Stube trat, mäsigte Meister Hiob einigermaßen seinen Zorn und hielt mit einer Art von Verachtung seinen Blick auf Gabriel gerichtet, der mit gefalteten Händen vor Rosina stand und stehend seufzte:

„O Rosina, verzeihe mir, ich habe geirrt!“

„Nein, nein, Gabriel,“ seufzte das Mädchen unter einer Kluth von süßen Thränen, „laß mich nur trauern, Du hast mich vergessen.....“

„Dich vergessen?“ rief der Jüngling mit zitternder Stimme. „O, soll ich es bekennen? Ich habe mir allerdings Mühe genug darum gegeben! Ich habe mit Verzweiflung gekämpft; ich habe Dich in meinen Augen schuldiger gemacht, als meine krankhafte Einbildungskraft Dich zu sehen glaubte, ... Dich vor dem Altare Hand in Hand mit ihm gesehen, den ich als den Mörder meiner Seele betrachtete; auf Deinem Gesichte habe ich den Spott mit meinem Leiden bemerkt. Deine Stimme gehört, indem sie lachend sagte: was kümmert mich der Gram des Träumers? Und mich so zum Wahnsinn treibend, habe ich geglaubt, daß ich Dich vergessen und meine Liebe zu Dir besiegen könnte. Vergebens! Ich hielt mich von Etwas überzeugt, das mich tödten mußte, und doch kehrte ich nach Wieselbeck zurück. Warum? Ach, verurtheilt zu einem langsamen Hinsterven oder bestimmt zum glücklichsten Loos. Ich muß leben, wo Du bist, Rosina, die Luft einathmen, die Dich umgiebt..... und nun weiß ich von meiner Mutter, daß ich der Spielball einer unbegreiflichen Verblendung war, daß ich allein der Schuldige bin.....

„Rosina, habe Mitleid mit mir, vergib meinen Wahnsinn; lass Alles wieder so sein, wie es früher gewesen!“

„Armer Gabriel, was mußt Du gelitten haben!“ sagte Rosina leise, indem sie seine Hand drückte. „Sei nur getrost, ich kann ja nicht böse auf Dich sein.“

„Das sieht da schön aus!“ rief der Brauer. „Wie, Du glaubst, daß es damit genug sei?“

Gabriel wandte sich zu Rosina's Vater und sprach stehend:

„Verzeiht mir, Meister Hlob. Ich weiß, daß ich Euch erst hätte um Verzeihung bitten müssen; aber ich habe Rosina so lange nicht gesehen. Ihr werdet mir auch wieder gut sein, nicht wahr?“

„Gut sein, gut sein?“ brummte der Brauer, „ja, das kann doch so schnell nicht gehen. Es müssen vorher noch andere Dinge ins Reine gebracht werden.“

„Nun, nun,“ sagte der Notar mit heiterem Tone, „Ihr seht wol, daß ich Gabriel seine Unvorsichtigkeit verzeihen habe. Laßt uns nun keine Schwierigkeiten machen, Freund Hlob. Wer betrügt sich nicht einmal in der Welt? Und ist selbst das Geschehene kein Beweis, das Gabriel Eure Rosina bis zum Wahnsinn liebt? Alles kehrt auf den alten Fuß wieder zurück — und wir werden die „große Sache“ nur etwas beschleunigen, damit unsern Kindern ein derartiger Verdruß nicht wieder begegnet.“

„Weiß Gabriel, daß wir arm geworden sind?“ fragte Meister Hlob mit einem bitteren Lächeln.

„Er täuscht Euch, Notar, wir sind nicht arm!“ fiel Mutter Hlob ein.

„Gabriel weiß Alles,“ antwortete Herr Strus; „für uns ist der Zustand, so beklagenswerth er auch sein mag, kein Hinderniß.“

„Ich kann Mosina Nichts zur Aussteuer mitgeben,“ sagte der Brauer, „trotzdem daß ich mein Leben lang dafür gearbeitet habe! Wenn ich daran denke, vergehe ich fast vor Aerger und ich weiß nicht, ob ich wol als ehrlicher Mann meine Zustimmung geben darf.“

„Höre, Freund Hiob,“ sagte der Notar, „macht Euch darum keinen Kummer. Ich werde meinen Zehn gut ausstaten, und von nun an Maßregeln treffen, um ihm einst mein Amt zu übertragen. Wir wollen zusammen als gute Freunde leben, ich werde Euch in Euren Geschäften beistehen. Befürchtet Nichts mehr; gebt Eure Zustimmung zu der Heirath unserer Kinder, damit sie wenigstens glücklich sein mögen.“

„Nun, ich werde einmal darüber nachdenken,“ antwortete Meister Hiob.

„Darüber nachdenken! Warum?“

„Ich will erst noch einmal darüber schlafen.“

„Nein nein, zeigt guten Willen. Ich habe meiner Frau versprochen, daß ich mit Eurer Zustimmung zurückkehren werde. Gebt sie mir.“

„Hiob, Hiob, wie kannst Du doch so verstockt sein,“ rief seine Ehegattin. „Was der Notar von Dir verlangt, ist der Wunsch Deines Herzens — und doch weigerst Du Dich?“

„O, Meister Hiob, Ihr habt mich immer so gern gehabt,“ sagte Gabriel stehend; „verurtheilt mich nicht zu neuen Qualen.“

„Vater, lieber Vater,“ seufzte Rosina sich schmeichelnd an seinen Hals werfend, „habe doch Mitleid mit dem armen Gabriel! Er ist so unglücklich gewesen.“

Meister Hiob zuckte die Achseln und sagte murrend:

„Wenn's nicht anders sein kann, so heirathet in Gottes Namen und seht zu, daß es Euch etwas besser gehe als mir.“

„Ach Dank! So ist es recht! Dank, Dank!“ erscholl es durch das Zimmer.

Nach den ersten Worten der gegenseitigen Beglückwünschungen, gegen welche Meister Hiob scheinbar gefühllos blieb, stand er wieder mit zu Boden gehefteten Augen und wie in ernstes Nachsinnen vertieft da. Gabriel saß neben Rosina und sprach still mit ihr; der Notar sah den Trauer verwundert an.

„Freund Hiob,“ fragte er, „was liegt Euch noch auf dem Herzen, daß Ihr so betrübt ausseht?“

„Es liegt ihm Nichts auf dem Herzen,“ sagte Mutter Hiob. „Er will es nicht merken lassen, aber er ist so erfreut, so entzückt, daß er nicht weiß, wie er es verbergen soll.“

„Entzückt! Entzückt!“ murmelte Meister Hiob.

„Gewiß, und was anders? Bedenkt einmal, Notar, Ihr wißt, was für Unglücksfälle uns getroffen haben. Unser armes Engelbertchen, das dort liegt und lächelt, mußte, wie wir glaubten, sterben — und soeben sagt uns der Doctor, daß es genesen wird, er bürgt selbst für sein Leben. Unser armer Hugo sollte unschuldig im Gefängniß sitzen; er würde entehrt sein. Wir schienen zu einem tiefern Falle und zum Elende verurtheilt zu sein — Alles ist beigelegt; die Ehre Hugo's ist gerettet, er hat eine Stelle, die ihm jährlich vier

tausend Francs einbringt; er sendet uns heute schon eine schöne Summe und theilt uns mit, daß er noch fünftausend Francs aus seinem Handelsgeschäft übrig behalten werde. Rosina war krank vor Gram, ihr Leben schien ein endloses Unglück sein zu sollen — und da ist Gabriel nun zurückgekehrt, und Alles ist wieder in Ordnung. Wir dachten, daß es für uns Nichts mehr auf der Welt gäbe, als Wiedewartigkeit — und Gott überschüttet uns mit Freude!”

Sie lief zu ihrem Gekgatten, faßte seine beiden Hände und rief mit einer glänzenden Thräne in den Augen:

„Nun, lieber Mann, sei gegen den Himmel nicht undankbar; bekenne nur, daß Du von Wonne erregt bist. Sieh Deinen Sohn wieder aufleben; sieh Deine Tochter in Glückseligkeit schwelgen.“

„In der That, Frau,“ antwortete Meister Hiob betrosfen, „wir sind glücklicher, als wir hoffen dursten. . . . aber, aber“

„O, das häßliche Wort *Aber!*“ rief Mutter Hiob.

„Aber wir sind doch arm,“ fuhr der Trauer fort, „der Schweiß unseres ganzen Lebens, das Erbe unserer Eltern ist verloren.“

„Nein, nein, Hiob, schlage Dir die Gedanken aus dem Sinne. Du hast mir nie glauben wollen, als ich Dich mit guten Worten zu trösten suchte; und wie Du nun siehst, hat sich dennoch Alles, was ich voraus sagte, verwirklicht.“

„Ich gebe es zu, Frau; ich habe einen unglücklichen Charakter,“ antwortete Meister Hiob in milderem Tone. „Aber was den Verlust unserer Güter betrifft, so ist es doch

ein unheilbares Unglück — und ich traure deshalb nicht für mich; nein, um meine Kinder.“

„Das wird sich auch wol wieder geben,“ jauchzte Mutter Diob. „Es fängt bereits an. Nun, nun, sei fröhlich, es wird damit, wie mit allem Uebrigen, auch wol einmal besser gehen.“

Der Brauer schüttelte den Kopf mit einem stillen selbsthaften Lächeln.

In diesem Augenblicke hörte man ein heftiges Reitschennallen auf der Straße ertönen, und dicht vor dem Fenster des Zimmers hielt ein Wagen an, dessen zwei Pferde von der Erhitzung der schnellen Fahrt dampften.

„Gott, mein Gott, da ist Hugo!“ rief Mutter Diob.

„Ein Unglück!“ seufzte der Brauer ängstlich.

Aber eben so schnell flog die Thür auf und Hugo ruhte an der Brust seines Vaters unter liebevollen Küssen ausrufend:

„Ach, jauchzt! Seid froh! Vater, Mutter! Walter ist an der preussischen Grenze von den Gensdarmen ergriffen worden! Man hat ihn in das Stadtgefängniß gebracht. Er war noch im Besitze der Banknoten und des gesammten Geldes. Es ist Nichts verloren, ich werde Alles zurückerhalten. Ich komme gefahren, geflogen, um Euch die frohe Nachricht zu melden. . . . Und wen sehe ich da? — Gabriel? Und Engelbert, mein Brüderchen, das mir entgegen lacht! O, der Himmel öffnet sich vor meinen Blicken!“

Indem Hugo zu seiner Mutter eilte und unter unerschöpflichen Worten der Freude und Liebe sie und Rosina in seine Arme schloß, stand Meister Diob mit erhobenen Händen da, als sendete er ein Dankgebet zum Himmel.

Thränen, diesmal milde Thränen der Freude und des Gefühles der Glückseligkeit strömten über seine Wangen.

„Nun, nun, lieber Hiob, habe ich es Dir nicht gesagt?“ rief seine Frau.

„Ja, ja; o Gott ist barmherzig und gut,“ antwortete der Brauer mit begeisterter Stimme.

„Komm, komm her,“ rief Mutter Hiob ihm zu.

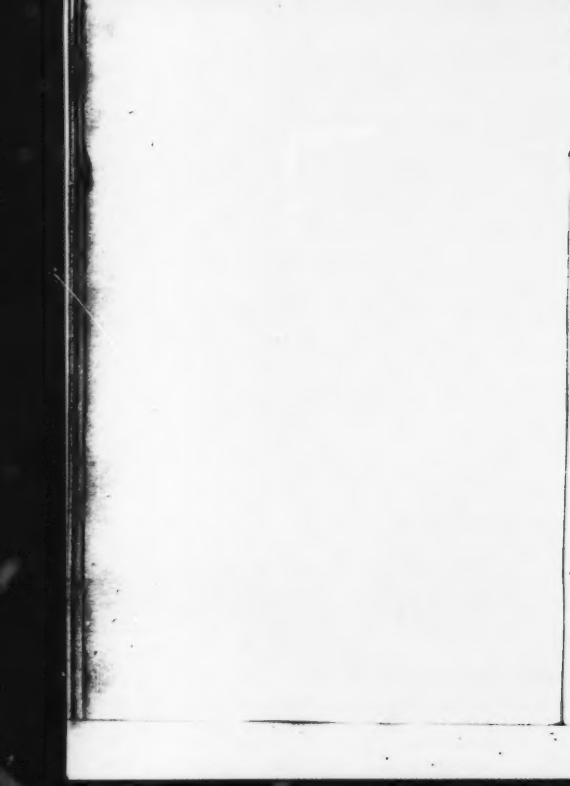
Und als sie Alle, welche ihr theuer waren, in ihre beiden Arme geschlossen hatte, sagte sie mit feierlichem Tone:

„Kinder, liebe Kinder, und Du, der Du mein geliebter Ehegatte bist, vergeß doch nie die Lehre dieses Tages. Was Euch auch Unangenehmes in diesem Leben widerfahre, behaltet das Vertrauen auf Gottes Güte und denkt immer; es wird wol besser gehen! Wer diese Worte in seinem Herzen geschrieben bewahrt, ist stärker, als das Unglück; denn sie sind ein unerschöpflicher Quell der Kraft und des Muthes.



Hendrik Conscience.

Der Geldteufel.



Hendrik Conscience.

Der Geldteufel.

Aus dem Flämischen

von

Prof. Karl Arenz.

Autorisirte Ausgabe.

Grüßer Band.



Leipzig

Verlag von F. Wiedemann.

1856.



Der Geldteufel.

I.

Noch floß wie ein silbernes Gewebe der letzte nächtliche Dufte in den Tiefen der Gebüſche; noch iſt die Luft kalt und naß; aber bald hebt die ſchönſte Mittagſonne ihre glänzende Scheibe hinter dem Wald hervor und wirft ihre Strahlen über die ruhende Natur, als wäre es ein Auf zum Leben und zur Freude. Sanft und mild iſt das junge Licht. Es färbt die Wipfel der Bäume mit ſchillerndem Gold, es küßt die Kelche der Blumen auf und verbreitet ſich weiter und weiter, wie ein funkelnder Perlenſtrom über die Gräſer, welche ſich noch ſchlummernd im Morgenthau baden. Die Nachtigall ſingt die lezten Noten ihres Liedes in dem ſtillen Laube, die Lerche ſteigt himmelan und läßt einen Regen von Tönen ihrer kräftigen Achle entgleiten. Hunderte von Stimmen erſchallen aus Baum und Strauch und ſingen dem Herrn ihren dankbaren Morgengruß, die Luft iſt mit wehtrübendem Blumendufte erfüllt, das Licht bezaubert durch ſeinen jungfräulichen Glanz; die Bäume entfalten ihr zartes Grün, die Kerbthierchen beginnen ihr rübriges Leben, der Geſang

der Vögel steigerte sich mehr und mehr Alles ist verjüngt, Alles scheint begeistert vor Freude und Hoffnung, Alles jauchzt und ruft: „Willkommen lieber Penz, Jugend der Natur, süßes Lächeln der Gottheit!“

Nur der Mensch bleibt gefühllos für das Schöne, womit die irdische Wohnung geschmückt ist. Während Thiere und Pflanzen, beseelte und unbeseelte Geschöpfe in dem Zauber der glänzenden Morgensonne sich erfreuen, liegt er bewusstlos im trägen Schlummer und wird sich nicht eher aus dem nächtlichen Scheintod erheben, bis das prächtige Geheimniß der Natur vollbracht ist.

Es ist für unser Geschlecht ein trauriges Bekenntniß, daß es Leute gibt, welche lange gelebt haben und dennoch sterben, ohne ein einziges Mal das Morgenroth des schönen Tages geschaut und bewundert zu haben.

Freilich erwachen Viele täglich bei dem ersten Morgenschimmer; aber es ist die Nothwendigkeit oder die Sucht nach irdischem Gewinn, die sie von ihrem Lager aufstreibt; sie eilen unachtsam vorwärts, das Haupt von Sorgen und Kummer gebeugt — und mag auch der Himmel mit allen den Farben des Regenbogens sich schmücken, und mag die Sonne ihren Glanz bezaubernd über die Natur ausgießen, in dem Herzen derer, welche in Bekümmerniß leben und sich abmühen, ist es immer düster, und vor ihrem ängstlichen Blicke hängt immer eine graue Nebelwolke.

So erging es auch dem Herrn Remenaer, der schon länger als eine Stunde in seinem ausgedehnten Garten unter einer hohen Akazie auf einer Bank gesessen hatte und in Gedanken vertieft die Arme über die Brust gekreuzt hielt.

In der Absicht, die Schönheiten der erwachenden Natur zu genießen, war er nicht dahin gekommen, denn er saß an einem Hollundergebüsch mit dem Rücken nach Osten gekehrt und bestete den starren Blick auf den sandigen Pfad vor seinen Füßen.

Herr Remenaer hatte erst fünfundvierzig Jahre zurückgelegt, und dennoch war sein Haar schon grau, seine Stirn runzlig und sein Blick matt. Wahrscheinlich hatte er sein Mannesalter in Sorgen um irdischen Gewinn verlebt, vielleicht hatte auch wiederholtes Mißgeschick sein Haupt niedergebengt.

Wie dem auch sein mag, scheinbar hatte er sich doch über sein Loos auf Erden nicht zu beklagen, denn seine Wohnung, welche in der Ferne an einem schönen Garten lag, war eins der ansehnlichsten Gebäude der Vorhäuser einer großen Stadt, und Alles, was ihn umgab, sowohl die niedlichen Anpflanzungen von Bäumen und Blumen, als auch die schönen Gartenbilder, die hier und da am Saume des Gebüsches sich erhoben, zeugte wenigstens von Wohlstand, wenn nicht von großem Reichthum.

Was hatte es für diesen bekümmerten Mann für einen Werth, daß das jugendliche Licht einen prächtigen Frühlingstag verkündete? Welche ermunternde Zauberkrast konnte für ihn das süße Morgenlied der Vögel haben? Was half es seiner beengten Brust, oft die Luft mit balsamischem Duft angefüllt war oder nicht?

Im heftigen Kampfe seiner Gedanken neigte er sich tiefer zur Erde, schrieb mit dem Finger Zahlen in den Sand und murmelte in sich von Kapital und Zinsen, von Renten

und von Geld. — Gleich als ob beunruhigende Gedanken anderer Art ihn in seiner Berechnung störten, erhob er wieder den Kopf und lenkte seine Aufmerksamkeit von den Zahlen ab.

Eine Weile hielt er den Blick mit steigender Angst in die Weite gerichtet. Sein farbloses Gesicht schien sogar zu verblichen, seine ganze Haltung zeugte von einer geheimnißvollen Befangenheit; ja gleich als hätte ihn ein peinigender Schlag getroffen, ballte er verzweifelt die Fäuste und presste die Zähne zu einem bitteren Grinsen zusammen. Und doch war Alles rings um ihn einsam: Nichts konnte ihn erschrecken noch bekümmern, als allein die trüben Gedanken eines unruhigen Herzens oder vielleicht die Bisse eines schuld-bewußten Gewissens.

Mit einem Mal schien er muthiger aus seinem trüben Nachsinnen aufzufahren und sprach zu sich selbst in scherzendem Tone:

Ich bin wahnsinnig! Warum kann ich mich nicht wie Andere über die gemeine Furcht erheben? War ich denn wirklich zu einfältig, zu dumm oder zu gut, um an dem allgemeinen Kampf um den Besitz des Geldes Theil zu nehmen? Jeder hat Begierde nach Geld, Jeder schätzt das Geld, Jeder genießt das Geld, aber Niemand fragt, woher es kommt. Sehe ich nicht den glücklichen Bankrottirer mit dem Lächeln eines inneren Behagens seine unverschämte Pracht zur Schau stellen, und selbst mit den Rädern seines Wagens die Schlachtopfer seiner Betrügerei beschmutzen? Der arglistige Börsenmann, der durch das Verbreiten falscher Gerüchte die Staatspapiere steigen und fallen macht

und Schätze Goldes sammelt, wird er nicht geehrt als der Gott der Geldvernunft? Der Kleinhändler, der seine Waaren verfälscht? Der Kaufmann, der den Marktpreis durch betrügerische Mittel in die Höhe treibt; die Verstände einer Creditgesellschaft, welche die Actien drücken, um sie unter der Hand für Nichts zu kaufen, sind sie Alle nicht geehrt, geachtet und angesehen? und genießen sie nicht in Frieden die Früchte ihres Verstandes? Ich allein, ich sollte mir das Herz zerreißen, weil ich eine einzige Unvorsichtigkeit beging und mich der Mittel bediente, die man für unerlaubt hält, weil das Gesetz sie verbietet? Aber wer kann den Beweis dafür liefern? Die Schrift, welche ich so unbesonnenener Weise in den Händen des Herrn Robyn ließ, ist ja schon lange vernichtet; das Feuer hat diesen Gegenstand der Furcht und der Bekümmerniß verzehrt. Bin ich nicht reich? Was kann ich mehr verlangen? Ruhe des Gemüths? Man kann sich diese selbst wohl geben. Nun, nun, sie ist grundlos, diese Angst, die mich verfolgt: Robyn wird nicht lange mehr leben, mit ihm sinkt der einzige Zeuge meiner unvorsichtigen That in das Grab wenn Mord davon wüßte! Aber Vater Robyn ist zu schlau, um seine Ehre und Sicherheit einem solchen arglistigen Fuchs anzuvertrauen ich habe Nichts zu befürchten."

Ein Lächeln erheiterte einen Augenblick sein Gesicht; doch versank er allmählig wieder in Nachdenken und bestete den Blick auf den Boden. Sein Gesicht bekam wieder seinen ersten Ausdruck: einen düstern, kalten und bekümmerten, wie den eines Wildes der Sorge und Gewissensbisse.

Während Herr Nemenaer regungslos auf der Garten-

bank saß, öffnete sich die Thür seiner Wohnung und ein junges Mädchen sprang in den Garten.

Nach einigen leichten Schritten, um zwischen die nächsten Blumensträucher zu gelangen, schaute sie mit freier Bewunderung rings um sich her. Ein Funke von dichterischer Erregung leuchtete in ihrem Auge; ein stilles Lächeln spielte um ihre Lippen und sie sog die frische Morgenluft mit solchen mächtigen Athemzügen in die Brust ein, daß ihr Busen sichtbar auf und nieder ging kaum aber konnte sie den Eindruck des schönen Tages aufgenommen haben, so hob sie den begeisterten Blick zum Himmel, faltete die Hände und sandte einstimmig mit Allem, was sie umgab, ein inniges Dankgebet zu Gott.

Achtzehn Mal hatte die Frühlingssonne das jugendliche Haupt der Laura Remenaer beschienen. Schlank und fein war ihre jungfräuliche Gestalt, süß und schön ihr Angesicht, aber nicht schön durch die seelenlose Regelmäßigkeit, die man zur körperlichen Vollkommenheit des Weibes zu rechnen pflegt; nein, ihre Stirn mochte wol etwas zu hoch sein, ihr Mund ließ wol wegen gewisser Nebelinien zu viel Gefühl, zu viel Begeisterung vermuthen; ihre sanft gebogene Nase konnte wol zu viel Ausdruck haben — aber ihre Stirn war so lilienweiß, ihre Wangen so zartgeröthet, ihre Augen so himmelblau, ihr Lächeln so sanft und so voller Leben! Die gefällige Würde ihrer Haltung, ihre einfache doch reiche Kleidung und der Schmelz der Unschuld, welche gleichsam aus ihrer geringsten Bewegung und ihrem einfachsten Blicke hervorleuchtete, zeigten hinlänglich, daß dieses junge Mädchen eine vorzügliche Erziehung genossen hatte und durch

Natur und Bildung mit der doppelten Gabe des Gefühls und des Verstandes ausgestattet war. Als ihr Gebet zu Gott gesprochen war, sandte sie von Neuem den Blick nach Osten, badete ihr Angesicht in dem sanften Lichtstrom und tauschte noch eine Weile auf der Vögel kräftiges Lied. Ein Lächeln unaussprechlichen Entzückens strahlte auf ihrem Angesicht, da sie mit ihrem bewundernden Blicke Alles berzte und umfasste, was von verjüngten Lebenskräften um sie herum prangte; dann schien sie plötzlich von einem Gefühl der Trauer überwältigt; den Blick nach einem entfernten Hellsundergebüsch gerichtet, sagte sie still vor sich hin:

„Mein Vater! schon wieder die Augen zur Erde gerichtet und gebeugt unter Sorge und Kummer! Was mag es sein, das ihn so unaufhörlich treibt, die Einsamkeit zu suchen? Ich darf ihn nicht fragen, es betrübt ihn. O das Geld, das unglückselige Geld!“

Während sie diese Worte sprach, schritt sie auf dem Pfade weiter, um zu ihrem Vater zu gehen; aber ehe sie den Hellsunderbusch erreichte, war Herr Memmaer durch ihre Ankunft aus seinem Nachsinnen aufgeweckt worden. Eine vollständige Veränderung ging mit ihm vor. Er erhob sich von der Bank, streckte Arme und Glieder und ging seiner Tochter mit einem stillen Lächeln entgegen. Nun war Gefälligkeit und Würde in seinem Gange, Milde in seinem Blicke, tadellose Ungezwungenheit in seinem Ausdruck und in seinen Werben: Alles an ihm verrieth einen Menschen, der gewohnt war, in der großen Welt zu leben.

Während seine Tochter als liebevollen Morgengruß

die Arme um seinen Hals schlang, drückte er einen Kuß auf ihre Stirn und sprach:

„Das schöne Maiwetter lockt Dich so früh in den Garten, nicht wahr, meine gute Laura? Du gehst den ganzen Tag zwischen den Blumen, Deinen Gedanken nachzuhängen, zu schwärmen und zu träumen; Du hast Recht, Laura. Es ist so süß der Honig, der oben auf dem Lebensbecher schwimmt. Komm, wir wollen nun zusammen einhergehen. Deine unschuldige Freude erinnert mich an Deine Mutter; sie sah auch in ihrem kindlichen Vertrauen nur die schöne Seite der Welt“

„Vater, Du bist betrübt,“ antwortete das Mädchen ihn herzlich; „sage mir, was Dich betrübt; ich will Dich trösten.“

„Betrübt? ich? Du täuschst Dich, Laura!“

„Du siehst schon wieder so in Gedanken vertieft und so einsam auf dieser Bank.“

„Ha! ha! unerfahrenes Kind! Du glaubst also, daß ein Mann durch die Welt kommen könne, ohne zu denken; ich bin wohlgemuth, das schöne Wetter gibt mir ein Gefühl der Jugend. Höre die Vögel singen, sieh das junge Grün sich entfalten, sieh die Blumen in dem Sonnenlichte glimmern. Wer kann gefühllos bleiben inmitten der lachenden Natur!“

Diese Worte und der Ton, mit welchem sie gesprochen wurden, schienen Laura zu erfreuen — ihre Gedanken nahmen eine andere Wendung.

„Vater,“ rief sie, „wenn Berthold nur hier wäre, was für ein schönes Gedicht könnte er machen! Aber er wohnt in der Stadt; und wenn die Sonne die Wohnung des Herrn Robyn bescheint, dann steht sie schon hoch am Himmel.“

„Du meinst, Laura, daß ein Dichter die Dinge sehen muß, um sie mit dem übertriebenen Tone, welchen man Seele und Gemüth nennt, zu beschreiben?“

„In der That, Vater, es ist doch wunderbar, Berthold wohnt nicht in den Feldern und dennoch besingt er die Natur und malt ihre Pracht mit so glänzenden und wahren Farben aus, daß es mir vorkommt, als ob sich Alles, was ich hier bewundere, in seinen gefühlvollen Versen abspiegele. Sieht der Dichter vielleicht in seinem Innern ein Spiegelbild von allem Diesem; kennt er durch die bloße Begeisterte Dinge, die Niemand ihn kennen gelehrt hat?“

„Einfältige! Der Dichter setzt seine Einbildungskraft an die Stelle der Dinge. Aber ist er mit Gefühl begabt, welches zum Aufbau einer schönen Welt nöthig ist, dann erfreuen seine Verse die unerfahrenen Herzen gleich dem Zauberglase, welches das Auge durch ein farbenreiches Schillern ergötzt.“

„Dichter zu sein, ist doch wol etwas Schönes, Vater.“

„Es ist eine Erholung, ein Vergnügen wie jedes andere, eine Pause der Jugend. Auch ich habe, ehe ich das wirkliche Leben kannte, Verse gemacht. Wer thut es nicht, wenn er mit Augen von zwanzig Jahren Nichts, als die glänzende Oberfläche der Welt sieht? Berthold wird einmal sehr reich sein, mag er sich noch einige Zeit am Versemachen ergötzen; es ist nichts Böses dabei, die Lust wird ihm schon vergehen.“

„Du glaubst das, Vater?“

„Das ist gewiß, ein reicher Mensch macht seine Verse.“

Laura legte ihren Arm auf die Schulter ihres Vaters

und sprach mit triumphirendem Lächeln: „Nein, nein, Du täuschst Dich, Vater, Berthold wird ein großer Dichter werden, Ruhm einern und gefühlvoll Alles lieben, was gut und schön ist auf der Welt.“

„Du glaubst das — weil Du es wünschst.“

„Soll ich Dir einmal Etwas sagen, Vater? aber Du darfst in Bertholds Gegenwart nicht zeigen, daß Du davon weißt.“

„Nun?“

„Berthold läßt seine Gedichte drucken. Ach, wie schön wird das Buch sein, auf dessen Blättern er die Gefühle seiner hebevollen Seele hat ausströmen lassen!“

Das Gesicht des Herrn Remenaer hatte einen verdrießlichen Ausdruck angenommen.

„Berthold läßt ein Buch drucken?“ murmelte er mit gerunzelter Stirne; „wird sein Name darauf stehen?“

„Gewiß, Vater. Mit großen Buchstaben: Berthold No b y n. Ich habe das erste Blatt gesehen. Mich dünkt es erhebt den Menschen, wenn sein Name auf einer Schöpfung seines Geistes gedruckt steht.“

„Herr Remenaer schüttelte nachdenkend den Kopf, bewältigte aber bald das Gefühl seines Kerkers.“

„Nun,“ sagte er; „man vergibt einem Jüngling mehr als einen tollen Streich. Berthold wird vielleicht nicht lange warten, bis er seinen rucklosen Schritt beklagt, denn der Spott, der Reid — —“

„Aber, Vater,“ fiel Laura ihm ins Wort, „ich begreife die Welt nicht. Berthold fürchtet auch, er bebt, als sollte das Erscheinen seines Buches ihm eine Quelle der Leiden wer-

den. Wer sollte ihn verfolgen? Ist es ein Verbrechen, Gottes Werke zu besingen und die reinsten Regungen der menschlichen Seele durch die schönsten Formen der Sprache auszudrücken? Erhebt nicht ein schönes Gedicht unsern Geist zu dem veredelnden Kunstgefühle? erfüllt es unsere Herzen nicht mit dankbarer Lebensfreude, wenn wir unserer höheren Natur inne werden? Warum sollte man denn den Dichter hassen Was siehst Du? Ah! das ist Mond, der dort auf dem Pfade sich nähert ich weiß nicht, was ich gegen diesen Mond empfinde: wenn ich ihn sehe, wird es mir eifrig. Du siehst auch lieber, daß er von hier wegbleibt, nicht wahr, Vater?"

„So täuschst Du Dich über die Menschen,“ sagte Herr Remenaer, der seine Aufregung bereits unterdrückt hatte. „Die Ankunft Mond's macht mir Freude; ich erwarte ihn, er muß mir eine wichtige Nachricht bringen. Siehst Du, Laura, Mond ist kein Dichter, er ist ein Mann der Wirklichkeit, klug, verständig und geschickt; seine Kunst besteht darin, aus Geld Geld zu machen und verschafft diese Kunst keinen Ruhm, so gibt sie Ansehen, Reichthum und Macht. Er ist einsätzig in seiner Art, dieser arme Mond. Aus Anhänglichkeit an Herrn Robyn, seinen alten Herrn, vielleicht aus Gewohnheit, bleibt er Bureauschreiber; aber sei versichert, er ist behende und schlau genug, um Millionen zu sammeln.“

Laura dachte anders darüber. Mit einem stolzen und kalten Ausdruck sah sie den Schreiber des Herrn Robyn auf dem Pfade herankommen.

Mond war ein Mann von mittlerer Größe und konnte ungefähr das Alter von vierzig Jahren erreicht haben. Was

bei dem ersten Anblick seinem Gesichte ein merkwürdiges Aussehen gab, war der Mangel der Haare an Augenbrauen und Augenlidern. Sonst war nichts Ungewöhnliches an ihm zu bemerken, als vielleicht das beständige Lächeln, welches auf seinen dünnen Lippen fest gewachsen zu sein, und der schmeichelnde Lichtglanz, der in seinen halbgeschlossenen Augen zu leuchten schien. — Im Grunde hatte sein Gesicht gar keinen Ausdruck: es war nicht sprechend und ließ Nichts vermuthen, als einen unterwürfigen Menschen von zu großer Ergebenheit und Unschuld, als daß er Jemanden hätte betrügen wollen oder können — seine Kleidung stimmte vollständig mit dem Ausdrucke seines Gesichts überein. Ein langer Rock hing ihm nachlässig fast bis auf die Füße herab. Sein Hut war schon lange nicht mehr neu, aber seine Halsbinde und seine Weinwand waren so weiß wie Schnee.

Mit einer Menge von Verbeugungen näherte er sich Laura und grüßte sie, während er mit ergebenem Ton sagte: „Ach, verzeihen Sie mir es doch, gutes Fräulein Remenaer, daß ich kühn genug bin, es zu wagen, Sie in der Betrachtung der Natur zu stören. Ich bitte Sie hundertmal um Verzeihung. Wenn mein Herr Remenaer mir einen Augenblick, einen kleinen Augenblick schenken will, so werden Sie bald wieder von meiner lästigen Gegenwart befreit sein.“

„Besorgen Sie, mein Herr, besorgen Sie ihre Angelegenheiten,“ antwortete Laura mit kalter Höflichkeit; „Sie haben nicht nöthig, mich um Nachsicht zu bitten.“

Rosch lächelte und verneigte sich vor dem Fräulein, einzelne unverständliche Worte des Daules herfagend, als nähme

er in seiner Einsicht ihren strengen Blick und die Kürze ihrer Worte als Beweise des Wohlwollens gegen sich an.

Schon hatte sich Herr Kemenaer erhoben.

„Kommen Sie, mein guter Mond,“ sprach er mit sehr freundlichem Ton. „Lassen Sie uns einen Augenblick lustwandeln. Wie steht's mit den Neuigkeiten?“

„Gut, sehr gut.“

„O, Sie sind eine Perle von einem Manne Laura, bleib hier, um auf mich zu warten. Ich kehre gleich wieder zu Dir zurück!“

„Zwei Wörtchen, einen kleinen Augenblick nur, mein Fräulein,“ wiederholte Mond mit seinem auffallenden schmelzenden Lächeln.

Beide entfernten sich bis auf dreißig Schritte, blieben dann hinter einem Gebüsch stehen, um in der Stille mit einander zu sprechen.

Laura setzte sich auf die Gartenbank nieder, senkte den Kopf und sah auf den Boden. Eine Weile dachte sie an die kriechende Höflichkeit des Mond und an die Freundschaft, welche ihr Vater mit dem Schreiber von Robyn zu unterhalten schien; dann verbannte sie dieses unangenehme Bild aus ihrem Geiste und ihre früheren Gedanken wieder aufnehmend, sagte sie vor sich hin:

„Ich begreife es nicht; wenn mein Vater mit seinen Bekannten über Berthold spricht und sagt, daß er einmal sehr reich sein werde, dann spricht Aller Angesicht Anerkennung und Ehrerbietigkeit aus; nennt er ihn aber Dichter und sagt er, daß er Verse macht, dann zucken Alle die Achseln und ein hämißcher Zug verzerrt ihre Lippen; und dennoch

preisen sie die Kunst hoch und sie setzen selbst ihren Stolz darein, mit Bewunderung davon zu reden. Warum scheint denn der Künstler ihnen ein Gegenstand des Mitleids und der Verachtung? Sonderbar! das Lied gefällt ihnen und sie hassen das edle Instrument, in dessen Innerstem es erzeugt wurde“

Sie wurde plötzlich aus ihrem Nachsinnen durch die Stimme Mond's aufgeweckt, der mit wiederholten Verkündigungen im Vorbeigehen sagte:

„Guten Tag, Fräulein Laura! Sie sehen, daß ich von Ihrer Güte keinen Mißbrauch mache. Entschuldigen Sie mich, wenn es Ihnen beliebt Ihr Diener, Ihr ergebener Diener.“

Er war schon weit, als er sich noch einmal umwandte, um diese letzten Worte auszusprechen.

Herr Remenaeer näherte sich mit einem freundlichen Lächeln auf dem Antlitz und sich die Hände vor Entzücken reißend, seiner Tochter.

„Da! Du bist froh, Vater?“ rief Laura. „Es ist also wahr, was Mond sagte; er brachte Dir wirklich gute Nachrichten?“

„Ja, gute, sehr gute Nachrichten; ich bin froh.“

„Da, Gott sei Dank! Laß mich an Deiner Freude Theil nehmen, Vater! Welche Nachricht hat Mond Dir gebracht?“

Laura: ich habe zehntausend Francs gewonnen; zehntausend Francs an einem einzigen Tage, das ist doch auch schön, nicht wahr?“

„Das ist schön, weil es Dir Freude macht,“ murmelte das Mädchen mit Kälte.

„Du liebst das Geld nicht, Laura, Du legst wenig Werth darauf natürlich, Du weißt noch nicht, was es kostet.“

„Ich würde es vielleicht lieben,“ seufzte sie, „wenn es Dich nicht so oft mit Sorgen und Kummer erfüllte“

„Komm, laß uns nun von etwas Anderem reden,“ fiel Herr Remenaer ein. „Was fragtest Du mich, als Mend die Unterhaltung störte? Na, ich erinnere mich, Du fragtest, warum man dem Künstler nicht mehr Achtung bewiese.“

„Warum die Welt den Dichter zu hassen scheint.“

„Das Wort ist etwas hart. Wird der Dichter gehaßt, dann geschieht es wahrscheinlich durch seine Kunstgenossen, die anderen Dichter. Darin liegt aber die Erklärung nicht, Laura. Es bestehen im gesellschaftlichen Leben zwei Mächte, die miteinander auf Erden um den Vorrang kämpfen, nämlich das Geld und der Verstand. Aber die Macht des Geldes ist so unwiderstehlich und so unüberwindlich, daß der Geist sich zum gutwilligen Sklaven des Geldes machen, oder unfehlbar vor Hunger oder Verzweiflung den Tod herbeiführen muß. Die Kunst ist die hochmüthigste Form des Geistes. In dieser Form verschmäht er es, der Macht des Geldes zu huldigen, aber das Geld rächt sich. Nichts ist natürlicher — haßt Du nicht gesehen, wie die Gesellschaft, welche gestern Abend hier war, mittheilend lächelte, als ich sagte, Berthold mache Verse? Meine Bekannten sind Männer von Erfahrung; sie wissen, daß alle angeborene Vernunft des Menschen, all seine Gefühle und seine Kräfte noch nicht hinreichen, auf Erden ein leidliches Loos zu sichern; sie legen nur den Dingen einen Werth bei, welche Früchte tragen,

welche dem Menschen einen handgreiflichen Vortheil bringen, und ihm wirkliche Hilfe leisten, durch das lästige Leben hindurch zu schlüpfen. Das Wort Künstler stößt ihnen **Mißfeld** ein; sie begreifen nicht, daß ein Mensch, der ganz besonders mit geistigen Mitteln ausgestattet ist, unbesonnen genug sein kann, diese nicht zum Erwerbe des Geldes zu benutzen und als ein stolzer Bettler sich über Jedermann edel und erhaben dünkt, während er doch, um nicht vor Elend zu vergehen, an der Thür des Geldes klopfen und ein Almosen bitten muß Diese Wahrheiten dürfen Dich nicht besträßen, Laura. Berthold macht eine Ausnahme. Er hat ein großes Vermögen zu erwarten. Er macht wol Verse, aber darum ist er doch noch kein Dichter nach den gewöhnlichen Begriffen“

„Welche eiskalte Welt schilderst Du mir, Vater! Deine Bekannten irren sich wahrlich. Hat der Mensch denn keine Seele, die auch leben muß? Fühlt er nicht auch außer seinen leiblichen Bedürfnissen einen Drang nach höheren Regungen — und ist er nicht von einem erhabeneren Gefühle durchdrungen, als von der Liebe für den Stoff und für das Geld.“

Ein Lächeln verzog die Lippen ihres Vaters, und er wollte auf ihre Frage antworten, als gerade ein alter Diener auf dem Pfade erschien.

„Was hat Peter uns zu sagen?“ murmelte Aemenaer.

„Wenn der Herr zu frühstücken beliebt,“ sprach der Knecht.

„Jetzt schon? Wir haben Zeit. Nachher.“

„Gut, Herr, aber ich muß unserm Fräulein melden, daß Meister Conrad schon eine Viertelstunde im Sprechzimmer

agt. Er sagt, daß das Fräulein ihm heute befohlen habe, so früh zu kommen."

"Nun, nun, er kann warten; er wird dafür bezahlt," murmelte Remenaer.

"Nein, nein, Vater," sprach Laura. "Bittet den Meister Conrad um Entschuldigung; ersucht ihn, in den Garten kommen zu wollen."

Und ihren Vater bei der Hand nehmend, sagte sie bittend:

"Nun Vater, laß uns gehen, ich habe Conrad ersucht, mir heute so früh die Clavierstunde zu geben; Berthold hat ein schönes Märlied gedichtet nach der Musik von Mendelssohn. Meister Conrad muß es mir bringen."

"Nun dann, wenn Du es verlangst," antwortete Herr Remenaer auf dem Pfade fortschreitend. "Ich weiß nicht, Laura, warum Du Dir so viel an diesem Conrad gelegen sein lässest. Geschlecht es vielleicht, weil Berthold ihm Freundschaft beweist? Man hat schon bei mir über diese Freundschaft geklagt. Berthold ist bestimmt, ein reicher Mann zu sein und in der großen Welt zu verkehren. Es ist durchaus nicht anständig, daß er durch die Stadt läuft, Arm in Arm mit einem Manne, welcher aus Noth um einige Clavierstunden betteln muß und zudem noch die Geige in den Airtchen spielt."

"Aber Vater, Conrad ist ein talentvoller Künstler, ein Mann von Gefühl und Verstand."

"Ich weiß es, Laura, er ist bescheiden, höflich, verständig, voll Erfahrung, voll Weltkenntniß, wenn Du so willst. Und dennoch ist er nur ein Musikant. Man kann innerhalb des Hauses gegen solche Leute wol freundlich sein, aber auf

der Straße, da grüßt man sie mit einer Bönnermiene und geht vorbei. Es schadet dem guten Rufe des Berthold in der angesehenen Welt, daß man ihn mit Brodkünstlern umgehen sieht, als hielte er sich selbst für ihres Gleichen. Du mußt es ihm sagen. Später wird ihm dieses Böllchen lästig werden. Sie werden ihn an diesen früheren Umgang erinnern, und ihn bestürmen, ihnen Geld zu leihen; und weit davon ansehnliche Zinsen zu zahlen, geben sie das Capital selbst niemals zurück; und zudem weißt Du, das Sprichwort sagt: mit Welchem man verkehrt, mit Dem wird man gekehrt

In diesem Augenblick trat Meister Conrad hinter einem Bosquet ihnen entgegen.

Der Mann konnte fünfunddreißig Jahre erreicht haben, obgleich sein mageres und kränkliches Gesicht und sein leicht gebogener Rücken ihn wol zehn Jahre älter erscheinen ließen. In seinem ganzen Wesen und seinen Geberden lag etwas Ergebenes und Mildes, welches das Zeichen seiner Demuth und Bescheidenheit war. Seine Kleider stimmten mit seiner Beschäftigung als Clavierlehrer überein, welche er im Hause des Herrn Remenauer ausübte. Er trug einen schwarzen Rock, eine weiße Weste und gelbe Handschuhe, die wol ein Wenig verschossen waren. Sein Hut und sein Rock waren oft und viel gebürstet worden, denn man konnte es an den weißen Kanten und Nähten gut sehen.

So sprach Alles an der Person des Meisters Conrad von Entbehrung und auch einigermaßen von Miskmuth; allein der Blick seiner Augen leuchtete zuweilen auf ganz besondere

Beise, gleich als ob in seinem kränklichen und schwachen Körper eine feurige Seele verborgen wohnte und trauerte.

Schon in der Ferne entblößte er sein Haupt und näherte sich mit dem Hute in der Hand Laura's Vater.

Dieser ging zu dem Musikus, grüßte ihn freundlich und faßte ihn sogar bei der Hand — mit seinen Fingerspitzen — und sagte in einem ganz vertraulichen, jedoch höchst herablassenden Tone:

„Meister Conrad, Sie werden das nicht übel nehmen, daß man Sie ein wenig warten ließ. Ich bitte Sie tausend Mal um Entschuldigung — rechnen Sie eine Marke mehr.“

„Zu viel Güte, zu viel Güte, Herr Remenaer,“ antwortete Conrad. „Wenn ich zur Unzeit gekommen bin, oder Sie in Ihrem Morgen Spaziergange störe, so gestatten Sie mir, daß ich mich entferne. Ich werde zurückkehren, und wäre es auch zwei oder drei Mal an einem Tage; und als eine zweite Gnade bitte ich Sie, mir nicht mehr von einer zweiten Marke zu sprechen.“

„So, haben sie denn zu viel Geld?“

„Ach nein, mein Herr, aber ich bin so glücklich, wenn ich Ihnen beweisen darf, wie sehr ich mich durch Ihr Wohlwollen geehrt fühle.“

Remenaer klopfte dem Musikus auf die Schulter und rief mit Zufriedenheit aus:

„Wirklich, Meister, Sie wissen gut zu sprechen. Ich habe schon lange gedacht, daß mehr in ihnen stecke, als Sie erkennen lassen wollten. Ich glaube, daß Sie ein trefflicher Mensch sein würden, wenn Sie nur mit einem paar hunderttausend Franken mehr zur Welt gekommen wären.“

Dieser Scherz schien dem Künstler nicht zu behagen. Sein Körper zitterte unter der Hand, die auf seiner Schulter lag, und sein Auge sprühte einen Funken, den Herr Rem-narr glücklicherweise nicht bemerkte.

Laura erlöste ihn aus diesem erniedrigenden Zustande. Sie legte ihren Arm in den seinen und sagte mit schmelzendem Tone:

„Meister Conrad, mein Vater sagt dies, um zu scherzen haben Sie nun das Märlied mitgebracht, ja? Die Rolle? Lassen Sie sehen! Was sind Sie doch so gütig. Meister Conrad! Ich danke Ihnen, daß Sie so früh gekommen sind, lassen Sie uns ans Clavier gehen. Es ist für Tenor geschrieben; Sie haben eine Baritonstimme

„Ich habe gar keine Stimme. Sie wissen das wohl, Fräulein,“ stammelte der Rusikus.

„So gut Sie können. Es geschieht nur, damit ich fertig bin, wenn Berthold kommt.“

„Ach, Fräulein Laura,“ antwortete Conrad, „was sollte man Ihnen verweigern können?“

„So haben Sie Dank für Ihre Bereitwilligkeit. Remmen Sie denn. — Nicht wahr, Vater, Du gestattest, daß wir ans Clavier gehen?“

„Und das Frühstück, Laura? Ich möchte nicht gern eine Stunde auf Dich warten.“

„In der That, ich hatte es vergessen. Wenn Meister Conrad mit uns frühstückte?“

Ein angenommenes Lächeln zeigte sich auf dem Gesichte des Vaters, während er mit vieler Freundlichkeit sagte:

„Ich wollte Meister Conrad gerade darum ersuchen —

Sie werden mir ein Vergnügen bereiten. Seien Sie so gütig und nehmen Sie das Frühstück an."

Indem er sich zu einem Dienstmädchen wandte, befohl er mit strengem Blick:

"Anna, wer auch kommen mag, um mich zu sprechen, Ihr werdet Niemanden in den Speisesaal einlassen, Niemand, selbst Mond nicht, hört Ihr?"

Der Künstler begriff den Sinn und die Absicht des Befehls, denn er kannte den Willen des Herrn Remenaeer schon seit langer Zeit. Wieder wandte er den Kopf zur Seite, um zu verbergen, was in seinem Innersten vorging, aber Laura ergriff seine Hand, zog ihn zu Tische und rief mit ungezwungener Freundlichkeit:

"Setzen Sie sich neben mich, Meister Conrad. Sie sind ein guter Mann. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich bin immer froh, wenn ich Sie sehe."

Der Künstler setzte sich nieder auf die Stelle, welche ihm Laura so liebevoll angewiesen, doch schob er gleichgültig seinen Stuhl zurück, gleich als wollte er durch seine Haltung andeuten, daß er den Abstand nicht vergaß, welcher zwischen ihm und seinem reichen Brodherrn bestand.

Eine Zeitlang sprach Remenaeer mit ungezwungener Gleichgültigkeit über die letzten Concerte im Theater, über die Gemälde der großen Ausstellung und über ein gewisses Werk, welches eben ein allgemeines Aufsehen in der großen Welt machte, so schamlos und unnützlich es auch war.

Conrad antwortete wenig. Das lecke und leichtfertige Urtheil von Laura's Vater verwundete sein Künstlerherz;

doch aus Höflichkeit bezwang er seinen Aerger und nickte stillschweigend mit dem Kopfe.

Es wurde in diesem Augenblicke mit ungewöhnlicher Kraft und Hast an der Hausthür gezogen.

Während das Dienstmädchen über den Vorhof schritt, um die Thür zu öffnen, horchte Remenaer und legte die Hand auf das Blatt des Tisches, zum Aufstehen bereit. Er hörte bald das Geräusch von Männertritten in dem Gange und verließ alsdann den Speisesaal, um nicht in Gesellschaft des Rufius überrascht zu werden.

Gleich darauf trat er aber wieder ein, indem er die Thür vor einem jungen Manne aufstieß und fröhlich sagte:

Willkommen, willkommen, Berthold; Sie werden erfreut sein, Meister Conrad hier zu finden, er ist ja so zu sagen Ihr Freund. . . . Was haben Sie da unter dem Arme? Bücher? Besürchten Sie nicht, daß man Sie für einen Studenten oder für einen Buchbinder hält?"

Aber Berthold achtete nicht auf diese scherzenden Worte. Mit der Röthe der innern Bewegung auf den Wangen ging er zu Laura, die aufgesprungen war und seine Ankunft mit einem Laute der Freude begrüßt hatte.

"Laura," stammelte er, "sieh hier das erste Kind meiner bescheidenen Muse, es ist unter Deinem Blicke geboren. Sei gegen das arme Dichtchen nicht streng. . . . Herr Remenaer! Wollen Sie ebenfalls ein Exemplar davon annehmen? Nicht weil es einen Werth hat, sondern als einen schwachen Beweis meiner Hochachtung. . . . Sie auch, Conrad? Ich bestimme diesen Abdruck für meinen Oheim, aber ich werde für ihn einen andern bei meinem Drucker holen. . . .

Während Berthold zitternd abzuwarten schien, welche Wirkung das Erscheinen seines Buches auf einen Jeden hervorrief, waren die Anderen damit beschäftigt, seine Gedichte zu durchblättern. Herr Remenauer lächelte bei dem Lesen der Aufschriften und murmelte:

„Begeisterung — Frühlingslied — Lob auf den Schöpfer — An die Nachtigall, . . .“

Laura zitterte vor Freude und blätterte mit Hast in dem Buche, als wollte sie in dem Bündchen Gedichte suchen, welche ihr unbekannt waren, und in der That fand sie eins, auf welches sie wie abgezogen mit festem Blicke starrte. Es trug die Aufschrift: „An sie.“

Die Augen des Musikus schienen mit ungewöhnlichem Glanze zu leuchten. Er hatte wahrscheinlich in dem Buche ein Stück angetroffen, das ihm ganz besonders gefiel, denn seine Lippen bewegten sich und er machte mit der Hand stille, aber kräftige Bewegungen, als wäre er damit beschäftigt, in sich selbst diese Verse verzusetzen.

Berthold war ein schöner Jüngling mit stark ausgeprägten Zügen. Seine Wangen waren nicht geröthet; doch war die Farbe seines Gesichtes rein. Unter seiner hohen Stirn leuchteten zwei schwarze Augäpfel mild und feurig zugleich. Sein Mund, noch von zartem Flaum überschattet, schloß sich zuweilen zu einem scharfen Ausdruck, und seine schweren Augenbrauen zogen sich wol einmal zu tieferen Gedanken zusammen, während er abwechselnd Laura und ihren Vater anschaute — in seiner Kleidung, in seinen Geberden und in seinem stillen Lächeln selbst lag ein Ton von ungezwungener Liebenswürdigkeit und von eingezo-genem Stelze, der auf

den ersten Blick zu erkennen geben konnte, daß dieser Jüngling außer der angeborenen Herzengüte auch die feine Höflichkeit der höhern Welt besaß.

„O Vater, Vater, höre, wie schön doch dieses Gedicht ist!“ rief Laura, indem sie sich mit dem Buche in der Hand erhob, „welche große Gedanken!“

Und sie begann mit Begeisterung in der Stimme das folgende zu lesen.

Natur verlieh dem königlichen Xar
Des Fittichs Kraft, die Wolke zu durchdringen;
Sie gab dem aufgeblühten jungen Jähr
Die Nachtigall, das Morgenlied zu singen,
Dem Künstler reichte sie den Pinsel dar,
Die Seele zur Bewunderung zu zwingen;
Und mir gab sie die Zither in die Hand
Zu preisen hoch das theure Vaterland!

„Laura, einen Augenblick, wenn es gefällig ist,“ unterbrach Herr Remenauer, der nicht zugehört, sondern das Gesicht wie verflört auf das Buch gerichtet gehalten hatte. — „Berthold, was bedeutet das Gedicht, welches auf der fünfzigsten Seite beginnt? Auf Wen haben Sie es gemacht?“

„Auf Niemanden,“ antwortete Berthold erstaunt.

Laura hatte sofort die bezeichnete Seite aufgesucht und las nun mit halber Stimme und nachsinnend den Anfang des Gedichtes, welches zur Aufschrift hatte: Der Bucherer. In jenem Marmor-Prachtgebäu, d'rauf staunend schaut Dein
Blick,

Dort wohnen Glanz und Uebersuß — nicht wohnt darin das
Glück.

— D'rin wohnt ein Mensch, ein Schatten nur, ein lebendes
Gerippe,

Es laßt Ueberdruß auf ihm, den ganzen, langen Tag;
Wenn müd' er in den Lehnstuhl sinkt am Abend, ruft er Ach!
Und senkt er's Auge auf sich selbst, sogleich schließt er es wieder,
Als säh' er in die Seele, wie in einen Abgrund nieder! *)

Als er das Gedicht zu Ende gelesen hatte, näherte er sich Bertholden, schüttelte ihm die Hand und sprach:

„Nicht übel, in der That, viel Kraft und Farbe, schöne Worte, etwas unerfahren, etwas Mangel an Weltkenntniß, aber hübsch zusammengestellt. Es sind hie und da kleine Fehler darin, ich möchte mich wol einmal gern mit Ihnen darüber näher unterhalten — Laura mußte vor Ihrer Ankunft ein neues Lied einüben, welches Sie mit ihr singen sollten. Wenn sie nun mit Meister Conrad sich ans Clavier setzen wollte, könnten wir noch einen Augenblick zusammenbleiben und ein wenig plaudern über Kunst und Gefühl. Ich bitte Dich, Laura, folge Deinem Lehrer ans Clavier.“

Conrad war schon aufgestanden. Laura verließ mit ihm das Zimmer träge und betrübt, als ob es sie schmerzte, nicht länger bei Berthold bleiben zu können, um mit ihm die Freude des ersten Erscheinens seines Buches zu genießen. Sie entsprach gleichwol dem Wunsche ihres Vaters ohne ein Zeichen des Unwillens.

Sobald die Thür des Zimmers geschlossen war, ließ Remenae sich lachend in einen Lehnstuhl fallen, kreuzte die Arme über die Brust und sagte in scherzendem Tone:

*) Aus Ledeganck's (eines der bedeutendsten flämischen Dichter) zerstreuten und hinterlassenen Gedichten, S. 107 und 130.

„Segen Sie sich, Berthold; nun wahrlich, sagen Sie mir, sind Sie wahnsinnig geworden?“

„Ich glaube es wenigstens nicht,“ antwortete der Jüngling. „Warum eine solche Frage, Herr Aemenaer?“

„Was haben Sie da über einen Bucherer für Unsinn geschrieben? Sie vergessen also, wer Sie sind und zu welcher Klasse der Gesellschaft Sie gehören? Sie sind entweder sehr reich, oder werden es werden.“

„Ich begreife Sie nicht.“

„Ihre Verse sind die Sprache eines Menschen, der Hunger leidet, der in zerrissenen Schuhen läuft und von Neid gegen die Leute verzehrt ist, die ein besseres Loos auf der Welt haben, als er; mit einem Worte, Sie reden in diesem Stücke wie ein armer Poet, der auf dem Wege nach dem Armenhause ist.“

Bertholds Stirn färbte sich mit einer leichten Röthe; aber er bezwang seine aufkeimende Entrüstung und antwortete:

„Ist der Bucher denn kein tadelnswerthes Uebel; wird er nicht durch das Gesetz und die Religion verurtheilt?“

„Gewiß, gewiß, Berthold,“ antwortete Aemenaer mit bitterem Spott.

„Der Dichter darf nicht nur was gut ist, loben; er muß auch wie ein sittlicher Arzt das glühende Eisen an die Wunden legen, welche die Gesellschaft anfressen.“

„Pui! Das sind nur Worte! Sie glauben, daß die Erde sich nicht drehe nach Gewohnheit, weil die Dichter und andere Scribler gegen die reichen Leute schreiben, aber, ach Gott! die Welt steht schon so viele Tausende von Jahren

und noch immer sind die Künstler eben arm und eben unbesonnen.“

„Aber, Herr Remenaer, der Bucher ist glücklicherweise ein seltnes Uebel. Warum nehmen Sie an, daß ich mich gegen die reichen Leute im Allgemeinen durch mein Gedicht habe erheben wollen?“

„Warum? Weil die Worte Wucherer und reiche Leute in dem Munde und in der Feder der Reider beinahe dasselbe sagen wollen; sie verwechseln wenigstens aus Bosheit das Eine mit dem Andern. . . . Es ist nicht der Mühe werth, darüber so viele Worte zu verlieren. Lassen Sie uns ruhiger sein. Sagen Sie mir einmal gerade heraus, Verthold, mit welcher Absicht haben Sie Ihre Gedichte drucken lassen?“

Der Jüngling zögerte und schien durch die Frage etwas überrascht.

„Ich weiß es selbst nicht recht,“ stammelte er. „Es ist ein unwiderstehlicher Drang, eine geheime Kraft, die mich endlich dazu veranlaßte, oder vielmehr, die meine Furcht und meinen Willen besiegten.“

„Ruhm, nicht wahr?“ sagte Remenaer. „Nauch. Wissen Sie wohl, was Sie finden werden? Mich dünkt, ich sähe schon Ihre freundlichen Kunstgenossen — denn nun haben Sie all' die ausgehungerten Scribler zu Genossen — mir kommt es vor, als sähe ich sie mit den Spitzen ihrer Federn in der Gasse ihrer Dintensässer wühlen, um Sie zu zerreißen und zu verspotten. . . . oder Sie müßten ihren Weihrauch mit Geld abkaufen, denn die Propheten sind nicht so stolz, daß sie nicht vor einem Goldstücke bescheiden den Hut abzögen. — Ihr Name wird in den Blättern stehen; hier

wird man rufen, sie seien ein Böhnig, dort wird man schreien, Sie seien werth, Döseln zu essen und am Ende von allem Dem werden alle ordentlichen Leute Sie lächerlich finden, und Sie werden an Ihren Ringern beißen, wie Jemand, der eine Dummheit begangen hat, die nicht wieder gut zu machen ist. Haha! Sie, der Sie durch Ihr Vermögen bewirken können, daß die Kunst vor Ihren Füßen kriecht, Sie geben Ihren schönen Namen dem Reide und der Mißgunst des gemeinen Volkes preis!"

Aus Höflichkeit hatte Werthold bis jetzt die Aufregung unterdrückt, die ihn allmählich bemeisterte. Der Jüngling kannte die Absicht von Laura's Vater, und war oft genug durch seinen kalten Spott an seinem Kunstgefühle verwundet worden. Nur hielt er sich noch, soviel es ihm möglich war, zurück; aber ein krampfhafter Aerger zitterte schon in seiner Stimme, indem er antwortete:

"Alles, was Sie sagen, mag wahr sein, Herr Memmaer; Jeder muß jedoch selbst fühlen, welche Anlagen Gott in seine Seele gelegt hat; ein Leben, so eiskalt und so habfüchtig, als Sie es mir anrathen, erfüllt mein Herz mit Verzweiflung. Ich will glauben an das Gute, glauben an die Zukunft der Menschheit und ist die Laufbahn, die ich mir erträumt habe, nicht anders zu durchwandeln als mit dem Preise des Spottes und des Reides, wohlan! ich nehme das Loos an, das Sie mir prophezeien."

Den Kopf schüttelnd sagte Memmaer mit einem Lächeln:

"Sie sind jung, Werthold, Ihre Unerfahrenheit macht, daß Sie den Schein für die Sache ansehen. Wäre es nicht viel besser für Sie, im Frieden den Reichthum zu genießen,

der Ihnen zugetheilt ist? — und suchen Sie Ruhm, Ansehen, Herrschaft, stützen Sie sich auf die Macht des Geldes. Das Geld kann Alles, das Geld gibt Alles.“

„Geld allein,“ rief der Jüngling mit Entrüstung. „Kein Gott, keine Tugend, kein sittlicher Werth mehr; Geld! Aber welche Welt wollen Sie dann dem Menschen bereiten? Also soll es auf Erden nur noch zwei anerkannte Mächte geben: Geld und Arglist, um es zu erwerben!“

„Und doch ist es so!“ murmelte Remenauer; und es mag Sie verdrücken oder nicht, alle wahrhaft verständigen Leute sind davon überzeugt, Geld kann Alles.“

„Geld kann Alles!“ wiederholte der Jüngling mit bitterem Lächeln. „so scheint es in der That, wenn man nur den gegenwärtigen Augenblick in Betracht zieht; aber lesen Sie doch die Geschichte aller Völker, folgen Sie dem Gange der Menschheit durch alle Jahrhunderte. Wer hat die Nationen zu dem gemacht, was sie sind, wer hat das Licht der Bildung durch die Welt verbreitet? Wer hat die Naturkräfte gezwungen, als dienstbare Sklaven für das Wohl der Menschheit zu arbeiten? Alles, was wir besitzen, Geseze, Recht, Freiheit, irdische Macht, sittliche Größe, wer hat uns dieses gegeben? — Das Geld, meinen Sie; o nein, der Geist Der Funke von Gottes Wesen, der nur in den Menschen gefallen ist, damit er aus der Höhe seines Verstandes über den Stoff fortan gebiete Und sagen Sie doch nicht, daß der Geist Sklave des Geldes von dieser Vergötterung des Stofflichen werden könne. Das Geld beherrscht einzelne Menschen, nicht die Menschheit. Es ist eine Kraft des Augenblicks, sein Einfluß erstreckt sich nicht

weiter als auf den heutigen Tag, der Geist ist die Menschheit selbst, was er stiftet, ist unsterblich, es lebt fort durch alle Jahrhunderte, es entwickelt sich, es wird immer größer; viele Völker sind von der Erde verschwunden, die Zeit hat ihre stofflichen Denkmäler niedergerissen und unter Schutthaufen begraben; aber in unserer Sprache, in unseren Gesetzen, Künsten und Wissenschaften wird ihr Geist fortleben, weil von all der Arbeit des Menschen Nichts unsterblich ist, als nur die Werke des Geistes“

Herr Aemenaer schien durch dieses mit Bittern gesprochene Wort und durch den funkelnden Blick Bertholds tief betroffen; das Lächeln war allmählich von seinem Gesicht verschwunden und er sah den Jüngling mit etwas ärgerlicher Verwunderung an. Nun, als seine begeisterte Stimme aufgehört hatte durch das Zimmer zu ertönen, nahm Aemenaer augenblicklich wieder seine Kälte an und antwortete ohne einige Unruhe in der Stimme:

„Ihre Worte sind hochtrabend, Berthold. Diese Gedanken haben Sie aus den Büchern solcher Männer geschöpft, die sich selbst den Weihrauch streuten. Welchen Beweis können Sie beibringen aus einer Welt, die längst vorüber ist, oder aus einer solchen, welche noch kommen soll? Sehen Sie rings um sich in das wirkliche Leben. Was ist ein Künstler oder ein Gelehrter ohne Geld? Ein armer Teufel, der vor Mangel vergeht und stehend aufschaut, ob es dem Gelde nicht beliebt, sich seiner doch einmal zu erbarmen. Wer wird nun an dem Tage, den wir erleben, geehrt, angesehen und gepriesen? Er, der Geld hat. Was auch die Dichter

darüber schreiben oder nicht — es ist immer so gewesen und es wird immer so bleiben.“

„Aber Herr Remenaer, nehmen Sie mir es nicht übel, Sie irren sich,“ rief Berthold, vor unterdrückter Ungeduld zitternd. „Reisen Sie durch die ganze Welt, sehen Sie die Völker mit Stolz auf die Denkmäler des Ruhmes ihres Vaterlandes hinweisen; hören Sie, wie sie Alles preisen, was zu ihrer Ehre aus der Vergangenheit übrig bleibt — lesen Sie die unsterblichen Namen, die aus Allem, was groß auf Erden ist, vor Ihren Augen glänzen; sind es Namen, welche auf die Macht des Geldes rochten? O nein, der Name des reichen Crösus erregt Spott; der Name des armen blinden Homer erfüllt seit siebenundzwanzig Jahrhunderten selbst das Herz der Könige mit Verehrung.“

Herr Remenaer schüttelte den Kopf und zuckte die Achseln.

„Es hat wenig Interesse für mich,“ sprach er, „zu wissen, was man über mich sagen wird, wenn ich todt bin. Ich habe wahrlich Mitleiden mit Leuten, die ihr ganzes Leben in der Hoffnung, daß man ihren Namen nennen wird, wenn sie es nicht mehr hören können, Mangel und Verachtung leiden; aber — vergeben Sie mir das Wort — es scheint mir vor Allem unbegreiflich thöricht, daß Sie, Berthold, der Sie nach dem Tode Ihres Theims vielleicht eine Million beßigen werden, gleich den elenden Reichern dem Gelde und den reichen Leuten den Krieg erklären wollen.“

„Sie klagen mich mit Unrecht an, Herr Remenaer,“ antwortete Berthold mit großer Ruhe. „Ich hasse das Geld nicht. Es ist ein nothwendiges Mittel zur Entwicklung

des gesellschaftlichen Lebens; es wird sich immer in gewissen Händen anhäufen, als die gesammelte Frucht längerer Arbeit oder größerer Fähigkeit. Ich habe die größte Hochachtung vor einem wohlhabenden Manne, der seinen Reichthum genießt, ohne sich zum Sklaven des Stoffes zu machen, und welcher anerkennt, daß es noch andere löbliche Eigenschaften gibt, als der Reichthum, und daß der Mensch auch durch Herz und Geist leben muß, um auf Erden seine Bestimmung als Auserkorener Gottes erfüllen zu können. Aber wen ich hasse, ist der Mann, welcher meint, daß er Alles ringsum sich entgeistigen und stofflich machen müsse, damit er dann als Herr des stofflichen Gutes ein Abgott werden könne. Wogegen ich mich aus allen Kräften auflehnen werde, ist die Lehre, daß das Geld Alles überwiege und Alles erschaffen könne; daß außer dem Gelde weder Macht, noch Glück auf Erden möglich sei; diese Lehre ist der Krebs, welcher seit einem halben Jahrhundert die europäische Gesellschaft anfrisst, sie vernichtet alles Gefühl der Auserkennung, der Pflicht und der Tugend, sie erdrückt allen Glauben, alle Liebe, alle Geduld. — Man sagt, daß die Menge vor dem Gelde, als dem einzigen Gott, knien, daß sie den Stoff anbeten müsse als den einzigen Urquell des Glücks. So entwickelt man in dem Menschen ausschließlich die Triebe, die er mit den Thieren gemein hat, Habsucht, stoffliche Begierde, stets wachsende Mißgunst. Was soll daraus werden? Die Verbotten haben sich bereits gezeigt. Wenn die Leute der höheren Stände selbst erkennen, daß sie kein anderes Recht auf den Reiz des Geldes haben, als die Thatsache des Besizes allein, wenn sie allen persönlichen Werth leugnen,

wenn sie lehren, daß Geld allein hinreichend sei, aus einem Bettler oder einem Dummkopf einen unübertrefflichen Menschen zu machen, warum sollte denn das gemeine Volk sich nicht angespornt fühlen, durch seine wüste Kraft dieses Geld zu nehmen, dessen Besitz Alles, ja selbst das Laster rechtfertigen würde? In den früheren Jahrhunderten hielten es die Besitzer der irdischen Güter für ihre Pflicht, der Menge ein Vorbild in allen Tugenden zu sein. Sie waren die heldenmüthigen Vertheidiger des Vaterlandes, die Beförderer der Künste und Wissenschaften, die nie schlafenden Wächter bei dem Heiligthume der Bildung und der Sittlichkeit des Menschen. Nun sollen sie im Gegentheil alle Tugenden leugnen und für das Volk nur das Vorbild von Mißgunst, Arglist und Zucht nach irdischem Besitz sein. Ich nehme Anstand an einen so tiefen Fall zu glauben. Die Mehrzahl der reichen Leute denkt nicht so, und wenn das Glück mich in Wahrheit begünstigt, will ich mich der Classe derjenigen beigesellen, welche glauben, daß das Geld eine Macht ist, welche durch ihre Anwendung zum Guten, Edlen und Schönen geübt werden muß. Das Schicksal hat mir bedeutende Geldmittel bestimmt: ich werde reich sein. Aber das genügt meiner Begierde nicht. Ich will von oben herabsehen können auf den Stoff, worin der gefühllose Mensch liegt und wühlt; ich will auf dem Gebiet des Geistes Etwas werden, mein Wissen durch das Wort vervielfältigen, die Gemüther aus dem Schlamm der Erde zu Gott erheben. . . . und so endlich mein Haupt niederlegen mit dem Bewußtsein, daß ich im Leben etwas Anderes gethan als den Uebermuth gepflegt und die irdischen Begierden befördert — vielleicht wird man

sich dann meines Namens nach meinem Tode noch mit Dankbarkeit erinnern. Wer weiß — es ist vielleicht ein Traum — aber er ist so süß, so schön, daß alle die großen Geister der Welt zu seiner Verwirklichung das Kreuz des Märtyrthums angenommen haben.“

Mochte es Herrn Remenaer scheinen, daß diese Unterhaltung zu seinem Ende führe, oder mochte er aus Verzicht den aufgeregten Jüngling nicht länger in seinem Gefühl reizen wollen, er stand auf und sagte:

„Schöne Worte, aber wenig gute Gründe. Es ist Ja und Nein, wie mit allen Dingen, die auf keinem haltbaren Grunde beruhen. Es ist ein Glück für Sie, Berthold, daß Sie reich sind. Ich wünsche aus ganzem Herzen, daß Sie Ihre Denkweise nicht zu spät beklagen — kommen Sie, lassen Sie uns nun aus Clavier gehen. Laura will das Märlied singen, das Sie gedichtet haben ein Märlied, Etwas an den Mond, Etwas, das Niemanden kränken kann; dagegen würde ich im Grunde wenig zu sagen haben. Aber in das wirkliche Leben der Menschen eingreifen, tadeln und strafen? Es ist gefährlich, sehr gefährlich, Berthold — nun kommen Sie, wir werden später noch darüber sprechen. Ihre jugendliche Begeisterung wird sich wohl abkühlen.“

Noch ganz roth von der Aufregung folgte Berthold Herrn Remenaer, welcher die Thür eines Nebensaals vor ihm öffnete. Der Ton von Laura's schöner Stimme klang ihm entgegen, als er in den Gang eintrat, um sich nach dem Innern des Hauses zu begeben.

II.

Die Wohnung des alten Herrn Robyn lag in einem abgelegenen Stadtviertel und war von sehr bescheidenem Aussehen. Ihr diente ein schwarzes Thor als Eingang, und nach der Straße heraus hatte sie nur vier Fenster, welche zu größerer Sicherheit durch eiserne Stäbe geschützt waren.

Hinter dem Thore, in einer Entfernung von zehn Schritten, in einem Gange, welcher sich bis in die Tiefe des Gebäudes erstreckte, waren zur rechten Seite verschiedene Thüren, welche in die Sprechzimmer führten, in denen man die Leute, die den Herrn Robyn um Etwas zu ersuchen hatten, warten ließ. Die alte Magd, die gewöhnlich das Thor öffnete, wenn es geklingelt hatte, kannte den Befehl ihres Herrn und war darauf abgerichtet, nie zwei Besucher in dasselbe Zimmer zu führen, ja zu verhindern, daß jemals einer von ihnen wissen konnte, wer zu derselben Stunde mit ihm im Hause des Herrn Robyn sich befände.

Zur linken Seite, mehr nach der Straße hin, war nur eine Thür, durch welche man in das Bureau eintrat.

Dieses letzte Zimmer war ziemlich geräumig und hoch. Seine beiden Fenster waren mit grünen Blenden versehen,

damit niemals ein unberufener Blick von Außen hineindränge. Da die niedrigen Fenster wenig Licht durchließen, herrschte in dem Bureau des Herrn Robyn eine halbe Finsterniß, welche Kälte verursachte und das Herz traurig stimmte. Außer einem schwarzen Pulte, drei Stühlen, einem Lehnstuhl und einem Gestelle mit geschlossenen Schubladen, bestimmt, Papiere darin aufzubewahren, befand sich nichts Anderes in diesem Zimmer, als eine hohe Kiste, die, ganz mit eisernen Bändern umschmiedet, sichtlich mit dicken Nieten an dem Flur befestigt und mit vielen und sonderbaren Schlössern versehen war

An demselben Morgen, als Werthold im Hause von Laura's Vaters die Kunst vielleicht mehr mit gutem Willen als Glück vertheidigte, saß Mond, der Schreiber des Herrn Robyn, in dem Bureau vor dem Pulte. Er ruhte mit dem Haupt auf beiden Händen und blieb lange Zeit ohne sich zu regen. Wer ihn in diesem Zustande überrascht hätte, würde bei der Todtenstille, welche in dem ganzen Gebäude herrschte, ohne Zweifel gedacht haben, daß Mond aus Mangel an Beschäftigung oder aus Langeweile in einen tiefen Schlaf gefallen sei. Hätte er jedoch gesehen, wie das Auge des Schreibers harnte und zuweilen Strahlen der Freude in den Raum warf, so hätte ihm geschaudert bei dem Glanze dieses schiefen Schlangensblicks.

Mond ließ seine Arme endlich auf das Pult fallen, und während ein hämisches Lächeln sein Gesicht verzerrte, murmelte er in sich:

„Sollte Herr Remenacir Etwas vermuthen? Er stellt mir so seltsame Fragen; er schmeichelt mir und ist herzlich

gegen mich und spricht halbverständliche Worte, um zu erfahren, ob ich auch bekannt sei mit einer gewissen geheimen Angelegenheit, die er mit dem alten Robyn abgemacht habe. Wüßte er, daß ich aus den Papieren, die Herr Robyn mir zu verbrennen gab, eins zurückbehalten habe, welches Sacks Geldes werth ist. Ha! ha! Herr Remenaer, Ihr seid nicht schlau genug, um einen Fuchs wie den Mond zu überlisten. Dieses Stück Papier kann mir eine Leibrente werden, wenn die Noth mich zwingt, nach außergewöhnlichen Mitteln mich umzusehen. Man weiß nicht, was noch geschehen kann. Wol versichert mich Herr Robyn täglich, daß er mir eine ansehnliche Erbschaft hinterlassen werde, aber er meint, daß er bis in Ewigkeit lebe, und setzt das Testament immer wieder aus. Der Weizbals! Er erschrickt vor einem Testament, als wäre es eine vorzeitige Verzichtleistung auf Haus und Hof. Wenn das Brustwasser ihn überraschte, ich würde Nichts haben, Berthold würde Alles bekommen. Wir wollen sehen. Aber sollte das Unglück mich treffen und ich müßte dieses Haus verlassen, dann würde Herr Remenaer sich des armen Mond wol annehmen und für ihn sorgen. Das kostbare Stück, welches seine Handschrift trägt, ist ein mächtiger Empfehlungsbrief bei ihm. Er ist reich und wird mir wol einige Tausende opfern, um seine Ehre — vielleicht seine Freibeit — nicht in Gefahr zu bringen."

Die Hausklingel erscholl durch den Gang und zog merkwürdigerweise die Aufmerksamkeit des Schreibers auf sich. Er ging selbst nach der Thür, als wenn er Jemand erwartete, aber doch sagten seine Gesichtszüge, daß er sich ärgerslich betrogen fand, als die alte Magd in das

Bureau trat und ihm mit stillen und geheimnißvollen Worten sagte:

„Es ist der Unternehmer, der gestern hierher kam; ich habe ihn in das grüne Zimmer geführt.“

„Dort warte er, bis Herr Robyn herabkammt,“ murmelte der Schreiber.

„Es ist auch eine Frau da, sie sitzt schon seit einer halben Stunde in der runden Kammer. Sie sieht aber nur ganz gewöhnlich aus. Die Thränen laufen ihr von den Wangen. Es wird nicht viel sein.“

„Ich kenne sie. Sie steckt in schlechten Kleidern. . . . Margret, Ihr wißt, was ich Euch gesagt habe, nicht wahr? Wenn der Arbeiter kommt, der vorgestern an dem Thore mit mir gesprochen hat, dann führt ihn nur sofort ins Bureau. Wie geht's da oben?“

„Nur schlecht, nur schlecht! Er hat die ganze Nacht dagelegen und gehustet und gehöhnt, als ob er sich bereit machte, nach der andern Welt auszuwandern. Ich habe ihm gestern Abend und diesen Morgen wol zwanzig Mal und auf alle mögliche Weise zugeredet, das Testament zu machen. „Das hat noch keine Gile,“ sagte er. Mir verspricht er eine sehr ansehnliche Erbschaft und ich bin versichert, daß, wenn der Tod den alten Weizbals nicht überrascht, ich reich sein werde; darum spreche ich ihm niemals von mir, sondern immer von Euch.“

„Gut, Margret,“ seufzte Mond, „dann ist es nur ein gegenseitiger Freundschaftsdiens; ich thue dasselbe zu Euerem Vortheil.“

„Es ist zu unserm gemeinsamen Vortheil; Ihr loht

mich, ich preise Euch himmelhoch und rühme Eure Aufopferung und Eure Anhänglichkeit. So wird der Geizhals uns Beiden viel mehr geben, als er sonst thun würde. Ist es nicht gleichgültig, wer von uns am meisten bekommt, da wir doch unsere beiden Erbschaften zusammenbringen werden?"

„In der That, Margret.“

„Und wenn er todt ist, dann werden wir uns ein gutes Leben verschaffen. Lange dürfen wir nicht mit dem Weirathen warten; wir sind ja nicht verwandt mit dem Geizhalse.“

„Das ist wahr.“

„Wir sind Beide nicht mehr jung,“ sagte Margret sich lachend die Hände reibend. „Schön sind wir auch nicht; aber wenn wir nur das Geldchen haben, dann werden wir einmal zeigen, ob dies nicht hinreicht, in Freundschaft zu leben und glücklich zu sein. Was sagt Ihr dazu, Mondchen lieb?“

„Ich meine es ebenso, das wißt Ihr wol,“ antwortete der Schreiber in Gedanken abschweifend.

„Ich werde wieder hinaufgehen und ihm noch einmal von dem Testament und Euren Diensten sprechen und wenn er herabkommt, so versucht einen tüchtigen Angriff, Mond; denn seid versichert, der Geizhals könnte vielleicht Etwas weg haben und uns entziehen. Himmel, denkt einmal, dann würde Berthold, dieser Lasse, dieser Wortemacher, Alles bekommen.“

Mond zuckte die Achseln.

„Aber wenn es einmal geschehen sollte,“ sagte Margret, „wenn man den Murrkopf einmal in seinem Bett todt fände, was dann?“

„Dann Nichts.“

„Nichts? Ich an Eurer Stelle —“

„Was würdet Ihr thun?“

„Wenn ich die Schrift Robyns so genau nachahmen könnte, wie Ihr, und der Alte unversehens stirbe, ich schriebe selbst ein Testament.“

Bitternd vor Ueberraschung und vielleicht auch vor Angst antwortete Mend:

„Wahnfinnige! Ihr möchtet wol sehen, daß man mich auf das Schaffot bringt Nein, nein, laßt mich gewähren, es ist noch keine Gefahr. Diesen Morgen wird es wahrscheinlich nach Wunsch gehen. Vertheld hat eine Grube vor seinen eigenen Füßen gegraben, und ich werde ihn heute noch hineinstürzen.“

„Ja? Was hat er denn gethan?“

„Es klingelt!“ rief Mend mit unterdrückter Stimme. „Geht, Margret, und ist es der Arbeiter, so führt ihn ins Bureau; aber laßt mich mit ihm allein; Eure Gegenwart möchte unserm Plane hinderlich sein.“

Er sah der Magd noch nach, bis sie verschwunden war, dann murmelte er:

„Heirathen! heirathen! Wenn Euer Erbtheil ansehnlich wäre, vielleicht wol. Für das Geld, ja. Mit fünfzigtausend Francs würde ich wol heirathen, alte Narrin! Ha! es ist der Druckergehülfe, ich erkenne seine Stimme.“

„Ein Arbeiter trat auf den Behen ein und mit Befangenheit wie ein Dieb um sich blickend, zog er unter seinem Mittel ein Buch hervor, welches er dem Schreiber überreichte.

Dieser nahm es, griff nach einigen Geldstücken in seiner Tasche und gab sie dem Arbeiter.

„Das ist der versprochene Lohn,“ sagte er.

Aber der Arbeiter hielt, nachdem er das Geld gesehen hatte, die Hand noch auf.

„Was wollt Ihr mehr?“ fragte Ronc wie verwundert.

„Es sind fünf Francs zu wenig,“ antwortete der Andere.

„Keineswegs. Ich glaube sogar, daß ich Euch zu viel gab.“

„Aber, Herr, wie können Sie das sagen? Sie wissen das ja wohl. Wie wollen Sie doch einen armen Teufel betragen, der sich in eine große Gefahr begibt, um Ihnen einen Dienst zu erweisen?“

„Nun, wollt Ihr das Geld nicht, so nehmt das Buch zurück und geht hin.“

„Weil Sie wissen, daß ich mit dem Buche nichts Anderes anfangen kann. Das ist nicht recht von Ihnen, Herr. Bedenken Sie einmal, es waren nur vier Abdrücke geheftet, weil Ihr junger Herr nicht mehr verlangte. Ich habe die Blätter eins nach dem andern heimlich weggenommen und das Buch selbst geheftet und geklebt. Wenn man dies erführe, so würde ich gewiß mit Schimpf und Schande weggejagt.“

„Habt Ihr die versprochene Belohnung nicht?“

„Nein — aber kann es nicht anders sein, so geben Sie mir dann noch ein kleines Trinkgeld, wenn es Ihnen beliebt.“

„Nun zieht ab, da ist ein Trinkgeld,“ sagte Ronc mit barschem Tone zu ihm, indem er ihm noch einige Kupfermünzen in die Hand legte und selbst die Thür vor ihm öffnete.

Ronc kehrte zurück in das Bureau und betrachtete das Buch von allen Seiten mit triumphirender Miene, dann

ging er an das Pult und fing an, Bertholds Gedichte zu durchblättern. Unterdeß sprach er in heiterm Tone:

„Er hat es heimlich drucken lassen, weil er hoffte, daß sein Oheim ihm diese Unfolgsamkeit als eine einmal geschehene Sache verzeihen werde. Er glaubt, der einfältige Narr, daß Niemand Etwas davon wisse. Wenn ich, der ich sein Feind bin, ihn nicht bewachte! Wenn man mit Geld nicht alle Geheimnisse durchdringen könnte! Nun werde ich es sein, der seinem Oheim das Buch anbieten wird, und Gott weiß, ob der Aerger des Herrn Hobyn mir nicht einmal Tausende einbringen wird. In der That, die Absicht, seinen natürlichen Erben Berthold möglichst zu begünstigen, ist der Grund, weshalb Hobyn das Testamentmachen immer verschiebt. Berthold ist der Sohn seines Vaders, Margret und ich, wir sind ihm Fremde. Da! es besteht ein Kampf zwischen mir und Berthold, ein heißer, unverfälschter, aber gesetzlicher Kampf. Er weiß es nicht, er vermuthet es nicht in seiner blinden Sorglosigkeit. Desto besser, desto besser. Ein Feind, welcher schläft, ist leichter zu überwältigen. Könnte ich nur Etwas in diesem Buche finden, das mir eine willkommenen Waffe sein könnte. Aber es sind alles zusammen Minderstückchen, keine bedeutsamen Worte und Gedanken. Jünglings-
traum — Abendgebet — An die Nachtigall —
An dem Grabe eines Kindes — Trostlosigkeit!.....“

So die Ueberschriften der Gedichte mit halber Stimme lesend, fuhr Mond hastig fort, das Buch zu durchblättern. Diese Nachforschung hatte wahrscheinlich für ihn nicht den erwünschten Erfolg, denn allmählich war der Ausdruck der Freude von seinem Gesichte geschwunden, und jedesmal,

wenn ein neuer Titel an seinem Auge vorüberging, machte er eine Bewegung von verdrießlicher Ungebuld.

Plötzlich aber sprang er auf und schien zu zittern, indem er auf das Blatt des Buches starrte, als könne er nicht glauben, was er sah.

„Der Bucherer!“ murmelte er, „der Bucherer! welch guter Engel hatte ihm diesen Titel eingegeben! Er ist allein hinreichend, Herrn Robyn vor Wuth einen Schlaganfall herbeizuführen!“

Sein bleich Gesicht das Zeichen trägt von sünd'ger Hölle'styre, Vergebens sucht er sein Glück im Schooße seiner Pracht!

So laßt Ueberdruß auf ihm den ganzen langen Tag;

Wenn müd' er in den Lehnstuhl sinkt am Abend, ruft er Ach!

„Ha! Ha! es kann nicht besser geschehen aber er ist von Sinnen, oder unbegreiflich dumm, dieser eingebildete Berthold. Er schildert da das Bild seines Theims nach dem Leben; ja, er vergift selbst seinen Lehnstuhl nicht. Sollte er es wol mit Absicht gethan haben? Unmöglich! Er ist doch bis zu seinem zwanzigsten Jahre auf der Hochschule geblieben, und während er sich an solchen kindischen und unbesonnenen Bildern weidet, hat man — auch wol ein Wenig auf meinen Rath — vor ihm verborgen gehalten, welchen Handel wir hier treiben. Er würde es wol leicht bemerken können; aber er wehnt in der Luft Es ist also ein Anhaltspunkt! Er hat in seinen Büchern gelesen, daß Bucherer Menschen sind, welche Gewissensbisse haben und bei ihrem Gelde vergebens nach Glück und Frieden ringen. Thörichter — er hält sich für verständiger, als alle Anderen; er blickt mit Verachtung auf den armen Schreiber

herab -- und er ist thöricht genug, sich selbst die Schlinge um den Hals zu legen, ohne es zu wissen. Glücklicher Gedanke! Haha! Mond, lieber Junge, Dein Feind ist in eine Falle gelaufen; laß ihn nicht entweichen da höre ich den Herrn Mobyn die Treppe herabkommen. Laß uns das Buch geheim halten, bis unsere Geschäfte abgethan sind. Der Spasß möchte uns sonst leicht verdorben werden. . . .“

Er ging eilig an das Pult, setzte sich nieder und heuchelte den unschuldigsten Ausdruck der Gemüthstheube, indem er die Feder in die Hand nahm und that, als ob er schriebe. Eine Seitenthür wurde geöffnet. Herr Mobyn, von der alten Margret am Arm geführt, trat ein und ließ sich verächtlich in den breiten Lehnstuhl sinken, der sich neben der eisernen Geldkiste befand. Herr Mobyn schien ein abgelebter Greis zu sein, obgleich er wahrscheinlich das sechzigste Jahr noch nicht erreicht hatte. Aber schon lange nagte eine langsame Krankheit an seinem Leben; die blaue Farbe seiner Lippen und die eigenthümliche gelbe Farbe seiner Wangen bewiesen deutlich genug, daß er an einer Herzkrankheit litt, und vielleicht als eine Folge davon, an der Brustwassersucht. Zudem waren seine Hände und Füße so geschwollen, daß er sie nicht mehr ohne Hilfe fortschleppen konnte. Das ganze Erscheinen des Meister Mobyns -- sein Antlitz, seine Haltung und die Abspannung seiner Glieder -- deuteten auf eine tiefe Erschöpfung seiner Kräfte hin, nur seine Augen schienen noch viel Leben behalten zu haben, und bemerkenswerth war die Schnelligkeit des forschenden und misstrauischen Blickes, den er bei seinem Erscheinen im Bureau auf Alles warf.

Der Schreiber hatte seinen Herrn begrüßt, ohne vom Pult aufzustehen, scheinbar, um seine Arbeit nicht zu unterbrechen.

Eine Weile blieb Alles still; dann bedeutete Robyn seiner Wagn, das Zimmer zu verlassen, und sprach mit noch fester, aber nach und nach abnehmender Stimme:

„Wond, kommt her! haben sich die Mittheilungen, die Ihr über den Unternehmer empfangen habt, fortwährend bestätigt? Denn wir müssen auf unsrer Hut sein. Er konnte wol schon bei Andern Geld aufgenommen haben, und man würde dann zur Zeit der Zahlung den Vorrang vor uns haben.“

„Es sind keine Gründe vorhanden, furchtsam zu sein,“ antwortete der Schreiber. „Der Unternehmer ist von einem Unfall getroffen worden; aber bis heute hat er alle seine Unternehmungen mit Ehren ausgeführt.“

„Ihr glaubt also, daß wir mit ihm Geschäfte machen dürfen?“

„Ja, so wie wir es gestern verabredet haben.“

„Nun denn, hier sind die Schlüssel. Oeffnet die Kasse und führt den Unternehmer herein.“

Bei diesen Worten nahm Robyn einige Schlüssel von dem eisernen Ringe, der an seiner Seite hing und reichte sie dem Schreiber.

Während dieser die Schlösser öffnete und die eisernen Bänder durch verborgene Sprungfedern löste, folgte Robyn allen Bewegungen seiner Hand und hielt das Auge auf die Kasse gerichtet, als befürchte er, daß sein treuer Wond ihn selbst bestehlen würde.

In der Kasse waren von innen verschiedene Fächer, die wieder durch einen besondern Nagel verschlossen waren.

Robyn hatte nur den Schlüssel von einem dieser Kächer seinem Schreiber gegeben — wahrscheinlich befanden sich darin für die Geschäfte dieses Tages hinreichende Gelder.

Sobald Ronc den ersten Befehl seines Herrn vollführt hatte, verließ er das Bureau undehrte einen Augenblick darnach mit einer wohlgekleideten Person zurück, welcher er einen Stuhl anbot. Dann setzte er sich vor das Rüst im Rücken des Unternehmers und konnte so immer das Gesicht und vor Allem die Augen seines Herrn beobachten.

„Ihr Name ist Herr Guido?“ fragte Robyn. „Sie wünschen mich zu sprechen?“

„Ich befinde mich in gedrückten Verhältnissen,“ antwortete der Andere, „und bin gekommen, Sie zu ersuchen, die Güte haben zu wollen, mir für die Zeit von sechs Monaten eine Summe Geldes zu leihen. Ich bin bereit, gute Zinsen zu zahlen.“

„Die Zeiten sind schlecht, das Geld ist so rar,“ seufzte Herr Robyn, den Blick zum Himmel gerichtet. „Wie stehen Ihre Sachen?“

„Schlimm genug für den Augenblick. Ich habe für die Regierung bedeutende Bauwerke übernommen, die einigermaßen meine Kräfte übersteigen; es ist ein Unternehmen von vierhunderttausend Francs. Alles ging mir lange Zeit gut, aber vor vierzehn Tagen ist unvermuthet ein Theil der unternommenen Bauten gesunken. Es ist wol ein großer Verlust, doch wird das Unternehmen noch einen ansehnlichen Gewinn übrig lassen. Dieser Unfall hat viel von sich reden gemacht, ja man hat davon gesprochen, als müßte ich darunter erliegen. Darauf haben die Lieferanten mich bestürmt, mein Credit ist in Ge-

sahr gebracht, ich muß mit baarem Gelde in der Hand dastehen, wenn ich Baumaterial kaufen will. Man hat mir eine Zeit für die Vollendung der Bauten festgestellt und eine schwere Geldbuße für jeden Tag der Verzögerung auferlegt. Ich würde mit einer sehr großen Anzahl Arbeiter ans Werk gehen müssen, um den Zeitverlust wieder einzuholen; aber da die Regierung mich nicht bezahlen wird, bevor der eingefunkene Bau von Neuem aufgeführt ist, so fehlt mir das nöthige Geld Sie würden mich unendlich verpflichten, Herr; es ist für mich eine Sache, bei der ich, trotz des vor-gefallenen Unglücks, dreißigtausend Francs gewinnen kann, oder ich muß die Unternehmung aufgeben und ganz zu Grunde gehen."

"Wie hoch werden sich die Kosten der Arbeiten, welche noch auszuführen sind, belaufen?" fragte Rebyn.

"Ich schätze sie höchstens auf hunderttausend Francs."

"Wie viel müssen Sie noch von der Regierung erhalten?"

"Noch hundertfünfzigtausend Francs."

"Und wie viel haben Sie jetzt nöthig?"

"Mit fünfundzwanzigtausend Francs baaren Geldes würde ich mein Unternehmen ziemlich zu Ende bringen."

"Fünfundzwanzigtausend Francs? Das ist entsetzlich viel!"

"Ich werde sehr gute Zinsen zahlen."

"Aber ich leihe nicht auf Zinsen."

"Sie leihen nicht auf Zinsen?" fragte der Unternehmer mit Verwunderung. "Man hat mir doch gesagt Sie können mir also nicht helfen?"

"Ja wol; ich will mich mit Ihnen associiren."

„Wie verstehen Sie das, Herr?“

„Das ist ganz einfach. Sie müssen noch für hunderttausend Francs Arbeit ausführen. Nach Ihrer eigenen Aussage wird Ihnen die ganze Unternehmung, wenn Sie das nöthige Geld finden, ungefähr dreißigtausend Francs reinen Gewinn bringen. Nehmen Sie achtundzwanzig an, das ist für die Arbeiten, die noch zu vollenden sind, siebentausend Francs. Nun denn, ich will Ihnen die verlangte Summe auf sechs Monate leihen, mich mit Ihnen associiren und mit Ihnen diesen letzten Gewinn theilen.“

„Aber, Herr, Sie irren sich gewiß,“ rief der Unternehmer. „Sie würden von Ihrem Gelde einen Zinsbetrag von mehr als fünfundzwanzig Procent erhalten.“

„Ich leihe nicht auf Zinsen,“ wiederholte Robyn mit eiskalter Ruhe.

„Aber würden Sie denn ebenfalls die Gefahren theilen, die noch im Verlaufe der Arbeit entstehen können?“

„Es sind keine Gefahren mehr,“ sagte er. „Der Gewinn ist ja sicher.“

„Was verlangen Sie denn von mir? Ich begreife Sie nicht.“

„Sie werden mir Wechsel zeichnen auf verschiedene Verfalltage für die Gesamtsumme von achtundzwanzigtausend, fünfhundert und —“

„Und Sie geben mir nur fünfundzwanzigtausend Francs?“

„Wie Sie sagen.“

Der Unternehmer blieb vor Entrüstung auf die Lippen und bewegte ungeduldig die Füße. Robyn sah ihn mit einem kalten Blick in die Augen, Mond beobachtete ihn von hinten

Keiner von Beiden sprach eine Zeitlang ein Wort. Endlich als das Gesicht des Unternehmers von Traurigkeit und Verzweiflung zeugte, sagte Robyn:

„Sie müssen es wissen, Herr Guido, können Sie irgend-
wo die gewünschte Hilfe unter bessern Bedingungen erhal-
tend, so gehen Sie, sich diese zu verschaffen. Ich würde es
viel lieber haben; denn wenn ich kein Mitleid hätte mit ei-
nem ehrlichen Manne, so würde ich mein Geld so leicht nicht
aus den Händen gehen lassen. Erwägen Sie, daß die drei-
tausendfünfhundert Francs, die ich durch meine Association
mit Ihnen bekomme, im Vergleich mit demjenigen, was sie
Ihnen nützen sollen, Nichts sind, und zudem — was auch
wol seinen Werth für Sie haben muß — ich will Ihnen
das Geld einbändigen, bevor Sie mein Haus verlassen, so-
gleich, stehenden Fußes.“

Noch saß der Unternehmer sprachlos und nachsinnend
da und schien in trübe Gedanken versunken zu sein.

„Nun,“ sprach der alte Robyn hustend, „meine Zeit ist
kostbar. Ja oder nein, Sie sind ganz frei in Ihrem Ent-
schlusse. Sie werden mir selbst einen Gefallen erzeigen,
wenn Sie nicht länger darauf bestehen und hingehen, sowie
Sie gekommen sind.“

Plötzlich stand der Unternehmer auf und sagte mit einer
krampfhaften Bewegung der Hände:

„Es sei denn so, wenn es denn kein anderes Mittel mehr
gibt, mich zu retten. Ich bin bereit. Ihr Anerbieten an-
zunehmen.“

In einem Augenblick lagen vier Wechsel da; der Unter-
nehmer zeichnete sie, ohne weiter eine Bemerkung zu machen,

und er nahm mit einer ungeheutelten Unzufriedenheit auf dem Gesichte, die Banknoten an, welche ihm Mond einhändigte.

Ohne Gruß und murrend verließ er das Bureau und öffnete selbst die Thür an der Straße.

Der alte Robyn rieb sich die Hände vor Freude. Mond schien vor Wonne zu vergehen und rief:

„Daha! Herr, das ist ein vortheilhaftes Geschäft. Der Vogel hat noch einige gute Federn, der wird wiederkommen.“

„Ja, ja, mein braver Mond,“ erwiderte Robyn, „Ihr verdientet reich zu sein, denn Ihr wißt, was Geld ist, und wie man es auf eine ehrliche Weise vermehren kann Sind noch Geschäfte abzufertigen?“

„Noch die Frau, welcher ich gestern sagte, daß Sie nicht zu Hause seien. Die Mittheilungen waren ihr recht genehm. Es ist ein mageres Stückchen Vieh. Mehr als vierhundert Francs wiegt sie nicht.“

„Laßt mich etwas zu Athem kommen, etwas ruhen,“ sagte Robyn. „Wir werden sogleich hören, ob nicht vielleicht ein Stüber an ihr zu verdienen ist.“

Wieder herrschte eine lange Zeit in dem Bureau die tiefste Stille, die nur zuweilen unterbrochen wurde von dem Husten Robyns.

Auf ein Zeichen seines Meisters ging Mond die angemeldete Frau holen, und brachte sie in das Bureau, wo er ihr denselben Stuhl anwies, auf welchem der Unternehmer gefessen hatte — und dann seine vorige Stelle vor dem Kulle einnahm.

Die Frau that sich sichtbar Gewalt an, um nicht beim Ausprechen ihres Grufes in Thränen auszubrechen.

„Was ist Euer Verlangen?“ fragte Robyn.

„Ach Herr,“ klagte sie, „ich bin so unglücklich und hilflos, daß ich nicht weiß, wie ich Ihnen meinen Schmerz ausdrücken soll. Ihre Barmherzigkeit ist meine letzte Zuflucht, haben Sie doch Mitleid mit mir.“

„Zur Sache, zur Sache,“ murmelte der Alte mit unbewegtem Ton; „spricht deutlich, warum seid Ihr hierher gekommen?“

„Bergeht mir, Herr,“ senkte die Frau in Verzweiflung die Hände ringend. „Ich komme zu Ihnen um Hilfe — und o Himmel! ich wage Ihnen nicht zu erzählen, welches schreckliches Loos mich betroffen hat. . . . ich darf es vielleicht nicht thun. Aber Sie sind edelmüthig; das Geheimniß, das ich Ihnen anvertrauen muß, ist mir theurer, als das Leben.“

„Zur Sache, zur Sache,“ wiederholte Robyn mit derselben Kälte.

„Gott, welches Bekenntniß für eine Mutter?“ schrie die betrübte Frau. „Herr, ich bin Witwe mit fünf Kindern. Ich habe mir viele Opfer auferlegt, um meinem ältesten Kinde, das ein Sohn ist, eine gute Erziehung zu geben. Er ist nun mehr als zwanzig Jahre alt und hatte eine gute Stelle als Reisender in einem Handels Hause. Mein armer Sohn war fleißig und tugendhaft; seine Dankbarkeit und Liebe zu mir machten mich glücklich; aber wie es geschah, weiß ich nicht; seit einigen Monaten ist er in Brüssel in schlechte Gesellschaft gerathen und hat dort inöheim viel Geld verschwendet.

Man hat plötzlich entdeckt, daß er Zahlungen unterschlagen hat, welche er bei den Kunden seines Herrn empfangen hatte. Man wollte sich an den Staatsprocurator wenden und meinen Sohn als Dieb ergreifen lassen; aber ich bin zu meinem Herrn geeilt, habe auf den Knien seinen Zorn abgeseht und von ihm eine Frist von drei Tagen bekommen, das entfremdete Geld zurückzugeben. Unter dieser Bedingung wird der Kaufmann das schreckliche Geheimniß verborgen halten. Zwei Tag sind bereits verfloßen. Ich habe überall — bei den Mitgliedern meiner Familie, bei allen meinen Bekannten — um die nöthige Summe gebeten, den Alur von zehn Häusern mit meinen Thränen beneht, ohne die Ursache meiner Verzweiflung entdecken zu dürfen und Nichts, Nichts. Sie allein, Herr, können mich retten. Diesen Abend läuft die Zeit, die mir gegönnt ist, zu Ende. Wenn ich vor Sonnenuntergang das Geld nicht zurückgebe, wird mein Sohn unter meinen Augen von Gensdarmen weggeführt“

„Euer Sohn ist also ein Dieb!“ sagte Hobon.

Diese Worte trafen die Witwe mit Schrecken und preßten die Thränen aus ihren Augen.

„Nein, Herr!“ rief sie; „der arme Junge ist verführt worden. Er liegt zu Bette und ist mehr todt als lebendig. Er hat die Fieberglut im Kerse; er ruft zu Gott mit erhobenen Armen um Verzeihung; er will sterben, sagt er, um für seine Verirrung zu büßen.“

„Aber Frau, wozu denn alle diese Klagen? Sagt mir, wie viel Geld Ihr nöthig habt,“ murrte Hobon mit ärgerlicher Ungeduld.

„Tausend Francs, Herr,“ antwortete die Witwe, ihre Thränen von Neuem zurückhaltend.

„Tausend Francs? — Welches Geschäft betreibt Ihr?“

„Ich bin Putzmacherin, Herr. Meine Töchter helfen mir. Der Ruf meines Hauses ist gut. Wir haben viele Kunden und kommen wol noch gut durch die Welt.“

„Besitzt Ihr einige Immobilien?“

„Nein.“

„Und wie würdet Ihr mir dann die tausend Francs zurückgeben, wenn ich sie Euch aus Mitleid leihen sollte?“

„Ach, so wie Sie es in Ihrer Güte bestimmen wollten; wir würden monatlich oder alle drei Monate einen Theil abbezahlen und gewiß in einem Jahre oder vielleicht anderthalb würden wir wol so viel durch unsere Arbeit ersparen können; und wenn dann auch unsere Schuld gegen Sie abgetragen ist, so würden wir doch niemals die unschätzbare Wohlthat vergessen.“

Herr Robyn schien sich eine Weile zu bedenken

Rond, der Schreiber, stand, die Arme über der Brust gekreuzt hinter der Frau und hielt halb lächelnd den Blick auf sie gerichtet.

Nach einer Weile murmelte Robyn hörbar in sich selbst:

„Schlechte Sache! Es ist immer Zeit genug, sein Geld wegzugeben.“

Die Frau entdeckte die Weigerung in seinen Augen; sie faltete die Hände zusammen und sagte bittend:

„Um Gottes willen! guter, edelmüthiger Herr, weisen Sie mich nicht ab, es wäre ein Todesstoß für mich!“

„Es thut mir leid, Mutter,“ antwortete Robyn mit mehr

Gefühl, „wahrlich, es thut mir leid, daß ich Euch nicht helfen kann.“

„Sie können mir nicht helfen?“ wehlagte die Mutter, indem sie sich vor Robyn auf die Knie fallen ließ und mit erhobenen Armen flehte:

„O, wollen Sie doch barmherzig sein mit einer unglücklichen Mutter! Retten Sie ihre Kinder vor der Schande! Wir werden Ihnen danken, Sie segnen und bis auf unser Todtenbett für Ihre Seligkeit beten. Bedenken Sie, daß es einen Gott gibt, der alle Barmherzigkeit belohnt; er wird es Ihnen tausendfach vergelten in seinem schönen Himmel! Herr, Herr, o verweigern Sie es mir nicht!“

Der alte Robyn schien in der That von Mitleid gerührt zu sein, und hätte bald der Bitte der Sterbenden nachgegeben. Sie bemerkte es und starrte leuchtend vor Hoffnung in seine Augen. aber Mond hustete, um die Aufmerksamkeit seines Herrn auf sich zu ziehen, und als dieser ihn ansah, schüttelte der Schreiber mißbilligend den Kopf hinter dem Rücken der knieenden Frau.

Robyn zuckte langsam die Achseln, als wollte er sagen: ach Gott, die Unglückliche! aber Mond bewegte heftig seinen Körper zu einer mißbilligenden und sogar gebieterischen Geste — der Greis schien dem Rathe seines Schreibers nicht widerstehen zu können und sagte:

„Nun Frau, Ihr müßt gehen. Was Ihr verlangt, kann nicht geschehen.“

„Ach Gott! Gott! gibt es denn keine Hoffnung mehr für mich?“ schrie die zerschmetterte Mutter. „Sie sind reich, Herr. Mit einem Bißchen Geld, das Sie mir leihen, können

Sie sechs Menschen vor der Schande retten, meinen Sohn vom Gefängniß, vielleicht vom Tode befreien."

Mond hatte sich genähert und unterbrach ihre Klage, und indem er sie bei der Schulter faßte, zwang er sie, vom Boden aufzustehen und sprach, während er sie sanft nach der Thüre stieß:

„Stellt Eure Bitten ein, sie sind nutzlos. Mein Herr ist kränklich, er kann dieses Jammern nicht ertragen. Ihr müßt weggehen ohne Verzug.“

Noch einmal wendete sich die Frau um und sagte stehend zu Robyn:

„O Herr, können Sie mir nicht helfen, so vergeben Sie einer unglücklichen Mutter ihre Kühnheit, und bewahren Sie das Geheimniß, das ich Ihnen anvertraut habe.“

„Nun, nun,“ murzte Mond, „keine überflüssigen Worte!“

Er begleitete sie bis in den Gang, legte die Hand an das Thor, um es zu öffnen, und sagte noch mit eisalter Gleichgültigkeit:

„Ihr weint? Thränen sind auf der Straße für Euch gefährlich. Sie geben den Vorübergehenden Anlaß, nach dem Geheimniß Eurer Verzweiflung zu forschen.“

„Dank, Dank für den Rath,“ seufzte die Frau, da sie mit wankenden Tritten zur Thür hinausging.

In das Bureau zurückkehrend, stellte sich Mond vor seinen Herrn.

„Aber Herr, was glaubten Sie zu thun?“ fragte er.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Robyn. „Die Augen dieser Frau hatten mich gerührt. Vielleicht hätten wir doch die Summe allmählich wieder zurückgehalten.“

„Wie können Sie so denken!“ lachte der Schreiber.
 „Es ist kein Pfand. Wahrscheinlich waren tausend Francs
 ins Wasser geworfen. Tausend Francs! Das ist ein Schach!
 Und wenn Sie Allen, die in der Stadt unglücklich sind, helfen
 wollten, Sie müßten, noch ehe drei Monate vorüber sind, sich
 auf Stroh betten.“

„In der That! Aber, was wollt Ihr, lieber Mond.
 Ich bin alt und schwach. Das Herz gewinnt die Oberhand;
 und Ihr wißt es wol, das Herz ist ein schlechter Geldver-
 sorger. Wenn ich Euch nicht hätte, und Ihr nicht für mich
 dächtet, ich würde am Ende meiner Tage noch klägliche Ibero-
 beiten beziehen. Kommt her, daß ich Euch die Hand drücke,
 guter Freund. Es sind tausend Francs, die Ihr mir gespart
 habt. Ich werde an Euch denken; ich werde an Euch denken,
 wenn ich mein Testament mache. Noch einige Tage, wenn
 es nicht besser mit meiner Brust gehen will. Ziehst nun
 die Kasse.“

Während der Schreiber den Befehl ausführte, fragte
 Robyn:

„Mond, ist schon Nachricht von dem Fabrikanten von
 Brüssel gekommen?“

„Ja.“

„Remenaer hat ohne Zweifel sein schönes Geld an dem
 Geschäfte verloren. Ich habe es ihm wol gesagt. Ihr thatet
 Unrecht, Mond, ihm solch gefährliches Spiel anzurathen.“

„Nehmen Sie es mir nicht übel, Herr.“ antwortete Mond,
 „aber Sie irren sich ganz und gar. Ich bin diesen Morgen
 sehr früh zu Herrn Remenaer gegangen, um ihm mitzu-

theilen, daß er an dem Geschäfte zehntausend Francs gewonnen hat.“

„Ein Zittern schien Robyn zu erfassen, und ein peinigter Fußen überfiel ihn.

„Wie? Was sagt Ihr?“ seufzte er endlich. „Es sind zehntausend Francs an der Sache gewonnen? Und ich habe mich geweigert, daran Theil zu nehmen? Unglücklicher, der ich bin!“

„Sie wollten meinem Rathe nicht Gehör geben,“ sagte Mend. „Hätten Sie das Geschäft mit Herrn Remenar gemeinschaftlich unternommen, so wie er es Ihnen vorstellte, dann würden in diese Kasse fünftausend Francs gestossen sein, die nun irgendwo anders ihren Aufenthalt finden.“

„Wehe! mein Verstand wird schwach,“ klagte Robyn; „fünftausend Francs verloren! Ach, Freund! Das ist es, was mein Herz so schmerzlich berührt holt mir ein Glas Wasser.“

Der Schreiber warf, indem er fortging, einen seltsamen Blick auf seinen Herrn. Er rieb sich die Hände vor innerlicher Freude, während er vor der Thüre in sich murmelte:

„Es ist es gut. Er wird nun nicht viel Lust haben, Verse zu hören, Berthold wird den Verlust der fünftausend Francs theuer bezahlen.“

Nachdem Mend Robyn das Glas Wasser gebracht hatte, blieb dieser einige Augenblicke in trauriges Stillschweigen versunken. Er erhob jedoch bald wieder den Kopf und sagte:

„Mein Bedruß wird die Aussicht auf den Gewinn, welcher mir entgangen ist, nicht zurückbringen. Unglück ist das Loos der alten Leute Mend, sind Briefe angekommen?“

„Nein, heute noch keine.“

„Es ist denn Alles abgethan?“

„Das heißt, es ist wol noch Etwas, aber ich bitte Sie, erlauben Sie mir, nicht davon zu sprechen.“

„Wozu dieses geheimnißvolle, betrübt Gesicht? Ein neuer Unglücksfall?“

„Ein Unglücksfall ist es nicht, aber es wird Sie zu sehr aufregen. Ihre Entrüstung könnte Ihnen eine Krankheit zuziehen, die Ihrem Leben nachtheilig sein dürfte. Aus Besorgniß für Ihre theure Gesundheit lassen Sie mich schweigen“

„Nun, nun, Mond, ärgert mich nicht,“ rief der Weiss ungeduldig, „Ihr sollt es mir sagen, ich befehle es Euch.“

„Ach, Herr Robbn.“

„Ich will es wissen ohne Verzug.“

„Nun, ich muß Ihrem Befehle nachgeben. Wärsigen Sie jedoch Ihre Aufregung und zeigen Sie sich nachgiebig gegen einen verirrtten Jüngling.“

„Redet weiter.“

Mond nahm ein Buch aus dem Pult hervor, that, als wenn er vor Angst zitterte und ging so träge und langsam zu seinem Herrn, daß dieser seine Kräfte übermäßig anstrengte, um sich in dem Lehnsstuhl halb aufzurichten und nach dem Gegenstande zu greifen, der ihm Aufklärung über die geheimnißvollen Worte des Schreibers geben sollte. Dieser blieb aber ein paar Schritte vor ihm stehen und sagte:

„Das hat ein alter Herr, den ich nicht kenne, diesen Morgen an der Thür für Sie abgegeben. Zufällig öffnete ich selbst das Thor; der Herr sagte zu mir mit einem Lächeln,

das mehr einem Erlette glich: „Hiervon weiß Herr Robyn gewiß Nichts. Man wird nicht wenig auf seine Kosten plaudern und über ihn lachen.“

„Was, was! Wer wird über mich lachen? Ueber wen wird man plaudern?“ fragte Robyn ängstlich.

„Ein wenig Geduld, lassen Sie mich weiter reden, ich bitte Sie. Nun, nun, setzte der fremde Herr hinzu — er sagte, daß er ein Bekannter von Ihnen sei — was wird man in der Stadt mit Fremden aufsehen! Der kranke Greis Robyn, der in seinen alten Tagen Verse macht, der verlicht wird in den Mond und in die Nachtgass.“

„Aber um Gottes willen, was sagt Ihr da Alles, Mond; werdet Ihr wahnsinnig?“ schrie der Greis, vor Ungeduld fast von seinem Lehnstuhl springend.

„Rein, ich werde Ihnen selbst die Sache allmählich beibringen, um Ihr zartfühlendes Herz soviel als möglich zu schonen.“

„Was habt Ihr denn so Schreckliches in der Hand? Weht her, gebt her.“

„Es ist ein Buch mit allerlei Gedichten. Auf der ersten Seite steht mit großen Buchstaben gedruckt: Frühlingseuseufzer von Berthold Robyn und da dieses Ihr Name ist“ Er reichte den Band Herrn Robyn dar, welcher schweigend und vor Aerger bebend, sein Brillengehäuse aus der Rocktasche zog, um sich mit eignen Augen zu überzeugen, daß man ihn nicht betrüge.

Mond hatte sich neben den Lehnstuhl gestellt, mittheilend den Arm auf die Schulter seines Herrn gelegt, während er mit halber Stimme sagte:

„Armer Herr Mobyn! Mäßigen Sie Ihre Betrübniß. Bedenken Sie, daß Werthold es nicht absichtlich gethan. Es ist wahr, man wird Ihrer vielleicht spotten, aber Werthold konnte es nicht voraussehen. Es ist ja nur ein Zufall, daß Sie sein Rathe sind und er denselben Vornamen hat wie Sie — daß er undankbar ist, dürfen Sie nicht voraussetzen; dafür haben Sie ihm zu viel Gutes erwiesen. . . .“

„O der Unverschämte! Er hat mein Verbot in den Wind geschlagen, seine Gedichte ohne mein Wissen drucken lassen, und mich in Jedermanns Augen lächerlich gemacht. Es wird ihm theuer zu stehen kommen; wo ist er? ist er zu Hause?“

„Nein. Sie begreifen wol, daß ein junger Dichter keine Zeit zu verlieren hat, wenn er den Abdruck seines ersten Werks seinen Freunden bringt.“

„Ich werde ihn lehren, den Undankbaren! Er komme nur! Es ist unbegreiflich! Er muß von einem bösen Geist besessen sein.“

Indem er dieses sagte, durchblätterte er murrend und mit so leidenschaftlicher Hast das Buch, daß es ihm unmöglich gewesen wäre, eine einzige Ueberschrift der Gedichte zu lesen.

„Nun,“ rief er aus, „was enthält das Buch? Was steht auf diesen schamlosen Blättern?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Mond. „Von Kindesbeinen an habe ich einen unbeflegbaren Haß gegen Verse empfunden, und ich habe das Buch nicht geöffnet, aber nach den Worten des alten Herrn sind es nur Liedchen auf den Mond, auf die Sonne und auf die Nachtigall.“

„Solche Albernheiten unterzeichnet mit meinem Namen?“ senfte Robyn.

„Ja, aber nach der Aussage des alten Herrn muß noch ein schönes Gedicht darin stehen, das er mich ersucht hat, Ihnen vorzulesen. Warten Sie, auf welcher Seite beginnt es wieder. Er sagte es mir, aber ich habe es vergessen; nein doch, ich erinnere mich, es steht auf der funfzigsten Seite.“

Herr Robyn öffnete von Neuem das Buch und sah nach der bezeichneten Seite. Es währte ziemlich lange, ehe er es gefunden hatte da fiel ihm plötzlich das Wort *Wucherer* in die Augen.

Mit einem lauten Schrei des Entsetzens und des Zorns warf er das Buch so gewaltig von sich, daß es geöffnet unter das Pult flog.

„Was ist es, was Sie so entsetzt?“ fragte der Schreiber wie verwundert. „War das bezeichnete Gedicht nicht schön?“

„Schrecklicher Spott,“ polterte Robyn. „Ach Wend, guter Freund, ich fühle mich nicht wohl. Das Blut kocht mir vor Zorn, und das Herz pocht in mir so heftig.“

„Spott, gewiß nicht gegen Sie.“

„Nehmt das Buch, lest das Wort, welches oben auf dieser Seite steht, und seht, ob sich Euer Haar nicht vor Enttäuschung kräut.“

Der Schreiber nahm das Buch vom Boden auf und öffnete es auf der funfzigsten Seite. Er that ebenfalls, als erfüllte ihn das Wort mit Entsetzen, und er erblickte sichtlich, indem er das Haupt schüttelte, als könnte er seinen Augen nicht glauben. Scheinbar in Gedanken vertieft, las er mit

unterdrückter Miene, doch laut genug, um von seinem entrüsteten Herrn gehört zu werden.

„Aber es ist unerhört,“ rief Mend, es ist abscheulich; das Gedicht hat Berthold nicht gemacht. So undankbar kann ein Mensch nicht sein.“

Ein kräftiger Zug der Haussklinge unterbrach ihn in seinem Ausrufe. Er wandte sich ab, um seine Äraude zu verbergen, welche unwillkürlich sein Gesicht verklärte.

Derselbe Gedanke war in dem Geiste Robyns aufgetaucht, denn er hielt ebenfalls den erwartenden, noch flammenden Blick nach der Thür gerichtet.

Ein Jüngling trat in das Bureau ein, auf seinen Lippen schwebte ein bescheidenes Lächeln und in der Hand hielt er ein Buch, das er Herrn Robyn mit den Worten überreichte:

„Lieber Theim, Du wirst mir zürnen; nicht wahr, Du wirst so gutberzig sein und mir das vergeben, was ich gethan habe — verschmähe dieses bescheidene Büchlein nicht aber Dein Blick ist so streng?“

„Mend, gebt das Buch her, welches Ihr in der Hand habt,“ rief der Greis zitternd vor innerer Wuth.

„Meine Gedichte hier? Was bedeutet das?“ murmelte Berthold den Schreiber fragend anschauend.

„Gleich als wenn Berthold das, was geschehen war, ergründet und ein Vergesühl von dem, was seiner warte gehabt hätte, neigte er das Haupt und blieb sprachlos stehen, bis der Schreiber verschwunden war.“

„Verwegener!“ rief Robyn zitternd, „Du hast meinen Befehl verkannt, Du hast dennoch Deine elenden Narrheiten drucken lassen! Ist das der Lohn für meine Dir bewiesene

Güte, Du, eine Waise, der Nichts auf der Welt besah, Du mußt mir nach den Augen sehen, um zu errathen, was mir gefallen oder mißfallen könnte. Habe ich Dich nicht erziehen lassen, Geld an Dich verschwendet, welches ich für meinen eigenen Unterhalt gespart haben würde, und gespart, gesorgt, rastlos gearbeitet, um Dir ein schönes Erbtheil zu hinterlassen, und Du, Du machst meinem Namen Schande, Du beladest mich mit Spott in meinen alten Tagen!"

Berthold hörte traurig und still diese bitteren Verweise an.

"Nun, nun, was weißt Du zu antworten?" brüllte der Greis.

"Ach lieber Oheim," seufzte der Jüngling, „ich begreife Dich nicht, wie Du so schrecklich böse auf mich sein kannst. Du weißt, daß ich aus Achtung gegen Dich seit zwei Jahren mein inniges Verlangen, einige meiner Gedichte drucken zu lassen, unterdrückt habe; aber es ist Etwas, was Du nicht verstehen kannst, ein Fieber, eine Krankheit, ein unwidderstehlicher Drang. Ich habe gerungen und gekämpft gegen die **Sucht**, bekannt und berühmt zu werden. Mein Wille ist in diesem Kampfe unterlegen. Ich habe dem Geschick, welches mich beherrscht, Folge geleistet. In der That, ich wußte wol, daß es Dich verdrücken würde, aber ich habe gehofft, Du würdest es mir noch verzeihen denn was können im Grunde meine unschuldigen Gedichte Böses ankräften?"

"Rede nur weiter," spottete der Greis mit bitterer Miene.

"Oheber Oheim, es mißfällt Dir, daß ich die Kunst, den Verstand und den sittlichen Werth höher schätze, als das Geld. Niemand hat sich selbst geschaffen. Wenn es mir möglich wäre, so würde ich Dir zu Gefallen sein. Doch ich kann

nicht. Die Seele hat mich überwältigt. Ich muß leben durch den Geist. aber was thut Dir das, guter Theim? Du arbeitest, um mich glücklich zu machen? Wenn nun die Kunst das einzige Mittel wäre, dieses Ziel zu erreichen? — Laß mein Herz seiner Reizung folgen. Es wird Dir ewig dafür dankbar sein.“

„Halt, scheinheiliger Schwärmer!“ rief der Alte. „Hier, nimm dieses Buch. Darfst Du lesen, was auf der funfzigsten Seite steht. Du Schlange, die ich an meinem Pufen erwärmt habe, und die mir nun ihr Gift ins Angesicht spritzt.“

Perthold öffnete das Buch und, indem er das Wort *Bucherer* aussprach, betrachtete er mit fragender Bewunderung die Gesichtszüge seines Theims. Er schien nicht zu begreifen, wie der Titel seines Gedichts einen so gewaltigen Eindruck auf den Greis machen konnte. Von einem Gefühl des Mitleids bewältigt, wollte er die Hand seines Theims erfassen, doch dieser zog sie mit Festigkeit zurück.

„Bucherer! Bucherer!“ seufzte Mohn. „Aha! Du wirfst mir den Namen eines *Bucherers* nach dem Kopfe. So vergilt man meine Güte.“

„Aber lieber Theim, Du irrst Dich,“ sprach der Jüngling. „Wer hat Dir solche schreckliche Dinge glauben gemacht? Ein *Bucherer* ist ein Wesen ohne Seele, ohne Gefühl, ein habgüchtiger Mensch, der gleich einem Raubthiere sucht und aufspürt, wo Unglückliche sind, nicht um ihnen zu helfen, noch um sie zu trösten, sondern um unter einem Vorwande Geld von ihnen zu leihen, Hoffnungslosen und Witwen und Waisen das Blut bis auf den letzten Tropfen auszusaugen. und Du sagst, ich bezeichne Dich mit dem

Namen eines Bucherers? Dann gewiß, dann würde ich nichts Anderes verdienen, als Deinen Haß und Deinen Fluch Aber was ist Dir, armer Theim? Du wirst so bleich, Deine Lippen beben, Himmel, was geschieht Dir?"

„Weg! weg!“ ächzte der Theim, halb ohnmächtig. „Weg aus meinen Augen, aus dem Hause! Geh', ich bitte Dich, Berthold, entferne Dich bis nach Mittag! Ich werde wieder zu mir kommen. Geh', daß ich Dich nicht mehr sehe.“

Ganz verwirrt und ohne zu wissen, was er thun sollte, stand Berthold mit gefalteten Händen und sah seinem Theim sprachlos in die Augen; dann trat Mend in das Bureau, als hätte er gehört, was Robyn gesagt hatte. Er nahm Berthold bei dem Arm und flüsterte ihm ins Ohr:

„Seien Sie folgjam, Berthold, man darf sich einem kranken Greise nicht widersetzen. Gehen Sie hinaus. Gehen Sie, spazieren Sie einige Zeit umher, dann wird der Nervenanfall Ihres Theims wol vorüber sein. Ich werde ihm begreiflich machen, daß er sich irrte.“

„Wehe, wehe, was habe ich doch verbrochen!“ schrie Berthold in Verzweiflung.

„Nichts,“ flüsterte Mend, „es ist eine Grille, aber Sie müssen sich nachgiebig zeigen.“

„Weg! weg!“ wiederholte Robyn mit dem Kerse auf den Lehstuhl zurück sinkend.

Niedergeschmettert und fast ohne Bewußtsein ließ der Jüngling sich von Mend nach dem Thore geleiten. Der schlaue Schreiber sagte ihm, bevor er es öffnete in gleichgültigem Tone:

„Es ist ein alter Herr, ein Bekannter Ihres Theims,

der Ihr Buch hierher gebracht hat. Er glaubte wohl zu thun, denn was er schon gelesen hatte, fand er so wunderschön. Trösten Sie sich nur, Herr Berthold, Ruhm ist Etwas, was man nicht erlangt ohne Kampf. Kommen Sie heute Nachmittag zurück. Ich werde dafür sorgen, daß Ihr Oheim wieder so gut auf Sie zu sprechen sein wird, wie zuvor.“

Berthold hatte diese Worte nur halb verstanden und lief wie ein Wahnsinniger mit gesenktem Haupte und ohne sich umzusehen über die Straße.

Als Mend in das Bureau trat, entfuhr ihm ein Angstschrei — der alte Hobyu lag regungslos in seinem Lehnstuhl, bleich wie eine Leiche und ohne Lebenszeichen.

Der Schreiber eilte mit ausgestreckten Händen auf seinen Herrn zu und fing an, ihm Stirne und Hände zu reiben, doch seine Versuche, den Greis aus der Ohnmacht wieder aufzuwecken, blieben fruchtlos. Er zog an der Klingelschnur, um Margret zu Hilfe zu rufen.

Die alte Magd erschien. Kaum hatte sie einen Blick auf ihren Herrn geworfen, so schlug sie sich auf die Brust, wehklagte und schrie in einem tiefgefühlten Schmerze, daß sie nicht zu hören schien, was Mend zu ihr sagte:

„Hört auf,“ murrte der Schreiber ungeduldig. „Ihr gerberdet Euch wie eine Rärin.“

„Ach Gott, ach Gott,“ schrie sie. „gestorben, gestorben ohne Testament! So lange bei diesem alten Murrker gedient zu haben in der Hoffnung, zu Etwas zu kommen . . . und da reißt er nun so unerwartet ab, der Weizhals! Unglückliche Margret!“

„Was meint Ihr denn, das über ihm überkommen sei?“

„Ein Schlag! Seht Ihr es nicht?“

Der Schreiber zitterte, als fing er ebenfalls an, zu befürchten, daß die versprochene Erbschaft ihm entgehen könne.

„Polet Wasser, Eßig! wir müssen machen, daß er zu sich kommt,“ befahl er.

Noch ehe die Magd mit der Eßigflasche zurückgekehrt war, hatte Robyn zu großer Freude Mond's die Arme bewegt und auch bald die Augen geöffnet; aber sein Blick war so gläsern und so stier, daß der Schreiber bei dem Gedanken, ein Schlag habe seinen Herrn wirklich seines Verstandes beraubt, erschrak. Ein Wahnsinniger würde kein Testament mehr machen können.

Als die Magd in das Bureau trat, war Mond damit beschäftigt, einige Treuhänder an Robyn zu richten, um sich zu überzeugen, ob er noch verstände, was man ihm sagte oder nicht — der Greis sah ihn wie ein Wahnsinniger an, antwortete aber nicht.

„Nun rasch, Mond, rasch!“ flüsterte Margret. „Sprecht ihm nun von dem Testament; vielleicht ist es noch Zeit.“

„Ja, laßt mich mit ihm allein,“ antwortete der Schreiber. „Geht gleich fort.“

„Und warum darf ich nicht zugegen sein?“ murmelte die Magd. „Ich habe ebenso viel Interesse dabei, wie Ihr.“

„Geht Ihr?“ volltete Mond mit unterdrücktem dumpfem Rehlton, „oder ich verhindere es, daß Ihr auch einen einzigen Pfennig bekommt.“

Und plötzlich seinen Zorn bezähmend, fuhr er fort: „Nun, gute Margret, ich bitte Euch, geht fort. Ihr macht nur, daß

wir Zeit verlieren. Der günstige Augenblick ist da, vielleicht kehrt er niemals wieder. Was ich thun will, ist ja zu unserm beiderseitigen Vortheile."

"Dann rasch, er könnte Euch noch unterwegs entweichen," sagte Margret nach der Thür gehend.

Monck stellte sich neben seinen Herrn, faßte ihn bei der Hand und sah ihm mittheilend in die stieren Augen. Eine kurze Zeit bewegten sich krampfhaft die Wangen des Schreibers wie Jemandes, welcher versucht, seine Thränen zurückzuhalten, oder der sich Gewalt anthut, Thränen zu vergießen. Wie dem auch sein mag, er fing an, heftig zu weinen.

Vielleicht verlor der Nervenschlag, der Robyn getroffen hatte, allmählich seine Kraft, vielleicht war es die Betrübniß seines Dieners, die ihn zum Bewußtsein brachte; der Greis bewegte die Lippen mit einiger Anstrengung und stammelte: „Verthold! wo ist Verthold!"

„Keine Umwege," brummte der Schreiber vor Ungeduld in sich, „die Zeit ist kostbar."

Und indem er seinen Stuhl näher rückte, legte er seinen Arm noch weiter um den Hals Robyns und sagte schmeichelnd:

„Armes Schlachtopfer der Unantastbarkeit. Ein steinernes Herz sollte vor Mitleid vergehen — Befinden Sie sich nun etwas besser?"

„Besser, Besser; nicht sterben, noch nicht sterben," stammelte Robyn mit heller Stimme.

„Ach nein, guter Meister," seufzte der Schreiber. „Ich weiß wol, daß Ihr Unwohlsein vorüber gehen wird, aber ich vergieße Thränen vor Aerger und Gram, wenn ich bedenke, wie man Ihrer Güte begegnet, wie man nach Ihrem Tode

mit Ihrem sorgsam gesparten Gelde, verfahren wird. Sie haben von Kindesbeinen an gearbeitet und sich geplagt, zurückgezogen und sparsam gelebt, allen Vergnügungen entsagt und den Erott der Leute ertragen, um mit einem Stüber nach dem andern ein kleines Vermögen zu erwerben. Ich habe Ihnen geholfen, meine Zukunft aufs Spiel gesetzt, und an allen Ihren Sorgen Theil genommen, als wenn das Geld, das wir gewinnen könnten, mein Eigenthum gewesen wäre. Nun denn, ich liebe das Geld, ich liebe es mit väterlicher Liebe und vergieße Thränen, bittere Thränen, sie fließen aus Mitleid mit dem Schicksale, welches Ihrem armen Gelde vorbehalten ist — Sie verstehen ja wohl, was ich sagen will, guter Herr —

„Ja, ja, Geld,“ seufzte Robyn.

„Verthold ist Ihr einziger Erbe,“ fuhr Wend mit mehr Hast und Nachdruck fort; „er wird Alles erhalten. Aber er haßt und verachtet das Geld, er wird es vergeuden, weggeben, zerstreuen als die Frucht dessen, was er so unverschämt die Sünde des Wucherers nennt und er wird Verse machen, um sein loses Leben zu rühmen, um den Kluch über das Geld zu sprechen, welches wir mit Angst, mit Furcht und mit ewiger Sorge gesammelt haben wer weiß, ob der Undankbare inmitten seiner Künstlergesellschaft mit dem vollen Becher in der Hand nicht des Wucherers spotten wird, der ihm die Früchte eines ganzen Lebens voller Sorge und Arbeit so unverdient als Erbtheil hinterließ.“

„Weh mir!“ klagte der Greis behebend vor Schrecken.

Während Wend mit wohl berechnetem Plane diese Worte langsam, aber kräftig eins nach dem andern, seinem Meister

ins Ohr sagte, beobachtete er sein Gesicht mit festem Blicke, um die Wirkung seiner Rede zu erforschen.

„So ungerecht ist das Schicksal!“ rief er aus. „Ich, der ich mit Ihnen wie ein Sklave gearbeitet und geforgt habe, ich, der ich aus Liebe zu dem Gelde und zu Ihnen meine Jugend ohne irgend eine Erholung habe vorüber gehen lassen, ich würde lange genug leben, um die Früchte meines Schweißes und meiner Aufopferung in Muthheit verschwendet zu sehen. Unterdeffen würde dem armen Mensch Nichts übrig bleiben, als Thränen, seinem alten Meister nach zu trauern, und zum Lohn für seine Anhänglichkeit das Stückchen Schwarzbrot des Glendes“

Mobyu schien bei der siegreichen Rede seines Schreibers heftig zu leiden, sprachlos starrte er ihm in die Augen und gab kein anderes Zeichen von Bewußtsein von sich, als zuweilen einen schmerzhaften Seufzer und eine dumpfe Klage.

„Ach!“ fuhr Mensch fort, „warum ließ der Himmel mich nicht als Ihren Sohn, oder als Ihren Erben geboren werden, ich würde das Geld ganz und gar bis auf den letzten Pfennig aufbewahren, achten und lieben da in der Gasse würde nach Ihrem Tode für mich Ihre Seele wohnen bleiben. Der Klang des Geldes würde mich an Ihre Stimme erinnern ich würde es vermehren, es vervielfältigen, und so würde meine Dankbarkeit gegen Sie immer zunehmen, immer größer werden, und Sie, Sie mein guter Meister, Sie würden immer leben, niemals sterben“

Der stiere Blick Mobyns schien plötzlich so gläsern zu werden, daß Mensch vor Schrecken zu zittern begann und hoffnungslos ausrief:

„Meister, Meister, Gott, kommen Sie zu sich! Lassen Sie mich nicht arm und verlassen auf der Welt zurück! Sagen Sie mir, daß Sie ein Testament machen wollen, daß ich einen Rufen soll, ich geh', ich laufe Him-
mel, was überkommt ihn! er stirbt!“

Ein Schauer überlief den Körper des Kranken, wäh- rend seine Glieder sich ausstreckten, und er mit offenem Munde in den Lehnstuhl zurückfiel. Ronce schüttelte wie wahnfinnig vor Schrecken heftig seinen Herrn und rief ihn beim Namen; aber es war keine Möglichkeit, sich über den Zustand des Greises zu täuschen.

Ronce, dessen Haare sich sträubten und dessen Gesicht noch bleicher war, als die Leiche, welche vor ihm lag, hielt das Auge auf das Gesicht des Greises gerichtet und mur- melte in Verzweiflung:

„Todt! er ist todt! Ohne Testament! Alles für den ab- scheulichen Verthold! Nichts, Nichts für mich! Ich werde hier weggejagt werden, wo ich glaubte, reich zu sein, kein Mittel zur Rettung, der Tod hat das Urtheil gesprochen! O, es ist abscheulich: Der alte häßliche Geizhals!“

Er blieb eine Weile mit den Händen vor der Stirne stehen und zitterte.

Plötzlich wurde er wie von einem geheimen Schlag ge- troffen und rief mit krampfhafter Miene:

„Welches Licht! Der Rath Margrets! Aber das Schaf- fot! Eine Million oder das Schaffot! Schreckliches Wür- felspiel!“

Er versank in ein trübes Nachsinnen, aber wieder daraus erwacht, ging er ans Pult und sagte:

„Der Geldteufel hat mich in seiner Gewalt. Vergebens würde ich versuchen, ihm zu widerstehen Nun, nun, für diesen Preis kann man die Gefahr übernehmen. Wer wird es wissen? Kann ich die Schrift Robyns nicht so gut nachmachen, daß ich sie selbst fast nicht mehr wieder erkennen kann? Ich zittere, aber ein Sterbender zittert auch“
 Wohlan, der Würfel ist geworfen. Millionenreich oder Gaaleerensclave!“

Er saß schon vor dem Pult und hatte einen Bogen Papier vor sich hingelegt, und mit der Feder in der Hand zum Schreiben bereit, murmelte er noch:

„Was soll ich Margret geben? O Nichts, Nichts, ich allein übernehme die Gefahr, ich allein muß Alles, Alles haben einen Monat zurückdatiren, damit man Nichts argwöhne.“

Er that sich eine unfägliche Gewalt an und bezwang in der That einen Augenblick seine Aufregung. Bald hatte er einige Zeilen auf das Blatt geschrieben und überlas sie zweibis dreimal mit gespannter Aufmerksamkeit.

„Es ist ganz nach den Vorschriften des Gesetzes,“ murmelte er, „es fehlt Nichts daran. Nun rasch!“

Er faltete die Schrift in einen andern Bogen Papier, versiegelte den Umschlag und schrieb auf die Außenseite:
 „Dies ist mein letzter Wille.“

Dann nahm er dem Todten die Schlüssel der Kasse, öffnete dieselbe hastig, legte das Testament in eins der Fächer und steckte den Schlüssel wieder in den Ring, von welchem er ihn losgemacht hatte.

Er zog nun heftig an der Poreauklingel und gab seinem Gesicht den Ausdruck der tiefsten Trauer.

Margret kam herbei gelaufen und schrie vor Schrecken, als sie die Leiche ihres Herrn da liegen sah.

„Run, nun, todt, ohne Testament! Arme Margret, armer Mond, was sollen wir nun thun! Man soll vor Gram und Aerger vergehen!“

„Schweigt, Schweigt,“ sagte Mond, „es ist ein Testament da.“

„Rein, nein,“ schrie die Magd, „täuschen wir uns nicht, wir sind unglücklich! Der undankbare Weizhals hat mir diesen Morgen noch gesagt, daß er erst in vierzehn Tagen an sein Testament denken würde. Laßt uns die Kasse öffnen, es muß Geld da sein; so können wir doch Etwas bekommen.“

„Es ist ein Testament da, sage ich Euch.“

Der feste Ton der Stimme Monds machte Margret zweifeln, ob vielleicht ein Testament vorhanden sei; dennoch sah sie in der Meinung, daß der alte Robyn es nicht konnte gemacht haben, den Schreiber mit seltsamem Blicke an und fragte:

„Ihr habt meinem Rathe gefolgt, „es selbst geschrieben?“

Mond verbarz seine Angst unter einem höhnischen Lächeln:

„Einfältige!“ antwortete er, „könnte ich auch zwanzig Millionen durch solche That gewinnen, so würde ich sie doch nicht wagen. Laßt solche wahn sinnige Gedanken fahren. Das Testament ist schon seit einem Monat von Robyn ge-

schrieben. Ich weiß nicht, was darin steht, aber unser Herr hat mir sterbend angedeutet, wo es liegt."

"Da in der Kasse gewiß."

"Ja."

"O Mouch, lest es einmal."

"Das kann nicht geschehen. Das Testament ist von Kobyn selbst versiegelt worden. Der Präsident des Gerichtshofes allein darf das Siegel öffnen."

"Aber Ihr seid doch versichert, daß wir darin bedacht sind?"

"Ich glaube es annehmen zu dürfen, denn Kobyn hat mir so eben noch gesagt, daß wir allesamt zufrieden sein werden."

"Wenn wir nun einmal viel, sehr viel bekommen," rief Margret, „aber wie dem auch sein mag, wenn Einer von uns Weiden auch mehr bekäme, als der Andere, unsere Heirath steht doch fest, nicht wahr?"

"Das will sagen, wenn Ihr einmal viel, sehr viel erbtet, würdet Ihr mich vielleicht nicht mehr wollen."

"Was einmal beschlossen ist, bleibt beschlossen; oder seid Ihr anderer Meinung?"

"Nein, nein, aber wir haben keine Zeit, darüber zu sprechen. Laßt nun schnell bei den Nachbarn umher und zeigt einem Jeden den Tod unseres armen Herrn an. Aber Ihr müßt wehklagen, schreien, Thränen vergießen."

"Es ist doch auffallend," murmelte Margret, „daß er mir Nichts vom Testament gesagt hat. Vielleicht hat er es mir verheimlicht, um mich nach seinem Tode durch ein sehr großes Erbtheil zu überraschen. Der gute Mann!"

Rond faßte sie bei dem Arm, führte sie zur Thür und sprach unwillig:

„Nun, nun, thut, was ich Euch befehle, und erzählt den Leuten Nichts, es ist gefährlich. Ranzt nur an zu heulen.“

Die Magd lief heulend über die Straße — in demselben Augenblicke hallte auch das Bureau wieder von Ronds trüben Klagen“

III.

Eine Stunde nachdem Berthold voll Schrecken und Entsetzen die Wohnung seines Oheims verlassen hatte, irrte er noch durch die Straßen der Stadt.

Die Geberden, die er zuweilen machte, der trübe Ausdruck seines Gesichts und die Bewegungen seiner Lippen zeigten, daß er von peinlichen und verzweiflungsvollen Gedanken verfolgt wurde. Viele, die an ihm vorübergingen, blieben stehen, und sahen ihm nach; Andere lachten, Andere rannten ihm gegen den Leib; aber er schritt in Gedanken über das, was ihm widerfahren war, vorwärts, ohne auf Jemand zu achten.

Sein schneller Gang mußte doch endlich ein Ziel gefunden haben; denn in einer gewissen Straße, nicht weit von dem einsamsten Stadthor, blieb er stehen und schien sich selbst Gewalt anzuthun, um seine Aufregung zu bemeistern; dann trat er zur linken Hand in einen Tuchladen und fragte eine Frau, die hinter dem Ladentische stand, ob Herr Conrad auf seinem Zimmer sei.

„Ah, guten Tag, Herr Robyn,“ antwortete die Frau, indem sie mit vielen Zeichen der Ehrerbietung und Höflichkeit hinter dem Ladentische hervorkam; „Conrad ist zwar nicht

zu Hause, aber der Schlüssel steckt an seiner Zimmerthür. Er ist ausgegangen, um Notenpapier zu holen. Er kommt sogleich zurück. Belieben Sie hinaufzugehen und einen Augenblick auf ihn zu warten."

Berthold hatte ohne Zweifel den Rufikus mehr als einmal in seiner Wohnung besucht; denn jetzt stieg er die Treppe hinauf, trat, ohne sich zu bedenken, in seine Stube und ließ sich auf einen Stuhl nieder — den Blick zu Boden gerichtet blieb er eine Weile regungslos sitzen, wie Jemand, der ermüdet ist und seine Glieder ausruhen läßt.

Das Zimmer, welches Conrad im ersten Stock des Tuchladens bewohnte, war sehr bescheiden, obgleich Alles höchst reinlich gehalten und mit vielr Sorge geordnet war. Außer dem gemietheten Clavier — ein kostbares Möbel in der That — sah man keinen andern Hausrath, als drei oder vier hübsche Stühle, einen breiten Tisch mit Musikbesten, einen Violinkasten und eine ziemlich große Lampe, die für abendliche Arbeiten bestimmt war; außerdem noch ein Gestell mit drei oder vier Bretterlagen, auf welchen Conrad einige funfsig Bücher, welche er besaß, sorgfältig nebeneinander gestellt hatte. Es waren meistens Werke von alten und neuen Dichtern, noch ungebunden, jedoch sehr gebraucht.

Wenn man auf den ersten Blick bemerken konnte, daß der Bewohner dieses Zimmers nicht in Ueppigkeit lebte, so war es doch sogleich zu erkennen, daß er keinen Mangel litt und sich noch zuweilen einige Ausgaben gestatten konnte, um einer Laune seines Geistes Befriedigung zu verschaffen. Der breite Kamin Sims war verziert mit Gipsfiguren, Muscheln und Seegewächsen, mit ausgestopften Vögeln und man-

cherlei kleinen Gegenständen, die wol Geld kosten, aber keinen Werth haben, außer für den, der sie gesammelt hat. Aber etwas Anderes zog die Aufmerksamkeit der wenigen Besucher, welche Conraden zu empfangen vergönnt war, auf sich. Zwischen dem Schornstein und dem Fenster war die Mauerfläche ganz bedeckt mit gedruckten Portraits von Künstlern aller Jahrhunderte und aller Länder und zwar in einer so großen Anzahl und in solcher Verschiedenheit der Form und Größe, daß man nicht daran zweifeln konnte, daß Conrad mehrere Jahre lang seine Sorge auf die Sammlung verwendet hatte.

Ebgleich unter diesen Bildern auch Namen von Tonkünstlern, Malern und Gelehrten standen, so waren doch die Portraits der Dichter unverkennbar in überwiegender Zahl, und Conrad hatte selbst einige davon in die Mitte der Wandfläche nebeneinander gehängt und sie alle zugleich mit einem schwarzen Bande umzogen.

In diesem Trauerringe hingen die Bilder von Homer, Milton, Tasso, Camöens, Cervantes, Benda, Chatterton, Gilbert und noch von einigen Andern. Sonderbar war wirklich eine solche Anordnung, und es mochte auffallend erscheinen, daß Conrad unbedeutende Dichter wie Chatterton und Gilbert in diesen auserlesenen Kreis, von welchem so viele berühmte Künstler ausgeschlossen waren, aufgenommen hatte; Aber es lag ohne Zweifel in dieser Vereinigung von Namen eine geheime Absicht verborgen.

Lange Zeit hatte Berthold regungslos in Conrads Zimmer gesessen; doch allmählich hatten aufregende Gedanken sich von Neuem seiner bemächtigt. Er war aufgestanden, hatte

unbewußt seine Schritte durch das Zimmer gerichtet und stand nun vor der Wand, auf welcher die Bildnisse der großen Künstler zur Schau gestellt waren. Sein lange Zeit umherirrender Blick heftete sich bald mehr und ausschließlich auf den schwarzen Kreis.

Bisher hatte er der Anordnung der Portraits wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Er hatte immer gemeint, es sei eine Laune von Conrad ohne irgend eine andere Absicht, als dieses Zimmer zu verzieren; aber jetzt in einer verzweiflungsvollen Gemüthsstimmung wollte er in dem Trauerbände eine traurige Vorbedeutung entdecken, und in der That, er fand die Vorbedeutung, ohne es zu wissen. In tiefes Nachsinnen versunken und das Auge auf die Bildnisse gerichtet, murmelte er vor sich hin:

„Homer, der größte aller Dichter, er bettelte um sein Brod und war blind.

„Torquato Tasso, der Ruhm Italiens, er starb im Wahnsinn.

„Camöens, der erhabene Sänger der Lusiade, auch er mußte die Hand ausstrecken, um nicht Hungers zu sterben.

„Cervantes, der geniale Verfasser des Don Quixote, er starb arm und verlassen.

„Boudel, Niederlands mächtiger Genius, lag ein erhabener Greis in einem Alter von achtzig Jahren, noch über seinem Pult gebeugt, als dürstiger Schreiber in einem Leihause.

„Shatterton, der kühne Dichter; in wahnsinniger Verzweiflung zerstörte er ein Leben, das ihn Nichts als Elend erwarten ließ.

„Gilbert, das unschuldige Schlachtopfer des Hasses — er starb den schrecklichsten Tod in einem Gottesbause.“

Erschrocken zurückweichend rief Berthold mit dem Tone der größten Entmuthigung:

„Welches gefährvolle Loos! Die schönsten Namen, die in der Krone der Menschheit glänzen so verknüpft mit den schrecklichsten Wechselfällen des Schicksals! O mein Oheim, Laura's Vater, und Alle, die mich lieben oder kennen, sie haben vielleicht Recht, daß sie meine Schritte von dieser unheilvollen Bahn ablenken wollen. Ja, mein Entschluß ist gefaßt, ich werde der Kunst ein ewiges Lebewohl sagen, meine verführerischen Träume besiegen, und vergessen, daß jemals das Streben nach einer höheren Bestimmung in mir gelebt hat. Ich werde mir Gewalt anthun, um an dem Irdischen Wehagen zu finden, das Geld zu lieben als die einzige Quelle des Glücks — um in der Befriedigung der leiblichen Wünsche Befriedigung zu finden für die Unruhe meines Geistes. Dann vielleicht werde ich einschlummern in dem trägen Frieden des Herzens und ich werde durch das gleichförmige Leben hingehen, ungerühmt, aber auch unangefochten, bis das Grab zu rechter Zeit meine Leiche und mein Gedächtniß verschlingt Wie peinlich ist doch für den Menschen die Verleugnung seiner Natur! Aber es muß sein. Die Dankbarkeit ist ein Gesetz, das man nicht verkennen darf. Nun scheint diese Aufopferung mir eine Verleugnung meines sittlichen Wesens zu sein. Sie macht mein Herz bluten und erschreckt mich, als müßte sie meine Lebensbahn schließen gegen alle Hoffnung, gegen allen geistigen Genuß; aber ich irre mich ohne Zweifel“

„Ah, Herr Berthold!“ rief Conrad, der in diesem Augenblicke in das Zimmer trat. „Verzeihen Sie mir, daß ich unbewußt Sie so lange warten ließ. Wie schön sind doch Ihre Gedichte! Ich habe sie schon größtentheils gelesen. Welches Feuer, welche zarte Begeisterung! Wie übergossen mit der jugendlichen Lebenslust Ihrer Seele! Haben Sie Dank, haben Sie Dank für den angenehmen Genuß und für die edlen Gefühle, die Sie in mir geweckt haben. . . . Aber Sie sind traurig, Berthold, Ihr Gesicht ist verstäubt! Fühlen Sie sich nicht wohl?“

Der Jüngling ergriff die Hand des Künstlers, und indem er ihm traurig in die Augen sah, sprach er:

„Conrad, ich bin unglücklich. Mein Herz fühlt das Bedürfnis, sich auszuschütten. Lassen Sie mich bei Ihnen über mein Schicksal klagen. Es wird meinen Schmerz vielleicht erleichtern.“

„Nun sagen Sie mir, was ist Ihnen geschehen?“ fragte Conrad mit inniger Theilnahme, doch ohne Aufregung. „Ich werde Sie zu trösten suchen und ich glaube, daß es nicht viel Mühe kosten wird. Es treiben wieder schwarze Wolken durch den ungestümen Himmel der Phantasie, nicht wahr?“

„Conrad,“ wehlagte der trauernde Jüngling, „ich habe unwiderruflich beschlossen, für immer der Kunst Lebenswohl zu sagen.“

„Gott Lob, daß es nicht ernstlicher ist!“ sprach der Musiker lächelnd. „Es ist eine gewöhnliche Laune der Dichter, daß sie bei der kleinsten Widerwärtigkeit die Harfe zerschmettern wollen; aber das Instrument sitzt ihnen im Herzen und ist außer dem Bereiche ihres Willens. Nun, ich

sehe wohl, daß Ihre Aufregung Nichts ist, als ein Dichterschmerz. Lassen Sie sich nicht davon niederbeugen, Vertbold. Der Gram ist die Zauberruthe, welche macht, daß die Seele in sich selbst zurückkehrt und die ihre Kräfte verdoppelt. Der Dichter fühlte es so gut, daß er sich selbst Schmerzen schafft, um die Quelle der innigen und tiefen Gedanken sanfter in seinem Geiste fließen zu lassen“

„Nein, nein, Sie irren sich, Freund,“ seufzte Vertbold. „Mein Entschluß steht unabänderlich fest. Ich schwöre auf ewig der Zukunft ab, die ich mir geträumt hatte. Es macht mir Schmerzen, ich bekenne es, aber ich werde in einer andern Richtung des Geistes Trost suchen.“

Der seltsame dumpfe Ton der Gelassenheit, mit welchem der Jüngling diese letzten Worte gesprochen hatte, überraschte Conrad und schien ihn plötzlich mitummer zu erfüllen.

„O Vertbold,“ rief er, „Gott behüte Sie vor der Ausföhrung dieses unglücklichen Beschlusses Aber was brachte Sie zu einem solchen unerwarteten Entschlus?“

„Etwas Schreckliches, wovon ich die Ursache nicht ergründen kann,“ sagte der Jüngling. „Als ich die Wohnung des Herrn Aemenaer verließ, eilte ich nach Hause, um meinem Oheim einen Abdruck meiner Gedichte zu überreichen. Ich wußte wol, daß meiner ein strenger Verweis warte, aber ich hatte zugleich die Ueberzeugung, daß mein Oheim in seiner gewöhnlichen Gutherzigkeit gegen mich doch endlich meine kühne That verzeihen würde. So vertrauensvoll trat ich ein und bot meinem Oheim das Büchlein an. O Conrad, ich vergeße mein Lebenlang diesen Augenblick nicht.“

Rein armer kranker alter Oheim schien vor Zorn außer sich zu sein, seine Lippen bebten, er stierte mich an mit Blicken des Hasses und der Verachtung, als hätte ich mich des schändlichsten Verbrechens schuldig gemacht. Indem ich da stand und zitterte, und nach der Ursache der schrecklichen Aufregung meines Oheims fragte, öffnete er mein Buch, zeigte mir das Gedicht: der Bucherer und brach dann in so schreckliche Verweise aus, das jedes seiner Worte mich mit Verzweiflung und Schrecken traf. Er nannte mich einen Undankbaren, beklagte das Gute, das er mir gethan, verwies mir, daß ich ihm das häßliche Wort ins Gesicht geschleudert, und rief zum Schlusse, daß ich eine Schlange sei, die ihn zum Lohne für die Wohlthaten ihr Gift in das Angesicht spie Obgleich zerschmettert unter diesen grausamen Beschuldigungen, wollte ich sprechen, um meinen Oheim zu beruhigen, aber er mit todtensbleichem Gesichte und fast ohnmächtig rief, daß ich sein Haus verlassen sollte. Er befahl, er flehte, ich möchte hingehen, bis nach Mittag. Meine Gegenwart schien ihn zu martern Ich lief wie ein Wahnsinniger über die Straße, irrte eilige Zeit durch die Stadt und komme nun zu Ihnen, Conrad, um einem Freunde erzählen zu können, was mir auf dem Herzen liegt Diesen Abend werde ich Alles verbrennen, was mir jemals aus der Feder geflossen ist; morgen lasse ich alle Abdrücke meines Werkes vernichten — daß nicht einmal eine Erinnerung mehr übrig bleibt."

Conrad schüttelte traurig den Kopf und sagte:

"Ihr Werk vernichten? Werthold, seien Sie versichert, Sie werden es nicht thun!"

„Zweifeln Sie nicht,“ seufzte der Jüngling, „mein Entschluß ist gefaßt, Nichts kann ihn ändern. Nichts quält mich so sehr, — der Gedanke, daß ich meiner Seele das weite Leben der Phantasie versagen soll, erschreckt mich, als wollte eine ewige Nacht sich über meinen Geist senken aber dies sind falsche Gedanken, ich werde Ihrer Herr werden.“

„Verthold, Sie suchen sich selbst zu täuschen; ich glaube Ihnen nicht.“

„Sie werden sehen.“

„Ich darf Ihnen nicht glauben. Wie, Sie werden um einer so unbedeutenden Sache willen Ihrer Bestimmung entsagen und schon bei Ihrem ersten Schritt auf der Bahn der Kunst unter einer vorübergehenden Widerwärtigkeit niedersinken? Wenn ich Sie einer solchen Schwäche für fähig hielte, ich würde Ihnen sagen, Sie haben Recht, Verthold, entsagen Sie einem Kampfe, wozu Gott Ihnen den nöthigen Muth nicht verliehen hat; — aber Sie verkennen sich selbst. Die mächtige Seele, die sich in Ihren Gedichten offenbart, ist nicht so beschaffen, daß sie aus Aurcht, die Dornen der Dichterkrone könnten Sie verwunden, ihrem eigenen Wesen entsage.“

„Nein, nein, das ist es nicht,“ antwortete Verthold traurig; „der Muth fehlt mir nicht; aber sehen Sie, Conrad, mein Oheim hat mich nach dem frühzeitigen Tode meiner Eltern geliebt wie seinen eigenen Sohn, er hat mir eine höhere Bildung geben lassen und spart und sorgt nun noch unaufhaltsam, um mir ein reiches Erbe zu hinterlassen. Ich darf seine Güte nicht verkennen. Undankbarkeit ist ein Wert, das mich als die Bezeichnung der verächtlichsten aller Un-

tugenden zittern macht. Wenn es meinen guten Theilm unbegreiflich betrübt, daß ich die Dichtkunst ausübe, wohl an, ich werde mich in seinen Willen fügen und mit Gelassenheit mein Loos annehmen. Wenden Sie keine vergebliche Mühe an, meinen Entschluß zu ändern. Conrad, Sie werden nur den Zweifel in mein Gemüth werfen und mich noch unglücklicher machen."

"So reden Sie mit Entschlossenheit?"

"Mit fester Entschlossenheit. Einem der schönsten Träume meines Lebens dieses schmerzliche Lebewohl zu sagen, erfüllt mich mit unsäglichlicher Furcht, aber das Gefühl der Pflicht hat in mir den Sieg davon getragen. Es ist geschehen. Ich werde mich zurückziehen von der Ausübung der Kunst."

"Und Sie werden den heiligen Funken der Poesie in Ihrem Pufen erstickten?" rief Conrad mit bitterm Lächeln.

"Leider ja, unwiderruflich für immer!" seufzte Berthold.

"Und was werden Sie dann mit Ihren Gedanken anfangen. Wie werden Sie die Unruhe Ihres Geistes stillen?"

"Ich werde Beschäftigung suchen, mich auf den Handel legen und in Frieden die Vortheile des Lebens genießen."

"Wie Sie sich selbst täuschen!" rief Conrad aus. "Sie werden unglücklich sein, unglücklich über die Maken. Wissen Sie wol, Berthold, was das Geheimniß alles Glücks, aller Macht und aller Größe in dem Menschen ist? Das Geld, würde Herr Kemeraer sagen, und Sie selbst in der traurigen Stimmung Ihres Gemüths schenken ihm Recht geben zu wollen. Nein, dieses Geheimniß ist, daß der Mensch einmal seinen wahren Beruf und seine ächte Bestimmung erkenne und ihr folge. Wehe dem, der auf Erden das Kennzeichen

zu verwischen strebt, welches Gott seiner Seele aufgedrückt hat! Wehe dem Unglücklichen, der durch Wechselfälle aus der ihm vorgezeichneten Bahn geworfen worden! Es sind Wesen, welche irrend und wie verloren durch die Welt hinstreichen, welche trauern, beneiden und hinstechen, die ins Grab sinken, ohne jemals die Kraft, noch die Fähigkeit, die ihnen angeboren waren, angewandt zu haben und Werthold, was ich Ihnen sagen will, wird Sie in Erstaunen setzen; ich bin einer von diesen halben Menschen, eines von diesen verirrten Wesen.“

„Sie?“ rief der Jüngling erstaunt. „Unmöglich!“

„Betrachten Sie mein Gesicht,“ fuhr Conrad fort, „es ist bleich und abgemagert, meine Augen sind ohne Leben, mein Nacken ist gebogen, meine Brust ist schwach: ich bin krank und sieche schon seit vielen Jahren. Welche Krankheit, meinen Sie, ist es, die meine Gesundheit untergräbt? Es ist eine betrogene Seele, die sich rächt und bei Ermangelung anderer Nahrung ihre eigene Behausung verzehrt. Sehen Sie sich und hören Sie; ich werde Ihnen sagen, was mein Voss ist. Vielleicht wird diese Erzählung Sie zurückschrecken von dem unheilvollen Entschluß, den Sie fassen wollen. . . . Mein Vater war ein armer Schullehrer; der einzige Gram seines Lebens war die Ueberzeugung, daß er mir, seinem einzigen Kinde, Nichts auf der Welt hinterlassen könnte. Um mir dennoch einen wohlthätigen Besitz zu verschaffen, verwandte er auf meine Erziehung alle Sorge, deren ein liebevoller Vater fähig ist, und ließ mir in den Sprachen Privatunterricht ertheilen; aber zugleich auch in der Musik, welche Kunst er für besonders geeignet hielt, im Fall der Noth einen

hinreichenden Unterhalt zu sichern. Mein Vater war Künstler von ganzer Seele und vor Allem ein aufrichtiger Bewunderer der erhabenen Geistesproducte. Er sprach mir mit ~~stets~~ wahren Verehrung von den erhabenen Dichtern, deren ~~Namen~~ aus dem Schooße der Jahrhunderte gleich Sternen der menschlichen Größe uns entgegen strahlen; er las mir ihre Werke vor, machte mich auf die darin enthaltenen Schönheiten aufmerksam und entzündete, ohne es zu wissen, in meinem jugendlichen Busen die flammende Begierde nach geistiger Thätigkeit und nach Ruhm. — Als ich die Jünglingsjahre erreicht hatte, offenbarte sich meine Bestimmung. Ich machte Verse auf Alles und überall. Es war, als ob ein unwiderstehlicher Geist von meinem Wesen Besitz genommen hätte, als ob eine geheime Klamme mich verzehrte; — mein Vater bemerkte meine Neigung mit Verdruss und Besorgung; jedoch hoffte er, daß sie nicht ernstlich bleiben werde, besonders weil ich bald eine Stelle auf einem Handelscomptoir erhalten und somit gezwungen sein würde, von der Dichtung abzusehen. Er irrte sich. Ich schrieb Verse auf die Tische der Kaufleute; immer versunken in abschweifenden Träumen verstand ich seine Aufträge falsch oder vergaß sie ganz. Mit einem Wort, ich war so sehr zerstreut, daß man mich für sinnlos hielt. Nach einer Probezeit von vier Monaten wurde ich von dem Comptoir weggeschickt als hochmüthiger Narr, der zu ernstern Beschäftigungen untauglich sei. — Mein armer Vater erschrak vor meiner Zukunft; als ich mit freier Stirn ihm erklärte, daß ich Dichter werden wolle, was ich auch immer zu leiden haben würde, stellte er mir vor, wie traurig das Loos des Dichters auf Erden sei.

Er erzählte mir von dem traurigen Leben und dem kläglichen Ende eines Homer, Camoëns, Torquato Tasso, Cervantes und aller Dichter, welche dort aus dem schwarzen Trauerkreise und so ruhig anschauen. Ich widersehte mich seinen Bitten monatelang; aber er — in seiner liebevollen Besorgniß und in der Angst vor dem Vorse seines einzigen Sohnes — bat, weinte, flehte mich auf den Knien an, bis ich endlich zurückschreckte von der Poesie als etwas, das meinen armen Vater und mich selbst unglücklich machen müßte. Ich versprach aufrichtig und mit fester Entschlossenheit, das ich fortan alle Ruhmsucht in mir ersticken wolle. — Bald fand ich eine Stelle auf einem andern Comptoir und erfüllte daselbst meine Pflichten mit großer Pünktlichkeit, jedoch ohne Liebe und wahren Fleiß. Die einmal entzündete Flamme brannte noch in meinem Herzen, und welche Gewalt ich mir auch that, sie zu ersticken, es schwamm doch immer mein Geist mit dem Strome der Phantasie fort. Der Kampf, welchen mein Wille mit meiner angeborenen Neigung zu bestehen hatte, war so qualvoll, daß ich in eine Art von Ermattung und geheimnißvollen Schmerz sank. — Ich wurde still, träumerisch, verschlossen, meine Seele trauerte Vor meinem Vater verbarg ich, was in mir verging; er betrachtete die Ruhe meines Gemüths als ein gutes Verzeichen meiner Zukunft, und um mich in dieser Richtung zu bestärken, malte er mir mit verführerischen Farben aus, wie ich, wenn ich älter geworden, selbst einen Handel würde treiben können, wie Andere auch mit Wenigem begonnen hätten, die nun die Stadt durch ihre Pracht und ihren Reichtum in Verstaunen setzten, und wie ich dann vielleicht in der Mitte meines Le-

bens frei von aller Sorge mich geachtet, geehrt und geliebt sehen würde. Er vergaß nicht, mir den Werth und die Macht des Goldes zu rühmen und es mir als den sichern Quell der Lust, des Glücks und der Ehre zu bezeichnen Aber diese Ansichten widerstrebten meiner Natur. — Unter dessen ging ich täglich aufs Comptoir und saß da wie Ciner, der träumt. Zwar arbeitete meine Hand und vollbrachte nach Pflicht und Gebühr die aufgetragene Arbeit; aber mein Geist war anderwärts und irrte in unbestimmten, aber trüben Gedanken umher. Allmählich wurde mir das Leben unerträglich. Meine, von dem Pfade ihrer ursprünglichen Bestimmung abgeirrte Seele, fand in Nichts mehr Trost und Behagen. Selbst die Musik wurde mir gleichgültig. Meine Violine, die nach der Comptoirstunde so oft meine Zuflucht gewesen war, um der Verzweiflung zu entgehen, hing vergessen an der Wand. Diese unaufhörliche Traurigkeit untergrub meine Gesundheit. Ein trockener Husten schien mir ein kurzes Leben zu verkünden. Ich wurde mager, zehrte sichtbar ab Zehn Jahre blieb ich Kaufmannsdiener; zehn Jahre der Hoffnungslosigkeit und der verschwiegenen Leiden — dann rief Gott meinen alten Vater von der Erde ab. Der Schlag traf mich tief, aber er gab mir die Freiheit wieder und mit ihr die Hoffnung auf Erlösung. Aufs Neue erschloß sich vor meinen Augen die glänzende Zukunft, die ich in meiner ersten Jugend erträumt hatte. Ich wollte wieder Verse machen und durchwachte die Nächte mit glühendem Kopfe über dem Papier liegend, welches die zurückgehaltenen Ergüsse meiner erwachten Seele aufnehmen sollte. Ach, der Dorn der Gedanken schien mir ausgetrocknet zu sein. Das

Verständniß der schönen Form war in mir geschwächt. Nach vielen nutzlosen Versuchen mußte ich meine Unfähigkeit erkennen. Die alltägliche Beschäftigung und das geistlose Comptoirleben hatte meine Phantasie gelähmt und mir die Reinheit des Gefühls geraubt. Meine Verzweiflung, meine Thränen gaben mir die seeleuvolle Begeisterung der Jugend nicht wieder. . . . ich sollte als Kaufmannsdieners bleiben, mit Ueberdruß durch das farblose Leben einherschleichen und sterben vor Aerger und Gram? — Obwol ich nur schwach und vielleicht von Natur feig bin — der Verrath an meiner erkannten Bestimmung scheint es zu beweisen — konnte ich doch ein solches Loos nicht annehmen als ein Urtheil, welches unwiderruflich bestehen bleiben mußte. Noch immer rang ich in meinem Innern gegen die niederschmetternde Ueberzeugung von meiner Ohnmacht. . . . Eines Abends, als ich mit dem Kopf in den Händen einsam da saß, und nachsann und ängstlich in den finstern Abgrund meiner Zukunft schaute, fiel mein Auge auf die Geige, die voll Staub und vergessen an der Wand hing. Ein Äreudenschrei entfuhr meiner Brust. Es kam mir vor, als hätte ich ein helleres Licht über meinem Leben aufgehen sehen. Die Violine, Musikus werden, mit Künstlern leben, Künstler sein! — Voll Vertrauen und Muth gab ich meine Stelle als Kaufmannsdieners auf und fing an, mit fieberhaftem Eifer mich auf der Violine zu üben. Monate lang, Tag und Nacht schwärmten die glückversprechenden Töne durch mein einsames Stübchen. Ich gönnte mir selbst kaum die Zeit, Nahrung zu mir zu nehmen, denn der feste Wille, auf dieser Bahn den Namen eines Künstlers zu verdienen, nahm mich zu sehr in Anspruch.

Meine Gesundheit schien sich wieder zu bessern; aber da ich keine Geldmittel besaß, versank ich allmählich und fast ohne es wahrzunehmen in die tiefste Armuth. Ich kam auf einen Speicher zu wohnen, ich litt Hunger und Demüthigung; aber mich hielt der Gedanke, daß ich hier einen Kampf bestände, welcher den Tod oder das Leben meines Geistes herbeiführen müßte, aufrecht. Ach, ich hatte mich getäuscht, Berthold. Wenn man geboren ist, Dichter zu sein, wird man nicht Musikus allein durch den Willen. Die Violine, das Clavier muß man, um wirklich Künstler darauf zu sein, von Kindesbeinen an üben, und diese Übung niemals unterbrechen. Man muß seinen Verstand und sein Gefühl aus dem Kopfe und dem Herzen in seine Finger sagen, und sie, so zu sagen, darin groß werden lassen. — Sieben Jahre sind vorbei, seitdem ich in meiner Violine eine bessere Zukunft entdeckt zu haben glaubte, sieben Jahre der Aufopferung, der Noth und der Arbeit und ich schäme mich nun glücklich, auf dem Orchester der Kathedrale einen Platz zu haben, und ich krümme den Rücken und bettele, um auf dem Clavier oder der Violine eine Stunde zu geben."

"Unglücklicher Freund!" murmelte Berthold gerührt.

"Ach, das wäre Nichts," rief Conrad verzweiflungsvoll aus, "wenn das Herzleid mich nicht verzehrte. Wissen, daß man geboren wurde, um in der Welt Etwas zu sein, etwas Großes vielleicht, und fühlen, daß man die Strafe seiner Schwäche trägt; unfähig sein zu Allem, weil man das Einzige verleugnet hat, wofür Gott uns die Fähigkeit geschenkt. Was ist mein Leben? Enttäuschung, Betrübniß, Verzweiflung. Ich habe in meiner Jugend den Hunger, den Mangel

an Nahrung gesüchtet und nun muß meine arme Seele darben und verschmachten, bis der Tod sie von dem Feigen erlöst, der sie erstickt hat“

Bei diesen Worten rollten zwei Thränen aus den Augen Conrads und er schwieg von der größten Aufregung bewältigt. Aber ehe Berthold noch ein Wort des Trostes an ihn richten konnte, erhob er das Auge wieder und sagte mit trübem Scherz:

„Und Sie, Berthold, Sie meinen, daß Sie in dem alltäglichen Leben der Welt glücklich sein würden? Sie glauben, daß Geld, Wohlleben und Pracht einer Seele wie der Ihrigen Befriedigung verschaffen könne? Nun denn, führen Sie Ihr Vorhaben aus; suchen Sie zu vergessen, daß ein Funke des göttlichen Feuers in Ihren Geist gefallen ist; doch was wird die unvermeidliche Folge dieser Feigheit sein? Mitten in der Pracht werden Sie Ihr Herz leer fühlen; immer, unaufhaltsam wird Ihr Geist höher steigen wollen; Sie werden träumen, schwärmen und trauern, als ob Etwas an Ihrem Leben fehlte und lassen Sie einmal die Zeit der farbenreichen Phantasie, der plötzlichen Begeisterung und der milden Liebe für die Natur vorübergehen — dann wird es Ihnen ergehen wie mir: Sie werden hinfliehen vor geheimem Lebensüberdruß und mit Schauern zurücksehen auf das, was Sie aufgegeben und verloren haben. Geld kann Ihnen nicht helfen, Geld gibt dem Menschen keinen eigenen Werth. — Ihnen ist eine Seele verliehen, welche dürstet, sich zu ergießen, welche sich sehnt nach Ruhm, welche glänzen will durch eigene Macht und eigene Tugend. Täuschen Sie diese, sie werden Ihnen keine Ruhe lassen“

wagen Sie Ihrer Bestimmung zu entgehen — ich, ein armer Musikus, ein verlaufener Künstler, ich sage Ihnen, fürwahr! Sie werden unglücklich sein.“

Berthold sah mit dem Kopf in den Händen und niedergeschmettert von dem strengen Worte Conrads. Der gerührte Jüngling erkannte mit Schrecken an sich selbst, daß die Vorbezeigungen seines Freundes wol die Wirklichkeit verkünden könnten, denn in dem Kampfe zu einem Entschluß zu gelangen, hatte sein eigenes Gemüth ihm gleichsam sein zukünftiges Leben mit so schwarzen Farben gezeichnet — voll Gram und nicht wissend, wofür er sich entschließen sollte, antwortete er nach einer Weile:

„Wenn ich der Neigung meines Herzens nachgeben wollte, Conrad, so würde ich Ihrem Rathe folgen; aber Unschlüssigkeit beherrscht mich. Nicht allein die Liebe und die Dankbarkeit gegen meinen Theim zwingen mich, die Poesie zu verlassen. Das Loos des Dichters stößt mich Beängstigung ein. Ach! Der Ruhm ist wol theuer bezahlt, wenn man ihn mit einem Leben voll Leiden und Schmerzen erkaufen muß.“

„Welcher Irrthum!“ rief Conrad. „Kein Mensch auf Erden ist glücklicher, als der Dichter.“

Bitter lächelnd wies Berthold auf die Bildnisse, die von dem Trauerbände umschlossen waren.

„Ich verstehe Sie,“ sagte der Musikus. „Um mich über den Verlust meiner Bestimmung zu trösten, habe ich die sogenannten unglücklichen Dichter auf diese Weise vor meinen Augen vereinigt. Es hat mir jedoch nicht genügt, denn mit Wissen und Willen habe ich ihre Namen zu falschen Zeugen gemacht!“

„Bezeugen sie nicht unwiderlegbar, daß die Krone der Poesie eine Marterkrone ist?“

„Nein. Man glaubt es, aber es ist ein Irrthum.“

„Die Geschichte ist aber ein sicherer Zeuge; sie hat mit dem glänzenden Ruhm auch das elende Loos dieser glorreichen Männer in ihre Bücher geschrieben.“

„Sehen Sie wol, Berthold, man kann der Dichter Bestimmung auf verschiedene Weise betrachten. Vielleicht sind die meisten nur darum groß gewesen, weil ihr Leben voll von Ereignissen, voll Bewegung und scheinbarer Widerwärtigkeiten geblieben ist. Die Seele stumpft sich ab in dem Schlafe der Zufriedenheit. Sie ist wie eine stählerne Klinge, die ihren Glanz und ihre Schärfe durch den Rost der Thätlosigkeit verliert. Wer sagt Ihnen, daß diese großen Männer das Wohlleben und den Lebensgenuß nicht verabscheut haben, weil ein geheimes Gefühl sie zu rastloser Thätigkeit des Geistes antrieb. Es gibt dennoch keinen einzigen von diesen Dichtern, welchem nicht hundert Mal angeboten wurde, was der gewöhnliche Mensch Glück nennt. Sie haben sich geweigert. Warum? . . . weil sie selbst in ihrem Glende ein größeres Glück genossen, als Jemand ihnen geben konnte?“

„Ach, Conrad, ich weiß wol, was Sie sagen wollen,“ seufzte der Jüngling. „Aber lassen Sie den Dichter sich so hoch über das Irdische erheben, daß er auf einen Augenblick die Armseligkeit des Lebens vergißt; muß er nicht gleich wie der Adler wieder niedersteigen und auf der Erde Ruhe suchen? Wenn sein Herz dann dürstet nach Freundschaft, nach Liebe, nach Achtung, wie schmerzlich wird ihm dann nicht die

Enttäuschung sein, da er nichts Anderem begegnet, als Feindschaft, Reid und Demüthigung!“

„Demüthigung?“ spottete Conrad. „Der Dichter sollte Demüthigung empfinden, er, der niemals sündigt, als nur durch Hochmuth. Nein, nein, glauben Sie es nicht. Er hält sich für ein bevorzugtes Wesen auf der Erde, und er ist es in der That. Seine Augen sehen in der Natur erhabene Formen, lockende Farben, geheime Bedeutungen, die Andern entgehen. Durch seine Phantasie rollen Welten voll von unendlicher Schönheit und Glanz. Er empfindet in einer einzigen Stunde der Begeisterung mehr wahres Glück, mehr unsäglich süße Gefühle, als der irdische Reichtum jemals auf Erden verschaffen kann. Selbst sein Gram ist Genuss, denn der Schmerz ist für ihn das Feuer, worin seine Seele zu neuen Kräften geläutert wird. Durch seine Werke vervielfältigt der Dichter sein Wesen. In weiter Ferne auf Bergen und Strömen horchen andächtige Leser auf seine Stimme und werden von ihm fortgerissen. Er ist auf tausend Stellen zu gleicher Zeit gegenwärtig — er wird bewundert, er bezaubert, er gebietet da, wo Nichts gegenwärtig ist, als ein Funke seines Geistes O! und bliebe dem Künstler nur der Gedanke, daß er nicht stirbt, die Ueberzeugung, daß nach dem Tode seines Körpers seine Schöpfungen fortleben, die kommenden Geschlechter vor der tödtenden Liebe zum Irdischen zu bewahren, um die menschliche Natur durch das Innwerden des Guten und Schönen zu ihrem Ursprung, zu Gott, zu erheben, wäre dies allein nicht hinreichend, dem Wechsel des Schicksals Trost zu bieten, welches wie ein Blinder drein schägt, um selbst tödtlich zu treffen, ohne

zu fragen ob man Künstler ist oder nicht. — Wohlau, Verthold, glauben Sie den Worten Jemandes, der Sie achtet und liebt. Nehren Sie zurück von Ihrem un sinnigen Entschlusse."

"Könnte ich Ihrem Rathe folgen!" rief Verthold mit tiefer Rührung, "denn in der That, ich fühle es wol, für mich gibt es kein Glück im irdischen Ueberflusse aber ich darf nicht: mein Theim, die Pflicht der Dankbarkeit"

"Ihr Theim wird sich beruhigen, Verthold."

"Nein, nein. Er ist zu sehr gegen mich erzürnt. Ich weiß nicht, welches drohende Feuer in seinen Augen sprühte; als er mit dem Finger auf mein Gedicht, „der Bucherer“ zeigte, strahlte der Zorn aus seinem Blicke."

"Das Gedicht, der Bucherer," murmelte der Musikus. „Ich begreife"

"Sie begreifen, warum dieses Gedicht meinen Theim so übermäßig erzürnte, warum es Laura's Vater selbst v. r. Aufregung zittern machte?"

"Was Herr Remenaer betrifft, der hat den Geldteufel im Leibe, und er haßt Alles, was man für Geld nicht kaufen kann. Aber Ihr Theim, das ist etwas Anderes, er handelt mit Geld — wie dem auch sei, Verthold, es kommt mir so wenig wie Ihnen zu, zu untersuchen, warum Ihr Theim sein eigenes Bild in Ihrem Gedichte zu finden geglaubt hat."

"Wott! wenn Sie wahr sprächen!" rief der Jüngling erstaunt und zitternd. „Aber es ist unmöglich, mein Theim verleiht Geld, in der That, aber es geschieht an Unglückliche, und mehr aus Mitleiden als aus Gewinnsucht."

„Das Geld hat nur Mitleid mit Unglücklichen, die hohe Zinsen zahlen.“

„Schrecklich!“ schrie Berthold, die Hände auf seine Stirn legend. „Ich würde wahrlich eine Schlange sein, die, wenn auch unwissend, ihr Gift gegen ihren Wohlthäter spie — und ich würde das Buch nicht vernichten, worin ich die Poesie durch die abscheulichste Undankbarkeit entheiligt habe. Conrad, Conrad, warum haben Sie mir dieses gesagt! Warum haben Sie die schreckliche Ahnung in mir bestätigt! Weichen Sie selbst, daß ich nicht vor meinem Theim erscheinen kann, so lange die Beschuldigung bestehen bleibt, die eine unheilvolle Begeisterung aus meiner Aeder fließen ließ. Ihre Ansicht mag begründet sein oder nicht, es ist genug, daß das Gedicht meinen Theim, meinen Wohlthäter blutig verwundet hat.“

Conrad schüttelte mißmuthig den Kopf und schien in Gedanken versunken.

„Ich danke Ihnen, Freund, für Ihre Theilnahme,“ sagte der Jüngling. „Sie haben aufs Neue Trost und Muth in meinen Busen gegossen und wiederum hat ein Strahl der Hoffnung meine Zukunft erhellt. Aber wir tänschen uns Beide. Lassen Sie uns Beide das Haupt unter der Nothwendigkeit neigen“

Plötzlich aufspringend rief Conrad mit überraschend freudiger Stimme:

„Ach, ich weiß ein Mittel — ein Mittel, Ihren Theim mit Ihnen zu versöhnen, Ihr Buch zu retten, allen Ihren Kummer mit einem Male zu verbannen.“

Berthold sah den Freund unglaublich an.

„Nein, nein, vermehren Sie meine Schmerzen nicht durch neue Zweifel,“ seufzte er.

„Einfach, doch unschlüssig ist das Mittel,“ sprach Genrad. „Reißen Sie aus Ihrem Buche das Blatt herausnehmen, auf welchem der Bucherer steht; lassen Sie ein neues Blatt mit andern Versen drucken und einkleben. Ueberzeugen Sie Ihren Oheim, daß das Gedicht wirklich und gänzlich vernichtet ist. Ihre Untermüthigkeit wird ihm angenehm sein.“

Ein Miene der glücklichsten Ueberraschung bestrahlte Bertholds Gesicht.

„O der gute Gedanke!“ rief er.

„Nicht wahr? Ihr Oheim wird Ihnen verzeihen, und sich wahrscheinlich nicht lange gegen die Veröffentlichung eines Buches sträuben, in welchem Nichts steht, das ihm missfallen kann.“

„Gewiß, gewiß, das unheilvolle Gedicht ist allein die Ursache seines unbegreiflichen Zornes gegen mich. Mein Oheim ist die Gutherzigkeit selbst. Er trauert nun vielleicht schon über den Verdruß, den er mir angethan hat. Welchen centnerschweren Stein wälzen Sie mir vom Herzen, Genrad! Ich täuschte Sie, als ich Gelassenheit vor Ihnen heuchelte, der Kampf hatte bereits in meinem Innern begonnen, die Verzweiflung erfaßte meine Seele, nun ist es geschehen, die düstere Wolke ist fort von meinen Augen. Dichter sein! Ja, ich will, ich muß Dichter sein; Unglück, Schmerz, Widerwärtigkeit, Nichts wird mich davon abhalten!“

Der Musikus drückte mit Wärme die Hand des Jünglings, und mit Thränen der Freude in den Augen und mit der Begeisterung in der Stimme rief er aus:

„Keine Furcht, Berthold. Sehen Sie mit muthigerem Vertrauen in die lichtere Zukunft. Das schönste Leben, das jemals einem Sterblichen vergönnt war, lacht Ihnen entgegen. Sie werden reich sein und Schätze zu Ihrer Verfügung haben. Gott hat unter Tausenden für Sie eine Braut auserkoren, welche würdig ist, die Lebensgefährtin eines Dichters zu werden, die Sie verstehen wird, die Sie lieben und hochachten wird, weil Sie Dichter sind. Weil Alles, was das Geld verschaffen kann, unter Ihrer Herrschaft stehen wird, werden Sie zugleich alle die Freuden genießen, welche die menschliche Seele aus dem Quell ihrer eigenen Empfindungen schöpfen kann, doppelt Auserkorener auf Erden, Besitzer irdischer Macht, des Reichthums, des Geistes, der jugendlichen Körperkräfte, Sie reden von Unglück?“

Seine Stimme sank, als wenn mit einem Male ein schmerzlicher Gedanke in ihm aufgestiegen wäre.

„Ja, ein Unglück kann Sie nur treffen,“ sagte er mit stiller Traurigkeit. „Ihre Seele, durch allzugroßes Glück in Schlaf gewiegt, kann vergessen, wozu sie berufen ist. Dieser Gedanke erschreckt mich. Und sollte er sich verwirklichen, mich dünkt, ich würde ebenso sehr darum traurig sein, als um den Verlust meiner eigenen Bestimmung.“

„Sie lieben mich also innig, Conrad?“ fragte der Jüngling, von dem dumpfen Tone der Stimme des Musikus gerührt.“

„Sollte ich es Ihnen zu bekennen wagen, Berthold?“ antwortete Conrad mit thränenden Augen. „Ich habe die Entwicklung Ihres jugendlichen Geistes mit ängstlicher

Besorgniß beobachtet, Sie ermunthigt, und ohne, daß Sie es bemerkten, Sie auf der Bahn der Kunst angefeuert; während Sie — noch unbewußt der Macht Ihrer Seele — Ihre Gedichte nur machten, um sie der gefühlvollen Laura vorlesen zu können, träumte ich hier in meinem einsamen Stübchen für Sie die Größe des Genie's und den Glanz des Ruhms. Verzeihen Sie dem armen Conrad. Er hat geglaubt, daß es ihn in seinen eigenen Augen erheben, daß es ihm ein Trost in seinem traurigen Leben werden würde, wenn er, der selbst kein Künstler werden durfte, dem Vaterlande einen großen und mächtigen Künstler schenken könnte."

Berthold warf sich an die Brust des Musikus, und sagte mit warmem Tone:

"Guter Conrad, ich werde Sie für Ihre Zuneigung belohnen. Der erste Gebrauch, den ich von meinem Reichthum machen werde, wird der Verbesserung Ihres Voses gelten. Wir werden immer Freunde bleiben"

Die Hauswirthin öffnete die Thür des Zimmers und überraschte Berthold in der Ergießung seiner Dankbarkeit.

"Herr Robyn," sagte sie, "nehmen Sie es mir nicht übel, daß ich so unerwartet vor Ihnen erscheine; aber hier ist eine Frau, die Ihnen eine eilige Nachricht zu überbringen hat. Sie ist die Waid Ihres Oheims"

"Margret?" rief Berthold, auf die angemeldete Frau zuspringend und sie in die Stube ziehend. "Ihr vergießt Thränen? Was ist geschehen?"

Aber die alte Waid ließ sich auf einen Stuhl sinken, bedeckte mit den Händen ihre Augen und sang unter lauten Wehklagen zu weinen an. Der Jüngling, sowohl aus Mit-

leid als durch einen geheimen Schrecken aufs Tiefste gerührt, richtete viele eilige Fragen an sie.

„Lassen Sie mich zu mir kommen!“ schrie sie mit allen Geberden der Verzweiflung. „Ach, ich werde davon sterben, das ist gewiß. Diesen Schlag, ich überlebe ihn nicht“

„Um Gottes willen spricht, Margret,“ flehte Werthold. „Ihr macht mich zittern. Sagt, warum weint Ihr so bitterlich?“

„O, was bin ich unglücklich! Der gute Herr Robyn, ach Gott, der ein Testament gemacht hat, weil er seine alte Magd nicht vergessen wollte.“

„Mein Oheim, ein Testament, was sagt Ihr? Was ist ihm überkommen?“ schrie Werthold bleich vor Angst.

„Er ist todt! todt!“ schluchzte die Magd unter neuen Thränen.

Der Jüngling stieß einen schrecklichen Schrei aus, indem er sich mit dem Kopfe an die Brust des Musikus fallen ließ.

„Conrad, Conrad,“ rief er, „haben Sie Mitleid mit dem armen Werthold, ach, ich erschrecke vor mir selber. Er ist seinem Gram erlegen, er hat mich vielleicht verflucht!“

Margret, deren Trauer plötzlich gestillt zu sein schien, stand auf näherte sich dem Jüngling und sagte:

„Sie irren sich, Herr Werthold, er ist an einem Schlagfluß gestorben, und er war nicht gegen Sie erzürnt, denn er wollte Sie noch vor seinem Tode sehen. Er hat oft nach Ihnen gerufen; aber wir wußten nicht, wo Sie zu finden waren.“

„Mein guter Oheim, er hat sich meiner in seiner Sterbe-

stunde erinnert," seufzte Berthold. „Guter, barmherziger Gott, habe Dank! Ich darf noch hoffen, daß er mir Verzeihung geschenkt hat.“

Dieser tröstende Gedanke öffnete den Quell seiner zurückgehaltenen Thränen; er weinte heftig und in der Stille.

Conrad faßte ihn bei der Hand und flüsterte ihm tröstliche Worte zu.

Die alte Magd sah ihn eine Weile mit dem Ausdruck des Unglaubens auf dem Gesichte an. Es schien ihr nicht möglich, daß Jemand, der so große Schätze erben sollte, wirklich traurig sein könnte. Glaubend, daß Berthold den Schmerz nur darum heuchle, weil die Gewohnheit es so wolle, sagte sie mit einer gewissen Ungeduld in der Stimme:

„Nun, Herr, seien Sie doch nicht so traurig. Sie haben Ursache genug, sich zu trösten. Sie dürfen hier nicht länger bleiben. Unser Haus ist voll fremder Leute und Jedermann fragt, wo Sie seien. Es ziemt sich nicht, daß man Sie für gleichgültig hält. Sie müssen nach Hause kommen und den Leuten zeigen, daß Sie den Tod Ihres Oheims betrauern.“

„In der That, Sie müssen nach Hause gehen, Berthold,“ sprach der Musikus.

„Kommen Sie, Conrad, kommen Sie mit mir,“ riefte der Jüngling, seinen Freund nach der Thür ziehend.

Und als der Musikus ihn zu fragen schien, was er in dem Hause seines Oheims thun solle, sagte Berthold ihm in feberhafter Aufregung:

„Conrad, ich bin ängstlich, der Schrecken wirft mich nieder. Sie werden meinen Muth unterstützen und die Verzweiflung von mir verbannen. Kommen Sie, kommen Sie. Wir werden zusammen am Todtenbette meines Wohlthäters beten.“

Conrad nahm seinen Hut und verließ mit Berthold und der alten Margret das Zimmer.

IV.

Es ist Nacht. Die Stadt scheint in Stille und Dunkelheit wie in einen Abgrund begraben. Alles schläft Im Hause des Herrn Robyn befindet sich ein abgelegenes Zimmerchen, das mit Trauerflor behangen ist. Auf einem Tische steht ein silbernes Crucifix zwischen zwei Kerzen von gelbem Wachs. Der matte und flackernde Schimmer dieser Trauerlichter färbt Alles mit einer todten, zweifelhaften Farbe und erreicht kaum einen tiefen Alkoven, worin Jemand unter einer schneeweißen Decke ausgestreckt liegt. Es ist ein Greis. Silberweiße Haare glänzen um seine Schläfe; man sollte glauben, daß er die Nachtruhe genösse und in Sorglosigkeit den Anbruch des Tages erwarte. Aber sein Angesicht, welches von den gelben Lichtstrahlen der Kerzen berührt wurde, ist bleifarbig und schrecklich bleich; seine Lippen bleiben unbeweglich verzogen, und sein ganzes Gesicht ist durch einen schreckenenerregenden Ausdruck der Qual und der Verzweiflung entstellt. Es ist, als ob diese Person unter dem Ausstoßen eines herzzerreißenden Rothrufs von dem Tode überrascht worden wäre.

An dem obern Ende des Bettes ruht eine alte Frau, den Kopf an die Lehne ihres Stuhles gelehnt. Ihre Kleider

sind schmutzig und verschliffen; unter ihrer Flügelmütze hängen einige verworrene Haare über die Stirne; ihr Gesicht ist von tiefen Runzeln durchfurcht und zeugt durch die männliche Härte der Züge von rohem Wesen und von Gemeinheit. Schwer ist ihr Athemholen; das Reuchen ihrer Brust erfüllt das Zimmer mit einförmigem Tone. Sie schläft, aber nicht tief: denn zuweilen öffnet sie halb ihre grauen Augen und wirft einen unbewussten Blick auf eine andere Frau, die vor ihr an dem untern Ende des Alkovens sitzt.

Diese ist jünger; und obgleich ihre Kleider ebenfalls Armuth verrathen, sind sie reinlich und mit Sorgfalt geordnet. Mit dem Kopf auf dem Arme ruht sie an der Tischecke und schläft wirklich einen stillen Schlaf Stundenlang sandten die Wachskerzen ihr trübes Licht auf die hohlen Wangen der Leiche; Stundenlang blieben die angestellten Wächterinnen in Schlaf versunken bis endlich ein Rarren durch sein Geräusch in den Straßen den Tagesanbruch verkündigte.

Die alte Frau öffnete langsam die Augen, dehnte ihre Glieder und murmelte in sich selbst:

„Auh, was ist es kalt! Mir ist, als ob ich die Glieder auf diesem harten Stuhle zerbrochen hätte. Man sollte meinen, sie hätten einer armen Frau ein Kissen gegeben, darauf zu sitzen. Nun ja, es würde dadurch verdorben worden sein. Es ist doch noch gut, daß der Tod gerecht ist. Der alte Bucherer, der da liegt und Gesichter schneidet, als ob er schon in der Hölle läge und briete, wird diesen Morgen in eine Grube geworfen werden, gerade als ob er in seinem Leben keinen Heller mehr besessen hätte, als die schwarze

Lisbeth; und die Würmer werden ihn nicht fragen, ob er auf einem Rissen gegessen hat oder nicht. — Nun, was es hier doch kalt ist He, Thres, werdet einmal wach, es ist nun genug geschlafen; die Bauern fahren schon zum Markte.“

Die junge Frau erwachte, rieb sich die Augen und sagte, während sie etwas erschreckt in dem Zimmer umherblickte:

„Ach, welch ein schrecklicher Traum! Der Schweiss steht noch auf meinem Gesicht!“

„Mich dünkt, Thres, daß Ihr wirklich zittert. Ich glaube nicht, daß Leichenbewachen Eure Sache ist. Aber es ist doch noch ein besseres Pöschchen, als es scheint. Wenn es nur noch häufiger vorkäme; aber die Menschen leben gegenwärtig so lange.“

„Ach, Lisbeth, wie war ich doch beklommen! Mir träumte, daß der Herr dort in dem Alkoven — Gott möge seiner armen Seele gnädig sein! — mir träumte, daß der Herr sich von seinem Bett erhöhe und zu mir käme. Er sah mich mit seinen gläsernen Augen so starr an und wollte mir mit Gewalt die Hand geben. Ich glaubte vor Schrecken zu sterben, denn Ihr wißt wol, daß die Hand eines Geistes glühend ist wie Feuer.“

„Ach, Einfältige!“ antwortete die alte Frau. „Todt ist todt; es kommen keine Geister mehr zurück; die haben da oben Arbeit genug mit ihrer eigenen Rechnung zu thun.“

„Lisbeth, Lisbeth,“ seufzte die Andere, indem sie das Zeichen des Kreuzes machte, „Ihr glaubt an Nichts mehr, Ihr. Wißt Ihr denn nicht, was früher in dem hohen Hause an dem Ende unserer Straße geschehen ist? Fragt lieber

Meisers Großmutter. Diese hat den Geist selbst gesehen. Warum sollte sie lügen?"

„Ja, in der alten Zeit,“ antwortete Elisabeth; „das weiß ich selbst wol. Wenn Jemand gestohlen oder Menschen betrogen hatte, dann mußte er nach seinem Tode so lange spuken, bis das gestohlene Geld zurückgegeben war. Aber das ist abgeschafft, Kind. Lieber Himmel, wenn dieses jezt noch geschehen müßte! Wenn alle diejenigen, welche die Menschen betrügen, zurückkommen müßten, Ihr würdet nicht durch die Straße gehen können vor all den Spukgeistern, die darin umherliefen. Was da liegt, ist Staub und Asche, wie das Sprüchwort sagt Seht nur einmal unter den Tisch, ob noch Etwas in der Flasche ist, denn ich weiß nicht, ich bin so matt und es ist hier so kalt!“

Thres nahm die Flasche unter dem Tisch hervor und reichte sie ihrer alten Gefährtin. Diese trank einen Zug daraus und sagte, indem sie seltsame Gesichter schnitt:

„Nun, Thres, nehmt auch ein Schlückchen, es wird Euch erwärmen.“

„Pfui!“ antwortete die Andere mit Abscheu; „ich mag den ekelhaften Trank nicht.“

„Seid Ihr denn mit Milch und Waizenbrod großgezogen? Wartet nur etwas. Wenn Ihr das Geschäft einer Leichenhüterin noch weiter betreiben wollt, so werdet Ihr bald anders sprechen.“

„Gott bewahre mich, daß ich noch in meinem Leben bei einem Toden wache, der mir fremd ist!“ sagte die junge Frau mit einem Seufzer. „Ich habe es übernommen, weil mein Mann im Krankenhause liegt und ich schon etwas verdienen

muß, um meinen unschuldigen Kindern das liebe Brod geben zu können. Aber seid versichert, Lisbeth, von nun an braucht Ihr mich nicht mehr dazu aufzufordern. Der Tod ist zu häßlich! Wenn ich meine Augen auf das Gesicht dieses armen Herrn Nebrn fallen lasse, so zittere ich wie ein Rohr.“

„Man hört bald, Thres, daß Ihr nicht alt in dem Geschäft seid. Sonst würdet Ihr im Gegentheil sagen, je häßlicher, desto lieber.“

„Ach, Ihr seid von Sinnen! Sprecht doch nicht solche Worte an der Stelle, wo wir sind!“ rief Thres, indem sie mißbilligend den Kopf schüttelte.

„Ihr glaubt vielleicht, daß der alte Hilz es hören wird. Was ich sage, ist dennoch leicht zu begreifen,“ fuhr die schwarze Lisbeth fort. „Wenn Ihr und ich und andere arme Menschen sterben, worüber müssen wir dann trauern? Wir sind nackt auf die Welt gekommen und gehen ebenso reich wieder hinaus. Wir schneiden solche häßliche Weüchter nicht, denn in der That, es müßte da oben schon schrecklich schlecht sein, wenn wir es da nicht besser hätten als hier.“

„Wenn man keine Minder, keinen Mann oder keine Mutter hätte, die man verlassen muß, dann würde wahrlich für uns der Tod nicht arg sein. Aber arm oder reich, das Leben ist doch so süß.“

„Ein reicher Mensch, der sterben muß, sieht sein Geld, seine Häuser, seine Kutschen; er war überall Herr und Meister; Jeder troch vor ihm auf den Knien; auf seinem Tisch standen alle Arten von Vespereien; er trank Wein vom Morgen bis zum Abend; es war Muß in seinem Hause; er spielte und verpraschte, als wenn es sein Handwerk wäre

Alles, Alles muß er verlassen; von seinem Reichthum kann er nicht mehr mitnehmen, als ich oder Ihr, einige Ellen Leinwand. Hättet Ihr Euer ganzes Leben lang in dem Golde und in der Ueppigkeit geschwelgt, Ihres, und Freund Oeln läme und sagte: es ist aus mit dem Kochen, so würdet Ihr auch häßliche Gesichter schneiden, oder glaubt Ihr nicht?"

„Was Ihr sagt ist doch nur Spott,“ antwortete die Andere. „Ich habe die Dame aus der Wagenvermiethung, an der Ecke unserer Straße gesehen, als sie auf der Bahre lag. Sie hatte ein Angesicht so still, so sanft und so verklärt, als ob sie schon ein Engel im Himmel gewesen wäre. Vor ihr war ich nicht erschrocken. Hätte ich es nur thun dürfen, seid versichert, ich hätte sie geküßt, weil ich dachte, daß es ein Segen für mich gewesen wäre. So ist der Tod nicht schrecklich!“

„Ich glaube es wol; aber wovon redet Ihr auch?“ sagte die schwarze Elisabeth. „Eine Madame, welche die armen Menschen so gern sah — die alle Tage gute Werke that und keine größere Freude kannte, als Unglückliche zu trösten. Wenn Ihr auf diese Weise reich gewesen seid, dann könnt Ihr wol ohne Schrecken sterben. Es ist auf der Welt zwar gut für diejenigen, welche Schätze besitzen, aber in dem Himmel ist es doch besser Aber, ach Gott, dieser Schlag von reichen Leuten ist sehr rar. Kennt Ihr ein Kameel, Ihres? Es ist ein großes Thier, nicht wahr? Nun denn, der Pölsförsfarrer hat am verfloffenen Sonntag in seiner Predigt gesagt, daß ein Kameel noch leichter durch ein Nadelloch gehe, als ein Reicher in das Himmelreich.“

„Es kommt darauf an, was er damit hat sagen wollen.“

Ein schlechter Reicher, will er sagen — denn wenn ein armer Mensch Böses thut, so wird er auch dafür büßen. Ihr habt einen Ingrim gegen die reichen Menschen, Liebeth, und Ihr sprecht, als ob Gott im Himmel nicht gegen Jedermann gerecht wäre. Jeder wird nach seinen Werken belohnt und bestraft werden.“

„Ja, ja, wir würden vielleicht auch schon viel Böses thun, das wir nun unterlassen müssen, weil wir nicht die Macht dazu haben. Aber gethan ist gethan, und es steht da eben auf der großen Rechnung. Dort in dem Alkoven liegt so Einer, der seine arme Seele dem Geldteufel verkauft hatte — und in der Stunde seines Todes hat er es wol gewußt. Darum ist er mit einer so schrecklichen Frage gestorben — seht ihn nur an, er wird Euch nicht heißen Ich höre Geräusch — es ist Euer Stuhl, welcher kracht“

„*Gi was, mein Stuhl?*“ seufzte die jüngere Frau erschrocken; „ich habe mich nicht gerührt. Ach Gott, es war da hinter dem Alkoven. Schon wieder. Was ist Jemand hier neben der Stube.“

„*So, so, Ihr werdet ängstlich?*“ spottete die Andere. Es muß da draußen schon anfangen hell zu werden. Margret wird vielleicht aufgestanden sein — Ja, Kind, so lange der alte Reiche lebte, durfte man nicht viel sagen; er hatte Geld, und der Richter verstand keinen Spas. Aber wenn das Pferd todt ist, ziehen die Kinder das Haar aus seinem Schweife. Ihr sollt einmal hören, was sie alles von dem Herrn Robyn zu sagen und zu erzählen wissen; Ihr würdet davon erschrecken und zittern. Er hat wol hundert ehrliche Menschen auf das Stroh gebracht.“

„Ach Ihr dürft von Eurem Nächsten nichts Böses sprechen. Seid Ihr auch gewiß von dem, was Ihr sagt?“

„Was kann ich davon wissen? Ich habe es erzählen hören bei dem Bäcker.“

„Seht Ihr wol? Wäre es da nicht besser, Gott da oben darüber urtheilen zu lassen? Percht, da kommt Jemand die Treppe herunter. Es ist Margret; ich höre es an dem Tritte.“

Die alte Magd des Herrn Robyn trat in das Zimmer, warf einen gleichgiltigen Blick auf die Leiche ihres Herrn und fragte dann lächelnd die Wächterinnen:

„Nun, wie ist die Nacht gewesen? Was muß es langweilig sein, bei einem Todten zu sitzen! Ich habe gut geschlafen, und dennoch bin ich von meinen Gedanken zu früh aus meinem Bett getrieben worden. Ich will hier noch ein halbes Stündchen bei Euch sitzen bleiben, um zu vslauern; denn ich bin da unten nicht gern allein.“

Sie nahm einen Stuhl, und sich die Hände reibend, als hätte sie Ursache vergnügt zu sein, murmelte sie:

„Gott sei gelobt, daß die Leiche heute noch zur Thür hinausgeht. Man müßte die Menschen, welche todt sind, nur gleich begraben, dann würden die Lebenden nicht so lange davon belästigt sein.“

„Und dann würde das Erbe viel eher getheilt werden,“ scherzte die schwarze Liabeth.

„Nun ja,“ antwortete die Magd, „das wäre auch zu berücksichtigen. Ich werde alt, liebe Frau, und wenn ich doch Etwas auf der Welt besitzen sollte, so hätte ich es lieber heute, als morgen.“

„Werdet Ihr viel erben?“ fragte die jüngere Frau.

„Viel? Ich glaube es wenigstens.“

„Wißt Ihr es nicht?“

„Nein, das Testament ist noch ein Geheimniß. Wenn der alte Murrkopf aus dem Hause ist, wird man es öffnen und lesen.“

„Aber hat der Herr mit Ihnen niemals davon gesprochen?“ fragte Elisabeth den Kopf schüttelnd. „Das ist doch höchst sonderbar. Man müßte in dem Testament einmal Guern Namen vergessen haben, Margret.“

Ein leichter Schrecken brachte die Dienstmagd außer Fassung; aber sie nahm augenblicklich wieder ihre Ruhe an.

„Es ist eine sonderbare Sache gewesen,“ sagte sie; „ich habe schon jahrelang gefürchtet, daß ich am Ende von Allem noch keinen kupfernen Pfennig dafür gehabt hätte, außer dem, was ich an der Haushaltung habe erfraren können. Der Herr wurde alle Tage kränker und kränker; aber er hielt so fest am Gelde, daß er kein Testament machen wollte. Wäre er plötzlich gestorben, unser junger Herr — der Leichtsinrige — würde Alles, Alles geerbt, und ich und unser Schreiber, wir würden Nichts erhalten haben. . . . Aber mich dünkt, ich höre Etwas auf der Treppe sich regen. Sollte Mend schon aufgestanden sein?“

„Es ist eine Katze, welche vorbeifährt,“ bemerkte Elisabeth.

„Das wäre schön gewesen, nicht wahr; wenn der alte undankbare Weizbals abgereist wäre, ohne mir den versprochenen Lohn zu geben?“

„Und er hat dann doch endlich ein Testament gemacht?“

„Ja; aber es hat nicht wenig Mühe gekostet, er wollte

Nichts davon hören. Es war immer Zeit genug — ich hätte ihn in seinem Bett vor Herger erstickten lassen mögen, diesen Geizhals, — Ich glaube, daß unser junger Herr der gern Alles hätte haben wollen, ihn gegen uns aufreizte; aber es fiel glücklicherweise Etwas vor, das uns unerwartete Rettung bot. Ihr müßt wissen, unser Herr macht Verse."

"Was ist das?" unterbrach die schwarze Lisbeth.

"Gedichte, Liedchen. Herr Nobyn kann das nicht vertragen. Unser junger Herr, welcher, unter uns gesagt, mehr als ein halber Narr ist, ließ ein Buch drucken, ohne daß sein Oheim Etwas davon wußte — kennt Ihr Mond, unsern Schreiber? Ihr seid ihm gestern unten auf dem Gange begegnet. Er sieht aus wie ein unschuldiger Schwachkopf, nicht wahr? Ja, Ihr solltet es nicht sagen, aber eben dieser Mond hat mehr Ainten in seinem Finger, als der beste Advokat in seinem ganzen Leibe. Er ist Verstand und Schlaubeit von Kopf bis zu Füßen. Ja ja, es ist wahr, was ich Euch sage, wenn es auch nicht so scheint. Er wird auch viel erben; ich werde mich mit ihm verheirathen Wartet einmal, was wollte ich Euch wieder auseinander setzen?"

"Von einem Buch mit Liedchen und von dem Testamente wolltet Ihr sprechen," antwortete Lisbeth, die mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörte.

"Ach ja, Mond kann alle Geheimnisse entdecken, und er wußte auch wol, daß unser junger Herr heimlich ein Buch drucken ließ. Er hat es dem alten Nobyn gesagt, und ihn so gegen Verthold in Harnisch gebracht, daß er vor einigen Tagen ein Testament gemacht hat. Ich bekomme ein großes Legat."

„Wie viel? Wißt Ihr es nicht? Wenn es nun sehr viel wäre, Margret, wenn Ihr in einer Kutsche fahren könntet, würde ich dann an Eure Thür kommen dürfen, um die Ueberbleibsel der Tafel zu holen?“

„So viel wird es nicht sein, Elisabeth.“

„Ihr könnt es ja nicht wissen.“

„In der That, Alles ist möglich. Er hatte mich wol gern, weil ich ihm immer Recht gab und ihm schmeichelte; aber ich that es dem mürrischen Vuffel nicht wegen seiner schönen Augen.“

„Sprecht doch nicht so,“ bat die junge Frau seufzend. „Ich kann das nicht hören, ohne zu erschrecken. Laßt um Gottes willen die Todten ruhen, es ist eine Schande bei einer Leiche. Ihr solltet ihm dankbar sein und für seine Seele beten.“

„Sagt, was überkommt diese Einfältige da?“ rief Margret mit Verwunderung. „Beten? Was würde viel helfen!“

„Diese kennt die Welt noch nicht,“ bemerkte die schwarze Elisabeth lachend; „sie ist in Angst, der Herr möchte erwachen. — Verhaltet Euch still, Thres, und laßt die Menschen reden, wie sie wollen.“

„Sagt einmal, Margret, ist es denn wahr, daß er mehr als eine Millen reich war?“

„Man hält darüber reinen Mund, aber ich glaube es doch wol.“

„Und mit welchem Handel hat er all' das Geld gewonnen? Sein Vater war ein Schacherer, der konnte wol Geld sammengespart haben, aber eine Million, die regnete doch nicht vom Himmel.“

Margret zuckte die Achseln mit einem seltsamen Lächeln.

„Wir wollen dieses Töpfchen nur gedeckt lassen,“ murmelte sie.“

„Ihr meint gewiß, ich wüßte es nicht. Euer Herr war ein garstiger Geldteufel und er hat einer Menge Menschen das Blut ausgesogen und Wittren und Waisen unglücklich gemacht.“

„Wer sagt das?“ fragte die Magd verwundert.

„Nun auf der Straße Jeder weiß es.“

„Und wie sollte er dies gethan haben, meint Ihr?“

„Ja seht Ihr wol, vom Gelde kenne ich bitterwenig. Wie? das geht über meinen Verstand; aber z. B. auf dem Zimmer des Schuhmachers neben meiner Thür, wohnen Leute, welche sonst wohlhabend waren. Sie hatten einen großen Laden und verdienten reichlich ihr tägliches Brod. Nun sind sie so arm, daß ich selbst Mitleiden mit ihnen habe. Wo meint Ihr, daß ihr Geld und Gut geblieben sei? Hier in diesem Hause und in den Händen des alten Fuchses, der da liegt und auf seinen Todtensarg wartet.“

„Wie? Das werdet Ihr besser wissen, als ich, Ihr habt gewiß mehr Kenntniß davon, als Jemand, der noch nie zwanzig Gulden beisammen gehabt hat.“

„Sie bleiten ihre Geschäfte vor mir so geheim, als ob ich ein schlechter Mensch gewesen wäre, der sie hätte verrathen können,“ antwortete die Magd, „aber wußte ich nicht Alles, so wußte ich doch viel. Das ist sicher Lisbeth, daß Robyn dort oben eine böse Rechnung in Ordnung zu bringen hat. Ich würde wol für ihn beten — wenn ich wüßte, für wie viel ich in dem Testamente bedacht bin — aber, ach Gott!

es ist Wasser in das Meer getragen, er fließt in der Hölle bis über die Thren."

"Die jüngere Frau stand plötzlich auf und sagte mit Angst und Entrüstung:

"Hier bleibe ich nicht länger, Ihr mögt mir meinen Tagelohn verweigern oder nicht. Doch lieber Hunger und Mangel leiden, als solche Dinge hören müssen! Es ist abscheulich!"

Die schwarze Liebeth legte ihre Hände ihr auf die Schultern und drückte sie mit Gewalt auf den Stuhl nieder.

"Aber Einfältige, wenn es nun Wahrheit ist, was wir sagen."

"Es ist einerlei. Es zerreißt mir das Herz," rief die Andere.

"Hört, wir wollen es anmachen," sprach Margret. "Es ist draußen schon heller Tag. Wend kommt immer früh herunter. Ich muß sein Frühstück fertig machen. Nun werde ich hingehn, aber sobald die Leiche aus dem Hause ist, werde ich einen guten Kaffee aufstischen. Wir werden Butterfuchen mit geräucherter Zunge essen und guter Dinge sein bis später"

Sie wollte eben das Zimmer verlassen — aber als sie sich umdrehte, entfuhr ihr ein Schrei der Ueberraschung und des Schreckens, und sie ließ sich wieder auf ihren Stuhl fallen. "Verthold!" rief sie mit dumpfer Stimme.

In der That, der Jüngling zeigte sich auf der Schwelle des Zimmers, und es war der Ausdruck seines Gesichts, welcher die Magd mit Schrecken erfüllt hatte. Er war bleich, seine Lippen bebten, in seinen Augen strahlte das Feuer der

bestigsten Entrüstung. Ohne Margret Zeit zu lassen, Etwas zu sagen, näherte er sich ihr, fasste sie beim Arm und sprach, während er sie aus dem Zimmer zog:

„Kommt, folgt mir! Seid gehorsam, ich will es!“

Die Magd, durch diese Behandlung überrascht, ließ sich durch den Gang bis in ein Zimmer führen, das nach dem Garten lag und schon durch die vielen Strahlen der aufgehenden Sonne erleuchtet war.

Berthold stieß die Thür zu, und indem er sich mit den Armen über der Brust vor Margret hinstellte, rief er voller Entrüstung aus:

„Undankbares Geschöpf, wie, Ihr wollt meinen Obel, Euern Herrn, noch nach seinem Tode verspotten? Ihr habt kein Gefühl, keine Seele, da Ihr solche schenfsliche Worte im Angesichte der Leiche Eures Wohlthäters aussprechen könnt.“

„Aber was habe ich gesagt?“ stammelte die Magd mit den Händen vor den Augen.

„Da, Ihr habt ihm geschmeichelt,“ fuhr der Jüngling fort, „geschmeichelt, damit er Euer in seinem Testamente gedente. Ihr habt ihn gestreichelt, in der Hoffnung auf Geld. Verfluchtes Geld, welches selbst die Seele einer Frau mit Gift erfüllt!“

„Aber Herr,“ schrieb die Magd, „ich weiß nicht, was Sie sagen wollen. Es ist möglich, daß mir ein unvorsichtiges Wort entfallen ist; aber ach Herr, ich habe in diesen Tagen so viele Thränen vergossen, daß ich mir nun Mühe gebe, meiner Traurigkeit Herr zu werden.“

„Schmuzige Schlange; Ihr wollt noch heucheln?“ voll-

terte Berthold. „Ich habe Alles gehört, es war Gott, der mich erwachen ließ und meine Schritte nach der Stelle lenkte, wo Ihr Eure schändlichen Pösterungen über eine Leiche aussprach!“

Er sagte sie ausß Neue am Arm und rief:

„Nun sagt, was wißt Ihr von meinem Theim?“

„Nichts, Nichts,“ stammelte die erschreckte Magd.

„Warum ist er in der Hölle, warum kann Beten seiner Seele nicht helfen?“

„Aber Herr, was haben Sie vor? Wollen Sie mich ermorden?“ jammerte Margret. „Eine alte wehrlose Frau, Laßt mich los oder ich schreie um Hülfe.“

Diese Drohung, obgleich sie geheuchelt war, erschreckte den Jüngling und machte, daß er seinen Zorn mit Gewalt bezwang. Er nahm seine frühere Haltung wieder an und sagte spöttend:

„Euch ermorden? Nein, nein, Euch wegzagen, Euch verbieten, jemals wieder den Fuß in dieses Haus zu setzen, daß Ihr durch Eure schmachvolle Undankbarkeit besetzt habt.“

„Mich wegzagen, mich?“ weinte Margret. „Ich, die ich zwölf Jahre lang unsern alten Herrn gepflegt und bei dem ich in seiner Krankheit ganze Nächte gewacht habe! Er müßte es hören können, daß Sie die alte Margret wegzagen wollen!“

„Ihr werdet geh'n, sage ich Euch, und zwar gleich.“

„Aber Herr, so sagt man doch nicht einen Diensthoten weg, ohne darnach zu fragen, ob er ein Obdach hat, wo er schlafen kann.“

„Sucht Euch eine Herberge, ich werde die Kosten tragen.“

Margret schien in dem Maße, als des Jünglings Stimme weniger von Aufregung zeugte, fester zu werden und sie erkannte, daß für sie keine Gefahr vorhanden war, und antwortete mit frechem Tone:

„Wenn man eine Magd wegschickt, so gestattet man ihr wenigstens vierzehn Tage, einen andern Dienst zu suchen.“

„Es ist möglich,“ sprach Berthold, „ich werde Euch für einen ganzen Monat den Lohn bezahlen, aber geht hin, ich bitte Euch darum, Ihr dürft nicht unter dem Dache bleiben, unter welchem die Leiche meines Oheims ruht. Eure Gegenwart ist eine Pflasterung, ein Schmach für ihn.“

„Aber ich stehe in dem Testament so gut, wie Sie, Herr, und bevor es bekannt ist, ist hier Niemand Herr und Meister.“

Dieser Ausspruch machte Berthold bitter lachen. Sein zurückgehaltener Eifer entflammte wieder.

„Ihr steht in dem Testamente,“ rief er, „ja, ja, und Ihr seid dankbar für die Wohlthat. Das ist recht, geht in Eure Kammer, sucht Alles zusammen, was Euch gehört und geht dann gleich fort, oder ich lasse Euch von der Postel mit Gewalt aus dem Hause bringen.“

„Ha, Sie werden Kaffe trinken und guter Dinge sein, während man Ihren Oheim begräbt.“

„Nichts davon; wollt Ihr gehen oder nicht?“

Die Magd hielt ihre Schürze vor die Augen und stand auf, um dem Befehl des jungen Herrn zu gehorchen. Als sie nach der Zimmerthür schritt, murmelte sie drohende Worte, fleg aber, ohne weiter ein Wort zu sprechen, die Treppe hinunter.

Verthold ließ sich, der Heftigkeit seiner Aufregung gleichsam erliegend, in einen Stuhl niederfallen und blieb in Nachdenken versunken.

Als die Magd unten angekommen war, ließ sie die Schürze sinken, schritt durch den Gang bis zur Thür der Schreibstube, durch deren Schlüsselloch sie lauerte, um sich zu überzeugen, ob Jemand darin sei — Ein Lächeln spielte auf ihren Lippen.

„Er ist schon da,“ murmelte sie, „wir werden einmal sehen, ob Margret wie eine Bettlerin sich wegschicken lassen wird.“

Sie hielt aufs Neue die Schürze vor die Augen, sang laut zu weinen an und pochte dann an die Thür der Schreibstube.

„Herein!“ rief eine Stimme.

„Ach, lieber Mond, helfst, helfst!“ schrie sie, auf einen Stuhl niedersinkend. „Was wird mich noch Alles treffen! Es ist um vor Gram und Verdruß zu sterben.“

„Nun, was hat dieses Geheul zu bedeuten?“ fragte Mond in mürrischem Tone.

„Wie, dieses Geheul?“ erwiderte sie mit flammenden Augen, indem sie ihre Thränen plötzlich zurückhielt. „Es kommt Euch bei Eurem Jammern nicht auf die Worte an. Doch Ihr glaubt, daß dieses auch noch so gehen wird, wenn wir verheirathet sind. Warum jagt Ihr auch mich nicht weg wie einen Hund? Habt nur Acht, der Hund möchte Euch beißen können.“

Mond machte eine heftige Bewegung mit dem Ellenbogen und presste die Lippen vor verbissenem Zorn zusammen,

ging aber auf die Ragd zu und indem er ihre Hände lieblosend faßte sprach er:

„Aber Margret, gute Freundin, Ihr rückt mir da so unerwartet auf den Leib. Ist es denn ein Wunder, daß mir ein hastiges Wort entfällt? Nun sagt mir, was Euch betrübt. Ich werde Euch, so gut ich es vermag, trösten.“

„Denk einmal, Renc, der hochmüthige Kopf, der Prahlhans jagt mich weg!“

„Wer?“

„Nun, Berthold.“

„Um zu scherzen gewiß, es ist nicht möglich.“

„Ja, ja, ich muß auf der Stelle das Haus verlassen, oder er läßt mich von der Polizei vor die Thür setzen, sagt er.“

„Aber die Ursache, die Gründe?“

„Die Gründe? Ich habe dort bei den Wächterinnen so das Eine und Andere über Herrn Robyn gesagt, z. B. daß der alte Weizhals ein Testament machen wollte, daß er nun in der Hölle liege und brate, und daß die Gebete seiner Seele wenig nugen würden der Herr hat Alles gehört.“

„Ihr könnt Eure Zunge nicht beherrschen,“ rief Renc auf den Boden stampfend. „Unvorsichtige! Wenn man erbt, muß man mit Ehrfurcht von seinem Wohlthäter sprechen.“

„Seht, es geschah, weil Ihr so viel Gutes von ihm sagt.“

„Unter uns, wenn wir allein sind, da ist es etwas Anderes: aber in Gegenwart fremder Leute — hört Margret, ich habe Euch Etwas verheimlicht, weil Ihr nicht gut schweigen könnt. Nun will ich es Euch doch sagen, aber es ist ein Geheimniß, das Niemand wissen darf.“

„Ein Geheimniß, das Niemand wissen darf?“ wiederholte Margret mit Augen, die vor Neugier leuchteten.

„Ja, aber ich beschwöre Euch, laßt niemals ein Wort Euerm Munde entfallen, welches dieses Geheimniß verrathen könnte. Die geringste Unvorsichtigkeit würde uns unser Erbtheil berauben, kein einziger Heller würde uns bleiben“

„Nun, nun, was ist es? spricht, seid versichert, ich werde schweigen.“

„Margret, liebe Margret,“ seufzte Wend, „das Testament kann umgestoßen werden, es ist nicht nach den Buchstaben des Gesetzes aufgesetzt.“

„Himmel, sollte das wahr sein?“ schrie die Magd erbleichend.

„Es ist so. Das Gesetz sagt, daß ein Testament, wenn es unantastbar sein soll, die Bezeichnung des Ortes und des Tages, an welchem es gemacht ist, in sich begreifen müsse. Robyn hat das Datum vergessen.“

„Aber wie wißt Ihr das?“ fragte Margret mit strafendem Blicke. „Ihr habt doch das Testament nicht gesehen.“

„Nein. Was ich Euch sage, ist mir unter der Hand von Jemandem mitgetheilt worden, den ich nicht nennen mag, der aber, weil er bei dem Gerichtshofe Ihr versteht mich. Er allein hat den Fehler wahrgenommen und will ihn aus Zuneigung zu mir verbergen halten.“

„Es muß doch immer Etwas dazwischen kommen, um uns den Weg zu versperren. Am Ende werden wir Nichts bekommen.“

„Wenn Ihr schweigen könnt, so hat das noch keine Gefahr;

aber wenn Ihr noch mit den Nachbarn über das Testament redet, dann seid versichert, werdet Ihr die Ursache unserer Armuth sein. — Da höre ich Berthold die Treppe herunter kommen. Seid nicht furchtsam. Ihr werdet hier bleiben. Ich werde es mit dem Herrn wol ordnen, geht durch diese Thür nach Eurem Zimmer und bleibt dort ruhig, bis die Sache beigelegt ist. Beobachtet sorgfältig das Geheimniß, unser Wohl hängt davon ab.“

Rond sah der Nagd nach, bis die Thür wieder geschlossen war.

Indem er sich die Hände rieb, sagte er lachend:

„Dumme Plaudertasche, sie glaubt Alles, was man ihr weis macht. Jetzt, wo sie sich im Besitz eines Geheimnisses wähnt, wird sie an nichts Anderes mehr denken. Wenn sie später erfahren wird, daß ihr Name in dem Testamente vergessen ist, wird sie vielleicht, um sich zu rächen, gehen und sagen, daß das Datum in dem letzten Willen Robyns fehle. Man wird ihrer Beschuldigung spotten, das Testament führt das Datum vom 20. April. Aha, ich bin doch ein kluger Kopf!“

Mit leichten Schritten ging er an sein Vult, nahm eine Feder und beugte den Kopf über das Papier, als wäre er mit Schreiben beschäftigt — sein Gesicht war plötzlich kalt und gleichgültig geworden.

Berthold trat in die Schreibstube, ging bis an einen Stuhl, setzte sich nieder und sagte:

„Rond, ich muß mit Ihnen sprechen.“

Der Schreiber wandte sich um.

„Nehmt Blah,“ sagte Berthold, „unsere Unterredung kann lange dauern.“

„Seien Sie darum unbeforgt, ich bin das Stehen gewöhnt,“ murmelte der Andere, während er seinen forschenden Blick auf den Jüngling gerichtet hielt, als wollte er schon im Voraus errathen, was er ihm zu sagen und ihn zu fragen haben könnte.

„Sehen Sie, Mond,“ begann Berthold, „ich würde mit Zug und Recht über das, was seit einigen Tagen hier geschehen ist, zürnen können, aber ich will nicht blindlings den Worten einer bösen Frau Glauben schenken.“

„Der Herr hat Recht, sehr Recht,“ fiel Mond ihm ins Wort. „Margret ist eine Märrin, die nicht weiß, was ihr über die Zunge kommt, sie spricht schlecht von Jedermann, von Ihnen, von mir, von sich selbst — aber sie ist alt, man muß mit ihren Jahren Mitleid haben.“

„Sie wird dieses Haus ohne Verzug verlassen. Ich habe weggeschickt.“

„Sie hat mir ihr Leid geklagt, aber es ist gewiß nicht gemeint, Herr.“

„Unwiderruflich beschlossen!“

„Warum doch solche unerwartete Strenge?“

„O, es ist schrecklich! Mein Blut wallt auf, wenn ich danke. Allerlei traurige Erwägungen lassen mich nicht schlafen. Bei dem ersten Morgenlichte stand ich auf und wollte nach der Todtenkammer zu gehen, um einige Zeit zu ruhen. Als ich der Stätte mich näherte, hörte ich seltsame Worte sprechen. Ich blieb vor Ueberraschung stehen und konnte nicht weiter. Margret verhöhnte meinen Theim auf eine empörende Weise.“

rende Weise, freute sich über seinen Tod und schleuderte der Leiche ihres Wohlthäters Erott und Lästerei ins Angesicht. Ich habe sie weggeschickt, sie muß das Haus verlassen, ohne Verzug aber ich bin hierher gekommen, um über wichtigere Dinge mit Ihnen zu verhandeln."

"Margret wird in diesem Augenblicke doch nicht fortgeh'n," murkte der Schreiber mit Unwillen.

"Richt? Und wer wird das verhindern?" fragte der Jüngling erstaunt über den Ton der Worte Wouds.

Dieser that sich plötzlich Gewalt an und sprach mit einer verächtlichen Miene, die unzweifelhaft nur dazu diente, Ungebuld oder Erott zu verbergen:

"In der That, Sie sind Herr. Nehmen Sie mein Vertrauen auf Ihre Güte doch nicht übel. Ich wagte zu hoffen, daß der Herr sich aus Mitleid mit einer armen Dienstmagd erbitten ließe, und ich hoffe es noch aber Sie wollen mit mir über wichtigere Dingen sprechen; ich stehe zu Diensten."

Berthold ließ sich durch die gehobene Demuth Woud's irre machen und sagte mit ruhigem Tone:

"Nein, ich will nicht untersuchen, warum mein Theim so unbegreiflich erzürnt auf mich war, und wie er vor dem Erscheinen meines Buches mit meinem Gedichte „der Bucherer" bekannt geworden ist; und sollten auch Margrets Aeußerungen gegründet sein"

"Sie sind nicht gegründet, Margret ist eine Lästergunge."

"Das ist mir einerlei. Ich will Alles vergessen und ver-
gehen, aber unter einer Bedingung."

"Eine Bedingung, und welche?"

„Dass Sie mir Ihre Hilfe leihen werden, um zu einem
wöhnlichen Ziele zu gelangen.“

„Belieben Sie, es mir zu sagen“

„Wend, es wird sehr seltsam über meinen Theim und
über die Quelle seines Reichthums gesprochen. Man behauptet,
dass er Witwen und Waisen an den Bettelstab gebracht
habe. Ich bitte Sie, erklären Sie mir aufrichtig, was an
diesen Beschuldigungen wahr sein kann.“

Ein Schauer überlief die Glieder des Schreibers. Diese
Bewegung entging dem Jüngling nicht.

„Nun,“ sagte er, „sagen Sie mir offen und ehrlich, welche
Art von Handel wurde hier getrieben?“

„Welche Art von Handel?“ antwortete Wend. „So viel
ich glaube, ein ehrlicher Handel.“

„Ein ehrlicher Handel kann doch nicht den Untergang so
vieler Menschen zur Folge haben. Beweist mir also, dass die
Beschuldigungen der Leute falsch sind.“

„Machen Sie sich darüber keine Sorge, Herr Verthold,“
sprach der Schreiber mit erbenfelter Gelassenheit. „Es geht
es immer in dem Handel. Wer Geld verliert, ist gegen den
erzürnt, der es gewinnt, und wenn man kein anderes Mittel
hat, sich zu rächen, dann rächt man sich durch Verleum-
dungen.“

„Nun, ich werde deutlicher reden. Man nennt eine Witwe
Porrein, die ehemals eine gute Existenz hatte und nun mit
ihren Kindern auf einem Speicher wohnt und nicht einmal
das liebe Brod hat. Man sagt, dass das Erbe dieser Witwe
und ihrer Kinder in die Hände meines Theims gerathen sei.
Ist das wahr?“

„Das ist wol beinahe so,“ murmelte der Schreiber, „aber —“

„Aber wie? auf welche Weise?“

Rond zuckte schweigend die Achseln.

„Oa! Sie müssen es wissen, Sie, der Sie mehr als mein Oheim selbst die Geschäfte besorgten und abmachten.“

„Ich begreife Sie nicht, Herr,“ antwortete Rond mit einer bittern Miene der Ungeduld. „Wäre Ihr Vermuthen gegründet, ich würde aus Ehrerbietung gegen meinen Wohlthäter schweigen müssen. Es steht uns nicht zu, glaube ich, in Geheimnisse einzudringen, die er, wenn solche bestehen, wahrscheinlich mit in das Grab hat nehmen wollen.“

„In der That, Sie begreifen mich nicht? Lassen Sie mich Ihnen besser auseinandersehen, was meine Absicht ist. Seit drei Tagen habe ich viel gehört und vernommen, und obgleich mein Herz sich dagegen sträubte, den umlaufenden Gerüchten unbedingten Glauben beizumessen, so ist dennoch in meine Brust die traurige Ueberzeugung gedrungen, daß mein armer Oheim sich auf einem Irrwege befunden und daß er sich über die Gefährlichkeit gewisser Mittel, Geld zu gewinnen, getäuscht hat. Der Gedanke, daß Gott dort oben von meinem Oheim über seinen unglückseligen Mißgriff Rechenschaft verlangen wird, verfolgt mich Tag und Nacht und läßt mir keine Ruhe.“

Rond hatte die Arme über die Brust gekreuzt und den Kopf zwischen die Schultern eingezogen. Es schwobte ein Häßeln des Unglaubens auf seinen dünnen Lippen.

In dieser Haltung hielt er den Blick regungslos auf den Jüngling geheftet.

„Gewiß, wenn mein Oheim einen solchen Durst nach Geld hatte,“ fuhr Berthold fort, „so war das nur aus Liebe zu mir. Um zu meinem Vortheile ein ansehnliches Erbe hinterlassen zu können, hat er unbewußt vielleicht sein Gewissen beschwert und seine Seele in Gefahr gebracht. Nun denn, Mond, die Dankbarkeit legt mir Pflichten auf, die ich erfüllen will. Ich will die Leute auffuchen, welche durch ihre Geldgeschäfte mit meinem Oheim Schaden gelitten haben können; ich will das Unrecht wieder gut machen, und so die arme Seele meines Wohltäters von der Last befreien, die sie aus blinder Zuneigung zu mir auf sich geladen hat. Wenn Sie mir dabei behilflich sein wollen, so würde ich noch heute Trost und Labung den Unglücklichen bringen, welche Grund zu haben glauben, meinen Oheim bei Gott anzuklagen. Seien Sie wegen Ihres eigenen Legates unbesorgt. Von meinem Erbtheil werde ich Allem genugthun.“

„Ha! ha!“ rief Mond, „welcher wahnsinnige Gedanke! Man wird Sie auslachen.“

„Wer? Die Unglücklichen, die ich retten will, damit sie für meinen Oheim beten?“

Mond richtete den Kopf mit plötzlicher Dreißigkeit in die Höhe und, indem er seinen jungen Herrn fest in die Augen sah, sagte er halb scherzend:

„Sie sprechen von Dankbarkeit? Das Geld verschleudern, das Ihr Oheim mit so vieler Sorge zusammengepart hat; sein Gedächtniß durch Ihren unvorsichtigen Verwisp zu Schande machen, ihn in Ihrem Herzen unerbittlicher Gewinnssucht und — lassen Sie uns das Wort nur aussprechen

— des Wuchers beschuldigen, das nennen Sie Dankbarkeit! Sind Sie von Sinnen?“

Berthold stand da und starrte den Schreiber mit fragendem Erstaunen an.

„Ja,“ rief dieser, „es wundert Sie, daß der gemeine, der einfältige Mund so dreist zu Herrn Berthold Hobyn sprechen darf; aber ich habe ebenfalls Pflichten gegen meinen verstorbenen Wohlthäter zu erfüllen, und was auch geschehen mag, ich werde sein Gedächtniß gegen Ihre entehrende Untersuchung verteidigen.“

„Wond, Sie heucheln,“ sagte Berthold mit einem stolzen Blide, der den Schreiber einigermaßen außer Fassung zu bringen schien: „Es ist der Vorwitz nicht, der mich antreibt. In Stillen will ich wirken, um der Seele meines Theims durch Wohlthaten, welche ich in seinem Namen ausübe, Gnade vor Gottes Richterstuhl zu verschaffen — es müssen hier wol schreckliche Dinge geschehen sein, daß die Aurcht vor der Oeffentlichkeit Sie zittern macht. Warum mir nicht gutwillig gesagt, was ich wissen will? Die Papiere, welche da in der Kasse verschlossen liegen, werden mich ja doch auf die Spur von Allem bringen.“

Diese Worte erregten den Schreiber so, daß er aufsprang, als wäre er von einem geheimen Schlage getroffen worden. Er that einen Schritt vorwärts mit einer heftigen Geberde, die von einem plötzlichen Entschlusse zu zeugen schien; er blieb jedoch stehen, bemäaßerte seinen Zorn und marmelte hörbar vor sich hin:

„Nein morgen, morgen“

„Nun, es sei denn, morgen,“ sprach der Jüngling, da er

sich über die Bedeutung dieser Worte täuschte. „Ich hätte lieber den Tag des Begräbnißes meines Theims durch gute Werke und Wiederherstellung des geschehenen Unrechts geheiligt; aber ich will gern mit diesem Verzug einverstanden sein, wenn Sie versprechen, mir morgen behilflich zu sein.“

„Ich Ihnen behilflich sein?“ rief Mond. „Niemals! Sie sollen Nichts wissen, nein, nein, Sie, die Sie schon meinem Wohlthäter Lasterungen während seines Lebens ins Angesicht gesprochen haben, Sie sollen die Schwande nicht über sein Grab rufen; ich werde Sie schon daran verhindern.“

Der Jüngling wurde bleich vor Zorn.

„Unverschämter!“ stotterte er, „was dürfen Sie mir solche Vorschläge machen! Ich könnte Ihnen mit demselben Tone antworten, Ihnen sagen, daß Sie es sind, der meinem Theim zu dem Buhler verleitet hat, der Mißbrauch von seiner übertriebenen Sparsamkeit gemacht hat, um den Durst nach Geld in ihm zu entflammen, doch es ist überflüssig; ich verachte Ihre bescheuerte Beschuldigung zu sehr. Wenn Sie sich weigern, mir zu sagen, was ich wissen will, so werde ich es ohne Ihre Hilfe zu entdecken suchen Gehen Sie hin und lassen Sie mich allein.“

„Ein schallendes bitteres und höhnisches Gelächter war Mond's einzige Antwort.“

„Aber sind Sie denn von Sinnen?“ rief Berthold mehr und mehr erschauert. „Was gibt Ihnen doch die Ardebeit mir ins Gesicht zu lachen? Unverschämter! Waren Sie nicht der Diener meines Theims und sind Sie nicht nun auch der meinige, so lange Sie in diesem Hause verbleiben?“

„Ich lache,“ murmelte Mond mit einem Ausdruck des

Triumphes und des Hasses, „ich lache, weil Sie so unbegreiflich einfältig sind. Es besteht ein Testament, welches bis morgen geheim bleiben wird. Sie spielen hier den Herrn und Meister; aber Sie werden schon besser thun, noch damit zu warten, bis Sie den letzten Willen des Wucherers kennen. Sie sagen Margret auf die Straße, Sie weisen mir die Thür; das Testament allein kann uns sagen, wer dieses Haus verlassen wird, Margret oder Sie, oder ich — oder wir Alle zugleich. Wer kann das wissen?“

„Welche Vermessenheit!“ murmelte Berthold mit Verachtung. „Nun, lassen Sie mich jetzt in Ruhe. Ich will Ihre Hilfe nicht, und ich werde nach Gutdünken meine Pflichten gegen meinen Oheim ausführen.“

Indem er dieses sagte, wandte er sich nach der Casse und nahm den Schlüssel, der an der halbgeöffneten Thür hing.

Aber Mend, der dieses sah, sprang hinzu und rief:

„Hinweg von der Casse!“

„Immer besser! Sie wagen es, mir selbst Befehle zu geben?“

„Sie werden nicht öffnen, sage ich Ihnen.“

Der Jüngling riß eins von den eisernen Bändern los und öffnete die Thür der Casse ganz; aber dann fühlte er die beiden Hände Mend's an seinen Schultern und fiel beinahe rückwärts unter der unerwarteten Gewalt, welche der Schreiber anwendete, um ihn von der Casse zu entfernen.

Berthold richtete sich auf und ergriff seinen Gewaltthäter bei der Brust und warf ihn mit einem einzigen Stoße gegen das Pult.

Der Schreiber heulte vor Aerger und Wuth; er war

bleich und seine Wangen bebten; in seinen Augen leuchtete ein mattes Feuer, und dennoch zeugte der ganze Ausdruck seines Gesichtes von roher Freude.

„Sie werden mir dies bezahlen, ja bezahlen, hundertfach bezahlen!“ brüllte er, indem er sein Pult öffnete und Etwas zu suchen schien.

Berthold hatte die Arme über die Brust gelegt und sich mit dem Rücken gegen die Cassé gestellt. In dieser Haltung beobachtete er den Schreiber. Ein Ausdruck der Verachtung und des Stolzes lag auf seinem Gesichte.

„Ha! ha!“ rief der Schreiber mit einem Papier dem Jüngling nahe tretend. „Ich wollte alles Aufsehen vermeiden, so lange die Leiche noch im Hause bleiben würde; aber Sie zwingen mich zur Rache. Ich will Sie vor Aerger und Verzweiflung vergehen sehen. Da lesen Sie, das ist die buchstäbliche Abschrift des Testaments, welches Herr Robyn in meiner Gegenwart mit eigener Hand geschrieben hat.“

Berthold nahm das Papier und fing an zu lesen.

Unterdessen hielt Mond mit triumphirendem Blicke das Auge auf ihn gerichtet, und je mehr er den Jüngling erblickte und erzittern sah, wuchs der Ausdruck der ausgelassensten Freude und des unsäglichsten Genusses auf seinem Gesichte. Sein Feind war überwunden und er konnte ihm nun dreist und ohne Furcht den Fuß auf die Brust setzen.

Berthold ließ das Papier aus der Hand fallen und sah den Schreiber mit unglaublichem Erstaunen an.

„Ja, ja, mein lieber Herr, es ist so und nicht anders, scherzte Mond. „Alles, Alles für mich, Nichts für Sie. Das kommt davon, wenn man den Naseweisen spielt und

Berthe auf den sogenannten Bucher macht. Es ist theuer bezahlt. Aber was wollen Sie machen? Der Krug ist gebrochen."

Berthold ließ sich, seiner Aufregung und dem bösen Spotte Monks erliegend, sprachlos auf einen Stuhl fallen und sah mit tief empfundener Demüthigung zu Boden.

"Und wenn ich, ich, der verachtete Schreiber, Sie zur Thür hinausweisen wollte, würden Sie meinem Befehle wol zu widerstehen wagen?" fuhr Monk fort. "Aber ich bin vorsichtig; ich mache nicht gern Aufsehen und überdies wird das Testament erst morgen gelesen werden."

Gleich als wenn der Jüngling plötzlich seiner Aufregung Herr geworden wäre, erhob er sich und sagte mit Festigkeit:

"Es ist unmöglich! Sie betrügen mich. Ein solches Testament kann nicht vorhanden sein."

"Sie halten mich für kindisch genug, um so wie Sie zu handeln?" lachte Monk. "Bin ich nicht zu alt und zu klug, um die Haut des Bären zu verkaufen, bevor er gefangen ist? Wozu würde mir's helfen, wenn ich nur einen Tag triumphirte? Würde ich morgen nicht beschämt und gedemüthigt werden, wie Sie es jetzt sind?"

"Es ist abscheulich!" rief Berthold. "Sie haben mich verrathen, meinen Theim auf einen Irrweg geführt, mich bestohlen! Ich werde mein Recht fordern, Sie anklagen und das Schriftstück umstoßen, welches Sie einem kranken Greise mit schmutzigen Mänken abgenöthigt haben."

"Ihr Recht fordern? Das Schriftstück umstoßen lassen?"

erwiderte Mend mit seltsamem Mitleid in der Stimme. „Glauben Sie denn, daß Mend nicht weiß, wie ein Testament gemacht werden muß, um geschnäpzig und unantastbar zu sein? Ihr Theim hat es aus eigenem Antriebe geschrieben. Schmeicheln Sie sich selbst nicht mit einer lächerlichen Hoffnung!“

In Wertholds Busen gewann die Ueberzeugung Raum, daß er wirklich aller Hoffnung auf Erbschaft beraubt sei. In d. That, Mend war zu arglistig, um nicht alle Vorserge getroffen zu haben, die ihn den ganzen Besitz der ihm zuerkannten Nachlassenschaft sichern konnte.

„Wohlan,“ sprach plötzlich entschlossen der Jüngling, „es sei denn so, ich gebe. Mir ist, als wenn ich hier mit der Luft nichts Anderes einathmete, als Betrug, Bosheit und Schandthat. Vielleicht hat Gott in seiner Güte mich vor Verführung bewahren wollen. Meine Seele wird sich zum wenigsten durch das unehrliche Geld nicht beschämen; leben Sie wohl. Ich kann mich an Ihnen nicht rächen, es ist wahr — aber Sie verachten, verabscheuen wie ein Ungeheuer, das Sie sind; das zum wenigsten können Sie mir nicht nehmen.“

Er wendete sich der Thür zu und wollte die Schwelstube verlassen; aber Mend stellte sich vor ihn und sprach mit ruhigem Tone:

„Ich vergaß, Ihnen Etwas zu sagen.“

„Nein, nein, ich will Nichts mehr wissen,“ antwortete Werthold.

„Es ist ein Auftrag, den Ihr Theim mir gab, nachdem das Testament schon geschlossen war. Sie werden doch seine letzten Worte hören wollen.“

„Wehlan denn! Rasch! es treibt mich, von hier wegzukommen.“

„Bleiben Sie nicht in der Thür stehen; treten Sie wieder auf einen Augenblick in die Kammer ein.“

Berthold trat einige Schritte in die Schreibstube zurück.

„Das Testament war schon geschlossen,“ sagte Mond, „als ich Ihrem Oheim sagte, daß Sie arm sein und vielleicht Hunger leiden würden. Ich wollte ihn veranlassen, Ihres Namens in dem Testamente Erwähnung zu thun. Er verweigerte es, und mein Ersuchen schien ihn zu peinigen. Mit all meinen Bitten habe ich so viel bei ihm ausgerichtet, daß er mich beauftragt — oder vielmehr ersucht hat, denn es war nicht mehr sein Eigenthum — daß er mich ersucht hat, sage ich, Ihnen fünftausend Francs in Geld auszuzahlen, damit Sie Zeit hätten, sich irgendwo eine Stelle als Bureau-Schreiber zu verschaffen.“

„Lügner!“ rief Berthold. „Welchen neuen Betrug haben Sie eben wieder erfunden!“

„Es ist, wie ich Ihnen sage. Unterzeichnen Sie mir eine Quittung, und ich werde Ihnen die Summe augenblicklich einhändigen. Damit ist dann Alles unter uns abgemacht.“

„Ich will Ihr schmutziges Geld nicht!“ rief der Jüngling entrüstet. „Ein Almosen empfangen aus Ihren Händen! Ich würde mich selbst verachten — aber wahrlich, Sie sind von Sinnen.“

„Nun, nun, Herr Berthold lassen Sie mir es; es ist schon gut. Aber bedenken Sie wohl, was Sie thun, vielleicht werden Sie mehr als einmal darnach schmachten, in jedem

Alle. Ich will gegen Sie gut sein und das Geld unter der Bedingung zu Ihrer Verfügung bereit halten, daß Sie selbst kommen, mich darum zu bitten — Sie werden kommen, Sie werden kommen, zweifeln Sie nicht daran —

„Ich werde kommen?“ rief Berthold bitter spottend.
„Ha! Ich verachte das Geld und Sie und alle Diejenigen, die um Goldes willen ihre Seele, ihr Gefühl und ihre menschliche Würde verkaufen. Leben Sie wohl, und strecke ich jemals die Hand nach Ihnen aus, so verabscheuen auch Sie mich; denn ich werde mich selbst verabscheut haben.“

Berthold schritt hastig nach der Thür der Schreibstube, indem Mond ihm noch unter gemeinem Lachen nachsah.

„Sie verachten das Geld? Wie schnell werden Sie dessen Macht erfahren! Sie verabscheuen mich? Ha! ha! daß Sie das Wort nicht zu früh bereuen!“

Der Schreiber blieb eine Weile vor dem Pulte mit einem Ausdruck wüster Freude auf dem Antlitz stehen. Seine Brust wogte in freiem Gefühl, und er murmelte triumphirende Worte in sich; allmählich aber schienen seine Gedanken ernster zu werden; seine Gesichtszüge verfinsterten sich bald, und indem er den Kopf auf die Hand stützte, sagte er:

„Berthold wird sein Recht geltend machen, Schritte thun, um das Testament umzustößen. Auf welchen Grund An? Er weiß Nichts, er vermuthet Nichts. — Aber wenn Margret ein unverächtliches Wort aus ihrem Munde fallen ließe — Welch ein glücklicher Gedanke wurde mir eingegeben, als ich sie glauben machte, daß das Testament mangelhaft sei und umgestoßen werden könnte, weil das Datum darauf

fehle; sie meint darin ein Mittel zu besitzen, mich nöthigenfalls zu zwingen. Ihre Aufmerksamkeit ist ganz auf diese scheinbare Auslassung gerichtet, sie denkt an nichts Anderes mehr. Es ist, als ob sie Nichts wüßte Aber wenn **Berthold** einmal wirklich die Geschnmähigkeit des Testaments vor dem Gerichtshofe streitig machte, vielleicht würde man, indem man nach andern Gründen suchte, entdecken, was geschehen ist Doch nur ruhig, er hat kein Geld eine solche Klage durchzuführen Ach! wenn Kemeuer ihm behülflich sein sollte! Laura ist seine Verlobte“ Er rieb sich die Stirn, um tiefere Gedanken zu wecken — plötzlich entfuhr ihm ein Aendengeschei und die Aufregung ergriff ihn so, daß er mit dumpfer Stimme ausrief:

„O, welcher Gedanke! Laura könnte meine Braut werden!“

Aber ebenso rasch wurde sein Gesicht wieder finster, und gleich als ob die Muthlosigkeit in sein Herz eingekehrt wäre, schufte er:

„Nein, es ist unmöglich! Keine Anfrage würde Kemeuer lächerlich erscheinen, er würde Spott mit meinem Hochmuth treiben, wie mit einem unerhörten Wahnsinn“

„Wie kindisch ist meine Furcht!“ sagte er aber nach einem Augenblicke. „Durch diese erstaunliche Dreistigkeit werde ich allen Zweifel hinsichtlich der Geschnmähigkeit meines Erbes vernichten; es wird ein überzeugender Beweis des Vertrauens auf die Unumstößlichkeit des Testaments sein. Ja ja, sei nur dreiß, unverschämt und unerbittlich in Deinem Hochmuth; nur so verblendet und beherrscht man die Menschen. Laura meine Frau! Ein Erbe von viermalhundert-

tausend Francs! Gewiß, gewiß! was gibt es, das dem Glanze von einer Million widerstehen könnte! Und beüße ich nicht, was nöthig ist, um Memnaer wie einen Sclaven zu meinen Füßen kriechen zu lassen? Gut, gut, so werde ich dann meinem Feinde Alles rauben, seine Stelle einnehmen bis auf seine Liebe, ihn vor machtloser Maserie sterben lassen."

Gleich als hätte diese Eingebung ihn vor Glückseligkeit wahnsinnig gemacht, ließ er sich mit einem lautschallenden Lachen in den Sessel fallen, den Vertbeid so eben verlassen hatte.

V.

Eine Viertelftunde von der Stadt und ihren Vorhäusern entfernt lag der Kirchhof. Es war ein fast unabsehbares Feld, von allen Seiten mit einer niedrigen Mauer eingeschlossen und wie beherrscht und beschirmt von einem riesengroßen steinernen Kreuzbilde, welches mitten auf einer Höhe aufgerichtet war. Hier und da in großen Abständen voneinander entfernt, erhoben sich nur einige wenige Denkmäler über den Ruhestätten vornehmer Hingeshiedenen; aber nach der südlichen Seite hin, nicht weit von der Mauer, schienen die Brachtgräber, die Marmorkreuze und die vergoldeten Grabsteine seltsam gruppiert und gleichsam zu einem Gebüsch von behauenen Steinen absichtlich zusammengedrängt zu sein. Es waren mannigfache Lobeserhebungen und Sprüche auf diesen Denkmälern zu lesen. Man konnte leicht bemerken, daß hier der Hochmuth selbst über den Tod zu triumphiren schien; aber was allein deutlich aus den goldenen Buchstaben sprach, war das Zeugniß, daß die Leichen, welche darunter lagen — wenn sie noch nicht vermodert waren — im Leben Geld besessen hatten.

„Weiter den Kirchhof hinaus, auf der größten Fläche, da, wo man die Kinder des Volks und des arbeitenden Bür-

gers zu begraben pflegte, war Nichts, das die Ruhestätte eines Vaters, eines Sohnes oder eines Freundes erkennen lassen konnte, als nur vielleicht für die jüngst Verstorbenen eine kleine Erhöhung aufgeworfener Erde, die auch bald unter den Tritten der Todtengräber und der Besucher niedergetreten und geebnet sein wird.

Ueber der Erde herrschte also noch die stolze Ungleichheit durch des Menschen blinden Wahn. Die Reichen schienen in ihrem Hochmuth nach ihrem Tode noch fortzuleben; die Niedrigen für immer und ohne Andenken in einem Grabe ohne Umwandlung der Vergessenheit anheimgegeben zu sein und doch genossen Alle dieselbe Ruhe und Alle liegen Einer neben dem Andern in dem Schooße der Erde, als wäre der Kirchhof ein ausgedehntes Bett, in welchem eine Anzahl Kinder desselben Vaters schliefen

Es war der Morgen eines schönen Tages. Die Sonne goß ihre milden Strahlen über die Auren; sie spiegelte sich in den goldenen Buchstaben der reichen Denkmäler; aber auch für die armen Gräber hatte sie Licht und Wärme und küßte mehr Blumen auf, als ringsumher die kalten Steine

Einsam und still war der Kirchhof. Die Schmetterlinge flatterten fröhlich über die Grabeserde; die Bienen sammelten Honig aus den Grabesblumen; das Gras wiegte seine Palme über dem vermoderten Hebeln; die Vögel sangen und liebtesten einander auf den Gipfeln der prächtigen Grabmäler — und doch störte Nichts die unaussprechliche Ruhe des Todtenackers.

Eine Frau mit zwei Kindern trat auf den Kirchhof. Sie war arm; man konnte es wol an ihr bemerken, obgleich ihre

verschliffenen Kleider in ihrem Schnitte noch Etwas von ihrem frühern Wohlstande übrig behalten hatten. Ihr Antlig, das mehr durch Gram als durch die Jahre gealtert und bleich und mager war, hatte die feinen Züge nicht verloren. Ihre beiden Kinder — ein Knabe und ein Mädchen — waren gesund und rothwangig, vielleicht hatte der Sturm, der ihre Mutter gebrochen hatte, ihr unschuldiges Herz nicht getroffen.

Furchtsam und mit schüchternen Schritten folgten die Kinder ihrer Mutter zwischen den Gräbern, bis diese in der Nähe der Mauer stehen blieb und mit Besümmerniß umherblickte, als suchte sie auf dem Grabe eine bezeichnete Stelle wiederzuerkennen.

„Mutter, wo liegt nun der Vater begraben?“ fragte das Mädchen.

Die Frau schüttelte den Kopf in stiller Verzweiflung und indem eine Thräne in ihrem Auge zu glänzen begann, gab sie sich Mühe, an der Mauer gewisse Grabsteine zu entdecken, die sie auf die Spur desjenigen bringen mußten, was sie suchte.

„Liebe Mutter, wo liegt doch der Vater begraben?“ wiederholte das Mädchen.

„Schweige, Kind! Ich werde es wol finden,“ antwortete sie leise. „Man hat hier Etwas verändert.“

„Aber warum hast Du auch auf des Vaters Grab keinen Stein mit dem Namen gesetzt, wie da so viele stehen?“ fragte das Kind.

„Die dort begraben liegen, sind reiche Leute,“ sagte die Frau noch immer suchend. „Ach, mich dünkt, ich erkenne die Stätte.“

„Mutter, Mutter, welch' liebes Blümchen. Es ist ein Kaskelbchen, und es ist roth an seinen Blättchen,“ rief das Knäblein, während es sich zur Erde bückte und die Hand ausstreckte, um das Kaskelbchen von dem Stengel abzupflücken.

Aber die Mutter hielt den Kleinen plötzlich zurück.

„Rein, nein, Jöhännchen,“ sprach sie, „laß das Blümlein leben, es wächst auf dem Grabe Deines Vaters, Kind.“

„Wo liegt denn der Vater begraben?“ wiederholte das Mädchen zum dritten Male.

„Dort vor Deinen Füßen, Nennchen,“ antwortete die Mutter auf den Boden zeigend.

„Da? Wo? Es ist ja Alles eine Grasdecke.“

„Nun, Kinder,“ sagte die Frau, von den Worten Nennchens schmerzlich betroffen, „kniet nieder und betet mit mir für die Seele Eures armen Vaters: saltet Eure Händchen und betet zu Gott, daß er Euern Vater in dem Himmel belohne für sein bitteres Leben. . . .“

Die Kinder knieten neben ihrer Mutter ins Gras nieder. Die Worte: Vater unser, der Du bist in dem Himmel, kamen wiederholte Male von ihren Lippen. Lange Zeit säufelte das stille Gebet über die letzte Ruhestätte des Vaters, lange Zeit rannen Thränen von den Wangen der Frau, bis sie endlich ihre Traurigkeit bewältigte, sich aufrichtete und mit ihren beiden Kindern vom Grabe weggehen wollte.

„Ach Mutter, laß mich das Blümchen pflücken!“ flehte das Mädchen.

„Rein, Kneuschen,“ erhielt sie zur Antwort; „laß es wachsen, bis es von selbst auf dem Grabe Deines Vaters niederfällt.“

„Ach laß es mich pflücken, wenn es Dir beliebt, Mutter,“ bat das Mädchen von Neuem. „Du weißt nicht, wie froh ich sein werde.“

„Aber, liebes Kind, in einer Stunde ist das Blümchen in Deiner Hand verwelkt und verdorben.“

„Rein, nein, Mutter, ich werde es zwischen die Blätter meines Gebetbuches legen, da wird es trocknen, ich werde es aufbewahren und wenn ich dann in die Kirche gehe, wird das Maßliebchen mir immer sagen, daß ich für meinen Vater beten soll.“

„O, Du bist ein gutes Kind,“ seufzte die Mutter mit Thränen in den Augen; „nimm, nimm das Blümchen, ja, lege es in Dein Gebetbuch und bewahre es als ein Heiligthum der liebevollen Erinnerung“

Sie wies mit dem Finger nach der Mauer, und ihre Hand auf die Schulter des Mädchens legend sprach sie:

„Anna, Du bist älter, als Dein Bruder. Siehst Du dort in der Mauer die zwei groben Steine? Wirfst Du sie wol wiedererkennen? Wenn Du ihnen den Rücken zuckst und nach dem Kreuze da hinten siehst und zehn Männer-schritte von der Mauer entfernt gerade vorwärts thust, dann kommst Du auf die Stelle, wo Dein Vater begraben liegt. Betrachte Alles gut, Kind, und vergiß es nicht, denn es wird eine Zeit kommen, wo ich nicht mehr bei Euch sein werde, um Euch die Stelle zu zeigen.“

Sie entfernte sich von der letzten Ruhestätte ihres Gat-

ten und richtete ihre Schritte langsam nach der Stätte, wo die zahlreichen Grabmäler standen.

„Was ist das dort, Mutter?“ fragte Nennchen.

„Das ist die reiche Gde, Kind,“ antwortete die Mutter.

„Wenn ich groß sein werde,“ sagte Johännchen zu sich, „dann werde ich auch einen schweren Stein auf des Vaters Grab tragen; aber jetzt bin ich noch nicht stark genug.“

„Der Vater ist ja auch reich gewesen?“ fragte das Mädchen.

„Reich nicht, Nennchen, doch wohlhabend genug, um mit Ehren durch die Welt zu kommen.“

„Dann hatte er also viel Geld, Mutter? und wo ist das Geld?“

„Ach, liebes Kind, das kannst Du noch nicht begreifen; Dein Vater wurde betrogen und hatte Unglück in seinem Geschäft. Durch die Verhältnisse gezwungen, hat er Geld aufgenommen und ist in die Hände eines raubgierigen Wucherers gerathen; und nach einem bitteren Leben ist er gestorben vor Verdruß, arm und von Jedermann verlassen. . . .“

Der Todtengräber mit dem Spaten in der Hand trat auf den Kirchhof und näherte sich der Stätte, wo die Mutter mit ihren Kindern stand.

Er wies in die Ferne, feldwärts und sagte:

„Frau, Ihr müßt Euch aus dem Staube machen, denn seht einmal, was hinten auf dem Steinwege herankommt, alle die Kutschen; der Kirchhof wird sogleich voller Menschen sein.“

Die Augen in die Ferne auf den prächtigen Felchenzug gerichtet, fragte die Frau:

„Es ist gewiß eine vornehme Person, welche begraben wird, ein hoher Beamter, oder ein berühmter Mann?“

„Das weiß ich nicht,“ antwortete der Todtengräber, „aber er war Millionen reich. Ihr kennt ihn wol, die ganze Stadt kennt ihn, es ist der alte reiche Robyn“

„Robyn!“ schrie die Frau zitternd vor Ueberraschung. „Robyn kommt, kommt, liebe Kinder, verlassen wir diese Stätte.“

„Sie zog ihre Kinder über den Pfad fort, um die große Oefte zu erreichen. Unterwegs rief sie, die Augen zum Himmel gerichtet:

„Gott, warum lässest Du solchen Spott unter Deinen Augen zu! Er, der Mörder meines Ehegatten, mit solcher Pracht begraben, während die Kinder, seine Schlachtopfer, kaum das Grab ihres Vaters zu finden wissen! — „Nennchen,“ sprach sie, dem Mädchen den Leichenzug zeigend, „stehst Du hinten die Kutsche mit flatternden Federbüschen, mit all dem blinkenden Gold, mit den glänzenden Vorhängen von rother Seide? O wüßtest Du, Kind, wer es ist, den man darin wie auf einem Throne zum Grabe führt, Du würdest zittern, Dein noch so unschuldiger Mund würde seinen Namen“

Aber — als hätte dasjenige, was sie sagen wollte, sie erschreckt — sie hielt sich zurück und schwieg.

Das Mädchen sah sie fragend an.

„Nein, nein,“ rief die Frau, „am Rande des Grabes beginnt das Reich der Gerechtigkeit. Gott sei der Richter zwischen Beiden! Ach, die arme Seele des Sünders; daß

der Herr in seiner Strenge sie nicht zur ewigen Ruhe verdamme!“

Indem sie diese Worte sprach, wick sie mit ihren Kindern auf die Seite des Kirchhofs, um dem ankommenden Leichenzug nicht auf ihrem Wege zu begegnen.

Die Autschen hielten vor dem Thore des Kirchhofs still. Während einige bezahlte Träger den Todtensarg auf ihre Schulter nahmen, stiegen alle Personen, die der Leiche folgten, aus den Wagen auf den Steinweg und ordneten sich nach Rang und Verwandtschaft zu einem Zuge. So zog man langsam durch das Thor.

Vertheld ging unmittelbar hinter der Kahr. Er war bleich und übermäßig angegriffen; aber er senkte den Kopf bis auf die Brust, als versuchte er seinen Aerger vor den Blicken Derer, die ihm folgten, zu verbergen. In der That, Jedermann hielt die Augen auf ihn gerichtet, Alle sprachen mit erzwungenem Lächeln von ihm, dem Glücklichen, der nach ihrer Meinung eine Million erben sollte und doch so gut Trauer und Schmerz zu heucheln verstand. Nach dem Jüngling folgten einige reiche Leute mit majestätischer, vornehmer und gleichgültiger Miene, die zwar mit dem alten Robyn niemals in Berührung gekommen waren, aber hier in vollem Ernste Zeugniß von ihrer Ehrerbietung vor dem Gelde abzulegen kamen.

• Hinter ihnen schritt Mond, der Schreiber, mit einem weißen Schnupftuch vor den Augen. Er schien so sehr von Betrübniß und Leid überwältigt, daß er auf seinen Knien wankte; ja, ein einfältiger Zuschauer — getäuscht über die große Liebe eines Dieners zu seinem Herrn — hatte den

Schreiber beim Arme gefaßt, um ihn auf seinem Gang nach dem Grabe zu unterstützen.

Weiter nach dem Ende des Juges kam Conrad, der **Werkus**, einhergeschritten. Er folgte der Leiche aus Liebe zu Berthold und um den Menschen zu ehren, der, auf welche Weise es auch sein mochte, sich abgemüht hatte, um für seinen jungen Freund, den Dichter, ein schönes Erbe zu ersparen

Bald war der Sarg in die Erde gesenkt, bald hatte der Todtengräber seinen Spaten gefaßt, um zwischen dem Licht der Sonne und der Finsterniß des Todes eine ewige Scheidewand aufzurichten. — Aber nun trat eine Person mit einem Papler in der Hand hervor, um eine Leichentrede zu halten.

Auf dem Angesicht Vieler zeigte sich ein unterdrückter Ausdruck der Neugierde und des Spottes. Was konnte man noch bei der letzten Ruhestätte des alten Wucherers zu seinem Lobe sagen?

Der Redner nannte Robyn seinen Freund — es ist eine gute Empfehlung in der Welt, der Freund eines so reichen Mannes gewesen zu sein. — Dann sprach er von seinem hohen Handelsgeiste und nannte ihn einen vernünftigen und verständigen Financier. Er wies nach, wie er sein ganzes Leben trotz seines Reichthums in Arbeit und Sorge zugebracht habe; er erwähnte seine Anspruchslosigkeit und Sparsamkeit und hob seine Stimme, als er Robyn als einen barmherzigen Mann, die Zuflucht der Unglücklichen, der Wittwen und Waisen schilderte, die niemals seine Thür verschlossen fanden, wenn sie in Noth und der Hülfe bedürftig

waren. Am Ende rief er mit einer angenommenen dumpfen Stimme dem Todten zu:

„Nobyn, edler Mann, nützlicher Bürger, treuer Freund, die Erde sei Dir leicht — lebe wohl! —“

Während der Redner sich den Schweiß von der Stirn wischte, kamen Viele von den Zuhörern zu ihm, drückten ihm die Hand und wünschten ihm wegen der schönen Rede, die er gehalten hatte, Glück. Ob sie Wahrheit entbielt, darum kümmerten sie sich wenig. Einige lachten sogar laut auf über das, was sie des Redners Schlaubeit nannten — der Sarg war in das Grab gesenkt, ihre Pflicht in den Augen der Welt gethan und — Nobyn schon vergessen

Als nun die Anwesenden in lebhaftem Gespräch sich zu den Wagen begaben, um nach der Stadt zurückzufahren, näherte sich Werthold seinem Freunde, dem Musikus und flüsterte ihm ganz außer sich ins Ohr:

„Conrad, ich bitte Sie, bleiben Sie bei mir, ich muß Ihnen etwas Wichtiges sagen.“

Als sie außerhalb der Umzäunung des Kirchhofs gekommen waren, ging Werthold an einem Wagen vorbei, auf dessen Tritt Monk schon einen Fuß gesetzt hatte, um einzusteigen; aber kaum hatte der Schreiber seinen jungen Herrn bemerkt, so sprang er herunter, hielt den Wagenschlag geöffnet und sagte, indem er sich tief vor Werthold verneigte, zu ihm in spottendem Tone:

„Liebt Herr Nobyn in die Aulche zu steigen? Sein gehorsamer Diener wird wol noch ein Plätzchen finden.“

„Giftiges Ungeethüm!“ entgegnete Werthold, einen flammenden Blick der Verachtung auf den Schreiber werfend.

Er faßte seinen Freund Conrad beim Arme und entfernte sich mit ihm auf einem Nebenwege.

Einen Augenblick danach sahen Alle wieder in den Wagen. Den Pferden wurde die Peitsche gegeben und derselbe Zug, der so langsam und scheinheilig in stiller Trauer nach dem Kirchhof gegangen war, flog nun über den Steinweg mit solcher Schnelligkeit und solchem Geräusch, als führte er eine lustige Gesellschaft nach der Airmes.

„Nun,“ fragte Conrad, als er ganz allein mit Berthold war, „was haben Sie mir zu sagen? Es ist nichts Anderes, als der Ernst dieser Feierlichkeit, welcher Sie so aufregt. Ich sehe es.“

Der Jüngling legte seinen Kopf an Conrads Brust und senkte schmerzlich:

„Ach, ich bin so unglücklich, beklagen Sie mein Loos, die Zukunft macht mich zittern.“

„Aber reden Sie doch, Berthold! Hat ein unvorhergesehenes Unglück Sie getroffen?“

Den Kopf erhebend antwortete Berthold in verzweifeln-dem Tone:

„Conrad, Freund, ich bin arm, ärmer als Sie.“

„Was soll das bedeuten? Ich begreife Sie nicht.“

„Mein Oheim hat mich enterbt.“

„Enterbt? Zu wessen Vortheil?“

„Nond hat Alles.“

„Himmel! Meine Ahnung war doch begründet. Ich habe immer befürchtet, daß der scheinheilige Gleisner Ihren Oheim in seinen letzten Tagen betrügen würde; aber bis so weit, das ist unmöglich!“

„Und doch ist es so. Mond hat meinen armen Theim hintergangen, ihn gegen mich aufgereizt. Ohne es zu wissen, hat Margret mir geoffenbart, wie es geschehen ist. Mit meinem Gedichte, der Bucherer, in der Hand hat er dem kranken Greis ein Testament abgezwungen“

„Aber dieses Testament müssen Sie umstoßen lassen, Berthold, es kann nicht gesetzlich sein.“

„Gibt das Gesetz meinem Theim nicht die Freiheit, über seine Güter nach seinem Gutdünken zu verfügen?“

„Das ist einerlei. Sie müssen gegen das Testament das Recht in Anspruch nehmen. Es können Formfehler darin sein.“

„Gute Hoffnung, Conrad. Als mein Theim das Testament schrieb, stand Mond bei ihm. Mond ist schlau und er weiß gar zu gut, wie ein Testament aufgesetzt werden muß, um unantastbar zu sein. Das Loos hat mich unwiderruflich getroffen.“

Conrad zitterte vor Ueberraschung, als ob nun erst eine traurige Gewißheit in ihm aufgestiegen wäre. Er sprach nicht und schien in schmerzliche Betrachtung versunken zu sein.

„Ach, ich habe gehandelt wie ein Blinder, wie ein Wahnsinniger,“ rief der Jüngling. „Ich wußte, daß Mond ein Heuchler war. Mein Inneres sagte mir, ich solle ihm nicht trauen; wäre ich nicht so unbefonnen und so sorglos gewesen, so hätte ich mit einem Worte meinen Theim vor seiner Verblendung bewahren können; aber wer sollte an solche arglistige Bosheit glauben können!“

„Wehe!“ seufzte der Musikus, „weil der Künstler die

arglistige Bosheit für unbedeutend hält und sie verachtet, darum wird er ihr Schlachtopfer."

Es folgte nun ein Augenblick trauriger Stille. Beide hielten schweigend den Blick auf den Boden.

Plötzlich schüttelte Conrad den Kopf, als wollte er sich von dem Drucke der unheilverkündenden Nachricht befreien. Die Hand seines Freundes ergreifend sagte er mit lauter Stimme:

"Armer Berthold, es ist ein großes Unglück, so viel Geld zu verlieren; aber glauben Sie nicht, daß in dem menschlichen Herzen noch andere Quellen des Lebensgenußes und des Seelenfriedens sind?"

"Geld?" rief der Jüngling mit sicherhafter Weiberde. "Ich verachte, ich verabscheue das Geld. Nun weiß ich, wie viel Flecken an einem Goldstücke sein können"

Den Kopf neigend, setzte er mit trüber Stimme hinzu:

"Aber ich fühle die grausame Macht des Geldes. Ich zittere an allen meinen Gliedern, der Schrecken beklemmt meine Brust. Geld wäre Nichts, aber Laura, Laura!"

"In der That, Laura, Laura!" wiederholte der Musikus fast unhörbar.

"Ach, werde ich, der arme unglückliche Dichter noch mein Auge zu ihr erheben dürfen? Wird Herr Aemenaer seine Thür nicht vor dem Künstler, der ohne Erbe ist, verschließen?"

In schmerzlichem Zweifel zuckte Conrad die Achseln.

"Also," rief Berthold hoffnungslos aus. "ich werde nicht mein Geld, das ich gering schätze, beraubt worden sein; sondern auch der Traum meiner Seele, das Glück meines Lebens, das Licht meiner Zukunft, Alles, Alles wird

mir mit dem Gelde genommen. Wir irren, wir irren, Conrad. Das Geld ist wirklich der Quell von Allem. Ich könnte ich mein Herz mit Gewalt darauf hinstellen, ich würde wie die Andern das Geld schätzen und lieben, als die einzige, wahre Macht auf Erden."

Der Musikus sah seinen verzweiflungsvollen Freund mit tiefgefühltem Mitleid an — ob er es nur that, um Trost in seinen Bufen zu senken, oder ob er wirklich glaubte, daß des Jünglings Furcht übertrieben sei, er versuchte ihm die Hoffnung einzulösen, daß der Verlust seines Erbes für ihn die schlimmen Folgen nicht haben würde, die ihm so schreckenerregend vor der Seele standen.

"Kommen Sie, Verthold," sagte er, "mäßigen Sie den Flug Ihrer leicht erregbaren Einbildung. Lassen Sie uns lustwandeln nach der Stadt gehen. Die Stunde naht heran, daß ich bei Herrn Remenaer meine Clavierstunden geben muß. Was fürchten Sie? Glauben Sie, daß Laura Sie darum weniger lieben wird, weil Sie ihr mit Ihrer Hand kein großes Vermögen mehr bieten können? Sie kennen Laura nicht, wie ich sie kenne. In Ihrem Herzen liegt ein Schwag von Edelmuth, von eigenem Willen und Größe verborgen. Mich würde es gar nicht wundern, wenn sie desto eher Ihre Braut werden wollte, weil Ihre Lage ihre Liebe und ihre aufrichtige Gesinnung auf die Probe zu stellen und herauszufordern scheint. Verzweifeln Sie nicht. Laura ist kein Mädchen wie andere. Sie sieht das Geld für nichts Anderes an, als für die Quelle des Lebensfriedens"

"Aber Herr Remenaer!" seufzte der Jüngling. "Für ihn ist das Geld Alles."

„Sie meinen es, Berthold. Es gibt doch Etwas, das Herr Remenaer mehr liebt, als Geld; Etwas, für das er, wenn es gefordert werden sollte, selbst sein Geld hingeben würde.“

„Was kann das sein?“

„Das Glück seines einzigen Kindes, seiner Laura. Nur weil er glaubt, daß das Geld ihr ein heiligherwerthes Loos auch dann noch sichern könne, wenn er diese Welt verlassen habe und weil er eine so große Liebe zu seinem Kinde hegt, strengt er all seine Kräfte an, um seine Geldmittel zu vermehren. Wenn Laura einmal erklärte, das glückliche Leben, das Sie mit ihr genossen haben, nicht aufgeben zu wollen, wenn sie durch den Gedanken ihrer Trennung in ihrem Herzen verwundet, krank würde und hinzusiechen drohte, Herr Remenaer würde Sie selbst bitten, sein Kind zu retten, seine Laura ihm zu erhalten.“

„Dank, Dank,“ sagte ruhig der Jüngling. „Sie täuschen mich vielleicht, aber mein kranker Geist nimmt so vertrauensvoll die frohen Lichtstrahlen, die Sie vor meinen Augen zaubern, auf.“

„Seien Sie versichert, Berthold, Laura wird zu Gunsten Ihrer Liebe einen muthigen Kampf gegen die Geldliebe ihres Vaters bestehen. Es wird einige Zeit währen, es wird ihr vielleicht viele Thränen kosten, aber dennoch werden Sie triumphiren. Sie sehen wol, Berthold, daß Sie sich mit Unrecht der Verzweiflung überliefern. Gewiß wird diese unerwartete Wendung in Ihrer Lage Herrn Remenaer überraschen und betrüben. Wenn er der ersten Einsprache seines Herzens nachgeben sollte, würde er unzweifelhaft seine Thür

vor dem armen Dichter verschließen, so wie Sie sagen; aber die liebevolle, die starkmuthige Laura ist da, das kalte Urtheil durch Bitten abzuwehren. Urtheilen Sie über Ihre edle Freundin nicht, bevor sie diese Probe bestanden hat. Harren Sie aus mit Vertrauen, der Erfolg wird Ihnen den Frieden und die Freude des Herzens wiederschenken."

"Möchten Sie Wahrheit sprechen!" rief der Jüngling, indem er im Geheh die Hand seines Freundes dankbar drückte. "O, dann würde ich Gott segnen für das, was geschehen ist. Ja, ja, Conrad, denn das Geld meines Theims würde mir keine Ruhe gelassen, es würde mir das Herz mit Gewissensbissen erfüllt haben Sie wissen es nicht, aber dieses Geld, es sind die gesammelten Thränen der Witwen und Waisen, die Klagelaute der Unglücklichen, die Mitleidstropfen der hoffnungslosen Hausväter, mit einem Worte: mein Urtheil wäre die Frucht des gemeinsten Buchers gewesen."

"Ich wußte oder ich vermuthete es wenigstens seit langer Zeit," sagte der Musikus; "aber ich wollte Ihrem unschuldigen und zartfühlenden Herzen einen dauerndenummer ersparen"

Möglich den Ton verändernd, sagte Conrad mit mehr Ruhe:

"Nun bewahren Sie die Hoffnung, bis Sie wissen, ob das Schicksal Ihnen wol so feindselig ist, wie Sie befürchten. — Sie werden Ihre Wohnung verlassen müssen, mit dem bösen Mond können Sie nicht lange unter demselben Dache ruhen."

"Ich lehre nicht wieder nach Hause zurück," antwortete Berthold. "Es ist zwischen Mond und mir eine heftige Gr-

Nahrung erfolgt. Für Nichts in der Welt würde ich an der Thür dieses abscheulichen Betrügers klingeln. Sein Anblick allein tödtet mich durch Demüthigung und Scham."

"Aber wozu haben Sie sich entschlossen? Wo werden Sie wohnen?"

"Ich weiß es nicht."

"Haben Sie Geld?"

"Auf meinem Zimmer liegt noch ein wenig Geld. Drei oder vierhundert Francs glaube ich. Aber noch lieber ging ich vor Hunger zu Grunde, als daß ich hinging, sie dort zu holen."

"Lassen Sie dies meiner Sorge anbefohlen sein, Berthold; ich brauche mich nicht zu schämen, in Ihrem Namen das zu verlangen, was Ihnen gehört — hat denn Ihr Oheim Ihnen gar Nichts hinterlassen?"

"Nichts. Mond wollte mir fünftausend Francs geben. Er sagt, daß mein Oheim auf sein Zureden ihn darum ersucht habe."

"Und Sie haben die fünftausend Francs nicht angenommen? Mit dieser Summe könnten Sie doch immerhin bessere Verhältnisse abwarten."

"Ein Almosen von Mond annehmen? Ich?" rief Berthold mit Entrüstung. "Sein Betrug, seine Falschheit gutheißen durch die Annahme einer Entschädigung? Da! Sie wollen mich auf die Probe stellen, Conrad. — Hätte Mond die Summe mir in die Hand gelegt, seien Sie versichert, ich würde sie ihm in das gleichnerische Gesicht geworfen haben — das Geld soll bereit liegen bleiben, bis ich in Person komme, ihn darum zu bitten. Mond sagt, daß ich kommen werde, daß

ich, von Noth gezwungen, ihn bitten werde, mir das angebotene Almosen zu geben. Mache ich mich jemals einer solchen Freigebigkeit schuldig, o dann verachten Sie mich, Conrad, denn ich werde dann wol tief in dem Schlamm der Erniedrigung versunken sein — sprechen Sie nicht mehr davon, es peinigt mich“

„In der That, Sie haben Recht,“ sagte Conrad, „reden wir nicht mehr davon. Ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen. In dem Hause, worin ich eine Kammer bewohne, steht ein schönes Zimmer leer. Es ist gut meublirt; seine Thür ist der meinigen gerade gegenüber. Miethen Sie es, bis Sie wissen, was Sie weiter thun sollen!“

„Miethen Sie es! Aber Geld?“

„Denken Sie nicht daran. Conrad ist nicht reich, aber er hat immer pünktlich bezahlt und genießt das Vertrauen der Hauswirthin. Er wird für Sie verantwortlich bleiben.“

„Aber am Ende des Monats?“

„Einen Monat werden Sie nicht dableiben, Verthold, und sollte die Entscheidung des Herrn Remenaer gegen alle Wahrscheinlichkeit länger als einen Monat auf sich warten lassen, wohlan! Conrad wird dann für seinen Freund bezahlen Warum doch so gesprochen? Morgen werde ich Ihnen das Geld holen, das Sie auf Ihrem Zimmer liegen gelassen haben. Es mir verweigern, wäre ein dummer Diebstahl. Mund ist zu schlau, als daß er sich für so Weniges in einen gefährlichen Streit verwickelte. Nun, dann haben Sie genug für mehr als einen Monat. Also, es ist eine abgemachte Sache. Nach meiner Clavierstunde werden wir das

schöne Zimmer neben meiner Stube mietthen. Sie werden wohnen wie ein Herr und ich werde immer bei Ihnen sein, Berthold, Sie trösten und Sie ermutigen, Ihr Loos zu ertragen."

"Guter Freund!" antwortete der Jüngling. "Mein Unglück hat Ihre Zuneigung zu mir vergrößert. Wenn Alles sich gegen mich wenden sollte, würden Sie doch den armen Berthold nicht verlassen. Bei Ihnen sein, mit Ihnen zusammenwohnen, zusammen von Kunst und Zukunft träumen, unsere Empfindungen einander austauschen es ist ein Glück, wofür ich meinen Blick dankbar zum Himmel erhebe wenn mein Herz nicht von einer traurigen Furcht beklommen wäre, ich würde fröhlich sein und jauchzen aber die vermaledeite Nacht des Geldes! Laura! Jetzt, wo ich ihre Wohnung sehe, fühle ich einen kalten Schauer meine Glieder durchrieseln. Ich bin beschämt — sollte ich es wagen dürfen, Sie zu begleiten, Conrad? Himmel, ich bin in der That derselbe Mensch nicht mehr; alle Gemüthskraft verläßt mich; ich habe nicht mehr das Recht, zu lieben. — Flehen, zittern, erröthen, o! — Gibt das Geld nichts Anderes, so gibt es zum wenigsten Muth und Vertrauen."

"Was sind Sie doch so veränderlich in der Gemüthsstimmung, Berthold!" bemerkte der Musikus. "bald getröstet, bald traurig, bald froh, bald verzweifeln; Sie müssen sich bezwingen und vernünftig sein. Kommen Sie, halten Sie Ihr Haupt emporgerichtet, und demüthigen Sie sich nicht aniplos vor Herrn Remenaer. Er darf die unerwartete Nachricht durch Niemand vernehmen als durch Sie. Fürchten

Sie nicht, sagen Sie dreißt, was ihnen geschehen ist — kommen Sie, ich werde klingeln.“

Das Thor wurde geöffnet — auf die Frage Conrads antwortete die Magd, daß Herr Aemenaer nicht zu Hause sei, Fräulein Laura aber in der Laube am Ende des freien Platzes nach dem Garten hin säße.

Verthold zitterte. Eine Rührung, die ihn selbst überraschte, hatte ihn ergriffen. Vorher hatte er mit erhobenem Blick, mit frohem Gemüth und unbeschränktem Vertrauen diese Stelle betreten — nun hing ihm der Kopf auf die Brust, sein Busen war beengt und auf seiner Wange glühte die Schamröthe.

Mit solcher Bedängstigung näherte er sich dem Gartenhause — aber kaum hatte er den schüchternen Blick auf Laura gerichtet, als ihm ein schmerzhafter Schrei entfuhr und er die Augen mit den Händen bedeckte, um die Thränen zu verbergen, die plötzlich wie ein Strom aus seinem bewegten Busen aufwallten.

Was hatte er denn gesehen, das ihn so heftig getroffen hatte? Conrad selbst sah ihn mit Erstaunen an.

Als der Jüngling sich unerwartet vor dem Gartenhause zeigte, hatte er Laura überrascht, als sie in stiller Träumerei damit beschäftigt war, einen Kranz zu flechten. Die Blumen, die sie dazu sammelte, hatte sie von Orangenbäumen genommen; aus diesen schneeweißen Blüthen hatte sie einen duftenden Kranz gewunden einen Brautkranz. — Dieses Zeichen einer süßen Hoffnung hatte den Jüngling mit Schrecken und Betrübniß erfüllt.

Laura und Conrad sahen ihn an, die Eine mit Angst,

der Andere mit Verwunderung, aber bevor noch Einer von ihnen ein Wort sprechen konnte, ließ Berthold sich auf die Bank des Gartenhauses niedersinken und rief mit tiefbetäubender Stimme:

„O, meine gute Laura! Dein himmlischer Traum wird sich nicht verwirklichen. Zerreiße, zerreiße den Krang! Bei seinem Anblick blutet mir das Herz“

„Was ist Dir, Berthold?“ fragte das Mädchen zitternd. „Um Gottes willen, sprich deutlich. Deine Aufregung erschreckt mich.“

„Ach Laura,“ schrie er, „ich besitze Nichts mehr in der Welt, ich bin arm, mein Oheim hat mich vor seinem Tode enterbt!“

Das Mädchen sah ihn mit Unglauben an.

„Roud hat meinem Oheim ein Testament abgezwungen. Er ist Erbe von Allem.“

„Roud?“ rief das Mädchen mit einer Miene der Erbitterung und Verachtung; „o, das ist also der Grund des geheimen Abscheues, den mein Herz vor ihm fühlte. Ich hatte ein Vorgefühl von dieser bedenklichen Falschheit. Ich schauderte, wenn ich ihn sah, als sähe ich voraus, daß er denjenigen, den ich liebe, unglücklich machen würde — und er hat Dich Deines Erbtheils beraubt, die Schlange, die kriecht und sich verbirgt, um Gift zu speien — unglücklicher Berthold, Du darfst darum nicht weinen Gott wird den Betrüger wol finden“

Auf indem sie dieses sagte, vergoß sie selbst Thränen.

„Es ist ein trauriger Vorfall, nicht wahr, Laura?“ seufzte Berthold. „Du fühlst ebenfalls, daß Alles, was wir

Schönes und Glänzendes von unserm künftigen Leben hoffen durften, nun verschwunden sein kann, wie ein Traum, der Nichts als Traurigkeit zurückläßt Vielleicht ist es das letzte Mal, daß ich in Deiner Gegenwart den süßen Namen einer Geliebten aussprechen darf.“

Laura sah abwechselnd den Jüngling und den Musikus an. Ihre Thränen hatten aufgehört zu fließen, ihr Angesicht drückte nur Schrecken und Erstaunen aus.

„O Laura,“ fuhr Berthold fort, „ich vergieße keine Thränen über den Verlust des Erbtheils, aber das Herz bebt mir aus Furcht vor einem größern Unglück. Ich glaubte, daß Gott Dich hätte geboren werden lassen, meine Braut zu sein; in dieser bezaubernden Uebergengung schaute ich vor mich hin in die hellere Bahn unseres Lebens und ich sah Nichts als Sterne des Friedens, der Freundschaft und des Glücks, welche in dem reinen Himmel unserer Ehe und unserer Liebe lächelnd glänzen würden. Wer weiß, Geliebte, wer weiß, ob das mißgünstige Geschick uns diesen Himmel nicht für ewig geschlossen hat!“

Die Stimme Bertholds war bei diesen Worten so tief und von Schmerz erfüllt, daß Laura von ihr betroffen einen Schrei des peinlichsten Mitleids ausstieß; sie sagte zitternd des Jünglings Hand.

„Aber was willst Du sagen, Berthold?“ rief sie. „macht dieser Unglücksfall Dich wegen meiner Liebe besorgt? Nein, nein, erkenne meine Treue nicht. Ich habe Dich nicht geliebt, weil Du einmal reich an Geld und Gut werden würdest; was mich träumend einen Brautfranz flechten ließ, das ist der Reichtum Deiner Seele, die reine Zartheit Deines

Hergens und Dein edles Gemüth; was ich an Dir liebe, ist der Freund Gottes und der Menschen, der Tugend, der Schönheit und der Kunst. Hat ein verruchter Geldteufel Dir das Erbe Deines Oheims geraubt, so hat mein Bräutigam von den Schätzen der Seele noch Nichts verloren. Sei getrost und muthig, Berthold; bedenke, daß Deine Thränen mich verlegen. Du mußt ein stärkeres Vertrauen auf Laura's Treue setzen."

"Du Engel von Edelmut, verehrungswürdiges Herz der Güte," seufzte Berthold, mit einer Stimme, die in den Thränen der Bewunderung erstickte.

"Er befürchtet, Fräulein, daß Ihr Vater Sie Beide von einander trennen werde," sprach der Rufus, augenscheinlich um seinem Freunde beihilflich zu sein und der Unterredung eine zweckmäßigere Richtung zu geben. „Herr Remenaer schätzt das Geld sehr hoch."

"Mein Vater, ja, mein Vater," sagte das Mädchen bedenklich.

"Seine Entscheidung ist es, die mir Schrecken einflößt, Laura," sagte Berthold. „Ich bin arm, ich besitze Nichts mehr, als eine ungewisse Zukunft. Er wird mich fragen, mit welchen Mitteln ich Dir in der Gesellschaft eine Stellung sichern kann, die Deinem Stande angemessen ist. Was wirst Du ihm antworten? Wird er nicht mit Verachtung auf den armseligen Dichter herabblicken. Gott! wenn er mich wirklich verstoßen, mich von Dir scheiden sollte, um Dich die Braut eines reichen Mannes werden zu lassen, wehe! es würde mir anstatt des geträumten Glücks Nichts übrig bleiben, als ein unerträgliches Leben und ein bitteres Dasein"

„Was Du befürchtest, wird nicht geschehen.“ sprach das Mädchen mit einer gewissen Festigkeit in der Stimme. „Mein Vater liebt das Geld in der That, er sagt es wenigstens; aber er fügt stets hinzu, daß er es nur darum hochschätze, weil es mich glücklich machen könne. Nun denn, von Dir geschieden, kann ich nicht glücklich sein, Berthold; ich werde es ihm begreiflich machen, ich werde, wenn es nöthig ist, ihn bitten, stehen, vor ihm knien. Er wird mich nicht krank werden, nicht vor Trauer sterben lassen; nein, nein, dazu ist seine väterliche Liebe zu innig. Er hat von den Mitteln des Lebensglückes andere Ansichten als wir; aber meine Thränen werden ihn erweichen.“

„Und wenn er sich weigerte? Ach Laura, dann höre ich vielleicht niemals Deine Stimme.“

„Wenn er sich weigerte,“ wiederholte das Mädchen mit stolzem Blicke, „dann würde ich bis an das Ende meiner Tage bei meinem Vater bleiben und Dich doch in meiner Seele fortan lieben. Ach Berthold, glaube nicht, daß Laura ein Mädchen ist, die man gegen ihren Willen für den Preis eines großen Vermögens weggibt, ich will meinen Vater achten und lieben; aber Pflichten übernehmen, die ich nur scheinbar erfüllen kann? mich zu einem ganzen Leben von Heuchelei verurtheilen lassen? Niemals! Niemals! Du wirst mein Bräutigam sein, oder kein Mann auf Erden wird jemals mein Jawort empfangen.“

Der Jüngling sprach Worte des Dankes und der Bewunderung, aber Laura ließ ihm nicht die Zeit, seiner Mühsung Lust zu machen. — Indem sie sich erhob, sprach sie mit einem von Ruth und Stolz leuchtenden Blicke:

Keine Furcht, Berthold, wenn man uns von einander trennen sollte, ich würde unglücklicher sein als Du. Die Liebe zur Kunst würde Dein Herz noch ganz erfüllen können; in ihrer Ausübung und in der Freiheit des männlichen Lebens würdest Du, wenn nicht Trost, so doch Zerstreuung für Deine trüben Gedanken finden. Aber ein Mädchen ist immer allein mit ihrer Seele; sie träumt und schwärmt Ich will nicht hinfiechen! . . . aber verlaß mich nun, mein Vater kann jeden Augenblick nach Hause kommen. Er darf die Nachricht durch Dich nicht vernehmen, Du würdest durch einen unerwarteten Eindruck seinen Gedanken eine ungünstige Richtung geben. Laß mich nur gewähren. Du wirst sehen, Alles wird noch einen glücklichen Ausgang nehmen. Ich werde Conrad wissen lassen, wenn Du kommen darfst, um aus meines Vaters Munde das Wort zu vernehmen, das unser gemeinsames Weh beseitigen muß Gehe nun ohne Verzug. Mein Vater könnte Dich überraschen. Sei nicht mehr traurig, vertraue auf Laura. Das Glück ihres eigenen Lebens steht auf dem Spiele. Sie wird ausharren. Sie ist so lange Deine Verlobte gewesen, sie wird auch Deine Brant werden. Es muß sein, es kann nicht anders sein"

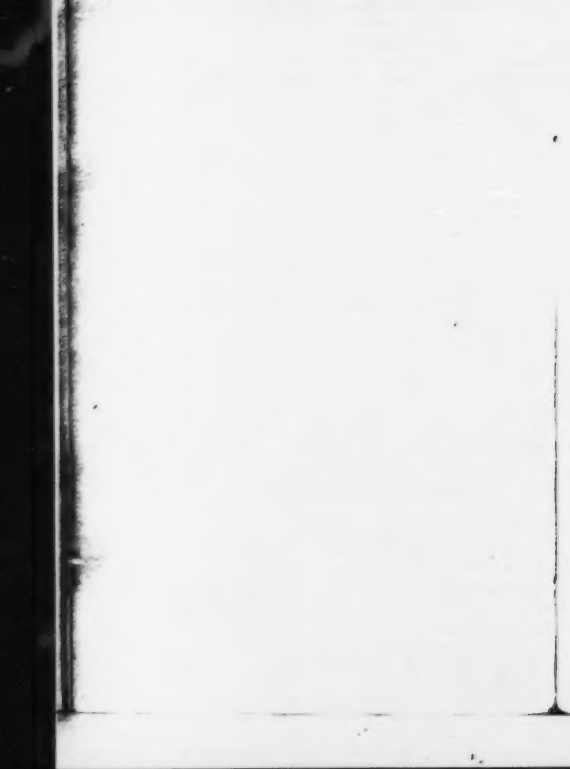
Und diese Worte mit dem Tone einer unerschütterlichen Ueberzeugung sprechend, begleitete sie Berthold und seinen Freund bis an das Thor.

Auf des Jünglings zitterndes Lebenswohl antwortete sie mit trostreichem Lächeln:

„Bleibe muthig, Berthold; es ist nur eine Wolke, die durch den Himmel unserer Zukunft treibt.“

Hendrik Conscience.

Der Geldteufel.



Sondrit Conscience.

Der Geldteufel.

Aus dem Blämischen

von

Prof. Karl Arenz.

Authorisirte Ausgabe.

Zweiter Band.

Leipzig

Verlag von F. Wiedemann

1856.



I.

Die Haushälterin des Herrn Remenae war damit beschäftigt, in einem Saale die Sessel abzustäuben. Sie hielt sich mit der linken Hand an einem Stuhl und bewegte mit der andern Hand den Federnwisch; aber diese Arbeit war vielleicht nur geheuchelt, denn meistens blieb sie regungslos in derselben Haltung stehen und horchte mit gespannter Aufmerksamkeit auf den Ton der Stimmen, die zuweilen durch die Doppelthür eines andern Saales verständlich zu ihr drangen. Was da gesagt wurde, mußte auch für die Dienstmagd ein besonderes Interesse haben, denn ihr Gesicht nahm je nachdem die Unterredung, worauf sie horchte, sich gestaltete, einen andern Ausdruck an, und zeugte bald von Furcht und Betrübniß, bald wieder von Hoffnung und Freude.

Von Zeit zu Zeit lenkte ihre Aufmerksamkeit ganz von der Arbeit ab, und dann, als nähme sie wirklich Theil an demjenigen, was hinter der Thür geschah, murmelte sie einige unverständliche Worte.

„Arme Laura, was müßt Ihr leiden! Herr Remenae hat Recht: Liebe ohne Geld ist eine Lampe ohne Oel Von wem ein festes Willen ist doch unser Kräutlein! Aber es wird doch nicht gelingen! Ach, da weint

„Sie so bitter, Sie wird darüber sterben Die Stimme des Herrn wird so sanft. Sollte er ihre Bitte gewähren? Unmöglich! Was sagt Sie da? — Sie will in ein Kloster Sie fällt in Ohnmacht, glaube ich. Ach nein, Sie spricht wieder Er verspricht ihr, über die Sache nachzudenken, er gibt ihr Hoffnung. Dann ist er schon halb besiegt. Das hätte ich niemals gedacht! Man schweigt. Was mag nun geschehen? Sie verlassen den Saal, glaube ich“

Eine Weile blieb Sie horchend, ohne noch Etwas zu vernehmen. Sie näherte sich mehr der Thür und wollte sich mit dem Ohr dagegen legen; aber plötzlich knirschte der Schlüssel im Schlosse und Herr Remenaer, noch ganz außer sich von der heftigen Unterredung mit seiner Tochter, trat in den Saal, worin die Haushälterin sich befand.

„Was macht Ihr hier?“ fragte er mit drohendem Blick.

„Herr, ich säubte die Stühle ab,“ antwortete die überraschte Dienstmagd. „Wo mag doch all' der Staub herkommen? Man müßte wol alle Tage mit dem Federwisch umhergehen.“

„Begeben Sie sich hinauf zu Laura,“ befahl Remenaer mit bissiger Ungeduld; „Sie ist in ihrem Zimmer und befindet sich nicht wohl Wenn ich Sie noch einmal auf die Worte Ihres Herrn horchend finde, so sage ich Sie weg; laßt Sie das kein einziges Mal mehr sagen, hört Ihr?“

Herr Remenaer setzte sich ans Fenster auf einen Stuhl und stützte den Kopf auf die Hände, um über das Geschehene nachzudenken. Er schien sehr traurig und sehr verdrießlich zu sein; denn während er zuweilen die Lippen zu einer un-

gedulbigen Miene zusammenpreßte, trat er sieberhaft mit den Küssen auf den Boden.

Endlich erhob er sich und sagte, indem er durch das Zimmer schritt:

„Es ist unbegreiflich, Werthold enterbt! Mensch, der listige, schlechte Mensch Besitzer dieses großen Vermögens! Das sind die Folgen davon; Dichter sein, träumen, in der Luft wohnen und sich betrügen lassen. Von einem arglistigen Diener! O, er verdient sein Vees, der Dummkopf! Hätte er auf materielle Interessen etwas mehr Acht gegeben, so würde ihn solches Unglück niemals getroffen haben. Er achtet das Geld nicht; das Geld hat sich an ihm gerächt; es hat sich selbst demjenigen verschent, der es liebt. So geht es! — Er soll mein Schwiegerohn werden? Ein armer Versesmacher, ein unsinniger Träumer, ein Mensch, der selbst nicht so viel gesunden Verstand besitzt, um als Schreiber auf einem Bureau sich zur Ausübung des Handels zu befähigen. Haha! es wäre sonderbar, in der That! Wie würden alle erdentlichen Leute meiner spotten! — Dieser Mensch, wer hätte es denken können, der demüthige Krieger, der ergebene Bureaufschreiber, mit einem Mal millionenreich! Er ist weit schlimmer, als der alte Moby. Er wird den Reichtum gebrauchen, um die Augen der Welt zu verblenden. Gott weiß, welche Schätze er mit der Zeit noch zusammenbringt. Er wird geliebt, gesucht und geehrt werden. Gellente, Kaufleute, Börsenmänner, sie alle werden in ihm das Geld verehren, ohne zu fragen, woher er es hat und wie er dazu gekommen ist. Mensch millionenreich! Welcher überraschende Schlag des Glücks!“

Herr Remenaer hatte sich dem Tische genähert und sich bei diesen letzten Worten wieder auf einen Sessel niederlassen lassen. In der Stille folgte er nun dem Faden seiner Gedanken. Diese mußten allmählich trübe geworden sein; denn zuweilen schüttelte er den Kopf in schmerzlichem Zweifel, und zuweilen entfuhr ihm ein Seufzer. Endlich sagte er träumend:

„Meine arme Laura leidet wol tiefe Schmerzen! Einfrühtiges Kind! das sich aus Liebe für alle Zeit an das Loos eines armen Dichters binden würde. Sie wird krank werden und hinsiechen, sagt sie. . . . Laura hat eine so wunderliche Natur; ihr Gefühl ist so innig, ihre Nerven sind so leicht aufgeregt. — Wenn ihre Zuneigung zu Berthold einmal in ihrem Herzen so fest gewurzelt wäre, daß sie nicht mehr aus demselben verbannt werden könnte, ohne es zu zerreißen? wenn ich durch einen allzu plötzlichen Widerstand ihrer zarten Seele eine unheilbare Wunde schlage, viellecht würde sie wirklich hinsiechen. Ihre Körperkräfte sind nicht stark. . . . mein einziges Kind, meine Laura! Gott, in welchen Zustand versetzt mich diese unerwartete Umwandlung des Glücks!“

Herr Remenaer schaute eine Weile starr vor sich hin und machte mancherlei Geberden, ohne es zu wissen, und murmelte unverständliche Worte, bis seine Aufregung ganz beschwichtigt zu sein schien und er mit einem leichten Nicken sagte:

„Ich muß vorsichtig mit ihr sein, ihr einige Hoffnung lassen und ihre Liebe allmählich durch den Zweifel erstickten. Es ist eine Sache, welche Zeit erfordert. Ein Mann ohne

Geld bezaubert nicht lange und will Laura nicht schnell genug von ihrem unheilvollen Wunsche absteigen, dann wird Berthold selbst mir wol die Mittel in die Hand geben, sie von ihrer Verirrung zu heilen. Ich werde ihm seine Armuth vor Augen stellen und ihn fühlen lassen, daß man seine Gegenwart aus Rücksicht mit der Laune eines jungen Mädchens dulden will und nur so lange bis diese Laune vorüber sei. Ich werde ihn verwunden, und er in seinem Hochmuth wird aus eigenem Antriebe sich von Laura entfernen. Nun, die Sache ist nicht schlimm

Die Klingel an dem Thore erscholl mit überraschender Stärke.

„Wenn das Berthold wäre!“ rief Remenaer; doch er fügte murmelnd hinzu:

„Ein enterbter Mann klingelt so bestig nicht — aber wer kann es wissen? Die Aufregung vielleicht.“

Die Haushälterin erschien an der Thür des Saals und sagte:

„Herr Mond wünscht den Herrn zu sprechen.“

„Mond? Mond?“ fragte Remenaer, indem sich schon ein freundliches Lächeln auf seinem Antlitz zeigte. „Laßt ihn um Gottes willen nicht warten, Rosalie! Gilt Euch! Bittet ihn um Entschuldigung. Führt ihn in den großen Saal und haltet Euch bereit, Wein zu bringen, den ich Euch angeben könnte. Geht und macht Eure Sache gut.“

Remenaer trat in den andern Saal, zog hastig den schönsten Fehnstuhl in den Vordergrund, schaute in den Spiegel, um sein Halstuch besser zu ordnen, und blieb dann mit dem Ausdruck der Freundschaft auf dem Gesichte nach der

Thür gekehrt, um den gewesenen Schreiber Mond zu empfangen.

Mit ausgestreckten Händen eilte er dem Eintretenden entgegen und sprach, während er mit den wärmsten Beweisen der Zuneigung ihn in den Saal führte.

„Nun, mein lieber Herr Mond, wie freut es mich, Sie zu sehen! Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen Glück. Der gute brave Robyn! Was war er doch vernünftig, daß er sein Geld so gut anzubringen wußte. Es konnte wahrlich keinen bessern Händen anvertraut werden, als denen des klugen und tiefschauenden Mond. Was verschafft mir doch die Ehre Ihres Besuchs?“

Mond schien durch die Erbschaft ganz verändert zu sein. Die schwarzen Trauerkleider vom allerfeinsten Tuch standen ihm sehr gut und die glänzenden Handschuhe hatten aus seinen dünnen krummen Fingern sehr feine und vornehme Hände gemacht. Sein Gesicht ohne Augenbrauen und Augenlider war jedoch noch gleich abstoßend geblieben. Noch sprachen seine dünnen Lippen von Arglist und Gemeinheit; aber das Bewußtsein seines Reichthums hatte etwas Herrisches auf sein Gesicht gedrückt, einen Ausdruck von Zuversicht und Gefühl der eigenen Kraft, die ihm das Ansehen eines entschiedenen Mannes gab, dem die Natur körperliche Schönheit versagt hatte.

Nach dem freundlichen Empfange Remenaers und auf seine Frage nach dem Befinden antwortete er mit ungezwungener Freundlichkeit:

„Ich wollte der Erste sein, der Ihnen ankündigte, daß Robyn mich zu seinem Universalerben eingesetzt hat.“

„Zu viel Ehre; Sie sind allzu gütig,“ erwiderte Laura's Vater.

„Aber ich höre, daß Sie es schon wissen. Hat Wertheim denn noch die Dreißigkeit gehabt, in Ihr Haus zu kommen?“

„Er ist in meiner Abwesenheit hier gewesen und hat meine Tochter mit der Angelegenheit bekannt gemacht.“

„Sie werden ihm unzweifelhaft das Haus verbieten?“

„Ich war gerade eben damit beschäftigt, darüber nachzudenken, was ich thun soll. Nun, belieben Sie, Platz zu nehmen, guter Herr Monk. Was kann ich Ihnen anbieten? Ein Glas Madeira?“

„Nichts, Nichts, ich danke Ihnen.“

„Malaga? Portwein?“

„Nein. Geben Sie sich doch nicht so viel Mühe, Freund Memenaer.“

„Wir werden doch wol ein Glas auf das glückliche Ereigniß trinken dürfen?“

„Nun denn, Ihnen zu Liebe.“

Memenaer zog an der Klingelschnur und gab der Haushälterin den Auftrag, die angedeuteten Weinsorten zu bringen. Monk ließ sich in einen Lehnstuhl nieder und trommelte leise und rasch mit dem Fuße auf den Teppich, wie Jemand, dem es ganz wohl zu Ruthe und der ganz mit sich selbst zufrieden ist. Er sah aber Herrn Memenaer nach, während ein Zug der Arglist und des Spottes auf seinen Lippen spielte.

Die Dienstmagd hatte die bezeichneten Flaschen und einige Gläser von verschiedener Form gebracht.

„Nun, mein geehrter Freund, belieben Sie Madeira?“ fragte Kemenaer.

„Es sei denn so; Madeira.“

„Wohlan, Herr Mond, dies geht auf Ihre Gesundheit und auf Ihr Glück! Möge das Glück sich Ihrer Tüchtigkeit immer hold beweisen und Ihnen auf dem Wege eines immer mehr wachsenden Reichthums entgegenlächeln!“

„Haben Sie Dank! Sie sind wahrlich allzugütig — und ich wünsche, daß ich immer Ihr Freund bleiben dürfte, daß die Umstände mir verstatteten, Sie an meinen größtentheils gewinnbringenden Unternehmungen Theil nehmen zu lassen. Ich fühle einen innern Drang, mich mehr mit Ihnen zu verbinden. Jetzt, wo die Vermögensverhältnisse es mir gestatten, möchte ich Ihnen Gutes erweisen.“

Diese hochfahrenden Worte, mit einem Hönnertone ausgesprochen, zwangen Herrn Kemenaer eine ärgerliche Bewegung ab; dennoch unterdrückte er augenblicklich seine Aufregung und antwortete sehr höflich:

„Ich weiß es, Herr Mond, Sie sind ein edler Mann, und ich werde mit dem herzlichsten Danke von Ihrem bereitwilligen Anerbieten Gebrauch machen.“

Mond schwieg einen Augenblick, setzte einmal das Glas an den Mund und schaute Kemenaer in die Augen.

„Sie wollen mir Etwas sagen?“ fragte dieser.

„In der That,“ antwortete Mond; „aber es ist mir entfallen. Ach ja, Sie waren damit beschäftigt, zu überlegen, wozu Sie sich, was Verthold betrifft, entschließen sollten.“

„Ich befinde mich hier in einer sehr schwierigen Lage,“ seufzte Kemenaer.

„Sie sehen mich in Erstaunen. So weit werden Sie doch die Unvorsichtigkeit nicht treiben, daß Sie auch nur einen Augenblick bedenklich sein können. Werthold besitzt keinen einzigen Heller auf der Welt. Er wohnt schon auf einer elenden Stube mit dem Musikus, den ich hier zuweilen angetroffen habe.“

„Er wohnt schon auf einer Stube?“ wiederholte Remenaer überrascht.

„Ja ja, und glauben Sie nicht, daß jemals Etwas von ihm zu hoffen ist. Ich habe ihm aus Mitleiden fünftausend Francs geben wollen, er hat sie mit nichtsagenden Redensarten ausgeschlagen. Er verachtet das Geld, der hochmüthige Narr.“

„Was Sie sagen, betrübt mich, guter Herr Mend.“

„Warum?“

„Ich weiß nicht, was ich thun soll. Laura geberdet sich, daß ein Herz von Stein davon zerbrechen sollte.“

„Und was will sie?“

„Ich wage es beinahe nicht zu sagen; sie will dennoch Wertholds Gattin werden.“

„Gaba!“ rief Mend mit lautem Lachen. „Sie scherzen, das kann nicht sein. Sie, Laura, Ihre Tochter, die Frau eines hungrigen Poeten? Sie weiß also nicht, daß er Nichts mehr besitzt, als die Kleider, die er auf dem Leibe trägt?“

„Sie weiß Alles.“

„Aber wie rechtfertigt sie solch ein unerhörtes Verlangen?“

„Durch die Liebe, welche sie für Berthold empfindet.“

„Die Liebe?“ spottete Mend. „Die ist gut in den Büchern. Da verheirathen sich die Markgräfinnen mit Jungen aus dem Aindelhause und Banquiers mit Töchtern armer Wittwen; aber von solchen Dingen im wirklichen Leben sprechen! und Sie, Freund Remenaer, Sie, der die Welt kennt, können Sie wol noch in Zweifel sein über die Entscheidung, die Ihnen einzig und allein übrig bleibt?“

„Die Sache betrübt mich zu sehr. Lassen Sie uns von etwas Anderm sprechen.“

„Nein, nein, ich will Sie als Freund davor bewahren, eine so unglückliche Thorheit zu begehen. Sie müssen vor Berthold die Thür schließen.“

„Eräter ganz gewiß; aber jetzt schon? Es ist mir unmöglich, so sehr ich auch überzeugt bin, daß es so wird geschehen müssen. Meine Laura würde krank werden und vielleicht hinfiechen. Ich muß ihr ihre Traurigkeit als grundlos bezeichnen und allmählich versuchen, ihre innige Liebe zu diesem wahnsinnigen Berthold zu besiegen.“

„Dann wird er also noch in ihr Haus kommen?“ rief Mend, seinen Aerger kaum verbergend. „Nun, in diesem Falle sehen Sie mich zum letzten Male, Remenaer. Es thut mir leid, von einem guten Freunde scheiden zu müssen, aber Berthold hat mich tief verhöhnt; er ist hochmüthig genug, sich als meinen Feind zu erklären. In dieses Haus, in welches er kommen kann, sehe ich den Fuß nicht mehr.“

„Noch einige Wochen. Ich werde es schon zu machen suchen, daß er Ihnen niemals begegnet. Haben Sie die

Güte und Stimmen Sie aus Mitleid für meine unschuldige Laura mir darin bei."

"Ja, Laura zu Liebe würde ich mir gern viele Opfer gefallen lassen. Aber sowol aus Huneigung zu ihr als aus Achtung vor Ihnen selbst will ich Ihnen die Augen öffnen. Was Sie thun wollen, ist die größte Unvorsichtigkeit von der Welt. Nehmen Sie an, daß Laura niemals die Braut des elenden Dichters werde; — Sie erkennen ja selbst, daß eine solche Heirath in gegenwärtiger Zeit unmöglich ist — aber Jedermann wird morgen schon wissen, daß Werthold enterbt ist, daß er Nichts in der Welt besitzt und mit einem Weigenrieler auf derselben Stube wohnt. Wenn man dann sieht, daß er seine frühern Besuche in Ihrem Hause fortsetzt, wird man nicht wenig verwundert sein; alle vernünftigen Leute werden Ihrer spotten und Sie tadeln; die gute, tugendhafte Laura wird der Gegenstand des Gesprächs werden, sie wird ihren guten Namen verlieren, und wird sie jetzt noch in den guten Familien empfangen, so wird man sie bald meiden wie Jemand, der durch einen ungebührlichen Umgang die Gesetze des Anstandes überschritten hat."

"Was Sie sagen, ist die reine Wahrheit," seufzte Memnaer. "Ich weiß es wol, aber ich bin Vater. Die Thränen meiner unglücklichen Tochter machen mich unfähig, einen Entschluß zu fassen. Zuweilen drängt sich mir die Frage auf, ob ich nicht besser thäte, die Heirath Wertholds mit Laura zu beschleunigen, um das Gerede der Leute zu verhindern. Mein Vermögen ist, ohne eben groß zu sein, hinreichend, ihnen Beiden ein stilles und sorgenfreies Leben zu sichern, wenigstens, wenn sie sparsam sein wollen."

Mont stampfte ungeduldig auf den Teppich.

Durch diese Bewegung verlegt, sagte Remenaer mit kaltem, stolzem Tone:

„Aber, Herr Mont, ich bin doch Herr, um über mein Kind und mein Vermögen nach meinem eigenen freien Willen zu verfügen.“

„Wie kann Ihr Verstand so verblendet sein, Freund Remenaer!“ rief Mont; „ein Dichter sparsam? Wenn er auch das Geld nicht verschleudert, so wird er es doch loswerden; verzehren, sich von Jedermann betrügen lassen und arm werden, ohne daß er es merkt. Ja, das wol! Aber sparen, Geld gewinnen und seine Habe vermehren, dazu ist er zu unbesonnen und zu dumm. Was würde nun die Folge Ihres unbegrifflichen Entschlusses sein, wenn Sie ihn ausführten? Alle Menschen müssen einmal sterben; Sie ebenfalls. Nun denn, stellen Sie sich einen Mann vor, der allein von dem lebt, was Sie Ihrer Tochter hinterlassen haben — der kein Geld kennt und es so zu sagen blindlings Allen hingibt, die ihm schmeicheln oder ihn betrügen — der immer und unaufhörlich aus der Casse schöpft, aber niemals einen einzigen Heller wieder in sie zurückbringt. Wie lange wird das dauern? Nicht lange. Ihr Kind, Ihre Laura, wird in Armuth gerathen, vor Erniedrigung gebeugt einhergehen und vor Reue und Traurigkeit sterbend Sie anklagen, daß Sie es sind, der durch Nachgibigkeit sie den unglücklichen Mißgriff thun ließ.“

Remenaer, der durch diese drohende Vorhersagung getroffen war und vielleicht durch einen höhern Beweis von

Freundschaft seinen frühern Gifer wieder gut machen wollte, faßte Mond's Hände und sprach:

„Da, Sie sind ein weiser Rathgeber. Ja, ja, es ist so, wie Sie sagen. Nachher werde ich Befehle geben, daß Bertold nicht mehr zugelassen werde Aber Laura! Laura!“
Klagte er mit wahrer Betrübniß.

„Man stirbt nicht von Liebe,“ lachte Mond. „Laura wird sich trösten. Wie können Sie doch glauben, daß sie einen Mann fortan lieben wird, der auf einem Zimmer wohnt, und noch ehe drei Menate verüber sind, vielleicht schon mit den Ellenbogen durch die Kermel umherlaufen wird. Laura verdient ein besseres Loos, sie muß eine glänzende Partie machen, einen Mann heirathen, der reich genug ist, um ihr in der Welt eine hohe Stellung zu verschaffen — der sie neben Gräfinnen und Baroninnen glänzen lassen kann. Sie besißt Alles in Ueberfluß, was nöthig ist, um selbst die Braut eines Millionärs zu werden.“

„In der That, sie ist schön,“ sagte Memmaer.

„Das ist Nichts,“ entgegnete Mond mit einem Lächeln.

„Sie ist verständig und hat eine ausgezeichnete Erziehung genossen.“

„Um so besser, das kann nützlich sein.“

„Sie hat eine schöne Stimme und versteht ziemlich gut Musik.“

„Ueberflüssig.“

„Sie ist gutherzig, liebevoll und tugendhaft.“

„Gewiß, gewiß; aber sie hat ein anderes Verdienst, von dem Sie nicht sprechen.“

„So? Welches?“

„Sie ist das einzige Kind und die Erbin des Herrn Remenaer; sie muß in Zukunft einmal ungefähr viermalhunderttausend Francs ihrem Ehegemahl in die Cassé bringen.“

„O mein lieber Mond, was irren Sie sich!“ rief Remenaer mit einer plötzlichen Bewegung; „Sie schlagen mein Vermögen zu hoch an.“

„Nun, nun, lassen Sie es sein, wie es ist; ich weiß, was ich sage.“

Mond setzte noch einmal das Glas an die Lippen, legte sich wieder in seinen Stuhl zurück und bewegte die Füße, als ob das, was er zu sagen beabsichtigte, ihm nicht gut von den Lippen wollte — Remenaer sah ihn mit Verwunderung an.

Mond brachte sich jedoch sogleich wieder in seine frühere Fassung, lehnte den Ellenbogen auf den Tisch, um seinen Kopf darauf zu stützen, und sagte, indem er so Herrn Remenaer in die Augen sah:

„Ich bin hierhergekommen, mit Ihnen über eine sehr wichtige Sache zu sprechen, Ihnen einen Vorschlag zu machen, der Ihnen ohne Zweifel Freude bereiten wird.“

„Ich höre. Zeien Sie so gütig und theilen Sie mir Ihre Absicht mit.“

Ein helles Lächeln flog über Monds Gesicht, während er triumphirend sprach:

„Ich weiß einen guten Bräutigam für Ihre Laura. . . . Sie scheinen erstaunt zu sein. Ha! es ist ein Mann von Verdiensten, aber ich will Ihnen nur eins davon erwähnen,

welches für die übrigen Bürgschaft leistet: er ist Millionen reich."

Nemenaer hörte mit sprachloser Verwunderung zu. Sein Gesicht schien zugleich von einem ängstlichen Vergnügen verzogen zu sein.

"Nun, Herr Nemenaer, wenn Jemand, der eine Million besitzt, käme und Ihnen sagte: Geben Sie mir Ihre Tochter zur Braut, würden Sie Anstand nehmen?"

"Aber von wem reden Sie?"

"Von mir selbst," antwortete Wend.

Laura's Vater erblich bei der Gewalt, die er sich that, um seine Entrüstung zu bezähmen. Dann verbarg er seine Aufregung unter einem lachen Lachen und rief:

"Gaha! lieber Herr Wend, ich glaube es nicht, Sie wollen sich auf meine Kosten betüßigen."

"Nun, was ist denn so Wunderliches in meiner Frage?"

"Ihre Worte sollten ernst gemeint sein können? Ach, es ist mir unmöglich, dies zu glauben. Sie meine Laura heirathen! Nein, nein, es ist nicht so gemeint."

Wend schien über diesen frechtenden Ton Nemenaers tief entrüstet zu sein; aber ohne Aerger in seiner Stimme zu verrathen, sagte er:

"Sie müßten sich im Gegentheil freuen. Mich dünkt, daß ein Millionär kein schlechter Bräutigam ist."

"Ja, ja, eine Million bleibt immer jung, und sie glänzt und entzückt, ohne daß die Zeit etwas von ihrer Gefälligkeit wegnimmt. Aber Sie guter, braver Wend —"

„Nun?“

„Sie sind schon alt oder scheinen es wenigstens zu sein.“

„Das thut Nichts zur Sache.“

Ihre Erscheinung ist nicht der Art, daß sie ein junges Mädchen reizen kann. Man darf es Ihnen wol sagen. Sie sind ein Mann von Verstand und Sie verstehen es, die Dinge so zu beurtheilen, wie sie sind. Haha! Monck, welcher sonderbarer Gedanke hat Sie beschlichen. Wahrlich, ich glaube noch immer, daß es nicht Ihr Ernst ist, was Sie sagen.“

Monck zitterte auf seinem Stuhl vor verbissener Wuth. Er fühlte wol, daß Remenaer, wie sehr dieser auch den Ton seiner Stimme zu mildern suchte, Spott mit ihm trieb und sich durch seine Anfrage erniedrigt glaubte.

„So so?“ antwortete er mit drohendem Blick. „Sie meinen wahrscheinlich, daß ich zum Zeitvertreib Ihnen dieses sage? Nein, nein, mein Anerbieten ist so ernstlich gemeint, Freund Remenaer, daß Sie es vielleicht bedauern könnten, es nicht ohne all die nutzlosen Worte angenommen zu haben.“

Laura's Vater machte eine ungestüme Bewegung, während der Zorn plötzlich seine Stirne roth färbte.

„Wie? was ist das? Sie wagen es mir zu drohen,“ rief er, aufs Höchste erzürnt.

Er bezwang jedoch wieder den Sturm seines Gemüths und sagte lachend, während seine Stimme noch vor heftigem Zorn zitterte:

„Lassen Sie uns Freunde bleiben. Die gesunde Vernunft wird hinreichend sein, Sie zu überzeugen,

mein guter Mond; unter uns gesagt, Sie sind häßlich, sehr häßlich."

"Nah! was thut das! Ich bin ein Millionär."

"Sie waren gestern noch Schreiber, Comptoirbedienter bei Robyn. Das Geld wird die Dinte, welche an Ihren Fingern klebt, wol abwischen; es geschieht aber nicht an einem einzigen Tage."

Eine düstere Miene verzog Monks Gesicht und er schaute Herrn Remenaer so spöttisch in die Augen, daß dieser veltend aufsprang und ausrief:

"Aber das geht wahrlich zu weit! Die Million hat Sie wol verblendet. Diese Unterredung muß ein Ende nehmen."

"Bleiben Sie sitzen, bleiben Sie sitzen," sagte der Andere mit eisalter Ruhe, welche Remenaer zittern machte und ihn zum Gehorsam zwang, als hätte der feurige Schlangenglick Monks ihn festgebann.

"Aber um des Himmels willen, reizen Sie mich nicht — sind Sie wahnsinnig?" sagte Remenaer mit ängstlicher Aufregung.

"Ganz und gar nicht."

"Was wollen Sie dann?"

"Nicht so viel Umwege, Freund Remenaer. Ich will, daß Ihre Tochter meine Frau werde."

"Niemals! Ich fürchte vor Schrecken schon bei dem Gedanken an eine solche Heirath — Mond, lassen Sie doch Ihr unglückliches Verhaben fallen. Ich weiß den Grund nicht; aber Laura haßt Sie unbeschreiblich."

"Sie wird die Million lieben."

„Und Sie haben ja keine Liebe für sie.“

„Meine Million und ihre vierhunderttausend Francs werden wol in Frieden miteinander leben.“

„Von Neuem sprang Herr Remenaer auf und sprach mit schlecht unterdrücktem Zorne:

„Ha! es würde schrecklich sein, wenn es nicht lächerlich wäre. Sie halten mich dazu fähig, Ihnen meine Laura zu geben? Ein edles, poetisches Mädchen wie ein Opferlamm einem seelenlosen Menschen in die Arme zu liefern: aber ich bin ihr Vater, sie ist mir so theuer wie das Licht meiner Augen, und Sie wollen, daß ich sie auf ewig mit Ihnen verbinde, mit Ihnen, dessen Herz kalt ist wie das Herz einer Leiche? — Zu lange habe ich Ihren verhöhnenden Antrag angehört; lieber wäre ich Ihnen ein Freund oder wenigstens ein guter Bekannter geblieben, aber, wenn Ihre Vermessenheit keine Grenzen mehr kennt, wohl! ich werde dem Hochmuth Hochmuth gegenüberstellen. Verlassen Sie mein Haus, vergessen Sie, was Sie von mir zu fordern wagten, und bleiben Sie überzeugt, daß Sie die Hand meiner Laura selbst dann noch nicht bekommen würden, wenn Sie alles Gold besäßen, das in einem ganzen Jahre über die englische Bank rollt. — Nun erweisen Sie mir den Gefallen und gehen Sie hin und lehren Sie nicht mehr zurück. — Nun? Sie stehen noch nicht auf? Wollen Sie denn gegen meinen Willen hier bleiben? Es wäre diese Unverschämtheit doch zu groß.“

Wend rührte sich nicht und berichte mit einer höhnischen Miene auf Remenaers Worte.

„Haben Sie mich verstanden oder nicht?“ schrie dieser mit gereizter Wuth.

„Sehen Sie sich noch einmal,“ antwortete Wend in aller Ruhe. „Von der Verheirathung werde ich Ihnen nicht mehr sprechen. Aber ich will Ihnen eine kleine Geschichte erzählen.“

„Nun, nun, keine Albernheiten; der Spott hat lange genug gedauert.“

„Sehen Sie sich nieder,“ wiederholte Wend. „Die Geschichte, die ich Ihnen erzählen will, hat für Sie, Herr Remenacr, ein sehr großes Interesse. Hören Sie einen Augenblick zu. Darnach werde ich hingehen. . . . mit frohem Gemüthe und mit Ihrer Zustimmung zu meiner Verheirathung.“

„Ha! ha! Sie träumen?“ lachte Laura's Vater mit einem Ausdruck, der große Angst verrieth.

„Sehen Sie sich nieder,“ sagte Wend noch einmal mit dem Finger gebieterisch auf den Stuhl zeigend. „Sie werden die Geschichte sogleich vernehmen.“

Von dem Tone der Stimme Wend's und von einem geheimen Schrecken bewältigt, ließ Remenacr sich nieder.

„Es war einmal ein Mann, der das Geld sehr liebte,“ fing Wend mit gelassenem Tone an. „aber über die Mittel, dazu zu gelangen, bekümmerte er sich wenig. Er trieb Wucher, er verwickelte sich in viele gewinnbringende Geschäfte, und obgleich er immer mit dem Gesetzbuch in der Hand sich innerhalb der äußersten Grenzen des geschriebenen Rechts zu halten wußte, so hat er doch einmal“

„Was soll mir diese Geschichte!“ murrte Remenacr mit

einer Stimme, die von einer unbezwingbaren Angst fast erstickt war."

"Nun hören Sie weiter," fuhr Mond fort. „Der Mann glaubte schlau zu sein; aber einmal ließ er sich doch durch die Aussicht auf Geld zu einer That verleiten, die man Prelerei oder Escroquerie nennt! Sie müssen Etwas von dieser Geschichte wissen, Freund Remenaer."

Sich mit der Hand krampfhaft an der Tischplatte haltend, schaute Remenaer sprachlos dem gefühllosen Erzähler in die Augen.

„Richt wahr, Sie kennen die Geschichte?" wiederholte Mond spottend.

„Aber der Beweis, der Beweis!" seufzte Remenaer.

„Ich fahre fort," antwortete der Andere. „Die Schlachtopfer dieses Gaukelspiels wurden betrogen. Sie ließen sich von Allem entblößen und zudem fehlte ihnen das Geld, um das gutgesponnene Gewebe des Betrugs, wenn sie Etwas davon vermuthet hätten, von dem Gerichte entwirren zu lassen. Er, der sich auf ihre Kosten bereichert hatte, genoß in Frieden die Früchte seiner Gewandtheit und die Achtung der Welt. Er glaubte, daß der Beweis seines Betrugs oder vielmehr seiner blinden Unvorsichtigkeit schon lange vernichtet sei. . . ."

„Himmel! und ist es nicht so?" fragte Remenaer fast außer sich vor Schrecken.

„Das Schriftstück wurde aus dem Feuer gerettet und von einem armen Schreiber aufbewahrt," versetzte Mond, immer gleich gelassen bleibend.

„Der Schreiber wurde Millionär und setzte es sich in den Kopf, die Tochter des reichen Bucherers sich zur Frau zu nehmen. Dieser wies ihn hochmüthig ab; aber der Schreiber, oder der Millionär suchte die Schlachtopfer auf, stellte das nöthige Geld zu ihrer Verfügung, brachte die Beweise ans Licht und ließ so den Betrüger vor den Gerichtshof schleppen. Dieser wurde schuldig befunden und verurtheilt zu Die Strafe kenne ich nicht genau, das Gesetz spricht von zwei Jahren Gefängniß.“

Gleich wie ein Todter und mit bebenden Lippen herrschte Remenaer auf diese Erzählung.

„Sie, Sie besitzen das Schriftstück, von dem Sie sprechen,“ stammelte er.

Rond nickte triumphirend mit dem Kopfe und sagte:

„Aber ich habe mich in der Erzählung geirrt. Der Mann weigerte sich nicht. Um seine Freiheit und seine Ehre zu retten, um sich selbst und sein Kind vor ewiger Schande zu bewahren, gab er dem Schreiber seine Tochter, der ihm dafür den unheilvollen Beweis einhändigte. Nicht wahr, mein guter Remenaer, so ist das Ende dieser Geschichte?“

Noch einige Augenblicke blieb Laura's Vater durch diese schreckliche Offenbarung zerschmettert sitzen.

„Ist vielleicht die Verurtheilung das wahre Ende?“ fragte Rond. „Es hängt in der That von Ihnen ab. Reden Sie. Ihr erstes Wort wird es unwiderruflich entscheiden.“

Remenaer that sich eine unendliche Gewalt an, um sich selbst und seine Angst zu beherrschen; er streckte die Hand nach Rond aus und seufzte bittend:

„Guter Mond, Sie werden Mitleid haben mit einem armen Vater.“

„Bezeichnen Sie nicht! Mitleid unter uns? Was bezeichnen noch dieses Wort? Wenn Sie in diesem Augenblicke die Macht hätten, mit mir nach Ihrem Willen zu verfahren, so würden Sie mich ja zur Thür hinauswerfen lassen. O, ich weiß es wol.“

„Aber es ist mir, als ob Sie mich zwingen, mein Kind zu ermerden.“

„Worte, Worte, ohne Sinn — nun sagen Sie mir Ihre Meinung. Ja, oder nein.“

„Gott, mein Gott,“ heulte Aemenaer, „es ist schrecklich!“

„Nun?“ sagte Mond. „Ich werde dann nur hingehen, um noch heute gründlich berechnen zu können, wie ich mich an Ihnen rächen soll. Leben Sie wohl, Herr Aemenaer. Sie werden mich nicht wieder sehen. Ich will keine Beziehungen mehr mit einem Manne, dem eine Stelle im Gefängniß unter Dieben und Schelmen bestimmt ist.“

Er that einige Schritte nach der Thür, als wollte er wirklich fortgehen; aber Aemenaer sprang ihm nach und zog ihn stehend und mit Gewalt in den Saal zurück.

„Nun,“ fragte Mond.

„Ach,“ schrie Aemenaer. „Es ist ein Opfer, das mein Leben vergiftet, das meine Laura tödten wird; aber ich muß mich beugen unter das schreckliche Loos, das mich beherrscht.“

„Sie stimmen also in meine Heirath mit Laura ein?“

„Ich muß, ich muß!“

„Und Sie werden sie bereden, mich, wenn nicht mit

Freuden, doch wenigstens mit einiger Hingebung als Bräutigam anzunehmen. Geben Sie mir darauf die Hand."

Mit einer Hand, welche zitterte, als überliese sie ein fieberhafter Schauder berührte Remenaer die eiskalte Hand Wonds, und ließ sich dann an Kräften erschöpft in einen Stuhl mit dem Kopfe auf den Tisch fallen.

"Nun, nun," sagte der Andere, "trösten Sie sich nur, Ihre Traurigkeit ist ungegründet. Ich werde Ihre Laura glücklich machen. Ich werde sie umgeben mit Pracht, sie glänzen lassen in der Welt, ihr alle Vergnügungen bereiten, womit ein unaussprechlicher Reichthum die Fußstapfen einer jungen Frau bestreuen kann. Sie werde ich begünstigen, so viel ich kann, denn in der That, durch diese Verbindung werden Ihre Interessen die meinigen. Was in Ihre Cassé kommt, ist für mich nicht verloren. Wir werden zusammen wunderschöne Geschäfte machen. Sie werden Ihr Vermögen von Tag zu Tag wachsen sehen; und seien Sie versichert, Freund Remenaer, der Augenblick wird bald kommen, wo Sie das Schicksal segnen werden, das Ihnen einen Mann, wie mich, zum Schwiegersohn gab."

Herr Remenaer sagte Nichts und schien ganz in Gedanken abweisend zu sein.

"Ach, ich denke da noch an eine kleine Einzelheit, die vielleicht ihren Werth hat," sprach Wond; "es kommt ein Lehrer hierher, der Fräulein Laura Clavierstunden gibt. Dieser Musikus war ein Freund Vertholds, Sie werden mir ein Vergnügen machen, wenn Sie ihm gleichfalls den Zutritt zu Ihrem Hause versagen. Sie begreifen wol, weshalb, nicht wahr?"

Laura's Vater nickte mit dem Kopfe.

„Der Anstand verlangt, daß ich zwischen dem Tode Nobyns, meines Wohlthäters und zwischen meiner Verheirathung wenigstens einige Monate vergehen lasse,“ sagte Mond. „Es ist somit Zeit genug, Laura von ihrer Liebe zu dem armen Dichter zu heilen und ihr den Gedanken von einer Verbindung, die eine Million bringt, schmeichelhaft zu machen, jedoch verlange ich, daß Sie ihr sofort, das will sagen, morgen oder übermorgen, von meinem Antrage sprechen. Es würde mir angenehm sein, Herr Remenaer, Ihr Dayo als Verlobter Ihrer Tochter besuchen zu dürfen, und auch die Uebergengung zu haben, daß Berthold, meinem Feinde, nicht die mindeste Hoffnung gelassen werde nun ich will Sie heute nicht länger belästigen, ich will von Ihnen Abschied nehmen. In vier oder fünf Tagen werde ich zurückkommen, um aus Laura's Munde zu vernehmen, daß sie den Namen einer Frau Mond annehmen will. Sie kennen mich, nicht wahr, Herr Remenaer? Sie kennen mich und wissen, daß man mich weder betrügen noch verspotten darf sonst; doch nein, Sie sind ein Mann von Verstand. Ich setze in Ihre Rechtlichkeit Vertrauen. Wohlan also, auf Wiedersehen.“

Auf seinen Füßen wankend begleitete Remenaer den stolzen Mond an die Thür des Hauses und sagte mit trüber unterdrückter Stimme.

„Auf Wiedersehn, auf Wiedersehn.“

In den Saal zurückgekehrt, fing Remenaer an, hin und her zu laufen, während er bange Seufzer ausstieß. Er riß sich die Haare aus und heulte in sich vor Schmerz.

und Wuth. Nachdem er lange Zeit mit der Verzweiflung gerungen hatte, rief er zitternd aus:

„Was ist zu thun? Gibt es denn kein Rettungsmittel mehr? Nichts, Nichts? Keine unschuldige, meine fleckenlose Laura soll die Braut dieses seelenlosen Ungeheuers werden! Ja, ja, ich muß sie zur Schlachtbank führen, sie zu dem schrecklichsten Leben verdammen, ich ihr Vater unglückseliger Mißgefiß, der mich treibt, das Herz meines Kindes zu zerschmettern, wie ein Denker keine Ausflucht, keine Hoffnung wehe, wehe, wie werde ich es ihr sagen! Ich zittere! Die Fieberangst macht mich beben und dennoch kann ich meinem schrecklichen Loos nicht entgehen. Entehrung, Schande, Gefängniß! Schreckliche Spukgestalten, welche grinsend vor meinen Augen schweben Hölle und Teufel, ich habe das Geld angebetet; der Abgott wirft mich nieder, er zerschmettert mein Kind, meine Ehre und mein ganzes Glück! O! die gerechte Rache des Himmels ist über mich gekommen. — Gott hat mich vermaledeit!“

Bei diesem letzten Schrei sank er in einen Stuhl, bedeckte die Augen mit den Händen und fing an, einen Strom von Thränen zu vergießen.

Nachdem er sich eine Viertelstunde seiner Traurigkeit überlassen hatte, sprang er plötzlich auf, als hätte ein heftiger Nervenschlag ihn gerührt.

„Nein, nein, es kann nicht sein!“ rief er. „Ich werde meinem Kinde den Todesstoß nicht geben! Es gibt vielleicht noch ein Mittel zur Rettung. Er will Geld, der Verräther, meine Tochter ist ihm gleichgültig. Mein Vermö-

gen muß er haben. Wohlan! ich werde es ihm schenken, hunderttausend, zweimalhunderttausend Francs. Alles, Alles!"

Und während er diese Worte sprach, ordnete er mit fieberhafter Eile seine Kleider, nahm seinen Hut und lief halb besinnungslos zur Thür hinaus, um bei Wend einen letzten und verzweiflungsvollen Versuch zu machen.

II.

Paura hatte wol durch den Diener vernommen, daß Monk einen langen Besuch bei ihrem Vater gemacht, und daß heftige Worte zwischen ihnen gewechselt worden waren; aber von den Ursachen der Zwistigkeit oder von dem Gegenstande ihrer Unterredung wußte sie Nichts.

Nun war ihr Vater — der bald nach Monks Besuch ausgegangen war — noch abwesend; aber da er oft zur Besorgung seiner Geschäfte die Stunde des Mittagessens vorübergehen ließ, beunruhigte diese Abwesenheit seine Tochter nicht.

Es herrschte Freude in Paura's Herzen, denn obgleich ihr Vater sich anfangs sehr verächtlich über ihren enterbten Freund ausgesprochen, so hatte er doch endlich Worte des Trostes und der Hoffnung fallen lassen, die ihr die feste Ueberzeugung ließen, daß er in seiner liebevollen Güte zu Allem, was ihr Glück sichern könnte, seine Zustimmung geben würde.

Am Nachmittag ging Paura mit ihrem Stubenmädchen zur Kirche. Sie fühlte sich getrieben, Gott dafür zu danken, daß er das Herz ihres Vaters so günstig gestimmt habe. Sie wollte für den armen Verthold beten, der auf so unge-

rechte Weise von einem verruchten Menschen seines Erbtheils beraubt worden war; sie wollte den Himmel um Rath und Stärke bitten, ihren unglücklichen Freund vor einer tödtlichen Verzweiflung bewahren zu können. Das lange und inbrünstige Gebet hatte ihr Herz erleichtert. Als sie die Kirche verließ, spielte ein hoffnungsvoller Zug auf ihren Lippen und sie blickte mit beseligendem Vertrauen in die Zukunft.

Nach Hause gekommen, legte Laura ihren Hut und ihren Shawl in dem Vorzimmer ab und trat dann in den blutern Saal ein, wo sie ihren Vater, der mit dem Kopfe auf den Händen am Fenster saß und in tiefe Gedanken versunken war, überraschte.

Sie nahm einen Stuhl, setzte sich neben ihn und sagte ihn herzlich und den Arm um seinen Hals schlingend:

„Lieber Vater, Du darfst nicht so traurig sein. Du wirst Dich später über die Güte, die Du mir bewiesen hast, freuen. Es ist wahr, die Welt kann für Deine Nachsichtigkeit einen Tadel finden, aber was soll das, wenn wir alle miteinander glücklich sind und in innigem Frieden leben?“

Kemenaer blieb sprachlos, den Blick auf den Boden gerichtet. Er hatte sich Gewalt angethan, sich mit Kühnheit zu waffnen. Er hatte Kraft gesucht in dem Gedanken, daß eine Willion doch nicht zu verachten sei und daß er und seine Tochter sich wahrscheinlich über die Folgen der gesuchten Eirath täuschten. Alle seine Versuche waren aber fruchtlos geblieben; sein Herz war von der Verzweiflung ergriffen; sein Geist verweigerte seinen Rath; er wußte nicht, wie er

seiner Tochter offenbaren sollte, welchem schrecklichen Urtheile sie sich unterwerfen müsse.

Laura fuhr mit dem lieblichsten Tone ihrer Stimme fort:

„Lieber Vater, der Du Deiner Laura die Güte selbst bist, Du wirst den Freund ihrer Kindheit doch nicht von ihr entfernen, weil er das Schlachtopfer eines schändlichen Betrügers geworden ist?“

Ein Schauer überlief Aemenaer.

„Ach, verbanne die trüben Gedanken,“ fuhr Laura ihn herzlich fort, „laß das Geld kein Hinderniß für unser allseitiges Glück sein. . . . Denn in der That, sich einmal, Vater, wie schön unser Leben sein wird, wenn Du der guten Eingebung Deines liebevollen Herzens Gehör schenkst. Berthold wird mein Bräutigam werden, er wird hier mit Dir wohnen., O, Berthold hat ein so sanftes Gemüth. Seine Dankbarkeit würde gegen Dich ohne Grenzen sein; er würde Dich lieben, Dich ehren und Dir folgen wie ein gehorsamer Sohn; er würde Dir nach den Augen sehen, um Deine geringsten Wünsche zu errathen; gemeinschaftlich würden wir Dein Leben mit Liebe und Bönne verschönen, und so immer zärtlich geliebt und verehrt von zwei dankbaren Kindern, würdest Du Freude und Frieden genießen bis in Dein hohes Alter, welches Gott Dich auf unsere Bitten erreichen lassen wird. Laß das Geld Dich nicht länger beunruhigen, lieber Vater. Mit Berthold vereinigt, brauche ich die Freuden und Vergnügungen der Welt nicht zu suchen. Wir werden zurückgezogen und sparsam leben. Was Du durch Deine Arbeitsamkeit zusammengebracht hast, ist mehr als hinreichend, uns vor irdischen Sorgen ganz zu bewahren. Aus unserer

lebenden Seele, aus dem süßen Frieden des Herzens werden die Quellen des Glücks für uns mild fließen; wir werden uns ergötzen an Poesie und Musik, die Natur bewundern, Blumen pflanzen, in einem umfassenden Kunstgefühle, in einer ungetrübten Liebe zu einander und in unserer Dankbarkeit zu dem guten Gott durch das Leben sanft dahingehen wie auf einem erquickenden Ströme, der von Ruhe des Gemüths und der Seligkeit des Herzens nicht wahr, Vater, ein solches Loos ist schöner als das eitle Gewühl, als die eitle Pracht und die Scheinvergnügungen, welche die Welt und das Glück uns geben können?"

"Schweig, Schweig, Laura!" murrte Remenaer. "Deine Worte peinigen mich grausam."

"Himmel, wie bist Du doch so sehr aufgeregt!" rief das Mädchen verwundert. "Habe ich denn Etwas gesagt, was Dich betrüben könnte?"

Gleich als hätte Herr Remenaer aus seiner schwierigen Lage selbst plötzlich den nöthigen Rath geschöpft, um einen Beschluß zu fassen, richtete er den Kopf auf und sprach mit auffallend hastiger Stimme, jedoch zugleich mit dem Tone der tiefsten Betrübniß:

"Laura, mein Kind, ich gäbe mein ganzes Vermögen, mein Leben selbst, um den Wunsch Deines Herzens zu erfüllen, aber ich bin Vater, ein unglücklicher Vater, dessen Dusen durch den Streit zwischen Liebe und Pflicht unbarmherzig zerrissen wird. Ich darf in Deine Bitte nicht einwilligen. Du hast keine Erfahrung. Dein unschuldiges Herz sehnt sich nach einem Glück, das vielleicht eine kurze Zeit dauern kann, unfehlbar aber eine trübe Zukunft im Gefolge

haben muß. Liebe, Liebe? Es ist ein Gefühl, welches abnimmt und endlich ganz vergeht. Wehe dem, welcher die Wohlfahrt seines ganzen Lebens darauf bauen will. Nein, der feste Grundstein des Glücks und des Friedens ist das Geld — ist der Besitz der irdischen Güter. — Laß Alles uns verlassen, mögen Unglück und Krankheit uns Alles, Freunde, Verwandte, den Gebrauch unserer Glieder und selbst des Geistes rauben, so lange wir Ueberfluß an Geld haben, steht Alles unter unserer Herrschaft, und wir brauchen nur das Geld, um uns Glanz zu verschaffen, um Jedermann zu zwingen, zur Förderung unseres Glückes mitzuwirken.“

Laura sah ihren Vater ängstlich und stumm an. Alles schien in ihm verändert. Sein Gesicht verzog sich krampfhaft, seine Stimme war trocken und heiser, was er sagte, war übertrieben und hatte den gewöhnlichen Charakter von der ruhigen Sprache ihres Vaters nicht.

„Das Leben, wofür Du meine Zustimmung erzwingst, ist ein Leben voller Gefahr,“ fuhr Remenaer fort; „auf dieser Bahn wartet Deiner Nichts als Grubedrigung, Elend und Scham. Ich darf mein unerfahrenes Kind nicht einem solchen drohenden Unglück überliefern. Verthold kennt kein Geld; er wird Dein Erbtheil sorglos vergehren, Dich in Armuth stürzen. . . . Ich werde todt sein und Du wirst allein in der Welt stehen. . . . und vielleicht wirst Du mich an meinem Grabe beschuldigen, daß ich es war, der durch eine sündhafte Reizheit Dich in das Unglück stürzte.“

„Vater, lieber Vater, was sagst Du da Alles?“ schrie Laura. „Ach! habe doch ein wenig Mitleid mit mir.“

„Mitleid?“ rief Remenaer ganz außer sich. „Nein,

kein Mitleid! Ich darf Dich nicht schonen. Ich muß, ich muß Deine unglückselige Liebe zu Berthold mit Gewalt in Deinem Busen ersticken."

Das erschrockne Mädchen schlug die Hände vor die Augen und fing an zu weinen.

Ihr Vater, bleich und entsezt, schaute sie schweigend an. Das Leiden seiner Tochter schnitt ihm weinlich in das Herz. Von einem unerbittlichen Schicksal beherrscht und von einer fieberhaften Ungeduld beinahe wahnsinnig, bewegte er sich zuckend auf seinem Stuhle und preßte seine Glieder mit krausphafter Gewalt an seinen Körper — dann nach einer Weile legte sich der Sturm in seinem Innern, er hielt mit einem Ausdruck des Mitleids den Blick auf sein trauerndes Kind gerichtet, und schien sich selbst die Härte seiner Worte vorzumwerfen.

Indem er ihre Hand liebevoll faßte, sagte er mit muthloser, trauriger Stimme:

"Laura, vergib Deinem unglücklichen Vater, daß er Dich wider seinen Willen betrüben muß. Du weißt ja wol, mein Kind, daß ich der Erfüllung der Pflichten, die das Schicksal mir auferlegt, nicht entgehen kann. Höre, ich will in Güte zu Dir sprechen. Sei Du gleichfalls gut gegen mich und habe auch Mitleid mit meinem Schmerz. O, er ist unendlich!..... Laura, ich habe von der Zeit an, wo Du noch von dem Schooße Deiner Mutter mir entgegenlächeltest, für Dich das glänzendste Loos geträumt; die Liebe eines Vaters thut keine Mißgriffe, wo es sich um das Glück handelt, das er seinem Kinde sichern will. Ich habe gearbeitet, mich abgemüht, gespart, um Dir einen guten Brant-

schaz geben zu können, um Dir ein ansehnliches Erbe zu hinterlassen. Du bist schön, ausgestattet mit allen Gaben, welche Natur und Erziehung einem Mädchen verleihen können. Alles gibt Dir ein Recht, in der Welt zu glänzen, in der Gesellschaft geehrt, beneidet und bewundert zu werden. Deine Bestimmung ist nicht, Dein Vermögen mit einem armen Dichter zu theilen, gezwungen und aus Furcht vor der Armuth dem Thron zu entsagen, den die Welt Dir anweist. Du mußt ein Palais bewohnen, durch die Straßen fahren, in einer Kutsche, welcher sogar der Glanz der Reichsten weichen muß; gebieten, herrschen, und wie eine Königin der Pracht und der Mode gefolgt, umringt und angebetet werden. . . . Ein solches Loos habe ich für dich geträumt, Laura. . . . Doch die Mittel fehlen mir, Dir dieses zu verschaffen. Meine feste Hoffnung beruhte auf einer glänzenden Hoffnung für mein Kind. . . . Die Hoffnung, ach! die Hoffnung hat sich verwirklicht; ein reicher Mann, ein Mann, der mehr als eine Million besitzt, hat mich um Deine Hand gebeten. . . . und ich als Vater. . . . Gott — ja, ich als Vater, der für das Glück seines Kindes auch die schmerzlichen Opfer bringen muß. . . ."

Laura hatte ihre Thränen zurückgehalten und sah stierend ihrem Vater in die Augen.

"Und ich," fügte Memmaer stammelnd hinzu, "ich habe dem millionenreichen Mann die Hand meiner Tochter zugesagt."

Als hätte diese unerwartete Mittheilung dem Mädchen einige Gemüthskraft zurückgegeben, erhob sie den Kopf und sprach mit krampfhaftem Lächeln:

„Also ich sollte die Gattin eines Mannes werden, den ich nicht kenne? Meine Hand und mein Herz würden der Preis für eine Summe Geldes werden? O, mein armer Vater! auf welchem Irrweg befindest Du Dich! Es ist unmöglich! Du wirst mich nicht auf dem Altare des schönen Besigtes zum Opfer bringen; mich, die Du doch so jählich liebst.“

Die Hände gefaltet, rief sie aus:

„O, guter, lieber Vater, erbarme Dich meiner! Nicht wahr, nicht wahr, Du wirst mich nicht zwingen, Du wirst mich nicht verurtheilen zu einem Leben ohne Liebe, zu einem Leben voller Ueberdruß und ewiger Verzweiflung?“

„Es muß geschehen,“ erwiderte Remenaer mit dumpfem Tone.

„Nein, ich bitte Dich, Vater, laß mich in ein Kloster gehen,“ schrieb Laura. „Ich werd' Berthold vergessen, nie mehr an ihn denken — aber die Braut eines Unbekannten werden, der zu hoffen gewagt hat, daß meine Liebe für Geld zu kaufen sei; — noch lieber will ich Allem Leben wohl sagen, noch lieber dem bittersten Tod entgegengehen.“

Remenaer mußte alle seine Kräfte anstrengen, um nicht bei dem ergreifenden Angstgeschrei seiner Tochter in Thränen auszubrechen; aber welche unsäglichen Schmerzen er auch erlitt, so sehr er auch mit rasender Verzweiflung in seinem Innern rang, so gab es doch kein Mittel, dem unerbittlichen Schicksal zu entgehen. Mit fieberhaftem Muthes faßte er den Entschluß, und sagte mit verhaltener Stimme:

„Der Mann, den ich Dir zum Bräutigam geben will, ist Dir nicht unbekannt, Laura. Er kam oft in unser Haus und zeigte sich Dir immer liebenswürdig.“

Laura sprang auf, als habe sie den Biß einer Schlange gefühlt.

„Mond?“ rief sie todtenbleich.

„Mond!“ wiederholte der Vater, vor Angst zitternd. Mit erhobenem Kopfe und mit Augen, die vor Entrüstung glühten, sagte Laura:

„Mond, Mond? Du willst, daß ich die Frau eines Mond werde! Aber es ist ein schrecklicher Traum! Ich, die Braut des schmutzigen Betrügers, der Hertbold betrogen hat, des scheinheiligen Geldteufels ohne Seele und Herz, des kriechehenden Ungethüms, welches schmeichelt und streichelt, um Gift speien zu können! Ach, es liegt in mir ein angeborener Haß gegen dieses Ungeheuer, und ich sollte in Gegenwart Gottes mich verpflichten, ihn zu lieben? Nein, nein, solchen Meineid kann ich nicht begeben. Und irische mein Mund das Jawort, welches Zuneigung gelebt, — mein Herz würde ihn doch geringschätzen, verachten, verabscheuen, so lange ein Schlag dasselbe befehlen wird.“

Remenauer sah sie bei den Händen, schaute bittend in ihre Augen und senkte:

„Laura, ich beschwöre Dich bei dem Namen Deiner seligen Mutter, bei meiner Liebe, bei Allem, was Dir theuer ist, kämpfe nicht länger gegen ein Unglück, das uns durch das Schicksal auferlegt ist, erbare Deinem armen Vater die schrecklichste Forderung. Ach, wüßtest Du, mein gutes Kind, wie Dein Widerstand mich peinigt, und doch, und doch wirst Du Monde Gattin werden. Nichts kann es verhindern, Nichts kann dem im Wege stehen; und wäre diese Verbin-

„bung auch ein Unglück, ein Verbrechen, Du wirst, Du mußt sie eingehen.“

Laura ließ sich vor ihrem Vater auf die Kniee sinken, und die Hände zu ihm erhebend, rief sie:

„Gnade, Gnade, Vater, verurtheile mich doch nicht zu einem so schrecklichen Leben! Ach, ich will Alles thun, was Du willst, ich will Berthold verstoßen, ihn hassen, wenn ich kann, aber überliefere mich nicht an Mond, Gott! Das Herz erstickt mir im Busen. Ich sollte mit diesem bösen Geiste, mit diesem Unmenschen zusammenwohnen, Tag und Nacht sein abscheuliches Angesicht sehen und heucheln müssen, daß ich ihn liebe!“

„Mein Kind, mein armes Kind, es ist Nichts daran zu ändern,“ seufzte Remenaer mit dumpfer Stimme.

„Keine Gnade? keine Gnade?“ jammerte Laura wie wahnsinnig vor Schrecken und Schmerz. „Ach, Du liebst mich also nicht, Du haßt mich also nie geliebt!“

Remenaer erlag dieser herzerreißenden Beschuldigung; er bedeckte, indem er einen Schrei ausstieß, seine Augen mit den Händen und brach in Thränen aus.

Hiervon noch heftiger getroffen, sprang Laura vom Boden auf, warf sich an den Hals ihres Vaters und sprach unter zarten, aber fieberhaften Küssen:

„O Vater, beruhige Dich, tröste Dich! Schenke mir Vergebung, ich weiß nicht, was ich sage. Laß uns von diesen schrecklichen Dingen nicht mehr reden. Du meinst es so nicht. Die Traurigkeit hat Deinen Geist verwirrt gemacht; aber die Ruhe wird wieder in Dein Gemüth zurückkehren. Du liebst mich noch, Du haßt mich ja immer so innig geliebt.“

„Nun, meine nicht, ach, deine Thränen durchbohren so grausam mein Herz.“

Und — als hätte sie zu dieser liebevollen Umarmung ihre letzten Kräfte erschöpft — sie legte ihren Kopf an die Brust des Vaters und vermischte ihre Thränen mit den seinigen.

Lange Zeit hielten Beide in tiefer Trauer sich so umschlungen. Herr Aemenaer, durch die Noth gezwungen, das schrecklichste Schlachtopfer zu bringen, hielt seine Thränen zurück und sprach in einem Tone, der von unfäglichem Schmerz und grenzenloser Verzweiflung zeugte:

„Laura, meine theure Laura, ich bitte Dich, vergib mir die Marterqualen, mit denen ich Dich wider meinen Willen peinigen muß. Ich glaube auch nicht, daß Du mit Mond glücklich sein kannst; ich hasse diesen niederträchtigen Peinträger ebenfalls.“

Seine Tochter sah ihn mit einem Strahl freudiger Ueberraschung an, der durch die Thränen hindurch leuchtete.

„Nein, nein,“ flehte Aemenaer, „laß die Hoffnung nicht in Dein Herz einkehren, Laura; es gibt keine Hoffnung mehr, Du mußt den häßlichen Mond zum Bräutigam nehmen“

„Niemals, niemals!“ sprach das Mädchen mit schrecklichem Aekeltone.

„Warum zwingst Du mich zu dem schrecklichsten Gesandniß, das ein Vater seinem Kinde machen kann?“ wehflagte Aemenaer. „Wohlan, gibt es denn kein Mittel, zum Wenigsten dieser bitteren Marter zu entgehen, ich werde den Giftbecher trinken bis auf die Gese Du wirst mich anhören, Laura, Du sollst wissen, welche geheime Macht

mich wie einen Sklaven beherrscht. ... Du sollst urtheilen, mich erlösen, mich retten, oder mich verurtheilen zu ewiger Schande.

Das Mädchen hatte den Kopf wieder auf die Hände fallen lassen und vergoß stille Thränen.

„Ach Laura,“ sprach ihr Vater, „höre mich und laß mich in dem Herzen meines Kindes wenigstens Rücksicht finden. Ich war der Sohn eines Arztes. Mein Vater hinterließ mir nach seinem Tode Nichts als einen ehrlichen Namen und eine gute Erziehung. Deine Mutter war die Tochter sehr reicher Leute. Ich liebte sie, wie man liebt, bevor die kalte Welt das innige Gefühl der Seele zu Tode verböhnt hat. Ihre Eltern verweigerten mir ihre Hand unter dem Vorwande, daß ich, der ich Nichts besaß als meine Liebe, ihr die sorgenlose Zukunft nicht sichern könnte, die sie bis dahin im Umgange mit der großen Welt genossen hatte. Ich flehte, ich bat, ich versprach allen meinen Religionen zu entsagen und Geld zu sammeln. Endlich durch die Standhaftigkeit Deiner Mutter besiegt, stimmten sie gegen ihren Willen in unsere Vereinigung ein. In dem süßen Genuße des ersten Jahres unserer Ehe vergaß ich mein Versprechen, ich umgab meine Sabina, Deine Mutter, mit Pracht und Ueppigkeit, und sah auf keine Unkosten, wenn ich vermuthen konnte, daß ein Wunsch in ihrem Herzen aufgetaucht war. Ich bemerkte bald, daß unsere Mittel anfangen sich zu vermindern. Der Gedanke, daß die edelmüthige Liebe Deiner Mutter zu mir für sie wirklich eine Quelle der Erniedrigung werden könnte, traf mich mit Schrecken. Wie? Sie, die bis dahin in sorgenloser Ueppigkeit gelebt

hatte, sie sollte Ersparungen machen an der Haushaltung, an ihren Kleidern, an ihren Besuchen! Wir sollten unsere Wohnung mit einem kleinern Hause vertauschen, und so sollte Deine Mutter vor Aller Augen zum Spott ihrer Verwandten und Bekannten an ihrer Haltung, an ihren Werthen, an ihren Kleidern das Zeugniß der Strafe ihrer Zuneigung zu mir tragen! Die Welt ist so unbarmherzig mit Denjenigen, welche von der Höhe ihrer gesellschaftlichen Stellung herabgestiegen sind. Sie würden meine Sabine verspotten und mit den Fingern auf sie weisen. Nein, nein, dies durfte nicht sein. Aber wie sollte ich sie vor der Erniedrigung bewahren? Geld, Geld mußte da sein. Dann erst begriff ich den hohen Werth der Geldes. Konnte ich nicht den Frieden, das Glück und die Würde Deiner Mutter damit erkaufen? Ich fing an, Handel, vielfachen Handel zu betreiben. Durch Gewinnsucht, durch Pflicht und Gefühl der Liebe angespornt, mühte ich mich ab, Tag und Nacht; ich lauerte auf die Gelegenheit, den Vortheil eiligst zu erhaschen; ich zerbrach mir den Kopf, die Aussichten auf Glück vorher zu berechnen, mit einem Worte, ich spannte die Kräfte meiner Seele zur Erreichung eines einzigen Zweckes an: Geld zu gewinnen So wand ich mich durch das Leben. Oft wurde ich betrogen, weil mir noch zu viel Vertrauen zu den Menschen übrig geblieben war, aber es glückte mir, jedes Mal meine Verluste zu ersetzen; — Du, Laura, hattest eben Dein zehntes Jahr erreicht, ich sah Dich aufwachsen zu einer Jungfrau, Deine Zukunft besümmerte mein Gemüth, ich fühlte mich zu größerer Thätigkeit angespornt, zu noch heißerer Geldsucht, und bald legte ich Alles, was

wir besahen, auf den Würfel der wechselfälligen, aber vielversprechenden Unternehmungen. Man war mir zu schlaun. Ich wurde betrogen, beraubt durch List und Verrath. Mit einem einzigen Schlage hatte ich beinahe Alles verloren. Was sollte ich thun? Mein Schicksal annehmen, Deine Mutter und Dich, Laura, in Armuth gerathen lassen? O nein, ich legte wie ein Kleid, das man auszieht, mein angeberenes Zartgefühl ab, und erhob mit einem drohenden Eyott das Haupt gegen die betrügerische und habfüchtige Welt. Dann wurde mir durch Herrn Robyn das Mittel angeboten, mit einem Male fast so viel zu gewinnen als ich verloren hatte, und zugleich bedeutet, daß wenn ich darin einstimme, er mir Geld genug verschaffen würde, meinen Untergang vor Jedermanns Augen verbergen zu können. Ich zögerte lange; aber das Glend, das meiner Wartin und meinem Kinde drohte, benahm mir jede Kraft, dem Anerbieten widerstehen zu können."

Mit leiser Stimme und dumpfem Tone fuhr er fort:

"Laura, ich fühle mich vor Scham bei dem Geständniß, das ich Dir jetzt thun werde, vernichtet. Aber ich kann dem Schicksal nicht entgeh'n. Ach, habe Mitleid mit mir. Ich unterzeichnete Schriften, welche Robyn in Händen hatte, und die mich vor den Augen des Vesehes beschuldigen der."

Das Mädchen sah ihren Vater zitternd an, und eine Todtenblässe entfärbte ihr Angesicht.

"Niemand hat jemals von dieser meiner beklagenswerthen Unvorsichtigkeit gewußt, Niemand hat jemals vermuthet, daß ich eine unehrenhafte That begangen habe. Robyn hat mir immer gesagt, daß das Schriftstück, der einzige

Beweis des Geschehenen, vernichtet sei; aber Mond, der schlaue Mond, hat das Geheimniß aufbewahrt, er will es mir wiedergeben, es in meiner Gegenwart verbrennen, wenn Du, Laura, seine Gattin wirst. . . .“

Mit Thränen und einer Stimme, die fast in seiner Kehle erstickte, fügte er hinzu:

„Wenn nicht, wird er Deinen Vater bei dem Gerichte verklagen und ihn verurtheilen lassen zur Entehrung, zum Gefängniß.“

Laura saß regungslos wie ein Bild von Stein da; nur ihre Lippen bewegten sich zuckend.

Herr Aemenaer ließ sich, wie vorher seine Tochter vor ihm, nun vor ihr auf die Knie fallen und sagte stehend:

„Laura, meine innigstgeliebte Laura, Gnade, Gnade für mich! Glaube nicht, daß Dein Vater aus Selbstsucht das schreckliche Opfer von Dir verlangt. Ach, wollte Gott ihm doch den Tod vergönnen, er stürbe mit Dankbarkeit und Freude vor Deinen Füßen; aber es würde Nichts helfen, Mond würde seine Begierde befriedigt sehen wollen oder sich an dem Gedächtniß Deines Vaters rächen; meine Schande würde auf Dich zurückfallen. Unterwirf Dich, wie ein geduldiges Schlachtopfer. Hoffe, daß Gott Deinen Lebensdienst segnen, daß er Dir Frieden und Ruhe im Leben geben wird, weil Du Dich meinem Willen gehorsam gezeigt. O, rette Deinen Vater vor der öffentlichen Schande!“

Ein Geräusch an der Thür machte, daß Aemenaer aufsprang, bevor Laura noch geantwortet hatte.

Die Haushälterin zeigte sich an der Thür.

„Herr Mond,“ sprach sie, will gern eine kurze Unter-

redung mit dem Herrn haben. Er hat ihm etwas Gutes zu sagen."

"Nein, ich bin nicht zu Hause, ich kann ihn nicht empfangen," stammelte Remenaer mit fast wahnsinnigen Gebärden des Grams und der Ungeduld.

"Rosalie, führe Herrn Mond in dieses Zimmer," befahl Laura.

"Himmel, was willst Du thun?" schrie Remenaer.

"Einen letzten Versuch machen," antwortete sie mit Entschlossenheit.

"Aber er wird Nichts hören wollen."

"Wer weiß. Fürchte Dich nicht, Vater. Ich habe meine Pflicht begriffen."

"Ach, Laura, stürze mich nicht ins Verderben."

"Mein Vater, sei beruhigt, ich werde Dich retten aber ich höre ihn kommen. Gewähre mir die Bitte und laß mich einen Augenblick mit Mond allein. Ich flehe Dich darum, versage mir diese Bitte nicht."

Remenaer war so sehr durch den muthigen Ton der Stimme Laura's besiegt, daß er, ohne noch mehr zu reden, ihrem Verlangen willfahrte und sich durch eine Seitenthür entfernte.

Das Mädchen wischte in aller Eile die Thränen aus ihren Augen. Mit stiller Gelassenheit auf dem Angesicht, aber zugleich mit einer Todesangst im Herzen erwartete sie den Feind ihres Vaters.

Ein kalter Schauer überlief ihre Glieder, als sie Mond in dem Zimmer erscheinen sah mit demselben erheuchelten Lächeln auf den Lippen und demselben schmeichelnden

Blick, der ihr von Kindesbeinen an Abscheu und Haß gegen den Heuchler eingestößt hatte.

Monk näherte sich dem Mädchen und sagte mit einem Tone des seligsten Behagens:

„Aräulein Laura wünscht mit mir zu sprechen? Ihr Vater hat Sie also mit meinem Wunsche bekannt gemacht, und Sie, Sie stimmen mit Freuden ein?“

Es lag in dieser letzten Frage ein feiger Trotz, der Laura grausam durch das Herz schnitt und ihr bleiches Gesicht mit dem Feuer der Entrüstung und des Grimmes färbte — das Mädchen erschrak über die Aufregung ihres Gemüths; sie bezwang plötzlich mit mehr als menschlicher Gewalt alle die Schmerzen, die in ihrem Busen wühlten, und sprach mit einer Stimme, welche durch ihre Zartheit, Innigkeit und Ruhe Monk überraschte:

„Belieben Sie Platz zu nehmen und haben Sie die Güte, mich mit der ganzen Aufmerksamkeit anzuhören, welche eine feierliche und entscheidende Unterhaltung erfordert. Mein Vater hat mir befohlen, Sie zum Bräutigam zu nehmen; er hat mir die Ueberzeugung verschafft, daß meine Weigerung sein Unglück sein wird. Ich bin bereit, mich in das Schicksal zu fügen....“

„Sie geben Ihre Zustimmung?“ rief Monk, über die stille Gelassenheit des Mädchens getäuscht. „O, Laura, haben Sie Dank! Ich erwartete diese Zuneigung Ihrerseits nicht.“

„Sie wissen es wol,“ daß ich mich nicht weigern kann,“ sprach Laura mit trauriger Stimme; „bevor ich Ihnen jedoch das entscheidende Jawort gebe, ist es nöthig, Herr, daß Sie

wol wissen, welche Stelle Ihre Gattin Ihnen in ihrem Herzen einräumen kann. Ich will Sie nicht täuschen, ich will nicht, daß mein ganzes Leben den Anschein einer ewigen Heuchelei habe. Vielleicht werden Sie bei näherer Erwägung des Schicksals, das unsrer wartet, noch von Ihrem Entschlusse abstecken."

"Unmöglich!" fiel Rondo ihr ins Wort. "Ist das der Zweck unserer Unterredung? Lassen Sie uns dieselbe abbrechen. Sie stimmen ein in unsere Verheirathung? Das ist mir binreichend."

"Aber Herr," rief Laura mit der ganzen Stärke ihres Unwillens, "Ich liebe Sie nicht."

"Ich weiß es wol," sagte Rondo, "doch dieses thut für den Augenblick Nichts zur Sache. Unsere Heirath kann erst in einigen Monaten gefeiert werden; Sie haben demnach Zeit genug, in Betracht meiner gerechter zu werden, und in jedem Falle, wenn Sie meinen Namen tragen werden, werde ich durch meinen Reichthum Ihnen das Leben so glanzvoll, so äppig und so beneidenswerth machen, daß Sie ihn wol einigermaßen lieben werden, den Mann, der so mildherzig das Geld vor Ihre Füße strömen lassen wird."

"Nein, nein, ich bitte Sie, Herr, schmeicheln Sie sich nicht mit dieser trügerischen Hoffnung!" rief Laura tief entrüstet. "Ich darf Ihnen nicht den geringsten Schimmer der Hoffnung lassen. Lieben? Nein, ich werde Sie niemals lieben, und nähme ich auch alle Kräfte meiner Seele zusammen, um durch eine fieberhafte Schwärmerei einen einzigen Funken der Liebe für Sie in meinem Busen zu entzünden, es würde mir nicht gelingen."

„Nun, es sei so,“ antwortete Mond, „wir werden es dennoch sehen.“

Laura war durch den eiskalten Mond und durch den scharfen Blick, den er unverschämt in ihr Auge gerichtet hielt, von ihrem Vorhaben abgekommen: sie hatte gehofft, daß es vielleicht möglich gewesen wäre, durch Bitten und durch das Gemälde eines Lebens voller Schmerz und Enttäuschung Mond selbst zu bewegen, von der unglücklichen Heirath abzustehen. Jedoch ihre Entrüstung und ihr Abscheu hatten sie unfähig gemacht, sich mit Bitten und Flehen an ihn zu wenden.

Nach einem Augenblick der Stille versuchte sie jedoch noch einige Nacht über ihr Gemüth zu gewinnen und sprach bittend:

„Aber Herr, haben Sie doch Mitleid mit mir! Sie ketten mich an sich wie eine Sklavin an ihren Herrn; Sie verurtheilen mich zu dem schrecklichsten Loos. Für Sie kann das Geld eine Quelle des Glücks sein, für mich nicht; ich bedarf der Liebe, ich muß leben durch das Herz. Meine Heirath mit Ihnen, — es ist eine ewige, finstere Nacht, die sich über meine Seele lagern wird; es ist die Verleugnung meines Wesens, der Mord meines Gefühls.“

„Nein, nein, Sie nehmen das zu schlimm,“ sagte Mond mit einem Tone, welcher trösten zu wollen schien, doch nur von Gefühllosigkeit zeugte.

„O, kann mein Schmerzensruf Sie nicht treffen,“ fuhr Laura fort, „haben Sie dann wenigstens Mitleid mit sich selbst. Sie meinen, daß ein Mensch auf Erden ohne Liebe leben könne? Mögen Sie immer so denken; aber Sie irren

sich. Lassen Sie mich Ihre Gattin werden; ich werde an Ihrer Seite stehen wie eine Märtyrin Ihrer Grausamkeit, wie ein eiskaltes Bild der Pflicht und der Untervürftigkeit. Kein Wort der Liebe wird jemals meinem Munde entfallen, denn das Wort, wenn ich es spräche, es wäre ein Meineid. Ach, Herr Mend, Sie werden unglücklich mit mir sein!"

Mend stand auf und sagte, als wenn er nicht auf Laura's Bitten Acht gegeben hätte, mit einiger Ungeduld:

"Ich weiß genug — Ihr Vater erwartet mich, ich muß mit ihm über eine eilige Sache sprechen, die einen schönen Gewinn verspricht. Also, Fräulein, Sie stimmen in unsere Verath ein?"

Laura wurde bleich wie der Tod bei der kalten Gefühllosigkeit dieser Frage.

"Sie stimmen ein?" wiederholte Mend.

"Und Sie?" rief das Mädchen mit trübem Tone und mit bebender Lippe, „und Sie? Nehmen Sie das Leben an, das ich Ihnen vormalte?"

"Warum nicht?" antwortete Mend.

"Gott, es ist schrecklich!" schrie Laura.

"Ich erwarte Ihre Antwort, Fräulein!" sagte Mend, indem er ihr triumphirend in die Augen sah.

Laura reichte ihm ihre Hand, indem sie mit fast erstickter Stimme, doch fester Entschlossenheit zu ihm sagte:

"Woblan, damit mein Schicksal sich erfülle. Werden Sie mein Bräutigam — Kommen Sie, damit mein armer Vater sich erfreue."

"Noch ein Wort, Fräulein," sprach Mend, sie zurückhaltend. "Sie haben mir Bedingungen gestellt; ich stelle Ihnen

ebenfalls eine. Wenn es wahr ist, daß Sie mich niemals werden lieben können, so werden Sie sich doch vor den Augen der Welt betragen, wie eine Gattin, die ihren Mann ehrt; Sie werden Ihr Herz vor allen Andern verschließen und Ihre Pflichten gegen mich, so wie es sich gehört, erfüllen."

Laura, durch diese Worte in ihrem jungfräulichen Herzen verwundet, erhob den Kopf und die Hände und sah Mend mit einer bittern Miene der Verachtung an. Ihrem Auge entfuhr ein Feuerstrahl, der so voll Stolz, so voll Verachtung gegen den Heuchler war, daß dieser eine Weile außer sich und von Laura's läbner Entschlossenheit beherrscht war.

Er erholte sich jedoch bald wieder und sagte scherzend:

"Sie wollen mir sagen, daß ich deshalb Nichts zu fürchten habe; um so besser, Fräulein. Es freut mich, daß der Gedanke einer Verkenennung der Pflicht allein hinreichend ist, Ihr Gemüth in Aufregung zu bringen. Kommen Sie, lassen Sie uns nun zu Ihrem Vater gehen. Er wird sich über Ihre gutwillige Zustimmung freuen."

Laura folgte ihrem zukünftigen Ehegatten mit dem Ausdruck des Abscheues auf dem Antlitz, doch zugleich mit einem festen Schritte, der entweder von einem muthigen, oder einem fieberhaften Entschlusse zeugte.

Eine Viertelstunde später begleitete Memmaer den zukünftigen Bräutigam seiner Tochter bis an das Thor. Mend schien heiter zu sein und fuhr noch immer fort, den untröstlichen Vater gute Ausichten auf Geldgewinn zu machen.

Als Remenaer selbst das Thor öffnete und aus Höflichkeit Mond noch ein paar Schritte in den Park begleiten wollte, stand Verthold gerade da und hatte die Hand erhoben, um zu klingeln.

Mond nahm den Hut mit spottender Ehrerbietung ab und sagte höhnisch lächelnd zu dem überraschten Jüngling:

„Fruchtlos, fruchtlos, Herr Robyn! Wünschen Sie Neues von Fräulein Laura? Ich will Ihnen die letzte Neuigkeit mittheilen: Laura wird heirathen, sie hat freiwillig die Hand von Jemandem angenommen, der ihr wenigstens ein anständiges Loos in der Welt sichern kann; nicht wahr, Herr Remenaer, sie hat die Hand des Herrn Mond angenommen?“

„Monds? Von Ihnen?“ schrie der Jüngling mit dumpfem Aehltone. „Laura Ihre Gattin?“

Und er sah Herrn Remenaer mit aufgerissenen Augen und offenem Munde an, als wäre es ihm unmöglich, dieser schrecklichen Nachricht Glauben zu schenken.

„Es ist wahr,“ stammelte Herr Remenaer mit traurigem Tone.

„Also, Herr Robyn,“ sagte Mond triumphirend, „Sie werden uns sehr verpflichten, wenn Sie ferner vergessen wollten, wo meine Braut wohnt. . . .“

Verthold wurde bleich wie ein Leintuch. Ein schrecklicher Ton entstieg seiner Brust, er wankte zitternd und mit geschlossenen Zähnen zurück, zog seinen Körper wie ein Löwe, der einen Sprung machen will, zusammen und murmelte mit dem Feuer der Rache in den Augen:

„Zuerst mein Erbe, dann meine Verlobte und

Sie spotten mit meinen Leiden? Verruchter Teufel!
Sie wollen mich also zu einem Verbrechen zwingen?"

Die bebenden Lippen und der glühende Blick des wahn-
sinnig gewordenen Jünglings trafen Mond und Remenaer
mit größtem Schrecken — Beide wichen zitternd in das
Thor zurück, und Mond warf es mit Gewalt zu.

Noch eine Weile blieb Verthold mit krampfhaft ver-
zogenem Gesichte stehen und starrte auf die geschlossene Thür,
dann stieß er einen Schrei der Verzweiflung aus und floh
mit wankenden Schritten und wahninnigen Heberden aus
dem Park weg.

III.

In einiger Entfernung von der Wohnung Remenaers befand sich ein offener Park von hochstämmigen Linden, welcher zu einem nahegelegenen Gute gehörte. Am äußersten Ende dieser Bäume und noch überschattet von dem Laube, stand eine Bank, von welcher man nicht allein das Haus des Herrn Remenaer sehen konnte, sondern zugleich eine weite Aussicht über die umliegenden Höfe und Felder genoß.

Auf dieser Bank saß Perthold, den Kopf bewegungslos vornüber gebeugt und in tiefen Träumen versunken.

Seitdem der unglückliche Jüngling so unerwartet seines Erbtheils beraubt worden war, hatte das Laubwerk sein zartes Frühlingsgrün bereits mit kräftigeren Farben vertauscht. Der Nirschbaum zeigte schon seine rubinrothen Früchte; das Gras wiegte seine hochaufgeschossenen Halme unter dem Hauche der Sommerwinde, das Korn war ausgeblüht, die Nachtigall hatte unter ihrer mütterlichen Sorge ihr bezauberndes Lied vergessen.

Die kurze Zeit, welche verstrichen war, mußte dem Dichter sein Glück gebracht haben, denn sein Aussehen zeugte, wenn nicht von Armuth, doch von großer Zunahme der Be-

Schränktheit an Geldmitteln. Seine Kleider waren lappig gebürstet und fingen an, überall graue Nähte zu zeigen; sein Hut, so sorgsam er auch behandelt war, schien durch den langen Gebrauch abgetragen zu sein. Es war etwas Unerklärliches in seinem ganzen Aeußern, welches Geldmangel verrieth.

Sichtbar war Berthold abgefallen und abgemagert. In so kurzer Zeit hatte die nagende Betrübniß schon zwei kummervolle Runzeln in seine Stirne gegraben und die Falte des Grams auf seine eingefallenen Wangen gedrückt.

Schon lange sah er auf der Bank unter der Linde, ohne daß das geringste Zeichen einer Gemüthsbewegung bei ihm hervorgetreten wäre. Allmählich aber gab sich auf seinem Antlitze ein schmerzlicher Ausdruck kund. Er rang die Glieder und legte beide Hände an seine Stirn, gleich als wollte er sein entseffteltes Gehirn bezwingen.

Nach dieser Aufregung schien die Ruhe wieder in sein Herz zurückgekehrt zu sein. Eine stille traurige Miene schwebte auf seinen Lippen, indem er mit klagendem Tone in sich murmelte:

„Ach, meine arme Seele, Du leidest und weinst, nicht wahr? Trauernder Engel, aus dem Paradiese verstoßen! Du irrst umher in dem Himmel Deiner Jugend mit der Hoffnung, daß der Lustzug Dir einen Hauch ihres Athems bringen werde. Du erwartest, daß Dir der Dufte einer Blume, auf welcher ihre süßen Blicke geruht haben, zugeführt werde. . . . Du hoffst noch? Nein, erwarte Nichts von der Zukunft. Ihr finsterner Abgrund enthält nur Enttäuschung und Gram. Aus der Vergangenheit allein glänzt uns der Wankel-

Abhl der Erinnerung entgegen. O kehre zurück zu den fröhlicheren Tagen und begib Dich unter die Azazien dort, deren schneeweiße Blüthen so oftmals zwischen Dir und der Schwesterseele niederfielen. Laß Dich neben ihr nieder, schweige in ihrem sanften Nische, hebe vor Bewunderung bei dem begeisterten Tone ihrer Stimme. Sprich wie vorher mit ihr von Gott, von Natur und von Kunst Ja, träume, träume, meine arme Seele, verzehre Deine lehten Kräfte in wahnsinniger Schwärmerei, traure und sieche hin, damit Du bald, der irdischen Wirklichkeit entflogen, Deinen heißen Durst an dem Quell der ewigen Liebe stillen kannst."

Bei diesen Worten hatte Vertholds Stimme allmählich den scharfen Ton des Spottes angenommen. Jetzt, da er schwieg, bewegten sich seine Lippen noch, als führe er in seinem schmerzhaften Seufzen fort. Allmählich veränderte sich der Ausdruck seines Gesichts. Ein neuer Gedankenstrom schien durch sein Gehirn zu wallen; denn seine Lippen schlossen sich zu einem bittern Grinsen und er schlug sich von Gram überwältigt mit der Faust gegen die Stirn.

Von der Bank aufspringend rief er mit dem Tone der Verzweiflung:

"O Gott, hat der Muth mich denn für immer verlassen? Was thue ich hier? Mich mit traurigen Traumbildern martern; Nahrung suchen für das Fieber, welches meine Seele und meinen Körper verschlingt und während ich meine Zeit, mein Gefühl, meine Lust, Gemüthskraft einem hoffnungslosen Gaukelspiel fortan opfere, vergeße ich, daß es Jemanden gibt, dessen Wohlthaten ich mit Undank lohne. — Der gute Conrad, er sorgt, er arbeitet, er müht sich ab vom

Morgen bis zum Abend, um einiges Geld zu gewinnen. Ich seiger Schwärmer, ich lasse ihn allein die Sorge für unsern beiderseitigen Unterhalt tragen, ich nehme seine Schweißtropfen und seine Bekümmerniß an; ich esse, ich trinke, ich gehe einher — und ich sehe meinen armen Freund mit dem herannahenden Glende ringen, ohne daß in mir der Muth rege wird, Theil zu nehmen an der gemeinsamen Arbeit O, dieses Leben kann nicht so fortgehen. Ich werde sie zerbrechen, diese seligen Sklavenbände, die meinen Geist und meinen Willen gekettet halten. Entfliehen wir dieser unseligen Stätte!“

Er entfernte sich wirklich von der Bank und schritt eiligst durch den Park, als wollte er auf den großen Weg gelangen; aber ebenso schnell wurde sein Gang wieder träger und träger, bis er plötzlich in voller Unschlüssigkeit an dem Stamme eines Baumes stehen blieb und mit den Armen auf der Brust zur Erde schaute.

„Ja, ja,“ sagte er nach einem Augenblick der Stille, „ich werde Conrad dankbar sein für seine Liebe, ich werde arbeiten, Geld gewinnen aber wie? was kann ich thun? Dichten, sagt Conrad. Dichten? Welcher Spott! Ich habe Gedichte gemacht; es ist ein Buch von mir erschienen, Einige haben ihm zugesauht, man hat selbst in den öffentlichen Blättern gesagt, daß meiner eine schöne Zukunft warte, daß ich berufen sei, das Vaterland durch meinen Gesang zu verherrlichen aber die Menge bleibt so gleichgültig, mein Buch geht so langsam ab, daß ich meinen Drucker noch nicht habe bezahlen können. Eine unbezahlbare Schuld ist mein einziger Lohn. Dichten? O nein, nein“

Also zu sich redend, hatte er, ohne es zu wissen, einige Schritte zurück nach der Bank gethan, als ob diese Stätte eine geheime und unwiderstehliche Anziehungskraft auf ihn ausgeübt habe. Nochmals stehen bleibend, zeigte er durch Gebärden der Betrübniß an, daß seine Gedanken eine ganz neue Richtung genommen hatten. Mit der Miene eines beissenden Erottes seufzte er:

„Die Liebe? Die Liebe? Sie ist eine Verführerin, die Dir schmeichelt, Dich bezaubert, Dir das Auge verblendet durch den Glanz des versprochenen Glückes, bis sie unerwartet Dir das Herz durchbohrt und den Mordstahl Dir in der Wunde stecken läßt, damit der Rest der Erinnerung sie vergifte und Dich langsam hinsterben lasse“

Der Bank nahe gekommen, entfuhr seiner Brust ein herzergreifender Seufzer, und das Auge nach Remenaers Wohnung gerichtet, sagte er in trübem Tone:

„Es gibt keine Hoffnung mehr, keine als allein im Tode! Warum schon wieder zum zehnten Male mein Herz in einem fruchtlosen Kampfe bluten lassen? Schwärmen wir lieber mit dem Schmerze, wühlen wir unbarmherzig in der Wunde! es wird die Genesung befördern — vielleicht wird Gott bald die Seele, welche die Befriedigung, die er mir gegeben hat, nicht finden kann, erlösen“

Er sank langsam auf die Bank nieder und ließ sein Haupt tief auf die Brust sinken.

Indem er in der Stille seine verzweiflungsvollen Gedanken fortsetzte und ihnen nachhing, kam über den Pfad des Parks eine Person, welche Jemand mit den Augen zu suchen schien. Als der Kommende in der Ferne Verthold

bemerkte, erschien ein frohes Lächeln auf seinem Antlitz; er senkte seine Schritte auf den träumenden Jüngling zu und rief ihn bei seinem Namen in einem triumphirenden Tone, der eine gute Nachricht zu verkünden schien.

Der Dichter, in seinem Traume überrascht, erhob sich und sprach, indem die Schamröthe seine Stirn färbte:

„Conrad, Du wußtest, daß meine kranke Phantasie mich nach dieser Stätte geführt hatte. Ich habe schon wieder mein Versprechen gebrochen, nicht wahr? Ach, habe Mitleid, vergib mir.“

Der Musikus achtete nicht auf diese Worte.

„Nimm Plag, nimm Plag,“ rief er. „O Berthold, ich kann Dir eine so gute Nachricht mittheilen. Welches Glück ist Dir doch widerfahren! Ich bin fast außer mir vor Freude!“

„Ein Glück? das mir widerfahren ist?“ wiederholte Berthold, den Musikus mit glänzendem Blick in die Augen sehend.

„Berthold, Freund,“ sagte Conrad, Du wirst kaum glauben können, was ich Dir mitzutheilen habe.“

„Laura?“ seufzte der Dichter mit fragendem Erstaunen.

„Höre, ich werde es Dir sagen,“ sprach der Musikus.

„Borgehern hat die königliche Gesellschaft der schönen Künste eine Sitzung gehalten. Sie hat unter den ausgezeichnetsten Künstlern des Landes correspondirende Mitglieder ernannt. Dein Name glänzt auf der Liste dieser Ausgewählten. O, das Herz pocht mir vor Freude! Der Stern des Ruhmes ist für Dich aufgegangen, Berthold. Nun kann Dir Niemand Deine Verdienste streitig machen. Aus diesem Beweise der

Hochschätzung, welche Dir von competenten Richtern zu Theil geworden, wirst Du den Muth schöpfen, die Lorberkrone zu gewinnen, welche strahlend vor Deinen Blicken schwebt. Nicht wahr, der Zweifel wird aus Deiner Seele geschwunden sein? Nicht wahr, Du wirst die glanzvolle Bestimmung erfüllen, welche Gott Dir in seiner Güte angewiesen hat?"

Berthold sah seinen Freund mit trauriger Miene an.

"Himmel! bist Du gefühllos gegen solche Ehrenbezeugungen?" rief der Musikus schmerzlich betroffen.

"Nein, nein," antwortete der Jüngling, „ich bin froh — froh, weil ich Dich glücklich sehe.“

"Du weißt noch nicht Alles," fuhr Conrad fort. „Die Zeitungen bringen Deine Ernennung zugleich mit dem Verichte, welchen der Secretär zur Rechtfertigung Deiner Ernennung einreichte. In diesem nennt man Dich einen gefühlvollen, gemüthlichen und vortrefflichen Dichter — und zum Beweise dafür wurde Angesichts der Versammlung Dein letztes Gedicht: Die verirrte Seele, vom Vorsitzenden selbst vortragen. Die Zeitungen sagen, daß es die Zuhörer bis zu Thränen gerührt habe. Denk einmal, Berthold, Du hast die alten Meister der Kunst weinen gemacht.“

"Guter Conrad!" seufzte der Jüngling.

"Warum bleibst Du so unbewegt?" murmelte Conrad.

"Aber welchen Vortheil, welchen Nutzen wird es uns bringen? Ruhm? Sollte mein Ruhm, wenn ich wirklich Ruhm einzernete, Dir die materiellen Opfer vergelten können, welche Du bringst, und welche Du Dir so edelmüthig gefallen lässest? Geld, Geld allein kann uns helfen.“

„Gewiß,“ antwortete Conrad mit aufmunterndem Lächeln, „aber es wird schon Geld einbringen, viel Geld vielleicht; begreift Du denn nicht, daß Deine Ernennung und das amtliche Lob, welches Dir die Tagesblätter spenden, die Aufmerksamkeit auf Deine Werke richten werden? Man wird bald viele Exemplare verkaufen; vielleicht wird die ganze Auflage in kurzer Zeit vergriffen sein — dann bezahlen wir unsern Drucker und mit dem überschüssigen Gelde kaufen wir bessere Kleider. Nun, nun, sei nur nicht mehr traurig, das Geld wird uns nicht immer fehlen, wir werden es einmal in Ueberfluß besitzen, und Du wirst es dann sein, der für uns Velde gewinnen wird.“

Ein Strahl der Freude glänzte in Vertholds Augen, indem er durch die glänzende Prophezeiung gehoben seinen Freund mit froher Verwunderung anschaute.

„Geld gewinnen! Ich sollte viel Geld gewinnen!“ rief er aus. „C könnte das wahr sein!“

Mit Mißmuth fügte er aber hinzu:

„Aber Du täuschst Dich, Freund. Die Poesie ist eine unzertrennliche Schwester der Armuth; es besteht zwischen ihr und dem Gelde eine abstoßende Kraft, welche sie ewig von einander entfernt hält.“

„Welche neue Krankheit hat sich Deiner schon wieder bemächtigt?“ seufzte Conrad verdrießlich. „Werde mir nun noch geldgierig. Es ist wahr, wir haben nicht zu viel, aber außer dem, daß unsere Kleider anfangen, sich abzunutzen, hat uns doch bisher Nichts gemangelt.“

Eine ernste Miene spielte auf des Dichters Lippen.

„Conrad, wo ist Deine Uhr?“ fragte er.

Der Rufinus schien durch diese unerwartete Frage überrascht und betroffen. Nachdem er einen Augenblick geögögert, antwortete er:

„Du fragst, wo ich meine Uhr habe? — Ich habe sie zur Reparatur gegeben.“

„Rein, edelmüthiger Freund,“ sagte Vertbold; „verbirg mir nicht, was Du für den armen Wahnsinnigen thust? Du hast Deine Uhr verkauft oder verpfändet und die Zimmermiete davon bezahlt, nicht wahr? Glaube nicht, daß ich Deine Aufopferung mit gefühlloser Selbstsucht annehme. Es ist mir ein zweiter Stich ins Herz, daß ich Deine Güte nicht erkennen kann. O könnte ich nur über mich selbst Macht gewinnen! Wüßte ich ein Heilmittel gegen die Qual, welche mich verzehrt! Dieses Bild, dieses Bild, das mich beherrscht, das mich Tag und Nacht verfolgt.“

Der Rufinus faßte Vertbold bei der Hand und sprach mit Nachdruck:

„Freund, Du bist im Irrthum. Das Heilmittel, welches Du zu finden wünschst, ist nicht weit zu suchen, aber Du mußt es aufrichtig annehmen, Dich erinnern, daß Du Mann bist, und mit festem Willen gegen Deine kranke Einbildungskraft Dich erheben. Betrachte die Dinge mit kaltem Blute und ohne Schwärmerei. Dort hinter der Umzäunung wohnt ein Weib, welches bestimmt war, Deine Braut zu werden, welches Dich zu dem Glauben veranlaßte, daß sie ohne Dich nicht leben könnte, daß ihre Seele fern von Deiner Seele hinfliehen würde und — wie es möglich ist, kann ich nicht begreifen — ein einziger Tag war hinreichend, um sie all ihre Versprechungen vergessen zu lassen; ihre Worte

waren Falschheit und Betrug, sie liebt Dich nicht, nur die Million, welche Du erben solltest, war der geheime Gegenstand ihrer Liebe; und kaum ist die Million Dir genommen, so entfernt sich ihr Herz von Dir, um dem Erbtheil zu folgen; sie verkauft ihre Zuneigung für Geld und verbindet sich zu einer fluchwürdigen Bundesgenossenschaft mit dem, der Dich beraubt hat"

Berthold erhob stehend die Hände, als wollte er um Verzeihung für Laura bitten.

"Conrad, Conrad," seufzte er, „wenn wir uns einmal täuschten! Sprich doch so nicht von ihr. Du zerschmetterst mir das Herz."

"Nein, nein, keine Gnade für die Meineidige!" fiel Conrad aus. „Sie verdient nur unsere Verachtung. Daß sie Deine Ehegattin noch werden kann, das werde ich nicht behaupten, obgleich ich es hoffte; aber des andern Tages schon Deinen schönen Reind zum Bräutigam annehmen, sich selbst aus Liebe zum Gelde einem Manne hingeben, den sie immer gehaßt und verabscheut hat; o es ist das Uebermaß der Verrätherlichkeit, es ist so gemein und so unedel, daß Du, statt über sie zu klagen, Gott danken mußt, daß er ein so unwürdiges Weib von Deiner Lebensbahn entfernt hat. Sieh nicht länger mehr hinüber nach jener Wohnung. Dort triumphiert der schändliche Mond, dort lacht Remenaer über den enterbten Dichter, dort treibt Laura mit dem armen Jüngling Svott, der einmal seine Augen zu ihr zu erheben wagte. Ja, ja, es mag Dich ergreifen oder nicht, sie muß spotten über das Schlachtopfer von Mond's Betrug. Wie würde sie sonst ihrem Bräutigam gefallen können? Also

was hoffest, was wünschtest und was willst Du? Du ermordest Deine Seele in einem Traume, der nicht einmal einen Schein von Wirklichkeit zum Grunde hat. Wenn Dein Verlangen erfüllt werden könnte, wenn Laura zu Dir zurückkehrte, Du würdest sie ja mit Abscheu von Dir stoßen."

Berthold erhob sich langsam von der Bank, indem er muthos sagte:

"Wehe! Ich muß also Allem entsagen, auch der Erinnerung, dieser letzten Nahrung meiner trauernden Seele, hinflehen, sterben mit der Ueberzeugung, daß sie, die mich Wüthen, mit meinen Leiden Spott treiben!"

"Wäre ich an Deiner Stelle, Berthold, ich würde wol ein Mittel finden, mich zu rächen."

"Ein Mittel, mich zu rächen?" rief der Jüngling mit plötzlicher Kraft. "Errich, was würdest Du thun?"

Der Rusikus antwortete mit begeistertem Tone:

"Ich würde alle meine Kräfte zur Vollbringung großer Werke zusammennehmen, ich würde aus meiner Feder Gedichte fließen lassen, die meine Landsleute zur Bewunderung zwingen sollten; mein Name, geehrt und geliebt und von Tausenden gerühmt, würde wol endlich bis zu ihr dringen, die mich so feig vergaß; der Glanz meines Ruhmes würde blendend ihr in die Augen strahlen, und vielleicht würde sie dann ihren Reineid beklagen aber Du erblickst, Du erzitterst, was siehst Du?"

An allen Gliedern vor Ueberraschung zitternd wies Berthold zwischen die Lindenbäume hindurch und bezeichnete in der Ferne zwei Frauen, die, ohne die beiden Freunde

bemerkt zu haben, sich langsam der Stelle näherten, wo diese Platz genommen hatten.

Die jüngste dieser Frauen ging mit wankenden Schritten, welche von einer schon weit fortgeschrittenen Abschwächung zeugten. Die ungewöhnliche Blässe ihrer Wangen, der unstete Blick ihrer Augen und ein Ausdruck des Schmerzes und der Muthlosigkeit konnten glauben machen, daß das arme Mädchen eben erst von einer gefährlichen Krankheit genesen war und jetzt am Arme einer besabten Dienstmagd, welche sie begleitete, durch die Linden lustwandelte, um in dem frischen Schatten Erquickung zu suchen.

„Laura! Es ist Laura!“ sagte Conrad, seinen Freund beim Arme fassend. „Komm, Verthold, komm, damit sie wenigstens nicht auf Deinem Antlitz lese, was Du leidest.“

„Was ich leide?“ schrie Verthold. „Sieh da, sieh da, sie trägt den Tod auf ihrem Antlitz.“

„Komm, laß uns schnell von hier weggehen,“ sagte Conrad, indem er mehr Kraft anwandte, seinen Freund von der Bank zu ziehen; doch dieser sträubte sich wie ein Verirrter und stehete:

„Nein, nein, laß mich sie noch einmal anschauen, einmal noch und dann, dann entsage ich ihrer Erinnerung noch einmal, einen einzigen Blick in ihre Augen.“

Dieses sagend sprang er auf und erwartete mit unsäglich Aufregung die sich nahenden Frauen.

Unterdessen mußte Laura ihn bemerkt und erkannt haben, denn sie hatte gezittert, wie von einer plötzlichen Aufregung getroffen. Obschon ihre Begleiterin sie ebenfalls

zurückhalten wollte, unterbrach sie ihre Schritte nicht, sondern kam gerade auf Berthold zu.

Als Beide aus der Nähe einen Blick wechselten, und der Eine auf des Andern Gesichte Spuren von Siechthum und Leiden wahrnahm, entfuhr ihnen Beiden derselbe Laut des ängstlichen Mitleids — aus des Jünglings Augen brachen reichliche Thränen hervor. — Von Schmerz überwältigt, ließ er den Kopf auf die Brust sinken und starrte schweigend auf den Boden.

Laura, wahrscheinlich von einem Mitleidsgefühl durchdrungen, hatte sogleich ihre Aufregung besänftigt; ihr Gesicht schien ruhig und gelassen, aber diese ruhige Gelassenheit trug den Stempel einer unermesslichen Betrübniß, einer so schmerzlichen und so hoffnungslosen Unterwerfung, daß es war, als ob allein die Gewißheit eines nahenden Todes ihr die Kraft geliehen hätte, bei der erschütternden Begegnung ruhig zu bleiben.

Mit süßer, traulicher Stimme sagte sie:

„Du bist krank, Berthold? Armer Freund, ich will Dich nicht fragen, welches Leiden Dich verzehrt. Ich kenne den grausamen Wurm, der das enttäuschte Herz zernagt. Ich bin ebenfalls krank gewesen. Auf dem Bette des Leidens hingestreckt, habe ich zu Gott gefleht, daß er Dir wenigstens Kraft verleihen möge, Dein Loos muthig zu tragen“

Fast außer sich selbst vor innerer Erregung streckte Berthold die Hände dankend dem Mädchen entgegen und sagte:

„Du hast für mich gebetet?“

„Aber der Himmel zürnt mir,“ fuhr sie fort. „Die letzte

„Offnung meiner Seele mußte auch eitel sein. Ich hatte noch nicht genug an meinem eigenen Grame“

„Ist es kein Gaukelspiel?“ rief Werthold erschaut. „Du dachtest an mich, Du beklagtest mein Loos. Du hast also nicht mit freiem Willen die Hand meines Feindes angenommen?“

„Ich weiß es, Werthold, Dein Herz hat mich beschuldigt,“ antwortete Laura, indem eine trübe Miene um ihre Lippen schwebte. „Du hieltest mich für glücklich. Sieh auf meinem Angesichte, was die Freude mit der Schönheit meiner Jugend gethan hat.“

„Aber ich irre, der Mors dreht sich mir, Du solltest über unsere Liebe trauern, Du solltest den armen Werthold noch lieben?“

„Lieben?“ wiederholte sie mit bitterem Scherz; „o nein, ich darf nicht mehr lieben. Das Schicksal hat ein unwiderstehliches Urtheil über mich ausgesprochen. Es ist Nacht vor meinen Augen. Ich sehe nur noch einen Stern aus der Ferne mir entgegen leuchten — einen, er glänzt über meinem Grabe“

„Laura, Laura, Du gibst mir den Tod vor Angst!“ rief Werthold in Verzweiflung. „Ich verstehe Deine Leiden; ich begreife, was Deine schrecklichen Worte verkünden aber gibt es denn keine Macht auf Erden, Dich zu befreien?“

„Es gibt eine Macht, welche Alles beherrscht, auch mein Schicksal,“ sprach sie. „Ich fühlte mit sehnsüchtig er Erwartung, mit dankbarer Freude, daß die Krankheit mir die Brust verengte, daß das Fieber mich verzehrte, und ich hoffte, daß

ich die Erde verlassen würde, bevor das Opfer meiner Seele vollbracht sein würde."

"Sterben? Du willst sterben?" seufzte Berthold erschrocken.

"Nein," sagte sie, "Gott hat mir den Tod nicht schenken wollen. Ich werde genesen wehe! ich werde genesen"

Der Ton der unendlichen Verzweiflung, mit welchem Laura diese traurigen Worte sprach, machte, daß der Jüngling in neue Thränen ausbrach.

Nicht weniger tief mußte das Mädchen gerührt sein, denn — obschon man nicht sah, daß sie weinte, und sie scheinbar ruhig den Jüngling ansah — so zitterten doch ihre Wangen und es glänzte in der Tiefe ihrer Augen ein feuchter Strahl, als fielen ihr die Thränen in den Busen.

Die Dienstmagd sahte Laura bei dem Arme und sagte bittend:

"Ach, Fräulein, kommen Sie doch, lassen Sie uns von hier weggehen. Ihr Vater hat gesagt, er werde uns folgen."

Und als sie sah, daß Laura sich weigerte, ihr zu folgen, fügte sie wie drohend hinzu:

"Und Herr Mond wird Ihren Vater ohne Zweifel begleiten."

"Mond! Mond!" heulte Berthold, indem er, die Augen zum Himmel gerichtet, um dessen Bestrafung flehte.

Laura schien all ihre Kräfte zusammenzunehmen und sagte dann in einem Tone wunderbarer Gelassenheit:

"Berthold, der Zufall hat uns hier zusammengebracht, ein lehtes und ewiges Lebewohl zu sagen. Bald wird ein

heißiges Band mich zur Sclavin unerbittlicher Pflichten machen und zwischen uns einen Abgrund graben, den man, ohne Verbrecher zu werden, selbst nicht einmal durch die Erinnerung auszufüllen suchen darf. Vergiß mich, ich bitte Dich, fasse Muth, bewältige Deine Traurigkeit und laß mir wenigstens den Trost, daß ich allein den bitteren Leidenskelch trinke"

"Berthold, schnell, laß uns hinweggehen!" rief Conrad; "dort kommt der böse Geldteufel, der Euch Beide vor Gram sterben läßt. Es ist Mond. Er sieht Dich."

"Lebe wohl, Berthold," flüsterte Laura, ohne sich im mindesten erschrocken zu zeigen. "Hast Du mich jemals geliebt, so erhö're mich in diesem Augenblicke. Schenke Deine Liebe der Kunst, werde groß und berühmt. Die Klänge Deiner Verühmtheit werden in dem Herzen der armen Laura Widerhall finden und muß sie den Freund ihrer Blindheit vergessen, den vaterländischen Dichter darf sie doch bewundern und lieben."

Berthold stand da und zitterte vor Ueberraschung, vor Mitleid, Verzweiflung und seliger Erinnerung. Er sah dem Mädchen sprachlos nach, während sie sich langsam an dem Arme des Dienstmädchens entfernte.

Mond ging an den beiden Freunden vorbei. Seine Lippen hatten sich zu einem Grinsen der Muth verzogen; in seinen Augen glühte das Feuer der Drohung und Nachsicht. Als er den Musikus ansah, mischte sich zwischen den Ausdruck seines Grimmes noch etwas so Verächtliches und Verböhnendes, daß Conrad sich alle Gewalt anthun mußte, um einen Laut der Entrüstung zu unterdrücken.

Was Berthold betrifft, so hatte dieser, seitdem Laura verschwunden war, das Haupt sinken lassen und den Blick auf die Erde gerichtet. Er war so sehr in Betrachtung über das Geschehene versunken, daß Mond zwischen den Bäumen und außer seinem Gesichtskreis verschwunden war, ohne daß er ihn bemerkt hatte.

„Unglücklicher Freund!“ senfte Conrad; „diese Begegnung wird Deine Qual vergrößern.“

„Meine Qual vergrößern!“ rief Berthold plötzlich und mit ausgelassener Freude. „Welche Qual? Meine Trauer? Nein, nein, Laura hat mich nicht vergessen, nicht verrathen. Sie liebt mich noch. Aus Liebe zu mir fliehet sie hin. O, diese Ueberzeugung gleicht mir Nuth ins Herz. Ich fühle mich größer werden, der Pufen ist mir erweitert, ich will jubeln.“

„Beruhige Dich, werde gelassen; Deine Sinne schweifen ab,“ sprach Conrad erschrocken.

„Komm, komm!“ rief der Jüngling, indem er seinen Freund mit fieberhafter Eile zwischen den Bäumen fortzog. „Komm! Nun werde ich ein Dichter; nun will ich einen glänzenden Namen, nun habe ich Durst nach Berühmtheit. . . . Mein Kopf brennt, das Gehirn will mir aus dem Schädel hervorbrechen; es ist, als ob eine ganze Welt von Poesie unter meiner Stirn leuchte. Sie hat gesagt: ich werde den vaterländischen Dichter lieben.“

Und indem er so schnell vorantief, daß der erschrockene Conrad ihm kaum nachfolgen konnte, stob er wie ein Wahnsinniger aus dem Park.

IV.

Margret saß an einem Mahagonitischchen in einem Lehnstuhl von grünem Sammet und trank Schokolade aus einer Schale, deren durchscheinendes Porzellan mit goldenem Blattwerk verziert war. Der Saal, in welchem sie sich befand, war mit kostbaren Möbeln, weichen Teppichen und reichen Vorhängen ausgeschmückt, alle neu und nach dem feinsten Geschmacke gearbeitet.

Die alte Dienstmagd des seligen Herrn Robyn war fast nicht mehr wiederzuerkennen. Sie trug eine Spitzenhaube nach der neuesten Mode, große Ohringe und seidene Kleider. So wie sie da mit aller Bequemlichkeit des Wohllebens gegen die Kissen des Lehnstuhls lehnend, halb liegend, halb sitzend die müden Butterkuchen in die duftende Schokolade tauchte, sollte man leicht geglaubt haben, in Margret eine hochgeborne Dame zu sehen. Und war nicht viel Adel in ihrer Haltung, in ihrer Kleidertracht und in ihrer Art zu essen, so war doch genug Hochmuth in ihrem Blick, und ihre Gesichtszüge waren durch das Selbstgefühl, welches der Besitz des Geldes dem Menschen einflößt, verklärt.

Wie sehr auch Margret mit ihrem Stande zufrieden zu sein schien und mit wollüstiger Begierde die Auchen einen

nach dem andern verschlang, so mußte doch von Zeit zu Zeit ein trüber Gedanke in ihr auftauchen; denn zuweilen blieb sie ohne sich zu regen, und vergaß ihr Frühstück, indem sie über etwas für sie Unangenehmes nachdachte; dann trat sie zuweilen mit dem Fuße auf den Teppich, indem ihr Gesicht vor Verdruss entstellt zu sein schien, oder sie streckte die geschlossene Faust aus, als drohe sie Jemand mit ihrem Zorn oder ihrer Rache."

Was ihren Geist so beschäftigt hielt, wäre schwer zu errathen gewesen, obgleich ihr einige zornige Worte entfuhrten, aber diese waren sehr abgebrochen und undeutlich. Allein sie sprach zuweilen deutlich die Namen Laura, Remenact und Wend mit einem Tone aus, der vermuthen lassen konnte, daß Reid und Rucht sie aufregte.

So denkend und nachsinnend griff sie unbewußt nach der Schüssel, um noch einen Kuchen zu nehmen; aber ihre Hand fand keinen mehr — sie schüttelte die Tischklingel mit Kraft.

Es kam ein Dienstmädchen herbelgesprungen — ein junges Mädchen vom Lande, das ziemlich ungebildet und unschuldig ausah. Sie näherte sich fast zitternd der Margret und fragte:

„Was steht Ihnen zu Diensten?“

„Dummkopf, nenne mich, Du Bäuerin!“ fuhr Margret sie an.

„Was steht Ihnen zu Diensten, Madame?“

„Dieses Wort will nicht leicht aus Deinem unhöflichen Munde. Pfui, Du riechst nach dem Kuhstall.“

„Aber, Madame,“ stammelte das Mädchen. „Sie sind immer so böse auf mich. Es ist ja meine Schuld nicht, daß

ich eine Bäuerin bin. Ich thue doch mein Bestes, dienen zu lernen."

"Wißt Du schweigen!" brüllte Margret. "Eine Magd darf nicht sprechen. Man sollte vor Deinen gemeinen Zügen das Aieher bekommen nun, warum habe ich Dich gerufen warum habe ich geklingelt? frage ich Dich. Hörst Du nicht?"

"Madame hat gewiß den Topf Chocolate leer getrunken und will noch Etwas haben," sagte die Magd.

"Ach ja, wie kam es, daß Du mir nur vier Ruchen auf die Schüssel gelegt hast?"

"Sechs, Madame, sechs."

"Wie, Du willst mich Lügen strafen? Vier, sage ich; bekenne, daß es vier waren, oder ich werde Dir einmal zeigen, wer hier Herr und Meister ist! Schnell, sprich! Es waren ja nur vier."

"Sie irren sich, Madame, es waren sechs," stammelte das Mädchen.

"Du verfluchte Bäuerin!" fiel Margret aus. "Lauf nach Deiner Kammer, mach Dein Bündel zurecht und sieh, daß Du noch vor Mittag aus dem Hause kommst, oder ich werde Dich durch den Anecht auf die Straße werfen lassen. Hast Du mich verstanden oder nicht? Aus meinen Augen, Unverschämte!"

Das Mädchen bedeckte die Augen mit der Schürze und fing an zu weinen.

Bei dem Anblick ihrer Thränen schien Margret ruhiger zu werden, und anstatt noch darauf zu dringen, sofort ihren Dienst zu verlassen, sagte sie mit freundlicher Stimme:

„Nun bedenke Dich noch einmal, Rath, es waren ja vier.“

„Ach, Madame, wenn Sie es denn so wollen, ich will nur ja sagen,“ senfte das Mädchen unter Schluchzen; „ja es waren vier. Sie müssen Mitleid mit meiner Unschuld haben, Madame. Ich würde gern lügen, um Ihnen zu gefallen, aber ich kann es noch nicht.“

„Komm einmal her zu mir, Rath; ich werde Dir guten Rath geben — wirst Du thun, was ich Dir sage?“

Das Mädchen gehorchte mit Schüchternheit.

„Du bist noch einfältiger als Jemand, der hinter der Auh geht,“ sprach Margret sie bei der Hand fassend. „Du hättest damit anfangen müssen, bei kleinen Bürgern zu dienen, da hat man viele Sorgen um seine Ehren, und wenn die Hausarbeit verrichtet ist, läßt man die Magd in Ruhe. Bei uns, die wir reich sind, geht das so nicht, Kind. Wir haben zu viel müßige Zeit und zu viel Grillen. Ich habe ebenfalls gedient, Rath.“

„Ich weiß es wol, Madame,“ sagte das Mädchen.

„So, Du weißt es wol aber Du mußt schweigen, wenn Du siehst, daß ich sprechen will. Was wolltest ich Dir sagen ach ja. Als ich mich vermiethete, kam ich auch, wie Du, bei reichen Leuten ins Haus, wo man jährlich wenigstens viermal die Diensthoten wechselte. Ich war schlau und bemerkte schnell, was hier verlangt wurde, um zugleich der Liebling der Frau und des Herrn zu sein. Die Dame war Herr im Hause; ich sah ihr immer nach den Augen. Schien sie zornig oder ärgerlich, so schwieg ich; nannte sie mich einen Esel, dummes Möbel oder faule Trine, so sah ich sie stehend an, als gestände ich, daß sie Recht hätte, mich

zu schelten. Gelegentlich rühmte sie ihre Schönheit und die Pracht ihrer Kleider. Ich heuchelte, in ihre bössartigen Kinder, in ihren knurrigen Schooßbund und in Alles, was sie zu lieben schien, bis zum Wahn Sinn verliert zu sein. Geriet sie mit dem Herrn in Streit, so gab ich ihr Recht — sobald er weggegangen war, wohl verstanden! — und ich beklagte ihr Loos, als ob ich sie in der That für unglücklich hielt, aber ich suchte aus ihren Mienen zu lesen, was in ihrem Gemüthe verging, um bei Zeiten die Sprache zu verändern. Dem Herrn wußte ich anders in die Karten zu spielen. Er glaubte, daß es keinen verständigern und geistreichern Mann in der Welt gäbe, als er. Selbst bei dem Geringssten, was er sagte, schlug ich die Hände vor Verwunderung über meinem Kopfe zusammen, als sähe ich Mirakel geschehen, und ich sagte oft, wenn meine Herrschaft gut gelaunt war, daß ich noch lieber den Verstand des Herrn oder die Liebenswürdigkeit der Frau hätte haben mögen, als ihr Geld. Sie glaubten mir und hatten mich gern, weil ich ihnen schmeichelte. Siehst Du wol, Rath, nun bin ich Madame und Du bist die Magd. Benimm Dich gegen mich, wie ich mich gegen meine Herrschaft benahm. Sieh mir nach den Augen, um zu wissen, was ich wünsche, schmeichle mir, folge meinen Launen und sage, daß es diesen Morgen vier oder hundertvier Auchen oder hundert Auchen waren, wenn Du nur glaubst, daß ich es so will. Warum sehen einzelne Menschen Hunde so gern? Warum gibt die Dame ihrem Apor Zuckerwerk und Zucker in Ueberfluß? Das ist ganz einfach. Apor wedelt ohne Aufhören mit dem Schweif und schmeichelt und leckt die Hand, selbst wenn man ihn schlägt,

weil man Etwas oder Jemanden schlagen will. Als ich diente, fand ich es sehr grausam und schlecht, daß ein Diensthote sich selbst zum Sklaven und Hunde machen müsse; aber nun ich reich bin, finde ich es sehr natürlich. Wenn ich Dich Dummkopf und Rârrin schelte, dann darfst Du nicht weinen, Rath. Laß mich nur sprechen; ich thue es einzig und allein, um fühlen zu lassen, daß ich reich bin."

"Madame, sind Sie denn doch so reich?" fragte die Ragd, die anders Nichts von der Rede begriffen hatte.

"Ja, ja, Rath, eine Million."

"Eine Million? Das muß schon schrecklich viel sein."

"Das will sagen, Rath, ich besitze die Million noch nicht; aber ich werde mich verheirathen, mit Herrn Mond, der sie geerbt hat."

"Mit unserm Herrn? Ich glaube es nicht," sagte das Mädchen mit einer Klene, welche Margret in Staunen setzte.

"Warum? Du vergißt, daß ich es bin, die Dich bezahlt. Was ich glaube, mußt Du ebenfalls glauben."

"Ach ja, ich hatte es schon wieder vergessen. Lassen Sie mich nur wieder in die Küche geh'n, wenn es Ihnen beliebt, das Frühstück des Herrn muß noch bereitet werden."

"Rein, Du sollst mir sagen, warum Du an meiner Heirath mit dem Herrn zweifelst."

"Ich darf nicht," stammelte das Mädchen.

"Du mußt es dürfen. Ich will es," gebot Margret.

Aber da das Mädchen zögerte, sagte sie:

"Du hast gewiß Etwas vernommen von einem Fräulein, welches Laura Remenauer heißt. Man hat Dir vielleicht

gesagt, daß der Herr sich mit ihr verheirathen werde. Hat man nicht in dem Laden des Wälders so gesprochen?"

Das Mädchen nickte bejahend mit dem Kopfe.

Sie sind nicht gut unterrichtet, Kath. Die Liebe des Herrn Ronck zu Laura Remenaer ist nur ein Schein. Noch zwei Monate und Du wirst mich Frau Ronck nennen, sei davon versichert."

"Wenn es nur wahr ist," sagte Kath, die Achseln zuckend.

"Wie? Wenn es nur wahr ist? Weißt Du denn etwas Besonderes?" fragte Margret, von dem dreisten Zweifel der Magd überrascht.

"Ja, ja, ich habe es Ihnen noch nicht zu sagen gewagt."

"Sprich, sprich schnell!" rief Margret erschrocken.

"Sehen Sie wol, Madame, von dem Treiben in der Stadt kenne ich wenig. Aber draußen auf den Dörfern sehen sich die Menschen auch gern. Der Sohn des Bachters, bei dem ich zuletzt wohnte, war in die Tochter des Bärgermeisters verliebt, und es ging ihm nicht nach seinem Wunsche. Der arme Junge hatte ganze Tage mit dem Kopfe in den Händen zu denken; seine Augen standen ihm so irr in dem Kopfe, und er murmelte immer: Rosa, Rosa!"

"Aber bist Du verrückt? Dummkopf! Da willst Du mir nur eine Geschichte aus dem Dorfe erzählen?"

"Ja, aber das ist es nicht," versetzte das Mädchen. "Unser Herr sitzt auch ganze Tage da und sinnt und sieht mit starren Augen vor sich hin. Wenn Sie kommen, Madame, da steht er auf und lacht und ist freundlich. Auf mich achtet er nicht so. Ich habe schon mehr als einmal gehört, daß er

seufzte: Laura, Laura! Gerade so wie der Sohn unsers Pächters."

Margret erblich.

"Und soll ich Ihnen noch etwas mehr sagen?" fuhr das Mädchen fort. „Gestern, als sie ausgegangen waren, hat der Herr mich in aller Eile mit einem Briefchen nach dem schönen Laden auf dem Markte geschickt — Sie wissen wol, wo alle die reichen Frauenkleider an dem Fenster hängen — ich habe dort eine große Schachtel geholt; der Herr hat sie geöffnet, sie war voll von Epiphan. Zuerst glaubte ich, daß er Ihnen ein Geschenk machen wollte, aber er hat mir verboten, Ihnen jemals zu sagen, daß ich in dem Laden gewesen bin. Ich habe einige Zeit danach den Knecht mit einer Schachtel unter dem Arme ausgehen sehen. Ebenso machte es auch der Sohn meines Pächters, als er sich verheirathen wollte; er kaufte ein schönes roth und blau carrirtes Hals- tuch für Rosa, die Tochter des Bürgermeisters."

"Geh' in die Küche," schrieb Margret, vor Buth zitternd, „geh' in die Küche, sage ich Dir."

"Sehen Sie, nun sind Sie schon wieder erzürnt, sammelte das Mädchen, „und ich habe Ihnen doch gesagt, was der Herr mir zu verschweigen geboten hat. So kann denn eine arme Dienstmagd nie recht thun."

"Ja, ja, Du hast recht gethan, ich werde Dich belohnen," sagte Margret plötzlich aufstehend und unter allerlei Drohungen nach der Thür der Kammer eilend. Ich will es wissen. Hast Du die Wahrheit gesagt, dann wirst Du noch seltsame Dinge sehen, Rath. O, der Schelm, mich betrü-

gen! Ja, dann wird er auch nicht viel von der Million behalten“

Sie sprang zur Kammer hinaus, lief durch den Gang und überraschte Mond, da er wirklich, ohne sich zu regen und mit dem Kopfe auf den Händen ruhend dasaß und träumte. — Bei ihrem Erscheinen erhob er sich jedoch, nahm eine freundliche Miene an und sagte:

„Guten Tag, Margret. Wie geht es diesen Morgen? Sind Eure Kopfschmerzen von gestern verschwunden?“

„Ihr habt mehr Kopfschmerzen als ich, scheinheiliger Betrüger,“ fiel sie gegen ihn aus. „Sagt, woran Ihr so den ganzen Tag denkt? Gewiß nicht an mich, und thätet Ihr auch so; — aber Margret kennt Euch, und sie kann wol in Euren Augsaugen lesen, daß Ihr sie zu verrathen sucht. Gebt nur Acht, Mond, gebt nur Acht, ich werde mich schrecklich rächen.“

„Kangt Ihr schon wieder an?“ antwortete Mond mit einer drohenden Heberde. „Zrecht, sagt mit zwei Worten, welche neue Dummheit Euch in den Kopf gefahren ist. Ich habe keine Zeit, um auf Euer wahnsinniges Geschwäh Acht zu geben.“

„Dann könnt Ihr wol Zeit machen. Ihr habt doch Zeit genug, um anderswo vom Morgen bis zum Abend zu seufzen und zu jammern. Haha, seht ihn einmal dastehen mit dem Gulengesicht. Pfui, ich würde mich schämen. Ihr seid häßlich genug, Ainder bange zu machen“

„Wollt Ihr schweigen, Unverschämte,“ brüllte Mond vor Zorn zitternd. „Noch ein Wort!“

„Laßt nur Eure Zähne sehen,“ spottete Margret, „Ihr werdet mich doch nicht beißen.“

„Das geht zu weit, wahrlich, das geht zu weit!“ rief Roud auf den Boden stampfend. Ihr macht Euch ganz dem Herrn und Meister über mich. Dem muß ein Ende gemacht werden.“

„Das Ende wird gemacht werden, wenn Ihr wollt; spricht nur, Falscher.“

„Ihr seid undankbar über die Mäßen. Ich erbe das Vermögen des Herrn Robyn. Ihr habt selbst nicht einmal das Recht in diesem Hause, das mir gehört, einen einzigen Augenblick gegen meinen Willen zu bleiben, und ich lasse Euch aus Güte und Freundschaft hier den Meister spielen; ich gebe Euch Diensthoten, schöne Kleider und Alles, was Ihr verlangen könnt. Was wollt Ihr mehr?“

„Wie einfältig geberdet Ihr Euch doch!“ sagte Margret mit höhnischem Spotte; „meint Ihr mir Honig um den Mund zu streichen? Freundschaft, Güte? Nein, nein; Ihr thut nur so, weil Ihr mich fürchtet. Dürftet Ihr mich nur auf die Strafe werfen, so würdet Ihr nicht bis morgen warten, ich weiß es wol. Aber ich habe Euch fest genug, und seid versichert, Ihr werdet mir nicht entgeh'n.“

Roud fühlte sich von der alten Dienstmagd besiegt. Er knirschte mit den Zähnen vor Ungeduld und schien sie mit dem Blicke durchbohren zu wollen; aber sie, als wäre sie sich ihrer Ueberlegenheit bewußt, sah ihn mit herausfordernder Miene an.

„Wenn ich mich nicht zurückhielt!“ schrie Roud, ihr mit der Faust drohend.

„Nun ja,“ spottete Margret, „ich würde es Euch rathe. Ich rief alle Nachbarn zusammen und riß Euch die Augen aus dem Kopfe. Nun, haltet Euch nicht zurück.“

Während Mond zwei- oder dreimal in der Schreibstube auf- und niederging, that er sich unendliche Gewalt an, sich zu bezwingen; es schien jedoch, daß die Herrschaft Margrets ihn so sehr folterte, daß er seine Wuth kaum bezähmen konnte. Er stellte sich plötzlich wieder vor sie hin, als hätte er mit einem Male einen Entschluß gefaßt, und sprach noch vor Entrüstung zitternd:

„Sagt deutlich, was Ihr wollt, und seid Ihr nicht mit meiner Antwort zufrieden, so geht dann, lauft zu den Nachbarn, zu Jedermann, und verkündet als eine Plaudertasche, die Ihr seid, was Ihr nicht verschweigen könnt.“

„Was ich will? Ich werde es Euch einmal deutlich auseinanderlegen. Erstens verbiete ich Euch, noch den Fuß über die Schwelle von Memenaers Wohnung zu setzen, und zweitens sollt Ihr Euch innerhalb sechs Wochen mit mir verheirathen. Ist dieses klar genug?“

„Und drittens?“ fragte Mond.

„Drittens werdet Ihr mir Geld genug geben, um meine Brautkleider machen zu lassen, viel Geld, denn ich will haben, daß in der Stadt von Arau Mond's Kleiden lange Zeit gesprochen werde.“

Mond, der nun Margret zu reizen suchte, antwortete mit einer verächtlichen Miene:

„Und wenn ich einmal sagte, daß ich Eurer Befehle spottete und Nichts mehr von Euren Albernheiten hören wolle?“

„Wie bald würdet Ihr das bereuen, Ihr würdet mir

nachlaufen, mich bitten und ansehn; aber gebt Acht, ist mein Entschluß einmal gefaßt, dann werde ich meine Rache bis zu Ende vollführen."

"Nun, was würdet Ihr dann thun?"

"An die große Glocke hängen, was Ihr für ein schmutziger Betrüger seid, und wie das Testament umgestoßen werden kann."

"Das wißt Ihr nicht."

"Nein? Ich weiß gewiß nicht, daß das Datum darauf fehlt. Ihr habt es in einem Augenblicke der Unvorsichtigkeit vergessen; aber seid versichert, das Geheimniß ist mir nicht entschwunden."

"Man wird Euch nicht glauben."

"Heuchelt nur Ruhe auf Eurem falschen Gesichte; da drinnen in Eurem Herzen ist es nicht so still."

"Nun denn," rief Monck mit einem Ausdruck triumphirenden Stolzes in den Augen, „ich sage Euch, daß ich keine Befehle von Denjenigen annehmen will, die mir hier mit Dankbarkeit gehorsamen müßten. Ihr könnt warten, demüthig warten, um zu vernehmen, was mir beliebt über das Versprechen zu beschließen, das ich Euch gegeben habe; daß ich aber meine Besuche in dem Hause des Herrn Remenaeer einstellen werde, glaubt das nicht — und nun verlaßt das Bureau, ich gebiete es Euch."

Margret stemmte die Hände in die Seiten und schrie im höchsten Zorne:

"Da! Also so meint Ihr's? Lebt wohl dann. Ihr werdet von mir reden hören. Ich laufe zu Verthold. Er soll wissen, was an dem Testamente fehlt. Ich werde ihm sagen,

wie Ihr seinen Oheim mit Euren spitzbübischen Mänteln betrogen habt, wie Ihr sein Erbe von ihm erpreßt, wie Ihr im Geheimen den alten Mann irre geleitet habt. Na, ja, ich werde ihm einmal auseinandersetzen, wie Herr Hobyn selbst das Testament vergessen hatte, da er noch am Morgen vor seinem Tode mir sagte, daß er sein Testament in vierzehn Tagen erst machen wolle. Berthold wird klarer in diesen Sündenpfehl sehen als ich Arme Margret, das ist nun der Lohn für das Vertrauen, das Du in diesen Schelm gesetzt hast. Nun wirßt Du zur Thür hinausgejagt. Tröste Dich nur, Berthold wird Dich nicht verlassen.“

Sie weinte bei diesen letzten Worten und wendete sich der Thür zu, indem sie noch mit geballter Faust zu Mond sagte:

„Lebt wohl, gemeine Schlange, ich werde noch sehen, daß Ihr betteln geht, wenn Ihr nicht zu früh an den Galgen gerathet.“

Unter den Drohungen der erzürten Frau war das Gesicht Monchs allmählich mehr und mehr bleich geworden. Ihre Worte erfüllten ihn mit solchem Schrecken, daß er sie ganz muthlos anschaute, bis sie die Hand an die Thür legte, um die Schreikstube und gewiß auch das Haus zu verlassen.

Dann erwachte Mond aus seiner Ueberraschung, sprang auf Margret zu und ergriff sie beim Arme, indem er einige freundliche Worte an sie richtete. Indem er sie nach einem Stuhle geleitete, gab er seiner Stimme den süßesten Ton und sprach:

„Seht Euch und vergießt keine Thränen, liebe Margret, es ist Eure Schuld, daß ich so ärgerlich bin. Ihr nehmt

auch einen allzu herrischen Ton an. Wollte ich auf Euch hören und Eurem Rathe folgen, so würden wir Beide unglücklich sein. Nun, beruhigt Euch, keine Andere als Ihr wird meine Frau werden. Was die Welt auch sagen mag, mit Euch will und werde ich mich verheirathen“

„Wann, wann?“ fragte Margret.

„Eher, als Ihr meint. Aber wir müssen noch eine kurze Zeit auf der Put sein. Unsere Feinde haben wieder einige Hoffnung.“

„Ihr betrügt mich schon wieder,“ rief Margret, indem sie die Thränen aus den Augen wischte. „Warum sitzt Ihr denn den ganzen Tag da und träumt und seufzt? Warum kommt Laura's Name immer über Eure Lippen, wenn Ihr allein seid? Glaubt Ihr, ich wüßte nicht, was das sagen will?“

„Ist das nicht natürlich? Ich denke an Laura, an Verthold, an Aemenaer nicht so, wie Ihr meint; im Gegentheil, ich zittere den ganzen Tag, der Schrecken regt mich auf, ich magere ab vor Angst und Verdruß.“

„Es geht gewiß nicht nach Eurem Sinne bei Aemenaers,“ spottete Margret; „seine Tochter will auf das Zammern eines solchen liebenswürdigen Mannes, wie Ihr seid, nicht hören?“

Wond presste vor Aerger die Zähne zusammen, als hätte dieser Hohn in seinem Herzen eine empfindliche Stelle berührt. Er antwortete jedoch mit schlauer Miene:

„Ihr habt es errathen, Margret. Sie haßt und verabscheut mich, weil ich Vertholds Feind bin. In ihren Augen schelne ich wirklich ein abscheuliches Ungeheuer zu sein. Aber desto besser, desto besser.“

„Was wollt Ihr damit sagen?“ fragte Margret verwundert.

„Der Schrecken, den ich ihr einjage, wird sie krank und hinsiechen machen. Sie wird sterben; dann bin ich erlöst von der Furcht, die mir Tag und Nacht keine Ruhe läßt.“

„Ihr liebt sie also nicht?“

„Lieben? Ich lieben? Haltet Ihr mich denn für ein Kind? Wenn ich nicht heucheln müßte, um unser beiderseitiges Glück gegen unsern Feind zu vertheidigen, so würde mein Haß allein hinreichend sein, um Liebe für Laura zu heucheln.“

„Guer Haß?“

„Ja, mein unerbittlicher, mein glühender Haß gegen Werthold. O, Ihr könnt nicht begreifen, wie ich dieses Gefühl empfinde. Weil Laura diesen Vassen Werthold noch zu lieben wagt, habe ich sie in meinen Haß eingeschlossen, um mich an ihr zu rächen.“

„Und die Spitzen, die Ihr Laura zum Geschenk gabet? Ich durfte Nichts davon wissen. Diese Geheimnißkrämerei beweist allein, daß Ihr mich betrügen wollt.“

„Es ist wahr, liebe Margret, ich hinterging Euch — um Guer Mißtrauen nicht zu erregen, um Euch den Verdruß zu ersparen. Meine Zuneigung zu Euch bewog mich zu dieser Vorsorge. Versprecht mir, daß Ihr vernünftig sein werdet. Ich werde Nichts, Nichts vor Euch verheimlichen. Was ich thue, ist Heuchelei, die äußerst schmerzlich und erniedrigend für mich ist; aber ich getröste mich dieser Aufopferung zu unserm beiderseitigen Glück, Freundin.“

„Himmel, was ist es doch langweilig, mit einem arg-

Der Geldteufel. II.

„Nur Menschen zu thun zu haben,“ seufzte Margret halb verhöhnt. „Man kann nicht wissen, was man glauben soll. Und wie lange soll dieses Spiel noch dauern? Wie Laura ~~ist~~? Sie war schon sehr weit auf dem Wege zum Kirchhofe, aber sie scheint nun wieder ein wenig zu sich zu kommen; und wenn sie gesund würde?“

„Das glaube ich nicht,“ antwortete Mond. „Sie wünscht sich den Tod und verzehrt ihr eigenes Herz. Alles kann geschehen. Nehmt an, daß sie gesund wird; in diesem Falle muß ich heucheln, bis die Heirath zwischen Berthold und Laura eine vollständige Unmöglichkeit geworden ist. Herr Remenaer hat Mitleid mit dem Schmerze seiner Tochter und er zeigt sich geneigt, sie mit Berthold zu verheirathen. Aber Ihr begreift wol, Margret, daß diese Heirath verhindert werden muß; denn wenn Berthold Laura's Gatte wird, dann wird Remenaer, der ein schlauer Geldteufel ist, die Geseglichkeit des Testaments bestreiten. Er ist reich und würde die Sache vor den Gerichtshof bringen. Was an dem Testament fehlt, weiß er nicht, aber die Advocaten würden es so oft umwenden und durchspüren, daß sie die Mangelhaftigkeit unfehlbar finden müßten; und, gute Freundin, was würde die Folge davon sein?“

„Würde es vernichtet werden?“ fragte Margret mit ängstlicher Theilnahme, deren Anblick einen leichten Schimmer von triumphirender Freude aus Mond's Augen lockte.

Mit kläglichem Stimm, gleich als wenn eine tiefe Trauer ihn aufregte, sagte Mond:

„O, ich kann nicht mehr darüber schlafen. Wir würden alles Geld verlieren, das wir jetzt besitzen, wieder arm wer-

den. Für Euch wäre es so schlimm noch nicht, Ihr könntet wieder Dienstmagd werden."

"Ich wieder dienen geh'n?" rief Margret, „ich stürbe doch lieber vor Hunger. Die Leute würden mir auf der Straße nachlaufen und mich versprotten. Aber Mensch, es wird nicht so weit kommen. Ihr jagt mir den Tod auf den Leib."

"Wenn Berthold sich mit Laura verheirathet, sind wir verloren."

"Ihr müßt es verhindern, es koste was es koste. Ihr müßt es verhindern. Ach, lieber Mensch, spart doch keine Mühe."

"Mühe sparen, ich? Nein, nein, ich werde ringen, streiten, Halsstricke legen, bis uns der Sieg gesichert ist. Es wird mich nicht entmuthigen, und müßte ich noch Monate lang heucheln, kriechen und betrügen. Nun begreift Ihr doch, warum ich alles Mögliche versuche, um Aemenaer glauben zu machen, daß ich um die Hand seiner Tochter werbe, warum ich sie Beide über meine wahren Absichten zu täuschen suche, dadurch, daß ich ihnen Geschenke übersende. So vergeht die Zeit, Laura sieht hin, Berthold geräth allmählich mehr und mehr in Armuth — Aemenaer darf beinahe nicht mehr sagen, daß er ihn jemals gekannt hat...."

"Wahrscheinlich," pflichtete Margret bei, „ich habe ihn vorgestern von ferne gesehen. Was sah er doch so elend aus, es sind noch immer dieselben Kleider, welche er trägt — aber kahl. Ich hatte, dünkt mich, Mitleid mit dem armen Jungen!"

"Ihr spottet; Mitleid mit unserm Erbfeinde?"

„Ich sage es nur gesprächsweise. Wer sollte Mitleid mit einem Trunkenbold haben können, der zu faul ist, zu arbeiten?“

„Ein Trunkenbold?“ wiederholte Rons mit Ueberschung. „Berthold ein Trunkenbold, wer sagt das?“

„Wißt Ihr das nicht? Berthold geht mit schlechtem Gefindel um, er sitzt den ganzen Tag im Wirthshaus und trinkt Brannntwein. Bei meiner Pugmacherin habe ich ihn von einer Frau, die in seiner Nachbarschaft wohnt, beklagen hören.“

Rons geberdete sich, als ob er nicht weiter auf diese Eröffnung Acht geben wollte. Er sagte Margrets Hand, drückte sie zärtlich und sagte:

„Nun, Ihr seht wol, Freundin, daß Ihr Euch in mir getäuscht habt, und daß Ihr mir eher danken solltet. Beruhigt Euch fortan und horcht nicht mehr auf das Geschwätz der Nachbarn. Es ist möglich — ich glaube es nicht, aber wer kann es wissen, daß die Nothwendigkeit mich so weit treiben wird, daß ich mich scheinbar zu meiner Verheirathung mit Laura vorbereiten muß. Das darf Euch jedoch kein Mißtrauen einflößen! Ihr allein, Margret, sollt meine Ehegattin werden; ich habe es versprochen, und es wird so geschehen. Bis dahin seid Ihr unbeschränkte Gebieterin im Hause, und thut, was Euch beliebt. Habt Ihr Geld nöthig, so redet nur; was könnt Ihr mehr verlangen? — Laßt mich nur gewähren, ich werde unsere Feinde schon zu Schanden machen. In zwei oder drei Monaten werdet Ihr Frau Rons sein. — Nun, ist es so gut, seid Ihr zufrieden?“

Margret schaute ihm tief in die Augen. Er bestand diese Probe, ohne im Mindesten Verlegenheit zu verrathen.

„Es ist doch sicher, daß Ihr mich nicht betrügt?“ fragte sie.

„Immer dieselben bösen Gedanken! Wenn ich einige Zuneigung für Laura Remenaer fühlte, würde ich dann ihren Tod wünschen?“

„Nun, so mag es denn so sein. Ich bin ein gutes Geschöpf, und man kann mich viel glauben machen. Aber bleibt versichert, Mend, daß es Euch reuen wird wenn Ihr den Kalschen mit mir zu spielen wagt. Ihr wißt nun, was ich thun würde.“

„Dabe ich nicht die reine Wahrheit gesprochen. so rächt Euch, wie Ihr wollt und könnt. Ich gestehe, daß ich es dann verdient haben werde. Doch ich fürchte dies nicht; denn ich habe nicht die Absicht, Euch Anlaß zur Rache zu geben. Behaltet Vertrauen zu mir und seid gutes Muthes, Freundin; Eure Furcht wird nicht lange mehr dauern. Da ist meine Hand auf unsere bevorstehende Heirath. Nun habt nur die Güte, mich ein wenig allein zu lassen; ich muß dringende Briefe schreiben. Dieser Werthold wird mich noch wahnsinnig machen. Es geht mir so im Kopfe herum, daß ich meine Gedanken nicht sammeln kann. . . . Margret, wenn der Herr von gestern kommt, so beweist ihm viele Höflichkeit und führt ihn sofort zu mir herein.“

„Welcher Herr?“ fragte Margret, „der mit der Brille?“

„Nein, der wird heute nicht kommen; der andere.“

„Pa, der mit dem schmutzigen Aragen und dem zerknit-

terten Gute — er will gewiß Geld von Euch leihen. Es wird nicht viel an ihm zu gewinnen sein, Mond.“

Ihr irrt Euch. Das ist der Grund nicht, weshalb er kommt. Ich gebrauche ihn, um mich an Verthold zu rächen. Nun thut, was ich Euch gesagt habe, Freundin.“

Margret verließ die Schreibstube — kaum hatte sie die Thür hinter sich geschlossen, so stampfte Mond heftig auf den Boden, lief zwei- oder dreimal durch das Zimmer auf und ab und murmelte in sich:

„Die Unverschämte! Sie fängt an, mich mit ihrem lächerlichen Wahnsinn zu langweilen! Mond, der millio-
nenreiche Mond sollte eine dumme Dienstmagd, welche noch obendrein häßlich und arm ist, heirathen? Wenn ich ihr fünf- oder sechstausend Francs gäbe? Sie würde sie vielleicht mit Freuden annehmen und mich meines Versprechens überheben. Aber dann würde sie unabhängig von mir werden; sie würde plaudern, von dem Testament sprechen und vielleicht, ohne es zu wissen, Dinge sagen, welche die Wahrheit vermuthen lassen könnten. Nein, so lange sie das Brod aus meiner Hand isst, kann ich sie zwingen. Ich muß heucheln, sie betrügen, ihr schmeicheln, bis Laura meine Gattin ist. Will Margret dann sich nicht in die Nothwendigkeit fügen, wohlán, so mag sie von hier weggeh'n. Aber ich fürchte mich ohne Grund; sie glaubt Alles, was man ihr sagt; — hätte ich nur nichts Anderes zu fürchten, als Margrets Mißtrauen!“

Er setzte sich an sein Pult und legte den Kopf in die Hände. Nachdem er eine Weile nachgedenken hatte, sagte er wie im Zorne:

„Keinen Aufschub mehr! Vater und Tochter thun Alles, was sie können, um Zeit zu gewinnen. Sie hoffen noch! Dort wird Etwas gebräut, das mich erschreckt. Berthold steht noch in gutem Givernehmen mit ihr. Sie macht sich krank und steckt hin, um die Heirath in die Länge zu ziehen. Schon dreimal schien ihre Genesung gewiß; aber so oft ich davon spreche, die Heirath zu beschleunigen, bekommt sie wieder einen Rückfall. Sie weigert sich zu essen und trinken. Sie will mir entgehen durch den Tod. Wenn es ihr glückte? — Mich betrügen? Das ist nicht leicht. Sie ist böslisch, aber sie heuchelt. Aus ihren Augen blinzelt mir das Wort Fenster entgegen. Was muß sie mich haßen und verachten, um so Monate lang mit eifrigem Stelze auf mich herabschauen zu können! Aber ich werde mich rächen, und müßte sie sterbend vor dem Altare niedersinken, meine Frau wird sie werden und ich werde mich beeilen, die Vollziehung der Heirath werde ich gebieterisch verlangen. Unerbittlich werde ich sein. Ich weiß, was ihr solchen Haß gegen mich einflößt, es ist Bertholds Ruhm, der sie verblendet. Gehn! Dieser Ruhm wird verschwinden wie Rauch — wir werden sehen, ob Laura nicht bei der Erinnerung an ihn zureckschrecken wird, wenn Haß, Spott, Verachtung sein Antheil geworden ist, wenn alle vernünftigen Leute ihn tadeln und verachten als einen unedeln und gefährlichen Mann!“

Er nahm ein Tageblatt, das vor ihm zusammengefaltet dalag, öffnete es und las mit fieberhafter Freude auf dem Antlitze:

„Die Freunde der vaterländischen Literatur, und wir mehr als Andere, haben mit Freude dem ersten Buche von

Berthold Robyn zugejauchzt und ihn ermutigt, weil man darin bei Mangel an wahrem Talent wenigstens einige Anlagen zu finden glaubte. So wenig man auch von ihm verlangen konnte, so hat doch sein zweites Buch, welches kürzlich unter dem Titel: Schmerz und Hoffnung erschienen ist, Jedermanns Erwartung getäuscht; und wahrlich, in diesen neuen Gedichten von Berthold Robyn ist Nichts zu finden als Aufgeblasenheit, Unsinn, schlechter Geschmack und Sprachfehler in Menge. Die Anfrüchtungen auf die wohlhabenden Leute, welche sich der erbitterte Reimer gestattet, sind, wenn nicht dumm, doch zum wenigsten unverzeihlich. Man sagt, der Schreiber sei von Natur ein undankbarer Mensch und habe sich nicht immer erkenntlich gegen seine Wohltäter gezeigt. Was Wahres daran ist, wissen wir nicht; doch Eins ist gewiß, nämlich daß seine Gedichte ein Herz verrathen, welches trotz der gehauchten Natürlichkeit, welche einige seiner schwächsten Gedichte auszeichnen scheint, von Galle und Bitterkeit überströmt.

Rond legte das Tageblatt hin und sagte:

„Was wird Laura bei dem Lesen eines solchen Lobes sagen? Was wird sie fühlen, wenn andere Stimmen ihr die öffentliche Meinung offenbaren werden? — Das ist nur der Anfang; aber es muß schlimmer, immer schlimmer werden, bis Berthold, zerschmettert unter der allgemeinen Verachtung, vor Aerger und Wuth vergeht. — Die Kunst gegen das Geld? Es ist ein Kind, welches mit einem Riesen kämpfen will. . . . Daß doch mein Tageblattschreiber käme! Ich warte schon zwei Stunden auf ihn. Er muß mir andere zuverlässige Zeitungsschreiber empfehlen.“

Unter den Dichtern selbst wird der Reiz gegen Vertholds Ruhm mir willige Werkzeuge in die Hand geben. Es wird mir ein Bißchen Geld kosten, ich muß mich dessen getrüsten. Daß der Tageblattschreiber noch nicht kommt! Ich möchte wol mit ihm überlegen, ob es noch Zeit ist, Verthold in dem einen oder andern Artikel wegen seiner Trunksucht zu beklagen. Er trinkt! Margret hat es sagen hören. Es ist, als ob die bösen Zungen auf der Straße sich mit mir vereinigten, mir das gesteckte Ziel erreichen zu helfen. Er trinkt! Das Wort soll nicht verloren gehen. Erst seine Werke, dann sein früheres Leben, seine Neigungen, seine Gedanken und endlich die Trunksucht. O, es ist der Todesstoß! Doch ich gebe, den Tageblattschreiber aufzusuchen; er wird mir Zerstreuung verschaffen, er wird mein glühendes Gehirn abkühlen.“ Und mit diesen Worten nahm er seinen Hut und verließ seine Wohnung.

•

V.

Herr Remenaer ging mit langsamem Schritte im Garten seiner Wohnung umher. Der Kopf hing ihm bis auf die Brust, und er hielt, während er ging, den Blick starr vor sich auf den Pfad gerichtet.

Sein Gesicht trug Spuren eines langen Grams; die Furchen des Schmerzes waren auf seine Stirne tiefer gegraben, seine Augenbrauen hatten sich schärfer gegeneinander gestellt. Er war sehr abgefallen und schien wohl zehn Jahre älter geworden zu sein.

Neben dem Pfade, dem er folgte, entfalteten die letzten Blumen des Jahres ihre Kelche. Die Dahlie stellte ihre tausend Farben zur Schau; die chinesische Sonnenblume bedeckte die Beete mit bunten Kränzen; der Alpenstern schien das Blau des Himmels wiederzuspiegeln.

Schon begann das Blattwerk von einigen Blumen sich mit allerlei Tinten zu färben und zu schmücken, als ob es vor seinem Falle noch einmal des Menschen Auge durch eine größere Pracht bezaubern wollte.

Die Sonne war noch warm und verbreitete ihre Strahlen wie ein farbiger Lichtstrom über die stille herbstliche Natur. Schön und reizend blieb die Schöpfung in der vor-

geschrittenen Jahreszeit. Für den, welcher mit sich selbst und mit Andern zufrieden ist, konnte sie noch eine milde Quelle des dankbaren Gefühls gegen Gott und der poetischen Regung der Seele sein

Herr Remenauer mußte wol tief in Gedanken versunken sein, da er — gleichgültig gegen Alles, was ihn umgab, und selbst gefühllos gegen die wohlthucende Einwirkung der Sonne — unaufmerksam einerschritt und mit einer traurigen Miene die Erde verweisungsavoll zu fragen schien.

Seine einzige Weiberde zeugte von dem, was in seinem Herzen vorging; — bis er endlich hinter ein Gebüsch tretend seinen Blick vor sich hinrichtete, als wäre er im voraus versichert, daß er in dieser Richtung Jemand begegnen müsse.

Er blieb stehen und hielt die Augen in die Weite gerichtet, während er den Namen seiner Tochter aussprach. Dann erhob er die Hände flehend zum Himmel und seufzte:

„O Gott, gibt es denn keine Gnade für meine arme Laura? Soll sie wirklich hingecorrt werden zur Zübnung meiner Sünden? Ist es denn unwiderrustlich beschlossen? O triff mich in Deinem Zorn, aber schlage mich doch nicht in meinem einzigen Kinde!“

Er ließ die Hände auf seine Stirne sinken. So blieb er eine Weile regungslos und zerschmettert von der schrecklichen Gewißheit stehen. Als er sein Gesicht von seinen Händen befreite, glänzte auf demselben der trübe Glanz eines bittern Zpottes.

„Es ist geschehen! Keine Hoffnung mehr!“ sprach er auf dem Pfade vorangehend. „Ich habe das Irdische verehrt, dem Geldteufel gedient, das Geld wie eine Gottheit an-

gebetet. Der Herr hat sich des Goldes bedient, mich zu strafen. Laura, armes Lamm! Noch einige Tage und Du gehst zur Schlachtbank. — Ich, ihr Vater, ich bin der Henker, welcher ihre reine Seele morden muß. Morgen der Heirathscontract. Morgen! Ha! ha! Sei muthig, heuchle Ruhe und Vertrauen, tröste Deine Tochter, sage ihr, daß sie sich täusche — daß sie glücklich sein wird mit diesem schrecklichen Ungeheuer, welches die Hölle als Vermalebeung in meine Bahn gelenkt hat abscheulicher Spott!”

Er ließ den Kopf noch tiefer auf die Brust sinken — aber je mehr er sich der Stelle, wo seine Tochter auf der Bank saß, näherte, desto mehr versuchte er seinen Schritten Festigkeit und seinem Antlitz ein weniger hoffnungsloses Aussehen zu geben. Es gelang ihm aber nur zum Theil; denn so sehr er sich auch Gewalt anthat, seine Angst zu verbergen, so blieb auf seinen Gesichtszügen und selbst in seinem Lächeln etwas Alagendes, das inneres Leiden und bittere Trauer verrieth.

Laura bemerkte ihren Vater erst, als er sich ihr sehr genähert hatte. Sie sah ihm mit mattem Blick in die Augen und sagte ihm leise einen guten Tag — er setzte sich auf die Bank neben sie und faßte sie bei der Hand.

Beide sahen starr auf den Boden und schwiegen einige Augenblicke, als ob sie einander Nichts mehr zu sagen hätten.

Die unglückliche Laura war bleich und mager; dennoch befielen ihre lilienweiße Stirn und ihre durchscheinenden Wangen noch den bezaubernden Reiz, der das Gesicht von manchem tränkenden Mädchen ziert — sie und ihr Vater,

so stumm nebeneinander sitzend, gleichen zwei Bewohnern eines Krankenhauses, welche das Bett des Leidens verlassen haben, um unter dem blauen Himmel Erquickung zu suchen.

Herr Remenaer unterbrach zuerst die peinliche Stille, indem er mit süßer Stimme fragte:

„Laura, mein armes Kind, wie befindest Du Dich diesen Morgen? Immer noch gleich muthlos? — Deine Hand zittert, Dein ganzer Körper bebt. Ach! sollte das Kieber zurückgekehrt sein?“

„Nein, sei ruhig, Vater,“ flammelte das Mädchen, „das Kieber hat mich verlassen.“

„Aber die schreckliche Aufregung! Was ist Dir?“

„Nichts, Vater. Ein Traumbild, das in dieser Nacht vor meinen Augen erschien, ein schreckliches Bild, das mich fast vor Angst tödtete; meine Nerven sind noch aufgeregt von dem harten Schlag, aber es wird vorübergehen, es ist schon viel besser geworden.“

„Unglückliche Laura, Du schwärmst mit dem Schmerze,“ sagte Remenaer klagend. „Ist die Wirklichkeit nicht schlimm genug, daß Du noch Nahrung suchst für Deinen Verdruss in falschen Traumbildern?“

„Falsche Traumbilder?“ wiederholte das Mädchen mit traurigem Schmerz. „O lieber Vater, irrdest Du doch in diesem Augenblicke die Wahrheit! Doch nein, mein Traum war das Bild, das kalte und schreckenerregende Bild des Schicksals, das meiner wartet.“

„Nun, Laura, erzähle mir, was Deine kranke Phantasie Dir ausgemalt hat; Du wirst sehen, daß Du Dich mit Unrecht durch trügerischen Schein aufregen lässest.“

„Diese Erzählung würde Dich zu sehr betrüben, Vater.“

„Ich glaub' es nicht; und wäre es so, so schütte Deine Angst in das Herz Deines Vaters aus, es wird Dich leichter machen, Laura.“

„Wohlan,“ sprach das Mädchen mit tief gerührtem Tone, „so wisse denn, was mich seit Monden vor Schrecken sterben macht Diese Nacht, während ich schlief, ist etwas Wunderbares in mir vorgegangen: der Geist, der in mir lebt, hat meinen Körper verlassen und so, frei von der irdischen Hülle, hat er vorausgesehen in die Zukunft und mir gezeigt, was aus der armen Laura werden wird auf Erden Ich stand vor dem Altar; in meinem Brautkranz waren Dornen, die meine Stirn verwundeten, das Blut rann über mein Gesicht, ich fühlte den Brautring an meinen Fingern brennen. Das Jawort entfiel meinen bebenden Lippen, ich versprach Liebe, Liebe und Untermüthigkeit! — Ich war verheirathet, Schlachtopfer und Sclavin Dein Anblick, o Vater, berührte zum letzten Male meine Stirn, ich wurde von Dir weggerissen und nach einer düstern Wohnung geführt — lange Zeit ertönten Spottgesänge und triumphirendes Jauchzen mir in die Ohren; aber endlich kam die Nacht, es wurde still wie in einem Grabe um mich her, ich war allein mit meinem Bräutigam — plötzlich veränderten sich seine Gesichtszüge und die Form seines Körpers. Vor mir grinste ein höllischer Geist, ein Teufel. Sein Haar sträubte sich, seine Zähne knirschten, sein Auge war glühend. Er schien mich mit den Augen zu durchbohren. . . . Niemand konnte mich hören, Niemand konnte mir zu Hülfe eilen! Ich sank kniend auf den Boden und stehete so, bebend und kriechend,

unter Thränen um Gnade. Aber er faßte mich mit einem schrecklichen Scheul bei der Hand und schleppte mich über den Aflur bis an den Rand eines Abgrundes. Ich sprang zurück und entging dem Feinde Gottes. Mein Nothgeschrei hallte in dem Gewölbe wieder, ich lief umher, ich schrie, Nichts konnte helfen! Der grausame Teufel faßte mich aufs Neue beim Arm und riß mich zurück nach dem Strudel, der mein Grab sein sollte. Gnade, Gnade! Was wollt Ihr von mir? war der Schrei, der meinem beklemmten Mufen entsprang. Deine Seele, Deine Seele muß ich haben! brüllte er; für ewig, für ewig! Dann kehrte der Geist, der in mir wohnte, in meinen Körper zurück, ich erwachte, der Angstschweiß rann von meinem Gesichte und ich zitterte in einem brennenden Fieber sind es falsche Traumbilder, Vater?"

Kemenaer wischte, als hätte er diese Frage nicht gehört, schweigend eine Thräne aus seinen Augen. Laura hielt den Blick auf den Boden gerichtet. Eine Zeitlang herrschte unter Beiden eine feierliche Stille, die mehr sagte, als Worte ausdrücken können.

Das Mädchen richtete den Kopf auf und sprach:

„Es gibt also keine Hoffnung mehr, Vater; morgen wird meine Hand die unheilvolle Verbindung unterzeichnen müssen; in einigen Tagen wird dann mein schrecklicher Traum zur Wahrheit werden.“

„Ich habe alle möglichen Mittel versucht,“ antwortete Kemenaer, „vor ihm geweint, ihn um seine Barmherzigkeit gebittet, mein ganzes Vermögen als Kaufpreis meiner Ehre und Deiner Freiheit ihm angeboten, er blieb unerbittlich.

Laura, meine gute, meine theuerste Laura, aus Liebe zu Deinem unglücklichen Vater nimm Dein Schicksal geduldig an."

"Ich bin bereit," antwortete das Mädchen; „mich erschreckt die Zukunft gewaltig, aber dennoch habe ich mich ergeben. Sei unbesorgt, Vater; an dem entscheidenden Tage werde ich vielleicht mit Muth und Gelassenheit Ronds Hand annehmen, denn hinter diesem Grenzpfahl meiner Freiheit glänzt noch ein Stern der Hoffnung"

"Immer, immer der düstere Gedanke!" seufzte Remenaer. „Du willst sterben, Du lächelst dem Tode zu, aber denkst Du denn nicht mehr an mich? Ach, Laura, ich würde dann allein auf der Erde zurückbleiben allein mit der schrecklichen Ueberzeugung, daß ich Dich, mein theures Kind, so unschuldig und so jung in das Grab gelegt habe. Sei vernünftiger. Es ist vielleicht in der That ein Unglück, die Gattin Jemandes werden zu müssen, den man nicht liebt; aber daß es ein so schreckliches Loos sei, als Deine aufgeregte Phantasie Dich glauben macht, das möchte ich doch bezweifeln. Wie viel Hunderte von Heirathen werden nicht in einem einzigen Jahre in unserer Stadt geschlossen, die allein in Gewinnsucht, in Hochmuth, in Ehrgeiz ihren Grund haben! Das Geld hat in den höhern Klassen der Gesellschaft seine Herrschaft so weit über das Herz selbst ausgedehnt, daß nach einem bewährten Sprichwort Niemand mehr aus Liebe heirathet, als allein der kleine Bürger und die armen Leute. — Man bemerkt trotzdem nicht, daß die wohlhabenden Leute darum unglücklich in ihrer Ehe sind."

"Aber wer wird Dir sagen, Vater," fragte Laura nachdrucksvoll, „welcher Gram, welcher Haß und welcher Haß

in dem Schooße einer Familie wohnen können. Erhebt sich nicht von Zeit zu Zeit die Stimme des Verbrechens aus den Palästen der Reichen selbst, um Zeugniß abzulegen, daß eine Kette zerbrochen ist?"

Kemenaer erblich, aber er bewältigte seine Aufregung und antwortete mit scheinbarer Ruhe:

„Eine Ausnahme unter Hunderttausenden, welche man bemerkt, weil das Unglück einen edlen oder einen berühmten Namen getroffen hat. So darfst Du nicht urtheilen, Laura. Das Gefühl, welches man Liebe nennt, wird wahrscheinlich niemals zwischen Dir und Herrn Mond rege werden; es ist in der That Etwas, das sich nicht gebieten läßt, aber mit ein wenig gutem Willen Deinerseits würde ein anderes gleich mildes Gefühl an deren Stelle treten, nämlich eine gegenseitige Achtung“

„Achtung?“ schrieb Laura, die Hände erhebend. „Achtung vor einem Feinde meines Vaters, vor dem Feinde, dem Räuber des o kann denn ein Mensch seine Seele in zwei Theile trennen, kann er Jemanden verabscheuen und achten zu gleicher Zeit?“

„Das will ich nicht sagen, Laura. Du verstehst mich nicht. Denke Dir, daß Du mit Ergebenheit Dein Loos annimmst, da Du ihm doch nicht entgehen kannst. Könntest Du denn keinen Trost suchen in dem Genuß des Reichthums und des Wohllebens, das Dir geboten wird? Es gibt Viele, welche aller Liebe auf immer entsagen würden, wenn sie wie Du über Andere glänzen dürften. Dein Leben würde jedem andern jungen Mädchen beneidenswerth erscheinen. Wahrlich, Deine geringsten Wünsche werden erfüllt werden,

Du wirst eine ausgedehnte Villa zum Sommeraufenthalt bekommen, zahlreiche Diener, brillante Juwelen, glänzende Kleider Gebe Gott, daß dieses Glück Dir das Leben, wenn nicht schön, doch wenigstens erträglich machen könnte. Vielleicht würde dann noch ein Schimmer des Friedens in das Herz Deines Vaters fallen können, vielleicht würden dann seine alten Tage keine schreckliche Marter sein."

Er faßte wieder die Hand seiner Tochter, drückte sie mit Zärtlichkeit und sagte:

"Nun, liebe Laura, gib mir Muth, sage mir, daß Du versuchen wirst, Gefallen und Erleichterung in dem Genuß des Reichthums und der Pracht zu finden. Versprich mir, daß Du das Bild des Todes von Deinen Augen verbannen wirst"

Laura zog ihre Hand aus der ihres Vaters mit solcher fieberhaften Gewalt zurück, daß Remenaer sie erschauert und fragend anschaute.

"Still, Vater, ach, da ist er! Mond, Mond!" flüsterte das Mädchen, den Kopf erschrocken abwendend.

"Nimm Dich zusammen, wenn er kommt, sei vorsichtig, verbirg, was in Deinem Herzen vorgeht, Laura," sagte Remenaer. "Ich beschwöre Dich, zeige Dich wenigstens höflich."

"Ja, ja, ich werde mir Gewalt anthun," stammelte Laura; "aber sein Blick, sein unerträglicher Blick!"

Mond kam von ferne auf dem Pfade daher; seine Haltung war vornehm, sein Schritt leicht, seine Geberden frei, die feingeschnittenen Kleider standen ihm gut, das schwanke Spazierrädchen schwebte lustig in seiner Hand, auf seinem

Gesicht glänzte ein helles Lächeln der Freude und des Stolzes; man konnte an seinem ganzen Erscheinen wohl bemerken, daß er mit sich selbst überaus zufrieden war.

Nachdem er Memmaer begrüßt hatte, setzte er sich neben Laura und sprach:

„Du genießest das schöne Wetter, Freundin, die Sonne ist sanft und warm. Wie geht's nun? Besser, nicht wahr?“

„Ja, Herr,“ es ist besser,“ stammelte Laura, die Augen zu Boden gerichtet.

„Du wirst schon gesund werden,“ versetzte Wond, „ich werde wol dafür sorgen, ich werde Dein Leben so beneidenswerth machen, daß Du selbst über Deine Traurigkeit verwundert sein wirst. Ich habe eine schöne Mutsche für den Hochzeitstag gekauft, ich werde englische Pferde haben, die schönsten, welche in der Stadt zu finden sind. Unsere Diener werden eine Kibree von grünem und rothem Tuche tragen. So ist es doch gut, Laura?“

„Ja, Herr, so ist es gut,“ seufzte das Mädchen.

„Aber Du bist so betrübt. Nun, so laß mich wenigstens in Deinen schönen Augen lesen, daß Du zufrieden bist mit dem, was ich thue, um Dir Freude zu machen.“

Er faßte ihre Hand und wollte sie in die seine drücken, aber Laura entzog sie ihm, als hätte seine Berührung sie gebrannt.

„Du ziehst Deine Hand zurück?“ sagte er in einem Tone, der zugleich zutraulich drohend war. „Du verweigerst mir die Hand? Wirst Du mir denn nicht in wenigen Tagen für immer angehören?“

„Verzeihen Sie,“ seufzte Laura mit schmerzlicher Unter-

Wärfigkeit und ihm die Hand reichend, „ich bin aufgeregt, ich weiß nicht, was ich thue, ich bin krank“

„Krank?“ wiederholte Mond erzürnt; „krank? Du hastst mir doch versprochen, daß Du nicht mehr krank werden wolltest. Ich bin ein guter Junge, aber“

„Erzürnen Sie sich nicht, mein lieber Herr Mond,“ sagte Remenaer. „Sie meint es nicht so.“

Und sich mit stehendem Blicke zu seiner Tochter wendend, sagte er.

„Das Aieher hat Dich ja ganz verlassen. Du verlangst ja nun nicht mehr, daß die Heirath verschoben werde.“

„Nein, ich bin nicht krank,“ antwortete sie; „ich bin bereit; je eher die Heirath vollzogen wird, desto lieber ist es mir.“

Noch immer hielt Mond ihre Hand, aber Laura's Arm zitterte, und selbst bis in ihre Wangen verbreitete sich die Aufregung ihrer Nerven.

Mond that, als ob er es nicht fühlte und sprach, auf's Neue seinem Gesicht einen freundlichen Ausdruck gebend:

„Ich irrte mich um so besser. Laura, Freundin, Du wirst bald sehen, was ich für Dich thue. Es ist eine Ueberraschung, eine frohe Ueberraschung, aber ich darf noch nicht sagen, was es ist. Hesalie wird uns rufen kommen. Ich werde Deine Trauer wol verschmerzen.“

Laura blieb ohne Regung und schweigend und hielt die Augen zu Boden gerichtet. Dieser unbeflegbare Widerstand schien Mond zu mißfallen. Er sah das Mädchen eine Weile mit schiefem Blick und strenger Miene an, dann sich zu Remenaer wendend, sagte er scheinbar ganz gleichgültig:

„Nun, Freund Memenae, nichts Neues?“

„Ich weiß Nichts,“ war die Antwort.

„Sind Sie denn gestern nicht auf der Börse gewesen?“

„Nein, Sie wissen es, ich gehe nicht mehr auf die Börse.“

„Sie würden Etwas vernommen haben, das für uns allein vielleicht von einigem Interesse ist.“

„So? Etwas über unsere Heirath?“

„Nein, Etwas über Berthold Mobyn.“

Laura richtete den Kopf auf, als hätte ein geheimer Schlag sie plötzlich aus ihrem trüben Nachsinnen aufgeweckt.

Diese Bewegung entging Mend nicht.

„Ja, über Berthold Mobyn,“ wiederholte er, während er Etwas in seiner Rocktasche zu suchen schien. Man hat auf der Börse ein Büchlein verbreitet, das sehr seltsame Aufklärungen über Bertholds Betragen bringt; und daß es die reine Wahrheit enthält, daran ist nicht zu zweifeln, denn es ist augenscheinlich von einem Freunde Mobyns selbst abgefaßt aber wo ist denn das Büchlein? Ich hatte es doch in meine Tasche gesteckt ich habe es vielleicht verloren.“

„Sparen Sie sich die Mühe,“ fiel Memenae ihm ins Wort, „was kümmert es uns, wie es Berthold geht und wie er sich beträgt; es ist besser, daß sein Name unter uns niemals genannt werde.“

„Ah, hier hab ich es,“ sagte Mend, indem er ein Büchlein mit blauem Umschlage öffnete. „Es würde zu lange währen, es hier ganz zu lesen. Ich will Sie nur mit einigen Zeilen daraus bekannt machen; sie werden hinreichend sein,

Ihnen begreiflich zu machen, wie tief der elende Vertbold in den Pfuhl des Lasters gesunken ist."

Laura sah Mend zitternd und mit blühenden Wangen an, während er das Folgende aus dem Büchlein las:

„Wir gehören zu Denjenigen, welche dem jungen Dichter Nobyn bei seinem ersten Auftreten auf der schwierigen Bahn der Literatur zugeschaßt haben, und obgleich wenige competente Richter ihm einige Befähigung zuerkennen wollten, bebielten wir doch die Hoffnung, daß er sich doch noch einmal Erfahrung genug verschaffen würde, um eine ziemlich gute Stelle unter den vaterländischen Schriftstellern einzunehmen. Es ist also eine Freundesstimme, welche aus diesem anspruchlosen Büchlein ihm zuruft: Vertbold, Du liegst in der Schande verfunken, Du entehrst Deinen Namen, und die ganze Literatur mit Dir; Du vernichtest Deine Seele und Deinen Verstand; Alle die, welche Dich kennen, sehen mit Verachtung auf Dich herab. O, erhebe Dich aus dem Schlamme des Lasters. Verlasse die Wirthshäuser, wo Du unter dem gemeinsten Gefindel die Töne Deiner heiseren Stimme hören lässest, entsage der Trunksucht, fliehe den Branntwein, der Deinen Geist und Deinen Körper verzehrt, höre das schredliche Wort Trunkendold als einen Schrei der allgemeinen Verachtung Dir folgen"

„Falsch, o mein Gott, es ist falsch!" rief Laura ganz außer sich.

Mend lachte.

„Falsch?" fragte er. „Warum meinst Du das?"

„Wahrlich, Laura, wie kannst Du das wissen?" Achte ihr Vater mit Thränen in den Augen.

„Ich weiß es nicht,“ stammelte das Mädchen zitternd von der Gewalt, die sie sich anthat, um ihre Aufregung zu besänftigen. „Es ist möglich; — nein, es kann nicht sein! Verthold ein Trunkenbold, o, doch, doch! der Gram, die Verzweiflung, der Wahnsinn aber wer hat dieses Buch geschrieben? Lassen Sie sehen!“

„Es steht kein Name darauf,“ sagte Wend.

„Kein Name?“ wiederholte Laura mit einem Zuckel des Kopfes.

Wend zitterte: das Mädchen hatte ihm mit einem Blick der Beschuldigung in die Augen gesehen, der ihm bis in die Seele gedrungen war und ihn hatte begreifen lassen, daß Laura seine Bosheit ganz ergründe.

Es folgte eine Weile tiefe Stille. Remenact erschrak, als befürchte er, daß sich in Wends Brust ein schrecklicher Sturm vorbereite, und er sich aufs Neue auf eine grausame Weise rächen würde — er irrte sich jedoch, denn auf Wends Gesicht erschien wieder das ewige heublerische Lächeln, während er über den Pfad hinweg und sagte:

„Dort ist Mesalie, die mir ein Zeichen gibt, daß die Ueberraschung bereit ist. Es hat in der That wenig Unterste für uns, zu wissen, was Verthold in der Welt treibt oder nicht treibt.“

Während er Laura seinen Arm anbot, sprach er mit freundlichem Tone:

„Nun, Freundin, denken wir nicht mehr an das Büchlein, es enthält vielleicht Lasterungen, wie Du sagst — besuche meinen Arm anzunehmen? Du wirst Dich freuen, sei davon versichert.“

Laura willfahrte und schritt an Mond's Arm einher. Das unglückliche Mädchen wollte auf ihren Hüften und ließ den Kopf auf die Brust hängen wie eine Verurtheilte, die man nach der Schlachtbank führt. Ihre Seele mußte in der That einen unaussprechlichen Abscheu gegen Mond empfinden, da seine Gegenwart allein sie fast vor Qual und Schrecken tödtete.

Mond schien auf ihren Zustand nicht Acht zu geben und sagte im Gehen zu Remenaer:

„Ich werde ein Gewächshaus anlegen, um Pflanzen der wärmeren Länder darin zu ziehen. Was mich betrifft, bin ich kein Liebhaber davon. Wenn ich mich zufällig in den Feldern befinde, weiß ich selbst den Weizen von dem Hafer nicht zu unterscheiden, und ich glaube nicht, daß ich jemals große Fortschritte in der Wissenschaft der Pflanzenkunde machen werde, weil ich ihren Nutzen in keinem Theile begreifen kann. Aber es ist mir hinreichend, zu wissen, daß Laura die Blumen liebt; während ich meinen Geist anstrengen werde, Geld zu gewinnen und unser Vermögen zu vermehren, wird sie sich ergötzen können in dem Besorgen und Aufziehen der seltensten Blumen und Pflanzen. Das wird Dir wol gefallen, nicht wahr, Laura?“

„Ja gewiß, Blumen, sie werden mir gefallen,“ sagte Laura leise vor sich hin, fast ohne zu wissen, was sie hervorbrachte, so sehr wurde sie gefoltert, als sie ihren Arm von dem Arme Mond's gedrückt fühlte.

„Sie sind ein alter Blumenliebhaber, Remenaer. Sie werden mir mit Rath und That an die Hand gehen,“ sagte

Mond. Es wird Ihnen eine Gelegenheit sein, mich oftmals mit Ihrem Besuche zu beehren."

„Sie thun wirklich zu viel für Laura," entgegnete Remenaer. „Wie groß Ihr Vermögen auch sei, alle diese übermäßigen Ausgaben würden es doch aufs Spiel setzen können."

„Besürchten Sie dieses nicht," lachte Mond. „Wir kennen ja die Mittel, Geld zu vermehren. Ich weiß schon drei oder vier gute Geschäfte; unter andern will ich eine Industrie-Gesellschaft begründen, eine große mit einem Capital von einigen Millionen. Ich werde der Dirigent davon sein und Sie, Remenaer, Sie können Schatzmeister dabei werden, wenn Sie wollen. Wir werden Geld gewinnen mit dem Gelde Anderer und dabei auch noch so gut die Interessen der Actionäre zu heherzigen wissen, daß auch ein Theilchen des Capitals in unsere Cassen fliehet. Es gibt nichts Leichteres, wenn Sie nur ein wenig Muth haben, Remenaer. Etwas Kühnheit und ein wenig Aluhheit, dann werde ich Ihnen die Mittel an die Hand geben, in kurzer Zeit Ihr Vermögen zu verdoppeln. Mit kleinen Geschäften, wie Robyn es machte, will ich mich nicht mehr belästigen, das geht zu langsam. Auf dem Gebiete der großen Industrie ist mehr zu erlangen; dort fliehet der Strom des Goldes, welches seinen Eigenthümer hat, der es bewacht Sie begreifen mich doch wol."

Remenaer antwortete nur mit einigen abgebrochenen Worten und bestätigte das Gesagte mit dem Nicken des Kopfes. Eine Weile gingen sie nun schweigend einher.

Als sie nahe bei dem Hause waren, sagte Mond zu Laura:

„Meine gute Verlobte, Du wirst nun meine Brautgeschenke sehen. Ich wünsche, daß sie Dir gefallen mögen. Ich habe keine Kosten gespart, um Dir angenehm zu sein, und ich bin versichert, daß man schwerlich in der ganzen Stadt etwas Reicherer und Prächtigeres wird finden können.“

Er faßte sie bei der Hand und führte sie durch den Gang bis in den hintern Saal, wo die Geschenke auf einem großen Tische ausgebreitet waren — es waren mannichfache glänzende Stoffe von Sammet und Seide und außerdem wunderbare schöne Spitzen. Auch stand noch eine geöffnete Dose auf dem Tische, auf deren Boden der Schimmer des Goldes und des Silbers sich mit dem Funkeln der Edelsteine vereinigte.

Laura betrachtete die reichen Geschenke mit gleichgültigem Blicke, während Mene sie um den Tisch führte, um sie jeden Gegenstand nach der Reihe bewundern zu lassen.

„Nun, was sagst Du denn von diesen Spitzen?“

„Schön, sie sind schön, Herr,“ antwortete Laura leise.

„Und dieser morgenländische Shawl. Hast Du jemals einen gesehen, der ihm an Pracht gleichkommt?“

„Er ist schön,“ stammelte das Mädchen.

„Und dieses Schmuckkästchen, die Diamanten, die Rubinen und Esmaragden.“

„Schön, schön,“ wiederholte Laura mit trauriger Stimme.

„Nun, Freund Remenaer, bin ich nicht glücklich in meiner Wahl?“

„Wahrlich, es ist königlich!“ rief Remenaer, über den Reichtum der Geschenke erstaunt. „Laura, du wirst Dich freuen müssen Du wirst die schönste Braut sein, welche man

in langen Jahren gesehen hat. Nun danke doch diesem guten Herrn Mend für seine liebenswürdige Freundschaft."

"Dank, Dank," flüsterte Laura.

Mend nahm einen Trübsenbowl von dem Tische, hing ihn um Laura's Schultern und befestigte ihn auf ihrer Brust mit einer wunderschönen Broche, auf welcher die Liebe versinnbildlicht war, wie sie mit ihrer Nadel das Feuer auf dem Altar der Ehe anzündet. Er schlang zugleich eine kunstreich gearbeitete Kette um ihren Hals.

Das arme Mädchen hielt sich still wie ein Bild, die Augen auf den Boden geheftet, und ließ ihn gewähren — was mußte sie leiden in diesem Augenblicke! Ihr Busen wegte in heftigem Schmerz, ihre Rippen bebten, doch strengte sie sich an, ihre tödtliche Aufregung zu bemeistern.

Was war Mend's Absicht? Quälte und marterte er Laura aus wahren Haß? Wel nicht, denn er schien nach einem guten Wort aus ihrem Munde begierig zu sein. Es schmeichelte seinem Ego, daß ein so edles und reines Mädchen seine Braut werden sollte. Gibt es vielleicht Menschen, deren Herz so sehr von bösen Neigungen überfließt, daß ihre Freundschaft selbst Verheißung ist?

Während Laura ohne Regung sich von Mend betrachten und bewundern ließ, sagte er:

"Ha! was wirst Du bezaubernd sein! Mir ist, als ob ich Dich schon an meiner Seite an dem Altare stehen sehe. Komm, ich will wissen, wie Dir der Brautkranz steht...." Er trat in einen Stuhl, auf welchem eine große Dose stand und indem er sich umwendete, zeigte er von weitem einen

Kranz von weißen Traubenblüthen, zwischen welchen hier und da ein Edelstein glänzte.

Der Anblick dieses Gegenstandes zwang Laura einen heftigen Angstschrei ab. Sie wich zurück mit ausgestreckten Händen, als wollte sie wenigstens diesem Hohne entgehen — ein Brautkranz! derselbe Kranz von schneeweißen Blumen, wie sie früher einen solchen für eine andere Vermählung geflochten hatte.

Kond kam lächelnd zu ihr, und obwohl sie bis an das Ende des Zimmers zurückgewichen war, setzte er nichtsdestoweniger den Brautkranz ihr auf den Kopf aber das arme Mädchen wurde bleich wie der Tod, gleich als hätten die Blumen sie mit einer unerträglichen Gewalt niedergedrückt. Ein herzzerreißender Seufzer entfuhr ihrem Busen und sie fiel ohnmächtig zu Boden. In demselben Augenblicke rief Kond aus:

„Frau Kond, was sind Sie schön!“

VI.

Conrad saß auf einem Stuhle hinter einem kleinen Fenster und versuchte aus den schwachen Strahlen der untergehenden Sonne noch ein wenig Wärme zu holen. Er hatte sich in einen verschliffenen Mantel gehüllt und saß zusammengekauert da wie Einer, der heftige Kälte leidet. Der alte Musikus war krank, das Fieber hatte ihn angegriffen und schüttelte ihn zuweilen so heftig, daß seine Füße vernehmlich auf den Boden trippelten.

Wenn er in den Augenblicken, wo das Fieber ihn verlassen, den traurigen Blick durch die grünen Fensterseiden sandte, konnte er über einen Theil der Stadt hinwegsehen und dem allmählichen Verschwinden des Abendlichts folgen, während es die Dächer der Häuser mit Gold und Purpur übergoss. Er befand sich also nicht mehr in dem schönen Zimmer, das er früher in dem ersten Stock des Tuchladens bewohnte. Das Glend mußte ihn viel höher hinaufgebracht haben.

Und in der That, das Zimmer, worin er unter den wiederholten Anfällen des Fiebers lebte, bestand aus einem Theil des Speichers in einem hohen und alten Hause, welches in früheren Jahrhunderten zum Pfandhause oder zur

Halle einer Wilde gedient hatte. Ueber dem Arpfe des Musikus kamen mächtige Balken durch die übertünchte Zimmerdecke zum Vorschein und eine riesige Schornsteinröhre lief quer längs der Mauer.

In dieser Kammer zeugte Alles von Mangel und Armut. Drei Stühle und ein Tisch bildeten den ganzen Hausrath. Auf diesem letztern stand zwischen einigen Papieren und einem Notebeste noch eine irdene Schüssel, mit einem Messer und zwei Gabeln, welche gewiß seit dem letzten Mittag nicht angerührt worden waren.

Nichts sah man hier an den grauen kahlen Wänden, als nur einige Kleidungsstücke, welche in der Ecke neben dem Fenster aufgehängt waren, und eine Violine, welche gegen den Schornstein auf einem Häufchen alter Bücher ruhte — darunter, auf dem Boden, standen zwei Paar Schuhe von so verschiedener Größe, daß man leicht errathen konnte, beide gehörten nicht derselben Person. Das Wüchstörpchen und die Bürste daneben bezeugten hinreichend, daß die Bewohner dieser Speicherkammer daran gewöhnt waren, sich selbst zu bedienen.

Schon lange sah Conrad vor dem Fenster, ohne daß eine andere Bewegung als das Zieberschütteln das Gefühl in ihm hätte verrathen können. Nur von Zeit zu Zeit schien er nach einem unbestimmten Geräusch zu horchen, und dann schwebte Etwas wie eine Biene der Sehnsucht auf seinem bläulichen Gesicht.

Bald war die Sonne hinter dem fernen Horizont verschwunden, allmählich wurde es rings um den kranken Conrad so dunkel, daß man von der ganzen Kammer nichts mehr

unterscheiden konnte, als das schimmernde Grün der Fensterscheiben. Eine vollständige Stille umgab ihn, kein Zeugner entfuhr seiner Brust

Plötzlich hörte er eilige Tritte auf der Treppe. Er schob seinen Stuhl näher an den Tisch, warf seinen Mantel zurück und bemühte sich, den Kopf aufrecht zu halten, wahrscheinlich um der Person, welche die Treppe hinaufkam, glauben zu machen, daß er keine Kälte fühle und es mit ihm nicht schlimm stehe.

Die Thür wurde geöffnet und eine Stimme voller Verzweiflung rief in das Dunkel:

„Es ist schrecklich! Die Menschen sind Schlangen. . . . Ich werde wahnsinnig werden! O mein Kopf, mein Kopf!“

„Berthold, zünde die Kerze an,“ fluchte der Ruffus, durch den Ausruf seines Freundes erschreckt.

Ein Bündel Holzchen glomm wie ein Lichtwurm an der Wand, und unmittelbar darauf verbreitete ein angezündetes Kerzlein seine Strahlen durch die Kammer.

Der Jüngling eilte auf den Kranken zu, faßte seine Hände und fragte mit wehmüthiger Zärtlichkeit:

„Mein armer Conrad, Deine Hände sind eiskalt, Du behst so gewaltig, es geht Dir nicht gut.“

„Besser, viel besser,“ antwortete der Ruffus, „das Aieher nimmt ab.“

„Gott! und keine Aussicht, um hier einen Ofen zu bekommen!“ schrie Berthold, sich mit den Händen in die Haare greifend. „Kein Bißchen Geld, um einen Arzt kommen zu lassen, um Medicin zu kaufen.“

Der Kranke sah ihn mit ängstlichem Erstaunen an und fragte:

„Hast Du dein Geld erhalten?“

„Nichts, Nichts,“ war die Antwort.

„Und hat Dir denn Herr Koelof das Hochzeitsgedicht nicht bezahlt?“

„Alles ist gegen uns,“ seufzte der Jüngling. „Meine Verse liegen dort auf dem Tische. Herr Koelof hat sie zurückgewiesen; sie sind zu melancholisch und zu traurig.“

„Ich habe es Dir gesagt,“ sprach der Musikus. „Du glaubtest im Gegensatz des Glücks und des Unglücks eine Quelle des ewigen Freudegefühls zu finden. Diesenigen, welche glücklich sind, schließen die Ohren gegen den Schrei des Schmerzes; er verhöhnt sie wie eine Beschuldigung. . . . Wir verlieren also zwanzig Krancs!“

Auf den andern Stuhl niedersinkend, sagte Vertwell mit einem Blick, welcher einem Gebete um Verzeihung glich:

„Lieber Conrad, was konnte ich denn thun? War es kein tödtlicher Spott des Schicksals, mich für morgen ein Hochzeitsgedicht machen zu lassen? Morgen vermählt sich Laura mit Mond. . . . und ich soll singen, jauchzen, meine Seele in einen Freudengesang ausströmen lassen. Ich habe es versucht und mich abgemüht, daß mir der Schweiß auf der Stirne stand, um durch einen hüpfenden Rhythmus meiner Verse den Ton der Freude auszudrücken. . . . vergebens! Selbst die Worte der Freude und der Hoffnung, die ich in meinem Gedicht angehäuft habe, athmen Trauer, Spott und Verzweiflung, so sagte Herr Koelof, als er mich

zur Thür hinauswies „Ich weiß nicht, aber es gehen seltsame Gedanken durch mein Gehirn.“

„Nun, nun, rege Dich nicht so auf,“ sagte Conrad leise. „Ist es nichts Anderes, was Dich so angreift? In drei Tagen bekomme ich mein Monatsgeld aus der Kirche, dann sind wir wieder reich.“

In trauriges Nachsinnen versunken schien Verthold die tröstenden Worte seines Freundes nicht vernommen zu haben, er schaute mit weit geöffneten Augen vor sich hin und presste seine Glieder gewaltsam zusammen, indem ein dumpfer Nebel aus seiner Brust emporstieg.

„Aber Verthold, Du verheimlichst mir Etwas,“ sagte der Musikus. „Was regt Dich doch so schrecklich auf?“

„Was mich aufregt?“ wiederholte der Jüngling. „Schreckliche Dinge! Diesen Nachmittag hat das Unglück mich wie ein Kluch verfolgt und mich so viel Galle einschlürfen lassen, daß das Herz mir im Puseu zerschlingt. Höre, aber laß Dich nicht zu sehr von der Entrüstung niederwerfen Ich hatte Dich verlassen, um mein Gedicht Herrn Meelof zu bringen. kaum war ich eine Strafe weit gegangen, als ich meinem Drucker begegnete. Er begrüßte mich mit groben Redensarten, nannte mich einen schmutzigen Betrüger und verlangte die sofortige Bezahlung der fünfshundert Francs, welche ich ihm für den Druck meines letzten Werkes noch schuldig bin. Er droht mir selbst mit Gefängniß und sagt mir dabei, daß Jedermann über mein letztes Werk spottet, daß die Tagesblätter mit Verachtung davon sprechen und daß ich besser thun würde, alle übrig gebliebenen Exemplare nur als Rasculatur zu verkaufen! Sterbend vor Scham höre ich eine

• Weile auf seine höhnischen Verweise — und fliehe endlich in eine andere Strafe, ohne zu wissen, was ich thue — da renne ich Deinen Freund Wildhoorn fast über den Haufen. Er hält mich auf und fragt mich nach Deinem Befinden. Ich spreche ihm von Deinem Fieber; — o, das Blut kocht mir noch in den Adern! — Er antwortet mir: „Conrad hat zu viel in das Glas gesehen, es kommt vom Brauntwein; sorgen Sie doch dafür, daß Sie seinem schlechten Vorbilde nicht folgen.“

• Der Kranke hob die Augen gen Himmel und seufzte mit schmerzlichem Tone:

„Gott, ist es möglich! Berthold, Du hast ihm gesagt, daß man ihm Unwahrheit berichtet hat, nicht wahr?“

„Ach, ich habe Nichts gesagt. Dich einen Trunkenbold nennen zu hören, Dich, Conrad, das Muster aller Tugenden, die Güte, die Aufopferung selbst! Die Entrüstung schlug mich mit Wahnsinn. Ich ergriff den Lasterer bei der Brust und stieß ihn so gewaltig gegen die Mauer eines Hauses, daß er davon ganz blau im Gesicht wurde. Aber man entriß ihn meiner Wuth, er lag hin — ich ebenfalls, ich entging den Drohungen der Umstehenden und eilte fort, Herrn Roelos mein Gedicht zu bringen. Ich zerraupte mir unterwegs die Haare, eine unaussprechliche Wuth erfüllte mein Herz, mein Gehirn brannte, es war, als würde mein Schädel mit Hammerschlägen zerschmettert. Als ich die Klingel an Roelos Wohnung berührte, bezwang ich meine Aufregung mit Gewalt und bot Herrn Roelos mein Gedicht an; er las es, und gab es mir erbittert zurück, indem er mich fragte, ob ich mit ihm Spott treiben wollte. Meine Entschuldigungen

hatten Nichts, er begleitete mich bis an die Thür, wo er mir zum Lebewohl einen niederschmetternden Hohn ins Gesicht schleuderte „O, warum habe ich ihn nicht wie den Andern behandelt!“

„Was hat er denn gesagt?“ fragte der Musikus nach einer Weile des Stillschweigens.

„Als er mir die Thüre wies, sagte er mir diese Worte, welche mir als ein tödtliches Gift in das Herz drangen:“

„Ihre Verse sind die Arbeit eines Menschen, der verrückt ist. Sie haben sie gemacht, als sie betrunken waren“

„Armer Berthold,“ seufzte der Kranke, „welche schreckliche Prüfung mußt Du bestehen!“

„Du ein Trunkenbold, ich ein Trunkenbold!“ klagte der Jüngling; „und wir sind froh, hier auf unserm Treischer etwas Brod und etwas Wasser zu haben, um nicht vor Hunger und Durst zu vergeh'n! Aber es ist unbegreiflich, die ganze Stadt scheint überzeugt, daß wir der Schwelgerei und Trunksucht ergeben sind. Aus welcher Hölle steigt doch diese abscheuliche Lasterung gegen uns auf?“

„Nond!“ sagte der Musikus.

„Nond?“ wiederholte Berthold den Kopf schüttelnd. „Du irrst Dich, Conrad. Welche Ursache sollte der haben, mich so grausam zu verfolgen? Er ist im Besiz meines Erbtheils, morgen wird Laura seine Gattin sein, warum kann er mich noch beneiden? Ich habe Nichts mehr, weder Vermögen, noch Liebe, noch Ehre — ich that ihm ja niemals das Mindeste zu Leide.“

„Er hat Dir Böses gethan,“ sagte der Kranke.

„Aber ich habe ihm vergeben.“

„Der Böse vergibt niemals das Böse, das er thut.“

„C. laß mir den Zweifel, ich will die Menschheit nicht verfluchen,“ rief Berthold verzweiflungsvoll aus, indem er die Augen mit den Händen bedeckte.

Conrad blieb sprachlos. Das Zittern seiner Glieder schien sehr an Festigkeit verloren zu haben, und eine leichte Röthe, welche sein Gesicht zu färben anfing, zeigte an, daß die Hitze der Rückwirkung an die Stelle der Kiebekälte getreten war. Er sah seinen Freund an, der noch den Kopf auf die Hände gestützt dasaß. Es herrschte eine lange Zeit hindurch eine vollständige Stille.

Unterdessen schien Berthold heftigen Gemüthsbewegungen unterworfen zu sein. Er schlug sich mit der Faust gegen die Stirne, und verrieth durch ungestüme Geberden, was in seiner Brust vorging. Allmählich schien seine Aufregung mehr und mehr abzunehmen, so daß ein Ausdruck der ruhigen Gelassenheit seinen Gesichtszügen ein milderer Aussehen gab — dann rückte er seinen Stuhl näher, und die Hand des Musikus fassend, sagte er stehend:

„Conrad, guter Freund, ich bitte Dich, stämme Dich nicht gegen den Entschluß, den ich gefaßt habe. Du hast aus Liebe zu mir Dich ins Glend gestürzt. Das Fieber, welches Dein Leben unterwühlt, ist eine Folge der Betrübniß, daß ich nicht glücklich bin. Ich darf Dich ja doch nicht unter meinen Augen vor Mangel und Glend sterben lassen, da ich die Mittel besitze, Dich zu retten. Beurtheile mich doch nicht zur grausamen Undankbarkeit. Ich flehe Dich an, laß mich meine Pflicht gegen Dich erfüllen, balte mich nicht länger zurück.“

„Was willst Du sagen?“ fragte der Musikus.

„Ich will morgen zu Mond geh'n, um ihn um die fünftausend Francs zu bitten, die er für mich unter der Bedingung bereit hält, daß ich selbst komme, sie zu holen. Er wird sie mir geben, er schrieb es mir ja noch vor zehn Tagen.“

„Sein Schreiben war ein teuflischer Spott.“

„Was thut das zur Sache, wenn er mir das Geld geben will?“

„O Berthold, und Deine Würde?“ schrieb der Musikus wie erschrocken.

„Welche Würde kann ich noch an mir selbst schätzen?“ seufzte der Jüngling mit traurigem Tone. „Darniederliegend wie ich unter der allgemeinen Verachtung, gehäßt als Mensch, verspottet als Dichter, verabscheut als Trunkenbold, der das Wenige von Verstand, welches Gott ihm gab, im Brauntwein erstickt! Eigene Würde? Es ist für uns der Stolz des armen Burmes, der den Kopf aus dem Schlamm, worin er fortfriecht, zu erheben versucht. Meine Hirnspinnste mehr, Conrad. Morgen wird zwischen meiner Vergangenheit und meiner Zukunft ein Abgrund gegraben, den Nichts mehr ausfüllen kann. Der junge Mann voll Liebe, voll Stolz und Muth, der Dichter, an dessen Zukunft Du glaubtest, wird todt sein. Laß den gesunkenen Künstler nicht gebückt geh'n unter der Erinnerung an das, was er hoffen durfte. Laß mich Hülfe suchen, wo sie zu finden ist. . . .“

„Nein, ich will es nicht!“ rief Conrad. „Wie? Du Berthold, Du würdest die Hand ausstrecken und demjenigen eine Gabe abbetteln, der Dich durch die Lasterung tödten

will, nachdem er Dich Deines Erbtheils beraubt hat? Solche Feigheit begeh'n? Du?"

Die Aufregung, womit Conrad bei der ersten Erzählung des Jünglings betroffen worden war, hatte die Rückwirkung des Fiebers in ihm beschleunigt. Nun zitterte er nicht mehr. Die Blässe hatte auf seinem Gesicht der Fieberhige Platz gemacht, seine Stimme war frei und kräftig.

„Ich weiß es, sagte Berthold, „was ich thun will, ist eine Feigheit. . . . und doch, es wird gescheh'n. Noch größere Feigheit würde es sein, Dich durch Krankheit, Mangel und Scham sterben zu lassen. . . . und dieses Alles, um einer Demüthigung zu entgeh'n? Ich habe meine Pflicht begriffen. Was Du auch sagen magst, Conrad, morgen gehe ich zu Mond. Ich hoffe, daß Gott Angesichts der Gründe, die mich dazu treiben, mir den nöthigen Muth zu diesem reinlichen Versuche verleihen werde.“

„Du wirst es nicht versuchen, Berthold,“ sprach der Muthus mit einer gewissen Erbitterung; „Dich zu den Füßen dieses Heuchlers werfen, Dich entehren in Deinen eigenen Augen? Niemals!“

„Aber wie dann aus diesem mißlichen Zustande herauskommen? So können wir doch nicht bleiben. . . .“

„Du übertreibst Alles, Berthold. Wenn ich mein Monatsgeld erhalten habe, dann können wir abermals einige Zeit leben in der Hoffnung, daß es wieder einmal besser geh'n wird. Es ist die Lasterung, die Dich erschreckt, nicht wahr? Schmerzlich ist es in der That, den Druck der allgemeinen Betrachtung wie den eines Grabsteins auf seinem Verzen zu fühlen; aber solche Anfechtungen waren das Loos der mei-

ßen großen Männer der Welt. Sie sind die Feuertaufer des Ruhmes. Die Fierde fehlt noch an der Krone des Künstlers, so lange der Reid, die Mißgunst und die Lästern ihn nicht würdig hält, ihr Schlachtopfer zu werden."

Seine Rede wurde durch ein Geräusch von Jemandem unterbrochen, der die Treppe heraufkam.

"Wer kann das sein?" sagte Berthold, "vielleicht schon wieder mein Drucker."

"Es ist der Knecht aus dem Hause," antwortete Conrad, "Ich höre es an seinem Reuten."

Und es trat Jemand in die Kammer hinein. Mit scherzendem Lächeln um sich blickend, sagte er:

"Nun, was wohnt Ihr hoch, meine Herren! Hier ist ein Brief, den der kleine Oberknahe für Herrn Conrad unten im Laden abgegeben hat. Wie dunkel ist es hier! Ihr sitzt hier wie in einem Keller. Wenn Herr Berthold bei diesem Stümpfchen Kerze seine Bücher schreibt, dann wünsche ich ihm Glück zu der Kraft seiner Augen Guten Abend, meine Herren."

Als die Tritte des Knechtes wieder auf der Treppe erklangen, öffnete Conrad das Briefchen, während Berthold seinen Bewegungen mit gespannter Aufmerksamkeit folgte. In ihrer Lage konnte jede Stimme von außen neuen Hohn und unverhoffte Rettung bringen, darum klopfte das Herz beider Freunde, als der Brief geöffnet wurde.

Conrad erbleichte. Er rieb sich die Stirne und die Augen, als ob sein Gesicht unsicher wäre und es vor seinen Augen schimmerte. Ein unterdrückter Aufschrei stieg aus seinem Busen auf.

„Was ist Dir? Was enthält dieser Brief?“ rief Vertbold erschrocken.

Statt aller Antwort reichte der Musikus ihm den Brief dar.

„Wie? Was habe ich geseh'n?“ schrie der Jüngling, die Entlassung von Deiner Anstellung in der Kirche, unsere letzte Hilfe? Das Stüchchen Brod, das uns noch übrig blieb? Wegen schlechten Betragens!“

Der Musikus hielt den Kopf gesenkt und Thränen fielen auf seine Anie.

Blitternd vor Aufregung und Mitleiden legte Vertbold den Arm auf Conrads Schulter und sagte:

„Sei ruhig, armer Freund, tröste Dich nur, Du weinst ja nicht um Dein eigenes Unglück, die Quelle Deiner Thränen ist der Gram, daß Du nun alle Träume meines Ruhmes und der Größe opfern mußt, nicht wahr? Das Unglück hat uns ganz zerschmettert. Nehmen wir wenigstens unser Loos mit dem Muthe der Ergebung an. Willige ein in meinen Versuch bei Mend.“

„Lieber auf diesem Speicher sterben,“ antwortete leise der Musikus vor Schmerz und Wuth jammernd. Weggeschickt zu werden wegen schlechten Betragens!“

„Höre mich doch gutwillig an,“ fluchte der Jüngling. Ich sagte Dir, daß ich mir die bittere Erniedrigung nur aus Liebe zu Dir — ich täuschte Dich, Conrad; die Selbstsucht war meinem Entschlusse nicht fremd. Was kann ich hier in dieser Stadt noch ferner thun? Wäre ich auch berühmt und geehrt, so sehr ich nun gehaßt und verabscheut werde, so wird doch für mich kein einziger ruhiger, froher Tag mehr

kommen können. Morgen wird Laura vor dem Altare Gottes Monks Hand annehmen. Du glaubst, daß ich sie nicht mehr liebe, weil ich seit lange die Flamme, die mich verzehrt, vor Dir verbergen hielt. O Conrad, ihr Bild schwebt noch immer vor meinen Augen, sie hört noch meinen Schlaf, sie lebt noch fort in allen meinen Gedanken. Meine Frau konnte sie nicht werden, ich gestehe es, aber sie mit einem Monch vermählt zu wissen! Ihr bezeugen an der Seite ihres Mannes, vielleicht beschmugt werden von den Nädern ihres Wagens! O nein! Mein Herz würde so viele und so grausame Wunden empfangen, daß mein Weib und mein Körper ihnen erliegen würden. Ich muß fort von hier, weggeh'n, flieh'n nach fernen Ländern, wo mich Nichts mehr daran erinnern kann, was ich war und was ich zu hoffen wagte. Laß mich die fünftausend Francs haben, Conrad. Wir bezahlen unsern Drucker, wir machen unsere Schulden ab, wir ziehen nach Frankreich, nach Paris; dort in dem Gewühl der Weltstadt werden wir unbekannt sein. Die Verfolgung wird unsere Spur verlieren, der Neid wird uns nicht folgen können. Du wirst wol Beschäftigung finden in der einen oder andern Kirche; ich werde arbeiten, ein Geschäft erlernen, wenn es sein muß, in einer Druckerei oder einer Schreibstube meine Dienste anbieten. Wir werden in Frieden mit einander leben, so ruhig und so glücklich, als es arme Verbannte sein können."

"Wie schön wäre diese Aussicht," seufzte der Musikus, wenn die Verwirklichung derselben nicht auf Kosten der unwürdigsten Aufopferung geschehen könnte!"

"Ach, Conrad, ich bitte Dich nicht wegen Deiner Genesung,

Ich bitte Dich allein wegen meiner Rettung. Aus Mitleid mit mir laß uns die Stätte flieh'n, wo sie lebt! Willige ein!"

"Schrecklicher Gedanke!" schrie Conrad. "Ich sehe Dich kriechen zu den Füßen des schändlichen Mond. Du streckst die Hände nach ihm aus, er lacht bei Deiner Demüthigung."

"Schweig', schweig', Conrad!" stammelte Berthold. "Laß mich meinen Ruth bewahren. Wecke nicht den Stolz in meinem Herzen auf; willige ein, denn wenn Du Dich weigerst, was sollen wir dann thun?"

"In der That," sagte Conrad, seinen Kopf auf die Brust stützend, "wenn ich mich weigere, was ist dann zu thun?"

"Eine Frauenstimme auf der Treppe?" rief der Jüngling verwundert. "Täusche ich mich oder ist es Wahrheit? Mir kommt es vor, als sei es die Stimme der alten Margret — die Wagn meines seligen Theims. Kommt dieses böse Weib, uns in unserer Armuth zu verhöhnen? Sie wohnt bei Mond. Ein neues Unglück naht uns."

Margret stieß die Thür auf, indem sie laut zu sich selbst sprach:

"Mich wegzagen, der Echelm, der Betrüger! Er soll wissen, warum."

Ueberrascht von dem Halbdunkel, welches in der Kammer herrschte, und besonders von ihrem Ausseh'n und der Dürftigkeit und Armuth, blieb Margret erstaunt stehen.

"Was wollt Ihr hier?" fragte der Jüngling, welcher aufgesprungen war und sie mit zornigem Blicke ansah.

"Run, nun," sagte die alte Wagn mit erhobenen Händen. "Seid Ihr es, Herr Berthold? So mager! Hättet

Ihr nicht gesprochen, ich würde Euch nicht wieder erkannt haben. Wie das Unglück doch die Menschen verändert!"

"Was wollt Ihr hier?" wiederholte der Jüngling.

"Papa!" lachte Margret. "Der gute Herr ist auf mich erzürnt. Wenn Ihr wüßtet, warum ich Euch auf diesem garstigen Speicher besuche, so würdet Ihr mir die Hände vor Dankbarkeit und Freude küssen."

"Mein Wort mehr, Unverschämte!" posterte Berthold, drohend auf sie zuspringend. "Weht hin, geht hin, sage ich Euch."

"Sie sagen mich weg?" seufzte die alte Frau. "Nun, ich werde geh'n. Wüßtet Ihr aber, was ich Euch zu sagen habe! Ich war gekommen, Euch das Urtheil zurückzugeben, welches der falsche Mond Euch gestohlen hat, ja, gestohlen wie ein Dieb."

Auf Bertholds Gesicht erschien eine Miene des Unglaubens.

"Mond hat Euch gewiß geschickt, um uns in unserm Glend zu verspotten," sagte er höhniisch.

Aber Conrad war aufgestanden, er zitterte vor Aufregung und in seinen Augen glomm ein Funke von begründeter Freude.

"Schweig, Berthold, verhalte Dich ruhig," fluchte er. "Höre wenigstens, was diese Frau Dir sagen will."

Und Margret bei der Hand nehmend, führte er sie zu einem Stuhle.

"Nun, gute Frau, setzt Euch nieder und seid ruhig," sprach er mit sanftem Tone. "Ihr wollt dem Herrn Bert-

hold sein Erbtheil zurückgeben, sagt Ihr; das Erbtheil, das ihm von Mond gestohlen wurde? —"

"Mond hat mich weggesagt, mich zur Thür hinausgeworfen wie einen Hund," sagte Margret, mit der Faust auf den Tisch schlagend, „aber es wird ihn reuen. Ich mußte seine Frau werden; so war es zwischen uns festgestellt von der Zeit an, wo der alte Robyn noch lebte. Aber Mond hat mich als ein scheinheiliger Schelm, der er ist, abscheulich betrogen. Morgen verheirathet er sich mit Laura Remenaer, aber nur weil ihr Vater viel Geld hat, denn Ihr werdet es nicht glauben können, er liebt sie nicht, er haßt sie"

"Aber spricht doch von dem Erbtheil," bat der Musikus mit Ungeduld.

Margret schien auf diese Aufforderung nicht zu achten und fuhr in ihrer Rede fort:

"Und diese Laura, sie verabscheut ihn und hat einen solchen Widerwillen gegen ihn, daß das arme Fräulein vor Angst und Schrecken die Auszehrung bekommen hat
Ja, ja, Herr Berthold, Ihr wißt es vielleicht nicht, aber Laura sieht Euch noch so gern, daß sie wegschmilzt wie der Schnee, weil sie von Euch getrennt ist."

Der Zorn des Jünglings war ganz geschwunden. Er hatte mit klopfendem Herzen und funkelnden Augen die letzten Worte der Dienstmagd angehört, — nun fragte er mit freundlicherem Tone und fast stehend:

"Die Auszehrung? Laura die Auszehrung? Sie liebt mich noch, sagt Ihr, Margret? Wie könnt Ihr das wissen?"

"Nun, es war Mond's größter Verdruß, und darum hat Euch so viel Böses angethan, als er nur konnte. Ihr

solltet sterben vor Aerger oder das Land verlassen — und er würde Euch wol so weit gebracht haben, mögt Ihr es glauben oder nicht. Mit Geld kann man Alles.“

„Höses ganz besonders,“ seufzte der Musikus. „Aber das Erbtheil, das Erbtheil!“

„Also Mend ist es wirklich, der meinen Ruf und meine Ehre durch bezahlte Lästung vernichtet!“ rief Berthold.

„Und wer Anders? Einfältiger, wißt Ihr es nicht?“ fragte die Frau mit Verwunderung.

„Ihr komt hierher, um über Bertholds Erbtheil zu sprechen,“ fiel der Musikus mit gespannter Ungeduld ihr ins Wort.

Margret setzte sich gemächlich auf ihren Stuhl und bußte einmal, als ob sie sich zu einer wichtigen Mittheilung vorbereite; dann sagte sie mit einer klugen Miene.

„Darüber wollen wir einmal ernstlich sprechen. Gute Rechnungen machen gute Freunde, sagt das Sprichwort . . . Was bringt es mir ein, wenn ich Euch das Mittel anebe, die Millien zurück zu erhalten, welche Mend Euch durch Betrug gestohlen hat?“

Der Musikus sah Berthold in die Augen. Auf des Jünglings Lippen schwebte ein Zug der Verachtung.

„Sie weiß Nichts,“ murrte er.

„Ich weiß Nichts?“ wiederholte Margret. Drei Tage vor dem Tode des alten Herrn Meyn hat Mend mir ein Geheimniß anvertraut, ein Geheimniß, das wol schrecklich für den Betrüger sein muß, da er mir mehr als sechs Monate geschmeichelt hat und zu meinen Füßen gekrochen ist wie ein Wurm, damit ich es verschweigen sollte. Wird dieses

Geheimniß vor dem Gerichtshof bekannt, dann ist das Testament vor dem Gesetz null und nichtig."

"O Gott!" rief der Musikus mit erhobenen Händen, **„daß Ihr Wahrheit sagtet, Frau! Berthold, dann wären wir über die Pösterung erhoben; uns würde die Macht gehören, Nichts würde im Stande sein, Deine Bahn zu hemmen; Dein Name würde einmal an dem Himmel der Kunst als ein glänzendes Gestirn strahlen und dieses Geheimniß, Frau, dieses Geheimniß?"**

„Was bringt es mir ein, wenn ich es Euch eröffne?" sagte Margret mit gleichgültiger Kälte.

„Was verlangt Ihr? Was verlangt Ihr?" schrie Conrad zitternd vor Ungeduld.

„Ihr müßt wissen," war die Antwort, **„daß ich in dem Testament des Herrn Robyn stehen sollte, aber Mond hat es verhindert. Hätten die Sachen den rechten Gang genommen, dann würde ich ein großes Legat erhalten haben. Gebt mir dieses Legat zurück."**

„Aber wie viel? Wie viel?"

„Doch wol einige Tausend Francs?"

„Wie viel Tausend? Sprecht!"

„Ich will bescheiden sein. Sind zwanzigtausend Francs zu viel?"

„Nein, Ihr sollt zwanzigtausend Francs haben, fünf- undzwanzig! Dreißig!"

„Das heißt sprechen!" lachte Margret. **„Ihr seid noch Menschen, die einer armen Magd das Stück Brod für die alten Tage nicht weigern werden, — aber darf ich mich Euer Wort verlassen?"**

„Zweifelt nicht daran, Frau, antwortete Conrad, „der Dienst, den Ihr Herr Verthold erweist, ist gewiß so viel werth, Ihr sollt die dreißigtausend Francs haben, nicht wahr, Verthold, sie soll sie haben? Seht Ihr wol, Frau? Sagt nun, worin besteht das Geheimniß?“

„Ihr betrügt mich doch nicht? — Nun, dann werde ich reden. Das Gesetz erklärt alle Testamente für ungültig, auf welchen kein Datum steht. Ist es nicht so?“

„Ja. Was wollt Ihr damit sagen?“

„Es steht kein Datum auf dem Testament des Herrn Robyn.“

Der Musikus eilte nach dem Tische, öffnete die Schublade und suchte mit zitternden Händen nach einem Papier. Als er es gefunden hatte, heftete er seinen Blick darauf, — ein dumpfer Ton der Verzweiflung entfuhr seiner Brust und er ließ das Papier auf den Tisch fallen, indem er schmerzlich seufzte:

„Mittere Täuschung!“

„Schnell, geht fort von hier! Sogleich!“ rief Verthold gegen Margret aus. „Ich wußte wol, daß Monck Euch geschickt hatte, um uns in der Armuth zu verspotten. O, wenn Ihr keine Frau wäret!“

„Was überkommt Euch Beide?“ antwortete Margret erstaunt. „Nun, wo Ihr das Geheimniß wißt, glaubt Ihr mich mit Scheltworten vor die Thür zu setzen? Ihr kennt mich nicht. Es wird nicht so leicht geh'n.“

„Aber Frau, man hat Euch betrogen,“ sagte der Musikus; „hier ist eine buchstäbliche Abschrift des Testaments, es trägt das Datum vom zwanzigsten April. Ich will glau-

ben, daß Ihr nicht hierher gekommen seid in der Absicht, uns zu verhöhnen; aber geht hin“

„Den zwanzigsten April?“ wiederholte Margret. „Seid Ihr gewiß?“

„Da liegt die Abschrift. Könnt Ihr lesen? Seht nach.“

„Hat dieser Spott nun lange genug gewährt?“ ärzte der Jüngling. „Wollt Ihr gehen oder nicht?“

„Einen Augenblick!“ sagte die alte Frau, sich mit den Fingern die Stirn reibend. „Einen Augenblick! Laßt mich einmal nachdenken Ah, Mond hat wieder den Kaltschm gefrielt, mich betrogen. Er hat mir eine Lüge gesagt. Warum? — Aber wenn meine erste Vermuthung einmal gegründet wäre ja, ja, welches Licht geht mir auf! Nun weiß ich es!“

„Was wißt Ihr?“ stammelte der Musikus, über die Aufregung der Frau verwundert.

„Was ich weiß? Das Testament ist falsch, Herr Robyn hat es nicht gemacht.“

„Erklärt Euch, wie meint Ihr das?“

„Hört. Der alte Robyn weigerte sich, ein Testament zu machen. Wir fürchteten — Mond und ich — daß er einmal, von einem Schlagflusse getroffen, plötzlich sterben und uns also das Legat nicht hinterlassen würde welches er uns versprochen hatte. Am Morgen seines Todes flichte ich ihn noch an, an seinen letzten Willen zu denken. Alles, was ich aus ihm herausbringen konnte, war die Versicherung, daß er nach vierzehn Tagen, wenn es nicht besser ginge, einen Notar kommen lassen wolle. Es bestand kein Testament, ich bin davon überzeugt. Mond war fast eine Stunde mit dem

alten Manne allein geblieben, — es wurde geklingelt, ich fand Herrn Robyn todt in seinem Lehnstuhl liegen und erschrak bei dem Gedanken, daß er ohne Testament gestorben sei. Begreift Ihr, was das sagen will?"

„Um Gottes willen, fahrt fort,“ fluchte Genrad.

„Ihr müßt wissen,“ wiederholte Margret, „daß Mend die Schrift des Herrn Robyn so gut nachmachen konnte, daß sie unser Herr selbst nicht zu unterscheiden vermochte. Ich hatte eine oder zwei Stunden vorher zu Mend gesagt: Wenn der Tod ihn überrascht, so schreibt selbst das Testament. Seid versichert, Mend ist meinem Rathe gefolgt — und er hat mir etwas Anderes vorgelesen, um mich das vergessen zu machen.“

Genrad schaute eine Weile mit starren Augen vor sich hin wie Jemand, der in eine tiefe Betrachtung versinkt; aber ebenso schnell warf er den Mantel von seinen Schultern zurück, lief nach der Wand, zog zitternd vor Eile seinen Leberrock an, nahm seinen Hut und rief:

„Berthold, den Brief, welchen Mend Dir schrieb, schnell, gib mir den Brief!“

„Was willst Du thun?“ fragte der Jüngling. „wehin willst Du?“

„Den Brief, den Brief. Ach! Berthold, wenn dieser Argwohn auf Wahrheit beruhte! Du würdest Dein Erbtheil zurückerhalten, der böse Mend würde bestraft werden“

„Bleib' hier,“ sagte Berthold. „Du bist krank, Genrad. Es ist ja morgen Zeit genug, um zu untersuchen, ob die Worte dieser Frau begründet sind oder nicht.“

„Morgen?“ rief der Rufikus. „Nein, nein, und müßte ich den ganzen Tag umherlaufen, und müßte ich vor Ermattung auf der Straße hinfallen, ich will versuchen, Laura zu retten. Morgen ist es zu spät; morgen verheiratet sie sich mit Rind.“

„Du willst Laura retten?“ rief Berthold. „Was sagst Du? Ich begreife Dich nicht. Ihre Heirath verhindern?“

Aber Conrad, von seinem Eifer gleichsam fortgetrieben, faßte Margret bei der Hand, zwang sie, aufzustehen, und zog sie mit sich fort, indem er sagte:

„Kommt, Ihr müßt mit mir, um Aufschluß zu geben. Kommt, Ihr sollt die dreißigtausend Francs haben; folgt mir und versucht zu laufen. Keinen Augenblick dürfen wir verlieren.“

An der Thür rief er noch seinem Freunde zu:

„Berthold, so Gott mir hilft, wird Dir Alles zurückgegeben werden: Liebe, Ruhm, Geld, Alles, Alles!“

Die Tritte des Rufikus hallten auf der Treppe wieder, nahmen ab und verschwanden mit ungewöhnlicher Schnelligkeit.

Berthold erhob die gefalteten Hände zum Himmel und sandte ein stilles, aber inbrünstiges Gebet zu dem Lenker des menschlichen Schicksals.

VII.

„Kommt, Thres, eilt Euch,“ sagte eine alte Frau zu ihrer weniger bejahrten Gefährtin, während sie Beide zum Stadthor hinausgingen, um in die Vorstadt einzutreten. „Wilt Euch, sonst kommen wir zu spät, um die Braut zu sehen. Die Ihr so junge Peine habt, Ihr sollt der schwarzen Elisabeth nicht folgen können? Man kann wol seh'n, daß das menschliche Geschlecht von Tag zu Tag mehr verkällt. Als ich in Guren Jahren war, wäre ich lieber über einen Schlagbaum gesprungen, als daß ich drei Schritte Umweg gemacht hätte.“

„Ja, aber ich darf auf der Straße nicht so laufen wie Einer, der von Sinnen ist,“ antwortete die Andere. „Jedermann sieht uns nach.“

„Worauf Ihr doch Acht gebt! Kommt nur mit. Ein armer Mensch darf nicht so zartfühlend und so verschämt sein; das ist gut für die reichen Leute, die seh'n einander nach den Augen und sind immer bekümmert, zu wissen, was man von ihnen denkt. Wir brauchen darum Niemand zu fragen. Thres, Jedermann kann doch wol seh'n, daß wir nur gemeine Leute sind. An uns ist Nichts zu preisen, und

wer nichts Gutes zu erwarten hat, braucht nichts Böses zu befürchten."

Thres folgte eine Weile ohne zu sprechen. — Als Beide in die Vorstadt gekommen waren, und einen Seitenweg einschlugen, sprach sie:

"Aber Elisabeth, kennt Ihr die Braut, habt Ihr sie schon gesehen?"

"Ja, ich habe sie zwei oder drei Mal vor dem Thore der großen Kirche aus der Kutsche steigen sehen. Sie hat mir einmal einen Franc gegeben, als ich sie um ein Almosen bat — aber es ist wol fünf Monate her —"

"Und ist sie wirklich schön?"

"Schön? Wie gemalt!"

"Weiß von Haut?"

"Wie eine Lilie."

"Schwarze Augen?"

"Pechschwarz."

"Ein kleines Mündchen?"

"Gleich einer Rosenknoche."

"Schlank von Körper?"

"Wie die Engel, die über dem hohen Altar steh'n."

"Es ist Etwas, was ich nicht begreifen kann," sagte Thres. "Die reichen Leute sind meistens so schön von Angesicht, so weiß von Haut und so fein von Gliedern; — die armen Leute sind dagegen so plump von Körper, sie haben meistens platte Nasen, einen großen Mund und knechtische Arme und Beine. Wie mag das kommen? Alle Menschen, arm oder reich, sind ja doch von demselben Blute."

"Thres, Thres, Ihr verirrt Euch in Euren Gedanken,"

antwortete die schwarze Elisabeth. „Ich glaube, daß Gott es auf das Beste gefügt hat. Die armen Menschen müssen arbeiten, darum haben sie so plumpe Glieder und so schwere Knochen. Wie glaubt Ihr, daß solch ein gläsernes Kränlein es anfangen sollte, wenn sie sich alle Wochen zweimal vor einen Ruchelkarren spannen müßte, wie ich?“

„Sie müßte der Anstrengung erliegen oder, wenn sie es eine Zeit ausbielt, dann würden ihre Glieder auch stark werden und die Sonne würde ihre Haut verbrennen, wie sie die meine nun seit sechzig Jahren verbrannt hat.“

„Ihr seht nun, daß es nicht in dem Mute liegt. Laßt das Kind eines reichen Mannes von seinen jungen Jahren an mit einem Schelkarren laufen – so wird es auch so starke Knochen und so grobe Glieder bekommen, als ich oder Ihr.“

„Und ist es der Schreiber des seligen Herrn Hobyn, der Alles von dem alten Weizbals geerbt hat, und sich nun mit der englischen Jungfrau verheirathet wird? Wer sollte das doch gesagt haben, als wir bei der Leiche Hobyns saßen, um sie zu bewachen! Das geht über meinen Verstand! Der häßliche Geldteufel ohne Haar an seinen Augen. Wenn ich seinen Mann hätte, und er käme, mich zu fragen, ob ich seine Frau werden wollte, ich würde vor Schrecken laut aufschreien.“

„Euer ganzes Leben verbringen mit einem so abscheulichen Gesicht vor Euren Augen? Aber wie kann die schöne Jungfrau doch Liebe empfinden zu dem häßlichen Kerl?“

„Das Geld, Thres, das Geld, Kind.“

„Das Geld? Aber ein Mensch bleibt doch immer Mensch.“

„Ja, ein Mensch, wie wir glauben, daß die Menschen sind, aber wir irren uns.“

„Eine Ehe ohne ein bißchen Liebe. Ihr werdet sagen, daß es eine Hölle sein müßte, und dennoch scheinen die reichen Leute friedfertiger zu leben, als wir. Es gibt viele Dinge, die wir mit unserm gewöhnlichen Verstande nicht begreifen können.“

„Nun, Ihrse, es ist einfach genug. Wozu ist die Liebe in einer Familie nöthig? Um einander im Grame zu trösten und zusammen die schwere Last des Lebens bis auf den Kirchhof zu tragen. Sie, welche niemals Kummer haben und tanzend und singend durch die Welt geh'n, haben keine Liebe nöthig Das ist schon so eine eigene Sache in großen Häusern, eine Heirath!“

„Ich glaube, Lisbeth, daß Ihr nicht viel davon wißt. Von Euremreicher könnt Ihr doch nicht seh'n, was bei den reichen Leuten vorgeht.“

„Bin ich nicht zwanzig Jahre lang Arbeiterin gewesen und habe ich nicht in hundert großen Häusern geschauert und gewaschen? Was ich nicht sah, erzählten mir die Dienstmoten.“

„Und wie kommt denn da eine Heirath zu Stande?“

„Seht, das will ich Euch auseinandersetzen. Jedes Fräulein weiß voraus, mit wie viel Geld sie sich verheirathen darf — aber das Herz ist jung und die Liebe blind, sagt das Sprichwort. Es geschieht gewöhnlich, daß das Fräulein ihre Augen auf einen schönen und braven jungen Mann fallen läßt, ohne ihn erst zu fragen, wie viel Geld er hat. Dann kommt der Vater, der die Rechnung macht und den

jungen Herrn vor die Thüre weiß. Dann fangen die Eltern an zu fürchten, daß ihre Tochter noch mehr von diesen Willen armer Menschen bekommen könnte, und sie suchen selbst einen Mann für sie. An dem einen oder andern Tage kommt der Vater zu seiner Tochter und sagt: ich habe so viel tausend oder so viel hunderttausend Francs für Dich gefunden. Du mußt Dich damit verheirathen. Ob sie den Mann kennt oder nicht, ob er häßlich genug ist, den Kindern einen Schrecken auf den Leib zu sagen, oder ob er dumm ist, das thut Nichts zur Sache. Das arme Fräulein weint, seufzt und trauert eine Zeitlang, aber sie verheirathet sich dennoch mit dem Gelde

„Ach, Ihr redet immer Böses von den reichen Leuten,“ fiel Thres ihr in's Wort. „Was Ihr da sagt, kann wol einmal vorkommen; es kommt selbst wol einmal in unserer Straße vor, daß Eltern Mädchen gegen ihren Willen verheirathen, weil ein Bißchen Geld ihnen die Augen verblendet; aber das kann so wenig die Regel sein unter den vornehmen Leuten, als unter den Leuten unseres Schlags.“

„Ja, da habt Ihr vielleicht schon einigermaßen Recht, Thres, aber ist es auch nicht so geschehen bei Herrn Memner, dessen Tochter nun mit einem grundhäßlichen Menschen sich verheirathet, weil er schrecklich viel Geld hat? Sie hat von Kindesbeinen an Bekanntschaft mit dem jungen Herrn, der bei Herrn Hobyn wohnte, und ihr Vater hatte schon lange in ihre Verheirathung mit ihm eingewilligt. Jedermann dachte, daß Herr Werthold — ich glaube, daß er so heißt — das Vermögen seines Oheims erben würde, aber das Testament gab Alles dem Schreiber. Der Wind wendete

sich, und die Liebe der schönen Jungfrau auch. Sie hatte Berthold geliebt, nun liebte sie den Schreiber, das will sagen, wo das Geld war, da war auch die Liebe. . . . kommt etwas schneller mit; seht einmal dort in den Park, wie viel schon vor dem Hause des Herrn Reimenaer versammelt ist. . . . ja, ja, Thres, so geht es in den großen Häusern. Wir würden sagen, es ist Ralschheit und Seelenveräußerung; aber, ach Gott, Kind, was kennen wir davon?"

„Run, Lisbeth, ehe wir die Menschen tadeln und verurtheilen, müßten wir uns doch zuerst an ihre Stelle denken. Wenn Ihr mich wäret und Ihr hättet eine Tochter, würdet Ihr sie dann verheirathen an einen armen Jungen, der keinen Pfennig in der Welt besitzt? Mit Geld kauft man die Butter, und in einer Haushaltung ist viel nöthig; — liebt man einander wol in einem Hause, worin die Mäuse Hungers sterben?"

„Das ist wol wahr. Ich will nicht sagen, daß sie mit diesem Berthold sich verheirathen müßte, aber gibt es denn in ihrer Classe keine jungen Männer mehr, daß sie einen Baron ohne Haare an den Augen wählen müßte, weil er eine Million hat, wie die Leute sagen? . . . Wir sind da, bleibt nur immer hinter mir — es muß schon ein starker Kerl sein, der die schwarze Lisbeth zurückdrängen wollte. Wir werden versuchen, ganz nahe an's Thor zu kommen, anders sehen wir die Braut doch nicht.“

„Ach, Lisbeth, was für zwei schöne Rutschen!" rief Thres. „Und der Bediente da oben mit seinem gelbgrünen Rock, er ist wie ein Papagei, der auf seinem Stock sitzt.“

„Gütes Euch nur vor den Pferden, Thres. Sie sind

nicht so bößlich, wie ihre Herren. Seht, wie sie vor Ungeduld auf den Boden stampfen und den Kopf stutz zurückwerfen. Das thut die Krippe voll Oaser. Das Pferd unfreß Nachbars, des Fuhrmanns, ist niemals glücklicher, als wenn es seine Küße ruhig stehen lassen kann. Es geht mit den Pferden wie mit den Menschen, Kind. Die Einen essen viel und arbeiten wenig, die Andern quälen sich zu Tode und bekommen nicht genug, um zu leben . . . wir wollen uns hier zu dem Haufen von Mädchen stellen, dann hören wir, was sie sagen.“

Vor der Wohnung des Herrn Remenaer befanden sich viele Menschen — meist Frauen und junge Mädchen aus der geringern Volksschasse, die sich in Haufen zusammengestellt hatten und laut sprachen über Laura's Heirath mit dem millionenreichen Knecht und über die prächtigen Brautkleider, welche sie tragen würde.

Gine war damit beschäftigt, mit begeisterten Worten anzumalen, wie Fräulein Remenaer in der mit Silber durchwirkten Seide und in den schneeweißen Spitzen gekleidet erscheinen würde, wie sie von Kopf bis zu den Füßen voll von Diamanten behangen sein und wie sie die Augen durch den Glanz des Goldes und das Funkeln der Edelsteine blenden würde, die in ihren Ohrringen oder auf ihrer Brust, oder an ihren Armen glänzen würden.

Alle Andern hörten mit offenem Munde und großen Augen zu. Das Herz einer Jeden klopfte vor Neugierde oder vor Reid.

Raum war die prächtige Beschreibung des Brautanzugs beendigt, so brachen Alle, welche zugehört hatten, in Aug-

drücke der Bewunderung aus, und selbst die schwarze Elsbeth schlug die Hände zusammen, als könnte sie an so schöne Dinge nicht glauben. Man fing allgemein an, über das Glück der reichen Leute zu sprechen und vor Allem über das Glück des Aräuleins Laura, die schon von sich selbst reich war und sich gleichwol noch mit einer Million verheirathete.

Was mußte sie froh und stolz sein! meinte man. Sie würde ihr ganzes Leben im Wagen fahren, auf einer Burg wohnen, von zwanzig Dienern und Mägden umringt sein, welche auf den leisesten Wink ihrer Finger zu gehorchen bereit sein müßten. So reich sein, als das Meer tief ist, geachtet gehen wie eine Königin und Jedermann durch ihre Pracht die Augen verblenden; für diese einsätzigen Frauen und Mädchen gab es kein größeres Glück auf Erden, und wenn man ihnen gesagt hätte, daß Laura Gram empfinde und unter dem Glanz der Diamanten ihr Herz vor Schrecken und Trauer brechen fühlte, so würden sie sich nicht wenig über solche Undankbarkeit gewundert haben.

Und dennoch, während hundert Frauen und junge Mädchen sie um ihr Glück beneideten, erlitt die arme Laura eine so schreckliche Warte, daß sie den Tod als eine Gnade von Gott ersehte.

Auf einem der Zimmer im obersten Stock von Memenachs Wohnung waren einige Frauen — Kleidermacherinnen, Modistinnen und Dienstmädchen — beschäftigt, die Braut zu kleiden.

Gewöhnlich wird bei einer so frohen Vorbereitung viel gellacht und besprochen, denn wenn ein Theil des Kleidungsstückes angezogen ist, und seine richtigen Falten hat,

muß jede Braut der Braut eine Schmelkefel sagen und ihre Verwunderung an den Tag legen.

Hier herrschte im Gegentheil die reinlichste Stille und auf dem Gesichte der Frauen war ein Ausdruck der Trauer und des Mitleids an die Stelle der Lobreden getreten. Sprachten sie mit einander, so geschah es nur durch den Nist und um einer Klage Lust zu machen, die beim Anblicke des leidenden Mädchens aus ihrem Munde aufstieg.

Laura stand in ihrer Mitte mit gesenktem Kopfe und halbgeschlossenen Augen. Sie ließ die Frauen gewähren und übergab sich sprachlos ihrer Sorge, sie prachtvoll zu kleiden, als hätte sie das Bewußtsein von ihrem eigenen Leben verloren. Sie war bleich wie eine Sterbende, über ihre Wangen liefen zwei blaue, fast unerträliche Finten, wahrscheinlich die übriggeliebenen Spuren der Thränen, welche die ganze Nacht aus ihren Augen geströmt waren; sie wankte auf ihren Knien und bei jeder Berührung der Frauen zitterten ihre Glieder heftig. Wurde irgendetwas eine Frage an sie gerichtet, so antwortete sie nur mit einem Reichen des Kopfes oder mit einem so traurigen und so hoffnungslosen Blicke, der Alle, welche um sie waren, mit Mitleid erfüllte.

Der Brautanzug glich also wegen der Todtenstille dem Anzuge einer Verurtheilten, die man schmückte, bevor man sie auf's Schaffot führt, um ihren Kopf auf den Block zu legen — und war es nicht so?

Als endlich die Braut in vollem Anzuge und mit allen ihren Juwelen da in der Mitte des Zimmers stand, konnten die Frauen ihre Verwunderung nicht zurückhalten. Wie

schön! wie prächtig! wie reich!“ murmelten sie mit verhaltener Stimme.

Wirklich, die Braut war schön. Ein Kleid von weißer Atlasseide, das aus Silberfäden gewebt zu sein schien, umgab sie und floß in sanften Wogen hinter ihr auf den Boden. Eine Krone von Orangenblüthen bekränzte ihre pechschwarzen Locken, von ihrem Kopfe hing ein Zirkenschleier herab, der sie ganz verhüllte und sie wie eine durchscheinende Wolke von flüchtigem Schnee umgab. Das grüne Licht der Smaragden blitzte in ihrem Ohr, die rothe Blut der Rubinen funkelte an ihrem Arme, aber an ihrem Busen schien der Glanz und alles Feuer der Edelsteine durch den Scharfsinn des Künstlers zu einem blühenden Brennpunkte vereinigt zu sein. Das war Königs reiches Geschenk, ein Rosenbenauet von kostbaren Diamanten, so groß, so mannichfaltig und so rein, daß bei der geringsten Bewegung der verwunderten Frauen tausend Strahlen und Annen wie von einem wirklichen Feuer ihnen in die Augen schossen.

Eine Welle schauten die prächtige Braut an, während Eine von ihnen noch hier und da eine Falte des Kleides verbesserte.

Dann sagte diese mit einem Tone, der eher von Mitleid als von Schmeichelei zeugte:

„Ich wünsche Ihnen Glück, Fräulein, es ist geschehen.“

Laura ging langsam auf die Seite und suchte mit der Hand nach einem Stuhl — aber die Kleidermacherin stieß einen Schrei des Schreckens aus, als sie das Fräulein bei dem Arme faßte:

„Aräulein, Sie dürfen sich nicht setzen,“ sagte sie. „Sie würden Ihr Brautkleid zerknittern.“

Es erschien auf Laura's Gesicht eine Miene so voller Spott und Betrübnis, daß die Frau erschauert zurückwich.

Laura ließ sich mit einiger Vorsicht auf einen Stuhl nieder und schien absichtlich das prächtige Brautkleid zerknittern zu wollen. Sie sprach jedoch nicht und hielt den Blick auf den Boden geheftet.

Herr Remenaeer trat in das Zimmer. Nachdem er sich versichert hatte, daß die Frauen mit Anziehen fertig waren, dankte er ihnen für ihren Dienst und schloß die Thür hinter ihnen.

Laura sah den Frauen, welche sich entfernten, nach, und kaum waren sie verschwunden, so stieg ein Laut der Freude aus dem Busen des Mädchens auf. Thränen flossen in Strömen über ihre Wangen und mit einer freudigen Miene rief sie:

„O Mund! ich werde wenigstens noch weinen können, bevor mein Mund den falschen Eid spricht.“

Ihr Vater faßte ihre Hand und sagte bittend:

„Laura, mein Mund, noch einen kleinen Augenblick Wuth. Unser Voss wird bald erfüllt sein.“

Das Mädchen sprang auf, schlang ihre Arme um seinen Hals, und indem sie ihn verzweiflungsvoll umfassen hielt, rief sie aus:

„Vater, Vater, wenn Gott uns Beide sterben lassen wollte! So, Einer in des Andern Armen; wenn Er durch ein Wunder die Sichel des Todes zwischen uns und Hölle gnädig niederlegen wollte! Ach, was würden unsere Seelen

den Herrn loben um seiner Barmherzigkeit willen, nicht wahr?"

Schwig. Laura, sprich doch nicht so," flehte der Vater; **aus Bebe** zu mir bezwinde Deine Thränen. Man erwartet Dich unten. Jedermann wünscht Dich zu sehen. Du mußt mir folgen"

„Ist er schon da?" rief das Mädchen mit Schrecken.

„Nein, er noch nicht; einer von den Zeugen und fünf oder sechs unserer Freunde. Man will wissen, daß Du vollständig gekleidet seist. Sei nicht unhöflich, es kann Nichts helfen."

„Es kann Nichts helfen," wiederholte das Mädchen. **„Nichts kann helfen; Gott hat mich denn wirklich verlassen. Keine Hoffnung mehr: der böse Teufel wird meine Seele haben für immer, für immer! O, ich kann es noch nicht glauben, es ist zu grauenhaft! In einigen Stunden werde ich ihm gehören, sein Eigenthum sein, eine Sclavin ohne Willen. Er wird mich aus Deinen Armen reißen, mich nach seiner Wohnung führen und dann, und dann?"**

Dieser Gedanke schickte sie wahnsinnig zu machen. Sie streckte die zitternde Hand aus und bewegte sie nach der Wand hin, als ob sie einer schrecklichen Erscheinung entgehen wollte.

Ihr betrübter Vater schüttelte den Kopf und gab sich alle mögliche Mühe, den Strom seiner Thränen in seinem Busen zurückzuhalten, sodas ihm Wangen und Lippen zitterten — er faßte aufs Neue die Hand seiner Tochter und sagte in dem Tone der Verzweiflung:

„Laura, meine innigst geliebte Laura, vergrößere mein

Leiden nicht, Du versprachst mir gestern noch, stark und muthig zu bleiben, Dich in das Unglück zu fügen, um Deinen Vater vor Entehrung zu bewahren. Warum erfüllst Du Dein liebevolles Versprechen nicht? Herr Knecht ist schon so sehr aufgebracht, er hat schon einmal von seiner Verheirathung mit Dir absehen wollen, um seine Rache an mir, an Deinem unglücklichen Vater, zu nehmen. Wenn Du ihn nun Angesichts eines Jeden durch Deinen unverhehlten Abscheu verhöhnst und durch Deinen Haß seinem Hochmuth blutige Wunden schlägst, was wird er thun, meinst Du? Er wird Deine Hand zurückweisen aber dann wird Dein Vater dem Gerichte überliefert und zur ewigen Schande verurtheilt."

Das Geräusch einer Kutsche kam näher und das Wiehern der Pferde ließ sich draußen hören.

Ein Schreden traf zur selben Zeit Vater und Tochter, als sie dieses Geräusch vernahmen.

Aemenaer ließ sich vor seiner Tochter auf das Knie fallen und sprach in flehendem Tone:

„Laura, Laura, er ist da. Stehe, ich liege knieend zu Deinen Füßen, ach, habe Mitleid mit Deinem Vater! Komm, komm! Laß uns hinabgeh'n. Wische die Thränen aus Deinen Augen, verbirg, wie ich, vor Jedermann, welche Schmerzen in Deinem Busen wühlen. Bemühe Dich zu lächeln O Verzeihung, Laura, das Schicksal zwingt mich.“

Aufstehend faßte er ihre Hand, zwang sie, vom Stuhle sich zu erheben und wollte sie nach der Zimmerthür fortziehen; aber das Mädchen widerstand mit Gewalt und mit

solcher Kraft, als wenn ihre Füße an dem Boden befestigt gewesen wären.

„Rein Gott, mein Gott!“ schrie Remenaer, sich mit den Händen vor die Stirn schlagend, „sie will mich zur ewigen Schmach verdammen.“

Laura wurde von dem herzerreißenden Schrei ihres Vaters tief getroffen, und, gleich als wenn ein plötzlicher Entschluß in ihr gereift wäre, erhob sie ihr Haupt, eilte vorwärts nach der Thür und rief mit dem Ausdruck des Wahnsinns auf dem Gesichte:

„Komm, Vater, komm, es ist geschehen. Ich übergebe mich dem Schicksal. Komm! Du wirst mit mir zufrieden sein.“

Und mit auffallender Hast eilte sie, von ihrem Vater gefolgt, hinunter. Aber als sie die Stimme Monks zwischen den andern Stimmen hinter der doppelten Saalthür erschallen hörte, sank ihr der Muth. Mit langsamem Schritte und gesenktem Hauptes trat sie an der Hand ihres Vaters in den Saal.

Bei ihrem Erscheinen erscholl ein Ausruf der allgemeinen Bewunderung durch den Saal und die Worte: Wie schön! wie prächtig! waren die einzigen, welche zuerst Laura's Ohr trafen. Daß ihre Augen roth und ihre Wangen bleich waren, wunderte die anwesenden Leute nicht. Es war natürlich, meinten sie, daß eine junge Braut weint, wenn sie ihren jungfräulichen Stand verlassen soll und daß sie mit Trauer von ihren Gütern Abschied nimmt, um ein ganz neues Leben anzutreten, dessen Ungewißheit sie erschreckt.

So dachte Herr Mond nicht darüber. Er richtete von

der Seite einen Blick auf Laura und zitterte vor Aerger und Verdruß, als er an ihrem Gesichte wahrnahm, daß nicht die mindeste Milderung in ihrem Abscheu gegen ihn eingetreten war.

Jedoch nahm er eine wohlgefällige Miene an und ging zu dem Mädchen und faßte es bei der Hand.

„Nun, nun, meine Liebe, sei muthig,“ sprach er. „Die jungen Mädchen vergießen immer Thränen, wenn sie sich verheirathen, und es ist dennoch ein freier Tag. Erhebe dich den Kopf, laß unsere Freunde auch Dein schönes Gesicht bewundern. Du bist so bleich, Laura. Diese Herren sollten bald denken, Du seiest bekümmert; und doch ist es nicht so. Du hast geweint, aber das thut die Aufregung, nicht wahr?“

Laura, mehr todt als lebendig, blieb sprachlos; ihre Glieder zitterten so sehr, daß ihr seidenes Kleid hörbar rauschte.

Mit lächelnder Miene den Mund an ihr Ohr bringend, flüsterte Mendel mit leiser Stimme:

„Du wirst einem Lamme gleichen, das von mir nach der Schlachtbank geführt wird. Sei freundlich gegen mich, oder ich zerschmettere Deinen Vater mit meiner Nabe.“

Kemenaer hatte in Mendels Augen gelesen, was in seinem Herzen vorging. Voller Angst faßte er die andere Hand seiner Tochter.

„Laura, Laura,“ flüsterte er, „erinnere Dich Deines liebevollen Versprechens.“

„Fräulein wird ihrem Bräutigam seinen zärtlichen Blick verweigern, nicht wahr?“ fragte Mendel.

Das Mädchen stieß einen Seufzer aus, als bräche ihr das Herz im Busen; sie lächelte und versuchte ihrem Gesicht das Aussehen der Freundlichkeit zu geben; aber in ihrem Blicke, welchen sie, indem sie sich mit krampfhafter Anstrengung bezwang, gemildert hatte, lag unaussprechliche Angst und tödtlicher Seelenschmerz verborgen.

„Ich habe keinen Kummer,“ sagte sie laut; „ich fühle keine Angst — aber um Gottes willen, laßt uns geh'n. Ach, Mond, Mond, jürnen Sie mir doch nicht, vergehen sie meiner Aufregung, ich weiß nicht, was ich thue kommen Sie auf's Rathhaus, nach der Kirche machen Sie schnell, oder ich werde wahnsinnig.“

„Mit Freuden würde ich Deiner schmeichelnden Ungeduld willfahren,“ antwortete Mond, „aber es ist nicht möglich, meine Liebe; unser zweiter Zeuge läßt auf sich warten, ohne ihn können wir nicht geh'n. Bleibe unterdessen froh und muthig und hindere unsere Freunde nicht, Deine prächtige Toilette in Augenschein zu nehmen. Dein Vater winkt mir. Ich habe ein paar Worte mit ihm zu wechseln.“

Sich zur Gesellschaft wendend, sagte Mond in einem Tone gebieterischer Höflichkeit, der den Menschen eigenthümlich ist, welche auf ihr Geld pochen:

„Meine Herren, seien Sie so gütig und so nachgiebig, mir's nicht übel nehmen zu wollen, daß ich Sie einen kleinen Augenblick verlasse; ich habe meinem Schwiegervater ein einziges Wort zu sagen. Wollen Sie gütigst die Braut ein wenig unterhalten. Ihre Aufregung ist groß; nachher beim Hochzeitschmause wird sie durch ihre frohe Liebenswürdigkeit Sie bezaubern.“

Er folgte Remenacr in ein abgelegenes Zimmer.

„Nun,“ sagte Laura's Vater, „bevor wir gehen, haben Sie mir noch Etwas zu überreichen.“

Wend sah ihn an, ohne zu sprechen.

„Haben Sie das Papier mitgebracht?“ fragte Remenacr erschrocken; „antworten Sie doch. Was ist Ihre Absicht?“

„Ich überlege,“ erwiderte Wend, „ob ich nicht besser thun werde, alle Beziehungen zwischen uns so mit einem Male abzubrechen, oder ob es nicht vertheilhaftester für mich wäre, zum Staatsprocurator, als zum Rathhaus zu fahren.“

„Es ist nicht möglich, daß solche Gedanken in Ihnen aufstauen,“ seufzte Remenacr. „Nachdem ich sechs Monate lang mein Kind Ihetwillen gemartert habe, werden Sie sich doch nicht an mir rächen wollen. Warum? Bin ich denn nicht grausam genug gewesen?“

„Das sind Redensarten,“ stotterte Wend mit böhnischer Miene. „Ihre Tochter ist eine Undankbare, sie erniedrigt mich in Gegenwart Ihrer Freunde. So eben sing mir das Blut an zu wallen. Das Glück hat mich hochmüthig gemacht, Remenacr, es verwundet mich tief und versetzt mich in Raserei, daß Laura allein unbegreiflich gegen mein Verlangen bleibt, während Jedermann sich vor meinem Willen beugt.“

„Aber, Wend, was kann ich daran thun? Es ist ja meine Schuld nicht. Nun ist Alles bereit. Laura trauert, ja; aber das thut die Ungewißheit. Wenn einmal die Trauung vollzogen ist, wird sie sich wol in ihr Loos zu finden wissen. Sie werden sie gut behandeln, nicht wahr? Sie wird dank-

dar gegen Sie werden, allmählich mehr Achtung vor Ihnen haben und Sie vielleicht lieben. Nun geben Sie mir das Papier, um Gottes willen, geben Sie es mir."

Mond schien sich an der Angst von Laura's Vater zu weiden und ließ ihn mit gefalteten Händen stehen, ohne ihm auf andere Weise als durch ein leises Kopfschütteln zu antworten.

"Aber," versetzte Remenaer, „wenn Sie Laura nicht mehr zur Braut verlangen, so nehmen Sie die Hälfte meines Vermögens als Kaufpreis für die unheilvolle Schrift. O thun Sie das, Mond, lieber Mond. Ich werde Sie segnen als meinen Erlöser, als den Wohlthäter meiner Tochter."

„Zweihunderttausend Francs?" sagte Mond lächelnd, „mit Laura habe ich diese auch."

„O lassen Sie mir meine Ehre und mein Kind und nehmen Sie Alles, Alles, was ich besitze . . . noch werde ich vor Ihnen knien und Ihnen danken."

Mond nahm ein zusammengefaltetes Blatt Papier aus der Brieftasche und überreichte es Remenaer.

„Hier nehmen Sie Ihr Handzeichen," sagte er. „Es ist Laura, die ich haben muß. Sie würden sie sonst noch einem betrunkenen Dichter geben . . ."

Remenaer faßte das Papier mit zitternden Händen, sah kurz darauf und stieß einen Freudenschrei aus, indem er seine unheilvolle Unterschrift davon abriß und unter seinen Händen vernichtete. Den übrigen Theil des Papiers warf er ins Feuer, welches hinter ihm brannte, und er sah schweigend in die Flamme, bis Nichts mehr übrig geblieben war, als etwas Asche des so lange gefürchteten Zeugnisses.

Als Herr Remenaer sich umwandte, erhob er den Kopf und warf in Mond's Augen einen stützen drohenden Blick, der Laura's Bräutigam überraschte und vielleicht erschreckte. Dieser verbarg jedoch seine plötzliche Aufregung unter einer Miene der Verachtung.

„Was bedeutet dieser herausfordernde Blick?“ fragte er.

„Das bedeutet, daß ich nun wieder überlege, ob ich die Heirath rückgängig machen soll,“ antwortete Remenaer; „in jedem Falle, Herr, wie dem auch sei, werde ich keine Unhöflichkeit mehr von Ihnen dulden, und Sie werden die Beirathung meiner Tochter würdigen und hochschätzen, sonst!“

Mond zitterte und wurde bleich.

„Sonst weisen Sie mich vor die Thür,“ sagte er. „Gingfältiger, meinen Sie denn, daß ich das, was hier geschieht, nicht vorausgesehen hätte. Sie kennen Mond nicht. Hätte ich in Robyns hinterlassenen Papieren keinen andern Beweis gefunden, um Sie bis nach vollzogener Trauung in meinen Banden zu halten, gewiß, ich würde Ihnen dies Schriftstück nicht zurückgegeben haben.“

„Sie haben noch andere Beweisstücke?“ stammelte Remenaer mit plötzlicher Muthlosigkeit. „Sie täuschen mich, es bestand allein diese Handschrift.“

„Noch zwei Handschriften,“ sprach Mond, seines Sieges sicher. „Nun, nun, Freund Remenaer, ich werde sie Ihnen zurückgeben, wenn wir aus der Kirche zurückkehren.“

Remenaer hatte Grund, überzeugt zu sein, daß Mond ihn täuschte; aber er fürchtete so sehr die unerschöpfliche Verschlagenheit seines Freundes, daß er ihm, ohne noch ein Wort zu sprechen, folgte.

Beide traten in den Saal, wo Laura mit niedergeschlagenen Augen auf einem Stuhle saß, während Jedermann sie in der Stille betrachtete.

„Ist Herr van Dol, unser zweiter Zeuge, noch nicht hier?“ rief Mond mit einer Stimme, welche Angst und Ungeduld verrieth. „Ich will in dem Park nach ihm seh'n, und kommt er nicht, so geh'n wir doch, und müßten wir auf dem Rathhaus einen andern Zeugen nehmen. Halte Dich unterdessen bereit, Laura, ich kehre unverweilt wieder zurück, Dich abzuholen.“

Er verließ den Saal und begab sich über den freien Platz nach dem Thore, um über die Straße hinauszuschauen. Die Frauen und Mädchen, welche schon so lange dastanden und warteten, um die Braut im Vorbeigehen bewundern zu können, traten bei Seite und ließen bei Monds Durchgang ein seltsames Gemurmel und Klüffern vernehmen. Als er wieder in das Thor zurückgekehrt war, rief die schwarze Dienerin:

„Nun, habe ich es Euch nicht gesagt, daß er keine Augenbrauen und kein einziges Härchen an seinen Augen hat?“

„Pfui, pfui, was ist das häßlich,“ seufzte ein Mädchen, „man sollte vor ihm erschrecken.“

„Welches Gesicht!“ sagte eine Andere. „Ich möchte ihn nicht haben mit all' seinem Gelde.“

„Ja, das sagt Ihr wol,“ bemerkte eine Dritte; „aber Ihr würdet schon Vieles thun, um Euer Lebenlang in einem Wagen fahren zu können.“

„Habt Ihr geseh'n,“ fragte eine alte Frau, „wie seine Augenaugen funkeln? Es ist ein Kerl, dem ich in einem Busche nicht gern allein begegnen möchte, er mag so viel Geld haben, als er will; es steckt eine böse Seele unter seinem gestickten Hemde, das behaupte ich.“

Die schwarze Lisbeth flüsterte ihrer Gefährtin ins Ohr:

„Run wird die Braut kommen, Thres; denn seht hinten weit in dem Park die vier Herren einmal eilig gelaufen kommen! Nach diesen hat eben der Bräutigam ausgeschaut:

„Da ist sie! da ist sie!“ riefen mit einem Male die Frauen und Mädchen, sich mit Gewalt nach dem Thor drängend.

Die schwarze Lisbeth, welcher die Andern zuvorgekommen waren, streckte ihre beiden nervigen Arme aus und drängte diejenigen, welche ihr die Aussicht verstellten, mit einem einzigen Stoß bei Seite und gewann eine Oeffnung, um in den Hof sehen zu können.

„Ach wie schön! ach wie schön!“ riefen alle die Zuschauenden. „Seht einmal, Nichts als Diamanten, sie gleicht Unserer lieben Frau in der Kirche, die Augen werden Einem davon geblendet. Wie viel Hunderttausende hat sie wel an ihrem Leib hängen; Ihr solltet sagen, ihre Brust stehe in Klammern. Himmel, Himmel! was ist das schön aus dem Wege, aus dem Wege, da ist sie.“

Die neugierigen Mädchen wurden plötzlich mit Gewalt von vier Männern von eigenthümlichem Aussehen, welche roh und dreist waren, gleich als wenn sie allein das Recht hätten, an dieser Stelle zu gebieten, auseinandergedrängt. Die barschen Männer achteten nicht auf die Klagen und Vorwürfe der Mädchen, traten in das offene Thor, und zwar

in dem Augenblicke, wo die Braut mit ihrer Gesellschaft im Begriff stand, aus demselben herauszutreten.

Einer der vier Männer ging gerade auf den Bräutigam zu und sagte ihm Etwas ins Ohr. Mond wurde bleicher als der Tod und hielt sich an dem Arme des Mannes fest, der ihm wahrscheinlich eine schreckliche Nachricht gebracht hatte; aber dieser führte ihn drei oder vier Schritte bei Seite und flüsterte ihm einige leise Worte ins Ohr.

Kemenaer zitterte vor Ueberraschung. Laura sah zum Himmel auf, als hoffe sie noch, daß Gott sie retten werde. Alle Zuschauer, sowol die Mädchen vor dem Thore, als die Begleiter des Bräutigams sahen einander fragend an.

Mond wendete sich um und sagte zu Laura und ihrem Vater mit einer tödtlichen Aufregung, die er diesmal nicht unterdrücken konnte, so sehr er sich auch Mühe gab:

„Es geschieht mir etwas Wunderliches, das ich nicht begreifen kann. Ich muß in aller Eile mit diesem Herrn irgend wohin geh'n. Seid darum aber nicht bekümmert, es ist Nichts, man hat mich verleumdert. Mit einem Worte werde ich mich rechtfertigen, wartet noch ein Wenig, eine Viertelstunde höchstens, ich kehre ebenso rasch wieder zurück.“

Bei diesen Worten folgte er dem Unbekannten. Dieser ließ ihn in einen Wagen steigen und setzte sich selbst mit zwei seiner Gefährten neben ihn und gab dann dem Kutscher einen Befehl Dieser gab den Pferden die Peitsche. Der Wagen flog wie ein Pfeil durch den Park und war schon aus dem Gesichte verschwunden, ehe Einer von den Zuschauern von der Ueberraschung erholt hatte.

„Run lieber Himmel, der Geldteufel fährt nach dem

Prison," rief die schwarze Lisbeth. „Er hat in der That ein Gesicht, welches gut genug ist, um am Galgen zu hängen. Wie ein Heller doch tollou kann.“

„Freue Dich noch nicht, mäßige Dich," sagte Memenaer mit fieberhafter Hast zu Laura, deren Angesicht von einem gewissen bewußtlosen Lächeln verklärt war. „Es waren Gerichtsdienner, was mag das bedeuten? Geh' hinein, verhalte Dich still und ruhig, ich will wissen, was vorgeht, ich werde ihm folgen, mich erkundigen, zurückkehren. Geh' hinein, geh' hinein.“

Indem er dieses sagte, eilte er nach einem der Wagen, öffnete ihn und rief dem Kutscher zu:

„In vollem Trabe nach dem Justizgebäude!“

VIII.

Verthold stand mit über die Brust verschlungenen Armen vor dem Fenster seiner armseligen Speicherkammer und sah durch die kleinen grünen Fensterscheiben weit über die Dächer der Häuser hinaus. Schon lange Zeit hielt er regungslos wie ein Bild den Blick nach der Uhr eines hohen Kirchthums gerichtet, deren vergoldetes Zifferblatt im Morgenlichte glänzte.

Der unglückliche Jüngling folgte mit klopfendem Herzen den Zeigern des Zifferblattes in ihrem trägen Laufe. Jedes Mal, wenn die Glocke den abgelaufenen Theil einer Stunde ankündigte, hallten ihre zitternden Töne so peinlich in seinem Herzen wider, daß jeder Schlag ihm einen dumpfen Senfzer des Schmerzes und der Verzweiflung abzwang In dem Maße, als die Zeit fortschritt, zeugten seine Augen von steigender Beängstigung und sein Gesicht wurde bleicher — bis endlich zehn wiederholte Schläge der Thurm-~~glocke~~ ihn so mit Entsetzen trafen, daß er auf seinen Küssen sankte.

Er trat vom Fenster zurück, schlug sich mit der Hand auf die Stirn und rief in dem Tone der tiefsten Entmutigung:

„Zehn Uhr! Conrad ist nicht zurück. Keine Hoffnung mehr!“

Und dann nach einer Weile trüben Nachsinnens in die Weite vor sich hingeigend, als sähe er Etwas vor seinen Augen geschehen, murmelte er zitternd:

„Sieh, da ist sie! Der Brautkranz zielt ihr Haupt! Mond gibt ihr den Arm, der Böse triumphirt, er lacht! Sie steigt in den Wagen, die Pferde durchschneiden die Luft, sie fliegen! Weibrauchwolken erfüllen die Kirche, ein Loblied erschallt durch die Gewölbe. Weibrauch und Gesang! Es ist Weibrauch und Gesang bei einer Leiche, warum nicht bei der Opfierung eines armen Mädchens! Sieh, sie kniet vor dem Altar nieder! Mond steckt ihr den Trauring an den Finger Der Priester fragt, ob sie ihn liebe — und sie, sie antwortet: Ja! — Unglück! Unglück! Es ist geschehen!“

Er ließ sich unter dem Ausrufe dieser letzten Worte auf einen Stuhl sinken und blieb in Verzweiflung auf den Boden starrend, bis seineieberhafte Aufregung allmählich einigermaßen nachließ und seine Gedanken eine andere Richtung genommen hatten, dann sagte er:

„Sollte das Streben nach Ruhm, der Durst nach Unsterblichkeit, die Sehnsucht nach einem weitem sittlichen Leben — sollte das Streben unserer Seele nach Höherem sündhafter Stolz in Gottes Augen sein? Ist mein Loos vielleicht die Strafe des Hochmuths? — Ich war jung, mit Denkvermögen, Gefühl und Kenntnissen begabt; Alles lachte mir entgegen, meine Zukunft war ein Himmel voll glänzender Sterne, ein Mädchen schön und rein wie ein Engelbild

mußte meinen Lebenspfad mit Blumen ihrer Liebe bestreuen; ich sollte reich sein, der Glanz des Goldes sollte mich umstrahlen. Aber wehe! die Seele, welche Gott mir gegeben hat, verlangte noch mehr. Höher wollte sie steigen, sie wollte selbst vor dem Tode meines Körpers das zweite Leben genießen, das Leben in der überirdischen Welt des Geistes und der Einbildung, Gott näher kommen, dem Himmel einen Funken des Schöpfungsvermögens rauben und dann berühmt und geehrt, von der Menge bewundert werden wie ein Wesen von auserlesener Art, einen glänzenden Namen in das Buch der Jahrhunderte schreiben und auch auf Erden unsterblich sein! Vermessener! auf den Schwingen des Hochmuths Dich erhebend, hast Du mit Verachtung auf die irdische Welt als auf einen Aufenthalt niedergeschaut, der Deiner höhern Natur unwürdig wäre — aber der Sturz hat Dich getroffen. Da liegt nun der Adler mit gebrochenen Flügeln in den Schmutz niedergeworfen, um niemals mehr daraus sich zu erheben. — Hätte ich doch meine Zustimmung geben können, meine Knie vor dem goldenen Abgott, den man Gold kennt, zu beugen, hätte ich nur ein Bißchen Liebe für den Stoff empfunden, o wie sanft, wie sorglos wäre mein Leben dahingeflossen, wie ein Strom der Heppigkeit, des Genusses und der Pracht Aber jetzt, was bin ich geworden? Ein furchtbares Wesen, welches gebückt geht unter der Schande, ein muthloser Verworfener, der nicht mehr die Kraft besitzt, sein eigenes Brod zu verdienen, der von einem armen Freunde Alles, ja selbst die Aufzehrung seiner Gesundheit annimmt und zu feig geworden ist, sich aus solcher Schmach aufzuraffen. Nicht genug mit dieser erniedrigenden

Wahrheit, die Lasterung freit noch ihr Gift auf mich, ich bin ein verächtlicher Trunkenbold, ich erstickte meine Seele im Pranntwein. Wenn ich mager werde und hinke, so ist es die Folge davon, daß ich meine Gesundheit den nachlässigen Schwelgereien opfere O mein Gott und in einigen Stunden werde ich zu dem Unglücklichen gehen, welches meine Lebensbahn mit diesen Lasterungen erfüllt — zu dem Heuchler, der meinen armen Oheim betrog und verstellte — zu dem bösen Geiste, der die unschuldige Laura mit seiner unedlen Liebe werden will Ich werde vor seinen Füßen kriechen wie ein Wurm, meine Hände zu ihm erheben, bitten, flehen und ein Almosen von der Hand erbetteln, welche den glühenden Mordstahl der Verzeihung mitten in den Busen stieß.“

Gleich als wenn dieser letzte Gedanke ihn mit tödtlichem Entsetzen erfüllt hätte, schlug er eine Weile die Augen nieder, zitterte an allen seinen Gliedern und sprach unverständliche Worte.

Plötzlich erschien eine traurige Miene auf seinem Gesichte; die Arme fielen kraftlos herab, der Kopf sank ihm auf die Schulter und aus seinen Augen fielen stille Thränen auf den Boden.

Er blieb schweigend und regungslos in den Schmerz versunken, bis ein Geräusch auf der Treppe ihn aus seiner Bewußtlosigkeit aufweckte.

Ein plötzliches Gefühl der Freude verklärte sein Gesicht, er sprang auf und rief zitternd vor Aufregung:

„Ah, da ist Conrad! Vielleicht eine gute Nachricht.

Laura's Erlösung, Wonds Strafe, Glück, Liebe, Ruhm. . . .
 „Nein, wehe mir! Bin ich denn wahnsinnig?“

Ein herzzerreißender Schrei stieg aus seiner Brust, als sein Freund in die Kammer trat und er auf dessen abge-
 spanntem und traurigem Gesicht lesen konnte, daß alle Hoff-
 nung geschwunden war. Er eilte ihm jedoch entgegen, faßte
 seine Hand und fragte:

„Nun, Conrad, was weißt Du? Die Beschuldigung
 Margrets war falsch, nicht wahr? Eine böllische Erfin-
 dung Wonds selbst, um mich unter den grausamen Schlägen
 der Hoffnung, des Zweifels und der Enttäuschung sterben
 zu lassen.“

„Leider,“ seufzte der Rufikus; „wie dem auch sein mag,
 Laura's Schicksal wird heute erfüllt werden — ich bin
 müde, erschöpft und aller Muth hat mich verlassen. Was
 thut es dem Herzen wehe, wenn die letzte Hoffnung auf Heil
 und Rettung für immer geraubt wird!“

„Du bist krank, Conrad,“ sagte der Jüngling wehklä-
 gend. „O, wie werde ich jemals Deine Güte vergelten kön-
 nen! Erhe Dich, rede nicht, bleibe still; Dein Fieber wird
 kommen.“

Der Rufikus ließ sich auf einen Stuhl sinken, indem er
 mit schmerzlichem Lächeln sagte:

„Heute ist mein Fiebertag nicht, morgen. Laß mich ein
 wenig ruhen, etwas Athem holen.“

Der Jüngling setzte sich schweigend neben seinen Freund
 und faßte wieder dessen Hand, welche er mit Innigkeit

drückte, um ihn wenigstens durch diesen stillen Beweis der Zuneigung zu ermutigen und zu trösten.

Nach einer Weile sprach der Rufus:

„Verthold, ich habe in dem Park vor Remenacrs Wohnung gestanden. Die Hochzeitswagen sind an mir vorbeigefahren, ich habe Mond vor das Thor kommen sehen mit einer triumphirenden Miene auf dem Gesichte, dann wieder hineinlaufen sehen, um sein unglückliches Schlachtopfer zu holen“

„Und Du hast sie wegfahren sehen nach dem Rathhause, nach der Kirche?“ seufzte Verthold mit der äußersten Aufregung, deren er vergebens Herr zu werden suchte.

„Rein,“ fuhr Conrad fort, „ich blieb einen Augenblick niedergeschmettert von der schrecklichen Gewißheit, daß Nichts dieses arme Lamm aus den Klauen des Meiers retten könne; aber selbst aus meiner Verzweiflung ging noch ein Strahl der Hoffnung auf, es könnte noch Zeit sein und es könnte das Gesetz selbst auf den Stufen des Rathhauses sein. Ich lief wie ein Wahnsinniger nach dem Justizgebäude und suchte dort den Richter, der gestern Abend mich und Margret verhört hatte; nirgend war er zu finden. Ich eilte nach seiner Wohnung, er war nicht zu Hause; dann kehrte ich wieder zurück nach dem Gerichtshof, ich fragte Gerichtsschreiber und Copisten, man sah mich lachend an, als hielte man mich für wahnsinnig, Niemand konnte mir etwas sagen, um meine Angst zu beschwichtigen, mich zurecht zu weisen oder mir Hoffnung zu machen Vor Ermü-

nung niederstinkend und überzeugt, daß Alles schon vollbracht sei, habe ich endlich meine Versuche eingestellt. Wir sind wol unglücklich, Freund; aber wenn uns noch Thränen übrig bleiben, ach! so mögen sie fließen über das Schicksal der unglückseligen Laura. Sie ist viel unglücklicher als wir."

Berthold bedeckte seine Augen mit den Händen und blieb sprachlos.

"Was war ich froh! Was machte mich die trügerische Hoffnung selig!" sagte der Musikus nach einer Weile tiefer Stille. "Als ich gestern dem Richter auseinanderlegte, wie sehr wir eine verbrecherische That des Monch argwöhnten, und besonders, als er Margrets Aufklärungen vernommen hatte, drückte sein Gesicht eine fast unbegrenzte Ueberzeugung aus; er sagte, daß er unverweilt eine Untersuchung einleiten und dieselbe ohne Verzug fortsetzen wolle, und müßte er selbst seine Nachtruhe opfern. Ich habe ihm begreiflich gemacht, daß das Leben eines armen Mädchens davon abhängt, und daß sein edelmüthiger Eifer in der Aufspürung der Wahrheit einem Unglück vorbeugen könne, welches, einmal geschehen, nicht mehr gut zu machen sei. Der Richter hat die verhängnißvolle Trauung nicht verhindern können, es ist also unwahr, was Margret sagte. Berthold, Freund, ich vergieße Thränen über mein Unglück und bleibe doch muthig; die Zeit wird Deine grausamen Wunden heilen."

Der Jüngling schüttelte den Kopf und stand von seinem Stuhle auf. Mit einer Stimme, welcher er einen Ton der

Gefasstheit und der Ergebung zu geben sich bestrehte, sagte er:

„Wohlan, Conrad, laß uns den Gram mit Gewalt in unserm Herzen ersticken. Es ist nun einmal so. Wehklagen können uns Nichts helfen. Nehmen wir unser Loos wenigstens mit der Geduld der Ohnmacht an. Morgen werden wir hierin schon weiter sein. Vielleicht wird ein anderes Vaterland Dir die Gesundheit und mir die Ruhe des Weistes geben. Ja, dann will ich mich bessern. Ich werde arbeiten, all' den eiteln Träumen von Kunst und Ruhm entsagen und den Verstand, der mir noch übrig bleibt, anwenden, um zum Theil für Dich das zu thun, was Du so liebevoll für mich gethan hast.“

„Du gehst also von Deinen schrecklichen Gedanken nicht ab?“ fragte Conrad traurig. „Du würdest zu dem verruchten Mond gehen, um seine Hilfe zu ersuchen?“

Die Aufmerksamkeit Beider wurde plötzlich von dem Tone einer Stimme, welche von unten heraufklang, in Anspruch genommen.

„Dort nicht, Herr. Höher, — noch höher! Als unter das Dach. Öffnen Sie die kleine schwarze Thür, — ja, dort!“

„Herr Remenae!“ riefen der Jüngling und der Musikus zugleich, indem sie ihm zitternd mit einem fragenden Blicke in die Augen starrten.

„Verzeihen Sie mir die Dreistigkeit, die ich mir erlaube,“ sagte Remenae, den Hut in der Hand haltend. „Herr Robyn, ich bringe Ihnen eine wichtige Nachricht. Mond ist

von der Gerechtigkeit festgenommen und ins Gefängniß geführt worden

„Himmel!“ schrie Berthold, vor Schrecken erbleichend, „und ist Laura seine Frau?“

„Nein,“ antwortete Remenaer. „Sie war eben fertig, um in den Wagen zu steigen. Gott hat sich ihrer erbarmt.“

Wie wahnsinnig warf sich Berthold an die Brust seines Freundes und rief mit Thränen in den Augen:

„O, Conrad, Conrad, Laura ist nicht verheirathet, die gute Laura, sie ist gerettet!“

„Ich danke Ihnen, Herr Robyn, sprach Remenaer tief gerührt. „daß Sie mein armes Kind noch so vieler Zuneigung würdig halten, und ich bin froh, daß ich Ihnen ebenfalls ein unerwartetes Glück prophezeien kann. Wond ist festgenommen, beschuldigt, mit eigener Hand ein falsches Testament aufgestellt und Ihnen hierdurch das Erbtheil Ihres Oheims entzogen zu haben. Stellt sich diese Beschuldigung vor dem Gericht als wahr heraus, dann spricht das Gesetz Ihnen den Besiz der Million zu, welche Ihr Oheim Ihnen hinterließ. Man ist damit beschäftigt, in Wonds Wohnung Alles zu versiegeln“

„Berthold! Ha!“ jauchzte der Musikus, „Du wirst Dich nicht vor Wond demüthigen!“

Auf Remenaers Gesicht verbreitete sich der Ausdruck eines tiefen Grammes, indem er mit Besürchtung stammelte:

„Herr Robyn, Sie glauben einen Menschen vor sich zu sehen, der das Geld so sehr anbetet, daß er selbst das Glück seines einzigen Kindes diesem Abgott der Zeit opfern würde. O, lassen Sie ab von solchen Gedanken über mich; sie mö-

gen früher zum Theil gegründet gewesen sein; jetzt aber wären sie eine Ungerechtigkeit. Gott hat mich gestraft. Ich habe Mendenslang mit den schrecklichsten Marterqualen gebüßt. Ich komme zu Ihnen als ein bekümmelter Vater, der das Leben seiner einzigen Tochter von Ihrem Edelmuth ersiebt. O Berthold, willigen Sie ein, mein Sohn zu werden. Retten Sie meine arme Laura von einem sichern Tode; Ihre Liebe allein kann sie vor dem Grabe, das sich vor ihr öffnet, bewahren."

"Wie? Was verlangen Sie? Habe ich recht verstanden?" stammelte der beinahe wahnsinnige Jüngling. "Laura meine Gattin! Aber es ist unmöglich! So viel Glück auf einmal!"

"Sie nehmen also meinen Vorschlag nicht an?" fragte Remenaer.

"Ach, ich erliege den glückseligen Gefühlen!" rief der Jüngling aus. "Dank, Dank, o Gott!"

"Dann, Herr Robyn, bemerkte Remenaer mit einer gewissen Aurcht, „ich will Sie nicht täuschen. Mein Vermögen wird sehr verringert werden, vielleicht wird mir nur die Hälfte von dem, was ich jetzt besitze, übrig bleiben. . . . Ich habe einmal in meinem Leben eine Ungerechtigkeit ausgeübt und aus Geldgier Menschen unglücklich gemacht. Ich will von nun an mit meinem Gewissen in Frieden sein, ich will versuchen, ob die Quelle der Liebe und der Lebenslust in meiner Brust noch fließen kann. Um das Böse, das ich gethan habe, wieder gut zu machen, muß ich mir große Opfer gefallen lassen. Sie werden eine Million reich werden, daran ist nicht zu zweifeln. Wird die Verminderung von

Baura's Erbe Sie nicht mehr in Ihrer großmüthigen Einwilligung wandeln machen?"

Berthold warf sich, während er einen Acrendenschrei ausstieß, in Remenaers Arme.

„Es ist ein Traum!“ rief er. O, lassen Sie mich Ihnen den süßen Namen eines Vaters geben. Ich will ebenfalls, wenn das Gesetz zu meinem Vortheil urtheilt, einen Theil meines Erbtheils darauf verwenden, das Unrecht, welches aus Geldgier geschah, wieder gut zu machen. Wir werden gemeinschaftlich die Unglücklichen aufsuchen und die Wohlthaten der Genußthuung um uns her ausstreuen — welches schönes Band zwischen mir und meinem Vater!“

Thränen rannen aus Remenaers Augen, und unter den lebhaftesten Herzensergüssen preßte er den guten Jüngling an seine Brust.

Berthold machte sich aus Remenaers Armen los, gleich als ob ein plötzlicher Gedanke ihm durch den Geist gefahren wäre, und sagte mit festem und entschlossenem Tone:

„Eine Bedingung habe ich zu stellen, eine nur; aber sie ist so unwiderruflich, daß ich sie selbst nicht mit einem einzigen Worte bestritten wissen will.“

„Und diese Bedingung ist?“ fragte Remenaer ängstlich.

„Sehen Sie wol, Herr Remenaer,“ antwortete der Jüngling, auf Conrad zeigend. „Der Mann, der dort vor Ihnen steht, ist ein Engel von Treue und Güte. Er hat für mich gesorgt wie ein Vater, sich abgearbeitet wie ein Slave, und um mir Zeit zu lassen, den Ruhm eines Künstlers zu erlangen, hat er sich das Pred am Kande abgezwängt. Er hat mein Kreuz getragen, mit mir an einer Fälschung gelitten,

seine Gesundheit, seine Ehre, sein ganzes Leben aufgeopfert aus Liebe für den armen Dichter. Er hat Theil an meinem Unglücke genommen, er muß darum auch seinen Theil an meinem Glücke und an meinem Reichthume haben. Meine Bedingung ist diese:—

„Conrad war mir im Leiden ein Freund und Bruder, er wird in dem Reichthume mein Freund und Bruder bleiben, mit mir leben, mich nie verlassen und über mein Vermögen verfügen, gleich als wenn es ihm zugehörte als unbeschränktes Eigenthum.“

Conrad lächelte unter Thränen der Freundschaft und der Dankbarkeit. Die Worte des Jünglings hatten ihn so tief gerührt, daß er nicht sprechen konnte. — Herr Memmaer faßte ihn bei der Hand, drückte sie feurig und sagte:

„Sie möchten mich nicht wiedererkennen, guter Conrad. Ich nehme diese Bedingung mit Freuden an. Sie wissen, wie Laura Sie ehrte; sie mischte noch oftmals Ihren Namen in ihre Trauer. Lassen Sie ein Band der Freundschaft uns Alle für immer vereinigen. Laura, Werthold, Sie, Conrad, und ich, wir werden nur eine einzige Familie bilden. Ich werde mit Ihnen wenigstens darin einig sein, daß wir Alles bewundern und lieben, was schön und gut ist. Wohlan, Conrad, lassen Sie mich Sie auch in die Arme schließen. Es ist der glücklichste Tag meines Lebens.“

Er schlang den Arm um den Hals des gerührten Musikus; aber sogleich wandte er sich wieder zur Thür und sprach in eiligem Tone:

„Kommen Sie nun Beide mit mir. O, wie wird meine arme Laura froh sein! Sie erwartet Sie.“

„Weiß Laura denn, daß Sie hier sind, weiß sie warum?“ fragte Verthold.

„Sie weiß es,“ antwortete Remenaer, „aber sie zittert vor Angst, sie fürchtet, daß Sie Ihre Hand verweigern werden. Mein Wagen steht vor der Thür, die Pferde werden fliegen“

„Unsere Kleider?“ senkte der Jüngling.

„Was thun die Kleider?“

„Komm doch, komm doch!“ rief Verthold, indem er Conrad bei der Hand faßte und seinen Freund nach der Thüre fortzog Unten stiegen sie eiligst in den Wagen. Remenaer gab dem Kutscher den Befehl zur Abfahrt, dieser gab den Pferden die Peitsche — und gleich als wenn die ungeduldigen Thiere gewußt hätten, daß sie Glückboten wären, schossen sie dahin und schlugen mit ihren Hufen so heftig gegen die Steine, daß die Runden aufstiegen Bald hatten sie das Stadthor erreicht und bogen einige Augenblicke danach in den Park ein, welcher nach Remenaers Wohnung führte. Als sie vor dem Thore hielten, dampften die muthigen, von Schweiß triefenden Pferde, und der Schaum fiel in dicken Tropfen von ihren Lippen herab.

Remenaer lief, von seinen beiden Freunden gefolgt, in sein Haus und öffnete die Thür des hintern Saales, wo, wie er wußte, Laura sich befand.

Bei ihrem Erscheinen kniete das Mädchen in einer Ecke des Saales und hielt die Hände betend zum Himmel erhoben.

„Laura, liebe Laura,“ rief ihr Vater, „steh’ auf, sei glücklich, hier ist Dein Bräutigam!“

Das Mädchen sprang auf und lief dem Jüngling mit offenen Armen entgegen. Doch sie blieb vor ihm stehen, schaute zum Himmel und rief mit unaussprechlicher Freude:

„Dank, Dank, o Gott, Du hast mich doch erhört
Verthold, Verthold!“

Und sie sank halb ohnmächtig an des Jünglings Brust Aber es schwebte auf ihrem Antlitz eine so verklärte Miene, als ob das Herz ihr vor Seligkeit im Busen zerflösse.

501

1m

1m

1m

1m

1m

1m

1m

1m

Einfluss der Russischen Buchdruckerei in Vorpommern



Zh 62291



Die Großmutter.



Die
Großmutter.

Zwei Kinder geschichten

von

Hendrik Conscience.

Aus dem Hämischen übersezt

von

Henrich Bauer.



**Dehmel und Gripping,
Sießling und Comp.**

Im Verlage von Carl Neuber
Hofbuchhandlung in Berlin.

Dr. J. J. J. J.
Herrn

Zust. bei: Zweibrücken Dr. J. J. J. J.

Die Großmutter.

Auf der Zurenburg bei Antwerpen steht ein kleiner Pachtthof. Alles ist dort fleißig mit den Winter-Arbeiten beschäftigt: die Mutter und die Mägde versorgen das Vieh; aus der Scheuer hört man den lustigen

Takt der Dreschflegel: — da drischt der Pächter mit seinen Knechten das Korn aus den vollen Aehren.

Drinne in der Küche des Pachthofes ist eine stockalte Frau; ihr Rücken ist gebogen, ihr Gesicht voller Runzeln, die Herzensgüte schaut ihr aber aus den Augen. Sie geht hin und her und verrichtet einige leichte Arbeiten, freudig vor sich hin lächelnd.

Von Zeit zu Zeit spricht sie einige Worte, aus denen man deutlich entnehmen kann, daß sie jemand erwartet.

In wirklich, man sieht aus ihrem Gesichte eine stille Sehnsucht und die Freude der Erwartung herausstrahlen.

Schaut, jetzt setzt sie ein Töpfchen mit Wasser in die heiße Asche.

„Arme Schäschen,“ seufzt sie, „es ist so kalt; die Finger werden ihnen wieder vor Kälte prickeln!“

Nun holte sie das schwarze Roggenbrod aus dem Kasten und schnitt mit zitternder Hand vier Butterbrode: sie sagte leise bei jeder Brodschnitte:

„Eine dicke für Janneten, eine für Vettelen, eine für Eusken und eine dünne für Trientje. Wo bleiben doch meine vier Schäschen? Die Schule muß bereits lange aus sein! Vorgerhout — so hieß das Dorf, wohin die Kinder in die Schule gingen — ist doch gar zu weit!“

Warum geht sie jetzt so geheimnißvoll an die Thüre und lauscht? Ist sie bange, daß sie jemand ertappe? Oa, sie streicht viel Butter aufs Brod: Mutter würde böse

sein, wenn sie es sähe: aber Melen liebt ihre vier Schäschen doch so sehr und weiß, was sie gerne essen.

Hörcht, dort weit im Felde hört man klagende Kinderstimmen. Da sind sie! Melen nimmt schnell den Hasen mit lauem Wasser aus der Asche und sezt ihn auf den Tisch, aber ehe sie noch so weit hinaus entgegen gehen kann, klingen schon beim Hause durcheinander die Klagen.

„O weh! Ach Gott! Ach Herr! meine Finger! meine Finger!“

Die Thüre wird aufgemacht und vierzig zitternde Kinderfinger fahren zugleich in den Wassertopf, so daß Melens Schürze davon ganz benetzt wird. Es ist ein Geschrei und ein Jammern, daß man weder hört noch sieht.

Wie nach und nach das laue Wasser die Kälte aus den Händen der Kinder herauszog und das Brickeln nachließ, hörte auch das Klagen auf.

Nun griff jedes nach seinem Butterbrode, beschaute sich es einmal, lachte dankbar die Großmutter an und begann dann mit wahrem Heißhunger zu essen.

Kurze Zeit darauf saßen die vier Kinder beim knisternden Feuer, das die Großmutter mit kleinem Reis in voller Gluth erhielt.

Alle Gesichter glänzten jetzt freudig; nur Janneten saß in der Ecke des Herdes, seinen Kopf ganz vorgebogen, so daß sein langes Haar über seinen Vorderkopf herunterhing: — das wird einmal ein rüstiger

Bächter werden, sein starker Körper verräth Kraft und Muth.

Da sitzt Bettelen mit ihrer Puppe auf dem Schooß, sie zieht ihr ein neues Kleid an und zankt sie tüchtig aus, weil sie ihre Arme nicht gutwillig in die Ärmel stecken will. Bettelen ist ein liebes Kind, mit blonden Haaren und rothen Wädden, die wird sicher eine schöne Frau, wenn's Gottes Wille ist.

Daneben sitzt Susken, mit seinem Lockenköpfchen. Sie malt ein Pferd auf ihre Schiefer-Tafel und zeigt ihr Werk dem Trientje, die es auslöscht.

„Janneten,“ sagt die Großmutter, „was hast du Junge? Du sitzt so traurig und so still da?“

Langsam hob Janneken den Kopf in die Höhe, Thränen standen in seinen Augen. Er antwortete ungeduldig:

„Warum geht die Sonne jezt alle Tage so früh schlafen, daß wir gar nicht mehr spielen können? Immer da am Feuer, mit den Puppen sitzen! Wann kommt doch der Sommer?“

„Janneken, Janneken,“ sagte die Großmutter, „Du hast unrecht, mit dem was uns Gott sendet nicht zufrieden zu sein. Du solltest ihm alle Abende, ehe Du schlafen gehst, recht danken, daß Du ein gutes Feuer, um dabei zu sitzen, und ein warmes Bettchen hast, um darin zu schlafen. Da giebt es, ach, so viele kleine arme Kinder, die jezt vor Kälte starren und vor Hunger ver-

gehen; — die noch kein trocken Brod haben und auf Stroh schlafen, ohne Decke, daß ihnen die Zähne die ganze Nacht klappern, und daß sie blau und grau aufstehen, noch ehe es hell wird. Und die danken unserm Herrn noch recht herzlich für das Büschel Stroh, darauf sie schlafen können. Janneken, Janneken, Du thust was Böses, Kind! Komm' hieher, ich will Euch einmal eine Geschichte erzählen von zwei armen Kindern von Zoersel — und dann sollst Du nicht mehr klagen.“

Janneken stemmte seine Ellbogen auf die Kniee und legte seinen Kopf in die Hände, während er neugierig nach der Großmutter sah: die Puppe fiel aus Bettelens Schooß; Lockenköpfchen Zuelen löschte ihr Pferd

ganz aus und legte die Schiefer-Tafel auf die Erde. Trientje lehnte ihren Kopf an Eusebens Schulter, und so richteten sie alle zusammen ihre Blicke auf die Großmutter, die noch etwas Holz auf das Feuer warf und dann folgendermaßen begann:



**Die Geschichte
vom Jannchen und vom Micken.**



Die Geschichte vom Janneten und vom Rieken.

Nabe beim Dorfe Zoersel, wo ich geboren bin, liegt ein großer Wald, in diesem Walde hausten zu meiner Zeit viele Wölfe und andere wilde Thiere.

Am Saume des Waldes stand ein kleines Häuschen, aus Lehm und Baumzweigen gemacht, darin wohnte eine arme Frau mit

zwei Kindern, eins hieß Zannelen, das andere Micken. Die Frau hieß Lena und ging im Sommer in Taglohn arbeiten bei den Pächtern, sie half da das Unkraut aus dem Flachs oder aus dem Roggen ausreißen, oder sie half die Ernte einbringen, gerade wie die fremden Frauen, die manchmal bei uns arbeiten. Die armen Kinder hatten keinen Vater mehr, der lag schon lange auf dem Kirchhofe: — Gott sei seiner Seele gnädig!

So lange der Sommer dauerte, war alles gut; da hatten die Kinder keinen Hunger, und konnten sich wärmen an Gottes Sonne.

Aber als der Winter kam, hatten sie so viel Elend und Mißgeschick zu erleiden, daß es gar nicht zu beschreiben ist.

So war einmal ein harter und langer Winter: es froh so stark, daß die Krähen von den Bäumen todt herunterfielen, und die arme Lena konnte gar keine Arbeit finden. Ueberdieß war sie krank vom Fieber, daß sie kaum auf ihren Beinen stehen konnte. Das letzte Roggenbrod war schon halb abgeschnitten, und das Feuer war ganz ausgegangen, weil kein Holz mehr im Hause war.

Vor Kälte bebed mußten Jannetzen und Micken in einem Haufen Heu ihr Nachtlager suchen, sie sagten noch ein Gebetchen, schmiegeten sich dicht an einander, küßten sich noch einmal und fielen dann in Schlaf.

In der Nacht begann es schrecklich zu wehen und zu stürmen, so daß ein ganzes Stück aus der Lehm-Mauer stürzte. Jan-

nellen und Micken schmiegeten sich noch dichter an einander und zogen das Heu über sich, aber der Wind, der ins Haus hereinsaupte, war so kalt und so scharf, daß die zwei unschuldigen Schäschen ganz erstarrten vor Kälte. Als es Tag geworden, kamen sie zitternd aus dem Heu gekrochen und fanden ihre arme Mutter beim Schornstein, im heftigsten Fieber liegen, und weinend, daß ihr die Thränen über das Gesicht herabrollten. Janneken und Micken warfen sich an den Hals ihrer Mutter und begannen auch so jämmerlich zu schreien, daß ein harter Stein davon hätte brechen können; aber ach! das half hier ja doch nichts.

Als sie so lange geweint hatten, daß ihre Augen ganz ausgetrocknet waren, sagte die Mutter:

„Meine armen Kinder, was sollen wir jetzt thun? da liegt das letzte Brod; diese Nacht müssen wir sicher alle drei erfrieren. Ach Gott, meinethalb thäte es nichts, aber um euch, meine armen lieben Schäschen, thut mir's leid! Mein Herz schaudert vor Angst, wenn ich euch zitternd und mit blauen Lippen vor mir sitzen sehe. Ich kann kaum gerade stehen, aber ich will in Gottes Namen es doch versuchen, in den Wald zu gehen, um einiges Holz für diesen Abend zusammen zu raffen. Bleibt hier und wartet ganz ruhig, ohne zu weinen, bis ich zurückkommen werde.“

Die Frau stand mit Mühe auf, nahm die Sichel und wollte zur Thüre hinaus gehen; aber kaum hatte sie einige Schritte gemacht, als sie, die Arme, vor Mattig-

keit zusammenfiel. Janneken und Micken halfen ihrer Mutter aufstehen und weinten bitterlich über ihr Unglück.

Plötzlich hörte Janneken zu weinen auf: er kam zu seiner Mutter und sagte mit größter Festigkeit:

„Meine liebe Mutter, gib mir einen Auß. Ich gehe in den Wald.“

„Ach Kind!“ antwortete die Mutter ganz erschreckt, „du in den Wald! In einem solchen schlechten Wetter! Ach mein gutes Schäschen, das ist nicht möglich!“

„Nicht möglich?“ sagte Janneken, „bin ich nicht stark genug? Höre! Gib mir die Sichel — und du sollst diesen Abend keinen Frost mehr haben, meine liebe Mutter, und du auch nicht mehr, meine Schwester Micken.“

„Ich geh' mit,“ rief Micken, „denn wenn du oben auf dem Baum sitzt, um die abgestorbenen Nester abzubrechen, muß ich immer unten stehen, um sie zusammen zu raffen.“

Im Anfang wollte die kranke Mutter die Kinder nicht fortlassen: aber Janneten wollte durchaus in den Wald gehen, denn er liebte seine Mutter gar herzlich und es that ihm weh, daß sie so viel Kälte ausstehen mußte.

Vena gab jedem ihrer zwei Kinder eine dicke Schnitte Roggenbrod, küßte sie mehr denn einmal und sagte:

„So geht denn in Gottes Namen, meine Kinder, aber kommt doch früh zurück, denn ihr wißt, im Walde wird es bald dunkel.“

Janneken und Mielken gelangten in den Wald und gingen tief hinein, denn am Anfang war alles todte Holz schon von andern armen Leuten weggeholt worden. Als sie weit drinnen im Walde waren, kletterte Janneken auf die Tannenbäume und hieb mit seiner Sichel die verdorrten Nester ab. Mielken raffte sie vom Boden auf, und so bekamen sie während des Nachmittages zwei Bündel zusammen, so groß als sie sie nur tragen konnten. Beim Herumlaufen und Arbeiten hatten sie sich erwärmt, und sie gedachten nun nach Hause zu gehen, um ihre kranke Mutter wieder froh zu machen.

Janneken und Mielken nahmen jedes einen Bündel auf den Kopf und wanderten singend vorwärts.

Aber, ach Gott, da kamen große schwarze Wolken in der Luft und es fing zu wehen und zu schneien an, daß die armen Kinder keine zwei Schritte weit sehen konnten. Alle Wege und Pfade waren plötzlich mit Schnee bedeckt; Janneken und Micken wußten nicht mehr, in welcher Richtung sie gehen sollten.

Ob sie vorwärts gingen oder nicht, sie kamen doch nicht aus dem Walde heraus. Da blieben sie in größter Angst stehen, und Janneken sah, daß sie nicht mehr auf dem rechten Wege waren; er kletterte auf einen Baum, um zu wissen, wo er war, aber er konnte vor lauter Schnee nichts sehen. Um sein Schwesterchen nicht zu erschrecken, that er so, als ob er den rechten Weg gefunden hätte; sie nahmen

dann wieder ihre Bündel auf den Kopf und gingen immer, immer vorwärts; aber je weiter sie gingen, desto weiter verirrtten sie sich in den Wald.

Als Janneken sah, daß es begann dunkel zu werden; konnte er es nicht länger mehr aushalten und fing an bitterlich zu weinen. Er küßte sein Schwesterchen, mit Thränen in den Augen, und sagte:

„Ach Gott, Micken, wir sind irre gegangen. Es wird immer dunkler und dunkler. Was sollen wir jetzt thun? Nun wird die Mutter diese Nacht wieder kein Holz haben und dann erfriert sie sicher vor Kälte.“

Micken antwortete nicht, sie setzte sich in Verzweiflung und laut schreiend auf ihr Holzbündel. Der scharfe Wind sauste

fürchterlich durch das Gezweige der Tannenbäume. Die armen Schäschen begannen vor Kälte ganz steif zu werden. Janneken fühlte es wohl. Er ließ sein Schwesterchen von ihrem Bündel aufstehen, und sie gingen wieder weiter und weiter, und konnten sich doch nicht aus dem Wald herausfinden; zuletzt wurde es ganz stockdunkel. Da wußten die armen Kinder nicht mehr, was sie thun sollten; sie setzten sich unter einem großen Tannenbaume weinend auf ihre Holzbündel. Janneken war dicht neben sein Schwesterchen herangekrochen und wischte beständig den Schnee von ihrem Gesicht und ihren Händen, denn Mienen rührte sich nicht mehr und war, ihren Kopf auf Jannekens Schooß gelegt, in Schlaf gefallen. Janneken hatte auch schon lange

gegen den Schlaf gerungen und stille ge-
fessen; plötzlich hörte er aber das Geheul
der wilden Thiere im Walde, da sprang er
mit Bestürzung auf. Dann hörte er nichts
mehr; er legte seine Hände auf die Stirne
Niekens und fühlte, daß sie eiskalt und
wie erfroren war. In größter Angst und
weinend zog er sein Wams aus, legte es
auf ihren Kopf, um ihn zu erwärmen,
bloss in ihre Hände und rüttelte sie endlich
hin und her, aber sie wollte nicht er-
wachen.

Janniken setzte sich dann wieder auf sein
Bündel, zog seine Schwester auf seinen
Schooß, nahm ihre Hände in die seinen
und bog seine Brust über sie, um sie so
zu erwärmen.

Der Schnee flog in noch dichterem

Flohen durch die finstere Nacht; der Wind
sauste noch fürchterlicher, die wilden Thiere
heulten noch schrecklicher, — und als
Janneken zuletzt dann endlich auch in
Schlaf fiel, da waren die zwei unschul-
digen Schäschen schon beinahe ganz ver-
schneit.

Die arme Lena sah ihre Kinder nicht
mehr wiederkommen und starb fast in dieser
Nacht vor Trauer und vor Kälte. Am
andern Tage ging auf Ansuchen der Mutter
der Feldwächter hinaus, um nach Janne-
ken und Micken zu suchen. Anfangs
konnte er sie nicht finden; zu allerlezt sah
er zwei schöne Giehvögel auf einem Schnee-
hügel sitzen, und darunter fand er Jan-
neken und Micken. Janneken hatte seine

Arme noch um den Hals seines Schwesterchens geschlungen, sein Mund schmiegte sich an ihre Stirne.

Aber ach — die armen Schäschen waren todt, waren erstoren! —

Janneten und Mienen wurden im Kirchhofe begraben, und der Küster von Zoersel sah in jener Nacht durch sein Fenster zwei Engel aus der Luft herniedersteigen auf das Grab von Janneten und von Mienen, und er sah, wie sie mit zwei Seelen nach dem Himmel flogen.



Als die Erzählung geendigt war, blieben die vier Kinder, ohne sich zu rühren, sitzen und folgten mit starren Blicken allen Bewegungen der Großmutter. Sie lauschten ihr die Worte, so zu sagen, aus dem

Munde heraus; — aber Großmutter sprach nicht mehr. Dann hörte man aus den beklemmten Kinderherzen einen tiefen Seufzer aufsteigen und in weicher Stimmung die Worte:

„Ach die armen Kinder, die armen, der unglückliche Janneken, das arme Miefen!“

„Nun Janneken,“ sagte die Großmutter, „bist Du jetzt nicht froh, daß Du ein gutes Feuer hast, um dabei zu sitzen, und ein warmes Bettchen, um drin zu schlafen? Dankst Du nun nicht Gott, daß er Dir einen Vater und eine Mutter gegeben hat, die für Dich arbeiten und sorgen? Birst Du jetzt noch klagen und murren, mein Kind?“ —

Janneten zerdrückte eine Thräne in seinem Auge und sagte:

„Ich will es gewiß nicht mehr thun, meine liebe Melen!“

Ueber die rothen Wangen Bettelens verbreitete sich ein sanftes Lächeln.

Sie sagte:

„Janneten und Melen sind doch beim Christkindlein im Himmel, nicht wahr, Melen?“

Die Großmutter antwortete:

„Ja, sicher sind sie im Himmel, liebe Kinder, und sie verdienen es auch gewiß, die armen guten Herzchen. Jetzt leiden sie keine Kälte und keinen Hunger mehr,

jezt singen sie den ganzen Tag mit den Engeln und sind für immer beim Christkindlein! Wenn ihr brav seid und euren Vater und eure Mutter immer gerne habt, dann werdet ihr auch einmal in den Himmel kommen, meine lieben Kinderchen."

Janneken rief:

"Ach, liebe Maken, erzähl' uns noch ein Geschichtchen, ach, nur noch ein kleines, willst Du?"

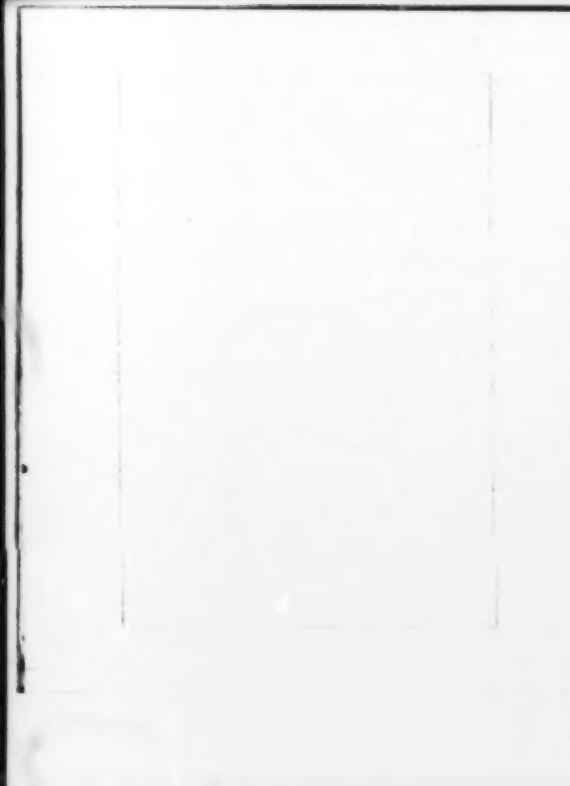
Großmutter septe sich noch einmal nieder und sagte:

"Ich will euch denn noch eines erzählen vom Anagelhyntje. Das ist schon

vor langer Zeit geschehen, — noch da-
mals, als die Thiere sprachen. Hört
jezt auf."



Die Geschichte
vom Anagelantje.



Die Geschichte vom Anagelontje.

Zur Zeit, als die Thiere sprachen,
wohnte auf dem Drengel bei Zoersel eine
Muttin, und die hatte ein kleines Näs-
lein, das hieß Anagelontje — und das
wollte immerfort draußen herumlaufen
und auf der Heide spielen, ob da

Gefahr war oder nicht. Seine Mutter hatte gut dagegen reden, es horchte doch nicht darauf.

Einmal, es war ein schöner sonniger Tag, wollte es auch wieder aus seiner Höhle herauslaufen; die Mutter hatte es schon dreimal in seine Ohren gebissen, um es zu bestrafen, aber das starrköpfige und leichtsinnige Nagelbuntje gackte immerwährend aus dem Loch heraus und suchte weg zu springen, um auf die Heide zu gelangen. Da sagte die Mutter mit Betrübniß:

„Nagelbuntje, mein Kind, daß du auf deine Mutter gar nicht hören willst, wird dir noch einmal schlecht bekommen. Dein Brüderchen ist auch durch seinen Ungehorsam verunglückt. Ich habe Nagelbeer,

den Vater, noch vor ganz kurzem oben auf der Heide hinschleichen sehen. Bleib' lieber bei deiner Mutter. Da ist eine schöne weiche Rübe, nage dir dein Bäuchlein dran voll — du hast ja immer alles was dein Herz gelüftet!“

Anagelyntje sah, daß seine Mutter sich umkehrte, um die Rübe zu nehmen und, wip! sprang es aus der Höhle heraus und lief in die Heide hinaus.

Aber es war noch keine halbe Stunde fort gewesen, als es schreiend in die Höhle geflüchtet kam und halb todt zu den Füßen seiner Mutter niederfiel. Es hatte eine Wunde am Hals und blutete, daß es ganz jämmerlich anzusehen war.

Die Mutter leckte und streichelte es so lange, bis es wieder zu sich kam, dann sagte sie:

„Siehst du nun, mein armes Anagel-
hntje, daß man seinen Aeltern gehorsam
sein muß? Ich kenne die Welt besser als
du, mein Kind. Es ist nur gut, daß du
nicht todt bist; die Lektion, die du gekriegt
hast, ist die Schramme wohl werth!“

„Ja,“ rief Anagelhntje, „ich sah von
weitem Nagelheer, den Vater, auf seinem
Rücken todt liegen, da wollte ich mir ein-
mal ganz genau die Taten ansehen, wovor
du mir immer so bange gemacht hast,
aber das häßliche Thier war nicht todt
und gab mir einen Schlag in den Hals.
Au weh! Au weh! wie thut das so
weh!“ —

„Nun ja,“ sagte die Mutter, „bist du jetzt
belehrt? Wirst du nun noch am Tage
hinauslaufen?“ —

„Nein, ich werde zu Hause bleiben,“
rief Anagelyntje ganz niedergeschlagen und
es fuhr mit seinen zwei Pfötchen vor
seine Augen und fing bitterlich zu weinen
an vor Herzeleid.

Anagelyntje konnte das zu Hause Blei-
ben aber nicht gewöhnen, und doch wagte
es nicht mehr hinauszugehen, so sehr fürch-
tete es sich vor den Klauen des Raters.

Es wurde krank und bekam die Aus-
zehrung: in Zeit von drei Wochen war
es so mager, wie eine Gräte. Die Mut-
ter vergoß Thränen über Thränen, daß
sie ihr armes Anagelyntje vergehen sah,
wie den Schnee. Zuweilen brachte sie
es mit Vorsicht aus der Höhle heraus,
und an die Sonne; aber das half

Alles nichts. Anagelyntje rief immerwährend:

„Ach Gott, was ist es unglücklich, Kap geboren zu sein! Alle Thiere und alle Kräuter leben fröhlich unter der Sonne — und wir müssen den ganzen Tag unter der Erde bleiben oder es stehen Ater, Habichte und Falken mit ihren Klauen schon bereit da, um uns zu verschlingen. Ach, Mutter, ich wünschte, daß ich ein Heideblümchen*) wäre! Dann würde der Wind auch mit mir spielen, vom Morgen bis zum Abend, und meine Glöcklein hin und her schaukeln; ich würde

*) Erica.

die blaue Lust immer sehen, und die lieben Biendchen würden auch zu mir kommen und mich küssen und streicheln!“

„Pfui, Kind!“ sagte die Mutter, „du mußt mit deinem Loos zufrieden sein. Sei versichert, daß Heideblümchen nicht so glücklich ist, als du. Komm, ich sehe den Vater nicht: wir wollen bis dort hinunter zu den Heideblumen laufen und sie einmal fragen, ob sie sich glücklich fühlen.“

Sie liefen hierauf bis zu einem schönen Heidestrauch, und Anagelyntje sagte:

„Mein liebes Heideblümchen, wie bist du doch glücklich! Du blühst vor Wonne rosig, du wirst den ganzen Tag von den Biendchen und den Schmetterlingen

geliebkost, und du kannst dich immer unter der warmen Sonne vergnügen!“

„Ach!“ seufzte das Heideblümchen, „jedes muß mit seinem Schicksal zufrieden sein, das ist wahr; aber ich wünschte wohl, daß ich Nag geboren wäre!“

Anagelyntje schlug vor Verwunderung seine Pfötchen über seinen Ohren zusammen und rief:

„Nag geboren? Du hast ja den Verstand verloren, dummes Kraut!“

„Nein,“ erwiderte die Heideblume, „ich beklage mich aus guten Gründen. Was hilft es mir schön gekleidet und lieblich von Angesicht zu sein? Ich stehe hier mitten in der Wüste — und es vergeht oft ein ganzes Jahr, wo mich kein

einziges Auge bewundert, und kein Mund mich preist. Im Sommer brennt mich die Sonne braun, im Winter muß ich Monate lang schlafen und frieren. Und wenn ich mir viel Mühe gegeben habe, um meine jungen Sproßlinge zu sicherem Alter aufzuziehen, da kommt der Landmann, der uns alle zusammen abmählt und uns vor die Aue oder ins Feuer wirft.“

„Es ist wahr,“ sagte Anagelhyntje, „du bist auch unglücklich, armes Blümchen. — Ach da läuft eine Grille! Schau wie flink, wie schnell! Das muß ein prächtiges Leben sein.“

Aber da schoß plötzlich ein Vogel aus der Luft hernieder, der das flinke Grill-

chen in seinen Schnabel nahm und damit in die Höhe flog.

Anagelyntje wischte zwei Thränen aus seinen Augenlein und zog seine Mutter am Schwanz, um nach Haus zu gehen, doch sprach es kein Wort.

Die Muttin dachte bei sich selbst, daß die Lektion für ihr Kind noch nicht hinreichend sei, und sie führte es mit Absicht längs eines Baches. Da stand zwischen dem Gras ein schönes Maßliebchen, mit seinem Gesicht nach der Sonne gekehrt, und es blinkte aus der Ferne wie ein Stern am Himmel.

„Maßliebchen, bist du nicht glücklich,“ fragte Anagelyntje. Das Maßliebchen hob sein Köpfschen empor, um zu sehen, wer

da gesprochen habe, und dann antwortete es ganz betrübt:

„Glücklich? Alle Tage beißen die Rühe oder die Schafe meine Blümchen ab, oder sie treten mich ganz platt, daß ich mich kaum in drei Monaten davon erholen kann. — Du kannst noch laufen, um der Gefahr zu entfliehen; du hast Zähne, um dich zu vertheidigen — du kannst spazieren gehen; aber ich bin ein unglückliches Ding auf der Erde. Sieh' dort kommt der Schafhirt wieder mit seinen gesträgigen Thieren: ich befe schon vor Angst und Schrecken!“

„Ach du Arme!“ seufzte Anagelyntje, „du bist auch nicht glücklich!“

Sie gingen dann an den Bach, um daraus zu trinken. Anagelyntje sah da

einen Frosch im Wasser hin und her springen, und spielen, und tändeln, und gucken, daß es eine Freude war ihm zuzuschauen.

„Ich wünschte, daß ich ein Frosch wäre,“ sagte Anagelyntje: aber die Worte waren noch nicht aus seinem Munde, als plötzlich ein großer Hecht dahergeschossen kam, der das arme Quäckerchen todt biß und hinunterschluckte.

„Ach du Armer,“ seufzte Anagelyntje, „du bist auch nicht der Glücklichste.“

Und es zog wieder am Schwanz seiner Mutter, um nach Haus zurückzuführen.

Unterwegs kamen sie bei einer Kuh vorbei.

Anagelyntje besah sich das Thier von unten nach oben und sagte dann:

„Ehau, so groß möchte ich sein! Mit solchen Hörnern hat man nichts zu fürchten, und man kann ohne Angst den ganzen Tag in der Sonne sich belustigen, spielen und essen. Ich wünschte, daß ich eine Kuh wäre!“

„Nun, nun,“ sagte die Mattin, „frage sie einmal, ob sie glücklich ist.“

Anagelyntje grüßte die Kuh ganz demüthig und fragte dann:

„Madame von Butterlaer, vergieb uns unsere Neugierde, wir möchten gerne wissen, ob du glücklich bist.“

„Glücklich,“ rief die Kuh mit Verwunderung aus, „fragst du das mich? Ich bin das unglücklichste Thier von der Welt.“

„Du läufst doch frei auf der fetten Weide umher,“ bemerkte Anagelhyntje, „und du genießest alles was dein Herz verlangt.“

„Ja wohl,“ rief die Kuh, „man sieht es wohl, daß du unter der Erde gelebt hast. Du kennst unser schreckliches Schicksal nicht. Ich genieße hier gar nichts für mein eigenes Wohlsein: zu Hause erwartet mich schon die Dienstmagd, um mir zugleich mit der Milch das Futter, das ich genossen habe, abzusapfen; wir kommen auf die Welt, um unter dem Messer des Henkers zu sterben: von hundert Kühen aus meiner Verwandtschaft wurde neun und neunzig der Hals aufgeschnitten, und einer ist er geborsten: alle

meine Kinder wurden mauthlings ermerdet, und mit mir wartet man nur noch bis ich etwas älter bin, um mir auch den Kopf einzuschlagen. Findest du dieses Loos beneidenswerth?"

„Ach du Arme!“ seufzte Anagelyntje, „du bist noch die Allerglücklichste.“

Und Anagelyntje zog wieder am Schwanz seiner Mutter, um nach Haus zurückzulehren.

Unterwegs sahen sie von ferne einen Menschen, der mit Feld-Arbeit beschäftigt war.

Da sagte Anagelyntje:

„Mutter, der Mensch ist doch Meister über Alles. Er ist stark und fürchtet kein Thier auf der Welt, er allein ist glück-

lich. Ich wünschte, daß ich ein Mensch wäre!“

„Ja, Kind,“ antwortete die Mutter, „das läßt sich hören, aber daß die Menschen in Allem glücklich sind, glaube ich auch nicht.“

Während die Mutter so sprach, kamen sie in die Nähe des Mannes, und sie verbargen sich unter dem Gebüsch, um ihn zu besehen.

Er schwigte, daß die Tropfen von seiner Stirne herabrollten, und leuchte peinlich unter seiner schweren Arbeit.

Als er einige Zeit gearbeitet hatte, hielt er inne, um seine Stirne abzuwischen, und da hörte Anagelyntje wie er sagte:

Ach, was für ein unglücklich' Loos ist das meinige! Von Kindesbeinen bis ins Grab, immer arbeiten vom Morgen bis zum Abend! Schwitzen und krumm werden, schwarz Brod essen, vor Kälte erstarren und vor Hitze vergehen. Immer, immer arbeiten für Andere. Und wenn man etwas erübrigt hat, da kommt der Krieg: die Soldaten rauben das was wir haben, mißhandeln uns und stecken unsere Wohnung in Brand! Weh uns armen Leuten! wir schaffen unermüdlich für ein Stückchen Roggenbrod, während die reichen Leute vom Leben nichts kennen, als das Glück!"

„Ach du Armer,“ jammerte Anagelnytje, „du bist auch zu beklagen!"

Und Anagelyntje zog wieder am Schwanz seiner Mutter, um nach Haus zurückzukehren.

Aber unterwegs sagte es:

„Mutter, bis jetzt haben wir nur Unglückliche gesehen, und ich bekenne, daß es besser ist Nag zu sein. Aber der Mann, der dort auf dem Felde arbeitete, hat gesagt, daß die reichen Menschen vom Leben nichts kennen, als das Glück. Ach, wären wir auch reiche Menschen!“

„Ja,“ sagte die Mutter, „es ist deshalb doch nicht sicher, daß dieselben mehr Ursache haben zufrieden zu sein als wir. Es wird nun dunkel: wir können dorthin aufs Schloß gehen und horten, ob die reichen Leute glücklicher sind als die anderen.“

Komm, folge mir, ich kenne den Weg."

Sie gingen dann über die Brücke und krochen durch einen Abzugs-Canal bis in den großen Saal.

Da sahen sie den Herrn des Schlosses bei Tafel sitzen, die Beine auf zwei Stühle ausgestreckt.

Auf der Tafel standen alle Sorten von Lederbissen und volle Weinflaschen in allen Farben.

Anstatt zu essen und zu trinken, hielt der Herr seine Arme über seinem Kopf und gähnte sich beinahe die Backenknochen auseinander, so faul und so schläfrig war er.

Anagelyntje hörte, daß er sagte:

„Ach, ach wie ist mein Loos unglücklich! Da steht das leckerste Essen — und es ekelst mich an; da steht der beste Wein — und ich habe keine Lust davon zu trinken! Weil ich alle meine Gelüste verwirklichen kann, habe ich keine Gelüste mehr. O, wie beneide ich meine Knechte und Bauern, sie schlürfen an einer Schüssel Brei oder einem Stück Speck, daß sie vor Freude glänzen; sie lachen und singen nach der Arbeit, sie fühlen Kraft und Muth. Ich bin faul, und alles langweilt mich. Wozu dient es mir reich zu sein? Ich liege hier auf zwei Stühlen ausgestreckt und habe den Muth nicht aufzustehen, um mir irgend einen Zeitvertreib zu suchen. Besser wäre es

arm sein, dann würde mich die Noth zur Arbeit zwingen, und ich würde auch singen und fröhlich sein nach dem Tagewerk. Und dann, wird das schreckliche Bodagra wiederkommen; o! wie bin ich doch unglücklich."

Da zog Anagelyntje wieder am Schwanz seiner Mutter, um nach Haus zu gehen.

Als sie nun in die Höhle zurückgekehrt waren, fragte die Muttin ihr Kind:

„Nun, Anagelyntje, wirst du nun noch murren und unzufrieden sein mit deinem Schicksal?"

„Ach nein, Mutter," antwortete Anagelyntje, „ich sehe wohl, daß du mir die Wahrheit gesagt hast: jeder hat auf

der Welt sein Glück und sein Unglück,
und es ist vielleicht noch besser Rap ge-
boren zu sein, als irgend etwas Anderes.
Ich will nicht mehr klagen, Mutter.“

Anagelyntje war nun zufrieden und
es wurde so fett und so dick wie ein klei-
ner Dachs.

Und da kam ein Ferkel mit einer lan-
gen Schnauz' — und die Geschichte
ist aus.

Und nun, Kinder, kommt, jetzt gehen
wir nach oben und wollen unser Abend-
gebeten beten und schlafen. Dankt un-
serm Herrn für das Gute, das Er euch

geschenkt hat, und beneidet nicht eines
Anderen Glück. —

Morgen will ich euch, wenn ihr brav
seid, erzählen vom Nitsel-Fritzel und vom
Anüppelchen aus dem Sack. Kommt
jetzt!

Ende.